

PETER
FRANKOPAN

LICHT AUS DEM OSTEN

EINE
NEUE GESCHICHTE
DER WELT

«Es sind viele Bücher geschrieben worden, die behaupten,
«Eine neue Geschichte der Welt» zu sein. Dieses hier
verdient den Titel voll und ganz.» The Times

Peter Frankopan

Licht aus dem Osten

Eine neue Geschichte der Welt

Aus dem Englischen von
Michael Bayer und Norbert
Juraschitz

Über dieses Buch

«‹Eine neue Geschichte der Welt› – dieses Buch verdient den Titel voll und ganz.»

Peter Frankopan lehrt uns, die Geschichte neu zu sehen – indem er nicht Europa, sondern den Nahen und Mittleren Osten

zum Ausgangspunkt macht.
Hier entstanden die ersten
Hochkulturen und alle drei
monotheistischen
Weltreligionen; ein Reichtum
an Gütern, Kultur und Wissen,
der das Alte Europa seit jeher
sehnsüchtig nach Osten blicken
ließ. Frankopan erzählt von
Alexander dem Großen, der
Babylon zur Hauptstadt seines
neuen Weltreichs machen
wollte; von Seide, Porzellan und

Techniken wie der
Papierherstellung, die über die
Handelswege der Region
Verbreitung fanden; vom
Sklavenhandel mit der
islamischen Welt, der Venedig
im Mittelalter zum Aufstieg
verhalf; von islamischen
Gelehrten, die das antike
Kulturerbe pflegten, lange
bevor Europa die Renaissance
erlebte; von der Erschließung
der Rohstoffe im

19. Jahrhundert bis hin zum Nahostkonflikt. Schließlich erklärt Frankopan, warum sich die Weltpolitik noch heute in Staaten wie Syrien, Afghanistan und Irak entscheidet.

Peter Frankopan schlägt einen weiten Bogen, und das nicht nur zeitlich: Er rückt zwei Welten zusammen, Orient und Okzident, die historisch viel enger miteinander verbunden sind, als wir glauben. Ein so

fundiertes wie packend
erzähltes Geschichtswerk, das
wahrhaft die Augen öffnet.

Über Peter Frankopan

Peter Frankopan, geboren 1971, zählt zu den profiliertesten jüngeren Historikern Großbritanniens. Er ist Leiter des Zentrums für Byzantinische Studien an der Universität Oxford und äußert

sich als Experte für die
Geschichte des Nahen und
Mittleren Ostens regelmäßig in
der internationalen Presse –
auch zu den aktuellen
Entwicklungen in der Region.
«Licht aus dem Osten» führte in
Großbritannien die
Bestsellerlisten an.

Inhaltsübersicht

Widmung

Motto

Vorwort

**Erstes Kapitel Wo alles
seinen Anfang nimmt -
die Mitte der Welt**

**Zweites Kapitel Wege
zur Erleuchtung - der**

Wettlauf der Religionen

Drittes Kapitel Rom

**liegt jetzt im Osten - das
neue christliche Reich**

Viertes Kapitel Zeiten

**des Aufruhrs - die
revolutionäre
Offenbarung**

Fünftes Kapitel Von

**Mekka bis Cordoba - der
Siegeszug des Islam**

Sechstes Kapitel

**Schätze der Steppe - der
neue Welthandel**

Siebtes Kapitel Was

West und Ost

verbindet - der lange

Weg der Sklaven

Achtes Kapitel Kein

Paradies auf Erden - das

Zeitalter der Kreuzzüge

Neuntes Kapitel

**Herrschaft der
Nomaden - das
mongolische Großreich**

Tafelteil eins

**Zehntes Kapitel Der
Schwarze Tod - von
Entdeckungen und
Katastrophen**

**Elftes Kapitel Wo das
Gold lockt - die
Eroberung der Neuen**

Welt

**Zwölftes Kapitel Zu Gast
bei Osmanen, Persern
und Moguln - der neue
Reichtum des Ostens**

**Dreizehntes Kapitel
Herrscher der Meere -
die Handelsmächte des
Nordens**

**Vierzehntes Kapitel Von
East India bis New**

England - das britische Weltreich

**Fünfzehntes Kapitel Ein
Bär zieht in den Süden -
der Streit um Persien**

**Sechzehntes Kapitel Auf
stählernen Gleisen gen
Osten - der Weg in den
Krieg**

**Siebzehntes Kapitel
Schwarzes Gold - das**

«Große Spiel» im Osten

Achtzehntes Kapitel

**Quellen der Macht - die
neuen Wege des Öls**

Neunzehntes Kapitel

Deutscher

Machthunger - die

Kornkammern des

Ostens

Zwanzigstes Kapitel

Schwarze Erde, rotes

Blut - der Völkermord

Einundzwanzigstes

Kapitel Scheidepunkt

Iran - wo der Kalte

Krieg beginnt

Zweiundzwanzigstes

Kapitel Ein Riss durch

den Osten - die Rivalität

der Supermächte

Dreiundzwanzigstes

Kapitel

**Spielverlängerung - der
Kampf um die
Vormachtstellung**

**Vierundzwanzigstes
Kapitel Verlorene
Wetten - der Iran und
seine Nachbarn**

Tafelteil zwei

**Fünfundzwanzigstes
Kapitel Die neuen
Kreuzritter - der falsche**

Krieg gegen den Terror

Schluss Licht aus dem

Osten - der

Wiederaufstieg der

Seidenstraßen

Literatur

Personen

Dank

Bildnachweis

*Für Katarina, Flora, Francis
und Luke*

Dann hielten wir uns im
Lande eines Türkenvolkes auf
... Wir haben eine Gruppe
gesehen, die die Schlangen
anbetet, und eine Gruppe, die
die Fische anbetet, und eine
Gruppe, die Kraniche
anbetet.

Ibn Fadlāns Reise zu den
Wolgabulgaren

Ich, der Priester Johannes,
bin Herr über die
Herrschenden, und rage
hervor in allen Reichtümern,
die unter dem Himmel sind,
an Tugend und Macht über
alle Könige dieser Erde ...
Unser Land fließt über von
Milch und Honig. In meinem
Land schaden keine Gifte und
quakt kein schwatzhafter
Frosch, kein Skorpion ist
dort, keine Schlange kriecht

durchs Gras.

Angeblicher Brief des

Priesterkönigs Johannes nach Rom
und Konstantinopel,

12. Jahrhundert

Er hat einen großen Palast,
mit einem Dach aus reinem
Gold.

Notizen von Christoph Kolumbus
über den Großkhan des Ostens,
Ende des 15. Jahrhunderts

Wenn wir keine
vergleichsweise kleinen
Opfer bringen und unsere
Politik in Persien jetzt
ändern, werden wir zugleich
unsere Freundschaft mit
Russland aufs Spiel setzen
und in relativ naher Zukunft
... eine Situation vorfinden, in
der unsere eigene Existenz
als Empire in Gefahr sein
wird.

Sir George Clerk an Sir Edward

Grey, britischer Außenminister,
21. Juli 1914

Der Präsident würde auch
dann gewinnen, wenn wir nur
hier herumsitzen und nichts
tun würden.

Stabschef von Nursultan
Nasarbajew, Präsident von
Kasachstan, unmittelbar vor den
Wahlen von 2005

Vorwort

Als ich ein kleiner Junge war,
zählte eine große Weltkarte zu
meinen wertvollsten
Besitztümern. Sie war an die
Wand neben meinem Bett
geheftet, und ich studierte sie
jeden Abend vor dem
Schlafengehen aufmerksam.

Schon bald hatte ich mir die Namen und die Lage aller Länder eingeprägt, von denen ich mir die Hauptstädte merkte, sowie sämtliche Ozeane und Meere und die Flüsse, die in sie fließen. Die kursiv gedruckten Namen der großen Gebirgsketten und Wüsten fesselten mich, sie verhiessen Abenteuer und Gefahr.

Als Teenager ärgerte ich mich dann immer mehr über

den gnadenlos engen
geographischen Fokus des
Schulunterrichts, der sich auf
Westeuropa und die
Vereinigten Staaten
konzentrierte und den Rest der
Welt größtenteils gar nicht
berührte. Wir hörten von den
Römern in Britannien, von der
normannischen Eroberung im
Jahr 1066, von Heinrich VIII.
und den Tudors, dem
Amerikanischen

Unabhängigkeitskrieg, der Industrialisierung im viktorianischen Zeitalter, der Schlacht an der Somme und dem Aufstieg und Fall des NS-Regimes. Ich schaute mir immer wieder die Karte an und sah riesige Regionen der Welt, die einfach völlig übergangen wurden.

Zu meinem vierzehnten Geburtstag schenkten mir meine Eltern ein Buch des

Anthropologen Eric Wolf, das buchstäblich das Feuer in mir entfachte. Die akzeptierte und träge Geschichte der Zivilisation, so Wolf, halte sich an die Version, «wonach das antike Griechenland das alte Rom hervorgebracht hat, Rom wiederum das christliche Europa, das christliche Europa die Renaissance, die Renaissance die Aufklärung, und die Aufklärung politische

Demokratie sowie die industrielle Revolution. Die Industrie wiederum soll – nachdem sie sich mit der Demokratie vermählt hat – die Vereinigten Staaten von Amerika gezeugt haben, die bekanntlich das Recht auf Leben und Freiheit sowie das Streben nach Glück verkörpern.»^[1] Ich erkannte sofort, dass das genau die

Geschichte war, die man mir erzählt hatte: das Mantra des politischen, kulturellen und moralischen Triumphs des Westens. Dabei hatte diese Version etliche Mängel; es gab andere Möglichkeiten, die Geschichte zu betrachten – Sichtweisen, die die Vergangenheit nicht aus der Perspektive des Siegers der jüngsten Geschichte wiedergaben.

Ich war begeistert. Auf einmal war offensichtlich, dass die Regionen, über die wir nichts erfuhren, verlorengegangen waren, erstickt von der uns hartnäckig eingebläuten Story vom Aufstieg Europas. Ich flehte meinen Vater an, mit mir die Hereford Mappa Mundi zu besichtigen, eine Weltkarte, die Jerusalem in den Mittelpunkt der Erde rückte, während

England und andere westliche
Länder an den Rand verwiesen
wurden und so gut wie keine
Bedeutung hatten. Als ich von
arabischen Geographen las,
deren Arbeiten Karten
beigelegt waren, die auf den
Kopf gestellt schienen und das
Kaspische Meer zum
Mittelpunkt hatten, war ich
ebenfalls fasziniert – genau wie
in dem Moment, als ich von
einer bedeutenden

mittelalterlichen Karte in Istanbul hörte, die eine Stadt namens Balasagun im Zentrum zeigte. Von dieser Stadt hatte ich noch nie gehört, sie erschien auf keiner aktuellen Karte, und bis vor kurzem war ihre frühere Lage nicht genau bekannt; dennoch galt sie einst als das Zentrum der Welt. ^[2]

Nun wollte ich mehr über Russland und Zentralasien

wissen, über Persien und Mesopotamien. Ich wollte die Ursprünge des Christentums vom asiatischen Kontinent aus begreifen und wollte wissen, wie all die Menschen, die in den großen Städten des Mittelalters lebten, etwa in Konstantinopel, Jerusalem, Bagdad und Kairo, die Kreuzzüge wahrnahmen. Ich wollte etwas über die großen Imperien des Ostens erfahren, über die Mongolen

und ihre Eroberungen, und verstehen, welchen Eindruck die Weltkriege hinterließen, wenn man sie nicht von Flandern oder von der Ostfront aus betrachtete, sondern von Afghanistan und Indien aus.

Ich hatte das große Glück, dass mir die Schule Gelegenheit bot, Russisch zu lernen. Mein Lehrer war Dick Haddon, ein brillanter Mann, der in der Marineaufklärung

gedient hatte und glaubte, dass man die russische Sprache und *duscha* (Seele) am besten über ihre umfassende Literatur und Volksmusik verstand. Und ich hatte noch größeres Glück, als er anbot, allen Interessierten Arabischunterricht zu geben. Ein halbes Dutzend von uns machte er so mit der islamischen Kultur und Geschichte vertraut, und er führte uns die Schönheit des

klassischen Arabisch vor
Augen. Diese Sprachen
eröffneten eine Welt, die nur
auf ihre Entdeckung wartete –
genauer, wie ich schon bald
erkannte, auf ihre
Wiederentdeckung durch uns
im Westen.

Heute setzt man sich intensiv
mit den absehbaren Folgen des
raschen Wirtschaftswachstums
in China auseinander, wo sich

die Nachfrage nach Luxusgütern Voraussagen zufolge im kommenden Jahrzehnt vervierfachen wird, oder mit dem sozialen Wandel in Indien, wo mehr Menschen Zugang zu einem Mobiltelefon als zu einer Toilette mit Wasserspülung haben.^[3] Aber keines der beiden Themen bietet einen guten Ansatzpunkt, um die

Vergangenheit und Gegenwart der Welt zu erforschen. Jene Region, die zwischen dem Osten und dem Westen lag und die Europa mit dem Pazifik verband, bildete in Wirklichkeit jahrtausendelang die Achse, um die sich der Erdball drehte.

Diese mittlere Region zwischen Ost und West, die sich grob vom östlichen Ufer des Mittelmeers und vom Schwarzen Meer bis zum

Himalaya erstreckt, mag als Ausgangspunkt für die Beurteilung der Welt wenig verheißungsvoll erscheinen. Heutzutage beheimatet sie Staaten, die den Eindruck von Exotik und hinterster Provinz wecken, wie Kasachstan und Usbekistan, Kirgisistan und Turkmenistan, Tadschikistan und die Länder des Kaukasus; gemeinhin wird diese Region mit instabilen, gewalttätigen

Regimen in Verbindung gebracht, die eine Gefahr für die internationale Sicherheit darstellen, wie Afghanistan, Iran, Irak und Syrien, oder die wenig Erfahrung mit demokratischen Gepflogenheiten haben, wie Russland und Aserbaidschan. Alles in allem handelt es sich dem Anschein nach um eine Region, in der eine Reihe gescheiterter oder im

Scheitern begriffener Staaten liegt, angeführt von Diktatoren, die bei landesweiten Wahlen unglaublich hohe Zustimmung erhalten und deren Familien und Freunde eigene Interessen durchzusetzen verstehen, riesige Vermögen besitzen und politische Macht ausüben. Es sind Staaten, in denen Menschenrechte häufig mit Füßen getreten werden, in denen die freie

Meinungsäußerung in
Angelegenheiten des Glaubens,
des Gewissens und der
sexuellen Orientierung
eingeschränkt ist und die
Regierung diktiert, was in der
Presse erscheinen darf und was
nicht. [4]

Uns im Westen mögen diese
Länder barbarisch erscheinen,
aber sie sind keineswegs tiefste
Provinz, kein unbekanntes

Ödland. Genau genommen bildet die Brücke zwischen Ost und West exakt die Schnittstelle der Zivilisation. Diese Länder liegen nicht an der Peripherie der Weltpolitik, sondern mitten in ihrem Zentrum – und das schon seit Beginn der Geschichte. Hier finden wir die Wiege der Zivilisation, und viele glauben, dass hier sogar der Mensch erschaffen wurde: im Garten

Eden, den «Gott der Herr pflanzte» mit «allerlei Bäumen, verlockend anzusehen und gut zu essen» und von dem gemeinhin angenommen wird, dass er in den fruchtbaren Landschaften zwischen Euphrat und Tigris lag. [5]

An dieser Schnittstelle von Ost und West wurden vor fast fünftausend Jahren große Metropolen gegründet; die

Städte Harappa und Mohenjo-Daro im Indus-Tal waren Wunder des Altertums, mit Zehntausenden von Einwohnern und Straßen, die über ein hochentwickeltes Kanalisationssystem miteinander verbunden waren, wie man es in Europa noch Jahrtausende später nicht kannte.^[6] Weitere Zentren der Zivilisation, wie Babylon,

Ninive, Uruk und Akkad in Mesopotamien, waren berühmt für ihre Pracht und architektonischen Innovationen. Ein chinesischer Geograph, der vor über zweitausend Jahren schrieb, hielt fest, dass die Bewohner von Baktrien, das südlich des Flusses Oxus (Amudarja) im heutigen Norden Afghanistans liegt, legendäre Unterhändler und Kaufleute waren. Ihre

Hauptstadt beherbergte einen Markt, auf dem eine riesige Vielfalt an Erzeugnissen angeboten wurde, die von fern hergeschafft worden war.^[7]

In dieser Region sind die großen Weltreligionen entstanden; hier haben das Judentum, das Christentum, der Islam, der Buddhismus und der Hinduismus miteinander gerungen. Dies ist der

Schmelztiegel, in dem Sprachgruppen miteinander wetteiferten, indoeuropäische, semitische und sinotibetische Sprachen neben den altaischen, türkischen und kaukasischen zu hören waren. Hier wurden große Imperien errichtet und zu Fall gebracht; die Nachwirkungen des Zusammenstoßes von Kulturen und rivalisierenden Mächten waren noch in Tausenden

Kilometern Entfernung zu spüren. Versetzt man sich in diese Region zurück, eröffnen sich neue Möglichkeiten, die Vergangenheit zu betrachten. Es zeigt sich eine Welt, in der die Geschehnisse auf einem Kontinent Auswirkungen auf einem anderen hatten, in der die Folgen dessen, was sich in den Steppen Zentralasiens ereignete, noch in Nordafrika zu spüren waren, in der sich

Ereignisse in Bagdad bis nach Skandinavien auswirkten, in der Entdeckungen in Amerika die Preise für Waren in China beeinflussten und die Nachfrage auf dem Pferdemarkt in Nordindien in die Höhe trieben.

Diese Erschütterungen breiteten sich entlang eines Netzwerks aus, das sich in alle Himmelsrichtungen erstreckte, über Routen, auf denen Pilger

und Krieger, Nomaden und Kaufleute reisten, Waren und Produkte erworben und verkauft wurden und auf denen Ideen ausgetauscht, verändert und verfeinert wurden. Sie haben Wohlstand gebracht, aber auch Tod und Gewalt, Krankheiten und Katastrophen. Im späten 19. Jahrhundert gab der berühmte deutsche Geograph Ferdinand von Richthofen (der Onkel des

Roten Barons aus dem Ersten Weltkrieg) diesem weitläufigen Netz einen Namen, der haften geblieben ist:

«Seidenstraßen». ^[8]

Diese Handelswege dienen als das zentrale Nervensystem der Welt, das Menschen und Orte miteinander verbindet, aber unter der Oberfläche liegt, für das bloße Auge unsichtbar. So wie die Anatomie die

Funktionsweise des Körpers
erklärt, hilft uns das
Verständnis dieser
Verbindungen, die
Funktionsweise der Welt
nachzuvollziehen. Und doch ist
dieser Teil der Welt,
ungeachtet seiner Bedeutung,
vom Mainstream der
Geschichtsschreibung
vergessen worden. Das liegt
nicht zuletzt an jener
Strömung, die man

«Orientalismus» nennt – einer aufdringlichen und überwiegend abwertenden Sichtweise des Ostens: Dieser sei kaum entwickelt und dem Westen unterlegen, ebendeshalb lohne es sich auch nicht, sich ernsthaft mit ihm zu beschäftigen.^[9] Ein weiterer Grund für das Vergessen liegt darin, dass die gängige Lesart der Geschichte mittlerweile so

dominant und etabliert ist, dass kein Platz ist für eine Region, die als nebensächlich für den Aufstieg Europas und der westlichen Gesellschaft gilt.

Heute sind Dschalalabad und Herat in Afghanistan, Falludscha und Mossul im Irak oder Homs und Aleppo in Syrien oftmals Synonyme für religiösen Fundamentalismus und sektiererische Gewalt. Die Gegenwart hat die

Vergangenheit fortgespült: Die Tage sind vorbei, als der Name Kabul Bilder von den Gärten heraufbeschwor, die der große Babur, der Gründer des Mogulreichs in Indien, anlegte und pflegte. Zu dem sogenannten *Bagh-i-Wafa* (Garten der Treue) gehörte eine Wiese voller Klee und ein Teich, der von Orangen- und Granatapfelbäumen umgeben war – worauf Babur

außerordentlich stolz war:
«Dieser Platz ist der schönste
im Garten. In Zeiten, wenn die
Orangen sich färben, zeigt sich
seine ganze Pracht. Wirklich,
dieser Garten ist wunderbar
schön gelegen.»^[10]

Ebenso verschleiern die
heutigen Eindrücke vom Iran
seinen einstigen Ruhm, als
seine persischen Vorläufer der
Inbegriff für guten Geschmack

waren, von den bei Tisch
servierten Früchten über die
verblüffend exakten
Miniaturporträts, die ihre
legendären Künstler
gestalteten, bis hin zu dem
Papier, auf das die Gelehrten
schrieben. Ein als wunderschön
geltendes Werk, verfasst um
1400 von Simi Nischaburi,
einem Bibliothekar aus
Mashhad im Osten des Iran,
dokumentiert ausführlich den

Ratschlag eines
Buchliebhabers, der dessen
Leidenschaft teilte: Jeder, der
sich anschicke zu schreiben, rät
dieser feierlich, möge
beherzigen, dass das beste
Papier für Kalligraphie in
Damaskus, Bagdad oder
Samarkand hergestellt werde.
Papier aus anderen Orten sei
«für gewöhnlich rau, es
schmiere und sei nicht
haltbar». Ferner solle man

beachten, dass es sich lohne,
dem Papier einen leichten
Farbton zu geben, ehe man
Tinte darauf verwende, «weil
Weiß den Augen weh tut und
die kalligraphischen
Meisterwerke, die bislang
bekannt sind, alle auf getöntem
Papier angefertigt wurden».^[11]

Orte, deren Namen heute so
gut wie vergessen sind, waren
einst Zentren von Macht und

Einfluss. Nehmen wir etwa
Merw, im heutigen
Turkmenistan gelegen, das ein
Geograph des 10. Jahrhunderts
als eine «entzückende,
reizende, elegante, brillante,
weitreichende und angenehme
Stadt» und als die «Mutter der
Welt» beschrieb; oder Ray,
nicht weit vom heutigen
Teheran, das einem Schreiber
um die gleiche Zeit so prächtig
erschien, dass er die Stadt als

den «Bräutigam der Erde» und das «schönste Geschöpf» der Welt beschrieb.^[12] Über den Rücken des asiatischen Kontinents verstreut, waren diese Städte wie Perlen auf einer Schnur aufgereiht, die den Pazifik mit dem Mittelmeer verband.

Die städtischen Zentren spornten sich gegenseitig an, und die Rivalität unter den

Herrschern und Eliten gab den Anstoß zum Bau von immer ambitionierterer Architektur und immer spektakuläreren Monumenten. Bibliotheken, Orte des Gebets, Kirchen und Observatorien von gigantischen Ausmaßen und Einfluss auf die Kultur entstanden in der ganzen Region und verbanden Konstantinopel mit Damaskus, Isfahan, Samarkand, Kabul und Kaschgar. Städte wie diese

wurden zur Heimat
herausragender Gelehrter, die
auf ihren Gebieten
bahnbrechende Entdeckungen
machten. Nur eine Handvoll
dieser Pioniere kennt man noch
heute, Männer wie Ibn Sina,
besser bekannt als Avicenna,
oder al-Biruni und al-
Chwarizmi, große Forscher der
Astronomie und der Medizin.
Vor Beginn der frühen Neuzeit
lagen die herausragenden

Geisteszentren der Welt, die
Oxfords und Cambridges, die
Harvards und Yales,
jahrhundertlang weder in
Europa noch im weiteren
Westen, sondern in Bagdad und
Balch, Buchara und Samarkand.

Dass sich die Kulturen,
Städte und Völker entlang der
Seidenstraße beständig
weiterentwickelten, hat seinen
Grund: Während sie Handel
trieben und Ideen

austauschten, lernten sie voneinander und regten weitere Fortschritte in der Philosophie, der Naturwissenschaft, Sprache und Religion an. Fortschritt war unerlässlich, wie ein Herrscher des Königreichs Zhao im Nordosten Chinas am äußersten Rand Asiens schon vor über zweitausend Jahren allzu gut wusste. «Ein Talent, den Pfaden von gestern zu

folgen», erklärte König Wu-ling im Jahr 307 v. Chr., «reicht nicht aus, um die Welt von heute zu verbessern.»^[13]

Führende Persönlichkeiten der Vergangenheit begriffen sehr wohl, wie wichtig es war, stets auf der Höhe der Zeit zu bleiben.

Zwei große Seeexpeditionen am Ende des 15. Jahrhunderts führten jedoch dazu, dass sich

der Hort des Fortschritts in der frühen Neuzeit verschob.

Binnen sechs Jahren wurde nach 1492 das Fundament für eine massive Störung im Rhythmus der seit langem etablierten Austauschsysteme gelegt. Zuerst überquerte Christoph Kolumbus den Atlantik und machte damit den Weg frei für die Vereinigung zweier großer Landmassen, die bislang unberührt geblieben

waren, mit Europa und anderen Teilen der Welt; wenige Jahre danach umrundete Vasco da Gama die Südspitze Afrikas und segelte weiter nach Indien.

Völlig neue Seewege wurden erschlossen. Die Entdeckungen veränderten die Muster der Interaktion und des Handels und sorgten für eine beträchtliche Verschiebung im politischen und wirtschaftlichen Gravitationszentrum der Welt.

Schlagartig verwandelte sich Westeuropa von einer regionalen Provinz zum Dreh- und Angelpunkt eines sich ausweitenden Kommunikations-, Verkehrs- und Handelssystems: Es wurde zum neuen Mittelpunkt zwischen Ost und West.

Der Aufstieg Europas löste einen erbitterten Machtkampf aus – und ein Ringen um die Kontrolle über die

Vergangenheit. Während sich die Rivalen miteinander maßen, wurde die Geschichte neu geschrieben, wobei jene Ereignisse, Motive und Ideen hervorgehoben wurden, die sich in der ideologischen Auseinandersetzung einsetzen ließen, die neben dem Kampf um Ressourcen und die Beherrschung der Seewege tobte. Büsten von führenden Politikern und Generälen

wurden angefertigt, auf denen sie eine Toga trugen und wie alte römische Helden aussahen; Gebäude wurden im prunkvollen, klassischen Stil errichtet, der sich den Ruhm der Antike zu eigen machte, als seien die Römer unmittelbare Vorläufer. Die Geschichte wurde verdreht und manipuliert, bis eine sich hartnäckig haltende Version entstand, der zufolge der

Aufstieg des Westens nicht nur naturgemäß und unvermeidlich war, sondern auch das fortsetzte, was inzwischen verlorengegangen war.

Viele Geschichten brachten mich dazu, die Vergangenheit unserer Welt anders zu betrachten. Eine beeindruckte mich besonders: Nach der griechischen Mythologie ließ Zeus, der Göttervater, zwei

Adler frei, an jedem Ende der Erde einen, und gebot ihnen, aufeinander zuzufliegen. Auf die Stelle, an der sich die beiden Adler trafen, legte Zeus einen heiligen Stein, den sogenannten *omphalos* – Nabel der Welt –, der die Kommunikation mit dem Göttlichen ermöglichte. Erst später erfuhr ich, dass die Vorstellung dieses Steins Philosophen und

Psychoanalytiker schon sehr lange faszinierte. ^[14]

Ich weiß noch, wie ich meine Karte anstarrte, als ich diese Sage zum ersten Mal hörte, und mich fragte, wo sich die Adler wohl getroffen haben mochten. Ich stellte mir vor, wie sie von der Atlantikküste im Westen und von der chinesischen Pazifikküste im Osten abhoben und

landeinwärts flogen. Die genaue Position variierte, je nachdem, wo ich mit den Fingern anfang, die gleiche Entfernung vom Ost- und vom Westrand zu messen. Aber ich landete immer irgendwo zwischen dem Schwarzen Meer und dem Himalaya. Nächtelang lag ich wach im Bett und grübelte über die Karte, die Adler des Zeus und die Geschichte einer Region, die in

den Büchern, die ich las, mit keinem Wort erwähnt wurde – ja nicht einmal einen Namen hatte.

Vor nicht allzu langer Zeit teilten die Europäer den asiatischen Kontinent grob in drei Zonen ein: den Nahen, den Mittleren und den Fernen Osten. Aber wann immer ich in all den Jahren von den aktuellen Problemen gehört oder gelesen habe, kam es mir

so vor, als habe die zweite Zone, der Mittlere Osten oder zumindest das, was im angelsächsischen Raum als *Middle East* bezeichnet wird, eine neue Bedeutung und sogar Verortung bekommen. Für gewöhnlich bezeichnen Angloamerikaner damit heute Israel, Palästina und deren Umgebung, gelegentlich auch den Persischen Golf. Mir wollte einfach nicht in den Kopf,

warum mir ständig erzählt wurde, wie wichtig das Mittelmeer als Wiege der Zivilisation gewesen sei, wo doch auf der Hand lag, dass die Zivilisation nicht hier entstanden war. Der eigentliche Schmelztiegel, der «mediterrane Raum» im wörtlichen Sinn – die Mitte der Erde –, war nicht ein Meer, das Europa und Nordafrika voneinander trennte, sondern

lag mitten auf dem asiatischen Kontinent.

Ich hoffe, es gelingt mir, andere zu ermuntern, Völker und Orte zu studieren, die über Generationen hinweg von den Gelehrten ignoriert wurden, indem ich neue Fragen aufwerfe und neue Forschungsfelder eröffne. Dabei will ich erreichen, dass Binsenweisheiten in Frage gestellt und kritisch überprüft

werden. Vor allem möchte ich die Leser dieses Buches dazu inspirieren, die Geschichte einmal auf andere Weise zu betrachten.

Erstes Kapitel

Wo alles seinen Anfang nimmt - die Mitte der Welt

Seit Beginn der
Menschheitsgeschichte lag jene
Region, in der Reiche
gegründet wurden, im Osten.
Die Tiefebene Mesopotamiens

mit dem Schwemmland von Euphrat und Tigris lieferte den Nährboden für die Zivilisation – in ebendieser Region nahmen die allerersten Städte und Metropolen Gestalt an. Die systematische Landwirtschaft wurde in Mesopotamien und im ganzen «fruchtbaren Halbmond» entwickelt, einem Streifen mit außerordentlich ertragreichem Boden und reichlich Wasser, der sich vom

Persischen Golf bis zum Mittelmeer erstreckte. Hier wurden vor fast viertausend Jahren auch die ersten dokumentierten Gesetze verbreitet. Hammurabi, der König von Babylon, erlegte seinen Untertanen detaillierte Pflichten auf und verhängte grausame Strafen für Verstöße.

[1]

Aus diesem Schmelztiegel gingen unzählige Königreiche

und Imperien hervor, das größte aber war das Reich der Perser. Ihnen gelang es im 6. Jahrhundert v. Chr., ausgehend von einem Kernland, das im heutigen südlichen Iran liegt, ihre Nachbarn unter ihren Einfluss zu bringen. Sie erreichten die Küste des Ägäischen Meeres, eroberten Ägypten und drangen im Osten bis zum Himalaya vor. Diesen Erfolg

verdankten sie laut dem griechischen Historiker Herodot vor allem ihrer Offenheit: «Kein Volk ist fremden Sitten so zugänglich wie das persische», schrieb er. Die Perser seien bereit, ihre eigene Art, sich zu kleiden, aufzugeben, wenn sie zu dem Schluss gelangten, dass die Mode eines besiegten Gegners eleganter sei. Deshalb hätten sie Stile der Meder ebenso wie

der Ägypter übernommen.^[2]

Die Bereitschaft, sich neue Ideen und Methoden anzueignen, war ein wesentlicher Faktor für den Aufbau eines Verwaltungsapparats, der es ermöglichte, ein Reich, dem viele verschiedene Völker angehörten, möglichst konfliktfrei zu regieren. Eine Bürokratie mit hochgebildeten

Bediensteten beaufsichtigte die effiziente Verwaltung alltäglicher Angelegenheiten, dokumentierte alle Vorgänge von den Zahlungen an Arbeiter, die im königlichen Haushalt dienten, bis hin zur Bewertung der Qualität und Menge der auf Märkten gehandelten Waren. Die Bediensteten waren auch für die Instandhaltung und Reparatur eines das gesamte Reich umfassenden

Straßennetzes zuständig, um das das ganze Altertum die Perser beneidete. [3]

Dieses Straßennetz, das die Küste Kleinasiens mit Babylon, Susa und Persepolis verband, erlaubte es, eine Entfernung von über zweitausendfünfhundert Kilometern im Laufe einer Woche zurückzulegen – eine Leistung, über die Herodot nur

staunte. Er wies darauf hin,
dass weder Schnee noch
Regen, weder Hitze noch
Dunkelheit die rasche
Übermittlung von Botschaften
verhindern konnten.^[4]

Investitionen in die
Landwirtschaft und die
Entwicklung innovativer
Bewässerungstechniken, die
den Ernteertrag erhöhten,
trugen das Ihre dazu bei, das

Wachstum der Städte zu fördern. Erst dadurch wurde es möglich, immer größere Bevölkerungen mit Hilfe der umliegenden Felder zu ernähren – und zwar nicht nur in den reichen Ackerbaugebieten an den Ufern von Euphrat und Tigris, sondern auch in den Tälern, die durch die mächtigen Ströme Oxus und Laxartes (heute Amudarja und Syrdarja)

gespeist wurden, oder im Nildelta nach der Eroberung durch persische Truppen im Jahr 525 v. Chr. Das Persische Reich war ein Land des Überflusses, das den Mittelmeerraum mit dem Herzen Asiens verband.

Persien präsentierte sich als Garant für Stabilität und fairen Umgang, wie eine dreisprachige Inschrift belegt, die in eine Felswand bei

Behistun gehauen ist. Auf
Altpersisch, Elamisch und
Akkadisch dokumentieren die
Zeichen, wie Dareios der
Große, einer der berühmtesten
persischen Herrscher, Revolten
und Aufstände niederschlug,
fremde Eindringlinge vertrieb
und weder den Armen noch
den Mächtigen jemals Unrecht
tat. Haltet das Land sicher,
mahnt die Inschrift, und
kümmert euch rechtschaffen

um das Volk, denn
Gerechtigkeit ist die Grundlage
des Königreichs.^[5] Die
Toleranz gegenüber
Minderheiten war geradezu
legendär. Ein Vorgänger von
Dareios, Kyros II., wurde gar
als «Messias» bezeichnet und
als derjenige, den der «Herr,
der Gott des Himmels»
gesegnet habe – eine Folge
seiner politischen Maßnahmen,

zu denen etwa die Befreiung der Juden aus dem babylonischen Exil zählte.^[6]

Der Handel im alten Persien spülte Einnahmen in die Schatulle, die es den Herrschern ermöglichten, Kriegszüge gegen ausgewählte Orte zu finanzieren, die wiederum die Ressourcen des Reiches mehrten. Darüber hinaus konnten sich die Perser

auf diese Weise bekanntlich
einen auserlesenen Geschmack
leisten. Spektakuläre Bauten
wurden in den riesigen Städten
Babylon, Persepolis,
Pasargadae und Susa errichtet,
wo König Dareios mit dem
hochwertigsten Ebenholz und
Silber aus Ägypten sowie
Zedern aus dem Libanon,
Blattgold aus Baktrien,
Lapislazuli und Zinnober aus
Sogdien, Türkis aus

Choresmien und Elfenbein aus Indien einen prächtigen Palast baute.^[7] Die Perser waren berühmt für ihren Hang zu Vergnügungen. Laut Herodot mussten sie nur von einem neuen Luxusartikel hören, und schon wollten sie ihn selbst besitzen.^[8]

Dieses kommerzielle Gemeinwesen stützte sich auf ein aggressives Militär, das die

Grenzen ausdehnte, aber auch zu verteidigen hatte. Im Norden, einer Gegend, die von Nomaden dominiert wurde, drohte unablässig Gefahr. Diese Völker lebten mit ihren Viehherden in den semiariden Grasgürteln, den sogenannten Steppen, die sich vom Schwarzen Meer quer durch Zentralasien bis zur Mongolei hinzogen. Sie waren für ihre Grausamkeit berüchtigt: Dem

Vernehmen nach tranken sie das Blut ihrer Feinde und fertigten aus deren Skalps Kleider; einige verzehrten angeblich das Fleisch ihrer eigenen Väter.

Dennoch fand mit den Nomaden ein vielschichtiger Austausch statt, denn obwohl sie oftmals als unberechenbar beschrieben wurden, waren sie wichtige Handelspartner für die Versorgung mit Tieren,

insbesondere mit edlen
Pferden. Die Stämme konnten
das Reich jedoch auch in
Aufruhr versetzen, etwa als
Kyros der Große, der
Baumeister des Persischen
Reiches im 6. Jahrhundert
v. Chr., bei dem Versuch, die
Skythen zu unterwerfen,
getötet wurde; das
Nomadenvolk trug seinen Kopf
anschließend in einem Schlauch
durch die Straßen, der mit Blut

gefüllt war, das den Machtdurst des Herrschers ein für alle Mal stillen sollte. [9]

Dieser Rückschlag konnte Persiens Expansionsdrang nicht stoppen. Griechische Feldherren blickten mit einer Mischung aus Angst und Ehrfurcht nach Osten und bemühten sich, von der Taktik der Perser auf dem Schlachtfeld zu lernen und ihre

Technologie zu übernehmen.
Autoren wie Aischylos nutzten
Siege gegen die Perser, um die
Tapferkeit der eigenen
Soldaten zu preisen und die
Gunst der Götter zu beweisen.
Sie erinnerten in epischen
Stücken und Werken an den
heldenhaften Widerstand
gegen die Versuche Persiens,
in Griechenland einzudringen.

[10]

«Ich kam in dieses theb'sche

Land», sagt Dionysos in Euripides' Stück *Bacchae*, aus «der Lyder und der Phryger goldergiebig'gen Flur», aus dem sagenhaft reichen Osten, von einem Ort, wo die Ebenen Persiens von der Sonne verbrannt werden, wo Baktriens Städte von Mauern geschützt sind und wo kunstvoll errichtete Türme Küstenregionen überragen. Asien und der Osten waren jene

Ländereien, wo Dionysos mit den göttlichen Mysterienspielen lange vor Griechenland seinen Tanz einführte. ^[11]

Kaum jemand studierte diese Werke aufmerksamer als Alexander der Große. Als er im Jahr 336 v. Chr. nach dem Mord an seinem Vater, dem herausragenden König Philipp,

den Thron bestieg, stand außer Frage, in welche Richtung der junge, nach Ruhm strebende Feldherr vorstoßen würde.

Keine Sekunde lang dachte er an Westeuropa, das überhaupt nichts zu bieten hatte: keine Städte, keine Kultur, kein Prestige, keinen Lohn. Für Alexander lagen, wie für alle alten Griechen, Kultur, Ideen und große Verheißungen – wie auch Gefahren – im Osten. Es

war kein Wunder, dass sein Blick auf das größte Reich des Altertums fiel: Persien.

Nachdem Alexander die persischen Statthalter in Ägypten im Jahr 331 v. Chr. mit einem Handstreich abgesetzt hatte, drangen seine Truppen bis ins Kernland des Imperiums vor. Die entscheidende Schlacht fand im selben Jahr auf den staubigen Ebenen von Gaugamela statt, in der Nähe

der heutigen Stadt Erbil im irakischen Kurdistan. Der makedonische König brachte einer zahlenmäßig weit überlegenen persischen Streitmacht unter dem Befehl von Dareios III. eine spektakuläre Niederlage bei – möglicherweise weil er nach einem erholsamen Schlaf gut ausgeruht war. Laut Plutarch bestand Alexander darauf, zuerst zu ruhen, bevor er in die

Schlacht zog. Er schlief so fest,
dass seine besorgten
Feldherren ihn rütteln
mussten, um ihn zu wecken.
Anschließend kleidete er sich
wie immer: Er setzte einen
prächtigen Helm auf, der so
sauber poliert war, dass er «wie
reines Silber» schimmerte,
packte das vertraute Schwert
mit der Rechten und führte
seine Truppen zu einem
überwältigenden Sieg, der das

Tor zu einem Weltreich
öffnete. ^[12]

Auf Alexander, Schüler des
Aristoteles, hatte man große
Hoffnungen gesetzt. Er
enttäuschte sie nicht. Nachdem
er das persische Heer bei
Gaugamela in die Flucht
geschlagen hatte, rückte er
weiter nach Osten vor. Eine
Stadt nach der anderen
kapitulierte vor dem jungen

Helden, Städte, die für ihre Größe, ihren Reichtum und ihre Schönheit berühmt waren.

Babylon legte die Waffen nieder, und die Bewohner bedeckten die Straße, die zu der großen Stadt führte, mit Blumen und Girlanden; zu beiden Seiten wurden Altäre aus Silber errichtet, die von Weihrauch umgeben waren.

Käfige mit Löwen und Pantheren wurden als Geschenk

überbracht. ^[13] Binnen kurzer Zeit waren sämtliche Punkte entlang der königlichen Straße, die die großen Städte Persiens und das Kommunikationsnetz von der Küste Kleinasiens bis nach Zentralasien miteinander verband, in der Gewalt von Alexander und seinem Gefolge.

Einige moderne Historiker bezeichneten ihn verächtlich als «betrunkenen, jugendlichen

Raufbold», doch allem Anschein nach bewies Alexander erstaunlich viel Takt im Umgang mit den neu eroberten Gebieten und deren Bevölkerung.^[14] Er zeigte sich oft nachgiebig, wenn es um lokale religiöse Überzeugungen und Bräuche ging, bewies Toleranz und sogar Respekt: So war er etwa aufgebracht darüber, dass man das Grabmal

Kyros' des Großen geschändet hatte. Alexander ließ nicht nur das Grabmal wiederherstellen, sondern bestrafte auch diejenigen, die das Heiligtum entweiht hatten.^[15] Zudem sorgte er dafür, dass Dareios III. ein Begräbnis bekam, das seinem Rang entsprach, und neben anderen persischen Herrschern beigesetzt wurde. Man hatte

den Leichnam achtlos auf einen Karren geworfen, nachdem einer seiner eigenen Befehlshaber Dareios ermordet hatte. ^[16]

Alexander war nicht zuletzt deshalb imstande, immer mehr Gebiete in seine Gewalt zu bringen, weil er bereit war, sich auf die lokalen Oberschichten zu stützen. «Wenn wir uns Asien erhalten, nicht aber es

bloß durchqueren wollen»,
sagte er der Überlieferung
nach, «dann müssen wir sie [die
besiegten Völker] der uns
eigenen Milde teilhaftig werden
lassen; erst ihre Treue wird
dem Reich ewige Festigkeit
verleihen.»^[17] Lokale
Würdenträger und alte Eliten
wurden anerkannt und
erhielten die Aufgabe, die
eroberten Städte und Gebiete

zu verwalten. Alexander selbst machte es sich zur Gewohnheit, traditionelle Titel anzunehmen und persische Kleidung zu tragen, um seinen Respekt vor den regionalen Bräuchen zu unterstreichen. Er legte Wert darauf, sich weniger als eindringender Eroberer denn als der jüngste Erbe eines alten Reiches zu präsentieren – ungeachtet all derjenigen, die meinten, er habe nichts als Leid

über das Land gebracht und es
in Blut getränkt. ^[18]

Wir dürfen nicht vergessen,
dass ein großer Teil dessen,
was wir über Alexanders
Feldzüge, Erfolge und
politische Maßnahmen wissen,
von späteren Historikern
stammt, deren Schilderungen
häufig stark idealisiert sind und
von Begeisterung für die
Heldentaten des jungen

Feldherrn geradezu
überquellen.^[19] Doch auch
wenn bei den Quellen, die vom
Zusammenbruch Persiens
berichten, Vorsicht geboten ist,
spricht die Geschwindigkeit,
mit der Alexander die
Reichsgrenzen immer weiter
nach Osten ausdehnte, für sich.
Er gründete eifrig neue Städte,
die in der Regel nach ihm
benannt wurden, heute aber

meist unter anderen Namen bekannt sind, etwa Herat (Alexandria in Aria), Kandahar (Alexandria in Arachosia) und Bagram (Alexandria ad Caucasum). Der Bau dieser Posten – und die Verstärkung anderer, weiter im Norden gelegener, die sich bis ins Ferghana-Tal erstreckten – schuf neue Punkte entlang des asiatischen Rückens.

Neue Städte mit starken

Verteidigungsanlagen sowie allein stehende Festungen und Forts wurden hauptsächlich zum Schutz vor den Stämmen der Steppe errichtet. Immer wieder überfielen diese dörfliche Gemeinschaften mit verheerenden Folgen.

Alexanders

Befestigungsprogramm sollte Gebiete sichern, die erst vor kurzem erobert worden waren. An anderen Orten begegnete

man vergleichbaren
Bedrohungen ganz ähnlich. Die
Chinesen hatten bereits das
Konzept des *huaxia* entwickelt,
das eine zivilisierte Gesellschaft
bezeichnete, die sich über den
Gegensatz zu den als
barbarisch wahrgenommenen
Steppenvölkern bestimmte. Ein
aufwendiges Bauprogramm
erweiterte ein Netz aus
Befestigungsanlagen zur
sogenannten chinesischen

Großen Mauer und folgte demselben Grundsatz wie Alexander: Expansion ohne Verteidigung war sinnlos. [20]

Im 4. Jahrhundert v. Chr. führte Alexander unablässig weiter Krieg, schlug einen Bogen durch den Hindukusch und marschierte das Indus-Tal hinab. Wiederum gründete er neue Festungsanlagen mit Garnisonen – allerdings

schlugen ihm mittlerweile die Protestrufe seiner erschöpften und an Heimweh leidenden Männer entgegen. Aus militärischer Sicht waren Alexanders Errungenschaften zum Zeitpunkt seines Todes im Alter von zweiunddreißig Jahren in Babylon, anno 323 v. Chr., geradezu sensationell.^[21] Die Geschwindigkeit und das

Ausmaß seiner Eroberungen waren atemberaubend. Ebenso beeindruckend war – auch wenn es meist übergangen wird – die Größe seines Vermächtnisses und die Weise, wie sich die Einflüsse des alten Griechenlands mit jenen Persiens, Indiens, Zentralasiens und letztlich auch Chinas vermischten.

Auf den Tod Alexanders folgte eine Phase der Unruhen

und internen Machtkämpfe unter seinen höchsten Befehlshabern, doch schon bald ging daraus ein Führer für die östliche Hälfte der neuen Gebiete hervor: ein im Norden von Makedonien geborener Feldherr namens Seleukos, der an allen großen Feldzügen des Königs teilgenommen hatte. Wenige Jahre nach dem Tod seines Schutzherrn fand er sich als Statthalter von Ländereien

wieder, die vom Tigris bis zum Indus reichten; das Gebiet war so riesig, dass es weniger einem Königreich als einem eigenen Imperium ähnelte. Seleukos gründete eine Dynastie, die sogenannten Seleukiden, die fast dreihundert Jahre lang herrschen sollte. [22]

Alexanders Siege werden häufig und leichthin als eine

Reihe zwar brillanter, aber kurzfristiger Errungenschaften abgetan, sein Vermächtnis gilt gemeinhin als nur von kurzer Dauer. Dabei handelt es sich hier keineswegs um vorübergehende Erfolge; vielmehr waren sie der Beginn eines neuen Kapitels für die Region zwischen Mittelmeer und Himalaya.

In den Jahrzehnten nach Alexanders Tod wurden Ideen,

Motive und Symbole aus dem alten Griechenland im Osten eingeführt, es erfolgte eine schrittweise und unbeirrbare Hellenisierung. Die Nachfahren seiner Generäle besannen sich auf ihre griechischen Wurzeln und hoben sie von sich aus hervor, beispielsweise auf den Münzen, die in den großen Städten geprägt wurden. Diese Städte lagen alle an strategisch wichtigen Punkten entlang der

Handelsrouten oder in blühenden Agrarzentren. Die Form der Münzen wurde standardisiert: ein Bild des aktuellen Herrschers auf der Münzvorderseite mit Haarlocken, die von einem Diadem zusammengehalten werden, die Augen immer nach rechts gewandt, genau wie Alexander, dazu ein Bild Apollos auf der Rückseite, beschriftet mit griechischen

Buchstaben. [23]

Die griechische Sprache war in ganz Zentralasien und im Indus-Tal zu hören – und zu sehen. In Ai Khanoum im Norden Afghanistans, einer von Seleukos neu gegründeten Stadt, wurden Sprüche aus Delphi in Stein gemeißelt, etwa der folgende:

Als Kind sei wohlerzogen.

Als Jugendlicher sei
selbstbeherrscht.

Als Erwachsener sei gerecht.

Als alter Mann sei weise.

Als Sterbender habe keine
Schmerzen. [24]

Noch über ein Jahrhundert
nach Alexanders Tod wurde
Griechisch täglich von
Staatsbediensteten verwendet,
wie aus Steuereinkünften und

Dokumenten zum Lohn der Söldner aus Baktrien um 200 v. Chr. hervorgeht.^[25] Die Sprache drang sogar tief in den indischen Subkontinent ein. Einige Edikte, die Ashoka aus der Dynastie der Maurya, der größte frühindische Herrscher, erließ, wurden samt griechischer Übersetzung verfasst. Offensichtlich profitierte davon auch die

einheimische Bevölkerung.^[26]

Die Nachwirkungen des kulturellen Austausches, der begann, als Europa und Asien aufeinanderprallten, waren verblüffend. Die ersten Buddha-Statuen tauchten erst auf, nachdem sich im Gandhara-Tal und in Westindien der Apollo-Kult etabliert hatte. Buddhisten fühlten sich vom Erfolg der neuen religiösen

Bräuche bedroht und fingen an, ihre eigenen Kultobjekte zu schaffen. In der Tat besteht nicht nur ein Zusammenhang mit dem Auftauchen der ersten Buddha-Statuen, sondern auch zu deren Gestalt:

Augenscheinlich lieferte Apollo das Muster, so stark war hier der griechische Einfluss.

Bislang hatten Buddhisten bewusst auf visuelle Darstellungen verzichtet;

nunmehr zwang sie die neue Konkurrenz zu reagieren, ein Konzept zu entlehnen und ihre Religion zu erneuern. [27]

Mit griechischen Inschriften verzierte Steinaltäre, Abbilder Apollos und erlesene Alexander-Miniaturen aus Elfenbein, die im heutigen Süden von Tadschikistan gefunden wurden, lassen darauf schließen, wie weit

Einflüsse aus dem Westen vordrangen.^[28] Das gilt, zumindest in einigen Bereichen, auch für den Eindruck der kulturellen Überlegenheit, den die Griechen vermittelten. So wurden sie in Indien weithin für ihre Fertigkeit in den Wissenschaften geschätzt: «Sie sind Barbaren», heißt es in einer Schrift, die unter der

Bezeichnung *Garga Samhita* bekannt ist, «doch die Wissenschaft der Astronomie stammt von ihnen, und dafür müssen sie wie Götter verehrt werden.»^[29]

Laut Plutarch sorgte Alexander dafür, dass die griechische Religion selbst im fernen Indien gelehrt wurde, mit dem Ergebnis, dass man die Götter des Olymps in ganz

Asien anbetete. Junge Männer in Persien und darüber hinaus wuchsen mit der Lektüre Homers auf und sangen «die Tragödien des Euripides und Sophocles»; die griechische Sprache wurde gar im Indus-Tal unterrichtet.^[30] Das könnte auch der Grund dafür sein, dass quer durch die großen Werke der Weltliteratur ähnliche Motive zu finden sind.

Beispielsweise wurde angedeutet, dass das *Ramayana*, das große Epos in Sanskrit, an die *Ilias* und an die *Odyssee* angelehnt sei. Das Motiv der Entführung der treuen Ehefrau Sita durch Ravana, den Gegenspieler des göttlichen Rama, sei ein direkter Nachhall der Entführung Helenas durch Paris von Troja. Einfluss und Inspiration waren durchaus

wechselseitig; manche Wissenschaftler argumentieren etwa, dass die *Aeneis* wiederum von indischen Texten wie dem *Mahabharata* beeinflusst wurde.^[31] Ideen, Motive und Geschichten wanderten über die Handelsrouten, verbreitet von Reisenden, Kaufleuten und Pilgern: Alexanders Eroberungen erweiterten das Denken der Bevölkerung in den

Ländern, die er eroberte, wie auch der Menschen an der Peripherie und jenseits der Grenzen, die mit den neuen Ideen, Bildern und Vorstellungen in Berührung kamen.

Der vielseitige Austausch zwischen Ost und West prägte selbst die Kulturen in den wilden Steppen. Das geht aus erlesenen Grabgaben hervor, die an der Seite von hohen

Persönlichkeiten in den Gräbern von Tilla Tepe im Norden Afghanistans gefunden wurden. Die Schmuckstücke weisen künstlerische Einflüsse aus Griechenland auf – sowie aus Sibirien, Indien und darüber hinaus. Luxuswaren wurden in der Welt der Nomaden im Gegenzug für Vieh und Pferde gehandelt und gelegentlich als Tribut für

Frieden bezahlt. [32]

Die Anbindung der Steppengebiete an eine immer enger zusammenrückende Welt wurde durch die wachsenden Ambitionen Chinas beschleunigt. Unter der Han-Dynastie (206 v. Chr. bis 220 n. Chr.) hatte sich die Grenze des Reiches in mehreren Expansionswellen

weiter ausgedehnt und erreichte schließlich eine Provinz, die damals Xiyu (oder «westliche Regionen») genannt wurde und heute unter dem Namen Xinjiang («Neues Grenzland») bekannt ist. Sie lag jenseits des Gansu-Korridors, einer über tausend Kilometer langen Passage, die das chinesische Landesinnere mit der Oasenstadt Dunhuang verband, einer Wegkreuzung

am Rand der Wüste
Taklamakan. An diesem Punkt
konnte man zwischen einer
nördlichen und einer südlichen
Route wählen, die beide ihre
Tücken hatten und bei
Kaschgar wieder
zusammenliefen. Kaschgar war
seinerseits ein Verkehrsknoten
inmitten der Gebirgsketten
Himalaya, Pamir, Tienschan und
Hindukusch. [33]

Die sich ausweitende
Einflusssphäre Chinas
verknüpfte die verschiedenen
Gegenden Asiens miteinander.
Zuvor waren die Netzwerke
von den Yuezhi und vor allem
den Xiongnu blockiert worden,
nomadischen Stämmen, die wie
die Skythen in Zentralasien
ständig für Unruhe sorgten,
aber auch ein wichtiger
Handelspartner für Nutztiere
waren: Schreiber der Han-

Dynastie berichten im 2. Jahrhundert v. Chr. von Zehntausenden Rindern, die von den Steppenvölkern gekauft wurden.^[34] Der Bedarf Chinas an Pferden kannte kaum Grenzen, da das Reich eine schlagkräftige Streitmacht in Bereitschaft halten musste, um die innere Ordnung aufrechtzuerhalten und auf Angriffe durch die Xiongnu

oder andere Stämme antworten zu können. Pferde aus der westlichen Region Xinjiang waren besonders geschätzt und brachten

Stammesoberhäuptern unter Umständen ein Vermögen ein. Als ein Yuezhi-Stammesführer eine große Lieferung von Waren gegen Pferde eintauschte und anschließend an andere weiterverkaufte, verdiente er damit das

Zehnfache seiner Investition.

[35]

Die berühmtesten und wertvollsten Reitpferde wurden im Ferghana-Tal gezüchtet, jenseits des großen Pamir-Gebirges, das sich vom heutigen Osten Tadschikistans bis in den Nordosten Afghanistans erstreckt. Die für ihre Stärke so bewunderten Tiere wurden, laut chinesischen Schreibern, von Drachen

gezeugt und als *hanxue ma*
oder «Blut Schwitzende»
beschrieben – die Folge ihrer
charakteristischen roten
AUSDÜNSTUNG, die entweder von
einem lokalen Parasiten oder
dadurch verursacht wurde,
dass die Pferde eine
ungewöhnlich dünne Haut
hatten, weshalb die feinen
Blutgefäße bei Anspannung
leicht platzten. Einige
besonders edle Exemplare

wurden sogar zu
Berühmtheiten und in
Gedichten, Skulpturen und
Gemälden verehrt, wo man sie
häufig als *tianma* – «himmlische
Pferde» – bezeichnete.^[36]

Manche zogen mit ihrem
Besitzer in das nächste Leben
ein: Einen Herrscher begrub
man an der Seite seiner achtzig
Lieblingsrösser. Die Ruhestätte
wurde von den Statuen zweier

Hengste und eines Terracotta-Kriegers bewacht. [37]

Die Beziehungen zu den Xiongnu, die die Steppen der Mongolei und das Grasland nördlich von China in ihrer Gewalt hatten, waren nicht immer einfach. Zeitgenössische Historiker beschrieben den Stamm als barbarisch. Notfalls würden sie sogar rohes Fleisch essen und Blut trinken; sie

seien ein Volk, das «vom Himmel im Stich gelassen worden ist». ^[38] Die Chinesen zahlten lieber einen Tribut, statt Überfälle auf ihre Städte zu riskieren. Regelmäßig wurden Gesandte zu den gewaltbereiten Nomaden geschickt, die sich im Namen des Kaisers höflich nach der Gesundheit des obersten Stammesführers zu erkundigen

pflegten.^[39] Es entwickelte sich ein System der Tributzahlungen, das den Nomaden im Gegenzug für den Frieden Luxusgüter, einschließlich Reis, Wein und Textilien, gewährte. Die wichtigste Ware, die übergeben wurde, war Seide, ein Stoff, der von den Nomaden aufgrund seiner Beschaffenheit als Futter für Bettwäsche und Kleidung

geschätzt wurde. Der *chanyu* (Stammesführer) verschenkte ihn als Belohnung an seine Untergebenen und hüllte sich selbst in Unmengen des kostbaren Stoffes, um seinen eigenen Status hervorzuheben.

[40]

Es wurden beträchtliche Summen für die Wahrung des Friedens gezahlt. Im Jahr 1 v. Chr. bekamen die Xiongnu etwa dreißigtausend Rollen

Seide und eine vergleichbare Menge Rohmaterial sowie dreihundertsiebzig Kleidungsstücke.^[41] Einige Regierungsvertreter wollten glauben, dass die Vorliebe des Stammes für Luxuswaren ihren Ruin ankündigte. «Jetzt [habt ihr] diese Vorliebe für chinesische Gegenstände», sagte ein Gesandter einem Stammesführer, und auch die

Bräuche der Xiongnu würden sich bereits verändern; China werde, sagte er zuversichtlich voraus, «am Ende siegen, indem es die ganze Nation der Xiongnu für sich gewinnt». [42]

Das war allerdings Wunschdenken. In Wirklichkeit forderte die Diplomatie, die den Frieden und gute Beziehungen wahrte, sowohl finanziell als auch politisch ein großes Opfer:

Tribut zu zahlen war ein Zeichen der Schwäche. Also beschlossen die Kaiser der Han-Dynastie, das Problem der Xiongnu ein für alle Mal aus der Welt zu schaffen. Zunächst wurde ein massiver Versuch unternommen, die Kontrolle über die fruchtbaren westlichen Regionen von Xiyu zu übernehmen; die Nomaden wurden zurückgetrieben, während die Chinesen in einer

Reihe von Feldzügen, die im Jahr 119 v. Chr. endete, den Gansu-Korridor ihrem Reich einverleibten. Im Westen lag der Pamir und jenseits davon eine neue Welt. China hatte ein Tor zu einem transkontinentalen Netzwerk aufgestoßen – das war die Geburtsstunde der Seidenstraße.

Mit der Expansion Chinas wuchs gleichzeitig auch das

Interesse an dem, was jenseits der Grenze lag. Bedienstete des Kaisers wurden beauftragt, die Regionen hinter den Bergen zu erkunden und Berichte zu verfassen. Eine solche Quelle sind die *Shi Ji*, die von Sima Qian, dem Sohn des Oberhistorikers (*Taishi*) am kaiserlichen Hof, niedergeschrieben wurden. Er setzte diesen Bericht selbst dann noch fort, als er in

Ungnade gefallen und kastriert worden war, weil er es gewagt hatte, einen ungestümen General zu verteidigen, der Soldaten in eine Niederlage geführt hatte. ^[43] Gewissenhaft schilderte Sima Qian, was er über die Geschichten, Volkswirtschaften und Heere der Völker im Indus-Tal, in Persien und Zentralasien herausgefunden hatte. Die

Königreiche Zentralasiens
seien angeschlagen, hielt er
fest, weil sie von Nomaden
unter Druck gesetzt würden,
die von chinesischen Truppen
vertrieben worden seien und
sich nunmehr anderen
Regionen zugewandt hätten.
Die Bewohner dieser
Königreiche seien «im
Gebrauch der Waffen
schwach», schrieb er, «aber
geschickt im Handel», etwa auf

den blühenden Märkten in der Hauptstadt Baktra, «wo alle Arten von Waren gekauft und verkauft werden». [44]

Der Handel zwischen China und der Außenwelt kam langsam in Gang. Die Festlegung der Routen an der Wüste Gobi entlang war nicht einfach, insbesondere hinter dem Jadetor, jenem Grenzposten, den Karawanen

auf ihrem Weg nach Westen passieren mussten. Die Reise von einer Oase zur nächsten war beschwerlich, ganz gleich, ob der Weg durch die Wüste Taklamakan oder über die Pässe des Tienschan oder des Pamir führte. Es galt, extremen Temperaturen standzuhalten – einer der Gründe, weshalb das baktrische Kamel so sehr geschätzt wurde. Die Tiere waren robust genug, den

harten Bedingungen der Wüste zu trotzen. Sie spürten tödliche Sandstürme lange vor den Menschen aufkommen, beobachtete ein Schriftsteller, und «rückten sofort knurrend zusammen» – ein Signal für die Händler und Karawanenführer, «ihre Nasen und Münder zu bedecken, indem sie sie in Filz einwickelten». Doch auch das Kamel war dabei nicht unfehlbar; in den Quellen liest

man von einer Vielzahl
verendeter Tiere und Skelette,
an denen die Reisenden
vorbeigekommen seien.^[45] Bei
so schwierigen
Rahmenbedingungen mussten
hohe Gewinne winken, damit es
sich lohnte, derartige Risiken in
Kauf zu nehmen. So wurden auf
den Tausende Kilometer
entfernten Märkten von
Baktrien neben Bambus und

Stoffen aus Sichuan in erster Linie seltene und kostbare Waren zum Verkauf angeboten.

[46]

Der Handel mit Seide hatte darunter den größten Anteil. Seide erfüllte im Altertum eine Reihe wichtiger Funktionen, abgesehen von ihrem Wert für Nomadenvölker. Unter der Han-Dynastie wurde der Stoff neben Münzen und Getreide für die Bezahlung von Truppen

verwendet. In mancher
Hinsicht war er die
verlässlichste Währung: Die
Herstellung großer Mengen
von Geldmünzen sorgte für
Schwierigkeiten, wie auch der
Umstand, dass China nicht
vollständig auf den Geldhandel
eingestellt war. Vor allem die
Auszahlung des Soldes
gestaltete sich problematisch,
weil die Kriegsschauplätze
häufig in abgelegenen

Regionen lagen, wo Münzen so gut wie wertlos waren.

Getreide hingegen verrottete im Lauf der Zeit. Deshalb wurden Ballen mit Rohseide ganz regulär zur Bezahlung verwendet oder etwa auch als Bußgeld, wie im Fall eines buddhistischen Klosters in Zentralasien, das damit Verstöße gegen die

Vorschriften ahndete.^[47] Seide

wurde sowohl zu einer internationalen Währung als auch zu einer Luxusware.

Die Chinesen regulierten den Handel, indem sie einen formellen Rahmen für die Kontrolle jener Kaufleute schufen, die von außerhalb kamen. Eine bemerkenswerte Sammlung von fünfunddreißigtausend Texten aus der Garnisonsstadt Xuanquan, nicht weit von

Dunhuang, zeichnet ein lebendiges Bild vom Alltag in einer Stadt, die am Eingang des Gansu-Korridors lag. Von diesen auf Bambus- und Holztafeln geschriebenen Texten erfahren wir, dass sich Besucher, die nach China einreisten, an gekennzeichnete Routen halten mussten, dass man ihnen Pässe aushändigte und sie regelmäßig von Beamten gezählt wurden, um

zu gewährleisten, dass sich alle, die das Land betreten hatten, auch irgendwann wieder auf die Heimreise begaben. Wie heutzutage in einem Hotel wurde über jeden Besucher Buch geführt und dokumentiert, wie viel er für Lebensmittel ausgab, woher er kam, welchen Titel er hatte und wohin die Reise ihn führte. ^[48] Es galt insbesondere, für den

Zoll den Wert der Waren zu dokumentieren, die gekauft und verkauft wurden. Diese früh eingeführten, ausgefeilten Methoden enthüllen, wie der kaiserliche Hof in der Hauptstadt Chang'an (das heutige Xi'an) und vom 1. Jahrhundert n. Chr. an in Luoyang mit einer Welt umging, die vor seinen Augen zu schrumpfen schien.^[49] Wir

halten Globalisierung für ein modernes Phänomen, aber schon vor zweitausend Jahren war sie Realität, eine Tatsache, die Chancen bot, Probleme schuf und technologischen Fortschritt anstieß.

Wie der Zufall es wollte, regten Entwicklungen in Tausenden Kilometern Entfernung die Nachfrage nach Luxusgütern stark an – und erweiterten

zugleich die Möglichkeiten, sie zu bezahlen. In Persien wurden die Nachfahren von Seleukos um 247 v. Chr. von einem gewissen Arsakes, dessen Herkunft unklar ist, abgesetzt. Dessen Nachfahren, die sogenannten Arsakiden, festigten ihre Macht und schickten sich an, ihren Einfluss auszudehnen. Geschickt plünderten sie die Kammern der Geschichte, um

griechische und persische Auffassungen zu einer neuen Identität zu verschmelzen. Das Ergebnis war eine Phase der Stabilität und des Wohlstands.

[50]

Für den stärksten Anreiz sorgten jedoch die Ereignisse im Mittelmeerraum. Eine kleine Stadt in einer nicht gerade vielversprechenden Lage an der Westküste Italiens hatte es geschafft, von einer

unbedeutenden Provinzstadt zu einer Regionalmacht aufzusteigen. Rom eroberte einen Stadtstaat an der Küste nach dem anderen und dominierte schließlich das westliche Mittelmeer. Um die Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr. setzte sich die Stadt weit höhere Ziele. Und ihr Blick war ganz nach Osten gerichtet.

Rom hatte sich zu einem außerordentlich aggressiven

Staatswesen entwickelt, das das Militär verherrlichte und Gewalt billigte. Man vergnügte sich bei Gladiatorenkämpfen und feierte die Herrschaft über fremde Völker und die Natur. In der ganzen Stadt erinnerten Triumphbögen die geschäftige Bevölkerung tagtäglich an die Erfolge des Heeres. Militarismus, Furchtlosigkeit und Ruhmsucht wurden bewusst als die Hauptmerkmale

einer ehrgeizigen Stadt
gepflegt, deren Einflussbereich
sich immer weiter ausdehnte.

[51]

Das Rückgrat der römischen
Macht war die Armee, die nach
hohen Maßstäben gedrillt und
ausgebildet wurde. Von
Legionären wurde erwartet,
dass sie innerhalb von fünf
Stunden über dreißig
Kilometer marschierten und
obendrein mehr als

fünfundzwanzig Kilogramm an Ausrüstung schleppten. Eine Heirat war nicht nur unerwünscht, sondern ausdrücklich verboten, damit die Rekruten einander verbunden blieben. Einheiten mit außerordentlich fähigen, durchtrainierten und begeisterten jungen Männern, die gelernt hatten, auf ihr Können zu vertrauen, und glaubten, vom Schicksal

auserwählt zu sein, waren der Fels, auf dem Rom erbaut wurde.^[52]

Die Eroberung Galliens (in etwa das Gebiet des heutigen Frankreichs, der Niederlande und Teile Westdeutschlands) im Jahr 52 v. Chr. brachte so große Beute ein, dass sogar der Goldpreis im Römischen Reich korrigiert wurde.^[53] Doch in Europa gab es kaum noch Orte

zu erobern – und die wenigsten davon waren vielversprechend. Was Imperien bedeutend machte, waren Städte, die Einkünfte erzeugten, auf die man wiederum Steuern erheben konnte; was sie aus kultureller Sicht außergewöhnlich machte, waren Handwerker, die neue Ideen entwickelten, wenn Schirmherren um ihre Dienste wetteiferten und sie für ihre

Fertigkeiten reich belohnten.
Es war unwahrscheinlich, dass
etwa die Britischen Inseln
einträgliche Erweiterungen für
Roms Territorium bildeten: Wie
Briefe auf Schiefertafeln
dokumentieren, die Legionäre
aus Britannien nach Hause
schickten, war diese Provinz ein
Synonym für harte und sinnlose
Isolation. [54]

Roms Transformation in ein

Imperium hatte wenig mit Europa zu tun, geschweige denn mit der Herrschaft über einen Kontinent, der wenig zu bieten hatte an jenen Ressourcen und Städten, die Verbraucher und Steuerzahler magnetisch anzogen. Erst die Umorientierung zum östlichen Mittelmeerraum und darüber hinaus läutete eine neue Ära ein. Erfolg und Ruhm des Reiches gingen zuallererst auf

die Eroberung Ägyptens zurück, dann aber vor allem darauf, dass es im Osten Fuß fasste.

Das seit fast dreihundert Jahren von den Nachfahren des Ptolemaios, eines Leibwächters von Alexander dem Großen, regierte Ägypten hatte einen sagenhaften Reichtum mit Hilfe des Nils angehäuft, dessen Hochwasser alljährlich für eine ergiebige Getreideernte

sorgte. Der Ertrag genügte nicht nur, um die einheimische Bevölkerung zu ernähren, sondern ergab einen stattlichen Überschuss, dank dem sich das an der Mündung des Flusses gelegene Alexandria, will man einem zeitgenössischen Autor glauben, zur größten Stadt der Welt entwickelt hatte. Er schätzte die Zahl der Bewohner im 1. Jahrhundert v. Chr. auf

rund dreihunderttausend. [55]

Der Getreidetransport wurde sorgfältig überwacht, die Kapitäne mussten jedes Mal, wenn sie ihre Kähne beluden, einen Eid auf den König ablegen. Daraufhin erhielten sie von einem Repräsentanten des königlichen Sekretärs eine Quittung. Erst dann wurde das Getreide zum Beladen freigegeben. [56]

Rom hatte schon seit langem ein Auge auf Ägypten geworfen. Es nutzte seine Chance, als Königin Kleopatra nach der Ermordung von Julius Cäsar in einen unerbittlichen Machtkampf verwickelt wurde. Nachdem sich die ägyptische Herrscherin bei der Schlacht von Actium im Jahr 30 v. Chr. auf Gedeih und Verderb mit Marcus Antonius verbündet hatte, sah sie sich schon bald

einem römischen Heer gegenüber, das mit Octavius an der Spitze, einem Meister der politischen List, auf Alexandria vorrückte. Nach einer Reihe defensiver Entscheidungen, die grobe Nachlässigkeit mit eklatanter Unfähigkeit kombinierten, beging Kleopatra Selbstmord, indem sie sich von einer giftigen Schlange beißen ließ oder – die genauen Umstände sind ungeklärt – sich

selbst ein Gift verabreichte.

Ägypten fiel wie eine reife Frucht.^[57] Octavius hatte Rom als General verlassen; er kehrte als oberster Herrscher zurück, mit einem neuen Titel, den ihm kurz zuvor der dankbare Senat verliehen hatte: Augustus. Rom war ein Imperium geworden.

Die Eroberung Ägyptens veränderte Roms Schicksal. Jetzt, wo das Reich die üppigen

Ernten des Niltals kontrollierte, fiel der Getreidepreis, was der Staatskasse bei den Ausgaben einen erheblich größeren Spielraum verschaffte. Die Zinssätze stürzten ab, von rund zwölf auf vier Prozent; das schürte wiederum den Boom, der mit einem Zufluss billigen Kapitals einhergeht: den Anstieg der Grundstückspreise.^[58] Die

Einkommen schnellten so dramatisch in die Höhe, dass Augustus die finanzielle Schwelle für die Mitgliedschaft im Senat um fünfzig Prozent anheben konnte.^[59] Wie Augustus selbst gerne prahlte, traf er Rom als «eine Stadt in Backsteinen» an, hinterließ sie aber in Marmor.^[60]

Der wachsende Reichtum war die Folge von Roms

skrupelloser Steuerpolitik und der Ausbeutung von Ägyptens gewaltigen Ressourcen.

Steuereinzahler schwärmten im ganzen Land in Gruppen aus, um eine neue Kopfsteuer zu erheben, die alle Männer im Alter von sechzehn bis sechzig Jahren entrichten mussten.

Ausnahmen wurden nur in wenigen Sonderfällen gewährt, etwa für Priester, die sich von der Zahlung befreien lassen

konnten, nachdem ihre Namen sorgfältig in den Büchern der Tempel eingetragen waren. [61] Das war Teil eines Systems, das ein Historiker einmal «Apartheid der Antike» nannte; das Ziel war es, möglichst viel Geld nach Rom fließen zu lassen. [62]

Die Aneignung fremder Einkünfte wiederholte sich an anderen Orten, während die

Tentakel der wirtschaftlichen und militärischen Expansion immer weiter griffen. Nicht lange nach der Annexion Ägyptens wurden Steuerschätzer nach Judäa geschickt, um eine Volkszählung durchzuführen. Auf diese Weise sollte gewährleistet werden, dass die Steuern korrekt berechnet wurden. Einmal angenommen, das gleiche Modell wie in

Ägypten, nach dem sämtliche Geburten und Todesfälle sowie die Namen aller erwachsenen Männer erfasst werden mussten, wurde auch hier angewandt, dann wäre die Ankunft von Jesus Christus auf der Welt von einem Beamten registriert worden, der sich weniger dafür interessierte, wer der Säugling und seine Eltern waren, als vielmehr dafür, ob ein potenzieller

Soldat und ein künftiger Steuerzahler auf die Welt gekommen war. [63]

Rom gingen die Augen über angesichts der Welt, mit der das Reich im Osten in Berührung kam. Asien hatte schon damals den Ruf, dem Müßiggang und der feinen Lebensart zu frönen. Es sei unbeschreiblich wohlhabend, schrieb Cicero, seine Ernten

der Stoff von Legenden, die Vielfalt der Erzeugnisse unglaublich und die Größe der Herden schlichtweg atemberaubend. Die Exporte aus der Region waren gigantisch. ^[64] Asien war so reich, dass die Römer meinten, seine Bewohner könnten es sich leisten, sich ganz dem eiteln Vergnügen zu widmen. Es sei kein Wunder, dass

römische Soldaten im Osten
den Kinderschuhen entwachsen
würden, schrieb der Historiker
Sallust: Hier würden die
Soldaten lernen, wie man liebt,
wie man sich betrinkt und wie
man an Statuen, Bildern und
Kunst Gefallen findet. Das war
kaum eine gute Sache,
zumindest wenn es nach Sallust
ging. Asien mochte ein
«üppiges Leben» und
«reichlich Sold» gebracht

haben, aber «der verführerische Reiz des Landes hatte in der Zeit der Ruhe die rauen Krieger bald verweichlicht». ^[65] So gesehen war der Osten das Gegenteil all dessen, wofür das strenge, kriegerische Rom stand.

Augustus selbst unternahm große Anstrengungen, um herauszufinden, was jenseits der neuen Grenzen im Osten

lag. Expeditionstruppen wurden in das Königreich Axum im heutigen Äthiopien und ins Königreich der Sabäer im Jemen verlegt, während der Golf von Aqaba bereits erkundet worden war, als die römische Herrschaft in Ägypten noch gefestigt wurde.^[66] Im Jahr 1 v. Chr. befahl Augustus, auf beiden Seiten des Persischen Golfs eine

detaillierte Studie über den Handel in diesen Regionen durchzuführen und zu dokumentieren, welche Verbindungen es zwischen den Seewegen und dem Roten Meer gab. Er beaufsichtigte auch die Erkundung der Landwege, die durch Persien bis tief nach Zentralasien führten. Ein Text, der unter dem Titel *Stathmoi Parthikoi* (Parthische Stationen) bekannt

wurde, entstand um diese Zeit; er führte die Entfernungen zwischen zentralen Punkten im Osten auf und beschrieb gewissenhaft die Provinzen von Zeugma am Euphrat bis Alexandria in Arachosia, der heute zweitgrößten Stadt Afghanistans (Kandahar).^[67]

Die Horizonte der Kaufleute wurden erheblich erweitert. Laut dem Historiker Strabon

segelten schon wenige Jahre nach der Besetzung Ägyptens jährlich einhundertzwanzig römische Schiffe von dem Hafen Myos Hormos am Roten Meer aus nach Indien. Der Handel mit Indien wurde nicht eröffnet, sondern explodierte förmlich, wie aus einem außerordentlich reichen archäologischen Fund auf dem Subkontinent hervorgeht. Römische Amphoren, Lampen,

Spiegel und Statuen von Göttern wurden an zahlreichen Grabungsstätten geborgen, etwa in Pattanam, Kolhapur und Coimbatore.^[68] An der Westküste Indiens und auf den Lakkadiven wurden so viele Münzen aus der Zeit Augustus' und seiner Nachfolger gefunden, dass manche Historiker gar meinen, die lokalen Herrscher im Osten

hätten römische Gold- und Silbermünzen als eigene Währung benutzt oder sie eingeschmolzen, um das Metall wiederzuverwenden. [69]

Tamilische Schriften aus dieser Zeit erzählen eine ähnliche Geschichte und dokumentieren aufgeregt die Ankunft römischer Kaufleute. Ein Gedicht spricht von «kühlem und wohlriechendem

Wein», der von den Römern auf
«guten Schiffen» gebracht
worden sei, ein anderes
schwärmt geradezu ekstatisch:
«Die wunderschönen, großen
Schiffe [...] kommen, bringen
Gold, teilen den weißen
Schaum auf den Gewässern des
Periyar und kehren dann mit
Pfeffer beladen wieder heim.
Hier hört die Musik des
anrollenden Meeres nie auf,
und der große König

überreicht den Besuchern die
seltenen Erzeugnisse des
Meeres und der Berge.»^[70]

Eine andere Quelle liefert eine
lyrische Schilderung der
europäischen Händler, die sich
in Indien niederließen: «Die
Sonne beschien die offenen
Terrassen, die Vorratsschuppen
am Hafen und all die Türmchen
mit ihren Fenstern wie
Rehaugen. An den

verschiedenen Stellen [...] lenkte der Anblick der Wohnstätten [der Männer aus dem Westen] die Aufmerksamkeit des Beschauers auf sich; ihre Wohlhabenheit ist unverändert.»^[71] Das Itinerar *Stathmoi Parthikoi* enthüllt, welche Waren aus dem Westen Indiens sich die Römer wünschten. Es zählt auf, wo

Kaufleute wertvolle Mineralien wie Zinn, Kupfer, Blei sowie Topas erwarben und wo man ohne weiteres Elfenbein, Edelsteine und Gewürze beschaffen konnte. [72]

Der Handel mit Häfen in Indien beschränkte sich jedoch keineswegs auf Produkte, die aus dem Subkontinent stammten. Wie Ausgrabungen in der ägyptischen Hafenstadt

Berenike am Roten Meer
gezeigt haben, fand auch eine
ganze Palette von Waren aus so
fernen Gegenden wie Vietnam
und Java den Weg in den
Mittelmeerraum. [73]

Hafenstädte an der West- und
Ostküste Indiens dienten als
Depots für Güter, die aus ganz
Ost- und Südostasien
herbeigeschafft wurden, um sie
weiter nach Westen zu

transportieren.^[74] Darüber hinaus gab es die Waren und Produkte des Roten Meeres, seinerseits eine geschäftige Handelszone, die das Mittelmeer mit dem Indischen Ozean verband.^[75]

Roms wohlhabende Bürger waren mittlerweile imstande, die exotischsten und ausgefallensten Düfte und Geschmäcke zu genießen.

Kommentatoren mit guten Verbindungen beschwerten sich, dass beinahe obszön viel Geld ausgegeben wurde, und klagten über die modische Zurschaustellung des Überflusses.^[76] Diese Stimmung wird sehr gut im *Satyricon* von Petronius eingefangen, dessen berühmteste Szene das Gastmahl des Trimalchio ist,

eines ehemaligen Sklaven, der die Freiheit erworben und ein Vermögen angehäuft hatte. Die Satire schildert bissig die Geschmäcke der neuen Superreichen. Für Trimalchio war nur das Beste gut genug: eigens von der Ostküste des Schwarzen Meeres bestellter Fasan; Perlhuhn aus Afrika; seltener und teurer Fisch; Pfau mit Pflaumen und noch vieles mehr, alles in reichlichen

Mengen. Das groteske Schauspiel, wie ein Gericht nach dem anderen aufgetragen wurde – lebendige Vögel, die in eine Muttersau eingenäht waren und herausflogen, als deren Flanke angeschnitten wurde, oder silberne Zahnstocher, die man den Gästen reichte –, war eine gnadenlose Parodie auf die Vulgarität und den neuen Reichtum in Rom. Einer der

größten Aufschwünge des
Altertums ließ einen
großartigen literarischen
Ausdruck der bitteren
Eifersucht auf die Neureichen
entstehen. [77]

Der neue Reichtum brachte
Rom und seine Bewohner mit
neuen Welten und neuen
Moden in Berührung. Der
Dichter Martial versinnbildlicht
den Internationalismus und das

erweiterte Wissen dieser Zeit
in einem Gedicht, das eine
junge Sklavin betrauert. Er
vergleicht sie mit einer
unberührten Lilie, mit glatt
poliertem indischem Elfenbein,
mit einer Perle aus dem Roten
Meer: «Ihr Haar war edler als
das Vlies der Herden
Andalusiens, der Zopf der
Frau'n vom Rhein.»^[78] Wo
Paare, die hübsche Kinder

zeugen wollten, sich früher mit
erotischen Bildern umgeben
und dann miteinander
schliefen, würden sie heute,
berichtet ein entsetzter
jüdischer Schreiber,
«israelitische Sklavinnen
herbeischaffen und sie ans
Fußende des Bettes fesseln» –
zur Inspiration und schlicht
deshalb, weil sie es sich leisten
könnten. [79]

Nicht alle waren von den neuen Sitten beeindruckt: Der Tiber sei von den Fluten des Orontes, jenes Flusses, der durch Syrien und den Süden der Türkei fließt, überrollt worden, beklagte Juvenal später in seinen *Satiren* – mit anderen Worten: Die asiatische Dekadenz hatte die alten römischen Tugenden zersetzt. «Auf denn, [eilt] zu ihnen», schrieb er, «die ihr eine

ausländische Hure mit ihrer
bunten Mitra schätzt!»^[80]

Manch konservativer
Zeitgenosse nahm
insbesondere an einer ganz
bestimmten neuen Ware
Anstoß: an chinesischer Seide.
^[81] Immer größere Mengen
waren im Mittelmeerraum
erhältlich, was unter den
Traditionalisten Bestürzung

auslöste. Seneca etwa war entsetzt über die Beliebtheit des dünnen, fließenden Stoffes und erklärte, dass man Seidengewänder kaum Kleidung nennen könne, weil sie die Kurven der Frauen Roms nicht verhüllten und unschicklich seien. Die Gewänder würden das Fundament der ehelichen Beziehung untergraben, sagte er, indem sie die Männer durch

den dünnen Stoff
hindurchsehen ließen, der sich
an die weibliche Form
anschmiege und der Phantasie
kaum noch Raum lasse. Für
Seneca war Seide ein
Euphemismus für Exotik und
Erotik. Eine Frau könne nicht
guten Gewissens behaupten,
sie sei nicht nackt, wenn sie
Seide trage.^[82] Andere
empfanden ganz ähnlich,

wiederholt wurde sogar versucht, auch Männern das Tragen des Stoffes zu verbieten. Es sei skandalös, waren sich zwei hochrangige Bürger einig, dass römische Männer es für akzeptabel hielten, seidene Gewänder aus dem Osten zur Schau zu stellen. [83]

Die Gründe, weshalb die Beliebtheit der Seide viele

Römer mit Sorge erfüllte,
waren vielfältig. Der in der
zweiten Hälfte des
1. Jahrhunderts n. Chr.
schreibende Plinius der Ältere
ärgerte sich über den hohen
Preis, den der edle Stoff
kostete, wo er doch nur dazu
diene, «dass Matronen in der
Öffentlichkeit durchscheinend
wirken». ^[84] Diese Preise seien
ein Skandal, klagte er, das

Hundertfache des eigentlichen Wertes.^[85] Riesige Geldsummen würden, fuhr Plinius fort, für Luxusgüter aus Asien ausgegeben, sodass jährlich sage und schreibe fünfzig Millionen Sesterzen aus der römischen Wirtschaft gepumpt würden und in Handelsmärkte jenseits der Reichsgrenze flössen.^[86]

Diese erstaunliche Summe

entsprach fast der Hälfte der jährlichen Münzproduktion des Reiches und mehr als zehn Prozent des jährlichen Haushalts. Allem Anschein nach hat Plinius nicht einmal stark übertrieben. Ein vor kurzem entdeckter Vertrag auf Papyrus, der die Bedingungen einer Warenlieferung zwischen Muziris in Indien und einem römischen Hafen am Roten Meer dokumentiert, liefert

einen Beleg dafür, dass im 2. Jahrhundert bereits regelmäßig Geschäfte über große Warenmengen abgewickelt wurden. Er enthält eine Reihe gegenseitiger Verpflichtungen und führt eindeutig aus, ab wann die Waren rechtmäßig in den Besitz des Schiffseigentümers übergehen. Ferner zählt er die Sanktionen auf, die drohten, falls die Zahlung nicht bis zu

einem bestimmten Datum erfolgte.^[87] Der Fernhandel erforderte Präzision und eine hochentwickelte Ordnung.

Römische Kaufleute bezahlten allerdings nicht nur mit Münzen. Auch fein gearbeitetes Glas, Silber und Gold, Korallen und Topas aus dem Roten Meer sowie Weihrauch aus Arabien wurden gegen Textilien, Gewürze und

Färbemittel wie Indigo eingetauscht.^[88] Gleich, in welcher Form, der Abfluss von Kapital in diesem Ausmaß hatte weitreichende Konsequenzen. So wurden etwa die lokalen Wirtschaften entlang der Handelsrouten gestärkt. Dörfer wuchsen zu kleinen Städten und Städte zu Großstädten, während sich Kommunikations- und Handelsnetzwerke

ausdehnten und immer enger verknüpften. Eindrucksvolle Monumente wurden etwa in Palmyra errichtet, einer Oasenstadt in der syrischen Wüste, die sich hervorragend als Handelszentrum und Bindeglied zwischen Ost und West eignete. Nicht umsonst hat man Palmyra das Venedig des Sandes genannt.^[89] Städte an der Nord-Süd-Achse

veränderten sich ebenfalls,
wobei Petra im heutigen
Jordanien das wohl
verblüffendste Beispiel ist.
Dank seiner Lage an der Route
zwischen den Städten Arabiens
und dem Mittelmeerraum
entwickelte es sich zu einem
Wunder des Altertums. Auch
andernorts lockten an
Verkehrsknoten gelegene
Märkte Händler aus
Hunderten, wenn nicht

Tausenden Kilometern
Entfernung an. Jeden
September kam bei Batnae,
nicht weit vom Euphrat, wo
«viele reiche Kaufleute»
wohnten, «eine große
Menschenmenge aus
verschiedenen Ständen zu
einem Markt zusammen, um
Waren einzukaufen, die die
Inder und Serer [Chinesen]
schicken, und vieles andere,
was auf Wasser und zu Lande

herangeschafft wird». [90]

Die Kaufkraft Roms war so groß, dass es sogar das Aussehen der Münzen tief in Ostasien bestimmte. Nachdem die Yuezhi-Nomaden von den Chinesen aus dem Tarim-Becken vertrieben worden waren, gelang es ihnen, im Osten Persiens eine dominierende Stellung zu erlangen, indem sie Gebiete

übernahmen, die von den Nachfahren der Generäle Alexanders regiert worden waren. Im Lauf der Zeit war ein blühendes Reich entstanden, das nach einer führenden Gruppierung innerhalb des Stamms benannt wurde – den Kuschana oder, wie sie in der Geschichte der östlichen Han-Dynastie heißen, den Guishang. Diese gingen dazu über, große Mengen an Münzen nach dem

Muster römischer Münzen zu prägen. [91]

Die römische Währung strömte über Häfen wie Barbaricum und vor allem Barygaza in Nordindien in das Kuschana-Gebiet. Die Anfahrt und die Anlandung waren so tückisch, dass eigens Lotsen ausgeschiedt wurden, um die Schiffe in den Hafen zu leiten. [92] Einmal an Land, fanden die

Händler dort Pfeffer und Gewürze sowie Elfenbein und Stoffe, unter anderem fertigen Seidenstoff und Seidengarn. Die Häfen waren Depots, die Waren aus ganz Indien, Zentralasien und China sammelten – und dem Reich Kuschana, das die Oasenstädte und die Karawanenrouten, die sie miteinander verbanden, kontrollierte, zu außerordentlichem Reichtum

verhalfen. [93]

Kuschanas dominierende Stellung hatte zur Folge, dass die Chinesen selbst, obwohl immer mehr Waren in China importiert und aus dem Mittelmeerraum nach China exportiert wurden, im Handel mit Rom über den Indischen Ozean eine unbedeutende Rolle spielten. Erst als der große General Ban Chao eine Reihe

von Expeditionen anführte, die chinesische Truppen Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. bis an das Kaspische Meer führten, wurde ein Gesandter ausgesandt, der nähere Informationen über die «große» Bevölkerung des mächtigen Reiches im Westen, die mit den «ebenmäßigen Gesichtszügen», beschaffen sollte. «Daqin», oder Großes Qin, wie das Römische Reich in

China genannt wurde, besaß dem Vernehmen nach einen Reichtum an Gold, Silber und kostbaren Juwelen: Es war eine Quelle vieler wunderbarer und seltener Gegenstände. ^[94]

Der Kontakt zwischen China und Persien wurde intensiv gepflegt. Mehrmals im Jahr würden Gesandtschaften geschickt, heißt es in einer chinesischen Quelle, wobei

mindestens zehn Missionen nach Persien aufbrachen, und selbst in ruhigeren Zeiten gingen fünf oder sechs in den Westen.^[95] Diplomatische Gesandte begleiteten in der Regel große Karawanen mit Handelswaren, die anschließend mit Produkten heimkehrten, die im eigenen Land begehrt waren: unter anderem Perlen, Jade,

Lapislazuli vom Roten Meer und Konsumgüter wie Zwiebeln, Gurken, Koriander, Granatäpfel, Pistazien und Aprikosen.^[96] Die sehr begehrten Harze Weihrauch und Myrrhe, die in Wirklichkeit aus dem Jemen und Äthiopien kamen, wurden in China schlicht *Possu* genannt, persische Waren.^[97] Wie aus einer jüngeren Quelle

hervorgeht, galten die Pfirsiche von Samarkand als enorm kostbar: Die Früchte, «so groß wie Gänseeier», wurden in China als «Goldene Pfirsiche» bezeichnet. [98]

So wie die Chinesen kaum direkten Kontakt mit Rom hatten, war auch das Wissen des Mittelmeerraums über die Welt jenseits des Himalaya und des Indischen Ozeans

begrenzt. Lediglich von einer einzigen römischen Delegation ist überliefert, dass sie den Hof des Kaisers Huan um das Jahr 166 n. Chr. erreichte. Rom hatte nur ein flüchtiges Interesse am Fernen Osten; sein Augenmerk galt Persien.

[99] Das Land war nicht nur ein Konkurrent, sondern auch ein potenzielles Angriffsziel. Noch während das Römische Reich

seine Macht in Ägypten festigte, war bei Autoren wie Vergil und Propertius aufgeregt davon die Rede, den Einflussbereich weiter auszudehnen. In einem Gedicht, das Augustus und seine Heldentaten rühmte, sprach Horaz nicht von der römischen Dominanz über den Mittelmeerraum, sondern von der Herrschaft über die ganze Welt – einschließlich der

Eroberung Indiens und des chinesischen Kaiserreichs. [100]

Diese beträchtliche Machterweiterung schloss jedoch ein, dass auch gegen Persien vorgegangen werden musste, ein Unterfangen, das zum Lieblingsprojekt einer ganzen Reihe von Herrschern wurde. Großartige Pläne wurden ausgearbeitet, um die Grenze des Reiches bis zu

jenem mitten in persischem Gebiet liegenden Gebirgspass vorzuschieben, den man das Kaspische Tor nannte: Rom musste unbedingt das Herz der Welt in seine Gewalt bekommen. [101]

Tatsächlich wurden Versuche unternommen, diese Träume zu verwirklichen. Im Jahr 113 führte Kaiser Trajan persönlich eine gewaltige Expedition nach

Osten an. Mit einem raschen Vorstoß durch den Kaukasus, bevor er sich nach Süden wandte und dem Lauf des Euphrat folgte, eroberte er Nisibis und Batnae. Er ließ Münzen prägen, die verkündeten, dass Mesopotamien «der Macht des Volkes von Rom unterworfen» worden sei. Da der Widerstand spürbar nachließ, drängte der Kaiser weiter vor und teilte

seine Streitmacht auf. Die großen Städte des Persischen Reiches wurden rasch erobert; nach einem herausragenden Feldzug, der nur wenige Monate dauerte, fielen Adenystrae, Babylon und Seleukia-Ktesiphon in römische Hand. Prompt wurden Münzen ausgegeben, geprägt mit der unmissverständlichen Aufschrift: «PERSIA CAPTA» –

Persien ist erobert. ^[102]

Anschließend marschierte Trajan nach Charax, dem heutigen Basra, an der Mündung des Persischen Golfs, und erreichte es genau in dem Moment, als ein Handelsschiff nach Indien auslief. Er blickte wehmütig dem Boot nach: Wäre er noch so jung wie Alexander der Große, sinnierte er, dann hätte er den Indus

überschritten. [103]

Während Blaupausen für die Gründung der neuen Provinzen Assyria und Babylonia entworfen wurden, schien Rom im Begriff, ein neues Kapitel aufzuschlagen, in dem es die Reichsgrenzen bis zum Indus-Tal und sogar bis zu den Toren Chinas ausdehnen würde. Doch Trajans Erfolg entpuppte sich als kurzlebig: Als der Kaiser an

einem Gehirnödem starb, war ein heftiger Gegenangriff in den Städten Mesopotamiens bereits im Gange. Um die gleiche Zeit begann auch in Judäa ein sich schnell ausbreitender Aufstand, um den man sich dringend kümmern musste. Dennoch richtete eine ganze Reihe von Herrschern weiterhin ihr Augenmerk auf Persien: Hier konzentrierten sich die

Militärausgaben, hier lag die Grenze, und was sich dahinter befand, war für Rom, daran hatte man keinen Zweifel, von großem Interesse.

Anders als in den europäischen Provinzen des Reiches führten die römischen Kaiser in Asien regelmäßig Feldzüge durch – allerdings nicht immer erfolgreich. So geriet etwa Kaiser Valerian im Jahr 260 in Gefangenschaft und

wurde schwer gedemütigt. Er lebte «in Knechtschaft auf schimpflichste Art und Weise» und diente dem persischen Herrscher als menschlicher Schemel, indem er «sich vor ihm niederbeugen und den Rücken hinhalten sollte», um dem König das Besteigen des Pferdes oder Wagens zu erleichtern. Nach seinem Tod wurde sein Leichnam gehäutet und «die vom Fleisch abgelöste

Hülle mit roter Farbe
bestrichen, um dann im Tempel
der Barbarengötter zum
Andenken an den glänzenden
Triumph aufgestellt zu werden
und Gesandten immerfort als
Beweis dafür zu dienen». ^[104]
Er wurde ausgestopft, damit
alle die Torheit und die
Schande Roms sehen konnten.

Ironischerweise trugen

ausgerechnet das Wachstum
und der Ehrgeiz Roms dazu
bei, die verschiedenen Teile
Persiens

zusammenzuschmieden. Zum
einen profitierte das Land
erheblich von dem Fernhandel
zwischen Ost und West, der
darüber hinaus das politische
und wirtschaftliche Zentrum
von Persien verlagerte.

Zunächst hatte es oberste
Priorität, in der Nähe der

Steppen im Norden zu siedeln,
um von den Nomadenstämmen
Vieh und Pferde zu erhalten
und die diplomatischen
Beziehungen zu pflegen, die
unerlässlich waren, um
unwillkommene
Aufmerksamkeit und
Forderungen seitens der
gefürchteten Steppenvölker zu
vermeiden. Aus diesem Grund
waren Oasenstädte wie Nisa,
Abivard und Dara so bedeutend

geworden, Heimstätten
prächtiger Königspaläste. [105]

Da die Staatskasse dank
Steuern und Transitgebühren,
die vom wachsenden lokalen
und Fernhandel erhoben
wurden, gut gefüllt waren,
wurden nunmehr große
Infrastrukturprojekte in Angriff
genommen. Dazu zählte der
Ausbau von Ktesiphon am
Ostufer des Tigris im Zentrum

Mesopotamiens zu einer würdigen neuen Hauptstadt sowie massive Investitionen in Hafenstädte wie Charax am Golf, um den zunehmenden Seehandel zu bewältigen, der nicht ausschließlich Rom betraf: Ein blühender Handel mit glasierter Keramik aus Persien, der im 1. und 2. Jahrhundert bis nach Indien und Ceylon reichte, war aufgebaut worden.

Der bedeutsamste Effekt der militärischen Bedrohung durch Rom war jedoch der politische Wandel, der dadurch angestoßen wurde. Eine neue Herrscherdynastie, die Sassaniden, entstand um das Jahr 220 und bot eine dezidiert neue Vision. Dazu musste den Provinzgouverneuren, die inzwischen so gut wie unabhängig geworden waren, die Autorität entzogen und die

Macht im Zentrum gebündelt werden. Eine Reihe von Verwaltungsreformen festigte die Kontrolle über so gut wie jeden Aspekt des Staates, dabei wurde auf die Rechenschaftspflicht großen Wert gelegt: Jeder persische Beamte erhielt ein Siegel, um seine Entscheidungen zu dokumentieren, sodass die Verantwortung zurückverfolgt werden konnte. Ferner war

gewährleistet, dass die weitergeleiteten Informationen auch korrekt waren. Viele tausend Siegel sind noch erhalten und belegen, wie tief diese Umstrukturierung griff.

[107]

Kaufleute und Märkte waren nunmehr reguliert; eine Quelle berichtet, wie Erzeugern und Händlern – die häufig in Gilden organisiert waren – bestimmte Bereiche der Basare

zugewiesen wurden. Das erleichterte es den Inspektoren, dafür zu sorgen, dass Qualitäts- und Mengenvorgaben eingehalten wurden, und vor allem, die anfallenden Abgaben wirkungsvoll einzufordern. ^[108] Der Fokus auf das städtische Umfeld als Ort des stärksten kommerziellen Austausches wurde auf das

Bewässerungssystem
ausgedehnt, das in manchen
Fällen um etliche Kilometer
erweitert wurde, um die
verfügbaren Ressourcen zu
steigern und Raum für weiteres
Wachstum zu schaffen.

Unzählige Städte wurden neu
gegründet. Ein späterer
persischer Text, der sich auf
zeitgenössische Quellen stützt,
bestätigt einen Boom der
Stadtentwicklung in ganz

Zentralasien, auf der iranischen Hochebene, in Mesopotamien und im Nahen Osten. ^[109]

Umfassende Bewässerungsprogramme in Chuzestan und im Irak wurden in Angriff genommen, um die landwirtschaftliche Produktion zu steigern und die Lebensmittelpreise zu senken.

^[110] Archäologische Funde belegen, dass Lieferungen vor

dem Export inspiziert wurden, und aus schriftlichen Quellen wird ersichtlich, dass Kopien von Verträgen gestempelt und in Registraturen aufbewahrt wurden.^[111] Die Wiedereingliederung der Städte und Gebiete, die gut zwei Jahrhunderte lang zu Kuschana gehört hatten, in das eigentliche Persische Reich ermöglichte es ebenfalls, den

Handel mit dem Osten zu intensivieren. [112]

Während Persien aufblühte, geriet Rom allmählich ins Wanken. Die Sassaniden waren nicht das einzige Problem, denn um 300 stand bereits die gesamte Ostgrenze des Reiches, von der Nordsee bis zum Schwarzen Meer, vom Kaukasus bis zur südlichen Spitze Jemens, unter Druck.

Das Imperium war über Eroberungsfeldzüge aufgebaut worden und wurde von einem gut ausgebildeten Militär geschützt. Als das territoriale Wachstum ausblieb, die natürlichen Grenzen von Rhein und Donau und der Gebirgsketten Taurus und Anti-Taurus im östlichen Kleinasien erreicht worden waren, wurde Rom zum klassischen Opfer des eigenen Erfolgs: Es war nun

selbst ein Angriffsziel für die Völker, die jenseits der Grenzen lebten.

Verzweifelte Schritte wurden unternommen, um ein besorgniserregendes Ungleichgewicht zwischen den schwindenden Steuereinkünften und den ausufernden Kosten für die Verteidigung der Grenzen auszugleichen – was unweigerlich Proteste nach sich

zog. Ein Kommentator klagte, Kaiser Diokletian, der sich energisch darum bemühte, das Defizit der Staatskasse in den Griff zu bekommen, schaffe mehr Probleme, als er löse, und richte «die ganze Erde gleichermaßen aus Habgier wie aus Furchtsamkeit zugrunde».

[113] Die Vermögenswerte des Reiches wurden grundlegend überprüft, das Vorspiel zu einer

Reform des Steuersystems.
Beamte wurden in alle
Himmelsrichtungen geschickt;
unangekündigt tauchten
Steuerschätzer auf und zählten
jeden Weinstock und jeden
einzelnen Obstbaum, um die
Reichseinnahmen zu steigern.

[114] Ein im ganzen Reich
geltendes Edikt legte die Preise
für Massenware und zugleich
für Luxusimporte wie

Sesamsamen, Cumin,
Meerrettich oder Zimt fest. Ein
Fragment dieses Erlasses, das
unlängst in Bodrum entdeckt
wurde, belegt, wie weit der
Staat seinen Einfluss
ausdehnen wollte: Für nicht
weniger als sechsundzwanzig
verschiedene Arten von
Fußbekleidung, von
vergoldeten Frauensandalen
bis hin zu «purpurnen, flachen
Schuhen nach babylonischer

Art», wurden von Roms
Steuerschätzern
Preisobergrenzen festgelegt.
[115]

Am Ende erschöpfte der
Versuch, das Reich zu
erneuern, Diokletian zu sehr.
Er zog sich an die kroatische
Adriaküste zurück, um sich
angenehmeren Dingen zu
widmen. «Ich wünschte, ihr
könntet den Kohl sehen»,
schrieb er einem ehemaligen

Kollegen, «den ich zu Salona mit eigenen Händen gepflanzt habe.» Die Kohlköpfe seien so beeindruckend, dass wohl kein Mensch jemals wieder der Verlockung der Macht erliegen und der Briefschreiber «für immer von [seinen] Aufforderungen abstehen» werde.^[116] Wo Augustus sich in einer berühmten und prachtvollen Statue, die an der

Prima Porta am Rand Roms gefunden wurde, als Legionär darstellte, zog es Diokletian vor, sich als Bauer auszugeben. Dieser Umstand fasst trefflich zusammen, wie sich Roms Ambitionen im Laufe von dreihundert Jahren veränderten: von Plänen für die Eroberung Indiens bis zu Überlegungen zum Anbau preisverdächtigen Gemüses.

Während die Römer nervös

die Ereignisse verfolgten,
braute sich ein mächtiger
Sturm zusammen. Kaiser
Konstantin handelte schließlich.
Der Sohn von Constantius I.
war ehrgeizig und tüchtig und
hatte ein Händchen dafür, zur
rechten Zeit am rechten Ort zu
sein. Seine Vision des Reiches
war ebenso klar wie
verblüffend. Es brauchte eine
starke Führung – daran
zweifelte niemand. Aber er

hatte einen radikaleren Plan,
als einfach die Macht in der
eigenen Hand zu
konzentrieren: den Bau einer
neuen Stadt, einer neuen Perle
auf der Kette, die das
Mittelmeer mit dem Osten
verband. Der Ort, den er dafür
auswählte, lag passenderweise
genau auf dem Punkt, wo sich
Europa und Asien berührten.

Das Gerücht, die römischen

Herrscher würden darüber nachdenken, den Sitz der imperialen Macht zu verlegen, kursierte seit langem. Laut einem römischen Autor erwog schon Julius Cäsar, Alexandria oder das antike Troja in Kleinasien zur Hauptstadt des Reiches zu machen, weil deren Lage die Herrschaft in jener Region begünstigte, in der Roms Interessen lagen.^[117] Zu

Beginn des 4. Jahrhunderts war es endlich so weit: Eine prächtige Stadt wurde an der Schnittstelle zwischen Europa und Asien gegründet.

Die an den Ufern des Bosporus gelegene Stadt Byzantion wurde zu einer prunkvollen Metropole ausgebaut, die mit der Zeit Rom nicht nur Konkurrenz machte, sondern es sogar übertraf. Riesige Paläste wurden

errichtet sowie ein Hippodrom für Wagenrennen. Im Zentrum der Stadt wurde eine mächtige Säule aufgestellt, die aus einem einzigen, massiven Porphyrblock gehauen war. Auf ihrer Spitze prangte eine Statue des Kaisers, der Blick hinab auf seine neue Stadt gerichtet. Diese wurde *Nova Roma*, Neu-Rom, genannt, doch schon bald als die Stadt ihres Gründers Konstantin bekannt:

Konstantinopel. Nach dem Vorbild der Mutterstadt wurden verschiedene Institutionen ins Leben gerufen, darunter ein Senat, dessen Mitglieder manche als Neureiche verspotteten: die Söhne von Kupferschmieden, Bademeistern, Wurstherstellern und dergleichen. [118]

Konstantinopel sollte die

größte und wichtigste Stadt im Mittelmeerraum werden und übertraf bald sämtliche Konkurrenten an Größe, Einfluss und Bedeutung. Viele moderne Historiker weisen den Gedanken vehement zurück, Konstantin habe die Stadt als neue Reichshauptstadt auserkoren, doch die gewaltigen Ressourcen, die bei ihrem Bau zum Einsatz kamen,

sprechen für sich. ^[119]

Konstantinopel war strategisch günstig gelegen, nicht zuletzt für den Seehandel im und aus dem Schwarzen Meer, und diente als Horchposten für Entwicklungen im Osten und im Norden – auf dem Balkan und bis zum Pannonischen Becken, wo sich Ärger zusammenbraute.

Die große Mehrheit der

Bevölkerung im Altertum hatte ganz eindeutig einen lokalen Horizont: Handel und Interaktion zwischen Menschen spielten sich in erster Linie über kurze Entfernungen ab. Dennoch verflochten sich die Netze der Gemeinschaften miteinander, sodass eine überaus komplexe Welt entstand, in der Geschmacksrichtungen und Ideen von kulturellen

Einflüssen geprägt wurden,
deren Ursprünge Tausende von
Kilometern entfernt lagen.

Vor zweitausend Jahren
trugen Reiche und Mächtige in
Karthago und anderen
Mittelmeerstädten von Hand
gefertigte chinesische Seide,
während in Südfrankreich
hergestellte Töpferwaren in
England und am Persischen
Golf vorzufinden waren.
Gewürze und Soßen aus Indien

verfeinerten Gerichte in den
Küchen von Xinjiang und Rom.
Gebäude im Norden
Afghanistans waren mit
Inschriften auf Griechisch
versehen, während im tiefen
Osten voller Stolz Pferde aus
Zentralasien geritten wurden.

Wir können uns das Dasein
einer Goldmünze vor
zweitausend Jahren vorstellen:
Vielleicht wurde sie in einer
Münzanstalt in der Provinz

geprägt und einem jungen Legionär als Sold ausgehändigt, der mit ihr an der Nordgrenze Englands Verpflegung kaufte. Anschließend fand sie den Weg zurück nach Rom in den Truhen eines Beamten, den man ausgeschiedt hatte, um Steuern einzutreiben, ehe sie wiederum in die Hände eines Kaufmanns geriet, der nach Osten aufbrach. Dort wurden mit der Münze Waren von

Händlern bezahlt, die nach Barygaza gekommen waren, um ihre Vorräte feilzubieten. Sie wurde bestaunt und Stammesoberhäuptern im Hindukusch überreicht, die sich über das Aussehen, die Form und Größe wunderten. Schließlich wurde die Münze von einem Graveur kopiert – der selbst wiederum vielleicht aus Rom oder aus Persien, aus Indien oder China gekommen

oder ein Einheimischer war,
der die Kunst der
Münzprägung erlernt hatte. Es
war eine hochgradig vernetzte
Welt, die sich nach Austausch
sehnte.

Es ist einfach, die
Vergangenheit in eine Form zu
pressen, die uns bequem und
leicht zugänglich erscheint.
Aber die Welt der Antike war
viel weiter entwickelt und wies
vielfältigere Verbindungen auf,

als wir gemeinhin annehmen. Betrachtet man Rom als den Stammvater Westeuropas, lässt man die Tatsache außer Acht, dass es permanent nach Neuerungen aus dem Osten Ausschau hielt und in vieler Hinsicht von ihnen geprägt wurde. Die Welt der Antike war ein Vorläufer der Welt, wie wir sie heute kennen: geschäftig, wetteifernd, effizient und tatkräftig. Eine Kette aus

Städten erstreckte sich über ganz Asien. Der Verkehr, der Indien mit dem Persischen Golf und dem Roten Meer verband, nahm zu; auf den Seidenstraßen des Altertums pulsierte das Leben.

Die Augen Roms waren von dem Moment an, als aus der Republik ein Imperium wurde, ständig auf Asien gerichtet. Und das Gleiche galt, wie sich zeigen wird, auch für seine

Seele. Konstantin, und mit ihm das Römische Reich, hatte Gott gefunden – einen neuen Glauben, der aus dem Osten kam. Erstaunlicherweise stammte dieser Glaube jedoch nicht aus Persien oder Indien, sondern aus einer armen Provinz, in der sich Pontius Pilatus drei Jahrhunderte zuvor als Statthalter nicht gerade mit Ruhm bekleckert hatte. Das Christentum war im Begriff,

sich in alle Richtungen
auszudehnen.

Zweites Kapitel

Wege zur Erleuchtung - der Wettlauf der Religionen

Nicht nur Waren strömten entlang der Adern, die den Pazifik, Zentralasien, Indien, den Persischen Golf und das

Mittelmeer im Altertum
miteinander verbanden; das
Gleiche galt für Ideen. Und zu
den mächtigsten Ideen zählten
diejenigen, die das Göttliche
betrafen. In dieser Region
hatte schon immer ein reger
intellektueller und religiöser
Austausch stattgefunden. Nun
wurde er stetig komplexer und
aggressiver. Lokale Kulte und
Glaubenssysteme kamen mit
fest etablierten Kosmologien in

Berührung. Auf diese Weise entstand ein Schmelztiegel, in dem Ideen entlehnt, verfeinert und neu verpackt wurden.

Nachdem griechisches Ideengut mit den Feldzügen Alexanders des Großen nach Osten gewandert war, dauerte es nicht lange, bis sich Ideen auch in die entgegengesetzte Richtung bewegten.

Buddhistische Vorstellungen breiteten sich rasch über ganz

Asien aus, vor allem als der indische Kaiser Ashoka sich für sie ausgesprochen hatte.

Angeblich trat er zum Buddhismus über, nachdem er sich die gigantischen Kosten der Feldzüge vor Augen geführt hatte, durch die im 3. Jahrhundert v. Chr. in Indien ein großes Reich entstanden war. Inschriften aus dieser Zeit zeugen von vielen Völkern, selbst im fernen Syrien und

womöglich darüber hinaus, die buddhistischen Grundsätzen und Riten folgten. Die Überzeugungen einer Sekte namens «Therapeuten», die jahrhundertlang im ägyptischen Alexandria großen Zulauf hatte, wiesen eindeutige Ähnlichkeiten mit dem Buddhismus auf: Man verwendete allegorische Schriften und versuchte, durch das Gebet und die Loslösung

vom eigenen Ich zu
Erleuchtung und innerer Ruhe
zu gelangen. ^[1]

Aufgrund der Mehrdeutigkeit
des Quellenmaterials lässt sich
schwer verfolgen, wie der
Buddhismus sich genau
ausgebreitet hat. Dass jedoch
überhaupt eine umfassende
zeitgenössische Literatur
vorliegt, die beschreibt, wie die
Religion aus dem indischen

Subkontinent weitergetragen und in neuen Regionen eingeführt wurde, ist erstaunlich. Lokale Herrscher mussten entscheiden, ob sie die neue Religion tolerieren, gegen sie vorgehen oder sie übernehmen und fördern wollten. Zu den Förderern zählte Menander, ein baktrischer König im 1. Jahrhundert v. Chr. und Nachfahre eines Untertanen

von Alexander dem Großen.
Laut einer Schrift namens
Milindapanha wurde er dank
eines inspirierenden Mönchs,
dessen Klugheit, Mitgefühl und
Demut im Gegensatz zu der
Oberflächlichkeit der damaligen
Welt standen, überredet, einem
neuen spirituellen Pfad zu
folgen. [2]

In den geistigen und
theologischen Räumen der

Seidenstraße rangen
Gottheiten und Kulte, Priester
und Herrscher miteinander. Es
ging um viel. Um diese Zeit
waren Gesellschaften
außerordentlich empfänglich
für Erklärungen aller Art, von
weltlichen bis hin zu
übernatürlichen Dingen; und
der Glaube bot Antworten auf
eine Vielzahl ungeklärter
Fragen. Die
Auseinandersetzungen unter

den Konfessionen waren
hochpolitisch. In all diesen
Religionen – ob sie nun aus
Indien kamen wie der
Hinduismus, Jainismus und
Buddhismus oder aus Persien
wie der Zoroastrismus und der
Manichäismus oder noch weiter
aus dem Westen wie das
Judentum und das Christentum
oder zu gegebener Zeit der
Islam – bewies der Sieg auf dem
Schlachtfeld oder am

Verhandlungstisch die eigene kulturelle Überlegenheit und den Erhalt des göttlichen Segens. Die Gleichung war so simpel wie überzeugend: Eine vom richtigen Gott oder von den richtigen Göttern beschützte Gesellschaft wuchs und gedieh; jene, die falsche Götzen anbeteten und leere Versprechungen machten, gingen zugrunde.

Den Herrschern lag daher

viel daran, in die richtige spirituelle Infrastruktur zu investieren, etwa in den Bau prächtiger Anbetungsorte. Dies half ihnen, die innere Kontrolle zu wahren und eine zunehmend enge Beziehung zur Priesterschaft aufzubauen, die in allen großen Religionen eine beträchtliche moralische Autorität besaß und politische Macht ausübte. Das hieß keineswegs, dass die Herrscher

sich passiv verhielten und lediglich auf die Glaubenslehren reagierten, die von einer unabhängigen Schicht (oder in manchen Fällen einer Kaste) ausgearbeitet wurden. Ganz im Gegenteil konnten zielstrebige Herrscher ihre Autorität und Macht festigen, indem sie neue religiöse Praktiken einführten.

Das Reich Kuschana, das sich im 1. Jahrhundert n. Chr. von

Nordindien aus über den größten Teil Zentralasiens erstreckte, ist dafür ein Musterbeispiel. Die Könige förderten hier den Buddhismus, aber sie forcierten auch seine Weiterentwicklung. Eine Herrscherdynastie, die nicht in der Region heimisch war, musste ihre Vorrangstellung rechtfertigen können. Zu diesem Zweck wurden Ideen aus einer ganzen

Reihe von Quellen miteinander vermengt, um den kleinsten gemeinsamen Nenner zu finden, dem so viele Untertanen wie möglich folgen konnten. Zudem unterstützten die Kuschana den Bau von Tempeln – sogenannten *devakula* oder «Tempeln der göttlichen Familie» –, die jene Vorstellung aufgriffen, die in dieser Region bereits etabliert war: dass die Herrscher

Himmel und Erde miteinander verbanden. [3]

Vor dem Reich der Kuschana hatte schon Menander auf Münzen verkündet, dass er nicht nur ein vorübergehender Herrscher, sondern ebenso ein Erlöser sei – darauf legte er so großen Wert, dass es sowohl in griechischer (*soteros*) als auch in indischer Schrift (*trataśa*) auf den Geldstücken zu lesen

war.^[4] Die Kuschana-Herrscher gingen einen Schritt weiter, indem sie einen Führerkult errichteten, der auf der Vorstellung basierte, dass die Herrscher mit dem Göttlichen unmittelbar verbunden waren. Auf diese Weise schufen sie eine Distanz zwischen Herrscher und Untertan. Eine Inschrift aus Taxila im Punjab zeigt dies sehr

deutlich. Der Herrscher sei, heißt es dort kühn, «der Große König, der König der Könige und Sohn Gottes». ^[5] Das war eine Wendung, die ganz offensichtlich Anklänge an das Alte und Neue Testament aufweist – genau wie die Auffassung eines Herrschers als Erlöser und Tor zum nächsten Leben. ^[6]

Um das 1. Jahrhundert

n. Chr. erfuhr der Buddhismus einen Wandel, der fast einer Revolution gleichkam – der Glaube begann, den Alltag seiner Anhänger zu prägen. In ihrer elementarsten, traditionellen Form plädierten die Lehren Buddhas klar für die Suche nach einem Weg aus dem Leid (Sanskrit: *duh'kha*), der zu einem Zustand des Friedens führt (*nirwana*), indem man dem «edlen

achtfachen Pfad» folgt. Der Weg zur Erleuchtung umfasste keine dritte Partei, geschweige denn dass die materielle oder physische Welt in nennenswerter Form daran beteiligt war.

Das sollte sich drastisch ändern, als neue Wege ersonnen wurden, um einen höheren Bewusstseinszustand zu erreichen. Was zuvor eine intensive spirituelle, nach innen

gewandte Reise gewesen war,
ohne jegliches äußeres
Brimborium, wurde nunmehr
durch Rat, Hilfe und
Örtlichkeiten ersetzt, die
eigens dafür gedacht waren,
den Pfad zur Erleuchtung und
den Buddhismus selbst
zwingender zu machen. Stupas
oder Kultstätten, die angeblich
mit Buddha in Verbindung
standen, wurden errichtet und
entwickelten sich zu

Pilgerorten. Darüber hinaus machten Texte, die vorschrieben, wie man sich an so einem Ort zu verhalten habe, die hinter dem Buddhismus stehenden Ideale greifbarer. Opfergaben in Form von Blumen oder Parfüms trügen dazu bei, das Heil zu erlangen, verhiess etwa die Schrift *Saddharmapundarika*, häufig auch *Lotus Sutra* genannt. Gleiches gelte für die

Beschäftigung von Musikern,
um «Trommeln zu schlagen,
Hörner und Muscheln, Flöten
und Panflöten zu blasen, Lauten
und Harfe, Gongs, Gitarre und
Zimbeln zu spielen»: Dies alles
sollte es dem Gläubigen
ermöglichen, seine «Buddha-
Natur» zu erlangen.^[7] Es
handelte sich um bewusste
Anstrengungen, den
Buddhismus sichtbarer – und

hörbarer – zu machen und ihn in einer immer lauterem religiösen Umgebung besser zur Geltung zu bringen.

Ein anderes neues Konzept war das der Spende – insbesondere in Form von Gaben an die neuen Klöster, die entlang der Routen von Indien nach Zentralasien aus dem Boden schossen. Es wurde zu einer gängigen Praxis, Geld, Juwelen und andere Dinge zu

spenden, und so verbreitete sich auch die Auffassung, dass die Spender als Belohnung für ihre Großzügigkeit «über die Ozeane des Leidens getragen» würden.^[8] Die *Lotus Sutra* und andere Texte aus dieser Zeit gingen sogar so weit aufzuzählen, welche Wertgegenstände sich am besten als Gaben eigneten: Perlen, Kristall, Gold, Silber,

Lapislazuli, Korallen, Diamanten und Smaragde wurden allesamt als vollkommen akzeptabel eingestuft. [9]

Weitreichende, um die Zeitenwende angelegte Bewässerungsprojekte in den Tälern des heutigen Tadschikistan und südlichen Usbekistan belegen, dass in dieser Zeit der Wohlstand und der kulturelle sowie

kommerzielle Austausch stetig zunahmen.^[10] Bei der Vielzahl reicher lokaler Eliten, an die man sich wenden konnte, dauerte es nicht lange, bis klösterliche Zentren zu emsig betriebsamen Bienenkörben und zu einem Heim von Gelehrten wurden, die buddhistische Texte verfassten, abschrieben und in die einheimischen Sprachen

übersetzten. Diese Tätigkeiten, die den Buddhismus einem immer größeren Publikum zugänglich machten, sollten dazu beitragen, die Religion zu verbreiten. Der Handel öffnete dem Glauben das Tor.^[11]

Um das 1. Jahrhundert n. Chr. verbreitete sich der Buddhismus immer schneller von Nordindien aus entlang der Handelsrouten, die von

Kaufleuten, Mönchen und Reisenden genutzt wurden. Im Süden, auf der Hochebene von Dekkan, wurden unzählige Höhlentempel errichtet, und Stupas tauchten überall in der Landschaft auf, bis tief in den indischen Subkontinent hinein.

[12] Im Norden und Osten wurde der Buddhismus zunehmend von den sogdischen Kaufleuten weiterverbreitet,

die bei der Anbindung Chinas an das Indus-Tal eine wichtige Rolle spielten. Es handelte sich um reisende Händler aus dem Herzen Zentralasiens, klassische Vermittler, die über ein engmaschiges Netzwerk verfügten, es verstanden, Kredite effizient zu nutzen, und so schließlich die führende Position im Fernhandel gewinnen konnten. ^[13]

Der Schlüssel zu ihrem kommerziellen Erfolg war eine verlässliche Kette von Zwischenstationen. Als immer mehr Sogdier Buddhisten wurden, baute man Stupas entlang der wichtigsten Routen, wie man im Hunza-Tal im Norden Pakistans sehen kann: Scharen vorüberziehender Sogdier ritzten ihre Namen in Felsen neben Abbildern Buddhas, in

der Hoffnung, dass er sie auf ihrer langen Reise beschützen und mit guten Geschäften belohnen würde – solche namentlichen Verewigungen erinnern auf ergreifende Weise an die Sehnsucht der Reisenden nach spirituellem Trost in der Ferne. ^[14]

Nicht nur diese kleinen Markierungen zeugen davon, wie rasant sich der Buddhismus

in diesem Zeitraum ausbreitete. Kabul war von vierzig Klöstern umgeben, darunter eines, das ein späterer Besucher voller Ehrfurcht beschrieb. Seine Schönheit sei vergleichbar mit der des Frühlings, schwärmte er. «Das Pflaster war aus Onyx, die Wände aus reinem Marmor; die Tür war aus gegossenem Gold, während der Fußboden aus festem Silber war; Sterne wurden dargestellt, wohin man

auch blickte [...]. Im Flur war ein goldenes Götzenbild so schön wie der Mond, das auf einem prächtigen, mit Juwelen besetzten Thron saß.»^[15]

Schon bald breiteten sich buddhistische Vorstellungen und Sitten über den Pamir hinweg und bis nach China aus. Zu Beginn des 4. Jahrhunderts gab es in der ganzen Provinz Xinjiang im Nordwesten Chinas

heilige buddhistische Stätten,
etwa den spektakulären
Höhlenkomplex bei Qyzyl im
Tarimbecken, zu dem
Gebetshallen, Räume für die
Meditation und großzügige
Wohnquartiere gehörten.

Binnen kurzer Zeit wimmelte es
im Westen Chinas von Orten,
die man zu Kultstätten
umgewandelt hatte, etwa in
Kaschgar, Kucha und Turfan.

[16] Um 460 waren die buddhistische Lehre, ihre Riten, Kunst und Bilderwelt zu einem festen Bestandteil der chinesischen Kultur geworden und machten dem traditionellen Konfuzianismus stark Konkurrenz. In der allgemeinen Kosmologie des Konfuzianismus ging es ebenso sehr um persönliche Ethik wie um spirituelle Überzeugungen,

allerdings reichten ihre
Wurzeln ein gutes Jahrtausend
zurück. Eine neue, aus der
Steppe stammende
Herrscherdynastie förderte den
Buddhismus aggressiv und trug
so wesentlich zu seiner
Ausbreitung bei. Die Herrscher
der Nördlichen Wei-Dynastie
konnten, genau wie die
Kuschana vor ihnen, nur davon
profitieren, wenn sie die neue
Anschauung auf Kosten der

alten unterstützten und sich für
Konzepte aussprachen, die ihre
Legitimität unterstrichen –
schließlich waren sie
Außenseiter im Land. Riesige
Buddha-Statuen wurden in
Pincheng und Luoyang
errichtet, weit im Osten des
Reiches, zusammen mit opulent
ausgestatteten Klöstern und
Schreinen. Die Botschaft war
eindeutig: Die Herrscher der
Nördlichen Wei-Dynastie

hatten triumphiert, und das lag daran, dass sie Teil eines göttlichen Zyklus waren, nicht einfach nur die primitiven Sieger auf dem Schlachtfeld.

[17]

Der Buddhismus drang auf dem Weg der Haupthandelsrouten auch beachtlich weit nach Westen vor. Unzählige Höhlen um den Persischen Golf, eine große Zahl von Funden um Merw im

heutigen Turkmenistan sowie eine Reihe von Inschriften im Herzen Persiens bezeugen, dass der Buddhismus den einheimischen Glaubenslehren den Rang ablief. ^[18] Die unzähligen buddhistischen Lehnwörter im Parthischen zeigen, wie sehr sich der Austausch von Ideen in diesem Zeitraum intensivierte. ^[19]

Auch der kommerzielle Austausch wurde immer reger und bescherte Persien eine Renaissance, die Wirtschaft, Politik und Kultur erfasste und das Reich in anderer Hinsicht immer stärker zusammenschweißte. Als sich eine eigene persische Identität festigte, sahen sich Buddhisten eher verfolgt als nachgeahmt. Es kam zu heftigen Angriffen, die Kultstätten am Golf wurden

aufgegeben und die Stupas, die vermutlich entlang der Landwege auf persischem Gebiet errichtet worden waren, zerstört. [20]

Religionen erlebten ein Auf und Ab, während sie sich über Eurasien ausdehnten und sich gegenseitig Anhänger und moralische Autorität streitig machten. Bei der Kommunikation mit dem

Göttlichen ging es um mehr als die Bitte um Eingriffe in das Alltagsleben: Es ging um Erlösung oder Verdammnis. Die Auseinandersetzung wurde mit Gewalt ausgetragen. Die ersten vier Jahrhunderte des 1. Jahrtausends, in denen sich das Christentum geradezu explosionsartig von einer kleinen Basis in Palästina über den gesamten Mittelmeerraum und ganz Asien ausbreitete,

waren ein Mahlstrom der Glaubenskriege.

Der entscheidende Moment war gekommen, als die Dynastie der Sassaniden die Macht ergriff. Diese stürzten das herrschende Regime in Persien, indem sie zum Aufruhr anstifteten, Rivalen ermordeten und sich die Verwirrung zunutze machten, die im Zuge militärischer Rückschläge an der Grenze zum Römischen

Reich – in erster Linie im
Kaukasus – herrschte. [21]

Nachdem Ardaschir I. und
seine Nachfolger im Jahr
224 n. Chr. die Herrschaft
übernommen hatten, leiteten
sie einen umfassenden Wandel
des Staates ein. Sie schrieben
ihm eine durchgehende
Identität zu, wobei ein
Schlussstrich unter die jüngste
Geschichte gezogen und die

Verbindungen zum großen Persischen Reich des Altertums betont wurden. [22]

Erreicht wurde dies durch eine Verschmelzung der materiellen und symbolträchtigen Landschaft mit jener der Vergangenheit. Zentrale Stätten im alten Persien wie Persepolis, eine Hauptstadt des Achämenidenreichs, und die

Nekropole Naqsch-e Rostam, die mit den großen persischen Königen wie Dareios und Kyros assoziiert wurden, eignete man sich zu Propagandazwecken an; hinzu kamen neue Inschriften, monumentale Bauten und Felsreliefs, die danach trachteten, das gegenwärtige Regime mit der ruhmreichen Tradition zu verbinden.^[23] Die Münzprägung wurde erneuert:

Die griechische Schrift und die Büsten nach dem Vorbild Alexanders des Großen, die seit Jahrhunderten in Gebrauch waren, wurden durch ein unverkennbares Profil des neuen Königs auf der einen Seite – mit dem Gesicht in die entgegengesetzte Richtung – und einem Feueraltar auf der anderen ersetzt. ^[24] Letzterer war, indem er die neue

Identität und die neue Haltung gegenüber der Religion bezeugte, eine bewusste Provokation.

Nach den Erkenntnissen, die das begrenzte Quellenmaterial über diesen Zeitraum ermöglicht, hatten die Herrscher der Region jahrhundertlang in Glaubensangelegenheiten Toleranz geübt und ein beachtliches Maß an Koexistenz

verschiedener Konfessionen
zugelassen.^[25] Der Aufstieg
der neuen Dynastie zog schon
bald eine Verhärtung nach sich,
und die Lehren von Zarduscht
(oder Zarathustra) wurden auf
Kosten anderer Anschauungen
gefördert. Der bei den alten
Griechen als Zoroaster
bekannte große persische
Prophet, der um 1000 v. Chr.
lebte oder gar noch früher,

lehrte, dass das Universum nach zwei Prinzipien unterteilt sei, dem des *Ahura Mazda* (der Herr der Weisheit) und dem seines Gegenspielers *Angra Mainyu* (der böse Geist), die einen ständigen Kampf miteinander austragen. Die Aufteilung der Welt in gute und schlechte Kräfte bezog sich auf jeden Aspekt des Lebens und betraf sogar Bereiche wie die

Kategorisierung der Tiere. [26]

Die rituelle Reinigung, vor allem durch Feuer, war ein wesentliches Element der zoroastrischen Gottesanbetung. Ahura Mazda konnte, wie es in der Lehre heißt, «aus dem Bösen Gutes, Licht aus dem Dunkel» und Erlösung von Dämonen bringen. [27]

Diese Weltanschauung

ermöglichte es den Sassanidenherrschern, an das goldene Zeitalter des alten Persiens anzuschließen, als die großen Könige ihre Verehrung für Ahura Mazda bekundet hatten. ^[28] Sie bot zugleich ein starkes moralisches Gerüst für eine Phase der militärischen und wirtschaftlichen Expansion: Indem der unablässige Kampf der beiden Mächte

hervorgehoben wurde, stärkte man die kriegerische Einstellung der Bevölkerung; der Fokus auf Ordnung und Disziplin unterstrich administrative Reformen, die zum Wahrzeichen eines immer streitbareren aufstrebenden Staates wurden. Der Zoroastrismus enthielt eine ganze Reihe von Anschauungen, die mit der militaristischen Kultur, mit der

die Erneuerung des Imperiums einherging, völlig in Einklang standen. [29]

Die Sassaniden dehnten das Reich unter Ardaschir I. und seinem Sohn Schapur I. aggressiv aus, brachten Oasenstädte, Kommunikationswege und ganze Regionen unter ihre direkte Kontrolle oder zwangen sie, einen nachgeordneten

Status zu akzeptieren. Wichtige Städte wie Sistan, Merw und Balch wurden in mehreren Feldzügen erobert, die in den zwanziger Jahren des 3. Jahrhunderts begannen, während große Teile der Kuschana-Gebiete zu Vasallenstaaten unter der Aufsicht von sassanidischen Beamten wurden, die den Titel *kuschanschah* (Herrscher

Kuschanas) annahmen.^[30] Eine Siegesinschrift bei Naqsch-e Rostam zeigt das Ausmaß der Eroberungen und dokumentiert, dass sich Schapurs Reich weit nach Osten ausgedehnt hatte und jetzt «bis hin nach Peschawar und zu den Bergen [oder Grenzen]» Kaschgars und Taschkents reichte.^[31]

Als die Sassaniden den Thron

bestiegen, positionierten sich Anhänger des Zoroastrismus an der Seite der Machthaber und setzten alles daran, die administrative Kontrolle auf Kosten sämtlicher religiöser Minderheiten in ihren Händen zu konzentrieren.^[32] Diesem Muster folgte man in all jenen Regionen, die nunmehr persischen Herrschern unterstanden. Inschriften, die

von dem obersten Priester Kartir um die Mitte des 3. Jahrhunderts in Auftrag gegeben wurden, feierten die Ausdehnung des Zoroastrismus. Die Religion und ihre Priester wurden mittlerweile weithin geschätzt und verehrt, während «in großer Zahl Feuerheiligtümer und deren Mitglieder» in Ländereien gediehen, die von den Römern erobert worden

waren. Viel harte Arbeit sei erforderlich, um den Glauben zu verbreiten, heißt es in einer Inschrift, und er selbst, wie Kartir bescheiden einräumte, habe von Anfang an große Mühen und Plagen auf sich genommen «für Götter und Herrscher und um der eigenen Seele willen». [33]

Die Förderung des Zoroastrismus ging mit der

Unterdrückung einheimischer Kulte und rivalisierender Weltanschauungen einher, die als böse Lehren verworfen wurden. Juden, Buddhisten, Hindus, Manichäer und andere wurden verfolgt; Kultstätten wurden geplündert und «Götzenbilder vernichtet, die Heiligtümer von Dämonen zerstört und in Tempel für die Götter umgewandelt». ^[34] Als

sich der persische Staat ausdehnte, setzte man Wertvorstellungen und Anschauungen durch, die als überliefert und unerlässlich für den politischen und militärischen Erfolg ausgegeben wurden. Wer andere Erklärungen oder abweichende Werte propagierte, wurde verfolgt und in vielen Fällen umgebracht, wie der

charismatische Prophet Mani im
3. Jahrhundert. Dessen
Konglomerat aus
Vorstellungen, die sich auf eine
Auswahl von Quellen aus Ost
und West stützten, hatte
Schapur I. kurz zuvor noch
vehement verfochten. Jetzt
wurden Manis Lehren als
subversiv, berauschend und
gefährlich verurteilt und seine
Anhänger gnadenlos gejagt.^[35]

Unter denjenigen, gegen die man streng vorgehen musste und die Kartir ausdrücklich in seiner Liste der in Ungnade Gefallenen nannte, waren auch *nasraye* und *kristyone* – also «Nazarener» und «Christen». Es ist viel über die Frage diskutiert worden, welche Gruppen damit gemeint sein könnten. Mittlerweile geht man davon aus, dass sich die erste Bezeichnung auf die

einheimische Bevölkerung des Sassanidenreichs bezieht, die christlich geworden war, während letztere auf jene Christen verweist, die von Schapur I. nach der Besetzung der römischen Provinz Syria in großen Zahlen nach Osten deportiert wurden. Damals waren die lokalen und zentralen Autoritäten völlig überrumpelt worden.^[36] Der

Zoroastrismus schlug nicht zuletzt deshalb im Bewusstsein und in der Identität Persiens im 3. Jahrhundert so tief Wurzeln, weil er eine Abwehrreaktion auf die Vorstöße des Christentums darstellte, das sich bedrohlich den Handelsrouten entlang ausbreitete – genau wie der Buddhismus im Osten. Die Radikalisierung der zoroastrischen Lehre wurde zu dieser Zeit durch eine

feindselige Haltung gegenüber christlichen Denkweisen und Vorstellungen beschleunigt, die Kaufleute und Gefangene ins Land brachten, die sich nach der Deportation aus Syrien auf persischem Gebiet neu ansiedelten. [37]

Das Christentum ist lange Zeit mit dem Mittelmeerraum und Westeuropa assoziiert worden.

Dies liegt zum Teil daran, dass dort – in Rom beziehungsweise in Konstantinopel – die Oberhäupter der katholischen und der orthodoxen Kirche saßen. Dabei war die frühe Christenheit tatsächlich in jeder Beziehung östlich: Ihr geographischer Brennpunkt war Jerusalem, neben anderen Orten, die mit Jesu Geburt, Leben und Kreuzigung verbunden wurden; ihre

ursprüngliche Sprache war
Aramäisch, das zur semitischen
Sprachgruppe gehört, die im
Nahen Osten heimisch ist; der
theologische Hintergrund und
die spirituelle Basis waren das
Judentum, das sich in Israel und
während des Exils in Ägypten
und in Babylon herausgebildet
hatte; und ihre Geschichten
waren von den Wüsten,
Hochwassern, Dürreperioden
und Hungersnöten geprägt, die

man in Europa gar nicht kannte. [38]

Wie sich das Christentum im Mittelmeerraum ausdehnte, ist wohlbekannt, dabei waren die ersten Fortschritte im Osten viel spektakulärer und vielversprechender als jene um das Mittelmeer herum, wo es sich entlang der Seewege ausbreitete. [39] Zunächst ließen die römischen Behörden

die Christen in Ruhe und wunderten sich vor allem über die Leidenschaft der ersten Gläubigen. Plinius der Jüngere etwa bat Kaiser Trajan im 2. Jahrhundert um Rat, was er mit den Christen tun solle, die ihm in Kleinasien vorgeführt wurden.

«Gerichtsverhandlungen gegen Christen habe ich noch nie beigewohnt», schrieb er.

«Deshalb weiß ich nicht, was

und wie weit man zu strafen
oder zu untersuchen pflegt.»
Er ließ einige von ihnen
hinrichten, «denn mochten sie
vorbringen, was sie wollten –
Eigensinn und unbeugsame
Halsstarrigkeit glaubte ich auf
jeden Fall bestrafen zu
müssen». ^[40] Der Kaiser riet in
seinem Antwortschreiben zu
Nachsicht: Plinius solle nicht
nach Christen suchen, so

Trajan, aber wenn sie angezeigt würden, so müsse er von Fall zu Fall entscheiden, «insgesamt lässt sich überhaupt nichts festlegen, was gleichsam als feste Norm dienen könnte». Auf keinen Fall aber dürfe er aufgrund von Gerüchten oder anonymen Anklagen in Aktion treten; denn dies, schrieb er hochtrabend, «passt nicht in unsre Zeit». ^[41]



[Bild vergrößern]

Nicht lange nach diesem Briefwechsel verschärfte sich die Situation jedoch – ein Zeichen dafür, dass das Christentum immer tiefer in die römische Gesellschaft

eindrang. Vor allem das Militär begann, die neue Religion mit ihren subversiven Ansichten über Sünde, Sex, Tod und Leben im Allgemeinen als eine Bedrohung für traditionelle kriegerische Wertvorstellungen anzusehen. ^[42] Vom 2. Jahrhundert an wurden Christen verfolgt und zu Tausenden ermordet, häufig als Teil öffentlicher Unterhaltung.

Infolgedessen entstand ein umfangreicher Korpus an Texten zum Andenken der Märtyrer, die für ihren Glauben das Leben hingaben.^[43]

Die frühen Christen mussten gegen Vorurteile ankämpfen. Es kam zu gequälten Aufschreien von Autoren wie Tertullian (um 160 bis 225), dessen Appelle von einem renommierten Gelehrten mit

Shakespeares Shylock aus *Der Kaufmann von Venedig*

verglichen wurden: Wir

Christen «sind Menschen, die mit euch zusammen leben,

bedienen uns derselben

Nahrung, Kleidung, Wohnung, haben dieselben

Lebensbedürfnisse», beklagte

er sich. ^[44] Nur weil die

Christen nicht an den

römischen Riten teilnahmen,

schrieb er, heiße das noch lange nicht, dass sie keine Menschen seien. Voll Bitterkeit fügte er hinzu: «Anders, offenbar, ist unsere Natur, [...] anders gefügt sind unsere Zahnreihen, anders unsere Organe zu blutschänderischer Lust. [Aber] ein Mensch ist auch der Christ, also dasselbe wie du.»^[45]

Das Christentum breitete sich

zunächst über die jüdischen
Gemeinden, die seit dem
babylonischen Exil in
Mesopotamien siedelten, weiter
im Osten aus.^[46] Die dortigen
Juden erhielten Berichte über
Leben und Tod Jesu nicht in
griechischen Übersetzungen,
wie beinahe alle Bekehrten im
Westen, sondern auf
Aramäisch, der Sprache der
Jünger und Jesu selbst. Wie im

Mittelmeerraum waren Händler maßgeblich am Missionierungsprozess beteiligt – wobei die Stadt Edessa, das heutige Urfa im Südosten der Türkei, aufgrund ihrer Lage an der Kreuzung von Nord-Süd- und Ost-West-Routen eine besondere Bedeutung erlangte. ^[47]

Wanderprediger gelangten schon bald bis zum Kaukasus,

wo Bestattungsriten und
Inschriften in Georgien die
Existenz einer beachtlichen
Gemeinde konvertierter Juden
belegen. ^[48] Nicht lange
danach gab es um den ganzen
Persischen Golf christliche
Gemeinden. Sechzig in
Korallenbänke gehauene
Grabstätten nicht weit von
Bahrain zeugen davon, wie weit
die Religion zu Beginn des

3. Jahrhunderts bereits vorgedrungen war.^[49] Eine Schrift, die unter dem Namen *Buch der Gesetze der Länder* bekannt ist und um die gleiche Zeit verfasst wurde, berichtet, dass in ganz Persien und im Osten bis zu dem von den Kuschana kontrollierten Territorium, dem heutigen Afghanistan, Christen anzutreffen waren.^[50]

Schapur I. trug im
3. Jahrhundert zur weiteren
Verbreitung der Religion bei,
indem er eine große Zahl
Christen aus Persien
deportieren ließ. Unter den
Verbannten befanden sich hohe
Persönlichkeiten wie
Demetrius, der Bischof von
Antiochia, der nach Beth Lapat,
in das heutige Gundischapur im
Südwesten des Iran, gebracht
wurde, wo er seine christlichen

Brüder um sich scharte und ein neues Bistum gründete.^[51] Es gab einige hochgestellte Christen in Persien, wie eine Römerin namens Candida laut einem christlichen Bericht, der vor dem Blutdurst des Schahs und seines Umfelds warnte, kundtat. Sie war am Hof eine Lieblingskonkubine, bis sie die Weigerung, von ihrem Glauben abzusagen, in den Märtyrertod

trieb. [52]

Diese aufwühlenden Geschichten fallen in jene Kategorie von Literatur, die beweisen wollte, dass die christlichen Bräuche und Überzeugungen den traditionellen Praktiken überlegen waren. Quellen sind Mangelware, aber die wenigen, die es gibt, vermitteln immerhin einen Eindruck davon, was für

ein Propagandakrieg damals
ausgetragen wurde. Im
Gegensatz zu anderen
Bewohnern Persiens, schrieb
ein Autor, würden die «Jünger
Christi» in Asien «nicht die
verwerflichen Sitten dieser
heidnischen Völker»
praktizieren. Das sei auch gut
so, hielt ein anderer Schreiber
fest, und ein Zeichen dafür, wie
sehr Christen den Standard in
Persien und anderswo im Osten

gehoben hätten: «Perser, die zu Seinen Schülern geworden sind, heiraten nicht mehr ihre Mütter», und die in der Steppe lebenden Stämme ernährten sich nicht länger «von Menschenfleisch, weil das Wort Christi zu ihnen gekommen ist». Solche Entwicklungen seien, so betonte er ein weiteres Mal, nur herzlich zu begrüßen. [53]

Die wachsende Verbreitung und Sichtbarkeit der Christen in Persien um die Mitte des 3. Jahrhunderts veranlasste die zoroastrische Priesterschaft, mit zunehmender Gewalt zu antworten – ein Echo der Reaktion im Römischen Reich.

[54] Aber wie die Inschrift Kartirs belegt, verhärtete sich die Haltung in Persien nicht nur gegenüber dem

Christentum, sondern auch gegenüber anderen Religionen. Der Kampf gegen alternative Weltanschauungen ging einher mit dem glühenden Zoroastrismus, der den Aufstieg Persiens kennzeichnete. Allmählich kristallisierte sich eine Staatsreligion heraus, eine Konfession, die die zoroastrischen Werte als gleichbedeutend mit den

persischen setzte und überdies eine, wie es hieß, «Stütze des absoluten Königtums» der Sassaniden bildete. [55]

Eine Kettenreaktion war in Gang gesetzt worden, wobei der Wettstreit um Ressourcen und militärische Konflikte die Entwicklung hochkomplexer Glaubenssysteme anstießen, die nicht nur die eigenen Siege und Heldentaten erklärten,

sondern auch die Position der benachbarten Rivalen untergruben. In Persien trat die Priesterschaft immer schriller und selbstbewusster auf, und ihr Einfluss reichte, wie aus den Inschriften eindeutig hervorgeht, weit in die politische Sphäre hinein.

Das hatte unweigerlich Konsequenzen, vor allem wenn der Einfluss der Geistlichen in die Grenzregionen oder frisch

eroberte Territorien exportiert wurde. Errichtete man Feuertempel, auf die Kartir so stolz war, bestand die Gefahr, die einheimische Bevölkerung gegen sich aufzubringen, zumal die neue Lehre und der neue Glauben auch gewaltsam durchgesetzt wurden. Der Zoroastrismus wurde zu einem Synonym von Persien. Es gehörte nicht viel dazu, diese Religion als ein Instrument der

Besetzung und weniger als einen Weg zur spirituellen Erlösung zu betrachten. Somit war es nicht überraschend, dass manche anfangen, das Christentum als das ideale Gegenmittel gegen die massive Verbreitung von Überzeugungen aus dem persischen Zentrum anzusehen.

Wie und wann die Herrscher im Kaukasus das Christentum

annahmen, ist nicht ganz
geklärt. Schilderungen von der
Bekehrung des armenischen
Königs Tiridates III. zu Beginn
des 4. Jahrhunderts wurden
einige Zeit später
niedergeschrieben – und lassen
zum Teil den Wunsch, eine gute
Geschichte zu erzählen, wie
auch die christliche
Voreingenommenheit der
Autoren erkennen.^[56] Der

Legende nach trat Tiridates zum christlichen Glauben über, nachdem er in ein Schwein verwandelt worden war und nackt über die Felder jagte, bis Sankt Gregorius ihn heilte. Dazu musste der Heilige jedoch zunächst aus der Schlangengrube gezogen werden, in die er Jahre zuvor von Tiridates geworfen worden war, weil er sich geweigert hatte, eine armenische Göttin

anzubeten. Gregorius heilte Tiridates, indem er Schnauze, Hauer und Schweinshaut abfallen ließ, bevor er den Monarchen im Euphrat taufte.

[57]

Tiridates war nicht die einzige wichtige politische Figur, die um diese Zeit zum Christentum übertrat. Anfang des 4. Jahrhunderts konvertierte auch der römische Kaiser Konstantin. Der

entscheidende Augenblick kam
mitten in einem heftigen
Bürgerkrieg im Jahr 312, als
Konstantin seinen Gegner
Maxentius an der Milvischen
Brücke in Mittelitalien stellte.
Unmittelbar vor der Schlacht
blickte Konstantin in den
Himmel und sah über der
Sonne «das Siegeszeichen des
Kreuzes, das aus Licht
bestand», samt den
griechischen Worten: «Durch

dieses [Zeichen] siege». Die volle Bedeutung der Wendung wurde ihm erst klar, als ihm Jesus Christus im Traum erschien und erklärte, dass das Zeichen des Kreuzes ihm helfen werde, alle seine Gegner zu besiegen. Zumindest gaben manche die Ereignisse in dieser Version wieder. [58]

Christliche Darstellungen lassen kaum einen Zweifel an

der grenzenlosen
Begeisterung, mit der der
Kaiser persönlich die
Durchsetzung des
Christentums auf Kosten aller
anderen Religionen
beaufsichtigte. Wir erfahren
etwa von einem Autor, dass die
neue Stadt Konstantinopel
nicht «von Altären,
griechischen Tempeln oder
heidnischen Opfern
verunreinigt», sondern von

«prächtigen Gebetshäusern» bereichert wurde, «in denen Gott versprach, die Bemühungen des Kaisers zu segnen». ^[59] Ein anderer Autor hält fest, dass berühmte Kultstätten vom Kaiser geschlossen wurden, während er Orakel und Wahrsagung, Kernbestandteile der römischen Theologie, verbot. Vor Amtshandlungen ein Opfer

zu bringen wurde ebenfalls untersagt; unterdessen stürzte man heidnische Statuen und erließ Gesetze gegen deren Anbetung.^[60] Die überlieferte Version der Autoren, die ein Interesse daran hatten, Konstantin als zielstrebigem Förderer des neuen Glaubens darzustellen, lässt kaum Spielraum für Interpretation.

In Wirklichkeit war

Konstantins Motivation zu konvertieren sicher komplexer, als die Schilderungen, die zu seinen Lebzeiten oder kurz danach geschrieben wurden, uns glauben lassen. Zum einen war es eine kluge politische Entscheidung, den christlichen Glauben anzunehmen, dem nunmehr bereits Teile des Militärs angehörten; zum anderen lassen Monumente, Münzen und Inschriften aus

dem ganzen Reich, die Konstantin als überzeugten Anhänger des Sonnenkultes (*Sol Invictus*) auswiesen, vermuten, dass seine Erleuchtung womöglich doch etwas zögerlicher kam, als die atemlosen Lobeshymnen behaupten. Darüber hinaus veränderte das Reich sein Wesen gewiss nicht über Nacht, schließlich hielten führende Persönlichkeiten in

Rom, Konstantinopel und anderswo auch lange nach der Vision des Kaisers an ihren traditionellen Anschauungen fest – mochte er noch so eifrig die neue Konfession fördern.

[61]

Nichtsdestotrotz löste die Konversion Konstantins zum Christentum eine Zeitenwende im Römischen Reich aus. Die Verfolgungen, die unter Diokletian nur ein gutes

Jahrzehnt früher ihren Höhepunkt erreicht hatten, waren nun zu Ende.

Gladiatorenkämpfe, die lange Zeit fester Bestandteil der römischen Vergnügungen waren, wurden abgeschafft, weil Christen eine Aversion gegen Spektakel hatten, die das Leben, das ihrer Ansicht nach heilig war, so geringschätzten. «Blutige Schauspiele missfallen uns», heißt es in einem Auszug

aus einem im Jahr 325
verabschiedeten Gesetz, das in
einer späteren
Zusammenstellung kaiserlicher
Gesetze überliefert ist. «Wir
verbieten die Existenz von
Gladiatoren völlig.» Alle, die
bisher zur Strafe für
Verbrechen, die sie begangen
hatten, oder für
Glaubenslehren, die sie nicht
aufgeben wollten, in die Arena
gebracht worden waren,

schickte man künftig «zum Dienst in die Minen, auf dass sie die Strafe für ihre Verbrechen auf sich nehmen, ohne ihr Blut zu vergießen».

[62]

Da aus dem ganzen Reich Unmengen an Ressourcen zur Unterstützung des Christentums eingingen, wurde Jerusalem für die Errichtung massiver, üppig ausgestatteter Bauwerke auserwählt. Während

Rom und Konstantinopel die administrativen Zentren des Imperiums waren, sollte Jerusalem das spirituelle werden. Teile der Stadt wurden eingeebnet, wobei man die Erde unter heidnischen Tempeln so weit entfernt deponierte wie möglich, weil sie «durch das Blut der Dämonenopfer verschmutzt» war. Bei Ausgrabungen kam eine heilige Stätte nach der

anderen zutage, darunter die Höhle, in die man Jesus zur letzten Ruhe gelegt hatte. Sie wurde hergerichtet und «zum Gleichnis für das Wiederaufleben des Erlösers».

[63]

Konstantin kümmerte sich persönlich um diese Stätten und ordnete an, welches Material zum Bau einer Kirche am Ort des heiligen Grabmals verwendet werden sollte. Der

Kaiser war bereit, die Auswahl der Stoffe und des Wandschmucks an einen Bevollmächtigten zu delegieren, doch er wollte selbst bestimmen, welcher Marmor eingesetzt wurde und welche Säulen man aufstellte. «Von dir möchte ich wissen», schrieb er an Macarius, den Bischof von Jerusalem, «ob es dir gut erscheint, dass das Gewölbe der Basilika mit einer

getäfelten Felderdecke oder durch irgendeine andere Arbeit ausgekleidet werden soll. Denn wenn es eine getäfelte Felderdecke sein soll, kann sie auch mit Gold verziert werden.» Für solche Entscheidungen, so Konstantin weiter, sei seine persönliche Zustimmung erforderlich.^[64]

Die gefeierte Bekehrung Konstantins markierte den

Beginn eines neuen Kapitels in der Geschichte des Römischen Reiches. Auch wenn das Christentum noch nicht zur Staatsreligion erhoben wurde, so öffnete die Aufhebung der Beschränkungen und Strafen dem neuen Glauben doch Tür und Tor. Für das Christentum im Westen waren das gute Neuigkeiten, im Osten jedoch hatte es verheerende Folgen. Anfangs war Konstantin ein

taktvoller Konvertit – er gab noch Münzen heraus, die eindeutig heidnische Motive zeigten, und ließ sogar eine Statue von sich als Helios-Apollo in seiner neuen Stadt errichten –, aber schon bald wurde er strenger.^[65] Wenig später präsentierte er sich als Beschützer der Christen, wo immer sie sich aufhielten – auch außerhalb des Römischen

Reiches.

In den dreißiger Jahren des 3. Jahrhunderts kursierten Gerüchte, denen zufolge Konstantin einen Angriff auf Persien vorbereitete, indem er einen Anlass nutzte, den ihm ein unzufriedener Bruder des Schahs verschafft hatte. Der Mann hatte am kaiserlichen Hof Zuflucht gesucht. Die Perser waren höchst verunsichert, als ein Brief von Konstantin eintraf,

in dem dieser verkündete, dass er sich sehr gefreut habe zu hören, «dass auch die wichtigsten Gebiete Persiens weithin, wie es mein Wunsch ist, mit ihnen geschmückt sind». Mit «ihnen» meinte er die Christen, denn «von diesen handelt meine ganze Rede ja». Für den persischen Herrscher Schapur II. hatte Konstantin eine besondere Botschaft: «Diese [die Christen] nämlich

empfehle ich dir, da du so mächtig bist, ebendiese vertraue ich dir an [...]. Liebe diese im Einklang mit deiner Menschenliebe. Dir selbst und uns wirst du unermessliche Huld dafür durch den Glauben erweisen.»^[66] Das war möglicherweise als guter Ratschlag gemeint, klang aber wie eine Drohung: Erst vor kurzem hatte Rom seine

Ostgrenze bis weit auf persisches Territorium vorgeschoben und sofort den Bau von Befestigungen und Straßen in die Wege geleitet, um diese Erwerbungen zu sichern. [67]

Wenig später erfuhr der Herrscher Georgiens, eines weiteren kaukasischen Königreichs von wirtschaftlichem und

strategischem Wert, eine Erleuchtung, die längst nicht so farbenprächtigt wie die Konstantins war (der König sah buchstäblich das Licht, nachdem ihn auf der Jagd plötzlich Dunkelheit umfassen hatte). Da wurde aus der Besorgnis am persischen Hof regelrechte Panik.^[68] Als Konstantin einmal an der Donaugrenze abgelenkt war,

startete Schapur II. einen Überraschungsangriff im Kaukasus, setzte einen der lokalen Herrscher ab und an dessen Stelle seinen eigenen Kandidaten ein. Konstantin antwortete sofort und energisch: Er versammelte ein gewaltiges Heer, wobei seine Bischöfe die bevorstehende Expedition begleiten sollten, und ließ eine Kopie des Tabernakels anfertigen, jenes

Baus, in dem die Bundeslade untergebracht war. Dann verkündete er, dass er eine Strafexpedition gegen Persien anführen und im Jordan getauft werden wolle. [69]

Der Ehrgeiz Konstantins kannte keine Grenzen. Er prägte im Voraus Münzen, auf denen er seinem Halbneffen einen neuen Königstitel verlieh: Herrscher von Persien. [70]

Rasch wurden die Christen im Osten von einer großen Euphorie erfasst, die ein Brief von Aphrahat, dem Leiter eines bedeutenden Klosters in der Nähe von Mossul, trefflich einfängt: Dem Volk Gottes sei Güte widerfahren, dies sei der Moment, auf den er gewartet habe. Das Reich Christi auf Erden werde in Kürze ein für alle Mal errichtet werden. «Jedoch musst du wissen»,

schloss er, «dass das Tier [i.e. Persien] zu seiner Zeit getötet wird.»^[71]

Die Perser bereiteten sich darauf vor, erbitterten Widerstand zu leisten, doch sie hatten großes Glück: Noch ehe die Expedition aufbrechen konnte, wurde Konstantin krank und starb. Schapur II. machte der lokalen christlichen Bevölkerung zur Strafe für

Konstantins aggressives Vorgehen anschließend das Leben zur Hölle. Angetrieben durch den zoroastrischen Klerus düstete es den Schah «nach dem Blut der Heiligen».

[72] Dutzende starben den Märtyrertod: Eine Handschrift aus Edessa vom Anfang des 5. Jahrhunderts berichtet über die Hinrichtung von nicht weniger als sechzehn Bischöfen

sowie fünfzig Priestern.^[73]

Christen wurden nunmehr als eine Vorhut angesehen, als fünfte Kolonne, die Persien für das Römische Reich im Westen öffnen sollte. Führenden Bischöfen warf man vor, sie würden «Jünger und Volk» des Schahs «gegen [Seine] Majestät zur Empörung bringen und zu Knechten des Kaisers machen, der ihr

Glaubensgenosse ist». [74]

Die Verfolgungen, die der Schah in die Wege leitete, waren eine Reaktion darauf, dass Konstantin die Ausdehnung seiner Herrschaft mit der Verbreitung des Christentums verknüpft hatte. Die großartigen Erklärungen des Kaisers mochten Männer wie Aphrahat beeindruckt und inspiriert haben, für die

Führung in Persien aber waren sie eine gewaltige Provokation. Vor Konstantins Bekehrung war die römische Identität klar umgrenzt. Danach fühlte sich der Kaiser – und seine Nachfolger – berufen, nicht nur vom Schutz Roms und seiner Bürger zu sprechen, sondern auch vom Schutz aller Christen. Damit zog er ein Ass aus dem Ärmel, vor allem zu Hause, wo die klaren Worte bei den

Bischöfen und Gläubigen gut ankamen. Für jene, die außerhalb der Reichsgrenzen lebten, konnten sie jedoch verheerend sein – wie die Opfer Schapurs erfahren mussten.

Es ist eine Ironie der Geschichte, dass Konstantin zwar dafür berühmt ist, als Kaiser den Grundstein für die Christianisierung Europas gelegt zu haben, aber nie darauf hingewiesen wird, dass

seine Begeisterung für die neue Konfession einen Preis hatte: Sie beeinträchtigte die Zukunft des Christentums im Osten erheblich. Es stellte sich die Frage, ob die Lehren Jesu Christi, die bereits tief in Asien Fuß gefasst hatten, imstande waren, eine entschlossene Herausforderung zu überstehen.

Drittes Kapitel

Rom liegt jetzt im Osten - das neue christliche Reich

Zu gegebener Zeit ließen die Spannungen zwischen Rom und Persien nach, und auch die Haltung in religiösen Fragen verlor an Härte. Dazu kam es,

weil Rom im 4. Jahrhundert so sehr zurückgedrängt wurde, dass es seinerseits um das Überleben kämpfte. In einer Reihe von Feldzügen, die bis zu Schapurs Tod im Jahr 379 andauerten, gelang es Persien, wichtige Verkehrsknotenpunkte entlang der Handels- und Kommunikationsrouten zum Mittelmeerraum einzunehmen. Nisibis und Sinagra wurden

zurückerobert, und halb Armenien wurde annektiert. Auch wenn diese territoriale Gewichtsverschiebung dazu beitrug, die Feindseligkeiten einzudämmen, verbesserten sich die Beziehungen erst dann wirklich, als sich Rom und Persien mit neuen Herausforderungen konfrontiert sahen: Die Gefahr lauerte in den Steppen.

Die Erde trat damals in eine

Phase klimatischer
Veränderungen ein. In Europa
äußerte sich das darin, dass der
Meeresspiegel anstieg und
Malaria im Nordseeraum
aufkam; in Asien wiesen seit
dem Beginn des
4. Jahrhunderts ein drastisch
reduzierter Salzgehalt im
Aralsee, eine deutliche
Veränderung der Vegetation in
den Steppengebieten
(ersichtlich anhand von

hochauflösenden
Pollenanalysen) und neue
Muster der Vergletscherung in
der Gebirgskette Tienschan auf
grundlegende Veränderungen
des globalen Klimas hin.^[1]

Der Wandel hatte
verheerende Folgen, wie ein
bemerkenswerter Brief belegt,
den ein sogdischer Kaufmann
im frühen 4. Jahrhundert
schrieb und der nicht weit von

Dunhuang im Westen Chinas entdeckt wurde. Der Kaufmann berichtete seinen Händlerkollegen, dass Nahrungsmangel und Hungersnöte einen hohen Tribut gefordert hätten, dass China eine so schwere Katastrophe durchmache, wie man sie kaum beschreiben könne. Der Kaiser sei aus der Hauptstadt geflohen und habe vor der Flucht seinen Palast in

Brand gesteckt, die sogdischen Vereinigungen von Kaufleuten seien verschwunden, von Hunger und Tod hinweggerafft. Sie sollten sich nicht die Mühe machen, dort Handel zu treiben, riet der Verfasser seinen Kollegen: «Es gibt für euch dort nichts zu gewinnen.» Er berichtete, dass eine Stadt nach der anderen geplündert werde. Die Lage sei

apokalyptisch. [2]

Dieses Chaos schuf ideale Voraussetzungen für die Steppenvölker, sich wie ein Mosaik zusammenzuschließen. Diese Völker bewohnten die Landgürtel, die die Mongolei mit den Ebenen Mitteleuropas verbanden, wo die Kontrolle über das beste Weideland und ergiebige Wasserquellen eine beträchtliche politische Macht

garantierten. Einer der
Stämme schwang sich nunmehr
zum Herrn der Steppe auf und
besiegte alle Völker, die ihm in
die Quere kamen, vernichtend.
Der sogdische Kaufmann
nannte die Urheber des Chaos
in seinem Brief die *xwn*.
Gemeint waren die Xiongnu –
im Westen besser bekannt als
die Hunnen. ^[3]

Zwischen den Jahren 350 und

360 kam es zu einer großen Migrationswelle, weil Stämme von ihren Ländereien verjagt und nach Westen getrieben wurden. Höchstwahrscheinlich hatte der Klimawandel das Leben in der Steppe erschwert und einen erbitterten Kampf um Ressourcen ausgelöst. Die Auswirkungen waren von Baktrien im Norden Afghanistans bis zur römischen Grenze an der Donau zu

spüren, wo Flüchtlinge in großer Zahl auftauchten. Sie flehten, sich auf dem Gebiet des Römischen Reiches ansiedeln zu dürfen, nachdem die vorrückenden Hunnen sie aus ihrer Heimat nördlich des Schwarzen Meeres vertrieben hatten. Die Lage verschärfte sich rasch. Ein großes römisches Heer, das ausgesandt worden war, um für Ordnung zu sorgen, wurde im

Jahr 378 auf den Ebenen
Thrakiens vernichtend
geschlagen; unter den Opfern
der Schlacht war auch Kaiser
Valens. ^[4]

Die Verteidigung der
römischen Grenze brach
daraufhin zusammen, und ein
Stamm nach dem anderen
drang in die westlichen
Provinzen des Reiches vor.
Bald war sogar Rom bedroht.

Der Nordrand des Schwarzen Meeres und die Steppengebiete hatten bis nach Asien hinein immer als unverbesserlich barbarisch gegolten, als Heimstätte grausamer Krieger und ohne jede Zivilisation oder Ressourcen. Es war Rom gar nicht in den Sinn gekommen, dass diese Regionen als Arterien fungieren könnten, genau wie die Routen, die den

Westen durch Persien und Ägypten mit dem Osten verbanden. Ebendiese Regionen sollten nunmehr Tod und Zerstörung mitten ins Herz Europas tragen.

Auch das Persische Reich wankte angesichts der von den Steppen ausgehenden Umwälzungen. Die Provinzen stöhnten unter dem Ansturm, bis sie schließlich ganz zusammenbrachen: Städte

wurden entvölkert; wichtige Bewässerungsnetze mussten dringend repariert werden und fielen aus, als die Überfälle große Opfer forderten. ^[5]

Gegen die Aggressionen aus dem Kaukasus waren die Menschen machtlos; aus den Städten Mesopotamiens, Syriens und Kleinasiens wurden Menschen und Beute verschleppt. Im Jahr 395

verwüstete dann ein weitreichender Angriff die Städte am Tigris und am Euphrat. Die Horden kamen bis zur Hauptstadt Ktesiphon, ehe sie endlich zurückgedrängt wurden. [6]

Von dem gemeinsamen Interesse an der Abwehr der barbarischen Horden vereint, schlossen Persien und Rom ein bemerkenswertes Bündnis. Um

die Nomaden daran zu hindern, über den Kaukasus einzudringen, wurde eine gewaltige Mauer errichtet, die fast zweihundert Kilometer lang zwischen dem Kaspischen und dem Schwarzen Meer verlief und das persische Landesinnere vor Überfällen schützte. Außerdem diente sie als physische Barriere zwischen der geordneten Welt im Süden und dem Chaos im Norden.

Dreißig Forts wurden in gleichmäßigem Abstand entlang der Mauer errichtet, zusätzlich wurde ein über vier Meter tiefer Graben angelegt. Es war ein Meisterwerk der architektonischen Planung und Baukunst. Die Mauer wurde mit standardisierten Ziegeln aus unzähligen Brennöfen gebaut, die man an Ort und Stelle aufgestellt hatte. Die Befestigungsanlage wurde mit

rund dreißigtausend Mann besetzt, die ein Stück weit hinter der Mauer in Lagern untergebracht waren.^[7] Dieses Hindernis war nur eine von mehreren innovativen Maßnahmen, die die Sassaniden ergriffen, um die lange Nordgrenze Persiens zur Steppenregion zu verteidigen und verwundbare Handelsposten wie Merw zu

schützen. Das war der erste Ort, auf den die Angreifer aus der Wüste Karakum (im heutigen Turkmenistan) stießen.^[8]

Rom erklärte sich nicht nur bereit, regelmäßig einen finanziellen Beitrag für den Erhalt der persischen Mauer zu leisten, sondern stellte nach mehreren zeitgenössischen Quellen auch Legionäre ab, um

ihre Verteidigung zu
verstärken.^[9] Zum Zeichen,
wie weit die alte Rivalität
inzwischen aus dem Weg
geräumt war, ernannte Kaiser
Honorius in Konstantinopel
keinen Geringeren als den
Schah zum Vormund seines
Sohnes und Erben.^[10]

Doch inzwischen war es zu
spät – zumindest für Rom. Die
Grenzen des Reiches an Rhein

und Donau wurden von den zahlreichen aus den Steppengebieten nördlich des Schwarzen Meeres vertriebenen Völkern überrannt. Eine Reihe von Überfällen gegen Ende des 4. Jahrhunderts riss eine breite Bresche in die Verteidigung der westlichen Provinzen, wobei die Stammesführer ihren persönlichen Ruhm durch militärische Erfolge ebenso wie

durch materielle Gewinne steigerten, die wiederum neue Anhänger anlockten und weiteren Angriffen zusätzliche Stoßkraft verliehen. Während das römische Heer verzweifelt versuchte, den anstürmenden Horden Widerstand zu leisten, durchbrach eine Welle nach der anderen die Verteidigungsanlagen des Reiches. Die Provinz Gallien wurde verwüstet. Das Reich

kam vom Regen in die Traufe,
als Alarich, ein außerordentlich
geschickter und ehrgeiziger
Anführer, seinen Stamm der
Westgoten quer durch Italien
führte und vor Rom sein Lager
aufschlug. Er wollte die Stadt
zwingen, sich freizukaufen. Der
Senat bemühte sich verzweifelt
um eine Einigung, doch Alarich
ließ sich nicht länger hinhalten.
Im Jahr 410 stürmte und

plünderte er die Stadt.^[11]

Der Schock war im ganzen Mittelmeerraum zu spüren. In Jerusalem stieß die Neuigkeit auf Unglauben. «Die Stimme des Sprechers versagte, und Schluchzer unterbrachen seine Rede», schrieb der heilige Hieronymus, «die Stadt, die die ganze Welt erobert hatte, war selbst erobert worden [...]. Wer mochte das glauben? Wer

konnte glauben, dass Rom, das seit Äonen durch die Eroberung der Welt aufgebaut worden war, gefallen war, dass die Mutter der Nationen zu ihrem Grabmal geworden war?»^[12] Zumindest sei die Stadt nicht in Brand gesteckt worden, schrieb hundert Jahre später der Historiker Jordanes mit der müden Resignation der späten Einsicht.^[13]

Ob es nun brannte oder nicht, Roms Reich im Westen fiel auseinander. Schon bald wurde Spanien von Stämmen wie den Alanen, deren Heimat weit entfernt zwischen dem Kaspischen und dem Schwarzen Meer lag, überfallen und geplündert. Der Handel der Alanen mit Zobelfellen wurde bereits knapp zweihundert Jahre früher von Kommentatoren in China

sorgfältig kartiert.^[14] Eine weitere Stammesgruppe, die von den Hunnen vertrieben worden war, die Wandalen, erreichte in den zwanziger Jahren des 5. Jahrhunderts das römische Nordafrika und eroberte dessen wichtigste Stadt Karthago sowie die geschäftigen und einträglichsten umliegenden Provinzen, die die westliche Hälfte des Reiches

weitgehend mit Getreide
versorgten. ^[15]

Damit nicht genug, tauchten
um die Mitte des
5. Jahrhunderts, nachdem sie
eine bunte Mischung aus
Stämmen (neben den Alanen
und den Wandalen die
Terwingen, Goten, Sueben,
Gepiden, Neurier, Bastarner
und andere) vor sich her
getrieben hatten, die Hunnen

selbst in Europa auf, angeführt von der wohl berühmtesten Figur der Spätantike: Attila. ^[16] Die Hunnen verbreiteten nichts als Angst und Schrecken. Sie seien «die Saat des ganzen Verderbens», schrieb ein römischer Autor, und von einer «unbeschreiblichen Wildheit». Von klein auf wurden die Männer geschult, mit extremer Kälte, Hunger und Durst

fertigzuwerden, und sie kleideten sich mit den zusammengenähten Fellen von Feldmäusen. Sie aßen für gewöhnlich Wurzeln und rohes Fleisch – das leicht erwärmt wurde, indem sie sich beim Reiten darauf setzten.^[17] An Landwirtschaft hätten sie kein Interesse, vermerkte ein anderer, es gehe ihnen nur darum, ihre Nachbarn zu

bestehlen und anschließend zu versklaven: Sie seien wie Wölfe. ^[18] Die Hunnen ritzen die Wangen neugeborener Jungen ein, sodass sie vernarben und ihnen später kein Gesichtshaar wuchs; und sie verbrachten so viel Zeit auf dem Pferderücken, dass sich ihre Körper grotesk verformt haben sollen. Angeblich sahen sie aus wie Tiere, die sich auf

die Hinterbeine gestellt hatten.

[19]

Die Versuchung ist groß, solche Bemerkungen als Beleg für die Borniertheit der Autoren zu verwerfen, aber Untersuchungen von Skeletten belegen, dass die Hunnen tatsächlich etwa die Schädel ihrer Kinder künstlich verformten: Sie bandagierten sie, um das Stirn- und das Hinterhauptbein durch den

Druck abzuflachen. Der Kopf wuchs so auf eine ganz charakteristische Weise. Nicht nur das Verhalten der Hunnen fiel also erschreckend aus dem Rahmen, sondern auch ihr Aussehen. [20]

Die Ankunft der Hunnen brachte schließlich auch die östliche Hälfte des Römischen Reiches, die zunächst von den Unruhen, die große Teile

Europas verwüsteten,
weitgehend verschont
geblieben war, ernsthaft in
Gefahr. Die Provinzen von
Kleinasien, Syrien, Palästina
und Ägypten waren noch intakt,
genau wie die prächtige Stadt
Konstantinopel. Um kein Risiko
einzugehen, ließ Kaiser
Theodosius II. um die Stadt
herum eindrucksvolle
Befestigungen anlegen,
darunter eine gewaltige

Stadtmauer auf der Landseite.

Diese Mauern und die schmale Wasserstraße, die Europa von Asien trennte, sollten sich als ausschlaggebend erweisen. Nachdem sich die Hunnen nördlich der Donau niedergelassen hatten, überfiel Attila fünfzehn Jahre lang immer wieder den Balkan und erpresste von der Regierung in Konstantinopel hohen Tribut im

Gegenzug dafür, dass er nicht weiter vorrückte. Auf diese Weise verschaffte er sich große Mengen an Gold. Als er die lokalen Würdenträger mit Lösegeldforderungen und Schutzgeldzahlungen vollkommen ausgenommen hatte, zog er nach Westen weiter. Am Ende wurde sein Vormarsch nicht von den Heeren Roms, sondern von einer Koalition aus langjährigen

Feinden der Hunnen gestoppt, der eine erstaunliche Palette von Stämmen angehörte, die von Steppenvölkern abstammten. In der Schlacht auf den Katalaunischen Feldern wurde Attila im Jahr 451 von einer großen Streitmacht besiegt. Der Hunnenführer starb nicht lange danach in seiner Hochzeitsnacht (es war nicht die erste). Nach einer exzessiven Feier, berichtet ein

Zeitgenosse, «legte er sich
trunken vom Wein hin und
schlief». Er erlitt eine
Hirnblutung und verstarb im
Schlaf. «So führte Trunkenheit
zu einem schmachvollen Ende
für einen König, der im Krieg
Ruhm errungen hatte.»^[21]

Heute geht der Trend dahin,
von einem Zeitalter des
Wandels und der Kontinuitäten

zu sprechen, das auf die Plünderung Roms folgte – und nicht länger vom finsternen Mittelalter. Dabei kann, wie ein Historiker überzeugend argumentiert, die Nachwirkung von Gewalt, Plünderung und Anarchie, die das 5. Jahrhundert kennzeichneten, als die Goten, Alanen, Wandalen und Hunnen in ganz Europa und Nordafrika wüteten, nicht hoch genug

veranschlagt werden. Die Alphabetisierung ging drastisch zurück; Steinbauten verschwanden so gut wie völlig, ein Zeichen für den Rückgang von Ehrgeiz und Wohlstand; der Fernhandel, der einst Töpferwaren aus Fabriken in Tunesien bis nach Schottland befördert hatte, brach zusammen und wurde durch lokale Märkte ersetzt, die sich auf den Austausch

unbedeutender Waren beschränkten; und wie Messungen der Verschmutzung in den polaren Eiskappen in Grönland belegen, ging die Eisengewinnung massiv zurück. Das Niveau sank noch unter das prähistorischer Zeiten. [22]

Die Zeitgenossen taten sich schwer, einen Sinn in dem zu erkennen, was in ihren Augen der völlige Zusammenbruch der

Weltordnung war. «Weshalb lässt er [Gott] zu, dass wir schwächer und elender sind als alle Völker?», jammerte der christliche Autor Salvian im 5. Jahrhundert. «Warum duldet er, dass wir von Barbaren besiegt werden? Warum, dass wir unter die Botmäßigkeit der Feinde geraten?» Die Antwort sei, so folgerte er, einfach: Die Menschen hatten gesündigt,

und Gott bestrafte sie.^[23]

Andere gelangten zum entgegengesetzten Schluss. Rom war der Herr der Welt gewesen, solange es seinen heidnischen Wurzeln treu geblieben war, argumentierte Zosimos, der byzantinische Historiker (selbst ein Heide). Als es sich jedoch von diesen verabschiedete und sich einem neuen Glauben zuwandte, da

leitete es seinen eigenen
Untergang ein. Das sei nicht
etwa seine Meinung,
konstatierte er. Das sei die
Wahrheit. [24]

Der Zusammenbruch Roms
nahm dem Christentum in Asien
den Stachel. Die Beziehungen
zu Persien hatten sich
verbessert, da beide Reiche
gleichermaßen daran
interessiert waren, die

Steppenvölker abzuwehren.
Und da das Römische Reich
sehr geschwächt war, wirkte
das Christentum längst nicht
mehr so bedrohlich –
womöglich nicht einmal so
überzeugend – wie noch vor
einem Jahrhundert, als
Konstantin zum Angriff auf
Persien gerüstet hatte, um
dessen christliche Bevölkerung
zu befreien. Im Jahr 410 fanden
auf Anregung des Schahs

Yazdegerd I. hin mehrere Begegnungen statt, um der christlichen Kirche in Persien einen offiziellen Status zu verleihen und ihre Lehren zu standardisieren.

Wie im Westen herrschten unterschiedliche Ansichten darüber, was es denn genau heiße, Jesus zu folgen, wie Gläubige leben und ihren Glauben bekunden und praktizieren sollten. Wie

erwähnt, nannte bereits die
Inschrift Kartirs aus dem
3. Jahrhundert zwei Arten von
Christen, *nasraye* und
kristyone – für gewöhnlich gilt
dies als Unterscheidung
zwischen den missionierten
Einheimischen und jenen, die
man aus römischen Territorien
deportiert hatte.

Abweichungen in der
christlichen Praxis und Lehre
sorgten ständig für Probleme,

was nicht erstaunt, wenn man bedenkt, dass es an Orten wie Rew-Ardaschir in Fars, im Süden des Iran, zwei Kirchen gab: Eine hielt die Gottesdienste auf Griechisch, die andere auf Syrisch. Die Rivalität führte gelegentlich zu physischer Gewalt, wie in Susiana (im heutigen Südwesten des Iran), wo konkurrierende Bischöfe versuchten, offene

Streitigkeiten in einem
Faustkampf auszutragen. [25]
Die Bemühungen des Bischofs
von Seleukia-Ktesiphon, einer
der wichtigsten Städte des
Persischen Reiches, allen
christlichen Gemeinden eine
Ordnung und Einheit zu geben,
erwiesen sich als vergeblich.

[26]

Da die Erlösung davon
abhing, dass Glaubensfragen

richtig gelöst wurden, war es wichtig,
Meinungsverschiedenheiten ein für allemal beizulegen – ein Punkt, den die frühen Kirchenväter nicht müde wurden zu unterstreichen. [27]
«Wie wir eben gesagt haben, so sage ich abermals», ermahnte schon Paulus die Galater,
«wenn jemand euch ein Evangelium predigt, anders als

ihr es empfangen habt, der sei verflucht.» (Gal. 1,9) Texte zur Evangelisierung – wörtlich: «Verbreitung der guten Nachricht» – wurden verfasst, um die Glaubenslehre zu systematisieren und zu erklären, wer der Sohn Gottes war und wie seine Botschaft genau lautete. [28]

Mit dem Ziel, diese für die frühchristliche Kirche so

wichtige Debatte zu beenden,
hatte Kaiser Konstantin im Jahr
325 in Nicaea ein Konzil
einberufen, zu dem Bischöfe
aus dem ganzen Reich
einbestellt wurden. Sie sollten
konkurrierende Deutungen
bezüglich der Beziehung
zwischen Gott dem Vater und
Gott dem Sohn
vereinheitlichen, ein Thema,
das für die meisten
Spannungen gesorgt hatte.

Eine ganze Palette weiterer Widersprüche in den unterschiedlichen Theorien sollten sie ebenfalls aufheben. So einigte sich das Konzil auf eine Struktur für die Kirche, regelte Fragen, etwa wie das Datum des Osterfestes zu errechnen war, und kodifizierte ein Glaubensbekenntnis, das noch heute in der christlichen Kirche gilt: das Nizänische Glaubensbekenntnis.

Konstantin war entschlossen, die Spaltung aufzuheben, und unterstrich, wie überaus wichtig die Einheit der Kirche war. [29]

Bischöfe aus Persien und anderen Regionen außerhalb des Römischen Reiches waren nicht eingeladen worden, an dem Konzil teilzunehmen. Deshalb wurden in Persien im Jahr 410 und nochmals 420 und

424 Konzile organisiert, die den Bischöfen die Möglichkeit gaben, die gleichen Fragen zu klären, die ihre Kollegen im Westen erörtert hatten. Der Impuls, sich zu treffen und zu diskutieren, wurde vom Schah begrüßt, den eine Quelle als den «siegreichen König der Könige» beschreibt, «auf den alle Kirchen für den Frieden vertrauen». Genau wie Konstantin wollte er von der

Unterstützung der christlichen Gemeinden profitieren, ohne sich in ihre Streitigkeiten einmischen zu müssen.^[30]

Der Bericht über das, was auf den Treffen vereinbart wurde, ist nicht ganz zuverlässig, weil er spätere Machtkämpfe zwischen führenden Bischofssitzen und Geistlichen widerspiegelt. Angeblich einigte man sich darauf, dass

das Erzbistum von Seleukia-Ktesiphon als «Haupt und Regent über uns und alle unsere Brüder, die Bischöfe, im ganzen [Persischen] Reich» fungieren sollte (das allerdings nach harten Auseinandersetzungen und viel bösem Blut).^[31] Die Frage, wie bei der Ernennung von Geistlichen vorzugehen war, wurde ausführlich erörtert,

denn doppelte Hierarchien an Orten, in denen rivalisierende, christliche Gemeinden lebten, wollte man von nun an vermeiden. Die Daten wichtiger religiöser Festtage wurden überdacht, und man beschloss, die übliche Praxis zu beenden, sich mit der Bitte um Lenkung und Intervention an «westliche Väter» zu wenden, weil dies die Führungsstellung der Kirche

im Osten untergrabe. [32]

Schließlich akzeptierten die Bischöfe das Glaubensbekenntnis und die Grundsätze des Konzils von Nicaea sowie Vereinbarungen, die auf späteren westlichen Synoden getroffen worden waren. [33]

Das hätte eigentlich ein bedeutsamer Moment sein müssen, der Punkt, an dem sich

Körper und Geist der christlichen Religion ordnungsgemäß miteinander vereinten und auf diese Weise eine Institution schufen, die den Atlantik mit den Ausläufern des Himalaya verband. Eine Institution bestehend aus zwei eigenständigen Zweigen – mit den Zentren in Rom und Persien, den beiden großen Reichen der Spätantike –, die im Einklang miteinander

arbeiteten. Mit der kaiserlichen Schirmherrschaft im Reich des Westens und einer zunehmenden Akzeptanz durch den Herrscher im Reich des Ostens war eine beneidenswerte Grundlage gelegt worden, auf der das Christentum nicht nur in Europa, sondern auch in Asien die dominierende Religion hätte werden können. Stattdessen brachen erbitterte

Grabenkämpfe aus.

Bischöfe, die sich von den Versuchen, die Kirche zu harmonisieren, hintergangen fühlten, warfen führenden Persönlichkeiten vor, nicht nur unzureichend geschult, sondern sogar unkorrekt geweiht zu sein. Mit einem Mal traten Christen ungewohnt gewaltbereit auf. Eine Reihe zoroastrischer Feuertempel wurde zerstört, wodurch der

Schah in eine unangenehme Lage geriet und sich gezwungen sah, von der religiösen Toleranz abzurücken und wieder das Glaubenssystem seiner Adelsschicht zu propagieren. Das war ein schwerer Rückschlag. Statt in ein goldenes Zeitalter einzutreten, sah sich die Kirche mit einer neuen Welle der Verfolgung konfrontiert. [34]

Hitzige Streitigkeiten unter Geistlichen waren in der frühen Kirche gang und gäbe. Gregor von Nazianz, Erzbischof von Konstantinopel im 4. Jahrhundert und einer der kundigsten frühchristlichen Gelehrten, dokumentierte, dass er einmal von Kritikern niedergeschrien wurde. Rivalen hätten ihn wie eine riesige Herde Kühe angebrüllt, schrieb er. Er kam sich vor wie mitten

in einem Sandsturm, als sie ihn
angriffen, oder als würde er
von einem wilden Tier gejagt:
«Da erhebt es sich sogleich, wie
unter dem Zwang eines
Rauches ein Bienenschwarm,
und steigert sich in ein
rasendes Schreien.»^[35]

Dennoch war der Zeitpunkt
dieses Scheiterns Mitte des
5. Jahrhunderts sehr
unglücklich. Im Römischen

Reich schwelte bereits seit einiger Zeit ein erbitterter Streit zwischen zwei Geistlichen um die göttliche und menschliche Natur Jesu: zwischen Nestorius, dem Patriarchen von Konstantinopel, und Kyrill, dem Patriarchen von Alexandria. Derartige Meinungsverschiedenheiten wurden nicht unbedingt auf faire Weise beigelegt. Kyrill

war der geborene Politiker und hatte keine Skrupel bei der Wahl der Mittel, mit denen er Unterstützer für seine Position zu gewinnen suchte. Eine umfassende Chronologie gibt etwa Auskunft über gezahlte Schmiergelder: Einflussreiche Persönlichkeiten und deren Frauen wurden mit Bargeld und Luxusgütern wie edlen Teppichen, Stühlen aus Elfenbein und teuren

Tischdecken versorgt. ^[36]

Einige Geistliche im Osten hielten den Streit für irreführend. In ihren Augen lag das Problem in der ungenauen Übersetzung des syrischen Begriffs für die Inkarnation ins Griechische – tatsächlich ging es jedoch ebenso sehr um die Macht innerhalb der Kirchenhierarchie wie um das Ansehen, das man erlangte,

wenn die eigene Position in der Glaubenslehre akzeptiert und übernommen wurde. Der Streit entzündete sich an dem Status der Jungfrau Maria, die nach Nestorius' Meinung nicht als *Theotokos* (Gottesgebärerin), sondern als *Christokos* (Christusgebärerin) bezeichnet werden musste, da aus ihr allein die menschliche Natur Christi hervorgegangen sei,

nicht aber die göttliche.^[37]

Nestorius wurde von Kyrill ausmanövriert und abgesetzt, eine Maßnahme, die die Kirche destabilisierte, weil Bischöfe eilends ihre theologischen Positionen in die eine oder andere Richtung änderten. Entscheidungen, die auf einem Konzil getroffen wurden, konnten auf dem nächsten wieder in Frage gestellt

werden, während rivalisierende Fraktionen im Hintergrund eifrig Lobbyarbeit betrieben. Ein großer Teil der Diskussion drehte sich um die Frage, ob Jesus Christus zwei Wesen – ein göttliches und ein menschliches – hatte und wie sie miteinander verknüpft waren. Das genaue Verhältnis zwischen Jesus und Gott war ebenfalls heftig umstritten. Hier ging es darum, ob

Ersterer ein Geschöpf des
Letzteren und ihm damit
untergeordnet war oder nicht
vielmehr eine Manifestation des
Allmächtigen und somit
gleichrangig und
gleichermaßen ewig. Klare
Antworten auf diese Fragen
wurden auf dem Konzil von
Chalkedon im Jahr 451
durchgesetzt, mit dem
Schwerpunkt auf einer neuen
Definition des Glaubens, die

dem Vernehmen nach in der ganzen christlichen Welt anerkannt werden sollte – und mit der ausdrücklichen Drohung verknüpft war, dass jeder, der ihr nicht zustimmte, aus der Kirche ausgeschlossen werde. [38]

Die Geistlichen im Osten reagierten empört. Die neue Lehre der westlichen Kirche sei nicht nur falsch, wetterten sie,

sondern grenze an
Gotteslästerung. Und so wurde
ein neues Glaubensbekenntnis
verfasst, das die eigenen und
voneinander getrennten Wesen
Jesu darlegte und jedem mit
Verdammnis drohte, der «lehrt
oder zu anderen sagt, dass
Leiden und Veränderung der
Gottheit unseres Herrn
zukomme». ^[39] Auch der Kaiser
wurde in den Streit

hineingezogen. Er schloss die Schule in Edessa, die zum Brennpunkt des christlichen Ostens geworden war und Texte, Heiligenviten und Ratschläge am laufenden Band produzierte – nicht nur auf Syrisch, dem in Edessa verwendeten Dialekt des Aramäischen, sondern auch in etlichen anderen Sprachen wie Persisch und Sogdisch. ^[40]

Anders als im Mittelmeerraum, wo Griechisch die Sprache des Christentums war, hatte man im Osten von Anfang an erkannt, dass, wenn man neue Zuhörer gewinnen wollte, Material vonnöten war, das von so vielen Gruppen wie möglich verstanden wurde.

Die Schließung der Schule von Edessa vertiefte das Schisma zwischen den westlichen und den östlichen

Kirchen, nicht zuletzt weil viele Gelehrte aus dem Reichsgebiet vertrieben wurden und in Persien Zuflucht suchten. Im Laufe der Zeit verschärfte sich die Lage. Man erwartete von den in Konstantinopel residierenden Kaisern, dass sie die «orthodoxe» Lehre verteidigten – und gegen jene vorgingen, die als ketzerisch galten. Im Jahr 532, als nach einer Phase der Instabilität im

Kaukasus ein Friedensvertrag mit Persien ausgehandelt wurde, lautete ein zentraler Passus des Abkommens: Persische Beamte sollten dabei behilflich sein, Bischöfe und Priester aufzuspüren und in Gewahrsam zu nehmen, deren Anschauungen nicht im Einklang mit dem Konzil von Chalkedon standen und deren Aktivitäten als Gefahr für die römischen Würdenträger

angesehen wurden. [41]

Der Versuch, die Leidenschaften zwischen den rivalisierenden religiösen Fraktionen abzukühlen, war eine undankbare Aufgabe, wie der Fall des Kaisers Justinian verdeutlicht. Mehrmals versuchte Justinian, die verfeindeten Lager dazu zu bringen, sich zu versöhnen. Im Jahr 553 berief er eigens ein

großes ökumenisches Konzil ein, weil er einen Schlussstrich unter eine Phase immer heftigerer gegenseitiger Vorwürfe ziehen wollte, und nahm sogar persönlich an weiteren informellen Treffen mit führenden Geistlichen teil.

[42] Ein nach seinem Tod verfasster Bericht zeigt, wie seine Anstrengungen, eine gemeinsame Grundlage zu

finden, von manchen bewertet wurden: «So ging Justinian, nachdem er überall für Verwirrung und Unruhe gesorgt und am Ende seines Lebens den Lohn dafür erhalten hatte, zu den untersten Straforten hinab» – soll heißen: in die Hölle.^[43] Andere Kaiser untersagten einfach die Diskussion religiöser Angelegenheiten. Auf

diese Weise wollten sie den schrillen Chor der Stimmen mit allen Anschuldigungen zum Schweigen bringen. ^[44]

Während die Kirche im Westen geradezu zwanghaft versuchte, abweichende Anschauungen zu beseitigen, leitete die Kirche im Osten eines der ambitioniertesten und weitreichendsten

Missionierungsprogramme der
Geschichte ein, ein Programm,
das in seinem Umfang
vergleichbar ist mit der
späteren Missionierung in
Amerika und in Afrika: Das
Christentum dehnte sich rasch
in neue Regionen aus, und zwar
ohne die eiserne Faust
politischer Macht im
Hintergrund. Eine große Zahl
an Märtyrern tief im Süden der
Arabischen Halbinsel zeigt, wie

weit die Tentakel der Religion
reichten – ebenso die Tatsache,
dass der König von Jemen
Christ wurde.^[45] Ein
griechischsprachiger Besucher
in Sri Lanka um 550 fand eine
ordentliche Gemeinde Christen
vor, unter der Aufsicht eines
Klerus, der «von Persien»
ernannt wurde.^[46]

Das Christentum gelangte,
sehr zur Überraschung der

Beamten in Konstantinopel,
sogar bis zu den
Nomadenvölkern der Steppe.
An Geiseln, die als Teil eines
Friedensabkommens
freigelassen werden sollten, fiel
ihnen auf, dass diese «das
Zeichen des Leidens Christi
eingeritzt» hatten. Auf die
Frage, wie sie zu dem
Kreuzzeichen gekommen seien,
antworteten die Geiseln, dass in
ihrem Gebiet eine Seuche

gewütet habe und «einige Christen» geraten hätten, «der Stirne der kleinen Knaben dieses Zeichen einzuritzen. Da die Barbaren sich an diese Mahnung gehalten hatten, gereichte ihnen der Rat zur Rettung.»^[47]

Mitte des 6. Jahrhunderts gab es mitten in Asien Erzbistümer. Städte wie Basra, Mossul und Tikrit hatten

blühende christliche
Gemeinden. Der Grad der
Evangelisierung war so hoch,
dass Kocha, das in der Nähe
von Ktesiphon lag, von nicht
weniger als fünf abhängigen
Bistümern versorgt wurde.^[48]
Städte wie Merw,
Gundischapur und sogar
Kaschgar, die Oasenstadt, die
als Tor zu China galt, hatten
lange vor Canterbury

Erzbischöfe. Jahrhunderte
bevor die ersten Missionare
Polen oder Skandinavien
erreichten, waren diese Städte
große christliche Zentren.
Samarkand und Buchara (im
heutigen Usbekistan) waren
ebenfalls schon tausend Jahre,
bevor das Christentum nach
Amerika gebracht wurde, die
Heimat prosperierender
christlicher Gemeinden. ^[49]

Selbst im Mittelalter gab es in Asien viel mehr Christen als in Europa.^[50] Immerhin liegt Bagdad näher bei Jerusalem als Athen, Teheran ist dem Heiligen Land näher als Rom, und Samarkand ist ihm näher als Paris und London.

Der Erfolg des Christentums im Osten ist lange Zeit vergessen gewesen. Seine Ausbreitung verdankte es zum

großen Teil der Toleranz und dem Geschick der Sassaniden in Persien, denen es gelang, eine integrative Politik zu verfolgen, als der Adel und die zoroastrische Priesterschaft befriedet waren. Chosrau I. (531–579) behandelte fremde Gelehrte so wohlwollend, dass er in Konstantinopel als «Liebhaber der Literatur und tiefgründiger Student der Philosophie» bekannt war. Ein

Autor der Stadt dagegen
brachte giftig seinen
Unglauben zum Ausdruck: Er
könne sich unmöglich
vorstellen, protestierte der
Historiker Agathias, dass
Chosrau wirklich so brilliant
gewesen sei. Er habe in einer
derben und unzivilisierten
Sprache gesprochen, wie könne
er da die Feinheiten der
Philosophie begriffen haben?

Im späten 6. Jahrhundert begannen Versammlungen der östlichen Kirche sogar mit feierlichen Gebeten für die Gesundheit des persischen Herrschers. Und nicht lange danach konnte man erleben, dass der Schah die Wahl eines neuen Patriarchen organisierte. Er drängte alle Bischöfe in seinem Reich, «rasch zu kommen [...], um einen Führer und Statthalter zu wählen [...],

unter dessen Leitung und Führung jeder Altar und jede Kirche unseres Herrn Jesus Christus im Reich der Perser liege». ^[52] Die Sassaniden hatten sich von den Verfolgern der Christen in Asien zu ihren Fürsprechern gewandelt.

Das war zumindest zum Teil auf das wachsende persische Selbstbewusstsein zurückzuführen, das von

regelmäßigen Zahlungen der Behörden in Konstantinopel gestärkt wurde. Die militärischen und politischen Prioritäten Persiens hatten sich verschoben. Da die Steppen befriedet waren und sich das Augenmerk des Oströmischen Reiches meist darauf konzentrierte, Provinzen im Mittelmeerraum zu stabilisieren oder zurückzuerobern, waren das 5. und 6. Jahrhundert in

Persien eine Zeit des wachsenden Wohlstands: Religiöse Toleranz ging Hand in Hand mit wirtschaftlichem Wachstum. Unzählige neue Städte wurden im ganzen Reich gegründet, die Zentralregierung gab die steigenden Steuereinkünfte für die Infrastruktur aus.^[53] Ein umfassender bürokratischer Apparat sorgte für eine

reibungslöse Verwaltung von der Levante bis tief nach Asien hinein. ^[54] In dieser Phase wurde das Sassanidenreich stark zentralisiert. ^[55]

Als die Religionen miteinander in Berührung kamen, beeinflussten sie sich unweigerlich gegenseitig. Obwohl es schwer zurückzuverfolgen ist, fällt doch auf, dass der

Heiligenschein in der religiösen Kunst, sei sie hinduistisch, buddhistisch, zoroastrisch oder christlich, zu einem visuellen Symbol wurde – als eine Verbindung zwischen dem Irdischen und dem Göttlichen und als Kennzeichen für die Ausstrahlung und Erleuchtung, die in all diesen Konfessionen so wichtig war. Ein prächtiges Monument bei Taq-i Bustan im heutigen Iran zeigt einen

Herrscher zu Pferde, umgeben von geflügelten Engeln und mit einem Ring aus Licht um das Haupt, in einer Szene, die Anhänger jeder großen Konfession dieser Region wiedererkannt hätten. Ebenso wurden Posen und Gesten übernommen – wie das buddhistische *Vitarka Mudra*, das durch die Berührung von rechtem Daumen und Zeigefinger gebildet wird, die

anderen Finger häufig
ausgestreckt –, um
Verbindungen mit dem
Göttlichen zu symbolisieren,
was vor allem bei christlichen
Künstlern sehr beliebt war. [56]

Das Christentum breitete sich
entlang der Handelsrouten aus,
der Vormarsch stieß jedoch
auch auf Widerstand. Die Mitte
der Welt war schon immer sehr
laut gewesen, ein Ort, an dem

Glaubensrichtungen, Ideen und Religionen sich gegenseitig anregten – aber auch aufeinanderprallten. Der Wettstreit um spirituelle Autorität verschärfte sich. Gespannt war lange Zeit das Verhältnis zwischen Christentum und Judentum, deren geistliche Führer sich darum bemühten, die Trennlinien zwischen den Konfessionen aufzuzeigen: Von

Seiten der Christen wurden etwa Mischehen mehrmals gesetzlich untersagt, und das Datum des Osterfestes wurde ganz bewusst so gewählt, dass es nicht mit dem Passahfest zusammenfiel. ^[57] Manchen ging das nicht weit genug. Johannes Chrysostomos, Erzbischof von Konstantinopel gegen Ende des 4. Jahrhunderts, forderte

eindringlich, die Liturgie müsse bewegender sein. Er beklagte, dass es den Christen schwerfalle, mit der Theatralität der Synagoge mitzuhalten, wo Trommeln, Leiern, Harfen und andere Musikinstrumente während des Gottesdienstes für Unterhaltung sorgten – dazu noch Schauspieler und Tänzerinnen, die man eigens herbeiholte, um das Geschehen

zu beleben. [58]

Hohe jüdische
Persönlichkeiten waren
ihrerseits nicht allzu begeistert
von der Aufnahme neuer
Konvertiten. «Habt kein
Vertrauen zu einem Proselyten,
bis vierundzwanzig
Generationen vergangen sind»,
erklärte der berühmte Rabbi
Hiyya der Große, «denn das
Böse ist immer noch in ihnen.»

Die Einstellung der Juden gegenüber dem Christentum verhärtete sich in Persien auch deshalb, weil die Christen Erfolge feierten. Das lässt sich am Babylonischen Talmud ablesen, einer Sammlung von Texten, die sich in erster Linie um die rabbinische Deutung des jüdischen Gesetzes drehen. Im Gegensatz zum Palästinensischen Talmud, der Jesus kaum und nur nebenbei

erwähnt, nimmt die
babylonische Ausgabe eine
scharfe und unnachgiebige
Haltung ein, indem sie Lehren,
bestimmte Ereignisse und
Personen aus den Evangelien
angreift. Einer der Texte macht
sich etwa über die
jungfräuliche Geburt lustig und
bezeichnet sie als so
unwahrscheinlich, wie dass ein
Maulesel Nachkommen haben
kann; die Geschichte der

Auferstehung wird gnadenlos
ins Lächerliche gezogen. An
den detaillierten und
ausgefeilten
Gegendarstellungen von Jesu
Leben, einschließlich einiger
Parodien von Szenen aus dem
Neuen Testament und vor allem
aus dem Johannesevangelium,
lässt sich ablesen, wie
bedrohlich der christliche
Glaube mittlerweile geworden
war. Man versuchte,

systematisch nachzuweisen,
dass Jesus ein falscher Prophet
und seine Kreuzigung
rechtmäßig war – mit anderen
Worten: Die Schuld und die
Verantwortung sollten von den
Juden genommen werden. [59]

Umso wichtiger waren
Regionen, in denen das
Judentum seinerseits
Fortschritte erzielen konnte.
Im Königreich Himyar an der

Südwestecke der Arabischen Halbinsel, im heutigen Saudi-Arabien und im Jemen, breiteten sich jüdische Gemeinden immer weiter aus, wie unlängst Funde von Synagogen aus dem 4. Jahrhundert bei Qana belegten.^[60] Tatsächlich nahm Himyar den jüdischen Glauben als Staatsreligion an – und zwar voller Begeisterung. Im späten

5. Jahrhundert starben
Christen regelmäßig für ihre
Überzeugungen den
Märtyrertod, auch Priester,
Mönche und Bischöfe, nachdem
ein Rat von Rabbinern sie
verurteilt hatte. ^[61]

Eine gescheiterte äthiopische
Militärexpedition über das Rote
Meer zu Beginn des
6. Jahrhunderts, die das Ziel
verfolgte, den jüdischen

Herrscher durch einen christlichen Marionettenkönig zu ersetzen, zog drastische Vergeltungsaktionen nach sich. Es wurden Maßnahmen ergriffen, sämtliche Spuren des Christentums im Königreich zu beseitigen. Kirchen wurden zerstört oder in Synagogen umgewandelt. Hunderte von Christen wurden gefangen genommen und hingerichtet; einmal wurden zweihundert

Menschen, die in einer Kirche
Zuflucht gesucht hatten, bei
lebendigem Leib verbrannt. All
diese Ereignisse verkündete
der König voller
Schadenfreude, nach ganz
Arabien verschickte er Briefe
und jubelte über das Leid, das
er anderen zugefügt hatte. [62]

Die zoroastrischen Priester
reagierten ebenfalls auf das
Vordringen des christlichen

Glaubens im Sassanidenreich, insbesondere nachdem mehrere hohe Mitglieder der herrschenden Elite zum Christentum übergetreten waren. Es folgte wiederum eine Reihe von Angriffen auf christliche Gemeinden, einschließlich etlicher Märtyrertode.^[63] Umgekehrt fingen Christen an, kompromisslose

Moralgeschichten zu verfassen. Die wohl berühmteste war die Legende von Qardagh, einem herausragenden jungen Mann, der wie ein persischer König jagte und wie ein griechischer Philosoph diskutierte, aber eine vielversprechende Karriere als Provinzstatthalter aufgab und konvertierte. Man verurteilte ihn zum Tode, es gelang ihm die Flucht, doch da hatte er einen Traum, der ihm sagte, es

sei besser, für seinen Glauben zu sterben, als zu kämpfen. An seine Hinrichtung, bei der sein Vater den ersten Stein warf, wurde in einer langen und sehr anschaulichen Erzählung erinnert. Ihr Ziel war es offensichtlich, andere dazu zu ermuntern, den nötigen Mut für den Übertritt zum christlichen Glauben aufzubringen. [64]

Der Erfolg des Christentums hing zum Teil am Engagement und Eifer seiner Missionare. Selbstverständlich trug auch der Umstand dazu bei, dass der Enthusiasmus eine gesunde Dosis Realismus enthielt: Texte aus dem frühen 7. Jahrhundert berichten von Geistlichen, die sich darum bemühten, ihre Ideen mit denen des Buddhismus in Einklang zu bringen, wenn nicht als

Abkürzung auf dem Weg zur Erlösung, so zumindest als eine Möglichkeit, die Angelegenheit zu vereinfachen. Der Heilige Geist, schrieb ein Missionar, der China erreichte, sei nichts anderes als das, was die einheimische Bevölkerung bereits glaube: «Sämtliche Buddhas fließen und strömen dank ebendieses Windes [also des Heiligen Geistes], während es auf dieser Welt keinen Ort

gibt, den der Wind nicht erreicht.» Ebenso, fuhr er fort, sei Gott seit der Erschaffung der Welt für Unsterblichkeit und ewige Seligkeit zuständig gewesen. Insofern werde der Mensch «dem Namen Buddhas immer Ehre erweisen». ^[65] Das Christentum ist nicht nur mit dem Buddhismus vereinbar, sagte er – vereinfacht ausgedrückt, *war* es

Buddhismus.

Andere versuchten, die Verschmelzung christlicher und buddhistischer Vorstellungen zu kodifizieren. Das Ergebnis war eine Mischform von «Evangelien», die, um den Vormarsch des Christentums durch Asien zu beschleunigen, die komplexe Botschaft und Geschichte der ersten Konfession mit Hilfe von Elementen vereinfachte, die

den Menschen im Osten vertraut und verständlich waren. Dieser dualistische Ansatz, der in der Regel Gnostizismus genannt wird, entbehrte nicht einer gewissen theologischen Logik. Er ging davon aus, dass das Predigen in Begriffen, die kulturelle Bezugspunkte aufwiesen und eingängig formuliert waren, eine naheliegende Methode sei,

die Botschaft zu verbreiten.^[66]
Folglich war es kein Wunder,
dass das Christentum aus
breiten Bevölkerungsschichten
Zulauf hatte: Es handelte sich
um Vorstellungen, die bewusst
so formuliert waren, dass sie
ohne weiteres verstanden
wurden.

Andere Kulte,
Glaubensrichtungen und
Sekten profitierten von der

gleichen Tendenz. Die Lehren Mazdaks, eines charismatischen Predigers, waren Ende des 5. und Anfang des 6. Jahrhunderts außerordentlich beliebt – wie wir nach der heftigen und eindringlichen Kritik sagen können, mit der christliche ebenso wie zoroastrische Kommentatoren die Anhänger des Predigers überschütteten. So sollten die Schüler Mazdaks etwa Gruppensex praktizieren.

In Wirklichkeit plädierte Mazdak, soweit das überaus parteiliche Quellenmaterial dieses Urteil gestattet, für eine Lebensweise, die ganz offensichtlich an buddhistische Haltungen gegenüber materiellem Reichtum, an zoroastrisches Misstrauen gegenüber der materiellen Welt und an eine etablierte, christliche Askese anknüpfte.

In diesem hart umkämpften spirituellen Umfeld war es wichtig, geistiges – und materielles – Territorium zu verteidigen. Ein chinesischer Reisender, der im 6. Jahrhundert durch Samarkand kam, stellte fest, dass die einheimische Bevölkerung das Gesetz Buddhas vehement ablehnte und jeden Buddhisten, der bei ihr Zuflucht suchte, mit

«brennendem Feuer»

davonjagte.^[68] In diesem Fall ging die Sache jedoch glücklich aus: Dem Besucher wurde gestattet, eine Zusammenkunft einzuberufen. Dort gelang es ihm offensichtlich – dank der Stärke seines Charakters und seiner Argumente –, viele der Anwesenden zu überzeugen, zum Buddhismus überzutreten.

[69]

Kaum jemand verstand besser als die Buddhisten, wie wichtig es war, Objekte öffentlich bekannt zu machen und zu präsentieren, die die Glaubenslehre bekräftigten. Ein anderer chinesischer Pilger, der auf der Suche nach Sanskrittexten nach Zentralasien gelangte, staunte über die Reliquien, die von der einheimischen Bevölkerung in Balch verehrt wurden. Dazu

zählten ein Zahn Buddhas
sowie das Becken, das er zum
Waschen benutzt hatte, und ein
Besen, mit dem er gefegt haben
sollte, angefertigt aus der
Kascha-Pflanze, aber mit
Juwelen verziert. [70]

Es gab auch sichtbarere und
eindrucksvollere
Manifestationen des Glaubens,
die dafür gedacht waren, die
Köpfe und Herzen der

Menschen zu gewinnen.
Höhlentempel waren ein
bewährtes Mittel geworden, um
eine spirituelle Botschaft zu
vermitteln. Die an den
Handelsrouten gelegenen Orte
verschmolzen die Idee des
Heiligtums und des Göttlichen
auf der einen Seite mit dem
Handel und dem Reisen auf der
anderen. Der Komplex auf der
Insel Elephanta vor Mumbai
und die Höhlen von Ellora in

Nordindien bieten sehenswerte Beispiele. Die mit majestätischen und kunstvollen Reliefs von Gottheiten verzierten Höhlen sollten moralische und theologische Überlegenheit vor Augen führen – in diesem Fall die Überlegenheit des Hinduismus.

[71]

Hier zeigt sich eine Parallele zu Bamiyan (im heutigen Afghanistan). Die an der

Kreuzung mehrerer Routen – zwischen Indien im Süden, Baktrien im Norden und Persien im Westen – gelegene Stadt besaß einen Komplex von siebenhunderteinundfünfzig Höhlen sowie gewaltige Buddha-Statuen.^[72] Zwei Statuen, eine vierundfünfzig Meter hoch und eine zweite, etwas ältere, die ungefähr zwei Drittel dieser Höhe hatte,

standen fast
eintausendfünfhundert Jahre
lang in gigantischen, in den
Fels gehauenen Nischen – bis
sie von den Taliban im Jahr
2001 gesprengt und zerstört
wurden, in einem Akt der
kulturellen Barbarei, der
vergleichbar ist mit der
Zerstörung religiöser Artefakte
in Großbritannien und
Nordeuropa während der

Reformation. [73]

Wenn wir an die Seidenstraßen denken, neigen wir dazu, uns den Verkehr nur einseitig, von Ost nach West, vorzustellen. In Wirklichkeit bestanden auch andersherum ein beachtliches Interesse und ein Austausch, wie ein chinesischer Text aus dem 7. Jahrhundert verdeutlicht. Syrien sei, so der Autor, ein

Ort, der «feuerfesten Stoff,
wiederbelebenden Weihrauch,
helle Mondperlen und in der
Nacht leuchtende Juwelen
herstellt. Banditen und Räuber
kennt man dort nicht, die
Menschen erfreuen sich des
Glücks und Friedens. Es gelten
keine anderen Gesetze als
einleuchtende; souveräne
Macht erlangen nur die
Tüchtigen. Das Land ist weit
und geräumig, und die

literarischen Erzeugnisse sind verständlich und klar.»^[74]

Genau genommen war es bei allem Wettstreit und bei der Vielzahl an Religionen, die um Gehör kämpften, ausgerechnet das Christentum, das unablässig überlieferte Überzeugungen, Bräuche und Wertesysteme unterminierte. Im Jahr 635 gelang es Missionaren in China, den

Kaiser zu überzeugen, seinen Widerstand gegen den Glauben fallenzulassen und ihn als legitime Religion anzuerkennen, deren Botschaft die kaiserliche Identität nicht nur unbeeinträchtigt ließ, sondern potenziell sogar förderte. [75]

Um die Mitte des 7. Jahrhunderts schien es einfach zu sein, die Zukunft

vorherzusagen. Die Religionen hatten sich in Asien schon immer gegenseitig ausgespielt und gelernt, dass sie um Aufmerksamkeit kämpfen mussten. Als die aggressivste und erfolgreichste entpuppte sich jedoch eine Religion, die in der kleinen Stadt Bethlehem ihren Ursprung hatte.^[76] Das Christentum war in ganz Asien auf dem Vormarsch und

verbuchte auf Kosten des Zoroastrismus, des Judentums und des Buddhismus Gewinne.

[77] In Anbetracht des Fortschritts, den das Christentum im Laufe der Jahrhunderte seit der Kreuzigung Jesu unter Pontius Pilatus bereits gemacht hatte, sollte es nur noch eine Frage der Zeit sein, bis seine Ausläufer den Pazifik

erreichten und so eine Verbindung zwischen dem Stillen Ozean und dem Atlantik im Westen herstellten.

Die Grundlage für eine spirituelle Eroberung war gelegt worden, doch ausgerechnet im Moment des christlichen Triumphs mischte sich der Zufall ein. Ein kräftezehrender Krieg brach aus, der die existierenden Mächte schwächte und

Neuankömmlingen gute Chancen eröffnete. Man könnte es mit der Entfesselung des Internets vergleichen, nur eben in der Spätantike: Plötzlich drohte eine neue Mischung von Ideen, Theorien und Strömungen, die bestehende Ordnung zu untergraben und sich Netzwerke zunutze zu machen, die über Jahrhunderte hinweg entstanden waren. Der Name der neuen

Weltanschauung spiegelte nicht wider, wie revolutionär sie wirklich war. Der eng mit Ausdrücken für Sicherheit und Frieden verwandte Begriff «Islam» vermittelte keine Vorahnung davon, wie sich die Welt in Kürze verändern sollte. Eine Revolution hatte begonnen.

Viertes Kapitel

Zeiten des Aufruhrs - die revolutionäre Offenbarung

Der Aufstieg des Islam ereignete sich in einer Welt, die hundert Jahre Unruhen, Konflikte und Katastrophen hinter sich hatte. Im Jahr 541,

ein Jahrhundert bevor der Prophet Mohammed eine Reihe göttlicher Offenbarungen empfing, verbreitete die Nachricht einer ganz anderen Bedrohung Panik im gesamten Mittelmeerraum. Diese Bedrohung näherte sich in Windeseile, so schnell, dass es zu dem Zeitpunkt, als die Panik einsetzte, bereits zu spät war. Niemand blieb verschont. Die Zahl der Toten war

unvorstellbar hoch. Laut einem Zeitgenossen, der den größten Teil seiner Familie verlor, wurde eine Stadt an der ägyptischen Grenze völlig ausgelöscht: Nur sieben Männer und ein zehnjähriger Junge blieben von der einst geschäftigen Bevölkerung übrig; die Türen der Häuser standen offen, kein Mensch wachte über das Gold, das Silber und die

Wertgegenstände, die dahinter
lagen.^[1] Die Städte traf die
Hauptlast der Ausbrüche, um
das Jahr 545 starben eine
Zeitlang allein in
Konstantinopel täglich
zehntausend Menschen.^[2]
Nicht nur das Römische Reich
war betroffen. Es dauerte nicht
lange, bis auch Städte im Osten
heimgesucht wurden, als sich
der Feind entlang der

Kommunikations- und Handelsnetze ausbreitete, im persischen Mesopotamien wütete und schließlich sogar China erreichte. [3]

Die Beulenpest brachte Not, Verzweiflung und Tod. Sie löste zudem eine anhaltende Depression aus: Felder ohne Bauern, Städte ohne Verbraucher und eine ganze Generation, die schon in jungen

Jahren dahingerafft wurde, veränderten die Demographie der Spätantike und verursachten einen erheblichen Rückgang der Wirtschaft.^[4] Dies wirkte sich zwangsläufig auf die Außenpolitik der Kaiser in Konstantinopel aus. In der ersten Phase der Herrschaft Justinians (527–565) war es dem Reich gelungen, eine Reihe erstaunlicher Erfolge zu

erringen, zu denen etwa die
Rückeroberung der
nordafrikanischen Provinzen
und beachtliche Fortschritte in
Italien zählten. Man setzte
militärische Gewalt umsichtig
ein und bemühte sich gezielt,
flexibel zu bleiben, um mit
Konflikten fertigzuwerden, die
jederzeit an den ausgedehnten
Grenzen aufflammen konnten,
auch im Osten. Während
Justinians späterer Herrschaft

wurde es immer schwieriger, dieses Gleichgewicht zu bewahren, weil ein Mangel an Nachschubkräften, erfolglose Feldzüge und steigende Kosten der Staatskasse zusetzten, die schon vor dem Ausbruch der Pest so gut wie leer gewesen war. [5]

Die Wirtschaft stagnierte, und die Stimmung der Bevölkerung gegenüber dem

Kaiser verschlechterte sich.
Besonders heftig wurde
kritisiert, dass er anscheinend
bereit war, die Freundschaft
der Reichsnachbarn zu
erkaufen, indem er Geld an sie
zahlte und großzügig
Privilegien gewährte. Justinian
sei offenbar so dumm gewesen,
die Reichtümer für einen
Glücksfall zu halten, und habe
«ihnen [den Barbaren] in
sinnloser

Verschwendungssucht
Riesensummen hin[geworfen],
angeblich als Unterpfänder»,
schrieb gehässig Prokopios, der
prominenteste
Geschichtsschreiber zur Zeit
Justinians. Der Kaiser, so
Prokopios unerbittlich weiter,
habe «freigebige Geschenke als
Preis für ihren Überfall»
verteilt. «So ließ sich also [...]
kein Barbar eine Gelegenheit
entgehen, um abwechselnd

alles zu plündern und zu rauben.» Geld sei an Völker geschickt worden – im Norden, Süden, Osten und Westen –, von denen man bis dahin noch nicht einmal etwas gehört habe. [6]

Justinians Nachfolger gaben diesen Ansatz auf und fuhren einen harten und kompromisslosen Kurs gegenüber Roms Nachbarn. Als

nach Justinians Tod im Jahr 565
Gesandte der Awaren, eines
großen Stammes der
Steppenvölker, nach
Konstantinopel kamen, um die
übliche Tributzahlung
einzufordern, machte der neue
Kaiser Justin II. mit ihnen
kurzen Prozess: «Ihr erhaltet
nichts mehr von dem Reiche,
und könnt ohne Gewinn
fortgehen.» Als die Gesandten
mit Konsequenzen drohten,

brauste der Kaiser auf: «Ihr toten Hunde wollt dem Römischen Reich drohen? Wisset, dass ich das Haar von euch scheren und euch den Kopf abschlagen lasse.»^[7]

Eine ähnlich aggressive Haltung zeigte das Reich gegenüber Persien, insbesondere nachdem man erfahren hatte, dass eine starke Konstellation türkischer

Nomaden den Platz der Hunnen in der zentralasiatischen Steppe eingenommen hatte und Persien nunmehr von Osten her bedrängte. Die Türken spielten eine immer dominantere Rolle im Handel der Region, sehr zum Verdruss der Chinesen, die sie als schwierig und nicht vertrauenswürdig beschrieben – ein sicheres Anzeichen für ihren

zunehmenden kommerziellen Erfolg.^[8] Angeführt wurden die Türken von dem herausragenden Sizabul, der es sich zur Gewohnheit gemacht hatte, Würdenträger in einem prächtigen Zelt zu empfangen; dort lag er auf einem Bett, dessen Gestell mit vier goldenen Pfauen verziert war, dazu stand in Reichweite ein auffälliger großer Wagen, der

von Silber glänzte.^[9]

Die Türken hatten große Ambitionen und schickten Botschafter nach Konstantinopel, um eine militärische Fernallianz vorzuschlagen. Ein gemeinsamer Angriff, so teilte man Justin II. mit, würde Persien zu Fall bringen.^[10] Der Kaiser konnte es kaum erwarten, auf Kosten des

Erzrivalen Ruhm zu erwerben.
Bald nahm er den Mund immer
voller. Er drohte dem Schah
und verlangte die Rückgabe
von Städten und Gebieten, die
das Römische Reich gemäß der
kürzlich geschlossenen
Abkommen abgetreten hatte.
Nachdem ein schlecht
durchgeführter Angriff der
Römer gescheitert war, zielte
ein persischer Gegenangriff auf
Dara (im heutigen Süden der

Türkei), den Eckstein der Grenzverteidigung. Nach einer grausamen Belagerung, die sechs Monate währte, gelang es den Persern, die Stadt 574 einzunehmen. Justin II. erlitt daraufhin einen mentalen und physischen Zusammenbruch.

[11]

Nach diesem Fiasko kamen die Türken zu der Überzeugung, dass Konstantinopel ein unwürdiger

und unzuverlässiger Bündnispartner war. Das sagte der türkische Gesandte 576 auch ganz offen und wies zornig jedes Ansinnen eines weiteren Angriffs auf Persien zurück. Er steckte sich zehn Finger in den Mund und stieß dann wütend hervor: «So wie jetzt zehn Finger in meinem Mund stecken, so habt ihr Römer viele Zungen benutzt.» Rom habe die Türken betrogen,

als es ihnen versprach, sein Bestes gegen Persien zu geben; die Ergebnisse seien kläglich. ^[12]

Dennoch markierte die wiedererwachte Feindseligkeit gegen Persien den Beginn einer turbulenten Phase, die gravierende Konsequenzen hatte. Es folgten zwei Jahrzehnte lang Kämpfe mit hochdramatischen Momenten.

So drang etwa ein persisches
Heer tief nach Kleinasien ein,
bevor es wieder kehrtmachte;
prompt tappte es in einen
Hinterhalt, bei dem die Königin
in Gefangenschaft geriet,
zusammen mit der königlichen
goldenen Kutsche, die mit
Edelsteinen und Perlen besetzt
war. Das heilige Feuer, das der
persische Herrscher auf dem
Feldzug mit sich führte und das
angeblich «größer als alle

Feuer» war, wurde erbeutet und in einen Fluss geworfen, während ein zoroastrischer Hohepriester und «eine Vielzahl der obersten Menschen» ertränkt wurden. Die Auslöschung des heiligen Feuers war ein aggressiver und provokativer Akt mit dem Ziel, den religiösen Pfeiler der persischen Identität lächerlich zu machen. Die Nachricht wurde von den Römern und

ihren Verbündeten ausgelassen
gefeiert. ^[13]

Je länger die Feindseligkeiten
andauerten, desto wichtiger
wurde die Religion. Als etwa
Truppen wegen einer
geplanten Kürzung des Solds
rebellierten, stolzierte der
befehlshabende Offizier mit
einem geweihten Jesusbild vor
ihnen auf und ab, um zu
signalisieren, dass dem

Herrscher dienen heiße, Gott zu dienen. Als Schah Chosrau I. im Jahr 579 starb, behaupteten einige ohne jeden Beleg, dass «das Licht der göttlichen Welt prächtig um ihn erstrahlt sei, denn er glaubte an Christus».

[14] Der Zoroastrismus wurde in Konstantinopel lautstark als niederträchtig und falsch verunglimpft: Die Perser, schrieb Agathias, hätten

«abartige und degenerierte Bräuche» angenommen, «seit sie in den Bann der Lehren Zarathustras geraten» seien.

[15]

Die Anreicherung des Militarismus durch eine starke Dosis Religiosität hatte Konsequenzen für jene Völker an der Peripherie des Römischen Reiches, die zum Christentum übergetreten waren und die man hofiert

hatte, weil man sich so ihre Unterstützung und Loyalität sichern wollte.^[16] Man hatte sich besonders bemüht, die Stämme Süd- und Westarabiens für sich zu gewinnen, indem man ihnen materielle Belohnungen versprach. Die Verleihung königlicher Titel, die neue Prinzipien der Verwandtschaft und des Königtums einführte, mit denen

sich die Betreffenden auf lokaler Ebene geschickt Vorteile verschaffen konnten, überzeugte ebenfalls viele, sich auf Gedeih und Verderb mit Konstantinopel zu verbünden.

[17]

Die religiösen Empfindlichkeiten während der Auseinandersetzung mit Persien hatten auch deshalb Konsequenzen, weil das Christentum, das manche

Stämme annahmen, nicht der Formel entsprach, auf die man sich 451 in Chalkedon geeinigt hatte. Die Beziehungen zu den Hassaniden, langjährigen Verbündeten des Römischen Reiches in Arabien, verschlechterten sich infolge der strengen Botschaften, die aus der Hauptstadt kamen.^[18] Nicht zuletzt wegen des beiderseitigen Misstrauens in

Angelegenheiten der Religion brachen die Beziehungen in dieser heiklen Phase ab – das bot den Persern die Gelegenheit, die Kontrolle über die Häfen und Märkte Süd- und Westarabiens zu gewinnen. Eine neue Überlandroute wurde eröffnet, die Persien mit Mekka und Ukas verband. Gemäß der islamischen Überlieferung veranlasste diese Machtverlagerung einen

führenden Mann in Mekka, sich mit der Bitte an Konstantinopel zu wenden, ihn als

Repräsentanten des Römischen Reiches zum Wächter der Stadt (Phylarchen) zu ernennen.

Später verlieh der Kaiser jedoch einem gewissen Uthman den Titel eines Königs von Mekka. Parallel dazu erhielt ein Kandidat in Yathrib ein vergleichbares Amt – im Namen

des Persischen Reiches. [19]

Während die Spannungen auf der Arabischen Halbinsel zunahmen, wurden im langwierigen Krieg auf dem nördlichen Hauptschauplatz kaum Fortschritte erzielt. Der Wendepunkt kam nicht auf dem Schlachtfeld, sondern am persischen Hof Ende der 580er Jahre, als Bahram, ein beliebter

General, der die Ostfront zu den Türken stabilisiert hatte, die Sache selbst in die Hand nahm und sich gegen Schah Chosrau II. auflehnte. Der Schah floh nach Konstantinopel, wo er Kaiser Maurikios als Gegenleistung für dessen Unterstützung große Zugeständnisse im Kaukasus und in Mesopotamien machte – unter anderem versprach er, die Stadt Dara zurückzugeben.

Nachdem er im Jahr 591 ins eigene Land zurückgekehrt war, machte Chosrau mit seinem Rivalen erstaunlich kurzen Prozess und schickte sich an, seine Versprechen einzulösen. Es war, wie ein führender Historiker meinte, ein Versailles-Moment: Den Römern wurden so viele Städte, Forts und wichtige Orte übergeben, dass das wirtschaftliche und

administrative Kernland
Persiens bloßgestellt wurde;
die Demütigung war so groß,
dass sie zwangsläufig eine
heftige Reaktion provozierte.
[20]

Das Pendel war in den
vorangegangenen zwei
Jahrzehnten während heftiger
Kämpfe in beide Richtungen
ausgeschlagen. Nun sah es
ganz so aus, als sei dem
Römischen Reich ein großer

diplomatischer und politischer Coup gelungen. Es besaß jetzt die vorgerückten Stützpunkte, die ihm zuvor gefehlt hatten und es ihm endlich ermöglichten, dauerhaft im Nahen Osten Fuß zu fassen. Wie der Historiker Prokopios erkannte, boten die Ebenen Mesopotamiens, die sich über das riesige Becken von Euphrat und Tigris erstreckten, kaum offensichtliche Begrenzungen

in Form von Flüssen, Seen oder Bergen.^[21] Das bedeutete, dass sämtliche Gebietsgewinne anfällig waren, sofern es nicht gelang, ein riesiges Territorium zu annektieren. Chosrau II. mochte den Thron zurückerobert haben, aber er zahlte einen hohen Preis.

Kaum ein Jahrzehnt später wendete sich das Blatt auf spektakuläre Weise. Als Kaiser

Maurikios 602 in einem Palastputsch von dem Zenturio Phokas ermordet wurde, nutzte Chosrau die Gelegenheit zum Angriff, um neuerliche Verhandlungen zu erzwingen. Sein Selbstvertrauen wuchs, nachdem ein massiver Angriff auf Dara einen Eckstein des römischen Verteidigungssystems im Norden Mesopotamiens ausgeschaltet hatte. Hinzu kam,

dass der Usurpator Phokas alle Mühe hatte, seine Autorität im eigenen Land zu behaupten.

Als Meldungen eingingen, dass eine weitere Angriffswelle der Nomadenvölker über den Balkan rollte, setzte sich der Schah höhere Ziele. Das Vasallensystem, mit dessen Hilfe die unterworfenen Völker Nordarabiens seit jeher regiert worden waren, wurde eilends aufgehoben – mit Blick auf eine

umfassende Neuordnung der Grenze, die auf eine persische Expansion folgen sollte. [22]

Die christliche Bevölkerung wurde behutsam behandelt. Bischöfe hatten aus Erfahrung gelernt, bei Ausbruch eines Krieges vorsichtig zu sein, denn Feindseligkeiten mit den Römern waren häufig mit dem Vorwurf der Kollaboration einhergegangen. Der Schah

beaufsichtigte im Jahr 605 persönlich die Wahl eines neuen Patriarchen, als er den hohen Klerus ausdrücklich aufforderte, eine Versammlung einzuberufen und einen neuen Amtsträger zu wählen. Das war ein klares Signal, das der Minderheit zeigen sollte, dass der Herrscher ihr wohlgesinnt war. Die Maßnahme zeigte die gewünschte Wirkung und wurde von der christlichen

Gemeinde als Gunstbeweis gewertet. So versammelten sich die Bischöfe, um «den mächtigen, großzügigen, freundlichen und freigebigen König der Könige» zu preisen.

[23]

Während das Römische Reich im Innern eine Unruhe nach der anderen erlebte, erhöhten persische Truppen den Druck von außen: Städte in Mesopotamien fielen wie

Dominosteine, als letzte kapitulierte Edessa im Jahr 609. Dann wandte sich das Heer Syrien zu. Antiochia, die große Stadt am Orontes, der erste Sitz des heiligen Petrus und die Metropole der römischen Provinz Syria, fiel 610, gefolgt von Emesa in Westsyrien ein Jahr später. Mit dem Fall von Damaskus im Jahr 613 ging ein weiteres wichtiges regionales Zentrum verloren.

Die Lage spitzte sich immer mehr zu. In Konstantinopel wurde der vor allem wegen seiner Arroganz unbeliebte Phokas ermordet; seine zerteilten Überreste trug man offen durch die Straßen der Stadt. Dem neuen Kaiser Herakleios gelang es jedoch ebenso wenig, die Perser zu stoppen, deren Vormarsch mittlerweile eine verheerende Stoßkraft erlangt hatte. Nach

der Abwehr eines römischen Gegenangriffs in Kleinasien wandten sich die Armeen des Schahs nach Süden in Richtung Jerusalem. Das Ziel war offensichtlich: die heilige Stadt des Christentums zu erobern und so den kulturellen und religiösen Triumph Persiens zu untermauern.

Als Jerusalem nach einer kurzen Belagerung im Mai 614 kapitulierte, verfiel die

römische Welt beinahe in Hysterie. Die Juden wurden angeklagt, nicht nur mit den Persern zu kollaborieren, sondern sie gar aktiv zu unterstützen. Eine Quelle bezeichnete die Juden als «böse Tiere», die dem einmarschierenden Heer helfen würden – das seinerseits mit wilden Tieren und zischenden Schlangen verglichen wurde. Man warf ihnen vor, sich

tatkräftig an der Massakrierung
der lokalen Bevölkerung
beteiligt zu haben, die noch in
ihrem Todeskampf Gott
lobpreiste, «weil sie um Christi
willen erschlagen wurde und
ihr Blut für Sein Blut gegeben
hat». Es verbreiteten sich
Geschichten, denen zufolge
Kirchen niedergerissen, Kreuze
mit Füßen getreten und Ikonen
bespuckt wurden. Das heilige
Kreuz, an dem Jesus gekreuzigt

worden war, wurde als ideale Kriegstrophäe für Chosrau in die persische Hauptstadt geschickt. Das war eine wahrhaft katastrophale Wende des Schicksals für das Römische Reich, und die Propagandisten des Kaisers widmeten sich dieser Angelegenheit unverzüglich, um zumindest den Schaden zu begrenzen. [24]

In Anbetracht dieser Rückschläge dachte Herakleios schon daran abzugeben, entschloss sich dann aber zu verzweifelten Maßnahmen: Gesandte wurden zu Chosrau geschickt, um einen Frieden auszuhandeln, ganz gleich, zu welchen Bedingungen. Herakleios bat um Vergebung und gab seinem Vorgänger Phokas die Schuld an den jüngsten aggressiven Akten

Roms. Während sich der
römische Kaiser als
ehrfürchtiger Untergebener
präsentierte, pries er den
Schah als «höchsten
Herrscher». Chosrau hörte sich
aufmerksam an, was die
Gesandten zu sagen hatten;
dann ließ er sie hinrichten.^[25]

Kaum erreichte diese
Meldung Konstantinopel,
wurde die Stadt von Panik

erfasst. Nun war es möglich, radikale Reformen praktisch widerstandslos durchzusetzen. Die Bezüge der Beamten wurden halbiert, genau wie der Sold des Militärs. Die kostenlose Ausgabe von Brot, ein altbewährtes politisches Mittel, sich das Wohlwollen der Hauptstadtbewohner zu sichern, wurde gestoppt.^[26] In den Kirchen wurden

Edelmetalle beschlagnahmt, mit denen in aller Eile die Staatskasse gefüllt werden sollte. Um die Bedeutung der bevorstehenden Schlacht zu unterstreichen und Buße zu tun für die Sünden, die Gott dazu bewegt hatten, die Römer zu geißeln und zu strafen, veränderte Herakleios das Aussehen der Münzen. Die Büste des Kaisers auf der Vorderseite blieb gleich, auf

der Rückseite der neuen Münzen, die in großer Zahl und in neuen Werten geschlagen wurden, war jedoch das Bild des Kreuzes auf einem Sockel zu sehen: Der Kampf gegen die Perser war nichts weniger als ein Kampf zur Verteidigung des christlichen Glaubens. [27]

Kurzfristig zeigten diese Maßnahmen wenig Wirkung. Nachdem die Perser Palästina

erobert hatten, wandten sie sich dem Nildelta zu und nahmen 619 Alexandria ein.^[28] Kaum zwei Jahre später fiel Ägypten – die Kornkammer des Mittelmeers und seit sechs Jahrhunderten die Stütze der römischen Agrarwirtschaft. Als Nächstes kam Kleinasien an die Reihe, das im Jahr 622 angegriffen wurde. Eine Zeitlang konnte der Vormarsch

gestoppt werden, doch 626 lagerte das persische Heer in Sichtweite der Mauern von Konstantinopel. Als wäre das nicht schon schlimm genug für die Römer gewesen, schloss der Schah ein Bündnis mit den nomadischen Awaren, die den Balkan überrannt hatten und nunmehr von Norden her auf die Stadt vorrückten. In diesem Moment bewahrten nur noch die breiten Stadtmauern

Konstantinopels die Überreste des Römischen Reiches vor der völligen Vernichtung. Das Ende war nahe; und es schien unausweichlich.

Herakleios hatte jedoch das Glück auf seiner Seite. Erste Versuche der Perser und ihrer Verbündeten, die Stadt im Sturm einzunehmen, scheiterten, und das folgende, wiederholte Anrennen wurde mit Leichtigkeit abgewehrt. Die

Kampfmoral der Gegner ließ allmählich nach, angefangen bei den Awaren. Die Nomaden hatten Schwierigkeiten, Weideland für ihre Pferde zu finden, und zogen ab, als Meinungsverschiedenheiten unter den Stämmen die Autorität des Führers zu untergraben drohten. Kurz darauf zogen sich auch die Perser zurück, nicht zuletzt weil Meldungen über türkische

Angriffe im Kaukasus
eingingen, um die sie sich
dringend kümmern mussten:
Die beeindruckende Expansion
hatte die Ressourcen des
Reiches überdehnt, sodass
frisch eroberte Gebiete
angreifbar blieben – und das
wussten die Türken.
Konstantinopel war mit knapper
Not davongekommen. [29]

In einem verblüffenden

Gegenangriff setzte Herakleios, der das Heer in Kleinasien während der Belagerung der Hauptstadt anführte, dem abziehenden Feind nach. Der Kaiser marschierte zuerst zum Kaukasus, wo er sich mit dem türkischen Khagan traf und ein Bündnis schloss – dabei überschüttete er ihn mit Ehren und Geschenken und bot ihm sogar seine Tochter Eudokia als Braut an, um die

freundschaftlichen Bande zu besiegeln.^[30] Anschließend schlug der Kaiser jede Vorsicht in den Wind und drang nach Süden vor. Im Herbst 627 besiegte er ein großes persisches Heer in der Nähe von Ninive (heute im Norden des Irak) vernichtend, ehe er, kaum noch auf Widerstand stoßend, gegen Ktesiphon vorrückte.

Die persische Führung brach unter dem Druck zusammen. Chosrau wurde ermordet, sein Sohn und Nachfolger Kavadh bat Herakleios um eine sofortige Einigung.^[31] Der römische Kaiser, durch den neuen Ruhm besänftigt, überließ es seinem Gesandten, die Bedingungen festzulegen. Gefordert wurde unter anderem die Rückgabe

römischer Gebiete, die in den Kriegen erobert worden waren – sowie die Rückgabe des heiligen Kreuzes, das 614 aus Jerusalem geraubt worden war.^[32] Das bedeutete einen spektakulären und glorreichen Sieg für die Römer.

Allerdings war das noch nicht das Ende, denn es braute sich ein Sturm zusammen, der das Persische Reich an den Rand

des Zusammenbruchs bringen sollte. Scharbaraz, der oberste Feldherr auf dem Schlachtfeld, der den jüngsten Vorstoß gegen Ägypten angeführt hatte, meldete nach dieser Schicksalswende Ansprüche auf den Thron an. Da die persische Staatskasse so gut wie leer und die Grenze im Osten anfällig für Überfälle durch die Türken war, schien alles für einen Mann der Tat auf dem Thron zu

sprechen. Als der Staatsstreich eingeleitet wurde, verhandelte der General direkt mit Herakleios, um von ihm Rückendeckung für seinen Aufstand zu erhalten. Dann zog er aus Ägypten ab und marschierte mit der Billigung des Kaisers nach Ktesiphon.

Während sich in Persien die politische Ordnung auflöste, feierte Herakleios die erstaunliche Wende des

Schicksals und untermauerte seine Beliebtheit. Er hatte in den finsternen Stunden des Reiches massiv auf die Religion gesetzt, um Rückhalt zu finden und die Bevölkerung in ihrer Entschlossenheit zu stärken. Chosraus Offensive war zu einem direkten Angriff auf das Christentum verklärt worden, was eindringlich in einem Schauspiel unterstrichen wurde, das man dem

kaiserlichen Heer vorgeführt hatte. In dem Stück wurde ein Brief verlesen, den der Schah allem Anschein nach mit eigener Hand geschrieben hatte: Darin machte er nicht nur Herakleios persönlich lächerlich, sondern verspottete gar die Ohnmacht des christlichen Gottes.^[33] Die Römer waren herausgefordert worden, für das zu kämpfen,

woran sie glaubten – ein Religionskrieg hatte begonnen.

Somit ist es nicht verwunderlich, dass der triumphale Sieg der Römer unschöne Szenen nach sich zog. Nachdem Herakleios im März 630 den feierlichen Einzug nach Jerusalem angeführt und die Fragmente des heiligen Kreuzes wieder der Grabeskirche anvertraut hatte, wurden Juden dem

Vernehmen nach zwangsweise getauft, um sie für das zu bestrafen, was sie beim Fall der Stadt vor sechzehn Jahren angeblich getan hatten. Wer aus der Stadt flüchtete, durfte sich Jerusalem anschließend nur noch bis auf fünf Kilometer nähern.^[34] Östliche Christen, deren Anschauungen als nicht konform galten, gerieten ebenfalls ins Visier der

kaiserlichen Beamten. Sie mussten lang etablierte Positionen ihrer Lehre aufgeben und wurden gezwungen, die Lehren des kanonisierten orthodoxen Christentums anzunehmen, das nunmehr unwiderlegbar für sich beanspruchte, den alleinigen Segen Gottes zu genießen. [35]

Damit hatte die Kirche in

Persien ein Problem. Seit mehr als einem Jahrhundert hatte sie sich nicht mehr mit ihrer westlichen Schwester getroffen, und der hohe Klerus betrachtete sich selbst als Vermittler des wahren Glaubens – im Gegensatz zur Kirche im Westen, die systematisch von abweichenden Lehren korrumpiert worden sei. Schon auf ihrer Versammlung im Jahr 612

hatten die persischen Bischöfe festgestellt, dass sämtliche großen ketzerischen Lehren im Römischen Reich aufgekommen waren – im Unterschied zu Persien, wo «keine Häresie jemals entstanden war».^[36] Als Herakleios also den Rechtgläubigen in Edessa ihre Kirche wiedergab und Anweisungen erteilte, die östlichen Christen zu

vertreiben, sah es so aus, als wolle er ganz Persien zum römischen, westlichen Christentum bekehren – was Herakleios seit der dramatischen Schicksalswende offenbar tatsächlich in Betracht zog.^[37]

Die aufstrebende Religion, die von Konstantinopel verfochten wurde, hatte bald alles Vorherige hinweggefegt.

Eine Fülle alter Ideen lag in Trümmern. Als in Ktesiphon die Pest ausbrach und Schah Kavadh ihr zum Opfer fiel, schien es offensichtlich, dass der Zoroastrismus nicht mehr als Wunschdenken war: Das Christentum war der wahre Glaube, und seine Anhänger waren belohnt worden. [38]

In dieser bereits aufgeladenen Atmosphäre war

ein neues Donnernrollen zu vernehmen. Es kam aus dem Süden, aus dem Innern der Arabischen Halbinsel. Die Region war von den jüngsten Kämpfen zwischen Römern und Persern weitgehend unberührt geblieben, doch auch die Südwestspitze Arabiens war seit langem Schauplatz von Auseinandersetzungen zwischen den beiden Reichen. Vor knapp einem Jahrhundert

hatten sich das Königreich Himyar und die Städte Mekka und Medina auf Gedeih und Verderb mit Persien verbündet, um gemeinsam gegen ein christliches Koalitionsheer mit Truppen aus Konstantinopel und Äthiopien, dem Erzfeind Himyars am Roten Meer, zu kämpfen. [39]

Es war eine Region, in der sich die Überzeugungen seit

über einem halben Jahrhundert unablässig veränderten, sich aneinander anpassten und miteinander rivalisierten. Der Monotheismus hatte eine polytheistische Welt mit unzähligen Gottheiten, Götzen und Glaubensrichtungen abgelöst. Heiligtümer, die mehreren Göttern geweiht waren, wurden nach und nach so sehr an den Rand gedrängt, dass ein Historiker einmal

anmerkte, am Vorabend des islamischen Aufstiegs habe der traditionelle Polytheismus «im Sterben gelegen». An dessen Stelle traten jüdische und christliche Auffassungen von einem allmächtigen Gott – samt Engeln, dem Paradies, dem Gebet und der Gabe von Almosen, wie Inschriften belegen, die im späten 6. und frühen 7. Jahrhundert auf der ganzen Arabischen Halbinsel

auftauchten. [40]

In ebendieser Region zog sich, während der Krieg im Norden tobte, ein Kaufmann namens Mohammed, Mitglied des Banu-Haschim-Clans aus dem Stamm der Quraisch, in eine Höhle nicht weit von der Stadt Mekka zur Meditation zurück. Laut der islamischen Tradition empfing er im Jahr 610 eine

Reihe von Offenbarungen.

Mohammed hörte eine Stimme, die ihm befahl, Verse «im Namen deines Herrn» zu lesen.

[41] Verwirrt und verängstigt verließ er die Höhle, dann sah er «wahrlich [...] am klaren Horizont» einen Mann und hörte eine Stimme, die ihm zurief: «O Mohammed, du bist der Gesandte Gottes, und ich bin Gabriel.» [42] Weitere

Offenbarungen folgten im Laufe der nächsten Jahre. Um die Mitte des 7. Jahrhunderts wurden sie erstmals in einem zusammenhängenden Text niedergeschrieben – dem Koran. [43]

Gott schicke seine Gesandten, so teilte der Engel Gabriel (oder Dschibril) Mohammed mit, um gute Nachrichten zu verkünden

oder Warnungen
auszusprechen. ^[44] Mohammed
war vom Allmächtigen zu
seinem Boten auserwählt
worden. Es herrsche viel
Finsternis in der Welt, erfuhr
er, viele Dinge müsse man
fürchten, und stets drohe die
Apokalypse. Er solle die
göttlichen Botschaften
verbreiten, denn «so du den
Koran liesest, so nimm deine

Zuflucht zu Allah vor dem gesteinigten Satan. Siehe, keine Macht hat er über die, welche gläubig sind und auf ihren Herrn vertrauen». [45]

Allah sei mitfühlend und gnädig, hörte Mohammed, aber er strafe auch jene, die sich weigerten, ihm zu gehorchen. [46]

Die Quellen zur frühislamischen Phase sind

komplex und stellen den Historiker vor große Schwierigkeiten.^[47] Es ist nicht einfach herauszufinden, inwiefern zeitgenössische und spätere politische Motive Mohammeds Geschichte und die Botschaften, die er empfing, geprägt haben. Diese Frage ist unter modernen Gelehrten heftig umstritten. Unklar ist auch, wie weit der neue Glaube

Haltungen und Ereignisse zu beeinflussen vermochte, nicht zuletzt weil schon Mitte des 7. Jahrhunderts unterschieden wird zwischen den Gläubigen (*muminun*) und all jenen, die sich ihnen anschlossen und ihrer Autorität unterwarfen (*muslimun*). Spätere Schreiber konzentrierten sich stärker auf die Rolle der Religion und hoben nicht nur die Kraft der geistigen Offenbarung hervor,

sondern auch die Solidarität der Araber, die eine Revolution hervorriefen – mit dem Ergebnis, dass es unbefriedigend ist, die Eroberungen dieser Phase als «muslimisch» oder «arabisch» zu bezeichnen. Außerdem wechselten die Identitäten nicht erst nach, sondern schon in dieser Phase – und natürlich sind wir bei derartigen Bezeichnungen in erster Linie

auf die Augen der Betrachter angewiesen, die in unterschiedliche Richtungen blicken können.

Obwohl es sich unter Umständen schon als problematisch erweist, die Abfolge der Ereignisse sicher zu bestimmen, besteht dennoch weitgehend Konsens, dass Mohammed zu Beginn des 7. Jahrhunderts nicht der Einzige war, der auf der

Arabischen Halbinsel von einem alleinigen Gott sprach, denn es gab «Nachahmer», die genau in der Phase der persisch-römischen Kriege eine gewisse Bekanntheit erlangten. Die Bekanntesten boten messianische und prophetische Visionen an, die denen Mohammeds verblüffend ähnlich waren: Der Erzengel Gabriel habe sich ihnen offenbart, und nun seien sie

imstande, Wege zum Heil aufzuzeigen. In manchen Fällen verwiesen sie auf heilige Schriften, um ihre Behauptungen zu untermauern.^[48] Es war die Zeit, in der erste christliche Kirchen und Kultstätten in und um Mekka auftauchten, wie aus archäologischen Funden eindeutig hervorgeht. Ein heftiger Wettstreit tobte um die

Herzen, Köpfe und Seelen der Bewohner dieser Region. ^[49]

Es herrscht außerdem zunehmend Konsens, dass Mohammed in einer Gesellschaft predigte, die als Folge der persisch-römischen Kriege einen akuten Rückgang der Wirtschaft erlitt. ^[50] Der Konflikt und die Militarisierung der beiden Reiche hatten erheblichen Einfluss auf den

Handel, der von der Hedschas-Region ausging oder durch sie verlief. Da die Staatsausgaben in das Heer flossen und die Binnenwirtschaft unablässig unter Druck stand, die Kriegsanstrengungen zu unterstützen, sank die Nachfrage nach Luxusartikeln zwangsläufig deutlich. Die Tatsache, dass die traditionellen Märkte, an erster Stelle die Städte in der Levante

und in Persien, von den Kämpfen betroffen waren, dürfte die Wirtschaft im Süden Arabiens noch tiefer in die Krise gestürzt haben.^[51]

Kaum ein Stamm wird den Druck stärker gespürt haben als die Quraish aus Mekka, deren Karawanen, die Gold und andere Wertgegenstände nach Syrien brachten, geradezu legendär waren. Sie verloren

ihren lukrativen Auftrag, das römische Heer mit dem Leder zu versorgen, das für Sättel, Bänder am Schuhwerk und an den Schilden, Gürtel und dergleichen mehr gebraucht wurde. ^[52] Ihr Lebensunterhalt war womöglich auch dadurch bedroht, dass die Zahl der Pilger zurückging, die den *haram* aufsuchten, eine wichtige Kultstätte, die damals

den heidnischen Göttern in Mekka geweiht war. Die Stätte war auf eine Reihe von Götzenbildern ausgerichtet – darunter angeblich eines «von Abraham als altem Mann» –, doch das wichtigste war die rote Achatstatue eines Mannes mit einer goldenen rechten Hand und sieben prophetischen Pfeilen um sie herum.^[53] Als Wächter Mekkas, die nebenbei

Lebensmittel und Wasser an Besucher verkauft und den Pilgern Rituale vorgeführt hatten, waren die Quraisch gut über die Runden gekommen. Nun, da die Unruhen in Syrien und Mesopotamien auch darüber hinaus Nachwirkungen hatten und das tägliche Leben in so vieler Hinsicht aus den Fugen geriet, war es kein Wunder, dass Mohammeds Warnungen vor dem

unmittelbar bevorstehenden
Jüngsten Gericht großen
Anklang fanden.

Mohammed präsentierte in
seinen Predigten mit großer
Leidenschaft und Überzeugung
eine kühne und kohärente
Erklärung für traumatische
Stufen des Aufruhrs. Nicht nur
die Erleuchtungen, die er
empfing, waren eindrucksvoll,
sondern auch die Warnungen,
die er aussprach. Wer seiner

Lehre folge, werde feststellen, dass sein Land fruchtbar sei und bald von Getreide überquellte; wer ihm hingegen nicht folge, dessen Ernte werde verderben. ^[54] Das spirituelle Heil werde wirtschaftliche Belohnungen mit sich bringen. Es gab viel zu gewinnen: Auf die Gläubigen warte nichts weniger als das Paradies, wo Gärten von frischem und

reinem Wasser gespeist
würden, von «Bächen von
Wein, köstlich den Trinkenden,
und Bächen von geklärtem
Honig». Die Gläubigen sollten
mit allen Früchten der Erde
belohnt werden und
gleichzeitig die Vergebung des
Herrn empfangen.^[55]

Wer die göttlichen Lehren
ablehnte, den erwarteten nicht
nur Not und Untergang,

sondern auch die Verdammnis: Jeder, so Mohammed, der Krieg gegen seine Anhänger führe, werde schrecklich leiden und keine Gnade empfangen. Diese Menschen sollten hingerichtet oder gekreuzigt werden, man sollte ihnen die Hände oder Füße abschlagen oder sie verbannen: Denn die Feinde Mohammeds waren die Feinde Allahs. ^[56] Feuer sollten ihre

Haut verbrennen, und diese Feuer würden stetig erneuert, sodass der Schmerz und die Qual endlos seien.^[57] Wer nicht an Allah glaube, werde «ewig im Feuer weilen und [...] siedendes Wasser zu trinken» bekommen.^[58] Diese radikale Botschaft stieß bei der konservativen Elite von Mekka auf heftigen Widerstand, weil diese sich über die scharfe

Kritik an ihren polytheistischen Bräuchen und Überzeugungen entrüstete. [59]

Mohammed musste im Jahr 622 nach Yathrib (das spätere Medina) fliehen; diese Flucht, die sogenannte *hidschra*, wurde zum Wendepunkt der islamischen Geschichte, zum Jahr null des muslimischen Kalenders. Wie aus unlängst entdeckten Papyri hervorgeht,

war dies der Moment, in dem aus Mohammeds Lehren eine neue Religion und eine neue Identität entstanden. [60]

Von zentraler Bedeutung für diese neue Identität war die starke Betonung der Einheit. Mohammed bemühte sich energisch, die vielen Stämme der südlichen Arabischen Halbinsel zusammenzuschweißen. Die

Byzantiner und Perser hatten lange Zeit örtliche Rivalitäten geschürt und die Stammesführer gegeneinander ausgespielt. Sie hatten eine Reihe abhängiger Vasallen und Eliten geschaffen, die über Zahlungen aus Konstantinopel und Ktesiphon gelenkt und belohnt wurden – ein System, das nach dem erbitterten Krieg zusammenbrach. Die langwierigen Feindseligkeiten

hatten zur Folge, dass einigen Stämmen «die dreißig Pfund Gold [fehlten], die sie normalerweise über kommerzielle Gewinne durch den Handel mit dem Römischen Reich erhielten». «Der Kaiser kann kaum seinen Legionären den Sold zahlen», erklärte ein Vermittler, «geschweige denn [euch] Hunden.» Als ein anderer Gesandter den Stammesleuten mitteilte, dass

die Aussichten auf
Handelsgeschäfte derzeit
begrenzt seien, wurde er
ermordet und in ein Kamel
eingenäht. Wenig später
nahmen die Stämme die
Angelegenheit selbst in die
Hand. Ihre Antwort bestand
darin, «die römischen
Ländereien [zu] verwüsten».

[61]

Nicht umsonst wurde der
neue Glaube in der örtlichen

Sprache gepredigt. In einem Vers des Korans heißt es ausdrücklich, die Worte der Offenbarung seien so formuliert, «auf dass ihr vielleicht begriffet» – also auf Arabisch. ^[62] Den Arabern wurde eine Religion präsentiert, die eine neue Identität schuf. Es handelte sich um einen Glauben, der eigens für die lokale

Bevölkerung geschaffen worden war, gleich, ob nomadisch oder städtisch, ob dem einen oder dem anderen Stamm zugehörig, unabhängig vom ethnischen oder linguistischen Hintergrund. Die vielen Lehnwörter aus dem Griechischen, Aramäischen, Syrischen, Hebräischen und Persischen im Koran lassen auf ein vielsprachiges Milieu schließen, in dem die

Hervorhebung der Ähnlichkeit wichtiger war als die Unterschiede.^[63] Einigkeit war ein zentraler Glaubenssatz und ein wesentlicher Grund für den Erfolg des Islam. «Duldet nicht zwei Religionen in Arabien», sollen laut den Nachforschungen eines angesehenen islamischen Gelehrten, der im 8. Jahrhundert schrieb, die

letzten Worte Mohammeds
gewesen sein. [64]

Mohammeds Aussichten
waren jedoch alles andere als
vielversprechend, als er sich
mit einer kleinen Gruppe
früher Anhänger in Yathrib
versteckte. Die Bemühungen,
zu missionieren und die
umma – die Gemeinschaft der
Gläubigen – zu vergrößern,
kamen kaum voran. Als

Truppen aus Mekka
heranrückten, um den
abtrünnigen Prediger zu
stellen, wurde die Lage prekär.
Mohammed und seine
Anhänger gingen zum
bewaffneten Widerstand über
und griffen gezielt Karawanen
an. Die Bewegung gewann
rasch an Stoßkraft. Siege über
weit größere Heere wie in der
Schlacht von Badr im Jahr 624
lieferten überzeugende

Beweise, dass Mohammed und seine Männer göttlichen Schutz genossen; lukrative Beutezüge ließen die Menschen aufhorchen. Intensive Verhandlungen mit führenden Mitgliedern der Quraisch aus Mekka endeten schließlich mit einer Übereinkunft, die einen zehnjährigen Waffenstillstand zwischen Mekka und Yathrib vorsah und seither als der Vertrag von Hudaibiya bekannt

ist. Die zuvor gegen Mohammeds Anhänger verhängten Restriktionen wurden aufgehoben. Die Zahl der Konvertiten stieg allmählich.

Im selben Maße, in dem die Zahl der Anhänger zunahm, wuchsen auch deren Ambitionen und Ziele. Um diesen gerecht werden zu können, musste man ein

religiöses Zentrum bestimmen. Bislang hatte man die Gläubigen angewiesen, sich beim Gebet nach Jerusalem zu wenden. Im Jahr 628, nach einer weiteren Offenbarung, wurde verkündet, dass diese Anweisung nur eine Probe gewesen sei und nun geändert werde: Ab sofort sollte ausschließlich in Richtung Mekka gebetet werden.^[65]

Damit nicht genug, erklärte man die Kaaba, den alten Brennpunkt der polytheistischen, heidnischen Religion in Arabien, zum Zentrum für das Gebet und die Pilgerschaft innerhalb der Stadt. Nach einer Offenbarung wurde dies von Ismael festgelegt, dem Sohn Abrahams und angeblichen Stammvater der zwölf arabischen Stämme. Die Besucher der Stadt waren

aufgefordert, die heilige Stätte zu umrunden und dabei den Namen Allahs zu preisen.

Menschen aus Arabien und fernen Ländern, befahl Ismael, sollten auf Kamelen oder zu Fuß zur Kaaba pilgern, in der sich ein Geschenk des Engels Gabriel befand – ein schwarzer Stein aus dem Paradies. [66]

Durch die Bestätigung, dass die Kaaba eine heilige Stätte

war, stellte man Kontinuität zur Vergangenheit her und schuf ein starkes Gefühl der Vertrautheit. Neben den ideellen Vorzügen, die der neue Glaube bot, gab es andere offensichtliche Vorteile, Mekka zum religiösen Zentrum par excellence zu machen: politische, wirtschaftliche und kulturelle. Dieser Schritt entschärfte nicht zuletzt den Streit mit den Quraisch so

nachhaltig, dass führende Mitglieder des Stammes Mohammed – und dem Islam – die Treue schworen.

Nachdem die Schranken und der Widerstand in Arabien gefallen waren, wurden Expeditionstruppen in andere Regionen ausgesandt. Der Zeitpunkt hätte günstiger nicht sein können: In den Jahren zwischen 628 und 632 beschleunigte sich der

dramatische Niedergang des Persischen Reiches, es herrschte Anarchie. Nicht weniger als sechs Personen beanspruchten die Königswürde für sich; ein gut informierter arabischer Historiker kam später sogar auf acht – dazu noch zwei Königinnen. [67]

Das Vordringen der Truppen lockte weitere Anhänger an, als

Metropolen, Städte und Dörfer an der Südgrenze des Persischen Reiches übernommen wurden. Diese Orte waren es nicht gewohnt, sich selbst zu verteidigen, und kapitulierten bei den ersten Anzeichen von Zwangsmaßnahmen. Ein gutes Beispiel ist die Stadt al-Hira (im heutigen Süden des Irak), die sofort aufgab und einwilligte, die Angreifer im Gegenzug für

Friedensgarantien

auszuzahlen.^[68] Auch die völlig demoralisierten persischen Feldherren berieten darüber, ob sie der vorrückenden arabischen Kolonne Geld geben sollten, «unter der Bedingung, dass sie wieder gingen».^[69]

Der Zugang zu größeren Ressourcen war wichtig, denn es waren nicht nur Belohnungen spiritueller Art,

die die Menschen zur islamischen Lehre brachten. Nach dem Auftreten Mohammeds soll ein Feldherr seinem Widersacher unter den Sassaniden mitgeteilt haben, man strebe «nicht mehr nach weltlichen Gewinnen»; die Expeditionen hätten nun das Ziel, das Wort Gottes zu verbreiten.^[70] Der missionarische Eifer hatte

maßgeblichen Anteil am
Siegeszug des frühen Islam.
Aber das galt auch für die
innovative Methode, nach der
Beute verteilt wurde.
Mohammed war bereit,
materiellen Gewinn im
Gegenzug für Loyalität und
Gehorsam zu teilen, und so
erklärte er, dass die Gläubigen
die von den Ungläubigen
geraubten Waren behalten

durften.^[71] Auf diese Weise wurden religiöse und wirtschaftliche Interessen eng miteinander verknüpft.^[72]

Diejenigen, die früh zum Islam konvertiert waren, wurden mit einem proportional größeren Anteil an der Beute belohnt. Das Verteilungsschema folgte de facto einem Pyramidensystem. Offiziell etabliert wurde es

Anfang der 630er Jahre, als ein *diwan* eingerichtet wurde, eine Behörde, die die Verteilung der Kriegsbeute beaufsichtigen sollte. Zwanzig Prozent blieben dem Führer der Gläubigen, dem Kalifen, vorbehalten, der Löwenanteil jedoch war unter seinen Anhängern und jenen aufzuteilen, die an siegreichen Überfällen beteiligt waren. ^[73] Frühe Konvertiten profitierten

von den neuen Eroberungen also am stärksten, frischgebackene Gläubige hingegen konnten es kaum erwarten, die Früchte des Sieges zu ernten. Das System trieb die Expansion außerordentlich voran.

Die neu formierten Heere erlangten die politische und religiöse Autorität über zahlreiche nomadische Stämme, die kollektiv als «Wüstenvolk»

oder «Beduinen» bezeichnet wurden, und brachten erstaunlich schnell weite Landstriche unter ihre Kontrolle. Es ist nicht einfach, die exakte Abfolge der Ereignisse zu bestimmen, doch nach jüngsten wissenschaftlichen Erkenntnissen erfolgte die Expansion in das Persische Reich einige Jahre früher als bislang angenommen – genau

zu dem Zeitpunkt, als die sassanidische Gesellschaft in Auflösung begriffen war, nicht erst danach. ^[74] Diese Neudatierung ist wichtig, weil sie es erleichtert, die raschen Geländegewinne in Palästina in den Kontext einzuordnen. Sämtliche Städte – einschließlich Jerusalem, das erst kurz zuvor von den Byzantinern zurückerobert

worden war – wurden dort
Mitte der 630er Jahre
unterworfen. [75]

Das Oströmische und auch
das Persische Reich hatten zu
spät auf die Gefahr reagiert.
Die Perser unterlagen bei
Kadisija im Jahr 636, was einen
gewaltigen Ansporn für die
aufstrebenden arabischen
Armeen und das islamische
Selbstbewusstsein bedeutete.

Ein großer Teil des persischen Adels fiel in der Schlacht; das beeinträchtigte den späteren Widerstand erheblich und sorgte dafür, dass ein ohnehin angeschlagener Staat auf dem Präsentierteller lag.^[76] Die Antwort des Oströmischen Reiches war keineswegs effektiver. Ein Heer unter dem Kommando von Theodoros, dem Bruder des Kaisers, wurde im

Jahr 636 am Fluss Jarmuk,
südlich des Sees von
Genesareth, vernichtend
geschlagen. Theodoros hatte
die Größe, die Tüchtigkeit und
die Entschlossenheit der
arabischen Streitmacht massiv
unterschätzt. [77]

Das Tor zum Herzen der Welt
stand nun weit offen. Eine
Stadt nach der anderen
kapitulierte, während Truppen

auf die Hauptstadt vorrückten. Nach langer Belagerung fiel auch Ktesiphon, und die Staatskasse wurde von den Arabern erbeutet. Persien war zuvor im spektakulären Rückzugsgefecht mit den Römern gebrochen worden, von den Anhängern Mohammeds aber wurde es regelrecht geschluckt. Die Schlagkraft der Streitmacht – einer disparaten Gruppe aus

Gläubigen, die die Lehren des Propheten angenommen hatten, neben Opportunisten und Glücksrittern, die sich ihnen in der Hoffnung auf künftige Belohnung angeschlossen hatten – nahm weiter zu. Da die Interessen übereinstimmten und das Heer von Sieg zu Sieg eilte, blieb einzig die Frage, wie weit sich der Islam ausbreiten würde.

Fünftes Kapitel

Von Mekka bis Cordoba - der Siegeszug des Islam

Strategisches Geschick und taktischer Scharfsinn verhalfen Mohammed und seinen Anhängern zu einer Reihe verblüffender Erfolge. Dass sie

vom Stamm der Quraish und der herrschenden Elite in Mekka unterstützt wurden, trug ebenfalls maßgeblich dazu bei, denn damit war eine Grundlage geschaffen, um die Stämme Südarabiens zur Annahme des neuen Glaubens zu bewegen. Auch die Chancen, die sich mit dem Zusammenbruch des Persischen Reiches eröffneten, kamen genau zum richtigen

Zeitpunkt. Schließlich war ein weiterer Faktor für den Triumphzug des Islam in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts wesentlich: die Unterstützung, die Christen und vor allem Juden der Bewegung zukommen ließen.

In einer Welt, in der Religion allem Anschein nach die Ursache von Konflikten und Blutvergießen ist, vergisst man leicht, wie viel die großen

Konfessionen voneinander
gelernt und abgeschaut haben.
Für den heutigen Betrachter
scheinen Christentum und
Islam diametral
entgegengesetzt, doch in den
ersten Jahren der Koexistenz
ging man nicht nur friedlich,
sondern sogar wohlwollend
miteinander um. Die Harmonie
zwischen Islam und Judentum
war noch verblüffender. Ohne
die Unterstützung der Juden im

Nahen und Mittleren Osten
hätten sich die Worte
Mohammeds nie derart weit
verbreiten können.

Auch wenn das
Quellenmaterial für die frühe
islamische Geschichte
schwierig zu deuten ist, lässt
sich doch ein klares und
erstaunliches Motiv aus der
Literatur jener Zeit – gleich ob
arabisch, armenisch, syrisch,
griechisch oder hebräisch –

sowie aus den archäologischen Funden herauslesen:
Mohammed und seine Anhänger waren sehr darum bemüht, Juden und Christen in ihren Ängsten zu beschwichtigen, solange sich das muslimische Einzugsgebiet ausdehnte.

Als Mohammed in den zwanziger Jahren des 7. Jahrhunderts in Yathrib auf der Arabischen Halbinsel in die

Enge getrieben wurde, setzte er alles daran, um den Beistand der Juden zu werben. Er befand sich in einer Stadt – und einer Region –, in der das Judentum und die jüdische Geschichte tief verwurzelt waren. Kaum ein Jahrhundert früher hatte ein fanatischer Herrscher von Himyar die systematische Verfolgung der christlichen Minderheit beaufsichtigt. Damals

kristallisierte sich ein Muster für Bündnisse heraus, das immer noch Bestand hatte: Persien war den Himyariten im Kampf gegen die oströmisch-äthiopische Allianz zu Hilfe geeilt. Mohammed legte großen Wert darauf, sich mit den Juden Südarabiens zu versöhnen, angefangen bei den Ältesten von Yathrib.

Führende Juden der Stadt, die später in Medina

umbenannt wurde, versprachen Mohammed ihre Unterstützung. Im Gegenzug dafür forderten sie, dass er ihre Sicherheit garantierte. Ein offizielles Dokument wurde aufgesetzt, das ausdrücklich erklärte, dass ihr Glaube und ihre Besitztümer jetzt und in Zukunft von den Muslimen respektiert würden. Es umriss ferner eine Übereinkunft zwischen dem Judentum und

dem Islam: Anhänger beider Religionen versprachen, sich im Falle eines Angriffs durch eine dritte Partei gegenseitig zu beschützen. Muslime und Juden wollten zusammenarbeiten und mit «Beratung und freundschaftlicher Ermahnung» einander beistehen.^[1] Das beiderseitige Einvernehmen wurde dadurch erleichtert,

dass Mohammeds Offenbarungen nicht nur versöhnlich, sondern vertraut wirkten: Sie hatten vieles mit dem Alten Testament gemeinsam, nicht zuletzt die Verehrung für die Propheten und vor allem für Abraham. All jene, die Jesus Christus nicht als den Messias anerkannten, fanden in der Lehre eine gemeinsame Basis. Es war nicht allein so, dass der Islam keine

Gefahr für das Judentum darstellte; es gab Elemente, die sich völlig deckten. ^[2]

Unter jüdischen Gemeinden breitete sich die Botschaft aus, dass Mohammed und seine Anhänger Verbündete seien. Ein außergewöhnlicher Text, der Ende der 630er Jahre in Nordafrika verfasst wurde, dokumentiert, dass Juden in Palästina die Nachricht von

dem arabischen Vormarsch begrüßten. Schließlich bedeutete dies, dass die Macht der Römer – und Christen – in der Region nachließ. Manche mutmaßten gar, dass sich mit dem, was sich gerade abspielte, die alten Prophezeiungen erfüllten: «Sie sagten, dass der Prophet erschienen sei, der mit den Sarazenen kommt, und er verkündet die Ankunft des kommenden Gesalbten und

Christus.»^[3] Die Ankunft des vermeintlichen Messias erbrachte genau zur richtigen Zeit den Beweis, dass Jesus Christus ein Betrüger und die letzten Tage der Menschheit nah waren.^[4] So dachten allerdings nicht alle. Ein gelehrter Rabbiner etwa sagte, Mohammed sei ein falscher Prophet: «Die Propheten kommen nämlich nicht mit

Schwert und Waffen.»^[5]

Es sind weitere Texte überliefert, denen zufolge die Araber von den Juden gefeiert wurden, weil die römische Unterdrückung mit ihrem Auftreten ein Ende fand. Eine Quelle über diesen Zeitraum, die ein Jahrhundert später verfasst wurde, berichtet, wie Rabbi Schimon b. Yohai ein Engel erschien, nachdem er

ganz bestürzt über das Leid war, das die Juden im Zuge der Rückeroberung Jerusalems durch Herakleios, der sie daraufhin verfolgen und zwangstauften ließ, erduldet hatten. «Woher wissen wir, dass [die Muslime] unser Heil sind?», soll er gefragt haben. «Fürchte dich nicht», habe der Engel ihm versichert, denn Gott führe «das Königreich [der Araber] lediglich zu dem Zweck

herbei, um euch von den
Gottlosen zu befreien. Nach
seinem Willen wird er einen
Propheten über sie erheben.
Und er wird das Land für sie
erobern, und sie werden
kommen und es in aller Pracht
wiederherstellen.» Mohammed
wurde als Erfüllungsgehilfe für
die messianische Hoffnung der
Juden angesehen. Die neuen
arabischen Gebiete gehörten
den Nachfahren Abrahams –

und das gewährleistete eine Solidarität zwischen Arabern und Juden. [6]

Es gab auch Gründe taktischer Art, mit den vorrückenden Heeren zu kooperieren. Bei Hebron boten Juden den arabischen Feldherren beispielsweise einen Handel an: «Garantiert uns Sicherheit, sodass wir einen ähnlichen Status unter

euch haben.» Man forderte außerdem «das Recht, eine Synagoge vor dem Eingang der Höhle von Machpelah zu bauen», wo Abraham begraben war; im Gegenzug, erklärten die jüdischen Führer, «werden wir euch zeigen, wo ihr ansetzen müsst», um die eindrucksvollen Verteidigungen der Stadt zu überwinden.^[7]

Auch andere Gruppen im Nahen Osten standen dem Aufstieg des Islam aufgeschlossen gegenüber. In der ganzen Region wimmelte es vor religiösen Abweichlern. Viele christliche Sekten waren mit Entscheidungen der Kirchenkonzile nicht einverstanden oder lehnten Glaubenslehren ab, die sie ihrerseits für ketzerisch hielten. Das galt insbesondere

für Palästina und den Sinai, wo sich viele christliche Gemeinden vehement gegen die Beschlüsse des Konzils von Chalkedon 451 zur genauen Bedeutung des göttlichen Wesens Jesu Christi wehrten. Diese Gruppierungen wurden offiziell verfolgt.^[8] Sie waren nach der spektakulären Erholung Herakleios' im Kampf gegen die Perser kein bisschen

besser dran, da die orthodoxe Kirche neuerdings mit jeder Eroberung des Kaisers selbstbewusster auftrat.

Nun betrachteten manche Mohammeds Erfolge als Mittel zum Zweck, aber auch als förderlich in religiöser Hinsicht. Johannes von Dase, dem Metropoliten von Nisibis, machte ein raffinierter arabischer Feldherr, der sich selbst in der Stadt etablieren

wollte, ein Angebot: Er werde dem Geistlichen im Gegenzug für seine Unterstützung helfen, den führenden Kopf der christlichen Kirche im Osten seines Amtes zu entheben, und ihn anschließend an dessen Platz einsetzen.^[9] In dem Brief eines prominenten Geistlichen aus den 640er Jahren heißt es: Die neuen Herrscher würden die Christen nicht nur nicht

bekämpfen, «sondern unsere Religion sogar loben, den Priestern und Klöstern und Heiligen unseres Herrn Ehre erweisen» und religiösen Institutionen Geschenke machen. ^[10]

Mohammed und seine Anhänger gewannen die Solidarität der einheimischen christlichen Bevölkerung für sich. Zunächst einmal kamen

die scharfen Warnungen des Islam vor dem Vielgötterglaube und der Götzenverehrung bei Christen offensichtlich gut an. Das Gefühl der Kameradschaft rührte von vertrauten Figuren wie Mose, Noah, Hiob und Zacharias, die im Koran neben der ausdrücklichen Erklärung auftreten, dass ebenjener Gott, der Mose die Gesetzestafeln übergeben und nach ihm andere Apostel geschickt hatte,

nunmehr einen weiteren Propheten schickte, um sein Wort zu verbreiten. [11]

Das Bewusstsein der gemeinsamen Basis wurde zusätzlich gestärkt, indem auf wohlbekannte Bezugspunkte zurückgegriffen und Ähnlichkeiten bei Fragen des Brauchtums und der religiösen Lehre hervorgehoben wurden. Gott hatte nicht beschlossen,

allein Mohammed Botschaften zu offenbaren: «Und herab sandte Er die Tora und das Evangelium zuvor als eine Leitung für die Menschen», heißt es in einem Koranvers.

[12] Als ein Nachhall der Huldigung Marias lehrt das heilige Buch des Islam folgende Worte: «O Maria, siehe, Allah hat dich auserwählt und hat dich gereinigt und hat dich

erwählt vor den Weibern aller Welt. O Maria, sei andachtsvoll zu Deinem Herrn und wirf dich nieder und beuge dich mit den sich Beugenden.»^[13]

Christen, die sich in Streitigkeiten um das Wesen Jesu und der Dreieinigkeit verstrickt hatten, wird vor allem erstaunt haben, dass Mohammeds Offenbarungen eine Kernbotschaft enthielten,

die so stark wie einfach war: Es gibt nur einen Gott; und Mohammed ist sein Prophet. ^[14] Auch die Christen glaubten schließlich, dass Gott allmächtig war und von Zeit zu Zeit Gesandte schickte, um seine Botschaften zu übermitteln. Christen und Juden, die untereinander über Religion stritten, seien verrückt, heißt es in einem anderen Koranvers:

«Habt ihr denn nicht
Verstand?»^[15] Die Spaltung sei
das Werk des Teufels, mahnt
Mohammeds Text. Man dürfe
nie zulassen, dass sich
Meinungsverschiedenheiten
ausbreiten – vielmehr müsse
man zusammen an Allah
festhalten.^[16] Mohammed
brachte somit eine Botschaft
der Versöhnung. Über
Gläubige, die den jüdischen

Lehren folgten, oder Christen, die ein rechtschaffenes Leben führten, sollte nicht «Furcht kommen»; «und nicht werden sie traurig sein», heißt es im Koran an mehreren Stellen.^[17] Wer an den einen Gott glaubte, sollte geachtet und respektiert werden.

Es gab auch Bräuche und Gesetze, die später mit dem Islam verbunden wurden,

obwohl sie älter als Mohammed waren. Sie wurden offenbar von dem Propheten übernommen: etwa Amputationen als Strafe für Diebstahl und das Verhängen der Todesstrafe gegen jene, die von ihrem Glauben abfielen. Almosen, Fasten, Pilgerfahrt und Gebet wurden zu zentralen Bestandteilen des Islam und verstärkten das Gefühl der

Kontinuität.^[18] Die
Ähnlichkeiten mit dem
Christentum und dem
Judentum entwickelten sich
später zu einem heiklen Thema.
Der Glaubenssatz, dass
Mohammed nicht lesen konnte,
schützte ihn gegen
Behauptungen, er habe die
Lehren der Thora und der Bibel
gekannt – ungeachtet der
Kommentare von Zeitgenossen,

er sei «gebildet» und sowohl mit dem Alten als auch mit dem Neuen Testament vertraut gewesen.^[19] Einige gingen sogar so weit zu behaupten, dem Koran liege ein christliches Lektionar, also ein Vorlesebuch, zugrunde, das in einer Variante des Aramäischen geschrieben und in der Folge angepasst und erneuert worden sei. Diese These hat –

wie viele Behauptungen, die die islamische Überlieferung in Frage stellen oder verwerfen – traurige Berühmtheit erlangt, obwohl sie von heutigen Historikern kaum geteilt wird.

[20]

Der Umstand, dass Christen und Juden in der ersten Phase der islamischen Expansion die Hauptansprechpartner auf der Suche nach Unterstützern waren, erklärt auch, weshalb

einer der wenigen Verse im Koran, die sich auf zeitgenössische Ereignisse zu Lebzeiten Mohammeds beziehen, positiv über die Byzantiner spricht. Die Byzantiner seien zwar geschlagen worden, sagt der Koran und meint damit die vielen Rückschläge während der Kriege gegen Persien vor Ende der 620er Jahre, «aber nach ihrer Besiegung werden

sie siegen. In wenigen Jahren. Allah ist der Befehl zuvor und hernach.»^[21] Das könne garantiert werden: Gott bricht seine Versprechen nicht.^[22] Die Botschaft war verbindlich und vertraut und schien den zänkischen Auseinandersetzungen, die die Christen so sehr aufgewühlt hatten, den Stachel zu ziehen. Aus ihrer Sicht wirkte der Islam

einbindend und versöhnlich und weckte die Hoffnung, dass die Spannungen zu lösen waren.

In den Quellen finden sich unzählige Belege dafür, dass Christen bewunderten, was sie unter den Muslimen und deren Armeen beobachteten. Ein Text aus dem 8. Jahrhundert berichtet von einem christlichen Asketen, der ausgesandt wurde, um den

Feind auszuspähen, und der ganz beeindruckt zurückkehrte: «Ich komme zu euch von einem Volk, das die ganze Nacht im Gebet verbringt», sagte er angeblich zu seinen Glaubensbrüdern, «und den ganzen Tag abstinent bleibt, sich an das Gesetz hält und das Böse untersagt, Mönche bei Nacht, Löwen bei Tag.» Die von den frühen Muslimen praktizierte Askese

war lobenswert, weil sie einen vertrauten Bezugspunkt zur griechisch-römischen Welt bot.

[23] Andere Berichte aus jener Zeit schildern, wie christliche Mönche Mohammeds Lehren annahmen – ein weiteres Anzeichen dafür, dass die Lehren der beiden Glaubensrichtungen nicht klar voneinander abgegrenzt waren. [24]

Man war darum bemüht, sich mit den Christen zu versöhnen, hinzu kam eine Politik des Schutzes und der Achtung für das Volk des Buches – also Christen ebenso wie Juden. Der Koran stellt klar, dass sich die frühen Muslime nicht als Rivalen dieser beiden Konfessionen sahen, sondern als Erben des gleichen Vermächtnisses. Mohammeds Offenbarungen waren zuerst

«auf Abraham und Ismael und Isaak und Jakob und die Stämme herabgesandt» worden; Allah hatte die gleichen Botschaften auch Moses und Jesus anvertraut. «Wir machen keinen Unterschied zwischen einem von ihnen», sagt der Koran. Mit anderen Worten: Die Propheten des Judentums und des Christentums waren die

gleichen wie die des Islam. [25]

Es ist somit kein Zufall, dass der Koran über sechzigmal den Ausdruck *umma* gebraucht, der nicht als ein ethnisches Etikett verwendet wird, sondern eine Gemeinschaft von Gläubigen bezeichnet. An mehreren Stellen weist der Text voller Trauer darauf hin, dass die Menschheit einst eine einzige *umma* gewesen sei, ehe

Meinungsverschiedenheiten
die Menschen getrennt hätten.

[26] Die unterschwellige
Botschaft ist, dass es Gottes
Wille sei, die
Meinungsverschiedenheiten
beizulegen. Ähnlichkeiten
zwischen den großen
monotheistischen Konfessionen
werden im Koran und in der
Hadith – der Sammlung von
Kommentaren, Sprüchen und

Taten des Propheten –
hervorgehoben, während die
bestehenden Unterschiede
durchweg kleingeredet
werden. Es wird ganz eindeutig
großen Wert darauf gelegt,
Christen ebenso wie Juden mit
Respekt und Toleranz zu
behandeln.

Auf die außerordentlichen
Fortschritte der Anhänger
Mohammeds in Palästina

reagierte die Obrigkeit hilflos und unfähig. Einige Mitglieder des christlichen Klerus führten ein verzweifelteres Rückzugsgefecht, indem sie die Araber möglichst schlecht darstellten. Verzweifelt versuchten sie zu verhindern, dass die einheimische Bevölkerung sich dazu verleiten ließ, eine Botschaft zu unterstützen, die zugleich einfach und vertraut klang. Die

«Sarazenen» seien rachsüchtig und würden Gott hassen, warnte der Patriarch von Jerusalem unmittelbar nach der Eroberung der Stadt. Sie würden Städte plündern, die Felder verwüsten, die Kirchen in Brand stecken und die Klöster zerstören. Was sie gegen Christus und die Kirche taten, sei abscheulich, genau wie die «Lästerungen, die sie

gegen Gott vorbringen». [27]

In Wirklichkeit gingen die arabischen Eroberer allem Anschein nach keineswegs so grausam oder schockierend vor, wie die Kommentatoren behaupteten. In der ganzen Provinz Syria und in Palästina etwa gibt der archäologische Befund kaum Hinweise auf eine gewaltsame Eroberung. [28]

Damaskus, die wichtigste Stadt

im Norden Syrias, kapitulierte rasch, nachdem sich der dort ansässige Bischof und der angreifende arabische Feldherr auf die Bedingungen geeinigt hatten. Der Kompromiss war so vernünftig wie pragmatisch: Im Gegenzug dafür, dass die Kirchen weiterhin geöffnet und unangetastet blieben und die christliche Bevölkerung nicht behelligt wurde, willigten die Bewohner ein, die

Oberherrschaft der neuen Herren anzuerkennen. In der Praxis hieß das, dass die Steuern nicht länger an Konstantinopel und die kaiserlichen Stellvertreter gezahlt wurden, sondern an Repräsentanten des «Propheten, der Kalifen und der Gläubigen». [29]

Dieser Vorgang wiederholte sich immer wieder, als die

Araber über die Handels- und Kommunikationsrouten in alle Richtungen ausschwärmten.

Truppen drangen in den Südwesten des Iran ein, ehe sie Jagd auf Yazdegerd III.

machten, den letzten König der Sassaniden, der nach Osten geflüchtet war.

Expeditionstruppen, die gegen Ägypten marschierten, lösten durch ihr gut aufeinander abgestimmtes Vorgehen Chaos

aus. Der militärische
Widerstand blieb begrenzt und
wirkungslös – hinzu kam, dass
die lokale Bevölkerung
innerlich zerstritten war oder
bereit, vor lauter Angst und
Unsicherheit
Friedensbedingungen
auszuhandeln. Alexandria, eine
Perle des östlichen
Mittelmeers, wurde
entmilitarisiert und gezwungen,
hohe Tributzahlungen zu

versprechen als Gegenleistung für die Zusage, dass die Kirchen und das Hab und Gut der christlichen Bevölkerung unberührt blieben. Die Nachricht von dieser Übereinkunft wurde in Alexandria mit großem Jammergeschrei aufgenommen, es wurden sogar Rufe laut, der Mann, der die Verhandlungen geführt hatte, Patriarch Kyros, müsse wegen seines Verrats

gesteinigt werden. «Ich habe diesen Vertrag abgeschlossen», erklärte er zu seiner Verteidigung, «um euch und eure Kinder zu retten.» Und damit, kommentierte ein Autor rund ein Jahrhundert später, «übernahmen die Muslime die Kontrolle über ganz Ägypten, den Süden und den Norden, und verdreifachten dadurch ihre Einkünfte aus Steuern».

[30] Gott bestrafe die Christen für ihre Sünden, schrieb damals ein anderer Autor. [31]

Nach einem fast perfekten Expansionsmuster wurden mit Hilfe der Androhung militärischer Gewalt rasch Verhandlungslösungen erzielt, während sich eine Provinz nach der anderen der neuen Obrigkeit unterwarf. Anfangs war die Herrschaft in den

eroberten Gebieten sanft und sogar unaufdringlich. Im Großen und Ganzen wurde es den bestehenden Bevölkerungsmehrheiten von den neuen Herren gestattet, ungehindert ihren Geschäften nachzugehen. Garnisonen wurden aufgestellt, deren Quartiere man fern von bestehenden städtischen Zentren errichtete.^[32] In

manchen Fällen wurden für die Muslime neue Städte gegründet, wie Fustat in Ägypten, Kufa am Euphrat, Ramla in Palästina und Ayla im heutigen Jordanien. Dort wählte man Plätze für Moscheen und die Paläste der Gouverneure aus und baute alles aus dem Nichts auf. [33]

Die Tatsache, dass um die gleiche Zeit in Nordafrika,

Ägypten und Palästina neue Kirchen errichtet wurden, legt die Vermutung nahe, dass sich rasch ein Modus Vivendi eingestellt hatte, nach dem religiöse Toleranz vorherrschte.^[34] Allem Anschein nach wiederholte sich das in Gebieten, die den Sassaniden abgenommen wurden, wo zumindest zu Anfang die Zoroastrier

entweder ignoriert wurden
oder auf sich gestellt blieben.

[35] Im Falle der Juden und
Christen ist nicht
ausgeschlossen, dass dies sogar
förmlich vereinbart wurde. Ein
komplexer und umstrittener
Text, der unter dem Namen
Pakt von Umar bekannt ist,
erhebt den Anspruch, die
Rechte festzulegen, die den
sogenannten Völkern des

Buches von ihren neuen Herren zugesprochen wurden. Umgekehrt sollte er die Grundlage für die Interaktion mit dem Islam bilden: Auf Moscheen sollten keine Kreuze prangen; der Koran sollte nicht den nicht muslimischen Kindern gepredigt werden, aber es durfte niemand daran gehindert werden, zum Islam überzutreten; Muslime mussten jederzeit respektiert und

unterstützt werden, wenn sie um Hilfe baten. Das friedliche Zusammenleben der Konfessionen war ein wichtiges Kennzeichen der frühen islamischen Expansion – und ein wesentlicher Bestandteil seines Erfolgs. [36]

Um niemanden vor den Kopf zu stoßen, gingen manche auf Nummer sicher, wie Töpferöfen aus Gerasa im Norden von

Jordanien belegen. Im 7. Jahrhundert wurden Lampen mit einer christlichen Inschrift in Latein auf der einen Seite und einer arabischen Gebetsformel auf der anderen hergestellt. ^[37] Das war nicht zuletzt eine pragmatische Reaktion auf die jüngsten Erfahrungen, wenn man bedenkt, dass die vorhergehende persische

Besetzung dieser Region nur
fünfundzwanzig Jahre gedauert
hatte. Es gab keine Garantie,
dass die arabische Herrschaft
länger Bestand haben würde,
wie ein griechischer Text aus
dem 7. Jahrhundert klar
festhält: «Der Körper wird sich
erneuern», versicherte der
Autor seinen Lesern; es gab
noch Hoffnung, dass die
muslimischen Eroberungen nur

ein Strohfeuer waren.^[38]

Die behutsame Vorgehensweise des neuen Regimes zeigte sich auch in Verwaltungsangelegenheiten. Römische Münzen blieben nach den Eroberungen mehrere Jahrzehnte lang neben frisch geprägten Münzen mit vertrauten Bildern und in gewohnten Werten im Gebrauch; die bestehenden

Rechtssysteme blieben ebenfalls weitgehend intakt. Geltende Normen wurden von den Eroberern vielfach übernommen, darunter etliche, die mit Erbschaftsfragen, Mitgiften, Eidesformeln und Heiraten zu tun hatten, sowie Vorschriften zum Fasten. In vielen Fällen durften Gouverneure und Verwaltungsbeamte in ehemaligen sassanidischen und

römischen Gebieten ihre
Posten behalten.^[39] Auch das
hatte einen pragmatischen
Grund. Die Eroberer, ob
Araber oder nicht, wahre
Gläubige (*muminun*) oder jene,
die sich ihnen angeschlossen
und unterworfen hatten
(*muslimun*), waren stets in der
Minderheit. Anders gesagt: Die
Zusammenarbeit mit der
einheimischen Bevölkerung war

weniger eine bewusste
Entscheidung als vielmehr eine
schlichte Notwendigkeit.

Dies galt umso mehr, als nach
den Erfolgen in Persien,
Palästina, Syrien und Ägypten
noch größere Schlachten
geschlagen werden mussten.
So ging etwa der Kampf gegen
die Überreste des
Oströmischen Reiches weiter.
Konstantinopel selbst wurde
massiv unter Druck gesetzt, als

die arabische Führung versuchte, die Römer ein für alle Mal zu vernichten.

Daneben begann bald auch im Islam das Ringen um die Seelen der Gläubigen. Wie bei den inneren Streitigkeiten der frühen Christen wurde die exakte Festlegung dessen, was Mohammed offenbart worden war, wie es aufgezeichnet und verbreitet werden sollte – und an wen –, nach seinem Tod zu

einem Zankapfel. Es kam zu grausamen Kämpfen: Von den ersten vier Männern, die zum Stellvertreter, Nachfolger oder «Kalifen» des Propheten ernannt wurden, fielen drei einem Mord zum Opfer. Man stritt heftig darum, wie die Lehren Mohammeds ausgelegt werden mussten, und unternahm verzweifelte Anstrengungen, sich sein Vermächtnis zu sichern. Eigens

zu dem Zweck, die Botschaft Mohammeds nach Möglichkeit exakt zu vereinheitlichen, wurde vermutlich im letzten Viertel des 7. Jahrhunderts der Befehl erteilt, die Offenbarungen in einem einzigen Text niederzuschreiben: dem Koran.

[40]

Der Antagonismus zwischen rivalisierenden Gruppen führte dazu, dass sich die Haltung

gegenüber Nichtmuslimen
verhärtete. Da jede Gruppe für
sich beanspruchte, die wahren
Hüter und Vollstrecker der
Worte des Propheten und damit
auch des Willens Allahs zu sein,
war es kein Wunder, dass sich
die Aufmerksamkeit schon bald
den *kafir*, also den
Ungläubigen, zuwandte.

Bis dahin waren muslimische
Führer Christen gegenüber
tolerant und sogar großzügig

aufgetreten; so bauten sie etwa die Kirche von Edessa wieder auf, nachdem diese im Jahr 679 durch ein Erdbeben beschädigt worden war.^[41] Gegen Ende des 7. Jahrhunderts änderte sich die Lage allmählich. Nun wurde immer mehr Wert darauf gelegt, die einheimische Bevölkerung – der man zunehmend feindlicher begegnete – zum Islam zu

bekehren. Dies äußerte sich unter anderem während der «Münzkriege», wie manche Kommentatoren jene Zeit nennen, in der Propagandabotschaften über die Währung verbreitet wurden. Den Anfang machte der Kalif Anfang der 690er Jahre, als er Münzen mit der Inschrift «Es gibt keinen Gott, außer Allah; Mohammed ist der Gesandte Allahs» prägen ließ.

Konstantinopel schlug zurück und ließ Münzen prägen, die das Bild des Kaisers nicht mehr auf der Vorderseite, sondern auf der Rückseite zeigten. Auf der Vorderseite prangte nun ein dramatisches neues Bild: Jesus Christus. Auf diese Weise sollte das christliche Selbstbewusstsein gestärkt und bewiesen werden, dass das Reich göttlichen Schutz

genoss. [42]

Die islamische Welt zahlte es den Christen wiederum buchstäblich mit gleicher Münze heim.

Bemerkenswerterweise reagierten die Araber, indem sie einige Jahre lang Münzen mit dem Bild eines Mannes prägten, der eine ähnliche Rolle wie Jesus spielen sollte: Die Münzen zierte der

Beschützer der Länder der Gläubigen. Für gewöhnlich wird angenommen, dass dieses Bild den Kalifen Abd al-Malik zeigt, aber es ist durchaus möglich, dass es keinen Geringeren als Mohammed selbst darstellt. Er erscheint in einer wehenden Tunika, mit einem schimmernden Bart und einem Schwert in der Scheide. Handelt es sich tatsächlich um den Propheten, so ist es das

früheste bekannte Bild von ihm; zudem eines, das diejenigen, die ihn zu Lebzeiten getroffen hatten, kannten und mit eigenen Augen sahen. Al-Baladhuri, der mehr als ein Jahrhundert später schrieb, berichtet, dass einige noch lebende enge Gefährten Mohammeds in Medina diese Münzen zu Gesicht bekamen. Ein anderer, noch späterer Schreiber, der Zugang zu

frühen islamischen Quellen hatte, bestätigt das und weist darauf hin, dass die Freunde des Propheten mit der Verwendung seines Abbilds nicht einverstanden waren. Die Münzen blieben nicht lange im Gebrauch, denn gegen Ende der 690er Jahre wurde die Währung, die in der islamischen Welt kursierte, neu gestaltet: Alle Bilder wurden entfernt und durch Koranverse

auf beiden Seiten der Münzen
ersetzt. [43]

Die Bekehrung von Christen
geriet im späten 7. Jahrhundert
aus dem Blick, weil die
entscheidendere
Auseinandersetzung unter
rivalisierenden muslimischen
Gruppierungen ausgetragen
wurde. Es brach ein erbitterter
Streit unter denjenigen aus, die
sich zum rechtmäßigen Erben

Mohammeds erklärten. Wer am besten über das frühe Leben des Propheten Bescheid wusste, hatte dabei die stärksten Argumente. Es gab ernsthafte und konzertierte Anstrengungen, das Zentrum der Religion von Mekka nach Jerusalem zu verlegen, nachdem sich im Nahen Osten eine einflussreiche Fraktion herausgebildet und gegen die Traditionalisten im Süden

Arabiens gewandt hatte. Der Felsendom, der erste wichtige islamische Sakralbau, wurde zu Beginn der 690er Jahre gebaut, nicht zuletzt mit dem Ziel, die Aufmerksamkeit von Mekka abzulenken.^[44] Wie ein heutiger Kommentator meint, wurden Gebäude und materielle Kulturgüter während einer heftigen Phase des Bürgerkriegs «als Waffe in

einem ideologischen Konflikt» eingesetzt, zu einer Zeit, als der Kalif die Waffen gegen die direkten Nachfahren des Propheten Mohammed selbst erhob. [45]

Der Streit innerhalb der muslimischen Welt erklärt die Inschriften, die in Mosaiken an der Außenseite wie auch im Inneren des Felsendoms angebracht wurden und darauf

abzielten, die Christen zu
besänftigen. Man müsse Gott,
den Mitfühlenden und
Barmherzigen, anbeten und
seinen Gesandten Mohammed
ehren und segnen, heißt es
dort. Aber auch Jesus wird hier
bedacht: «Darum glaubt an
Gott und seinen Gesandten ...
Gott! Segne deinen Gesandten
und Diener Jesus, den Sohn der
Maria. Heil sei über ihm am
Tage, da er geboren wurde,

und am Tage, da er stirbt, und am Tage, da er wieder zum Leben erweckt wird.»^[46] Mit anderen Worten: Noch in den 690er Jahren verliefen keine klaren Trennlinien zwischen den Religionen. Vielmehr schien der Islam so nahe, dass manche christlichen Gelehrten ihn für eine abweichende Interpretation der christlichen Lehre hielten. Laut Johannes

von Damaskus, einem
führenden Kommentator jener
Zeit, war der Islam eine
christliche Häresie, also keine
neue Religion. Mohammeds
Überzeugungen, so schreibt er,
basierten auf dessen Auslegung
des Alten und Neuen
Testaments – sowie auf einem
Gespräch mit einem
abtrünnigen christlichen
Mönch. ^[47]

Trotz des unablässigen Ringens um Macht im Zentrum der muslimischen Welt dehnte diese sich an ihrer Peripherie weiterhin erstaunlich rasch aus. Muslimische Feldherren führten ihre Heere immer tiefer nach Zentralasien, in den Kaukasus und nach Nordafrika. Insbesondere auf dem afrikanischen Kontinent schien der Vormarsch unaufhaltsam. Nachdem sie die Straße von

Gibraltar überquert hatten, strömten die Truppen durch ganz Spanien und bis nach Frankreich, wo sie schließlich im Jahr 732 zwischen Poitiers und Tours, kaum mehr als dreihundert Kilometer von Paris, auf Widerstand stießen. In einer Schlacht, die später geradezu mythisch als der Moment verklärt wurde, an dem die islamische Woge aufgehalten wurde, führte Karl

Martell eine Streitmacht an, die den Muslimen eine entscheidende Niederlage beibrachte. Das Schicksal des christlichen Europas habe am seidenen Faden gehangen, behaupteten Historiker später, und ohne den Heldenmut und die Kampfmoral der Verteidiger wäre der Kontinent mit Sicherheit muslimisch geworden.^[48] In Wirklichkeit

war die Niederlage zwar ein Rückschlag für die islamische Streitkraft, doch sie bedeutete mitnichten, dass weitere Angriffe ausbleiben würden – vorausgesetzt dass lohnende Beute winkte. Was aber Westeuropa um jene Zeit anging, so gab es nur wenige, weit auseinanderliegende Ziele, die die Mühe wert gewesen wären: Reichtum und Schätze waren anderswo zu finden.

Die muslimischen Eroberungen drängten Europa endgültig in den Schatten und beendeten damit einen Prozess, der mit den Invasionen der Goten, Hunnen und anderer Stämme zwei Jahrhunderte zuvor begonnen hatte. Was vom Römischen Reich übrig geblieben war – mittlerweile kaum mehr als Konstantinopel und sein Hinterland –,

schrumpfte und war dem Zusammenbruch nahe. Der Handel im christlichen Mittelmeerraum, der schon am Vorabend der Kriege gegen Persien abgeflaut war, kam völlig zum Erliegen. Einst blühende Städte wie Athen und Korinth verloren ihre Bevölkerung, die Zentren waren fast gänzlich verlassen. Aus der Zeit nach Anbruch des 7. Jahrhunderts sind so gut wie

keine Schiffswracks gefunden worden; sonst geben solche Wracks einen guten Indikator für das Ausmaß des bestehenden Handels ab. Der überregionale Handel brach schlichtweg zusammen.^[49]

Der Gegensatz zur muslimischen Welt hätte größer nicht sein können. Das wirtschaftliche Kernland des Römischen Reiches und

Persiens war nicht nur erobert,
sondern vereinigt worden.

Ägypten und Mesopotamien
waren nun miteinander
verbunden und bildeten den
Kern eines neuen
wirtschaftlichen und politischen
Giganten, der vom Himalaya bis
zum Atlantik reichte.

Ungeachtet der ideologischen
Streitigkeiten, der Rivalitäten
und der gelegentlich instabilen
Verhältnisse in der islamischen

Welt – wie nach dem Sturz des bestehenden Kalifats im Jahr 750 durch die Dynastie der Abbasiden – floss das neue Reich geradezu über vor Ideen, Gütern und Geld. Genau genommen war das der Hintergrund der abbasidischen Revolution: Gerade die Städte Zentralasiens bereiteten den Weg für einen Regimewechsel. Sie waren die Brutstätten, in denen intellektuelle

Auseinandersetzungen geführt und Aufstände finanziert wurden. Hier traf man im Ringen um die Seele des Islam wegweisende Entscheidungen.
[50]

Die Muslime hatten eine Welt erobert, die wohlgeordnet war und Hunderte von Städten voller Verbraucher besaß – anders gesagt: potenzielle Steuerzahler. Mit jeder Stadt, die in die Gewalt des Kalifats

kam, brachte das Zentrum mehr Ressourcen und Aktivposten unter seiner Kontrolle. Häfen für den Handel zwischen dem Persischen Golf und China wurden übernommen, genau wie die Handelsrouten durch die Sahara, die etwa Fez (im heutigen Marokko) «enorm wohlhabend» und zur Heimat für einen Markt machten, der «gewaltige Profite» einbrachte,

wie ein Zeitgenosse festhielt. Die Unterwerfung neuer Regionen und Völker spülte erstaunliche Geldsummen in das muslimische Reich: Ein arabischer Historiker schätzte, dass die Eroberung von Sindh (im heutigen Pakistan) sechzig Millionen Dirham in die Staatskasse schleuste, ganz zu schweigen von den künftigen Reichtümern, die man über Steuern, Gebühren und andere

Abgaben eintreiben würde. ^[51]

Nach dem heutigen Kurs entspräche dies einem Vermögen von mehreren Milliarden Euro.

Während die Streitmacht nach Osten vorrückte, erwies sich die Forderung von Tributzahlungen als ebenso lukrativ und wirksam wie in Palästina, Ägypten und andernorts. Die Städte

Zentralasiens kamen eine nach der anderen an die Reihe, wobei die losen Verbindungen zwischen den Städten ihren Niedergang besiegelten: Ohne eine organisatorische Struktur, die die Verteidigung koordinierte, ereilte jede einzelne notwendig das gleiche Schicksal. ^[52] Die Bewohner von Samarkand wurden gezwungen, eine riesige

Geldsumme zu zahlen, damit der muslimische Feldherr wieder abzog, obwohl sie kurz darauf ohnehin kapitulieren mussten. Zumindest blieb dem Gouverneur der Stadt das Schicksal von Dewaschtitsch erspart, dem Herrscher von Pandschakent (im heutigen Tadschikistan), der sich zum König von Sogdien erklärte. Er wurde in einen Hinterhalt gelockt, gefangen genommen

und vor den Augen seines Volkes gekreuzigt. Dem Gouverneur von Balch (im heutigen Norden Afghanistans) erging es ähnlich. [53]

Das durch den Zusammenbruch des Persischen Reiches ausgelöste Chaos, das um die gleiche Zeit die Steppenregion erfasste, erleichterte die muslimischen Vorstöße nach Zentralasien

erheblich. Der harte Winter von 627/28 zog eine Hungersnot und den Tod eines großen Anteils des Viehs nach sich und beschleunigte einen umfassenden Machtwechsel. Während die arabischen Truppen nach Osten drängten, stießen sie auf Nomadenstämme, die ebenfalls vom Zusammenbruch Persiens profitiert hatten. In den 730er Jahren erlitten die türkischen

Nomaden eine vernichtende Niederlage, deren Nachwirkungen sich noch verschärften, als Sulu, die dominierende Persönlichkeit der Steppe, nach einer hitzigen Backgammon-Partie ermordet wurde. [54]

Zu Beginn des 8. Jahrhunderts erreichten die Muslime gar den westlichen Einflussbereich Chinas. [55] Im

Jahr 751 standen die arabischen Eroberer den Chinesen Auge in Auge gegenüber und schlugen sie in einer Schlacht am Fluss Talas in Zentralasien entscheidend. Damit gelangten die Muslime an eine natürliche Grenze. Es wäre wenig sinnvoll gewesen, weiter vorzudringen – zumindest kurzfristig. In China führte die Niederlage unterdessen zu Unruhen. Sie

löste einen großen Aufstand gegen die herrschende Tang-Dynastie aus, der von dem sogdischen General An Lushan angeführt wurde. Eine längere Phase der Instabilität war die Folge, die ein Machtvakuum schuf, das wiederum andere ausnutzten.^[56]

Rasch gelang dies etwa den Uiguren, einem Stammesvolk, das die Tang unterstützt hatte

und erheblich davon profitierte, dass sich ihre ehemaligen Herren in die Sicherheit des chinesischen Kernlands zurückzogen und ihre Wunden leckten. Um das wachsende Gebiet besser kontrollieren zu können, errichteten die Uiguren neue Siedlungen, von denen die wichtigste der Sitz des Herrschers (*khagan*) wurde: Balasagun oder Quz Ordu (im heutigen Kirgisistan).

Es handelte sich um eine merkwürdige Mischung aus Stadt und Lager; der Stammesführer residierte in einem Zelt mit einer goldenen Kuppel und einem Thron. Die Stadt hatte zwölf Tore und wurde von Mauern und Türmen geschützt. Späteren Darstellungen zufolge war dies nur eine von vielen uigurischen Städten, die seit dem 8. Jahrhundert aus dem Boden

schossen. [57]

Die Uiguren stiegen schnell zur dominierenden Kraft an der Ostgrenze des islamischen Gebiets auf. Dabei verleibten sie sich zunächst das Reich der Sogdier ein und lösten diese damit als führende Akteure im Fernhandel, insbesondere mit Seide, ab. Eine Reihe beeindruckender Palastkomplexe zeugt von dem

Reichtum, der in dieser Zeit erwirtschaftet wurde.^[58]

Khukh Ordnung etwa war eine befestigte Stadt, die Zeltlager ebenso wie dauerhafte Bauten umfasste, zu denen ein Pavillon zählte, den der Khagan für religiöse Zeremonien und den Empfang wichtiger Gäste nutzte.^[59] In Anbetracht der muslimischen Rivalität bemühten sich die Uiguren,

ihre eigene Identität zu
bewahren – und so beschlossen
sie, zum Manichäismus
überzutreten, womöglich als
eine Art Brücke zwischen der
islamischen Welt im Westen
und China im Osten.

Mit den Eroberungen hatten
die Muslime ein weitreichendes
Netz aus Handels- und
Verbindungsrouen unter ihre
Kontrolle gebracht, sodass die
Oasen Afghanistans und des

Ferghana-Tals unter ihrer Herrschaft mit Nordafrika und dem Atlantik verbunden waren. Der Reichtum, der sich im Herzen Asiens konzentrierte, war beeindruckend.

Ausgrabungen in Pandschakent und bei Balalyk-tepe und anderen Stätten im heutigen Usbekistan zeugen davon, wie sehr etwa die Kunst gefördert wurde – und lassen eindeutige Rückschlüsse auf das Geld zu,

das dahintersteckte. Szenen aus dem Leben am Hof sowie aus der persischen epischen Literatur wurden beeindruckend schön auf den Wänden privater Wohnsitze dargestellt. Eine Reihe von Bildern aus einem Palast in Samarkand zeigt die kosmopolitische Welt, die die Muslime damals betraten: Abgebildet wird der lokale Herrscher, wie er Geschenke

von ausländischen
Würdenträgern empfängt, die
aus China, Persien, Indien und
womöglich sogar Korea
kommen. Provinzen, Städte und
Paläste wie dieser fielen den
muslimischen Heeren in die
Hände, die entlang der
Handelsrouten ausschwärmt.

[60]

Als diese neuen Schätze die
Staatskassen füllten, fingen die
arabischen Herrscher an, etwa

in Syrien zu investieren, wo im 8. Jahrhundert im großen Stil Marktplätze und Läden in den Städten Gerasa (heute Jerasch), Skythopolis und Palmyra errichtet wurden.^[61] Am beeindruckendsten war jedoch der Bau einer gewaltigen neuen Stadt. Sie sollte die reichste Stadt mit den meisten Einwohnern auf der ganzen Welt werden, und sie blieb dies

auch mehrere Jahrhunderte lang – wenn auch manche Schätzungen aus dem 10. Jahrhundert weit übertrieben sind. Anhand von Berechnungen zu der Zahl der Badehäuser, der Zahl der Besucher, die für deren Unterhalt erforderlich waren, und der wahrscheinlichen Verteilung von Bädern auf private Wohnsitze schätzte ein Autor die Bevölkerung der

Stadt auf knapp einhundert Millionen.^[62] Sie war unter dem Namen Madinat as-Salam oder Stadt des Friedens bekannt. Wir kennen sie heute unter dem Namen Bagdad.

Bagdad war das Wahrzeichen für den Reichtum der islamischen Welt, das Herz der königlichen Macht, der königlichen Schirmherrschaft

und des königlichen Ruhms.
Die Stadt bildete ein neues
Gravitationszentrum für die
Nachfolger Mohammeds und
lag unmittelbar auf den
politischen und wirtschaftlichen
Achsen, die die muslimischen
Ländereien in jeder Richtung
miteinander verbanden. Sie
lieferte die Kulisse für Prunk
und Gepränge in gigantischem
Ausmaß, etwa anlässlich der
Hochzeit von Harun ar-Raschid,

dem Sohn des Kalifen, im Jahr 781. Der Bräutigam schenkte seiner Braut eine Sammlung von außergewöhnlich großen Perlen, mit Rubinen verzierte Tuniken und ein Bankett, «wie man es nie zuvor für eine Frau vorbereitet hatte», und er erwies sich auch gegenüber seinem Volk als sehr großzügig. Mit Silber gefüllte Goldschalen und mit Gold gefüllte Silberschalen wurden

herumgereicht sowie kostbare
Parfüms in Glasgefäßen. Die
bediensteten Frauen bekamen
Börsen voller Gold- und
Silbermünzen, «und jeder
Einzelnen wurde ein bunt
gefärbtes und schwer
umsäumtes Ehrenkleid
überreicht. Etwas
Vergleichbares hatte man noch
nie zuvor gesehen» – zumindest
nicht in islamischen Zeiten.^[63]

All das wurde durch eine immense Menge an Steuergeldern ermöglicht, die ein gigantisches, produktives und monetarisiertes Reich einzubringen vermochte. Als Harun ar-Raschid im Jahr 809 starb, enthielt sein Schatz viertausend Turbane, tausend kostbare Porzellengefäße, unzählige Parfüms, riesige Mengen an Juwelen, Silber und Gold, hundertfünfzigtausend

Lanzen, die gleiche Zahl an Schilden sowie Tausende Paare Stiefel – «die meisten davon mit Zobel, Nerz und anderen Pelzen gefüttert». ^[64] «Das geringste Territorium, das von dem Geringsten meiner Untertanen regiert wird, bringt höhere Einnahmen ein als Euer ganzes Reich», schrieb der Kalif angeblich Mitte des 9. Jahrhunderts dem Kaiser in

Konstantinopel. ^[65] Der Reichtum nährte eine Phase unglaublichen Wohlstands und eine geistige Revolution.

Das drastisch gestiegene Einkommen bescherte dem privaten Unternehmertum enormen Auftrieb. Die Stadt Basra am Persischen Golf erwarb sich den Ruf eines Marktes, auf dem man alles finden konnte, darunter Seide

und Leinen, Perlen und Edelsteine sowie Henna und Rosenwasser. Auf dem Markt in Mossul, einer Stadt voller prächtiger Häuser und nobler öffentlicher Bäder, wurden laut einem Augenzeugen aus dem 10. Jahrhundert ausgezeichnete Pfeile, Steigbügel und Sättel angeboten. Wenn man hingegen, so der Schreiber, die feinsten Pistazien, Sesamöle,

Granatäpfel oder Datteln erwerben wolle, so gehe man am besten nach Nischapur. ^[66]

Die Menschen sehnten sich nach den schmackhaftesten Zutaten, nach der erlesensten Handwerkerkunst und den besten Erzeugnissen. Im gleichen Maß, wie der Geschmack sich verfeinerte, nahm der Durst nach Informationen zu. Auch wenn

die herkömmliche
Überlieferung, der zufolge
chinesische Gefangene aus der
Schlacht von Talas im Jahr 751
die Kunst der
Papierherstellung in die
islamische Welt einführten,
allzu romantisch sein dürfte, so
steht doch fest, dass seit der
zweiten Hälfte des
8. Jahrhunderts die
Niederschrift, Weitergabe und
Verbreitung von Wissen

dadurch ausgeweitet,
erleichtert und beschleunigt
wurde, dass Papier zur
Verfügung stand. Es kam zu
einer Explosion der Literatur,
die sämtliche Bereiche der
Wissenschaft, Mathematik,
Geographie und das Reisen
umfasste. [67]

Schreiber notierten, dass die
besten Quitten aus Jerusalem
stammten und das feinste

Gebäck aus Ägypten; syrische Feigen seien ein kulinarischer Traum, die Pflaumen aus Shiraz unwiderstehlich. Da man sich nunmehr einen erlesenen Geschmack leisten konnte, waren auch kritische Bewertungen gefragt. Obst aus Damaskus sei zu meiden, warnte ein Autor, denn es schmecke nach nichts (dennoch neige die Bevölkerung der Stadt allzu sehr dazu, es

anzupreisen). Immerhin war die Stadt selbst nicht so schlimm wie Jerusalem, ein «goldenes Becken voller Skorpione», wo die Bäder schmutzig, die Lebensmittel überteuert und der Unterhalt so kostspielig waren, dass selbst von einem kurzen Besuch dringend abzuraten sei.^[68] Kaufleute und Reisende brachten Geschichten über die Orte mit,

die sie aufsuchten – über das, was die Märkte zu bieten hatten, und darüber, wie die Menschen jenseits der Grenzen des Islam lebten. Die Chinesen aller Altersgruppen trügen «sowohl im Winter als auch im Sommer Seide», notierte ein Autor, der Berichte aus dem Ausland sammelte, einige der Kleider seien aus dem denkbar besten Stoff. Diese Eleganz betraf jedoch nicht alle

Bräuche: «Die Chinesen sind unhygienisch, und sie reinigen ihren Hintern nach der Entleerung nicht mit Wasser, sondern wischen sich nur mit chinesischem Papier ab.»^[69]

Immerhin fanden sie Gefallen an musikalischer Unterhaltung – im Gegensatz zu den Indern, die derartige Spektakel als «schimpflich» ansahen. Die Herrscher in ganz

Indien, hieß es, würden auch den Alkohol meiden. Das täten sie nicht etwa aus religiösen Gründen, sondern weil sie vernünftigerweise der Ansicht seien, dass man betrunken kaum «ein Königreich ordentlich regieren» könne. Obwohl Indien «das Land der Medizin und der Philosophen» sei, kommt der Autor zu dem Schluss, dass China «ein gesünderes Land ist, mit

weniger Krankheiten und besserer Luft». «Blinde, Einäugige und Missgestaltete» seien hier selten zu sehen, während es «in Indien viele davon» gebe. [70]

Luxusgüter strömten aus dem Ausland herbei. Porzellan und Keramik aus China wurden in beträchtlichen Mengen importiert und prägten die einheimischen Modelle und

Techniken – die charakteristische weiße Glasur der Schalen aus der Tang-Dynastie war außerordentlich beliebt. Fortschritte in der Brenntechnik ermöglichten es, mit der Nachfrage Schritt zu halten, und das galt auch für die Entwicklung der Herstellungsmittel: Schätzungen zufolge konnten die größten chinesischen Öfen zwölf- bis fünfzehntausend

Teile gleichzeitig brennen. Der zunehmende Austausch im «weltgrößten Seehandelssystem», wie eine führende Historikerin es nennt, lässt sich schon durch die Tatsache nachweisen, dass ein einziges Schiff, das im 9. Jahrhundert vor der indonesischen Küste Schiffbruch erlitt, rund siebzigtausend Töpferwaren an Bord hatte, dazu

Schmuckkästchen, Silberwaren, Gold und Bleibarren.^[71] Das ist nur ein Beispiel für den Überfluss an Keramik, Seide, Tropenhölzern und exotischen Tieren, der Quellen zufolge in die damalige Welt der Abbasiden exportiert wurde.

^[72] Die Menge an Handelswaren, die in die Hafenstädte des Persischen Golfs strömte, war so groß, dass

eigens Taucher angestellt wurden, um in der Nähe der Häfen Strandgut zu bergen, das von den Frachtschiffen heruntergeworfen worden oder herabgefallen war.^[73]

Mit der Lieferung begehrter Waren konnte man ein Vermögen verdienen. Die Hafenstadt Siraf, die einen großen Teil des Seehandels aus dem Osten umschlug, rühmte

sich palastartiger Wohnhäuser, für die Preise verlangt wurden, bei denen einem die Tränen kamen. «Ich habe im ganzen Reich des Islam keine bemerkenswerteren oder stattlicheren Gebäude gesehen», schrieb ein Autor im 10. Jahrhundert.^[74] Eine Reihe von Quellen belegt das Ausmaß des Großhandels im Persischen Golf sowie entlang der

Landrouten, die Zentralasien durchquerten.^[75] Die steigende Nachfrage regte auch die lokale Herstellung von Keramik und Porzellan an, deren Käufer sich die besseren und kostspieligeren Stücke aus China womöglich nicht leisten konnten. Es verwundert nicht, dass Töpfer in Mesopotamien und am Persischen Golf die weiße Glasur der Importwaren

nachahmten. Sie experimentierten mit Lauge, Zinn und schließlich Quarz, um ihre Stücke so aussehen zu lassen wie das hochwertigere Porzellan aus China. In Basra und Samara wurden Techniken entwickelt, bei denen mit Hilfe von Kobalt das charakteristische «blaue und weiße Geschirr» geschaffen wurde, das Jahrhunderte später nicht nur im Fernen Osten

beliebt werden sollte, sondern sogar kennzeichnend für die frühneuzeitliche chinesische Töpferkunst wurde. ^[76]

Im 8. und 9. Jahrhundert bestand jedoch kein Zweifel daran, wo die wichtigsten Märkte lagen. Ein Chinese, der das arabische Reich zu dieser Zeit besuchte, staunte über den Wohlstand, den er hier fand: «Alles, was aus der Erde

hergestellt wird, ist dort.

Karren befördern unzählige

Waren zu Märkten, wo alles

erhältlich und günstig ist:

Brokat, bestickte Seidenstoffe,

Perlen und andere Edelsteine

werden überall in Märkten und

Straßenläden ausgestellt.»^[77]

Mit dem immer erleseneren

Geschmack verfeinerten sich

auch die Vorstellungen, die

geeignete Tätigkeiten und

Vergnügungen betrafen. Texte wie das im 10. Jahrhundert verfasste *Buch der Krone* legten die korrekte Etikette für den Austausch zwischen dem Herrscher und den Leuten am Hof fest, darüber hinaus rieten sie, dass Adlige auf die Jagd gehen, Bogen schießen, Schach spielen und sich mit «anderen ähnlichen Aktivitäten» beschäftigen sollten.^[78] Diese

Anweisungen waren allesamt sassanidischen Idealen entlehnt. Wie stark deren Einfluss war, lässt sich auch an einer damaligen Mode der Inneneinrichtung ablesen: In den privaten Palästen der Elite waren Jagdszenen besonders beliebt. [79]

Reiche Schirmherren schickten sich zudem an, das Fundament für die wohl

erstaunlichste Phase der wissenschaftlichen Forschung in der Geschichte zu legen.

Brillante Köpfe – darunter auch viele Nichtmuslime – wurden an den Hof in Bagdad und in die Zentren der akademischen Elite in ganz Zentralasien wie Bucharra, Merw, Gundischapur und Ghazni geholt; zum Teil lagen die Zielorte noch weiter entfernt, etwa im islamischen Spanien und in Ägypten. Die

Gelehrten befassten sich dort mit einer ganzen Reihe von Themen, unter anderem mit Mathematik, Philosophie, Physik und Geographie.

Unzählige Texte wurden gesammelt und aus dem Griechischen, Persischen und Syrischen ins Arabische übersetzt, von Handbüchern über Pferdemedizin und Veterinärwissenschaft bis hin zu Werken der alten

griechischen Philosophen.^[80]

Diese Texte dienten dann als Ausgangspunkt für weiterführende Studien.

Bildung und Lernen wurden zu einem kulturellen Ideal. Es gab Familien wie die Barmakiden, ursprünglich Buddhisten aus Balch, die im 9. Jahrhundert in Bagdad Macht und Einfluss gewannen und sich vehement für die Übersetzung einer

großen Zahl von Texten aus dem Sanskrit ins Arabische einsetzten. Sie gründeten sogar eine Papiermühle, die es ermöglichen sollte, Kopien für eine weitere Verbreitung anzufertigen. [81]

Ein weiteres Beispiel ist die Familie Buchtischu, Christen aus Gundischapur in Persien. Sie brachte Generationen von Intellektuellen hervor, die

Traktate über Medizin und sogar über Liebeskummer verfassten – gleichzeitig praktizierten sie als Ärzte, einige dienten dem Kalifen persönlich. ^[82] Abhandlungen aus dieser Zeit bildeten jahrhundertlang die Grundlage der islamischen Medizin. «Wie ist der Puls eines Menschen, der an Angstzuständen leidet?», lautet

Frage Nummer sechzehn eines Frage-und-Antwort-Textes, der im mittelalterlichen Ägypten verfasst wurde. Die Antwort – «flach, schwach und unregelmäßig» – könne, so der Autor, in einer Enzyklopädie aus dem 10. Jahrhundert nachgeschlagen werden.^[83]

Sogenannte Pharmakopöen, Texte über das Anmischen und die Herstellung von Arzneien,

listeten Experimente, die man mit Substanzen wie Zitronengras, Myrzensamen, Cumin und Weinessig, Selleriesamen und Araliengewächsen durchgeführt hatte.^[84] Andere Forscher widmeten sich der Optik. Ibn al-Haytham etwa, ein in Ägypten lebender Gelehrter, schrieb ein bahnbrechendes Traktat, das nicht nur zu

Schlussfolgerungen darüber
gelangte, wie der Sehsinn und
das Gehirn miteinander
verbunden sind, sondern auch
über die Unterschiede
zwischen Wahrnehmung und
Wissen. [85]

Ein weiterer großer
Gelehrter war Abu Rayhan al-
Biruni, der feststellte, dass sich
die Erde um die Sonne dreht
und auf einer eigenen Achse

rotiert. Es gab Universalgelehrte wie Abu Ali Hussain ibn Sina, der im Westen als Avicenna bekannt ist. Er schrieb über Logik, Theologie, Mathematik, Medizin und Philosophie, und das auf allen Feldern mit einer Ehrfurcht gebietenden Intelligenz, Klarheit und Aufrichtigkeit. «Ich las das Buch der *Metaphysik*», schrieb er über das Werk des

Aristoteles, «aber ich verstand den Inhalt nicht [...], bis dass ich die Lektüre vierzigmal wiederholt hatte und es auswendig wusste.» Es sei ein Buch, «zu dessen Verständnis es keinen Zugang gibt», fügte er in einer Anmerkung hinzu, die für die Schüler dieses komplexen Textes ein Trost sein sollte. Am Stand eines Buchhändlers erwarb er dann jedoch zufällig das Exemplar

einer Analyse des Werks, die Abu Nasr al-Farabi geschrieben hatte, ein anderer großer Denker jener Zeit. Plötzlich ergab der ganze Text Sinn. «Ich freute mich darüber», schrieb Ibn Sina, «und gab am folgenden Tag ein reichliches Almosen für die Armen aus Dankbarkeit gegen Gott, der erhaben ist.»^[86]

Man beschäftigte sich

außerdem mit Quellen aus Indien, darunter Texte zu Wissenschaft, Mathematik und Astrologie, die in Sanskrit verfasst waren. Über ihnen brüteten hervorragende Köpfe wie Muhammad ibn Musa al-Chwarizmi, der begeistert die Einfachheit des numerischen Systems entdeckte, das das mathematische Konzept der Null gestattete. Es lieferte die Basis für gewaltige Fortschritte

in der Algebra, der
angewandten Mathematik, der
Trigonometrie und
Astronomie – Letztere war
schon allein deshalb wichtig,
weil man wissen musste, in
welcher Richtung Mekka lag,
damit die Gebete wie
vorgeschrieben gesprochen
werden konnten.

Voller Stolz sammelten
Gelehrte nicht nur Material aus
allen Winkeln der Welt und

studierten es, sie übersetzten die Quellen auch. «Die Arbeiten der Inder werden [ins Arabische] übertragen, die Weisheit der Griechen ist übersetzt, und die Literatur der Perser ist [uns ebenfalls] überliefert worden», schrieb ein Autor. «Als Folge haben manche Werke noch an Schönheit gewonnen.» Wie schade, meinte er noch, dass Arabisch eine so elegante

Sprache sei, dass es fast unmöglich ist, sie ihrerseits zu übersetzen. [87]

Es war ein Goldenes Zeitalter, eine Ära, in der brillante Männer wie der arabische Universalgelehrte al-Kindi die Grenzen der Philosophie und Wissenschaft ausweiteten. Auch herausragende Frauen meldeten sich zu Wort, wie jene

Dichterin aus dem
10. Jahrhundert, die als Rabia
Balchi bekannt ist und der
heutigen Entbindungsklinik in
Kabul ihren Namen gab; oder
Mahsati Ganjavi, eine Lyrikerin,
die gleichermaßen elegant in
perfekt formuliertem – und fast
schon anzüglichem – Persisch
schrieb. [88]

Während die muslimische Welt

großen Gefallen an Fortschritt und neuen Ideen fand, verkümmerte ein großer Teil des christlichen Europas in der Finsternis, gehemmt durch einen Mangel an Ressourcen und Neugier. Der Kirchenvater Augustinus etwa war dem Konzept der Untersuchung und Forschung feindselig gegenübergestanden. Die Neugier, schrieb er verächtlich, «bewegt die Menschen, die

Geheimnisse der
außermenschlichen Natur zu
erforschen. Deren Kenntniss ist
völlig unnütz; aber die
Menschen wollen Wissen um
seiner selbst willen.» Die
«Wissgier», wie er es nannte,
sei einfach nur krank. [89]

Diese Geringschätzung für
Wissenschaft und Gelehrtheit
verblüffte muslimische
Kommentatoren, die großen

Respekt für Ptolemäus und Euklid, für Homer und Aristoteles hatten. Manche waren überzeugt zu wissen, worin sie begründet lag. Einst hätten die alten Griechen und Römer, schrieb der Historiker al-Masudi, den Wissenschaften zur Blüte verholfen; dann nahmen sie das Christentum an. In diesem Zuge «löschten sie die Wegzeichen [der Gelehrtheit], beseitigten ihre

Spuren und zerstörten ihre Pfade». ^[90] Die Wissenschaft wurde vom Glauben besiegt. Es ist fast das exakte Gegenteil der Welt, die wir heutzutage vor Augen haben: Die Fundamentalisten waren nicht die Muslime, sondern die Christen; Menschen, die offen, neugierig und großzügig waren, lebten im Osten – gewiss nicht in Europa. Ein Autor

äußerte sich im Hinblick auf den Inhalt seines Buches über die nicht islamischen Länder: «Wir nahmen sie deshalb nicht auf, weil wir nicht den geringsten Nutzen darin sehen, sie zu beschreiben.» Sie waren auf geistigem Gebiet tiefste Provinz. ^[91]

Aufklärung und kulturelle Reife zeigten sich auch in der Art und Weise, wie die

Gesellschaften mit der Religion und Kultur von Minderheiten umgingen. Im muslimischen Spanien wurden westgotische Einflüsse in einen Baustil integriert, der von der unterworfenen Bevölkerung als eine Fortsetzung der unmittelbaren Vergangenheit gedeutet werden konnte – der also weder aggressiv noch geringschätzig wirkte. [92]

Bezeichnend sind auch die Briefe von Timotheus, dem in Bagdad residierenden Oberhaupt der Kirche im Osten Ende des 8. und Anfang des 9. Jahrhunderts. Timotheus beschreibt eine Welt, in der hohe christliche Geistliche gute, persönliche Beziehungen zum Kalifen pflegten und das Christentum imstande war, eine Basis zu erhalten, von der aus Missionen nach Indien, China

und Tibet sowie in die Steppengebiete geschickt wurden – offensichtlich mit beachtlichem Erfolg. [93]

Ähnlich verhielt es sich in Nordafrika, wo christliche und jüdische Gemeinden noch lange nach der muslimischen Eroberung fortbestanden und womöglich sogar aufblühten.

[94]

Doch um auf dem Teppich zu

bleiben: Ungeachtet der scheinbaren Einheit unter dem Deckmantel der Religion, herrschte innerhalb der islamischen Welt weiterhin eine heftige Spaltung. Zu Beginn des 10. Jahrhunderts hatten sich drei große politische Zentren herausgebildet: Eines lag im spanischen Cordoba; ein zweites in Ägyptens oberem Niltal; das dritte in Mesopotamien sowie im

größten Teil der Arabischen Halbinsel. Man bekämpfte sich gegenseitig in theologischen Fragen und rang um Einfluss und Autorität. Nur eine Generation nach Mohammeds Tod war ein tiefes Schisma entstanden, als die Gruppierungen um die rechtmäßige Nachfolge des Propheten stritten. In diesem Konflikt festigten sich rasch zwei gänzlich entgegengesetzte

Positionen, die der sunnitischen beziehungsweise schiitischen Interpretation folgten.

Während Letztere leidenschaftlich dafür plädierte, dass lediglich ein direkter Nachfahre Alis, des Vetters und Schwiegersohns von Mohammed, als Kalif herrschen dürfe, verfocht Erstere eine offeneren Auffassung.

Trotz der Tatsache, dass es nominell eine alles

überwölbende religiöse Einheit gab, die den Hindukusch über Mesopotamien und Nordafrika mit den Pyrenäen verband, konnte somit von einem Einverständnis keine Rede sein. So herrschte auch die lockere Haltung gegenüber Konfessionen weder im ganzen Reich noch über längere Dauer. Es gab Phasen der Akzeptanz Andersgläubiger und Phasen, in denen diese

verfolgt und mit Gewalt zum Religionswechsel gezwungen wurden. In den ersten hundert Jahren nach Mohammeds Tod hielten sich die Bemühungen, die einheimische Bevölkerung zu bekehren, noch in Grenzen. Schon bald wurden jedoch massivere Anstrengungen unternommen, alle Menschen, die unter muslimischer Herrschaft lebten, zum Übertritt zu bewegen. Diese

Bemühungen beschränkten sich keineswegs auf Lehre und Missionierung: Im Falle Bucharas im 8. Jahrhundert etwa gab der Gouverneur bekannt, dass all jene, die zum Freitagsgebet erschienen, die fürstliche Summe von zwei Dirham erhalten würden – ein Anreiz, der die Armen lockte und sie überzeugte, den neuen Glauben anzunehmen, wenn auch nur in der einfachsten

Form: Sie konnten den Koran nicht lesen, und man musste ihnen sagen, welche rituellen Handlungen sie auszuführen hatten, während die Gebete rezitiert wurden. [95]

Die Kette der Ereignisse, die mit der erbitterten Rivalität zwischen dem Römischen und dem Persischen Reich ihren Anfang nahm, hatte

außergewöhnlich
weitreichende Konsequenzen.
Während die beiden
Großmächte der Spätantike die
Muskeln spielen ließen und sich
auf einen Showdown
vorbereiteten, hätte niemand
vorhersehen können, dass
ausgerechnet eine
Splittergruppe aus den fernen
Winkeln der Arabischen
Halbinsel aufsteigen und gleich
beide ablösen würde. Jene, die

von Mohammed inspiriert
worden waren, erbten
wahrhaftig die Erde, indem sie
das wohl größte Reich
errichteten, das die Welt
bislang gesehen hatte – ein
Reich, das
Bewässerungstechniken und
neue Anbauprodukte aus der
Region von Euphrat und Tigris
auf der Iberischen Halbinsel
einführte und damit eine
landwirtschaftliche Revolution

auslöste, die eine Entfernung von Tausenden Kilometern umfasste. [96]

Die islamischen Eroberungen schufen eine neue Weltordnung, einen Wirtschaftsriesen, der auf Selbstvertrauen, Toleranz und einem leidenschaftlichen Drang nach Fortschritt gründete. Dieses enorm wohlhabende Reich, das zudem kaum

ernstzunehmende politische oder selbst religiöse Rivalen hatte, war ein Ort, wo Kaufleute ein Vermögen anhäufen konnten, wo Intellektuelle hoch geehrt wurden und verschiedene Ansichten diskutiert und erörtert werden konnten. Aus Mohammeds Vision in einer Höhle bei Mekka war eine Art kosmopolitische Utopie geworden.

Dies blieb nicht unbemerkt.

Ehrgeizige Männer, geboren an der Peripherie der muslimischen *umma* oder auch weit davon entfernt, wurden angezogen wie die Bienen vom Nektar. Die Aussichten in den Sumpfländern Italiens, in Mitteleuropa und Skandinavien waren nicht allzu gut für junge Männer, die sich einen Namen machen (und Geld verdienen) wollten. Im 19. Jahrhundert suchten diese Leute im Westen

und in den Vereinigten Staaten von Amerika Ruhm und Glück; ein Jahrtausend zuvor blickten sie nach Osten. Und das Beste daran: Es gab eine Ware, die in ihrer Heimat reichlich vorhanden war und in der Ferne willige Abnehmer fand – vorausgesetzt, man war gewillt, kurzerhand alles auf eine Karte zu setzen.

Sechstes Kapitel

Schätze der Steppe - der neue Welthandel

In ihrer Hochzeit bot die Stadt Bagdad einen großartigen Anblick. Neben Parks, Märkten, Moscheen und Badehäusern sowie Schulen, Krankenhäusern und

gemeinnützigen Stiftungen
beherbergte sie «aufwendig
vergoldete und geschmückte»
herrschaftliche Wohnsitze
«voller wunderbarer
Wandteppiche und Brokat- und
Seidenbehänge», deren
Empfangsräume «leicht und
geschmackvoll mit
komfortablen Diwanen, teuren
Tischen, außergewöhnlichen
chinesischen Vasen und
unzähligen

Schmuckgegenständen aus Gold und Silber eingerichtet waren». Am Ufer des Tigris lagen die Paläste und Gärten der Elite. «Die Szenerie des Flusses wurde von Tausenden wimpelgeschmückten Gondeln belebt, die wie Sonnenstrahlen auf dem Wasser tanzten und die vergnügungshungrigen Einwohner der Stadt von einer Seite Bagdads zur anderen

brachten.»^[1]

Die lebendige Dynamik der Märkte und die Kaufkraft des Hofes, der Reichen, aber auch der allgemeinen Bevölkerung übten eine große Anziehungskraft aus. Die Auswirkungen dieser wirtschaftlichen Blüte reichten weit über die Grenzen der islamischen Welt hinaus, in der die muslimischen Eroberer

neue Handelswege schufen, die sich in alle Richtungen erstreckten und Waren, Ideen und Völker zusammenbrachten. Bei manchen weckte die Erweiterung dieses Netzwerks jedoch auch gewisse Ängste. So sandte der Kalif al-Wāthiq angeblich eine Expedition aus, die überprüfen sollte, ob sein Traum, in dem Kannibalen eine legendäre Mauer durchbrochen hatten, die der

Allmächtige nach gängiger
Überzeugung errichtet hatte,
um die grimmigen Wilden
zurückzuhalten, bereits
Wirklichkeit geworden war.
Erst nach anderthalb Jahren
kehrte die Erkundungstruppe
zurück. Sallām, ein vertrauter
Ratgeber, der die Truppe
angeführt hatte, erklärte, wie
diese Befestigung instand
gehalten wurde. Ihre
Bewachung war eine ernste

Angelegenheit, so war etwa eine Familie mit der Aufgabe betraut, regelmäßig eine Inspektion durchzuführen. Zweimal die Woche wurde ein Hammer dreimal gegen die Mauer geschlagen, um zu überprüfen, ob sie robust genug war. Dabei achteten die Inspektoren auf jegliche Abweichung von der Norm: «Wenn man sein Ohr an das Tor hält, hört man ein gedämpftes

Geräusch wie das Summen eines Wespennestes», hieß es in einem Bericht. «Danach ist alles wieder still.» Ziel war es, die Wilden, die den Weltuntergang mit sich bringen könnten, wissen zu lassen, dass die Mauer bewacht wurde und man es ihnen keinesfalls erlauben würde, sie zu passieren. [2]

Der Bericht über die

Überprüfung der Mauer ist derart lebendig und überzeugend, dass einige Historiker die Ansicht vertraten, dass er in der Tat auf eine wirkliche Expedition und eine wirkliche Mauer zurückgeht. Man vermutete, dass es sich dabei um das Jadetor handelt, das westlich von Dunhuang den Eingang nach China beschützte.^[3] Die

Angst vor Weltzerstörern, die hinter den Bergen des Ostens lauerten, verband die antike Welt mit dem Alten und Neuen Testament und dem Koran.^[4] Ungeachtet dessen, ob Sallāms Reise tatsächlich stattfand oder nicht, war der Schrecken vor all jenem, was jenseits der Grenzen lag, durchaus real. Die Welt war zweigeteilt in ein Reich namens *Iran*, in dem

Ordnung und Zivilisation herrschten, und eines namens *Turan*, das chaotisch, anarchisch und gefährlich war. Zahlreiche Berichte von Reisenden und Geographen, die die Steppengebiete des Nordens besucht hatten, hoben hervor, dass außerhalb der muslimischen Welt sonderbare Menschen lebten. Diese mochten in mancherlei Hinsicht eigentümlich und wundersam

sein, vor allem jedoch erregten sie Schrecken.

Einer der berühmtesten Berichterstatter war Ibn Fadlān, der im frühen 10. Jahrhundert in die Steppe geschickt wurde, um dem Anführer der Wolgabulgaren einen Wunsch zu erfüllen. Dieser hatte den Kalifen um einige Gelehrte gebeten, die ihm und seinem Volk die Lehren des Islam erklären

sollten. Aus Ibn Fadlāns Bericht wird deutlich, dass die Führung dieses Stammes – dessen Ländereien nördlich des Kaspischen Meeres beiderseits der Wolga lagen – bereits Muslime waren, aber nur rudimentäre Kenntnisse über die islamischen Glaubensartikel besaßen. Obwohl der Anführer der Wolgabulgaren um Hilfe bei der Errichtung einer Moschee bat und vorgab, mehr über die

Offenbarungen Mohammeds erfahren zu wollen, stellte sich bald heraus, dass er in Wirklichkeit auf die Unterstützung bei der Abwehr der Nachbarstämme aus war.

Ibn Fadlān war auf seiner Reise in den Norden mal amüsiert, mal erstaunt oder auch entsetzt. Das Leben der stetig umherziehenden Nomaden stand in scharfem Gegensatz zur urbanen,

sesshaften und kultivierten Großstadtkultur Bagdads und anderer städtischer Zentren. Zu den ersten Völkern, denen Ibn Fadlān begegnete, gehörte der Stamm der Oghusen. «Sie leben in Häusern aus Wolle», schrieb er und meinte damit offenbar ihre Zelte. «Man sieht Häuser von ihnen an einem Orte und ebenfalls solche an einem anderen, nach den Sitten und Wanderbräuchen der

Nomaden. Obgleich sie ein mühseliges Leben führen, sind sie wie verirrte Esel. Sie sind durch keine Religion Gott verpflichtet, noch wenden sie sich an die Vernunft.» Er berichtete weiter: «Sie waschen sich weder nach dem Stuhlgange noch nach dem Harnen [...]. Sie haben mit dem Wasser überhaupt nichts zu tun, besonders im Winter.» Dass ihre Frauen keine

Schleier trugen, war bei weitem nicht das Schlimmste. Eines Abends saß er mit einem Mann zusammen, dessen Ehefrau ebenfalls anwesend war. «Als wir uns unterhielten, entblößte die Frau ihre Scham und kratzte sie, und wir konnten sie dabei sehen. Daher verhüllten wir unser Gesicht und sagten: <Ich bitte Gott um Verzeihung.>» Ihr Mann lachte nur über die Prüderie seiner

Besucher. [5]

Die Bräuche und Glaubensvorstellungen in der Steppe waren nicht weniger überraschend. Es gab angeblich Stämme, die Schlangen anbeteten, andere, die Fische verehrten, und wieder andere, die zu Vögeln beteten, da sie überzeugt waren, dass ihnen in der Vergangenheit ein

Kranichschwarm zu einem großen Sieg in einer Schlacht verholfen hatte. Dann gab es den Stamm der Baschkiren, dessen Mitglieder sich einen hölzernen Phallus als Glücksbringer um den Hals hängten und ihn küssten, wann immer sie eine Reise antraten. Die Baschkiren waren ein Volk von legendärer Wildheit, das die Schädel seiner Feinde als Trophäen mit sich herumtrug.

Zu seinen ekelerregenden Gewohnheiten gehörte der Verzehr von Läusen und Flöhen: Ibn Fadlān beobachtete einmal, wie ein Mann in seiner Kleidung eine Laus fand, «sie mit seinen Zähnen zwickte und sie dann leckte; als er mich sah, sagte er: <Wirklich gut.>»^[6]

Obwohl das Leben in der Steppe für Besucher wie Ibn Fadlān schwer zu verstehen

war, kam es zu einem beträchtlichen Austausch zwischen den Nomaden und der sesshaften Welt weiter südlich. Ein Zeichen dafür war die Ausbreitung des Islam unter den Stämmen, auch wenn diese manchmal seltsame Formen annahm. So sagten die Nomaden etwa das muslimische Glaubensbekenntnis auf, allerdings nur, «um sich durch diese Worte den Muslimen, die

zu ihnen kommen, anzunähern, nicht aus Glauben daran», wie Ibn Fadlān feststellte. «Wenn nämlich einer von ihnen sich einem Unrecht ausgesetzt sieht, oder wenn ihm etwas geschieht, was er nicht billigt, so erhebt er seinen Kopf gen Himmel und sagt <Bir teñri>.» Er rief also nicht Allah, sondern Teñri an, die höchste himmlische Gottheit der

Nomaden.^[7]

In Wirklichkeit waren die religiösen Vorstellungen der Steppenvölker meist hochkomplex. In ihnen verbanden sich Einflüsse aus dem Christentum, dem Islam, dem Judentum, dem Zoroastrismus und paganen Kulturen zu Weltanschauungen, die nur schwer in ihre Einzelteile aufzulösen waren.^[8]

Die Verbreitung dieser sich stetig wandelnden und anpassenden spirituellen Ansichten war unter anderem einem neuen Typ muslimischer heiliger Männer geschuldet, die wie Missionare wirkten. Diese Mystiker, die als *Sufis* bekannt wurden, durchstreiften die Steppe. Dabei waren sie manchmal – abgesehen von Tierhörnern, die sie auf dem Kopf trugen – völlig nackt, sie

behandelten das kranke Vieh und beeindruckten die Schaulustigen mit ihrem exzentrischen Gehabe und ihrem Gerede über Andacht und Frömmigkeit. Sie scheinen bei der Anwerbung von Konvertiten eine wichtige Rolle gespielt zu haben, indem sie schamanistische und animistische Glaubensvorstellungen, die in Zentralasien weit verbreitet

waren, mit den Lehren des Islam verschmolzen. [9]

Aber nicht nur die Sufis übten Einfluss aus. Auch andere Besucher der Steppe leisteten einen entscheidenden Beitrag, religiöse Ideen zu verbreiten. Ein späterer Bericht über die Bekehrung der Wolgabulgaren erzählt, wie ein reisender muslimischer Händler den Anführer des

Stamms und seine Frau von schweren Krankheiten heilte, nachdem alle früheren Versuche gescheitert waren. Nachdem er ihnen das Versprechen abgenommen hatte, im Falle ihrer Genesung seinen Glauben anzunehmen, verabreichte er ihnen Arzneien «und heilte sie, und sie und ihr ganzes Volk traten zum Islam über». ^[10] Es war eine

klassische

Bekehrungsgeschichte: Die Annahme eines neuen Glaubens durch den Stammesführer oder seine nächsten Angehörigen war der entscheidende Moment, der letztlich dazu führte, das auch sein Volk ein ganzes System von Glaubensvorstellungen und Praktiken übernahm. ^[11]

Zweifellos wurde es zu einer

Prestigeangelegenheit für Statthalter und lokale Dynastien, den Glauben in neue Gebiete zu bringen. Dies half ihnen, die Aufmerksamkeit des Kalifen zu gewinnen, stärkte aber auch ihre Stellung innerhalb der eigenen Gemeinschaften. So waren etwa die Samaniden in Buchara eifrige Propagandisten der Sache des Islam. Eine ihrer Methoden bestand darin, ein

System von Medressen oder Schulen einzuführen, in denen der Koran auf korrekte Weise gelehrt wurde – ein Konzept, das sie von den buddhistischen Klöstern übernahmen.

Gleichzeitig förderten sie die Erforschung der *Hadithe*, jener Aussagen und Taten, die man traditionell Mohammed zuschrieb. Dass sie alle Gottesdienstbesucher freigiebig mit Geld bedachten,

sorgte dafür, dass die
Moscheen brechend voll
waren. ^[12]

Die Steppe war jedoch weit
mehr als nur der Wilde Norden,
ein Grenzgebiet voller wilder
Völker, die nur darauf
warteten, endlich zivilisiert zu
werden. Während die Berichte
von Besuchern wie Ibn Fadlān
das Bild einer absoluten

Barbarei zeichneten, folgte der nomadische Lebensstil in Wirklichkeit strengen Regeln und war wohlgeordnet. Das ständige Umherziehen von Ort zu Ort erfolgte keinesfalls ziellos, sondern gehorchte den Erfordernissen der Weidewirtschaft: Mit großen Viehherden war es eine schlichte Lebensnotwendigkeit, gutes Weideland zu finden. Dies auf eine strukturierte

Weise zu tun war nicht nur für den Erfolg, sondern auch für das nackte Überleben eines Stammes entscheidend. Was von außen chaotisch anmuten mochte, war es von innen betrachtet ganz und gar nicht.

Dies spiegelt ein bemerkenswerter Text wider, der im 10. Jahrhundert in Konstantinopel zusammengestellt wurde. Er zeigt, wie eine der wichtigsten

Völkerschaften, die im Norden des Schwarzen Meeres lebte, gegliedert war, um die Überlebenschancen nach Möglichkeit zu vergrößern. Die Petschenegen waren in acht Stämme aufgeteilt, die ihrerseits in insgesamt vierzig kleinere Einheiten zerfielen. Jeder von ihnen waren klar bestimmte Gebiete zugewiesen, die sie wirtschaftlich ausbeuten und in denen sie vor allem ihr

Vieh grasen lassen konnten.^[13]

Damalige Kommentatoren, Reisende, Geographen und Geschichtsschreiber, waren nicht nur von der Lebensweise und den Gebräuchen in der Welt der Steppe fasziniert. Ihr besonderes Augenmerk galt den Wirtschaftsgütern, die bei den Nomaden erhältlich waren. Dabei handelte es sich vor allem um Agrarerzeugnisse. Die

Steppe belieferte die sesshaften Gesellschaften aber auch mit wertvollen Dienstleistungen und Gütern. So gab es Mitglieder des Oghusen-Stamms, die nach Ibn Fadlāns Schätzung zehntausend Pferde und zehnmal so viele Schafe besaßen. Zwar sind solche Angaben mit Vorsicht zu genießen, das Handelsvolumen war jedoch auf jeden Fall

beträchtlich. ^[14]

Ein entscheidendes Wirtschaftsgut waren Pferde. Dies wird etwa in einer ganzen Reihe von Quellen deutlich, die auf die große Zahl von Reitersoldaten hinweisen, mit denen die großen Steppenstämme ins Feld ziehen konnten. Aus Berichten über die Zerstörung größerer Gestüte durch eine arabische

Plündertruppe im
8. Jahrhundert und aus den
Knochen, die Archäologen
nördlich des Schwarzen
Meeres fanden, geht hervor,
dass die Pferdezucht
kommerziell betrieben wurde.

[15] Doch auch die
Landwirtschaft avancierte zu
einem immer wichtigeren Teil
der Steppenökonomie. Ein
Hauptanbaugebiet war die

Region an der unteren Wolga, wo «viele bestellte Felder und Obstgärten» zu finden waren.

[¹⁶] Archäologische Funde auf der Krim zeigen, dass man dort Weizen, Hirse und Roggen in beträchtlichem Ausmaß

anbaute. [¹⁷] Zu den Waren, die auf den Märkten im Süden angeboten wurden, gehörten außerdem Haselnüsse, Falken und Schwerter. [¹⁸] Ebenso

begehrt waren Wachs und Honig, wobei man von Letzterem dachte, er stärke die Widerstandskraft gegen Kälte.

[19] Auch Bernstein, nicht nur aus der Steppe, sondern auch aus Westeuropa, wurde in solchen Mengen auf den Märkten feilgeboten, dass ein führender Historiker den Begriff «Bernsteinstraße» prägte, um die Handelswege zu

beschreiben, auf denen das versteinerte Harz zu seinen begierigen Käufern im Osten gebracht wurde. ^[20]

Am wichtigsten war jedoch der Handel mit Tierfellen. Pelze wurden aufgrund der Wärme, die sie spendeten, und des Ansehens, das sie ihren Trägern verliehen, hoch geschätzt. ^[21] Ein Kalif des 8. Jahrhunderts führte sogar

eine Reihe von Experimenten durch, um herauszufinden, welcher Pelz bei extremen Wetterverhältnissen den größten Wärmeschutz bot. Nach dem Bericht eines arabischen Schriftstellers füllte er mehrere Glasflaschen mit Wasser, hüllte sie in unterschiedliche Felle und stellte sie bei Eiseskälte eine Nacht lang raus ins Freie. «Am Morgen ließ er sich die

Fläschchen bringen. Alle waren gefroren außer derjenigen, die in das Fell eines schwarzen Fuchses gehüllt war. Dadurch erfuhr er, welcher Pelz der wärmste und trockenste war.»^[22]

Die muslimischen Kaufleute handelten mit verschiedenen Fellen und legten die Preise entsprechend fest. Ein Autor des 10. Jahrhunderts stellte

eine Liste der Importwaren aus der Steppe zusammen, auf der unter anderem die Felle von Zobeln, Grauhörnchen, Hermelinen, Nerzen, Füchsen, Mardern, Bibern und gescheckten Hasen aufgeführt waren, von deren Verkauf sich die muslimischen Händler gutes Geld versprachen.^[23] In einigen Steppengebieten wurden Pelze sogar als eine Art

Währung mit festen Wechselkursen eingesetzt. Dieses Währungssystem hatte seine eigene bezwingende Logik: Der Besitz eines solchen Zahlungsmittels war für Gesellschaften von Bedeutung, die miteinander Handel trieben, denen jedoch zentrale Schatzämter und Finanzbehörden fehlten, die die Prägung von Münzen in großem Maßstab organisieren

und kontrollieren konnten.

Einem modernen Historiker zufolge exportierten die Steppengebiete jedes Jahr etwa eine halbe Million Tierfelle. Mit der Entstehung eines weitreichenden islamischen Imperiums entstanden auch neue Kommunikations- und Handelswege. Die Herausbildung einer «Pelzstraße» in die Steppen und Waldgürtel des Nordens ist

auf den wachsenden
verfügbaren Reichtum
zurückzuführen, der mit den
großen Eroberungen des 7.
und 8. Jahrhunderts
einherging. [24]

Am wohlhabendsten waren
diejenigen Nomadenstämme,
die aufgrund ihrer günstigen
Lage aktiv und verlässlich mit
der sesshaften Welt Handel
treiben konnten. Im Gegenzug

erfahren auch die Städte, die der Steppe am nächsten lagen, einen starken Aufschwung. So profitierte etwa die Oasenstadt Merw von dieser Entwicklung und expandierte ungemein. Am südlichen Rand der Steppe gelegen, verfügte sie über eine hervorragende Position, um mit der Welt der Nomaden zu handeln, während sie gleichzeitig eine wichtige Station auf der Ost-West-Achse

war, die quer durch Eurasien führte. In den Worten eines Geographen war Merw die «Mutter der Welt», eine «entzückende, reizende, elegante, brillante, weitreichende und angenehme Stadt». ^[25] Das weiter westlich gelegene Ray war zur selben Zeit als «Tor des Handels», «Bräutigam der Erde» und «weltschönste Schöpfung»

bekannt. ^[26] Darüber hinaus gab es Balch, das keiner anderen Stadt der muslimischen Welt nachstand. Es konnte sich seiner ausgezeichneten Straßen und großartigen Gebäude, seines klaren fließenden Wassers und nicht zuletzt seiner niedrigen Preise für Konsumgüter rühmen, die dem lebhaften Handel und der starken

Konkurrenz zu verdanken waren, die in dieser Stadt herrschte. [27]

Wie bei den Wellen, die ein ins Wasser geworfener Stein schlägt, verspürten jene, die diesen Märkten am nächsten waren, den größten Effekt. Die beachtlichen Reichtümer, die sich anhäufen ließen, führten jedoch zu Spannungen zwischen den Stammesgruppen

in der Steppe. Der bereits bestehende Wettbewerb um das beste Weideland und die ergiebigsten Wasserquellen wurde durch die Rivalität um den Zugang zu den Städten und besten Handelsplätzen noch verstärkt. Nun gab es zwei Möglichkeiten: Entweder würden die Spannungen weiter zunehmen und zu einer gewaltsamen Zersplitterung der Völkerschaften führen,

oder aber die Stämme festigten sich und arbeiteten enger zusammen. Man konnte sich bekämpfen oder kooperieren.

Mit der Zeit entwickelte sich ein fein ausbalancierter Status quo, der der gesamten westlichen Steppe Stabilität und Wohlstand verschaffte. Gestützt wurde er durch einen Teil der türkischen Stammesgruppe, der die

Herrschaft über das Gebiet nördlich des Schwarzen und des Kaspischen Meeres für sich gewinnen konnte. Der Aufstieg der Chasaren begann, als sie während der großen islamischen Eroberungen in den Jahrzehnten nach Mohammeds Tod den muslimischen Heeren erfolgreich Widerstand leisteten.^[28] Dies sicherte

ihnen die Unterstützung einer Reihe von Nachbarstämmen, die sich unter ihrer Führung vereinigten. Auch die römischen Kaiser in Konstantinopel erkannten den Nutzen, den eine Allianz mit der dominierenden Macht der Steppengebiete für beide Seiten hatte. Die Chasaren wurden zu derart wichtigen Bundesgenossen, dass im frühen 8. Jahrhundert zwei

Heiratsverbindungen zwischen den Herrscherhäusern von Chasaria und Byzanz – wie man den Teil des Römischen Reiches gewöhnlich nennt, der zu dieser Zeit noch übrig war – geschlossen wurden. [29]

Was Konstantinopel, die byzantinische Hauptstadt, anging, waren kaiserliche Ehen mit Ausländern äußerst selten. Heiratsverbindungen mit

Steppennomaden hatte es noch
nie gegeben.^[30] Diese
Entwicklung ist ein klares
Anzeichen für die Bedeutung,
die die Chasaren für Byzanz in
diplomatischer wie militärischer
Hinsicht gewonnen hatten,
während der Druck der
Muslime auf die Ostgrenze des
Reiches in Kleinasien immer
mehr zunahm. Die
Belohnungen und das Prestige,

die den chasarischen
Herrschern, den Khaganen,
durch dieses Bündnis mit dem
oströmischen Kaiserhof zuteil
wurden, wirkten sich
beträchtlich auf die chasarische
Gesellschaft aus. Die soziale
Schichtung innerhalb des
Stammes veränderte sich, als
Geschenke und
gesellschaftlicher Status von
oben nach unten an
ausgewählte Eliten

weitergereicht wurden.

Dazu kommt, dass sich andere Stämme den Chasaren freiwillig als Tributpflichtige unterstellten, um im Gegenzug Schutz und Vergünstigungen zu erhalten. Laut Ibn Fadlān hatte der Khagan fünfundzwanzig Ehefrauen, von denen jede einzelne die Tochter eines anderen Stammesführers war.^[31] Auch

eine hebräische Quelle aus dem 9. Jahrhundert erwähnt Stämme, die sich den Chasaren unterworfen hätten, wobei der Verfasser sich nicht sicher ist, ob es sich um fünfundzwanzig oder achtundzwanzig tributpflichtige Völkerschaften handelte.^[32] Völker wie die Poljanen, Radimitschen und Sewerjanen erkannten die Oberherrschaft der Chasaren

an und ermöglichten es ihnen, zur dominierenden Kraft in dem westlichen Steppengebiet zu werden, das heute Teil der Ukraine und Südrusslands ist.

[33]

Das wachsende Handelsvolumen und lange Perioden der Stabilität und des Friedens lösten eine tiefgehende Umwälzung innerhalb der chasarischen Gesellschaft aus. Die Rolle der

Stammesführung veränderte sich, wobei sich der Khagan immer weniger mit konkreten Alltagsangelegenheiten befasste und seine Stellung sich zu einem sakralen Königtum entwickelte.^[34] Auch der allgemeine Lebensstil wandelte sich. Aufgrund der starken Nachfrage nach den Produkten, die die Chasaren und ihre Vasallenstämme

anbauten, herstellten und vermarkteten, sowie nach den Fernhandelswaren, die durch ihr Gebiet transportiert wurden, entstanden überall Siedlungen, die schließlich zu Städten anwuchsen. [35]

Im frühen 10. Jahrhundert diente die geschäftige Stadt Atil als Hauptstadt und Residenz des Khagans. Auf beiden Seiten der unteren Wolga gelegen,

war ihre Einwohnerschaft kosmopolitisch. Es gab sogar getrennte Gerichte, die Streitfragen gemäß den unterschiedlichen Gewohnheitsrechten entschieden. Die Richter gehörten dabei jeweils der Glaubensrichtung an, über die sie urteilten. Man konnte sich an muslimische, christliche und sogar heidnische Rechtsprecher wenden. Wenn

diese einmal nicht zu einer Entscheidung gelangten, war die weitere Vorgehensweise festgelegt: «[Sie] übergeben [...] den muslimischen Richtern den Fall und unterwerfen sich dem Urteil, das das islamische Recht vorschreibt.»^[36]

Atil mit seinen Filzhütten, Lagerhäusern und seinem Königspalast war nur eine von vielen chasarischen

Siedlungen, die die Lebensweise der Nomaden veränderten.^[37] Ein weiteres Beispiel ist Samandar, dessen Holzhäuser ein charakteristisches Kuppeldach trugen, das wahrscheinlich den traditionellen Jurten entlehnt war. Im frühen 9. Jahrhundert lebten bereits so viele Christen in ganz Chasaria, dass man es als gerechtfertigt empfand,

nicht nur einen Bischof,
sondern sogar einen
Metropoliten – tatsächlich also
einen Erzbischof – einzusetzen.

[38] Natürlich gab es in
Samandar und Atil wie auch
andernorts neben den Christen
eine beträchtliche muslimische
Bevölkerung, was aus der Fülle
von Moscheen hervorgeht, die
laut arabischen Quellen überall
in diesem Gebiet errichtet

wurden. [39]

Die Chasaren selbst, die den Gott Teñri verehrten, traten zwar nicht zum Islam über, nahmen aber dennoch einen neuen Glauben an. Der Entscheidung ging eine längere Diskussion über die Alternativen voraus. Im Jahr 860 erschienen Gesandte in Konstantinopel und baten um die Entsendung von Priestern,

die den Chasaren die Grundlagen des Christentums näherbringen sollten. «Seit unvordenklichen Zeiten», erklärten sie, «kennen wir nur einen einzigen Gott, der über alles herrscht [...]. Jetzt drängen uns die Juden, ihre Religion und ihre Gebräuche anzunehmen, während andererseits die Araber uns zu ihrem Glauben herüberziehen wollen und uns dafür Frieden

und viele Geschenke
versprechen.»^[40]

Die Byzantiner schickten also eine Gesandtschaft los, die die Chasaren bekehren sollte. Sie wurde von Konstantin angeführt, der besser unter seinem slawischen Namen Kyrill und wegen des nach ihm benannten Alphabets bekannt ist, das er für die Slawen entwickelte: das Kyrillische.

Wie sein Bruder Method war Konstantin ein hervorragender Gelehrter. Auf seinem Weg nach Osten legte er in der Stadt Cherson einen Zwischenstopp ein und verbrachte den ganzen Winter damit, Hebräisch zu lernen und sich mit der Thora vertraut zu machen, um mit den jüdischen Gelehrten diskutieren zu können, die ebenfalls zum Hof des Khagans unterwegs waren.

[41] Als die Gesandten in der chasarischen Hauptstadt ankamen, nahmen sie an einer Reihe von hitzigen Debatten mit ihren Rivalen teil, die eingeladen worden waren, um den Islam und das Judentum zu vertreten. Konstantins Gelehrsamkeit trug dabei den Sieg davon, zumindest wenn man seiner Lebensbeschreibung glauben

darf, die sich stark auf seine Schriften stützt.^[42] Die Gesandtschaft hatte jedoch trotz Konstantins Brillanz – der Khagan erachtete seine Kommentare über die Heilige Schrift als «süß wie Honig» – keinen Erfolg. Der Herrscher der Chasaren entschied, dass das Judentum die richtige Religion für sein Volk sei.^[43]

Ein anderer Teil dieser

Geschichte wurde ein
Jahrhundert später erzählt. Als
die jüdischen Gemeinden
Tausende Kilometer weiter
westlich erfuhren, dass die
Chasaren ihre Religion
angenommen hatten, waren sie
höchst erstaunt und darauf
erpicht, mehr über das ferne
Volk zu erfahren. Es wurde
spekuliert, dass sie einer der
verlorenen israelitischen
Stämme sein könnten. Dem

Universalgelehrten Ḥasdai ben Shaprūt, der in al-Andalus – dem muslimischen Spanien – in der Stadt Cordoba lebte, gelang es schließlich, Kontakt zu dem Stamm aufzunehmen. Zuvor hatte er lange Zeit erfolglos versucht festzustellen, ob die Chasaren tatsächlich Juden waren oder ob das Ganze ein Märchen von Leuten war, die seine Gunst gewinnen wollten. Als er die Bestätigung

erhielt, dass die Chasaren den jüdischen Glauben angenommen hatten und dass sie darüber hinaus reich und «sehr mächtig» waren «und zahlreiche Armeen unterhielten», verbeugte er sich und dankte Gott im Himmel. «Ich bete für die Gesundheit meines Herrn, des Königs», schrieb er dem Khagan, «seiner Familie und seines Hauses, und dass sein

Thron ewig bestehe. Mögen seine Tage und die Tage seiner Söhne in der Mitte Israels möglichst lange dauern!»^[44]

Bemerkenswerterweise ist eine Kopie der Antwort des Khagans auf diesen Brief erhalten geblieben. Der chasarische Herrscher erläuterte darin, warum sein Stamm zum Judentum übergetreten war. Die

Entscheidung sei der großen Weisheit eines seiner Vorgänger geschuldet, der mehrere Delegationen aus Vertretern unterschiedlicher Glaubensrichtungen zusammengebracht hatte, damit sie die Vorzüge ihrer jeweiligen Religion vorbringen konnten. Der Herrscher überlegte, wie er mit all den Argumenten umgehen sollte, und fragte dann die Christen, ob der Islam

oder das Judentum der bessere Glaube sei. Als sie erwiderten, dass Ersterer auf jeden Fall schlimmer als Letzteres sei, fragte er die Muslime, ob das Christentum oder das Judentum vorzuziehen sei. Als nun die Muslime über die Christen herzogen und ebenfalls die Meinung vertraten, das Judentum sei das geringe Übel von beidem, verkündete der chasarische König, dass er zu

einem Entschluss gelangt sei:
Zweimal habe man zugegeben,
«dass die Religion der
Israeliten besser sei», erklärte
er, «deshalb entscheide ich
mich im Vertrauen auf die
Gnade Gottes und die Macht
des Allmächtigen für die
Religion Israels, das heißt die
Religion Abrahams». Danach
schickte er die Gesandtschaften
nach Hause, ließ sich
beschneiden und befahl seinen

Dienern, Gefolgsleuten und seinem ganzen Volk, es ihm gleichzutun. [45]



[Bild vergrößern]

Tatsächlich war das Judentum

bereits Mitte des
9. Jahrhunderts innerhalb der
chazarischen Gesellschaft zu
großer Bedeutung gelangt. Es
gibt sogar Hinweise darauf,
dass das Judentum schon in den
830er Jahren zur Staatsreligion
wurde: In arabischen Quellen
liest man von jüdischer
Missionierung in den
Jahrzehnten vor der Ankunft
der Gesandtschaften am Hof
des Khagans. Begräbnissitten

wandelten sich, und die Grabbeigaben verschwanden weitgehend. Der stichhaltigste Beleg aber sind eine Reihe von Silbermünzen, die in Chasaria geprägt und im Jahr 1999 im schwedischen Gotland aufgefunden wurden. Die Beschriftung dieser Münzen ist ein gutes Beispiel dafür, wie man einer vielgestaltigen Bevölkerung einen Glauben schmackhaft machen konnte.

Ihre Aufschrift feiert den größten alttestamentarischen Propheten mit dem arabischen Satz *Mūsā rasūl allāh* – «Moses ist der Gesandte Gottes». [46]

Dies war vielleicht weniger provokant, als es im ersten Augenblick klingen mag, schließlich lehrt auch der Koran ausdrücklich, dass es keinen Unterschied zwischen den Propheten gebe und der

Botschaft eines jeden von ihnen Folge geleistet werden müsse.

[47] Gerade Moses wurde in der islamischen Lehre anerkannt und verehrt. Dennoch war es Mohammed, dessen Status als Gesandter Gottes stets hervorgehoben wurde und der ein zentrales Element im *Adhān* darstellte, dem Gebetsruf, der fünfmal am Tag von der Moschee ertönte. Und so

vermittelte der Name Moses auf diesen Münzen die trotzigste Botschaft, dass die Chasaren über eine eigene, von der islamischen Welt unabhängige Identität verfügten. Wie schon bei der Auseinandersetzung zwischen dem Römischen Reich und der muslimischen Welt im späten 7. Jahrhundert wurden die Schlachten nicht nur zwischen Armeen, sondern auch über die Ideologie, die

Sprache oder eben auch die Aufschrift auf Münzen geschlagen.

Tatsächlich waren die Chasaren auf zweierlei Weise mit dem Judentum in Kontakt geraten. Erstens gab es alteingesessene jüdische Gemeinden, die sich bereits im Altertum im Kaukasus niedergelassen hatten, wobei sie wahrscheinlich von der wirtschaftlichen Entwicklung

der Steppengebiete angezogen worden waren.^[48] Laut einem Schriftsteller des 10. Jahrhunderts entschlossen sich viele weitere Juden, «aus islamischen Städten und aus dem Lande der Byzantiner» nach Chasaria auszuwandern, nachdem bekannt geworden war, dass der jüdische Glaube dort nicht nur toleriert, sondern sogar von einem

Großteil der Elite praktiziert wurde.^[49] Aus dem Briefwechsel zwischen dem chasarischen König und dem Gelehrten Ḥasdai in Cordoba aus dem 10. Jahrhundert geht hervor, dass Rabbiner unter den «Weisen Israels» aktiv rekrutiert wurden, während man gleichzeitig Synagogen und Schulen baute, um sicherzustellen, dass das

Judentum richtig vermittelt wurde. Etliche Chronisten berichten, dass in den Städten Chasarias unzählige religiöse Gebäude standen und es darüber hinaus Gerichte gab, die ihre Entscheidungen «auf der Grundlage der Thora» fällten. [50]

Der zweite Anstoß für das wachsende Interesse am Judentum kam von den

Händlern, die aus weiter Ferne ins Land kamen. Zahlreiche Quellen bezeugen, dass die jüdischen Händler etwa dieselbe Rolle spielten wie die Sogdier in der Zeit des islamischen Aufstiegs, als diese eine Verbindung zwischen China und Persien herstellten. Die jüdischen Kaufleute waren äußerst sprachgewandt und beherrschten laut einer Quelle fließend «Arabisch, Persisch,

Lateinisch, Fränkisch,
Andalusisch und Slawisch». ^[51]

Im Mittelmeerraum ansässig,
scheinen sie regelmäßig nach
Indien und China gereist zu
sein, von wo sie mit Moschus,
Aloeholz, Kampfer, Zimt «und
anderen östlichen Waren»
zurückkehrten. Mit diesen
Waren handelten sie entlang
einer Kette von Häfen und
Städten, die die Märkte in

Mekka, Medina und Konstantinopel sowie Städte an Euphrat und Tigris bedienten.

[52] Sie nutzten jedoch auch Überlandrouten. Dabei wählten sie entweder eine südliche Route über Bagdad und Persien nach Zentralasien und schließlich China, oder sie zogen auf dem Weg nach Balch und das Land jenseits des Oxus durch das Gebiet der

Chasaren.^[53] Einer der wichtigsten Orte auf dieser Achse war Ray, etwas südlich des Kaspischen Meeres im heutigen Iran gelegen, eine Stadt, die als Umschlagplatz von Waren aus dem Kaukasus, Ostasien, Chasaria und anderen Orten in den Steppengebieten diente. Allerdings mussten diese Güter anscheinend erst einmal in die Stadt Jurjan (das

heutige Gorgan im Nordiran) gebracht werden, wahrscheinlich um sie verzollen zu lassen, bevor sie nach Ray weiterbefördert wurden. «Am erstaunlichsten ist», wunderte sich ein arabischer Autor des 10. Jahrhunderts, «dass Ray tatsächlich das Handelszentrum der Welt darstellt.»^[54]

Auch Kaufleute aus

Skandinavien witterten ihre Chance. Wenn wir an die Wikinger denken, erscheinen unweigerlich Bilder von Angriffen über die Nordsee auf Großbritannien und Irland vor unserem Auge, von Langschiffen mit einem Drachenkopf am Steven, die voller Männer aus dem Nebel auftauchen, denen der Sinn nur nach Plünderung und Vergewaltigung steht.

Vielleicht denken wir auch über die Frage nach, ob die Wikinger tatsächlich Jahrhunderte vor Christoph Kolumbus und anderen Seefahrern Nordamerika erreicht haben. Dabei zogen die tapfersten und härtesten Männer nicht nach Westen, sondern nach Osten und Süden. Viele gewannen auf diese Weise ein Vermögen und großen Ruhm – in ihrer Heimat

und auch in den neuen
Ländern, die sie eroberten. Die
Spuren, die sie dabei
hinterließen, waren nicht so
flüchtig wie in Nordamerika. Im
Osten gründeten sie sogar
einen neuen Staat, der nach
den Händlern, Reisenden und
Räubern benannt war, die die
großen Flusssysteme zwischen
Ostsee und Kaspischem sowie
Schwarzem Meer nutzten.
Diese Männer wurden als die

Rus oder *Rhos* bekannt. Der Name geht womöglich auf ihr auffallendes rotes Haar, wahrscheinlicher jedoch auf ihre Ruderfähigkeiten zurück. Sie wurden zu den Vätern Russlands. [55]

Es waren die Verlockungen des Handels und der Reichtümer in der islamischen Welt, die die Wikinger oder Waräger veranlassten, sich auf

die Reise in Richtung Süden zu
begeben. Seit Anfang des
9. Jahrhunderts kamen Männer
aus Skandinavien in Kontakt mit
der Welt der Steppe und dem
Kalifat von Bagdad. Entlang der
Oder, der Newa, der Wolga und
des Dnjepr schossen zahlreiche
Siedlungen aus dem Boden.
Diese neuen Stützpunkte
entstanden als eigenständige
Märkte für ihre Umgebung und
Handelsstationen für Kaufleute,

die Waren aus dem Süden oder in den Süden brachten. Staraja Ladoga, Rurikowo Gorodischtsche, Beloosero und Nowgorod (wörtlich «Neustadt») wurden zu Umschlagplätzen, mit denen sich die großen eurasischen Handelswege bis in die fernsten Winkel Nordeuropas verlängerten. ^[56]

Die Langschiffe, die in der

volkstümlichen Vorstellung von den Wikingern einen derart großen Platz einnehmen, wurden von den warägischen Rus angepasst und verkleinert. So war es möglich, die Boote über kurze Entfernungen von einem Fluss oder See zum anderen zu tragen. Man begab sich in Konvois auf die lange und gefährliche Reise. Ein Text, der in der Mitte des 10. Jahrhunderts in

Konstantinopel

zusammengestellt wurde und auf Informationen beruhte, die von byzantinischen Agenten gesammelt worden waren, beschreibt die tückischen Bedingungen, mit denen die Männer auf ihrer Fahrt nach Süden zu kämpfen hatten. Eine Reihe von Stromschnellen auf dem Dnjepr war besonders heikel: Eine Engstelle im Fluss hatte «in ihrer Mitte fest im

Boden verwurzelte, hohe
Felsen, die wie Inseln aufragen.
Das Wasser, das ihnen
zuströmt, über sie hinwegfließt
und dann in den unteren Teil
hinabstürzt, verursacht ein
mächtiges und
furchterregendes Getöse.»
Diesem Hindernis hatte man
mit einem gewissen trockenen
Humor den Spitznamen
«Schlafe nicht» gegeben. ^[57]

Derselbe Bericht erwähnt, dass die Rus stets Gefahr liefen, von Räubern überfallen zu werden, die ihre Chance erkannten, die erschöpften Reisenden, die diese Stromschnellen passierten, in kürzester Zeit auszunehmen. Nomadische Petschenegen griffen urplötzlich aus dem Hinterhalt an, wenn die Boote aus dem Wasser gezogen wurden, schnappten sich die

Handelswaren und
verschwanden blitzschnell
wieder im Hinterland. Wenn die
Skandinavier die gefährlichen
Stellen ohne Verluste
überwunden hatten, waren sie
derart erleichtert, dass sie sich
auf einer Insel im Fluss
versammelten und Hähne
opferten oder Pfeile in heilige
Bäume steckten, um ihren
heidnischen Göttern zu

danken. [58]

Diejenigen, die es bis zu den Märkten um das Schwarze und das Kaspische Meer herum schaffen wollten, mussten, gelinde gesagt, äußerst robust sein. «Sie haben große Ausdauer und Widerstandskraft», notierte ein muslimischer Berichterstatter mit Bewunderung. [59] Ibn Fadlān schrieb, dass die Rus

«groß wie Dattelpalmen» seien. Vor allem aber trugen sie zu jeder Zeit Waffen und waren deshalb sehr gefährlich. «Jeder von ihnen hat eine Axt, ein Schwert und ein Messer bei sich.» [60]

Dabei benahmen sich die Rus wie eine hartgesottene Verbrecherbande. Obwohl sie in engem Verbund gegen ihre Feinde kämpften, trauten sie

sich gegenseitig nicht über den Weg. «Sie gehen nie allein hinaus, um sich zu erleichtern», berichtete ein arabischer Autor, «sondern nehmen zu ihrem Schutz immer drei Gefährten mit, die ein Schwert tragen, denn sie haben wenig Vertrauen ineinander.» Niemand zögerte, einen Kameraden auszurauben, selbst wenn dies bedeutete, dass man

ihn umbringen musste.^[61] Die Rus feierten regelmäßig Orgien und hatten keinerlei Hemmungen, mit einer Frau zu schlafen, während die anderen zusahen. Wenn auf der Fahrt jemand krank wurde, ließ man ihn einfach zurück. Auch ihr Aussehen fügte sich ins Bild: «Jeder von ihnen hat vom Rande des Nagels bis zum Hals in dunkelgrüner Färbung

Bäume, Figuren und anderes eintätowiert.»^[62] Es waren harte Männer für harte Zeiten.

Sie handelten mit Wachs, Bernstein und Honig sowie mit ausgezeichneten Schwertern, die in der arabischsprachigen Welt sehr bewundert wurden. Ein anderer Handelszweig war noch lukrativer und spülte eine Menge Geld über die Flusssysteme Russlands in den

skandinavischen Norden.

Davon zeugen die vielen feinen Seidenstoffe aus Syrien, Byzanz und sogar China, die man in Gräbern überall in Schweden, Dänemark, Finnland und Norwegen gefunden hat. Dabei kann es sich nur um einen winzigen Teil der Textilien handeln, die man damals in die Heimat zurückbrachte. Die meisten haben die Zeiten nicht

überdauert. [63]

Es sind jedoch die Münzen, die den umfangreichen Handel mit Gütern aus weit entfernten Gegenden am eindrucklichsten belegen. Erstaunlich reiche Münzfundstätten säumen die Ufer der großen Flüsse, die die Waräger auf ihrem Weg nach Norden befuhren. In ganz Nordrussland, Finnland, Schweden und vor allem auf

Gotland, der größten schwedischen Insel, hat man solche Stätten entdeckt. Hier wird deutlich, dass die warägischen Rus durch den Handel mit den Muslimen und den Randgebieten des Bagdader Kalifats eine Unmenge Geld verdienen.^[64] Ein führender Fachmann für Währungsgeschichte schätzt, dass durch den Handel mit den

islamischen Ländern mehrere zehn Millionen, wenn nicht sogar Hunderte von Millionen Silbermünzen in den skandinavischen Raum flossen. Nach heutigen Begriffen handelte es sich also um ein Multi-Milliarden-Dollar-Geschäft. ^[65]

Der Gewinn musste allerdings auch beträchtlich sein, damit er die Entfernungen und die

Gefahren aufwog, die eine Reise von Skandinavien zu einem so entfernten Ort wie dem Kaspischen Meer notwendigerweise mit sich brachte. Immerhin handelte es sich um eine Fahrt von beinahe fünftausend Kilometern. Dabei überrascht es kaum, dass man Güter in großen Mengen verkaufen musste, um einen ausreichenden Gewinn zu erzielen. Es gab mehrere

Waren, die man in den Süden beförderte – am wichtigsten waren jedoch die Sklaven.

Siebtes Kapitel

Was West und Ost verbindet - der lange Weg der Sklaven

Die Rus waren völlig skrupellos, wenn es darum ging, die örtliche Bevölkerung zu versklaven und in den Süden zu bringen. Berühmt für «ihre

Größe, Statur und Tapferkeit», besaßen die warägischen Rus laut einem arabischen Autor «keine bebauten Felder» und lebten «vom Raub». ^[1] Dabei fiel ihnen vor allem die lokale Bevölkerung zum Opfer. Sie nahmen so viele Menschen gefangen, dass man deren Namen – Slawen – auf all jene übertrug, die man ihrer Freiheit beraubte: Sklaven.

Allerdings gingen die Rus mit ihren Gefangenen sorgsam um. «Sie behandeln die Sklaven gut und kleiden sie angemessen, denn für die Rus sind sie eine Handelsware», notierte ein Zeitgenosse. ^[2] Die Sklaven wurden auf Booten entlang des Flusssystems befördert. Auch wenn es die Stromschnellen des Dnjepr zu überwinden galt, nahm man ihnen die Fesseln

nicht ab – die eigene Sicherheit ging vor.^[3] Schöne Mädchen erzielten besonders hohe Preise. Man verkaufte sie an Händler in Chasaria oder dem Gebiet der Wolgabulgaren, die sie dann weiter südwärts transportierten – allerdings nicht bevor ihr bisheriger Herr noch einmal mit ihnen Geschlechtsverkehr hatte.^[4]

Die Sklaverei war für die

Wikinger ein wesentlicher Bestandteil ihrer Gesellschaft und Wirtschaft. Dies galt keinesfalls nur für den Osten. Umfangreiche Quellen und Funde von den Britischen Inseln zeigen, dass das wahllose Plündern, Vergewaltigen und Niedermetzeln der Ortsbevölkerung nicht das Hauptziel der Langschiffüberfälle war, wie es sich die Nachgeborenen mit

wohligem Schaudern bis heute vorstellen. Vielmehr hatte man es darauf abgesehen, lebende Handelsware zu beschlagnahmen.^[5] «Schütze uns, Herr, vor den wilden Nordmännern, die unser Land zerstören», lautete ein Gebet aus dem Frankreich des 9. Jahrhunderts. «Sie führen [...] unsere kleinen unberührten Jungen fort. Wir

bitten Dich, uns vor diesem Übel zu bewahren.»^[6] An den Sklavenwegen, vor allem in Nord- und Osteuropa, wurden zahlreiche Fußseisen, Handfesseln und Fesselschlösser gefunden. Neueste Forschungen weisen darauf hin, dass Steinpferche, von denen man bisher dachte, sie seien für das Vieh bestimmt gewesen, tatsächlich dazu

dienten, Menschen festzuhalten, die an Orten wie Nowgorod zum Verkauf standen. Der Markt dieser nordrussischen Stadt lag bezeichnenderweise an der Kreuzung der Haupthandelsstraße und der sogenannten Sklavenstraße.^[7]

Obwohl einige Skandinavier den örtlichen Herrschern, wie etwa dem Dänenkönig, «Tribut

leisteten», damit sie «Raubzüge gegen die Barbaren» unternehmen durften, war ihre Begierde nach dem Profit aus der Sklaverei so stark, dass sie mehr als bereit waren, sich auch gegenseitig zu versklaven, «sobald einer den anderen gefangen» hatte. Dies berichtete zumindest ein kundiger Kleriker, der im 11. Jahrhundert eine Chronik des Erzbistums Hamburg

verfasste, in der die
Verhältnisse in Nordeuropa
dargestellt wurden. Was dann
geschah, lag auf der Hand: Bei
der ersten Gelegenheit wurde
die Beute «ohne Erbarmen als
unfreier Knecht an einen
Freund oder Barbaren»
verkauft. [8]

Viele Sklaven waren für
Skandinavien selbst bestimmt.
Wie aus einem berühmten

altnordischen Gedicht, dem
«Lied von Rig» (*Rígsþula*),
hervorgeht, bestand die
Gesellschaft aus drei Ständen:
dem Adel (*jarlar*), den Freien
(*karlar*) und den Sklaven
(*ðrælar*).^[9] Die größere Zahl
an Sklaven wurde jedoch
dorthin befördert, wo man für
besonders attraktive Exemplare
dieser Handelsware gutes Geld
bezahlte. Nirgendwo gab es

eine größere Nachfrage und eine höhere Kaufkraft als auf den lebhaften und reichen Märkten in Atil, die Bagdad und andere asiatische Städte sowie den Rest der muslimischen Welt, einschließlich Nordafrikas und Spaniens, mit Sklaven belieferten.

Dass man bereit und in der Lage war, hohe Preise zu zahlen, brachte den Warägern beträchtliche Gewinne ein und

kurbelte die gesamte nordeuropäische Wirtschaft an. Nach den Münzfunden zu schließen kam es gegen Ende des 9. Jahrhunderts zu einem Handelsaufschwung und einem starken Wachstum im Ostseeraum, in Südschweden und in Dänemark, wo Städte wie Haithabu, Birka, Wolin und Lund rasch expandierten. Die Fundorte, die sich über ein immer größeres Gebiet entlang

der russischen Flüsse
erstrecken, zeigen ein stetig
steigendes Handelsniveau.
Dabei nahmen vor allem die
Funde jener Münzen stark zu,
die in Zentralasien geprägt
wurden. Sie stammten vor
allem aus Samarkand,
Taschkent (einst bekannt unter
dem Namen Schasch), Balch
und anderen Orten an den
traditionellen Handels-,
Transport- und Verkehrswegen,

die in das Gebiet des heutigen Afghanistans führten.^[10]

In diesen kapitalkräftigen Städten herrschte eine enorme Nachfrage nach Sklaven, und zwar nicht nur nach denen aus dem Norden. Auch jene aus Schwarzafrika waren beliebt: Ein einzelner Händler brüstete sich, dass er auf den Märkten in Persien zwölftausend schwarze Sklaven verkauft habe.^[11]

Lediglich Sklaven aus den Turkstämmen Zentralasiens konnten ihnen den Rang ablaufen. Man schätzte sie vor allem wegen ihres Muts und ihrer Findigkeit. Wenn es um die Auswahl «der kostbarsten Sklaven» gehe, vermerkte ein anderer Berichterstatter, kämen die besten «aus dem Land der Türken. Unter allen Sklaven dieser Erde kommen keine den türkischen

gleich.»^[12]

Man erhält eine gute Vorstellung vom Ausmaß des Sklavenhandels in dieser Zeit, wenn man ihn mit der Sklaverei im Römischen Reich vergleicht, die weit genauer erforscht ist. Jüngste Untersuchungen legen nahe, dass das römische Imperium auf dem Höhepunkt seiner Macht jährlich zweihundertfünfzigtausend bis

vierhunderttausend neue Sklaven benötigte, um seine Sklavenbevölkerung aufrechtzuerhalten.^[13] Geht man von einer vergleichbaren Nachfrage aus, war der Markt – und damit auch die Zahl der verkauften Sklaven – in der arabischsprachigen Welt sogar bedeutend größer. Immerhin reichte diese von Spanien bis nach Afghanistan. In einem

zeitgenössischen Bericht heißt es, ein Kalif und seine Frau hätten jeweils tausend Sklavenmädchen besessen, während ein anderer sogar viertausend sein Eigen genannt haben soll. In der muslimischen Welt waren Sklaven also ebenso allgegenwärtig – und ohne gesellschaftliche Mitsprache – wie in Rom. ^[14]

Rom bietet auch einen

nützlichen Vergleichspunkt, wenn man sich vor Augen führen will, wie der Handel mit Sklaven vonstattenging. In der römischen Welt wetteiferten die Reichen um den Besitz unfreien Dienstpersonals, das von jenseits der Reichsgrenzen stammte. Diese Sklaven waren wie Kuriositäten, die wegen ihres ungewöhnlichen Aussehens und des Gesprächsstoffs, den sie boten,

besonders begehrt waren. Auch persönliche Vorlieben spielten beim Erwerb eine Rolle. So bestand etwa ein reicher adliger Amtsträger darauf, dass seine Sklaven gut zueinander passten und alle gleich attraktiv und gleich alt waren.^[15] Ähnliche sehr individuelle Vorstellungen herrschten auch bei reichen Muslimen, wie spätere

Ratgeber für den Sklavenkauf deutlich machen. «Von allen schwarzen», schrieb ein Verfasser im 11. Jahrhundert, «sind die nubischen Frauen die anmutigsten, sanftesten und höflichsten. Ihre Körper sind schlank mit einer glatten und weichen Haut, regelmäßig und wohlgestaltet [...]. Sie achten ihre Herren, als seien sie geschaffen worden, um zu dienen.» Die Frauen des

Bedscha-Volks, die aus dem Gebiet des heutigen Sudans, Eritreas und Ägyptens stammten, «haben einen goldenen Teint, schöne Gesichter, grazile Körper und eine zarte Haut. Sie geben angenehme Bettgespielinnen ab, wenn man sie aus ihrem Lande holt, solange sie noch jung sind.» Auch vor tausend Jahren konnte man sich die Liebe nicht mit Geld erkaufen,

aber es half einem zu
bekommen, was man wollte. ^[16]

«Wenn du einen Sklaven
kaufst, dann sei vorsichtig», rät
eine persische Schrift aus dem
11. Jahrhundert, die als
Qābusnāme bekannt wurde.

«Denn Menschen kaufen ist
eine schwierige Kunst, weil es
viele Sklaven gibt, die gut
erscheinen, wenn du sie aber
mit mehr Sachkunde

betrachtest, das Gegenteil davon sind. Die Mehrzahl der Menschen ist der Meinung, dass der Ankauf von Sklaven den sonstigen Geschäften, die man auf dem Basar tätigt, gleichzusetzen ist» – tatsächlich gehöre der Sklavenkauf jedoch «in das Fachgebiet der <Philosophie>». ^[17] Habe der Sklave «gelbfarbige Wangen», solle man vom Erwerb absehen,

denn diese seien ein sicheres Zeichen für Hämorrhoiden.

«Hüte dich, einen Rothaarigen zu nehmen, besonders wenn er glattes Haar hat. Auch sollen seine Augen weder schwach noch feucht sein; denn ein solcher ist entweder ein Liebhaber der Frauen oder ein Kuppler.» Ein Stück weiter heißt es: «Wenn du einen Sklaven kaufst, so musst du ihn nehmen und zu Boden legen,

dann musst du ihm auf beide Hüften drücken und scharf beobachten, ob er dabei Schmerz empfindet oder eine Geschwulst hat.» Nachdem man nach «all diesen verborgenen Krankheiten» geforscht habe, solle man die offensichtlichen feststellen, als da wären Mundgeruch, Schwerhörigkeit und Stottern. Zu prüfen ist außerdem «die Dicke des Zahnfleischs». Folge man

diesen Anweisungen (und einer Menge weiterer), erklärt der Verfasser, werde man nicht enttäuscht werden. [18]

In ganz Mitteleuropa florierten die Sklavenmärkte. Männer, Frauen und Kinder wurden nicht nur in den Osten, sondern etwa auch an den Hof von Cordoba verkauft, wo es im Jahr 961 mehr als dreizehntausend

slawische Sklaven gab.^[19] In der Mitte des 10. Jahrhunderts war Prag ein großes Handelszentrum geworden, das warägische Rus und muslimische Händler anzog, die dort mit Zinn, Fellen und Menschen handelten. Auch in anderen böhmischen Städten ließen sich neben Weizen, Gerste und Hühnern auch Sklaven kaufen – allesamt

Güter, die laut einem jüdischen Reisenden «wertbeständig» waren und zu einem vernünftigen Preis angeboten wurden. [20]

Sklaven wurden muslimischen Herrschern oft auch als Geschenk dargebracht. Zu Beginn des 10. Jahrhunderts ließ etwa Bertha von Lothringen, die Tochter des fränkischen Königs

Lothar II. und Gattin des Markgrafen von Tuszien, dem abbasidischen Kalifen al-Muktafi in Bagdad eine ganze Reihe wertvoller Geschenke überbringen. Darunter fünfzig Schwerter und Schilde, zehn Jagdhunde und vierzehn Jagdfalken – sowie zwanzig slawische Eunuchen und ebenso viele besonders schöne slawische Mädchen. Die Blüte der Jugend aus einem Teil der

Welt wurde aus politischen Gründen in einen anderen Teil verschleppt, um dort einem Machthaber Vergnügen zu bereiten. [21]

Gerade der Fernhandel hatte damals bereits einen beträchtlichen Umfang angenommen. Als Ibrāhīm ibn Ya'qūb durch Mainz kam, war er erstaunt, was er auf den dortigen Märkten vorfand:

«Seltsam ist auch, dass es dort Gewürze gibt, die nur im fernsten Morgenlande vorkommen, während sie [die Stadt Mainz] im fernsten Abendland liegt, z.B. Pfeffer, Ingwer, Gewürznelken, Spikanard, Costus- und Galgantwurzeln; sie werden aus Indien importiert, wo sie in Menge vorkommen.» Ebenso überraschend fand er, dass man in Mainz auch Silberdirhams als

Zahlungsmittel verwendete, wobei einige dieser Münzen sogar in Samarkand geprägt worden waren. [22]

Tatsächlich war die Bedeutung der Münzen aus der muslimischen Welt in noch weit fernerer Gegenden spürbar – was noch eine ganze Zeitlang so bleiben sollte. Bereits um das Jahr 800 nahm sich König Offa von Mercia in England, der

Erbauer des berühmten
Schutzwalls gegen die Einfälle
der Waliser, die islamischen
Goldmünzen für seine eigene
Währung zum Vorbild. Er
prägte Münzen mit der
Legende *Offa rex* («König
Offa») auf der einen und der
fehlerhaften Kopie eines
arabischen Schriftzugs auf der
anderen Seite, obwohl dies für
die Nutzer der Münzen in
seinem Königreich vermutlich

gleichgültig war.^[23] Auch ein großer Hortfund aus Cuerdale in Lancashire, der heute im Ashmolean Museum in Oxford aufbewahrt wird, enthält zahlreiche abbasidische Münzen, die im 9. Jahrhundert geprägt wurden. Dass dieses Geld bis zu den damals so abgelegenen Britischen Inseln gelangte, zeigt, wie weit der Einfluss der Märkte der

islamischen Welt reichte.

Die Waren und Güter, die ab dem 9. Jahrhundert nach Europa gebracht wurden, die Gewürze und Arzneien, die in den Quellen zunehmend als gefragter Luxus oder Medizinbedarf auftauchen, wurden durch einen groß angelegten Menschenhandel finanziert. ^[24] Von der beinahe unersättlichen Nachfrage nach

Sklaven profitierten jedoch nicht nur die warägischen Rus. Auch Kaufleute aus Verdun machten mit Eunuchen, die sie gewöhnlich an Muslime in Spanien vertrieben, Riesengewinne. Daneben beteiligten sich jüdische Fernhändler an dem Verkauf «junger Mädchen und Jungen» und Eunuchen, wie aus arabischen Quellen dieser Zeit

hervorgeht.^[25] Andere Quellen bestätigen die Rolle, die jüdische Händler bei der Einfuhr von «Mädchen und Jungen» aus Europa in die islamischen Länder spielten. Bei der Ankunft ließen sie die jungen Männer oft kastrieren – wahrscheinlich als grausames Zertifizierungsverfahren.^[26]

Der Sklavenhandel versprach gute Gewinne, und so wurden

nicht nur europäische Sklaven
in den Osten gebracht;
Berichten zufolge unternahmen
muslimische Unternehmer vom
Osten Irans aus auch selbst
Raubzüge in die slawischen
Länder. Allerdings «beließ»
man den dort gefangenen
Sklaven ganz bewusst «ihre
Männlichkeit und verstümmelte
nicht ihre Körper». [27]

Die Käufer aber schätzten

Eunuchen und ließen die Sklaven daher häufig doch noch kastrieren. Wenn man von slawischen Zwillingen einen entmanne, schrieb ein arabischer Autor aus dieser Zeit, werde dieser später geschickter und «von lebhafterer Intelligenz und Konversationsfähigkeit» sein als der Bruder, der unwissend und dumm bleibe und die angeborene Einfalt der Slawen

zeige. Man glaubte also, die Kastration würde den slawischen Geist reinigen und verbessern. ^[28] Diese Maßnahme wirke tatsächlich, versicherte derselbe Verfasser, allerdings nicht bei «den Schwarzen», deren «natürliche Fähigkeiten» durch diese Operation negativ beeinflusst würden. ^[29] Der Handel mit slawischen Sklaven war so

lebhaft, dass er selbst die arabische Sprache beeinflusste: Das Wort für Eunuch (*ṣiqḷabī*) kommt von der ethnischen Bezeichnung für die Slawen (*ṣaqālibī*).

Das Aktionsfeld der muslimischen Händler reichte über den gesamten Mittelmeerraum. Männer, Frauen und Kinder wurden aus ganz Nordeuropa nach Marseille gebracht, wo es einen

geschäftigen Sklavenmarkt gab. Irische und flämische Sklaven wurden zuvor oft auf kleineren Märkten wie etwa in Rouen an Zwischenhändler veräußert.^[30] Rom war ein weiteres wichtiges Sklavenhandelszentrum, wenngleich dort einige dieses Treiben äußerst abstoßend fanden. Im Jahr 776 prangerte Papst Hadrian I. an, dass man mit Menschen wie mit Vieh

handele. Vor allem verdamnte er den Verkauf von Männern und Frauen an die «unsägliche Rasse der Sarazenen». Er erklärte allerdings auch, dass etliche Sklaven die Schiffe nach Osten freiwillig bestiegen hätten, da sie aufgrund der jüngsten Hungersnot und ihrer «vernichtenden Armut keine andere Hoffnung mehr sahen, am Leben zu bleiben». Trotzdem sei man selbst «nie zu

einer solch schändlichen Tat herabgesunken», Mitchristen zu verkaufen, schrieb er, «und möge Gott verhüten, dass wir dies jemals tun werden».^[31] In der mediterranen und arabischen Welt war die Sklaverei so allgegenwärtig, dass noch heute übliche Grußformeln auf den Menschenhandel zurückverweisen. In ganz

Italien begrüßen sich die Menschen mit *schiavo*, einem Ausdruck aus dem venezianischen Dialekt. Dabei bedeutet *ciao*, wie es meist geschrieben wird, nicht etwa «hallo», sondern «ich bin dein Sklave». [32]

Auch andere betrachteten es als unannehmbar, Christen zu versklaven und an Muslime zu verkaufen. Dazu zählte

Rimbert, der Erzbischof von Bremen, der im späten 9. Jahrhundert «auf einer Reise nach Dänemark» in «Sliaswig» (Schleswig) beobachtete, «wie man Christensklaven in Ketten vorbeiführte». Ihn überfiel ein solches Mitleid, dass er sie sofort freikaufte, indem er «sein Ross» in Zahlung gab. Es steht zu bezweifeln, dass er das für Andersgläubige ebenso

getan hätte.^[33] Zudem teilten diese Sensibilität nicht alle. Zu denen, die keinerlei Skrupel hatten, sich an dem Handel mit christlichen Sklaven zu beteiligen, gehörten die Bewohner einer wenig versprechenden Lagune an der Nordküste der Adria. Der Reichtum, den sie durch den Sklavenhandel und das damit verbundene menschliche Leid

anhäuften, bildete die Grundlage dafür, dass ihre Inselsiedlung zu einem Kronjuwel des mittelalterlichen Mittelmeers wurde: Venedig.

Die Venezianer waren von Anfang an außerordentlich erfolgreiche Geschäftsleute. Aus den Sümpfen der Ufer erhob sich bald eine glanzvolle Stadt voller prächtiger Kirchen und wunderbarer Palazzi, die mit den Erlösen aus dem

ertragreichen Orienthandel errichtet worden waren.

Betrachten wir heute die Zeugnisse von Venedigs glorreicher Vergangenheit, ist uns meist nicht bewusst, dass an ihrem Beginn die Bereitschaft stand, künftige Generationen in die Sklaverei zu verkaufen. Die venezianischen Kaufleute beteiligten sich bereits in der zweiten Hälfte des

8. Jahrhunderts am
Sklavenhandel, als Venedig
noch eine Siedlung war. Es
dauerte einige Zeit, bis er
größere Gewinne abwarf. Dass
er dies schließlich tat, bezeugt
eine ganze Reihe von
Verträgen, in denen die
Venezianer Einschränkungen
ihrer Sklavenverkäufe
zustimmten. Dazu gehörte
auch, diejenigen Sklaven in
andere Städte Italiens

rückzuführen, die illegal zum Verkauf nach Venedig gebracht worden waren. Diese Vereinbarungen waren zumindest teilweise eine Reaktion auf den wachsenden Erfolg der Stadt. All jene, die sich vom Wohlstand und der Wirtschaftsmacht der Venezianer bedroht fühlten, sahen darin ein Mittel, ihnen die Flügel zu stutzen.^[34]

Auf kurze Sicht wurden diese Einschränkungen umgangen, indem man Sklavenfangexpeditionen losschickte, die Nichtchristen aus Böhmen und Dalmatien in ihre Gewalt brachten, um sie anschließend gewinnbringend zu verkaufen.^[35] Langfristig ging das Geschäft weiter wie zuvor. Verträge aus dem späten 9. Jahrhundert deuten darauf

hin, dass Venedig den
unterschiedlichen
Landesfürsten leere
Versprechungen gab, wenn
diese sich sorgten, dass nicht
nur Sklaven, sondern auch
Freie aus ihren
Herrschaftsbereichen verkauft
wurden. Man warf den
Venezianern vor, sie würden
bewusst die Untertanen von
Nachbargebieten versklaven,
ohne Rücksicht darauf, ob diese

Christen seien oder nicht. [36]

Schließlich nahm der
Sklavenhandel – zumindest der
aus Ost- und Mitteleuropa –
doch langsam ab. Dies lag unter
anderem daran, dass die
warägischen Rus den
Fernhandel vernachlässigten
und sich auf die
Schutzgelderpressung
konzentrierten. Dabei hatten
sie es vor allem auf die

Einkünfte abgesehen, die die Chasaren aus den Handelsströmen erzielten, die durch Städte wie Atil flossen. Man hatte begonnen, sämtliche durch das chasarische Territorium beförderten Waren mit Zöllen zu belegen. Die berühmte persische geographische Abhandlung *Hudūd al-‘Ālam* behauptete sogar, dass die Steuer- und Zolleinnahmen die Grundlage

der chasarischen Wirtschaft bildeten: «Die Annehmlichkeiten und der Wohlstand des Königs der Chasaren stammt meistens von den Zöllen und dem Seehandel.»^[37] Auch andere muslimische Berichterstatter wiesen auf die beträchtlichen Erträge hin, die die chasarischen Behörden aus den kommerziellen Aktivitäten

bezogen. Dazu gehörte auch eine Vermögenssteuer, die jeder Einwohner der Hauptstadt zu entrichten hatte.
[38]

Dies und die Tribute, die die verschiedenen Untertanenstämme dem Khagan zahlen mussten, erregten natürlich auch die Aufmerksamkeit der warägischen Rus. Ein Stamm nach dem anderen wurde

gezwungen, sich den neuen aggressiven Oberherren zu unterwerfen. In der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts zahlten die slawischen Stämme nicht nur Tribute an die Skandinavier; diese verboten ihnen auch, ihren alten Herren weiterhin Tribute zu entrichten: «Er [Oleg, der Anführer der Rus] ließ nicht zu, dass sie den Chasaren Tribut zahlen, indem er sagte: ‹Ich

stehe gegen sie; und ihr habt keinen Anlass dazu [...]. Gebt nicht den Chasaren, sondern gebt mir!»^[39] Ähnlich gingen die Wikinger auch in anderen Gegenden Europas vor, etwa in Irland, wo Schutzgeldzahlungen den Menschenhandel allmählich ersetzten. Nachdem sie jedes Jahr einen Angriff der Wikinger erleiden mussten, erklärten

sich die Iren laut den *Annalen von St. Bertin* dazu bereit, jährliche Abgaben an die Störenfriede zu leisten, um künftig in Ruhe gelassen zu werden. ^[40]

Im Osten führte der stetig zunehmende Druck nach kurzer Zeit zu einer direkten Konfrontation zwischen den Rus und den Chasaren. Nachdem die Nordmänner eine

Reihe von muslimischen Handelsorten und Küstensiedlungen am Kaspischen Meer geplündert hatten, wobei sie so lange «Blut vergossen», bis «sie reiche Beute gemacht hatten und ihres Treibens überdrüssig geworden waren», griffen sie die Chasaren selbst an.^[41] Im Jahr 965 wurde Atil erobert, ausgeraubt und völlig zerstört.

«Wenn an einem Zweig noch ein Blatt war, riss es einer der Rus ab und nahm es mit», schrieb ein Berichterstatter.

«Keine einzige Traube, ja nicht einmal eine Beere blieb übrig.»^[42] Als die Chasaren von der Landkarte getilgt waren, flossen die Gewinne aus dem Handel mit der muslimischen Welt in noch größeren Mengen nach

Nordeuropa – wie die Zahl der Münzhorte beweist, die man entlang der russischen Wasserwege gefunden hat. [43]

Am Ende des 10. Jahrhunderts waren die Rus zur dominierenden Macht in der westlichen Steppe geworden. Sie kontrollierten ein Gebiet, das vom Kaspischen Meer entlang der Nordküste des

Schwarzen Meeres bis zur
Donau reichte. Eine Quelle gibt
Auskunft über die Dynamik der
Märkte, die ihnen jetzt zur
Verfügung standen. «Dort
kommen alle Güter zusammen:
von den Griechen edle Tuche,
Gold, Wein und
verschiedenartige Früchte, aus
Böhmen und Ungarn Silber und
Rosse, aus der Rus' aber
Pelzwerk und Wachs, Honig

und Sklaven.»^[44] Allerdings übten die Rus keine absolute Herrschaft über ihre Gebiete aus. Da man um Ressourcen wetteiferte, waren die Beziehungen zu anderen Stämmen oft angespannt und gereizt. Das zeigt etwa das Schicksal eines bedeutenden Fürsten der Rus, der von petschenegischen Steppennomaden rituell

hingerichtet wurde: «Sie erschlugen ihn, nahmen seinen Kopf, und aus seinem Schädel machten sie einen Pokal, und sie tranken aus ihm.»^[45]

Dennoch konnten die Rus ihre Kontrolle über die Wasserstraßen und die Steppe im Laufe des 10. Jahrhunderts weiter festigen. Daraufhin wurden die Handelswege in südlicher Richtung zunehmend

sicherer, und die wirtschaftliche, religiöse und politische Ordnung richtete sich neu aus – nicht zuletzt deshalb, weil das Kalifat in Bagdad nach fast dreihundert Jahren Stabilität und Wohlstand immer mehr in die Krise geriet. Der Wohlstand hatte die Verbindungen zwischen dem Zentrum und den Außenregionen des Reiches gelockert, was zu Reibungen

führte, als die örtlichen Regenten sich eine eigene Machtbasis schufen und miteinander in Konflikt gerieten. Welche Gefahren dies barg, zeigte sich in aller Deutlichkeit, als Basra im Jahr 923 von schiitischen Aufständischen geplündert wurde. Sieben Jahre später griffen sie sogar Mekka an und entführten den heiligen Schwarzen Stein aus der

Kaaba. [46]

Eine Reihe ungewöhnlich kalter Winter Mitte der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts verschlimmerte die Lage noch weiter. Die Lebensbedingungen waren so schlecht, dass es immer häufiger zu Hungersnöten kam. Nicht selten mussten die Menschen «Gerstenkörner aus dem Mist von Pferden und

Eseln klauben, um sie zu essen», schrieb ein Autor. Es brachen Unruhen aus, und die öffentliche Ordnung kollabierte ein ums andere Mal.^[47] Ein armenischer Chronist berichtete, dass in den fünfziger Jahren nach sieben aufeinanderfolgenden Missernten «viele verrückt wurden» und einander ohne jeden Grund angriffen.^[48]

Die innere Unruhe ermöglichte es einer neuen Dynastie, den Buyiden, die politische Kontrolle über einen Großteil des Kalifat-Kernlands im Iran und Irak zu gewinnen. Der Kalif war nur noch ein geistliches Oberhaupt, eine Repräsentationsfigur ohne größere politische Macht. In Ägypten kam es sogar zu einem vollständigen Regimewechsel. Schiitische Muslime, die es

zuvor geschafft hatten, in Nordafrika ein Emirat zu errichten, das von den etablierten sunnitischen Kalifaten in Bagdad und Cordoba weitgehend unabhängig war, rückten in einer 10.-Jahrhundert-Version des Arabischen Frühlings auf die ägyptische Hauptstadt Fustat vor. Im Jahr 969 blieb die jährliche Nilflut aus, was zu einer Hungersnot und einem

Massensterben führte; dieses löste schließlich in ganz Nordafrika eine Revolution aus.

[49] Neue Herren wurden die Fatimiden, die als Schiiten eine völlig andere Auffassung von Legitimität, Autorität und dem Vermächtnis Mohammeds hatten. Ihr Aufstieg erschütterte die Einheit der muslimischen Welt. Fragen nach der Vergangenheit,

Gegenwart und Zukunft des Islam erhielten eine neue Dringlichkeit – und ließen die Kluft zwischen den beiden Glaubensrichtungen immer größer werden.

Diese Umwälzungen und der nachfolgende Rückgang der Wirtschaftsleistung zählten zu den Gründen, warum die warägischen Rus ihre Aufmerksamkeit zunehmend den Flüssen Dnjestr und

Dnjepr zuwandten, die beide in das Schwarze Meer mündeten, und im Gegenzug der Weg über die Wolga ins Kaspische Meer an Bedeutung verlor. Ihr Interesse galt von nun an weniger der muslimischen Welt als dem Byzantinischen Reich und dessen Kapitale Konstantinopel, die im ganzen Norden als *Mikli-garðr* (oder *Miklagard*), «die große Stadt», zu sagenhafter Berühmtheit

gelangt war. Die Byzantiner verfolgten dieses neue Interesse wachsam, vor allem nachdem die Rus im Jahr 860 überraschend vor der Stadt aufgetaucht waren und bei einer zwei Monate dauernden Belagerung beinahe die Stadtmauern überwunden hatten. Wer waren diese «grimmigen und wilden» Krieger, «die die Vororte plünderten und alles

zerstörten», klagte der Patriarch von Konstantinopel, «die mit ihren Schwertern alles zerhieben, mit niemandem Mitleid hatten und nichts verschonten?» Wer dabei schnell sterbe, gehöre noch zu den Glücklichen, fuhr er fort.

[50]

Der Zugang der Rus zu den Märkten von Konstantinopel wurde von den byzantinischen Behörden streng geregelt. Ein

Vertrag aus dem 10. Jahrhundert legte fest, dass nicht mehr als fünfzig Rus gleichzeitig die Stadt betreten durften, und wenn, dann nur durch ein ganz bestimmtes Tor. Die Namen wurden registriert und alle Tätigkeiten in der Stadt penibel überwacht. Außerdem galten für die Einkäufe genaue Obergrenzen.

[51] Man hielt die Rus für

gefährliche Männer, die man im Auge behalten musste.

Trotzdem begannen sich die Beziehungen allmählich zu normalisieren, als sich Städte wie Nowgorod, Tschernigow und vor allem Kiew von kleinen Handelsstationen zu befestigten Stützpunkten und ständigen Residenzen entwickelten.^[52] Ebenso wichtig war, dass Wladimir, der

Fürst der Rus, im Jahr 988 das Christentum annahm und ein kirchliches Netzwerk einrichtete, das zu Beginn von Geistlichen verwaltet wurde, die Konstantinopel geschickt hatte. Dadurch kam es unweigerlich zu einem Kulturtransfer von der kaiserlichen Hauptstadt in den Norden. Diese kulturellen Einflüsse umfassten sehr vieles, von den Ikonen und religiösen

Gerätschaften bis zum Baustil der Kirchen und der Kleidung.

[53] Als sich die Ökonomie der Rus mehr und mehr zu einer Handels- und Geldwirtschaft entwickelte, wurde die bisherige Kriegergesellschaft zunehmend urban und kosmopolitisch. [54] Luxusgüter wie Wein, Öl und Seidenwaren wurden aus Byzanz eingeführt und dann weiterverkauft, wobei

die Händler ihre Rechnungen und Quittungen auf Birkenrinde schrieben. [55]

Dass die Rus ihren Blick von der muslimischen Welt abwandten und auf Konstantinopel richteten, war auch das Ergebnis eines umfassenderen Wandels im Westen des asiatischen Kontinents. Mehrere aufeinanderfolgende Kaiser

hatten aus der Unruhe und Unsicherheit im abbasidischen Kalifat ihren Nutzen gezogen. Während der muslimischen Eroberungen waren viele byzantinische Ostprovinzen verlorengegangen, was dazu geführt hatte, dass die Provinzverwaltungen des Reiches neu organisiert werden mussten. In der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts wendete sich jedoch das Blatt. Die

anatolischen Stützpunkte, die bisher als Ausgangspunkt für Einfälle in das Reichsgebiet gedient hatten, wurden einer nach dem anderen zurückerobert. Auch Kreta und Zypern wurden erneut byzantinisch. So war die Stabilität im östlichen Mittelmeer und in der Ägäis, wo arabische Piraten seit Jahrzehnten ihr Unwesen getrieben hatten,

wiederhergestellt. Im Jahr 969 wurde schließlich auch die große Stadt Antiochia zurückgewonnen – ein wichtiges Zentrum des Handels und der Textilherstellung. [56]

Einkünfte und Wirtschaftsgüter wurden von Bagdad nach Konstantinopel umgelenkt: Steuergelder und Zölle, die bisher ins Kalifat geflossen waren, füllten jetzt

die kaiserlichen Schatztruhen.
Diese Schicksalswende weckte
in der gesamten christlichen
Welt frischen Elan und ein
neues Gefühl der Zuversicht.
Es war der Beginn eines neuen
Goldenen Zeitalters in Byzanz,
eine Zeit der künstlerischen
und geistigen Renaissance, an
der Philosophen, Gelehrte und
Historiker ihren Anteil hatten.
Neben den vielen neu
errichteten Kirchen und

Klöstern gründete man eine Rechtsschule, in der Richter und Juristen ausgebildet wurden, die für die Verwaltung eines größer gewordenen Reiches unerlässlich waren. Byzanz zog zudem wesentlich seinen Nutzen daraus, dass die Beziehungen zwischen Bagdad und Ägypten im späten 10. Jahrhundert zusammenbrachen. Ende der achtziger Jahre schloss Kaiser

Basileios II. ein Abkommen mit dem neu ernannten fatimidischen Kalifen, in dem formelle Handelsbeziehungen vereinbart wurden. Außerdem versprach er ihm, dass die täglichen Gebete in der Moschee von Konstantinopel künftig im Namen des neuen Kalifen und nicht mehr in dem seines abbasidischen Rivalen in Bagdad gesprochen werden

würden. [57]

Die florierenden Märkte in der kaiserlichen Hauptstadt standen in starkem Kontrast zur Verunsicherung im abbasidischen Kalifat. Die Handelswege aus dem Osten verlagerten sich von der Überlandroute durch Chasaria und den Kaukasus hin zum Roten Meer. Der Landweg, der einst Merw, Ray und Bagdad

aufblühen ließ, wurde vom Seetransport entlang der Küsten abgelöst. Davon profitierten Fustat, Kairo und vor allem Alexandria, wo sich eine immer größere Mittelschicht herausbildete. [58] Byzanz war für diese Handelsstruktur ideal gelegen und begann schon bald, die Früchte seiner neuen Beziehungen zu den Fatimiden

zu genießen. Aus arabischen und hebräischen Berichten geht hervor, dass seit dem späten 10. Jahrhundert in den ägyptischen Häfen rund um die Uhr Handelsschiffe beladen wurden und in Richtung Konstantinopel in See stachen.

[59]

Ägyptische Textilien waren im gesamten östlichen Mittelmeerraum hoch geschätzt. Der in Tinnis

hergestellte Leinenstoff war dermaßen begehrt, dass Naser-e-Khosrou, einer der großen persischen Schriftsteller und Reisenden dieser Zeit, notierte: «Berichten zufolge soll der Sultan von Rum [der byzantinische Kaiser] jemanden geschickt haben, der dem Sultan von al-Misr [Ägypten] den Vorschlag unterbreitete, er würde hundert Städte aus seinem Herrschaftsbereich

erhalten, wenn er ihm dafür nur Tinnis überließe.»^[60] Dass seit den dreißiger Jahren des 10. Jahrhunderts Kaufleute aus Amalfi und Venedig – und drei Jahrzehnte später auch aus Genua – in Ägypten auftauchten, bezeugt, dass auch andere Händler jenseits von Konstantinopel mitbekommen hatten, dass sich hier lukrative Möglichkeiten

boten. [61]

Für die Rus und die neuen Handelsnetze im Norden hatte die Verlagerung der wichtigsten Handelswege zu den Märkten für Gewürze, Seidenwaren, Pfeffer, Harthölzer und andere Güter aus dem Osten keine größere Bedeutung: Sie sahen sich nicht dazu veranlasst, zwischen dem christlichen

Konstantinopel und dem muslimischen Bagdad zu wählen. Vielmehr war es sogar von Vorteil, zwei unterschiedliche Zentren für den Kauf und Verkauf von Gütern zu haben. Seidenwaren erreichten Skandinavien weiterhin in beträchtlichen Mengen. Davon zeugen mehr als hundert Seidenfragmente in einem bemerkenswerten Schiff, das im norwegischen Oseberg

ausgegraben wurde. Auch in den Gräbern der Wikinger fand man Seidenstoffe aus der byzantinischen Welt und aus Persien, die als Prestigeobjekte neben jene gelegt wurden, die sie einst besessen hatten. [62]

Auch Mitte des 11. Jahrhunderts gab es noch Männer, die dachten, dass sie wie ihre Vorväter in den

islamischen Ländern des Ostens
ihr Glück machen könnten. Ein
Runenstein, den eine Frau
namens Tóla zu dieser Zeit am
schwedischen Mälarsee in der
Nähe von Stockholm zum
Gedenken an ihren Sohn
Harald und seine
Kampfgefährten aufrichten ließ,
ist dafür ein gutes Beispiel.
Seine Inschrift lautet: «Sie
führten tapfer in die Ferne nach
Gold, sie fütterten viele Adler»,

das heißt, sie töteten viele Feinde, an deren Leichen sich die Raubvögel gütlich taten, «sie starben im Süden in Serkland», dem Land der muslimischen Sarazenen.^[63]

Vergleichbar ist der Stein, den Gudleif in Erinnerung an seinen Sohn Slagve setzte, der «im Osten, in Choresmien, sein Ende fand».^[64] Auch Texte wie die Saga von Ingvar Widtfarne

(«Ingwar der Weitgereiste»), Haralds Bruder, rufen die ehrgeizigen Abenteuerfahrten ins Gedächtnis, die die Skandinavier zum Kaspischen Meer und darüber hinaus unternahmen. Tatsächlich weisen neueste Forschungen darauf hin, dass es in dieser Zeit am Persischen Golf sogar eine dauerhafte Wikingerkolonie gegeben

haben könnte. [65]

Trotzdem rückten der christliche Osten und Byzanz zunehmend in den Mittelpunkt. Als sich der westeuropäische Horizont erweiterte, wuchs das Interesse an einem Besuch jenes Landes, in dem Jesus Christus gelebt hatte, gestorben und von den Toten auferstanden war. Die Pilgerfahrt nach Jerusalem

wurde zu einer regelrechten Prestigeangelegenheit.^[66] Der Besuch der Heiligen Stadt zeigte jedoch auch, dass es in Westeuropa an christlichem Erbe mangelte, vor allem wenn man das Byzantinische Reich zum Vergleich nahm. Bereits Helena, die Mutter Kaiser Konstantins, hatte im 4. Jahrhundert Reliquien nach Konstantinopel gebracht. Im

11. Jahrhundert enthielten die erstaunlichen Sammlungen der Stadt – so glaubte man zumindest – die Nägel, mit denen Jesus ans Kreuz genagelt wurde, die Dornenkrone, den Rock Christi, um den die Schergen gewürfelt hatten, Teile des wahren Kreuzes sowie Haare der Jungfrau Maria, den Kopf Johannes des Täufers und vieles andere. ^[67] Daran

gemessen, gab es in den Reliquiaren Europas wenig Bemerkenswertes. Obwohl die Könige, Städte und Kirchenstiftungen allmählich reicher wurden, besaßen sie nur wenig, was sie physisch mit der Geschichte Jesu Christi und seiner Jünger verband.

Jerusalem als Heimatstadt und Konstantinopel als Hüterin des Christentums zogen eine wachsende Zahl von Menschen

an, die dort Handel trieben, in
jemandes Dienste eintraten
oder, im Falle der
byzantinischen
Reichshauptstadt, einfach nur
einen Zwischenhalt auf dem
Weg ins Heilige Land einlegten.
Männer aus Skandinavien und
von den Britischen Inseln
fanden Aufnahme in der
Warägergarde, einer
Eliteeinheit, die als Leibwache
des Kaisers eingesetzt wurde.

Der Dienst in dieser Truppe wurde zu einer Art Initiationsritus. Auch Männer wie Haraldr Sigurðarson, der spätere König von Norwegen (besser bekannt als Harald Hardrada), war vor seiner Heimkehr eine ganze Zeit Mitglied der Warärgergarde.^[68] Überall in Europa hallte der Ruf von Konstantinopel wider. Zeitgenössische Dokumente

zeigen, dass die Stadt im 11. Jahrhundert Männer aus Britannien, Italien, Frankreich und Deutschland sowie aus Kiew, Skandinavien und Island beherbergte. Händler aus Venedig, Pisa, Amalfi und Genua gründeten Niederlassungen in der Kaisermetropole, um dort Güter zu kaufen und in ihre Heimat zu bringen. [69]

Die entscheidenden Orte waren damals nicht in Paris oder London, Deutschland oder Italien zu finden, sondern im Osten. Kiew wurde dank seiner günstigen Lage an den Seidenstraßen zu einem Dreh- und Angelpunkt der mittelalterlichen Welt, wovon vor allem die Heiratsverbindungen des dortigen Herrscherhauses in der zweiten Hälfte des

11. Jahrhunderts zeugen.

Töchter Jaroslaws des Weisen, der als Großfürst von Kiew bis 1054 regierte, heirateten die Könige Norwegens, Ungarns, Schwedens und Frankreichs.

Ein Sohn vermählte sich mit der Tochter des Königs von Polen, während ein anderer mit einer Angehörigen des byzantinischen Kaiserhauses die Ehe einging. Die Eheverbindungen der nächsten

Generation waren sogar noch beeindruckender.

Prinzessinnen der Rus heirateten den König von Ungarn, den König von Polen und den mächtigen deutschen Kaiser Heinrich IV. Zu den hochrangigen Partien zählte auch Gytha, die Frau des Großfürsten von Kiew Wladimir II. Monomach. Sie war die Tochter König Harolds II. von England, der im

Jahr 1066 in der Schlacht von Hastings getötet wurde. Das Kiewer Herrscherhaus war die familiär bestvernetzte Dynastie Europas.

In allen Richtungen und über ganz Russland verteilt reihten sich bald Städte und Siedlungen wie neue Perlen auf einer Kette. Städte wie Ljubetsch, Smolensk, Minsk und Polozk blühten auf, wie es vor ihnen bereits Kiew,

Tschernigow und Nowgorod getan hatten. Es war derselbe Vorgang, durch den auch Venedig, Genua, Pisa und Amalfi zu Wohlstand und Macht gelangt waren: Der Schlüssel zum Wachstum war der Handel mit dem Osten.

Dies galt auch für Süditalien. In einer der erstaunlichsten Erfolgsgeschichten des Frühmittelalters gelang es normannischen Söldnern, die

im frühen 11. Jahrhundert nach Apulien und Kalabrien gerufen worden waren, zu einer führenden Kraft im Mittelmeerraum aufzusteigen. Im Laufe einer Generation stürzten sie ihre byzantinischen Zahlmeister und wandten sich dem muslimischen Sizilien zu, einem wirtschaftlich attraktiven und strategisch bedeutsamen Bindeglied zwischen Nordafrika und Europa, das das gesamte

Mittelmeer kontrollierte. ^[70]

Der Aufstieg zur Macht beruhte in all diesen Fällen auf dem Zugang zu begehrten Gütern und dem Handel mit ihnen. In dieser Hinsicht spielte es kaum eine Rolle, wo genau die Trennlinie zwischen Christentum und Islam verlief und ob sich die besten Märkte in Konstantinopel, Atil, Bagdad oder Bucharra – oder im

11. Jahrhundert dann in Mahdia, Alexandria oder Kairo – befanden. Obwohl viele Quellen betonen, dass die hohe Politik und die Religion eine große Rolle spielten, betrachteten die meisten Kaufleute und Händler diese übergreifenden Angelegenheiten nur als Komplikationen, denen man am besten aus dem Weg ging. Tatsächlich bestand das Problem nicht darin, wo und mit

wem man Handel trieb, sondern wie man die Luxusgegenstände bezahlen konnte, die man mit Gewinn weiterverkaufen wollte.

Vom 8. bis zum 10. Jahrhundert waren die Sklaven die wichtigste Ware. Als die Wirtschaft in West- und Osteuropa, befeuert durch den immensen Zufluss von Silbermünzen aus der islamischen Welt, einen starken Aufschwung erlebte, wuchsen

die Städte und ihre
Einwohnerschaft. Gleichzeitig
nahm der Austausch stetig zu,
was wiederum zu einem
steigenden Bedürfnis nach
Monetarisierung führte – einem
Handel, der auf Münzgeld statt
beispielsweise auf Fellen
beruhte. Als im Verlauf dieses
Wandels die
Lokalgesellschaften immer
komplexer und sozial
differenzierter wurden,

entstand auch eine städtische Mittelschicht. Von da an waren nicht länger Menschen die gängige Währung des Osthandels, sondern Münzen.

Die magnetische Kraft, die Männer aus Europa anzog, war auch im fernerer Osten zu spüren. Die Grenzen, die durch die muslimischen Eroberungen und die Expansion nach Zentralasien gezogen worden waren, begannen sich im

11. Jahrhundert aufzulösen.

Muslimische Dynastien in ganz Mittelasien nahmen ebenso wie das Bagdader Kalifat seit langem Männer aus der Steppe in ihre Armeen auf, wie es auch die Kaiser in Konstantinopel zur selben Zeit mit Kriegern aus Nord- und Westeuropa zu tun pflegten. Dynastien wie die Samaniden setzten Angehörige der Turkstämme meist als *Ghulam*, «Militärsklaven», in

ihren Streitkräften ein. Als diese in Kommandopositionen aufstiegen, dauerte es nicht lange, bis sie sich fragten, ob sie nicht selbst die Macht übernehmen könnten. Zwar sollte der Militärdienst den Ehrgeizigen Aufstiegsmöglichkeiten bieten – er war jedoch nicht dafür gedacht, ihnen den Schlüssel zur Herrschaft über das ganze Königreich in die Hand zu

geben.

Das hatte dramatische Folgen. Zu Beginn des 11. Jahrhunderts gründeten Abkömmlinge eines türkischen Sklavengenerals ein neues Reich, in dessen Mitte die Stadt Ghazna (im heutigen östlichen Afghanistan) lag. Die Armee, die sie ins Feld führen konnten, war so groß, dass ein Zeitgenosse die Soldaten mit einer Myriade von

«Heuschrecken oder Ameisen»
verglichen, «unzählbar und
unermesslich wie der
Wüstensand». ^[71] Die
Ghaznawiden eroberten ein
Gebiet, das sich vom Osten des
Iran bis nach Nordindien
erstreckte, und zeigten sich als
große Förderer der bildenden
Kunst und der Literatur. Sie
unterstützten etwa so
herausragende Schriftsteller

wie Firdausi, Autor des fulminanten *Schahname*, eines Juwels der frühmittelalterlichen persischen Dichtkunst – auch wenn neuere Forschungen darauf hindeuten, dass der große Dichter wahrscheinlich doch nicht an den Hof in Afghanistan gereist ist, um sein Werk persönlich vorzustellen.

[72]

Auch die karachanidischen Türken wussten ihren Nutzen

aus der geschwächten Position Bagdads zu ziehen. Sie sicherten sich die Herrschaft über Transoxanien und schufen ein Reich nördlich des Amudarja, des großen Oxusstroms. Sie vereinbarten mit den Ghaznawiden, dass der Fluss die Grenze zwischen ihren jeweiligen Territorien bilden sollte (heute trennt er Usbekistan und Turkmenistan).

[73] Wie ihre südlichen
Nachbarn förderten die
Karachaniden eine blühende
Gelehrtschule. Deren
vielleicht berühmteste
erhaltene Schrift ist der *Dīwān
lughāt al-turk* (Die Sammlung
der Dialekte der Türken) von
Maḥmūd al-Kāschgharī, der das
Zentrum der Welt in die
karachanidische Hauptstadt
Balasagun in Zentralasien

verlegte. Sein Werk enthält auch eine schöne Karte, die uns viel darüber verrät, wie dieser brillante Universalgelehrte die Welt sah, die ihn umgab. [74]

Es entstanden viele weitere sagenhaft reichhaltige Werke, die uns einen Eindruck vom Raffinement – und den Sorgen – einer dynamischen und wohlhabenden Gesellschaft vermitteln. Ein herausragendes

Beispiel ist das *Kutagdu Bilig* (Das Buch der seligmachenden Weisheit), ein Fürstenspiegel, der im späten 11. Jahrhundert von Yūsuf Khāṣ Ḥājib in karachanidischem Türkisch verfasst wurde. Seine Ratschläge reichen von der Ermahnung, dass es für einen Herrscher viel vernünftiger sei, auf Probleme ruhig und gemessen als in einem Zustand der Wut zu reagieren, bis zu

Empfehlungen, wie ein großer Herr ein Bankett gestalten konnte, das ihm alle Ehre machte. Man kann sich dem Charme dieses Autors kaum entziehen, der vor tausend Jahren die Herrscher aufforderte, sich gut auf eine Abendgesellschaft vorzubereiten, sollte sie gelingen. «Lasse Tassen, Schalen und Serviertücher säubern. Reinige das Haus und

den Speisesaal und stelle die Möbel in geeigneter Weise auf. Wähle Speisen und Getränke, die bekömmlich, schmackhaft und rein sind, damit sich deine Gäste nach Herzenslust verköstigen können.» Stelle sicher, dass die Gläser immer nachgefüllt werden, heißt es weiter. Verhalte dich auch gegen jene, die zu spät kommen, großzügig und freundlich. Niemand sollte ein

solches Festessen hungrig oder missmutig verlassen. [75]

Die neuen Potentaten und Emporkömmlinge waren auf Ratschläge dieser Art angewiesen. Sie fühlten sich wahrscheinlich ähnlich unwohl in ihrer Haut wie die neureichen Wirtschaftsgrößen von heute, die ihre Gäste im richtigen Ambiente und mit den richtigen Speisen und

Getränken auf dem Tisch empfangen wollen. (Mit Wasser, das mit eingelegten Rosenblüten versetzt wurde, kann man nichts falsch machen, versichert uns der Autor des *Kutagdu Bilig*). Einigen Ehrgeizigen genügte es jedoch nicht, ihren eigenen Hof zu gründen und ausgefallene Delikatessen zu sich zu nehmen. Sie strebten nach dem höchstmöglichen Gewinn:

Bagdad.

Im späten 10. Jahrhundert begann der Aufstieg der Seldschuken, Abkömmlinge des Führers eines Stammes, der ursprünglich zum Verband der Oghusen gehörte und im heutigen Kasachstan beheimatet war. Auf äußerst geschickte Weise wechselten sie mehrmals in genau dem richtigen Moment die Seite und boten örtlichen Herrschern

gegen angemessene Belohnung ihre Dienste an. So dauerte es nicht lange, bis sie die Macht schließlich an sich reißen konnten. Zwischen den späten zwanziger und dem Ende der dreißiger Jahre des 11. Jahrhunderts brachten die Seldschuken eine Stadt nach der anderen in ihre Gewalt. Nacheinander unterwarfen sich ihnen Merw, Nischapur und Balch. Im Jahr 1040 zogen sie

gegen die Ghaznawiden und brachten dem zahlenmäßig überlegenen Feind bei Dandanqan eine vernichtende Niederlage bei. [76]

Der meteorhafte Aufstieg der Seldschuken von Militärsklaven zu einem bedeutenden Machtfaktor erreichte seinen Zenit im Jahr 1055, als sie auf Einladung des Kalifen in

Bagdad einfielen und die unbeliebte und erfolglose Dynastie der Buyiden vertrieben. Der seldschukische Führer Tughrul Beg ließ Münzen prägen, während gleichzeitig der Befehl erging, die *ḥuṭba*, das Freitagsgebet, in seinem Namen zu halten und so den Segen Gottes für seine Herrschaft zu erbitten. Tughrul Begs dominierende Stellung in Bagdad und im gesamten

Kalifat wurde durch zwei neue Titel unterstrichen, die der Kalif ihm verlieh: *al-Sultān Rukn al-Dawla* und *Yamīn Amīr al-Mu‘minīn*, «Stütze des Staates» und «Rechte Hand des Gebieters der Gläubigen». [77]

Dies entbehrte nicht einer gewissen Ironie. Die Namen der Söhne des Dynastiegründers Seldschuk – Michael, Israel, Moses und

Jona – legen nahe, dass die Seldschuken ursprünglich Christen, wenn nicht sogar Juden waren. Sie gehörten wahrscheinlich zu den Steppenbewohnern, die von den Missionaren evangelisiert wurden, die Patriarch Timotheus in seinen Briefen erwähnte; oder sie wurden von den Händlern bekehrt, die auch die Chasaren mit dem Judentum

bekannt gemacht hatten.^[78]

Obwohl unklar ist, wann genau und unter welchen Umständen die Seldschuken zum Islam übergetreten sind, lässt sich doch sagen, dass sie während ihres schnellen Aufstiegs wohl schwerlich an einer Religion festhalten konnten, die unter den muslimischen Massen eine Minderheit war, ohne an Legitimität zu verlieren. Wäre

ihre Erfolgsgeschichte etwas langsamer verlaufen und wäre im Osten ein Staat entstanden, dessen Regenten entweder Christen oder Juden waren, würde die Welt heute vielleicht ganz anders aussehen. Unter den gegebenen Umständen zogen die Seldschuken es jedoch vor zu konvertieren. Und so kam es, dass nicht muslimische Emporkömmlinge aus den Randgebieten des

Kalifats plötzlich zu Hütern von Mohammeds Vermächtnis, Verteidigern des Islam und Herren über eines der mächtigsten Reiche der Geschichte wurden.

Schon bevor sie die abbasidische Hauptstadt einnahmen, bereitete der Aufstieg der Seldschuken den Byzantinern Sorgen. Ihr Vorbild regte andere Nomaden an der Peripherie des

Imperiums zu immer gewagteren Vorstößen auf den Balkan, in den Kaukasus und nach Kleinasien an, wobei die Bevölkerung von den zügigen Angriffen gänzlich überrumpelt wurde. Die Pferde der Angreifer, notierte ein Berichterstatter, waren «schnell wie Adler, mit Hufen hart wie Stein». Sie stürzten sich auf die Städte «so unersättlich, wie hungrige

Wölfe ihre Beute
verschlingen». [79]

In dem verfehlten Versuch,
die Verteidigung im Ostteil
seines Reiches zu stärken,
brach Kaiser Romanos IV.
Diogenes mit einem großen
Heer im Jahr 1071 von
Konstantinopel auf. Bei
Manzikert wurden die
byzantinischen Truppen jedoch
von den Seldschuken

überrascht und auf demütigende Weise geschlagen. In einer berühmten Schlacht, die bis heute als Geburtsstunde des türkischen Staates gefeiert wird, wurde das kaiserliche Heer umzingelt und vernichtet. Der Kaiser selbst geriet in Gefangenschaft. Der Sultan der Seldschuken, Alp Arslan, befahl ihm, sich auf den Boden zu legen, und setzte ihm dann den

Fuß auf den Nacken. [80]

In Wirklichkeit betrachteten die Seldschuken und das Regime in Bagdad nicht so sehr das Byzantinische Reich, sondern vielmehr das fatimidische Kalifat im schiitischen Ägypten als Bedrohung. Die beiden Mächte gerieten bald aneinander, wobei es vor allem um die Herrschaft über Jerusalem

ging. Gleichzeitig wurden die Beziehungen der Seldschuken zu Konstantinopel immer freundlicher, man begann sogar, sich gegenseitig aktiv zu unterstützen. Dies lag vor allem an dem gemeinsamen Interesse, die Räuberbanden in Schach zu halten, die durch Kleinasien zogen und dabei die klassische Steppenstrategie anwandten: die Ortsbevölkerung ausplündern

und sich hohe Summen für das Versprechen bezahlen lassen, sie künftig zu verschonen. Die Byzantiner befürchteten, dass die Wirtschaft in diesen Provinzen zusammenbrechen könnte, während die Seldschuken die Räuberbanden als Herausforderung ihrer Führungsrolle betrachteten und besorgt waren, dass diese kleinen Kriegsherren auf falsche Gedanken kommen

könnten, was ihre Stellung innerhalb der muslimischen Welt betraf. Fast zwei Jahrzehnte lang kooperierten der Kaiser und der Sultan. Die Beziehungen waren so eng, dass man bereits über eine Eheverbindung zwischen den beiden Herrscherhäusern nachdachte. In den neunziger Jahren des 11. Jahrhunderts brach das Machtgleichgewicht jedoch zusammen, als die

seldschukische Welt von
Nachfolgekämpfen erschüttert
wurde. Die aufstrebenden
Führer in Kleinasien nutzten
die Gelegenheit, sich eigene
kleine Fürstentümer zu
sichern. Dadurch wurden sie
praktisch unabhängig von
Bagdad – und zu einem Stachel
im Fleisch der Byzantiner.^[81]

Diese rasche Folge von
Krisen und Katastrophen zwang

das christliche Byzantinische Reich in kurzer Zeit in die Knie. Da ihm langsam die Optionen ausgingen, griff der Kaiser zu einer drastischen Maßnahme: Er sandte Hilfesuche an die führenden Regenten in ganz Europa, einschließlich Papst Urban II. Dieser Hilferuf war ein letzter, verzweifelter Versuch, Byzanz vor dem Sturz in den Abgrund zu bewahren. Er war durchaus riskant:

Vierzig Jahre zuvor hatten wachsende Spannungen zwischen der Kirche von Rom und der von Konstantinopel schließlich zu einem Schisma geführt. Der Patriarch der Ostkirche und der Vertreter des Papstes exkommunizierten sich gegenseitig, und die Priester bedrohten einander mit dem Höllenfeuer. Während sich ein Teil des Streits um doktrinäre Fragen drehte (etwa

darum, ob der Heilige Geist sowohl vom Sohn als auch vom Vater abstamme), war der eigentliche Grund der Auseinandersetzung der Wettstreit um die Oberherrschaft über die Gläubigen. Wenn man sich also jetzt an den Papst wandte, musste man diese Differenzen übertünchen und vor allem die gegenseitigen Beziehungen erneuern – beides war leichter

gesagt als getan. [82]

Die Gesandten des Kaisers suchten Papst Urban II. im März 1095 in Piacenza auf, wo dieser eine große Synode abhielt. «Sie flehten den Papst und alle gläubigen Christen demütig an, ihnen gegen die Heiden irgendeine Hilfe zur Verteidigung der heiligen Kirche zur Verfügung zu stellen, die die Ungläubigen in

jenen Gebieten bereits beinahe zerstört hätten, die sie bis zu den Mauern Konstantinopels besetzt hielten.»^[83] Der Papst begriff, was auf dem Spiel stand, und schritt sofort zur Tat. Er zog über die Alpen nach Norden, um in Clermont ein Kirchenkonzil einzuberufen. Dort verkündete er, dass es die Pflicht der christlichen Ritterschaft sei, ihren Brüdern

im Osten zu Hilfe zu kommen.
Danach unternahm Urban eine
beschwerliche Rundreise, um
sich die Unterstützung des
Hochadels vor allem in
Frankreich zu sichern und
dessen Angehörige dazu zu
bewegen, an einem großen
Feldzug teilzunehmen, der in
der Heiligen Stadt Jerusalem
enden würde. Es sah so aus, als
könnte die akute Notlage im
Osten dazu beitragen, die

Einheit der Kirche

wiederherzustellen. [84]

Dieser Ruf zu den Waffen fiel auf fruchtbaren Boden. Eine wachsende Zahl christlicher Pilger hatte sich bereits in den Jahrzehnten vor dem Hilferuf des Papstes auf den Weg gemacht, die heiligen Orte aufzusuchen. Nachrichten reisten schnell in einer Welt, in der es umfangreiche

Verbindungen zwischen Westeuropa und Konstantinopel gab. Da die Pilgerwege wegen der Krisen in Kleinasien und dem Nahen Osten beinahe geschlossen waren und alarmierende Berichte über den Vormarsch der Türken in Anatolien kursierten, wobei das Leiden der Christen im Osten auf drastische Weise geschildert wurde, waren viele überzeugt,

dass die Apokalypse kurz bevorstehe. Urbans Waffenruf fand ein ungeheures Echo. Im Jahr 1096 brachen Zehntausende nach Jerusalem auf. [85]

Das reichhaltige Quellenmaterial zeigt, dass sich die meisten aus Glaubensgründen in den Osten aufmachten. Außerdem hatten sie die Berichte über das

schreckliche Schicksal ihrer östlichen Glaubensgenossen tief berührt. Obwohl der Kreuzzug vor allem als Religionskrieg in Erinnerung blieb, waren seine entscheidenden Auswirkungen weltlicher Art. Es begann die erste große bewaffnete Auseinandersetzung zwischen den europäischen Mächten um Reichtümer und Prestige in weit entfernten Ländern. Die

Zeitläufe hatten dazu geführt, dass sich der Westen plötzlich von sich aus in den Mittelpunkt der Welt bewegte.

Achtes Kapitel

Kein Paradies auf Erden - das Zeitalter der Kreuzzüge

Am 15. Juli 1099 erstürmten die Ritter des Ersten Kreuzzugs Jerusalem. Die Reise in den Osten war unerträglich mühsam gewesen. Viele von

denen, die sich auf den Weg gemacht hatten, sollten den heiligen Boden niemals betreten. Sie fielen im Kampf, starben an Krankheit und Hunger oder gerieten in Gefangenschaft. Als sich die «heiligen Mauern» Jerusalems am Horizont abzeichneten, «brachen alle vor Freude in Tränen aus». ^[1] Sechs Wochen belagerten die Kreuzritter die

Festung, dann gingen sie blutlüstern zum Angriff über und brachten die Mauern zu Fall. Ein Zeuge des anschließenden Massakers berichtete, dass die Stadt bald voller Leichen war und sich auch «außerhalb der Stadtmauern die Leichenberge haushoch auftürmten. Niemals hat jemand von einem solchen Gemetzel gehört.»^[2] «Wäret

ihr dort gewesen», schrieb ein anderer Autor einige Jahre später, «wären eure Füße bis zu den Knöcheln rot gefärbt gewesen vom Blut der Erschlagenen. Was soll ich noch sagen? Keinen ließ man am Leben, weder Frauen noch Kinder wurden verschont.»^[3]

Die Nachricht von der Eroberung der Heiligen Stadt verbreitete sich wie ein

Lauffeuer. Die Anführer des Feldzugs wurden über Nacht berühmt. Vor allem einer rückte in den Blickpunkt der Öffentlichkeit: Bohemund, der sich als Sohn des legendären Normannen Robert Guiskard in Süditalien und Sizilien bereits selbst einen Namen gemacht hatte, war der Star der frühen Berichte über den Ersten Kreuzzug. Bohemund sah gut aus, «war von hoher Statur»,

hatte blaue Augen, ein glattrasiertes kräftiges Kinn und als Besonderheit «die Haare kurzgeschnitten bis zu den Ohren». Sein Mut und seine «wendige Schläue» waren in Konstantinopel und ganz Westeuropa Stadtgespräch. Als er Anfang des 12. Jahrhunderts aus dem Osten zurückkehrte, wurde er als Held gefeiert und überall begeistert empfangen. Nicht wenige Väter versuchten,

ihn als Bräutigam für ihre
heiratsfähigen Töchter zu
gewinnen. ^[4]

Bohemund schien alles zu
verkörpern, wofür die neue
Welt stand. Aus Sicht der
lateinischen Chronisten dieser
Zeit war er die perfekte
Symbolfigur für eine
entscheidende
Machtverlagerung vom Osten
in den Westen. Das

Christentum war von tapferen Rittern gerettet worden, die Tausende Kilometer nach Jerusalem gezogen waren. Die Rechtgläubigen hatten die Heilige Stadt befreit, und es waren nicht etwa griechisch-orthodoxe Christen des Byzantinischen Reiches, sondern jene aus der Normandie, Frankreich und Flandern, die die überwältigende Mehrheit des

Kreuzzugsheeres stellten. Die Muslime waren aus einer Stadt vertrieben worden, die sie jahrhundertlang beherrscht hatten. Noch kurz vor dem Kreuzzug war allorts von der bevorstehenden Apokalypse die Rede gewesen. Diese Angst war nun frischem Optimismus, robustem Selbstvertrauen und brennendem Ehrgeiz gewichen. Innerhalb von fünf Jahren hatten sich die

Erwartungen vollkommen verändert. Mit einem Mal begrüßte man den Anbruch einer neuen Zeit – einer Zeit, die von Westeuropa dominiert sein würde. [5]

In Outremer – wörtlich: «Übersee» – wurden neue Kolonien gegründet, die von christlichen Herren regiert wurden. Es war eine durchgreifende Expansion der

europäischen Macht:
Jerusalem, Tripolis, Tyros und
Antiochia standen von nun an
unter europäischer Herrschaft
und wurden nach
Gewohnheitsrechten verwaltet,
die aus dem feudalistischen
Westen eingeführt wurden und
alles regelten, von den
Besitzrechten der
Neuankömmlinge und der
Steuererhebung bis zu den
Vollmachten des Königs von

Jerusalem. Der Nahe Osten wurde völlig umgestaltet, damit er künftig wie Westeuropa funktionierte.

In den folgenden beiden Jahrhunderten unternahm man enorme Anstrengungen, um die Gebiete in Besitz zu halten, die während des Ersten Kreuzzugs und unmittelbar danach erobert worden waren. Die Päpste versuchten wiederholt, die europäische Ritterschaft

davon zu überzeugen, dass es ihre Pflicht sei, das Heilige Land zu verteidigen. Dem König von Jerusalem zu dienen bedeutete, Gott zu dienen. Diese Botschaft wurde in der gesamten westlichen Christenheit verbreitet und führte dazu, dass sich zahlreiche Männer in den Osten aufmachten. Einige von ihnen wurden Tempelritter, Mitglieder eines beliebten

neuen Ordens, dessen Mischung aus Militärdienst, Hingabe und Frömmigkeit eine ungeheure Anziehungskraft entwickelte.

Die Straße nach Jerusalem wurde zur Straße in den Himmel. In seinem Aufruf zum Ersten Kreuzzug vom November 1095 hatte Papst Urban II. versprochen, dass denjenigen, die das Kreuz nehmen und sich dem Zug nach

Jerusalem anschließen, alle Sünden vergeben würden. Während des Kreuzzugs entwickelte sich dann die Vorstellung, dass sich alle, die im Kampf fielen, der Erlösung sicher sein könnten. Der Zug in den Osten war eine lange Reise im diesseitigen Leben, aber auch ein Weg, um im nächsten Leben ins Paradies zu gelangen.

Während die Kunde vom

Triumph der Christenheit, des
Papsttums und der Ritterschaft
im christlichen Westen von
Kanzel zu Kanzel und Taverne
zu Taverne in Predigten,
Liedern und Versen
weitergetragen wurde,
reagierte die muslimische Welt
weitgehend gleichgültig. Vor
dem Fall Jerusalems und
unmittelbar danach hatte es
zwar einige gemeinsame
Anstrengungen gegeben, sich

den Kreuzfahrern
entgegenzustellen, doch dieser
Widerstand war örtlich
begrenzt gewesen. Einige
waren angesichts dieses
Desinteresses fassungslos und
entsetzt. Angeblich stürmte in
Bagdad ein Richter in die
Residenz des Kalifen, um eine
Reaktion auf die Ankunft der
europäischen Heere
einzufordern. «Wie könnt ihr es
wagen, hier im Schatten eurer

selbstgefälligen Sicherheit zu schlummern», herrschte er die Anwesenden an, «und ein Leben so frivol wie Gartenblumen zu führen, während eure Brüder in Syrien keine Wohnstatt besitzen außer den Sätteln ihrer Kamele und den Bäuchen der Geier?» Während einige Gefolgsleute des Kalifen von dieser Rede so gerührt waren, dass sie in Tränen ausbrachen, blieben die

meisten völlig kalt – und taten nichts.^[6] In Bagdad und Kairo hatte man sich mit der neuen Situation stillschweigend abgefunden. Vielleicht war es sogar besser, wenn die Heilige Stadt von Christen und nicht von schiitischen oder sunnitischen Rivalen beherrscht wurde.

Die Juden Europas und Palästinas zeigten sich von dem

Erfolg des Ersten Kreuzzugs ebenfalls wenig begeistert. Immerhin hatten die angeblich so edlen Kreuzfahrer ihnen entsetzliche Gewalt angetan. Im Rheinland waren Frauen, Kinder und Alte in einem jähen Ausbruch von Antisemitismus niedergemetzelt worden. Die Juden zahlten die Zeche dafür, dass Westeuropa seine Kampfkraft und seine Aufmerksamkeit nach Osten

wandte.^[7] Die Blutgier der Christen war unmittelbar mit der Vorstellung verbunden, dass die Juden für die Kreuzigung Jesu verantwortlich seien und das Land Israel den europäischen Christen zustehe. Nichts und niemand sollte dem Aufbau neuer Verbindungen mit der Levante im Wege stehen.

Auch für die Byzantiner war

der Kreuzzug kaum eine Erfolgsgeschichte. Hinter dem Triumph der Kreuzfahrer und ihrer Galionsfigur Bohemund verbirgt sich eine weniger heroische Geschichte, die mit einem Verrat am Byzantinischen Reich zu tun hat. Alle Anführer des Kreuzzugs waren mit Kaiser Alexios I. persönlich zusammengetroffen, als sie 1096 in Konstantinopel

eintrafen. Dabei hatten sie auf mehrere Reliquien den Eid geschworen, alle Städte und Territorien, die früher zu Byzanz gehört hatten, dem Kaiser zu übergeben, wenn sie sie erobert hätten.^[8] Als sich der Feldzug immer weiter hinzog, zerbrach sich Bohemund den Kopf, wie er sich aus dieser Verpflichtung herauswinden und die

Eroberungen behalten könnte. Dabei ging es ihm vor allem um die große und prächtige Stadt Antiochia.

Die Stadt wurde nach einer langen, kräftezehrenden Belagerung erobert. In einer der dramatischsten politischen Konfrontationen der damaligen Zeit forderte man Bohemund bei einem Treffen in der Basilika St. Peter von Antiochia auf zu begründen, warum er

die Stadt nicht wie versprochen dem byzantinischen Kaiser übergeben wolle. Raimund von Toulouse, der mächtigste aller Anführer des Kreuzzugs, war sein Hauptwidersacher. Er erinnerte Bohemund mit feierlichen Worten an seine Verpflichtungen: «Wir haben auf das Kreuz des Herrn, die Dornenkrone und viele heilige Reliquien geschworen, dass wir nicht ohne Zustimmung des

Kaisers irgendeine Burg oder Stadt in seinem Herrschaftsbereich behalten werden.» Bohemund meinte daraufhin nur, dass dieser Eid null und nichtig sei, weil Alexios seinen Teil der Abmachung, die Unterstützung der Kreuzritter, nicht eingehalten habe.

Darüber hinaus weigerte er sich, weiterhin am Kreuzzug teilzunehmen. ^[9]

Die Unterschlagung der Tatsache, dass der große Held Bohemund nicht einmal in der Nähe der Heiligen Stadt war, als sie fiel, ist ein Beweis für die glänzende Propagandakampagne, die ihn im frühen 12. Jahrhundert in den Mittelpunkt des Kreuzzugtriumphes rückte. Nachdem man fast ein Jahr lang versucht hatte, die Pattsituation in Antiochia aufzulösen, brach

das Kreuzfahrerheer
schließlich ohne ihn auf.

Während die Ritter in einer
feierlichen Prozession, einige in
ihrer Demut sogar barfuß, vor
Beginn der Belagerung um
ganz Jerusalem herumzogen,
um Gott zu danken, residierte
Bohemund Hunderte Kilometer
entfernt in seinem
neugewonnenen Besitztum, das
er sich durch pure
Hartnäckigkeit und

Skrupellosigkeit gesichert hatte. ^[10]

Nicht nur die Byzantiner waren wenig angetan von Bohemunds Weigerung, Antiochia zu übergeben, und seinem aggressiven und niederträchtigen Verhalten – immerhin verbreiteten die Anhänger des Normannen in ganz Europa bösertige Geschichten über Alexios. Es

gab andere, die von Anfang an nicht gerade begeistert über den Kreuzzug waren. Dazu gehörte vor allem Roger von Sizilien, der einer älteren Generation angehörte, die großen Reichtum erwirtschaftet hatte und diesen auf keinen Fall gefährden wollte. Laut einem arabischen Geschichtsschreiber lehnte Roger die Pläne einer Eroberung Jerusalems ab und versuchte, den Enthusiasmus

all jener zu dämpfen, die von neuen christlichen Stützpunkten im Mittelmeerraum träumten. Als er von den Eroberungsplänen hörte, «hob Roger ein Bein, ließ einen lauten Wind fahren und sagte: ‹Bei meinem Glauben, dies ist mehr wert als eure Überlegung.›» Jeder Angriff auf die Muslime, so Roger, schädige seine Beziehungen mit führenden Persönlichkeiten

im muslimischen Nordafrika,
ganz zu schweigen von den
Problemen in Sizilien selbst, wo
es immer noch eine
beträchtliche muslimische
Bevölkerung gab. In jedem Fall
seien Reibereien zu erwarten,
und der Handel käme zum
Erliegen. Der
Einkommensverlust würde
durch einen Rückgang der
Einkünfte aus der
Landwirtschaft noch

verschlimmert werden, da die
Lebensmittelexporte
zwangsläufig ebenfalls leiden
würden, gab er zu bedenken.
Wenn man zum Heiligen Krieg
gegen die Muslime
entschlossen sei, dann solle
man eben nach Jerusalem
ziehen. Sizilien solle jedoch
außen vor bleiben, und der
Angriff dürfe auf keinen Fall
über Afrika führen. ^[11]

Für das Unbehagen von Männern wie Roger von Sizilien gab es gute Gründe. Die Mittelmeermärkte unterlagen bereits in den Jahrzehnten vor dem Kreuzzug großen Schwankungen. Die Kaufkraft Konstantinopels war im Zuge einer schweren Finanzkrise rasch gesunken. So brachen etwa die Preise für den Indigofarbstoff, der in Alexandria verkauft wurde,

allein im Jahr 1094 um mehr als dreißig Prozent ein. Man kann also davon ausgehen, dass auch der Handel mit Pfeffer, Zimt und Ingwer einen ähnlichen Einbruch erlebte, auch wenn dies aus den Quellen nicht eindeutig hervorgeht.^[12] Der lukrative Handel zwischen Nordafrika und Europa via Palästina, bei dem man noch im Jahr 1085 beim Verkauf von

Ostindischem Rotholz einen Gewinn von hundertfünfzig Prozent erzielte, muss ebenfalls stark zurückgegangen sein.^[13]

Angebots- und

Nachfrageschocks konnten zu wilden Preisschwankungen führen, wie etwa der starke Anstieg der Weizenpreise nach der Eroberung Siziliens durch die Normannen zeigt oder die Beinahe-Halbierung der

Flachspreise im gesamten Mittelmeerraum aufgrund eines Überangebots in der Mitte des 11. Jahrhunderts. ^[14]

Solche Preis- und Gewinnschwankungen verblassten jedoch im Vergleich zu dem Wandel, den der Kreuzzug in der Mittelmeerwelt ausgelöst hatte. Der nordafrikanische Geschichtsschreiber Ibn

Khaldūn hielt fest, die muslimischen Flotten hätten im 10. und 11. Jahrhundert über eine derart überwältigende Seeherrschaft verfügt, dass die Christen nicht einmal imstande gewesen seien, «eine Planke auf dem Meer schwimmen zu lassen».^[15] Nun aber sollten die Muslime die Kontrolle über das Mittelmeer an eine neue Gruppe von Rivalen verlieren:

Die italienischen Stadtstaaten wurden zu einem elementaren Bestandteil des großen östlichen Handelsnetzes.

In Wahrheit hatten Amalfi, Genua, Pisa und Venedig bereits lange vor dem Ende des 11. Jahrhunderts ihre Muskeln spielen lassen. So hatten die Venezianer durch ihren Handel mit Sklaven und anderen Gütern enge Verbindungen zu

Städten an der dalmatinischen Küste wie Zara, Trogir, Split und Dubrovnik aufgebaut, die ihnen als Zwischenstationen entlang der Adria und darüber hinaus dienten. Diese Handelsstützpunkte belieferten die lokalen Märkte und boten Gelegenheit, lange Fahrten ohne Gefahr zu unterbrechen. Dass die italienischen Kommunen ständige Händlerquartiere in

Konstantinopel und anderen byzantinischen Städten unterhielten, zeigt ihr wachsendes Interesse am Handel mit dem östlichen Mittelmeer.^[16] Das Wirtschaftswachstum im heimischen Italien nahm zu, wo etwa in Pisa im späten 11. Jahrhundert so große Reichtümer angehäuft wurden, dass der Bischof und die

Bürger die Höhe der Wohntürme begrenzten, die sich die Adligen bauen ließen, um ihren Wohlstand zu zeigen.

[17]

Die italienischen Stadtstaaten begriffen schnell, dass die Eroberung Jerusalems aufregende wirtschaftliche Möglichkeiten eröffnen würde. Noch bevor die Kreuzfahrer die Heilige Stadt erreichten, hatten Genua, Pisa und Venedig

bereits Flotten in Richtung
Syrien und Palästina
ausgesandt. Zum einen kam
man damit der Aufforderung
des Papstes nach, sich an
diesem gottgefälligen
Unternehmen zu beteiligen,
zum anderen wollte man die
Christen gegen die
entsetzlichen Gräuel
verteidigen, über die
angebliche Augenzeugen und
die Gesandten aus Byzanz

berichtet hatten.^[18]

Wenngleich diese hehren Beweggründe sicherlich ein wichtiger Faktor waren, wurde jedoch bald deutlich, dass man sich bei dieser Sache eine goldene Nase verdienen konnte.

Die Kreuzfahrer waren auch nach der Eroberung Jerusalems in einer prekären Lage, sie brauchten dringend Nachschub

und Versorgungsgüter, nicht zuletzt deshalb waren sie auf direkte Verbindungen zu den daheimgebliebenen Europäern angewiesen. Die Flotten der Stadtstaaten besaßen gegenüber den neuen Herren des Heiligen Landes eine ausgezeichnete Verhandlungsposition. Ihre Karten wurden sogar noch besser, als die Kreuzfahrer die Küste sichern und dazu

Hafenstädte wie Haifa, Jaffa, Akkon und Tripolis in die Hand bekommen mussten – für eine erfolgreiche Belagerung waren Seestreitkräfte unverzichtbar.

In der Folge wurden Vereinbarungen getroffen, die den Städten im Gegenzug für ihre Hilfe fabelhafte Gewinnmöglichkeiten eröffneten. So versprach man etwa den neu eingetroffenen Venezianern als Entgelt für

ihre Teilnahme an der Belagerung von Akkon im Jahr 1100 eine Kirche und einen Marktplatz in jeder Stadt, die die Kreuzfahrer eroberten, sowie ein Drittel des Raubguts, das man vom Feind erbeutete. Darüber hinaus räumte man ihnen vollkommene Steuerfreiheit ein. Das Ganze war ein perfektes Beispiel für das, was ein moderner Gelehrter die klassische

venezianische Mischung aus
«Frömmigkeit und Habgier»
genannt hat. ^[19]

Bei der Belagerung
Caesareas im Jahr 1101 konnte
sich Genua einen riesigen Teil
der Beute und äußerst günstige
Handelskonditionen sichern.
Diese Position verbesserte sich
drei Jahre später sogar noch,
als der König von Jerusalem
Balduin I. den Genuesen eine

ganze Reihe von Steuerbefreiungen und andere juristische und kommerzielle Rechte bewilligte. Dazu gehörte auch die Befreiung von der königlichen Rechtsprechung in Fällen der Hochgerichtsbarkeit, also bei Straftaten, die mit dem Tod bestraft werden konnten. Darüber hinaus sprach man den Genuesen jeweils ein Drittel der Städte Caesarea und Arsuf

sowie ein Drittel von Akkon
samt einem beträchtlichen Teil
der Steuereinnahmen dieser
Stadt zu. Der König
verpflichtete sich zudem,
Genua eine jährliche
Festsumme zu zahlen und ein
Drittel aller zukünftigen
Eroberungen zuzugestehen,
unter der Voraussetzung, dass
die Genuesen ihn militärisch
angemessen unterstützten.^[20]

Vereinbarungen wie diese bedeuteten für die Stadtstaaten eine erhebliche Einkommensquelle und ließen sie von Regionalzentren zu internationalen Mächten aufsteigen. [21]

Verständlicherweise führten die schwindelerregenden neuen Gewinne zu einem heftigen Wettbewerb zwischen Pisa, Genua und Venedig.

Amalfi, das es versäumt hatte, rechtzeitig Schiffe in den Osten zu schicken, konnte bald nicht mehr mithalten und war von dem «Großen Spiel» um Zugangsmöglichkeiten, Konzessionen und lukrative Handelsbedingungen ausgeschlossen. Bereits im Jahr 1099 gerieten die Pisaner und Venezianer gewaltsam aneinander, wobei Letztere vor Rhodos achtundzwanzig der

fünfzig Schiffe eines
pisanischen Geschwaders
versenkten. Die gekaperten
Schiffe wurden mit ihren
Mannschaften als Zeichen der
Großmut freigelassen –
schließlich hatten die
Venezianer laut einer späteren
Quelle das Kreuz des Herrn
nicht nur auf ihre Waffenröcke
aufgenäht (wie es der Papst den
Kreuzfahrern empfohlen hatte),
sondern auch auf ihre Seelen

gestempelt. [22]

Dieses Seegefecht hatte einen besonderen Hintergrund. Im Jahr 1092 wurden Venedig umfangreiche Handelsvorrechte im gesamten Byzantinischen Reich eingeräumt. Dies war Teil der übergreifenden Strategie, die Kaiser Alexios verfolgte, um die byzantinische Wirtschaft zu stärken. So bekamen die

Venezianer im Hafen von Konstantinopel eigene Landungsbrücken zugewiesen und wurden von allen Import- und Exportzöllen befreit. [23]

Sieben Jahre später wollten die Venezianer den Konkurrenten Pisa von diesem einträglichen Markt fernhalten und damit die attraktiven Handelsbedingungen schützen, die sie mit dem Kaiser

ausgehandelt hatten. Nach der Seeniederlage wurden die Pisaner gezwungen zuzusichern, dass sie Byzanz nie mehr betreten würden, «um zu handeln, noch in irgendeiner Weise gegen Christen kämpfen würden, außer in Verehrung des Heiligen Grabes». So heißt es zumindest in den Berichten der Venezianer. [24]

Derartige Verträge

durchzusetzen war jedoch leichter gesagt als getan.

Tatsächlich gestand der byzantinische Kaiser im frühen 12. Jahrhundert den Pisanern ebenfalls Privilegien zu, die sich von denen, die zuvor Venedig erhalten hatte, nicht wesentlich unterschieden. Zwar gewährte man auch ihnen einen eigenen Kai samt Anlegestelle in der kaiserlichen Hauptstadt, allerdings wurden die

pisanischen Kaufleute nicht
völlig von den Zöllen befreit,
diese wurden nur verringert.
[25] Auf diese Weise versuchte
man ein Monopol
einzuschränken, das den
Venezianern einen
übermäßigen Vorteil
gegenüber ihren Konkurrenten
verschaffte. [26]

Die Auseinandersetzung
zwischen den italienischen

Stadtstaaten um die Handelshoheit im östlichen Mittelmeer wurde schonungslos und erbittert geführt. Nach kurzer Zeit stellte sich jedoch Venedig als klarer Sieger heraus. Dies lag vor allem an der geographischen Lage der Stadt an der Adria. Die Fahrtzeit der Schiffe aus dem Osten war weit kürzer als die nach Pisa oder Genua. Zudem befanden

sich auf dieser Route viel bessere Plätze, um vor Anker zu gehen. Dadurch war die Fahrt auch sicherer, zumindest wenn man die tückischen Gewässer um den Peloponnes überwunden hatte. Dass die venezianische Wirtschaft stärker und entwickelter war, spielte ebenfalls eine Rolle sowie die Tatsache, dass sich die Stadt mit keinem lokalen Konkurrenten

auseinandersetzen musste. Pisa und Genua dagegen hielt die gegenseitige erbitterte Rivalität in entscheidenden Momenten von der Levante fern, während sie sich um die Kontrolle über ihre Küsten und vor allem um Korsika stritten. [27]

Für Venedig ergab sich eine großartige Gelegenheit, als ein westliches Ritterheer im Jahr 1119 in der sogenannten

Schlacht auf dem Blutfeld
vernichtend geschlagen wurde.
Diese Niederlage stellte die
Lebensfähigkeit Antiochias als
eigenständiger
Kreuzfahrerstaat in Frage. [28]
Da Pisa und Genua gerade in
eigenen Querelen verstrickt
waren, sandte man aus
Antiochia einen verzweifelten
Hilferuf an den Dogen von
Venedig und bat ihn im Namen

Jesu Christi um Unterstützung.
Tatsächlich stellten die
Venezianer eine mächtige
Streitmacht zusammen, weil sie,
wie es ein wohlgesinnter
Kommentator ausdrückte, «mit
der Hilfe Gottes Jerusalem und
das umliegende Gebiet
erweitern wollten, alles zu
Vorteil und Ehre der
Christenheit». [29]

Bezeichnenderweise

beinhaltete das Hilfeersuchen
König Balduins II. das
Versprechen zusätzlicher
Privilegien. [30]

Die Venezianer nutzten
dieses Angebot, um den
Byzantinern eine Lektion zu
erteilen. Der neue Kaiser
Johannes II., der seinem Vater
Alexios im Jahr 1118 auf den
Thron gefolgt war, meinte, die
heimische Wirtschaft habe sich

inzwischen so weit erholt, dass er es sich erlauben könne, die Vergünstigungen, die man den Venezianern vor mehr als zwei Jahrzehnten eingeräumt hatte, nicht mehr zu erneuern.

Daraufhin belagerte die venezianische Flotte, die nach Antiochia unterwegs war, Korfu und drohte, weitere Schritte zu unternehmen, sollte der Kaiser bei seiner Weigerung bleiben. Schließlich gab dieser nach und

bestätigte die Privilegien, die sein Vater einst erteilt hatte.

[31]

Dieser Erfolg wurde durch die Gewinne noch weit übertroffen, die die Venezianer erzielten, als die Schiffe des Dogen endlich im Heiligen Land eintrafen. Venedig schätzte die Lage klug ein und gewährte den westlichen Anführern in Jerusalem ein Darlehen. Diese konnten damit einen Angriff

ihrer eigenen Truppen auf die Hafenstädte finanzieren, die noch in der Hand der Muslime waren. Die Venezianer wiederum ließen sich das reichlich vergelten. Venedig sollte in jeder königlichen und fürstlichen Stadt des Königreichs Jerusalem eine Kirche, eine Straße und einen größeren Platz erhalten. Außerdem forderte es eine jährliche Zahlung, die durch die

beträchtlichen
Steuereinnahmen von Tyros,
dem führenden Handelsplatz
dieses Gebiets, abgedeckt
werden sollte. Als die Stadt im
Jahr 1124 nach mehrmonatiger
Belagerung tatsächlich fiel,
veränderte sich die Stellung
Venedigs in dieser Region
grundlegend dank einer Reihe
von Vergünstigungen, die im
gesamten Königreich Jerusalem
gelten sollten. Die italienische

Stadt unterhielt hier nicht mehr nur einen einfachen Handelsstützpunkt, sondern hatte sich eine herausragende Position der Stärke gesichert. Als deutlich wurde, dass diese die Autorität der Krone untergrub, versuchten einige sofort, etliche der Privilegien einzuschränken. [32]

Es war eine Zeit des Glaubens und der starken

religiösen Überzeugungen, die durch die Selbstaufopferung im Namen der Christenheit gekennzeichnet war.

Andererseits gab es neben der Religion auch die Realpolitik und finanzielle Interessen.

Gerade die Kirchenhierarchie war sich dessen wohl bewusst.

Als der byzantinische Kaiser Johannes II. seinen Anspruch auf Antiochia durchsetzen wollte, gab der Papst eine

Erklärung heraus, die jedem mit ewiger Verdammnis drohte, der vorhatte, den Byzantinern zu helfen.^[33] Dies sollte vor allem die Verbündeten des Papstes stärken und hatte kaum etwas mit Theologie oder Kirchenlehre zu tun.

Das beste Beispiel für die Verschmelzung von Spirituellem und Materiellem ereignete sich jedoch nach dem

Verlust Edessas an die Muslime im Jahr 1144, einem weiteren großen Rückschlag für die Kreuzfahrer. In ganz Europa wurde dazu aufgerufen, an einer Hilfsexpedition teilzunehmen, die am Ende zum Zweiten Kreuzzug werden sollte. Der wichtigste Kreuzzugsprediger war Bernhard von Clairvaux, eine charismatische und energische Persönlichkeit. Er war

realistisch genug, um einzusehen, dass die Vergebung der Sünden und die Chance, durch das Martyrium das ewige Heil zu erlangen, nicht jeden davon überzeugen konnten, in den Osten aufzubrechen. «Wenn Du ein kluger Kaufmann bist, ein Mann des Erwerbs in dieser Welt, dann prophezeie ich Dir reiche Märkte; lass sie Dir ja nicht entgehen!», schrieb er in einem

Brief «an die Ostfranken und Bayern», der damals weite Verbreitung fand. [34]

In der Mitte des 12. Jahrhunderts zogen die italienischen Stadtstaaten große Gewinne aus der beneidenswerten Stellung, die sie sich im Osten aufgebaut hatten. Dank des bevorzugten Zugangs, den Venedig zu den Märkten Konstantinopels sowie

der wichtigsten Küstenstädte des Byzantinischen Reiches und Palästinas hatte, sicherte sich der Stadtstaat eine ganze Kette von Handelsstationen, die sich jetzt über das ganze östliche Mittelmeer nicht nur bis zur Levante, sondern binnen kurzem auch bis Ägypten erstreckte. Viele wie etwa Caffaro, der berühmteste genuesische Historiker des Mittelalters, betrachteten das

Ganze neidisch. Genua «war eingeschlafen und litt unter Gleichgültigkeit», schrieb er wehmütig über die fünfziger Jahre des 12. Jahrhunderts. Die Stadt war «wie ein Schiff, das ohne Navigator übers Meer segelt». [35]

Dies war allerdings eine Übertreibung, die etwas von der Missbilligung des Verfassers gegenüber den

mächtigen Familien erkennen lässt, die die Genueser Politik dominierten. Tatsächlich prosperierte in dieser Zeit auch Genua. Die Stadt stellte nicht nur sicher, dass ihre Privilegien in den Kreuzfahrerstaaten regelmäßig bestätigt wurden, sie knüpfte auch Verbindungen im westlichen Mittelmeerraum. Im Jahr 1161 schloss sie mit dem almohadischen Kalifen in Marokko ein

Friedensabkommen, das Zugang zu den dortigen Märkten und Schutz vor Überfällen bot. In den 1180er Jahren machte der Handel mit Nordafrika mehr als ein Drittel der kommerziellen Aktivitäten Genuas aus. Entlang der Küste war eine ausgedehnte Infrastruktur von Lagerhäusern und Herbergen entstanden, die die Abwicklung der Geschäfte

erleichtern sollte. [36]

Genua, Pisa und Venedig
stimulierten auch das
Wachstum einer ganzen Reihe
von Städten in ihrer
Umgebung, wie es Kiew in
Russland getan hatte.
Kommunen wie Neapel,
Perugia, Padua und Verona
wuchsen, und ihre Vorstädte
dehnten sich so rasch aus, dass
man die Stadtmauern mehrmals

in weiterer Entfernung zum Zentrum neu errichten musste. Wenn es auch aufgrund fehlender empirischer Daten nur schwer möglich ist, die Einwohnerzahlen einzuschätzen, kam es im Italien des 12. Jahrhunderts doch zweifellos zu einer zunehmenden Verstädterung, als die Märkte florierten, sich eine Mittelschicht bildete und

die Einkommen stiegen. [37]

Ironischerweise bildeten die Grundlage dieses Wachstums in der Zeit der Kreuzzüge die Stabilität und die guten Beziehungen zwischen der muslimischen Welt und den Christen sowohl im Heiligen Land als auch anderswo. Zwar gab es in den Jahrzehnten nach der Eroberung Jerusalems im

Jahr 1099 immer wieder bewaffnete Zusammenstöße, doch erst in den späten siebziger Jahren des 12. Jahrhunderts spitzte sich die Lage dramatisch zu. Im Allgemeinen lernten die Kreuzfahrer, wie sie mit der muslimischen Mehrheitsbevölkerung umgehen mussten, die jetzt unter ihrer Herrschaft stand, aber auch mit denen, die weiter

entfernt lebten. Tatsächlich rief der König von Jerusalem regelmäßig seine eigenen Vasallen zur Ordnung. Zum Beispiel hinderte er sie daran, vorbeiziehende Karawanen auszurauben oder benachbarte Städte zu überfallen, um nicht die lokalen muslimischen Führer gegen sich aufzubringen oder sogar eine gewichtigere Reaktion Bagdads oder Kairos hervorzurufen.

Einige Neuankömmlinge im Heiligen Land konnten dies nur schwer verstehen und verursachten deshalb ständig Probleme. Sie konnten es oft kaum glauben, dass man hier mit den «Ungläubigen» auf einer täglichen Basis Handel trieb. Es brauchte eine gewisse Zeit, bis sie begriffen, dass die Dinge nicht so schwarz und weiß waren, wie man sie zu Hause in Europa gezeichnet

hatte. Mit der Zeit schliffen sich die Vorurteile ab: «Alle Franken, die erst seit kurzem ihr Land verlassen haben, sind roher als jene, die sich schon an unser Land gewöhnt haben», schrieb ein arabischer Autor, der über das rüde und ungehobelte Benehmen der neu Eingetroffenen sowie ihre Einstellung gegenüber jedem Nichtchristen entsetzt war.^[38]

Dieses Denken hatte jedoch auch bei den Muslimen seine Parallelen. Ein in den vierziger Jahren des 12. Jahrhunderts verkündetes *Fatwa* (islamisches Rechtsgutachten) forderte die Muslime auf, weder in den Westen zu reisen noch mit Christen Handel zu treiben. «Wenn wir uns in ihr Land begeben, werden die Warenpreise steigen und sie werden von uns riesige

Geldsummen bekommen, die sie dazu nutzen werden, gegen die Muslime zu kämpfen und deren Länder zu überfallen.»^[39] Alles in allem aber waren die Beziehungen trotz der wilden Rhetorik auf beiden Seiten bemerkenswert unaufgeregt und besonnen. In Westeuropa herrschte eine beträchtliche Neugier auf alles, was mit dem Islam zu tun hatte.

Selbst in der Zeit des Ersten Kreuzzugs kamen einige Kommentatoren bald zu einer positiven Meinung über die muslimischen Türken. «Hätten die Türken doch nur am Glauben an Christus und die heilige Christenheit festgehalten», schrieb der Verfasser einer der populärsten Kreuzzugsbeschreibungen wehmütig, womit er möglicherweise auf den

früheren Glauben der
Seldschuken anspielte. «Man
könnte keine stärkeren,
tapfereren und geschickteren
Soldaten finden als sie.»^[40]

Es dauerte auch nicht lange,
bis die wissenschaftlichen und
geistigen Errungenschaften
der muslimischen Welt das
brennende Interesse westlicher
Gelehrter wie Adelard von Bath
erregten.^[41] Adelard

durchkämmte die Bibliotheken von Antiochia und Damaskus und kam mit Kopien der algorithmischen Tafeln zurück, die zur Grundlage des Mathematikstudiums in der christlichen Welt wurden. Seine Reise durch diese Region öffnete ihm die Augen. Als er nach Hause zurückkehrte, «fand er die Fürsten barbarisch, die Bischöfe trunksüchtig, die Richter

bestechlich, die Patrone
unzuverlässig, die Klienten
kriecherisch, die
Versprechensgeber verlogen,
die Freunde neidisch und fast
alle voller Ehrsucht». [42]

Adelard war mit dieser
Meinung nicht allein. Daniel
von Morley etwa zog in der
zweiten Hälfte des
12. Jahrhunderts zunächst aus
England nach Paris, um dort zu

studieren. Die selbstgefälligen angeblichen Intellektuellen in dieser Stadt waren für ihn jedoch eine Enttäuschung. Sie saßen einfach «regungslos wie Standbilder da und taten so, als bewiesen sie ihre Weisheit, indem sie sich in Schweigen hüllten». Als er begriff, dass er von diesen Männern nichts lernen würde, zog Daniel «so schnell er konnte» in das auch nach seiner Rückeroberung

durch die Christen weiterhin muslimisch geprägte Toledo, «um den klügsten Philosophen der Welt zuzuhören». [43]

Die Ideen aus dem Osten wurden eifrig, wenn auch oft unausgewogen, aufgegriffen. So ließ etwa Petrus Venerabilis, der Abt des Klosters Cluny, Zentrum des theologischen und geistigen Denkens im mittelalterlichen Frankreich,

den Koran übersetzen, damit er und andere christliche Gelehrte diesen besser verstehen würden – allerdings auch um durch seine Lektüre die vorgefasste Meinung zu bekräftigen, dass der Islam abartig, schändlich und gefährlich sei. ^[44] Die Westeuropäer suchten nicht nur in den muslimischen Ländern nach Denkanstößen.

Auch in Konstantinopel verfasste Schriften wurden ins Lateinische übersetzt, wie beispielsweise die auf Anregung von Anna Komnena, der Tochter Kaiser Alexios I., entstandenen Kommentare zur *Nikomachischen Ethik* des Aristoteles, die schließlich den Weg zu Thomas von Aquin und damit in die Mitte der abendländischen christlichen

Philosophie fanden. [45]

In gleicher Weise lässt sich auch der wirtschaftliche und gesellschaftliche Aufschwung Europas im 12. Jahrhundert nicht nur auf den Handel mit den Muslimen zurückführen. Konstantinopel und das Byzantinische Reich waren ebenfalls eine entscheidende Antriebskraft für die Wirtschaft des christlichen

Mittelmeerraums. So war etwa Byzanz ausweislich der erhaltenen Dokumente aus dieser Zeit für die Hälfte des venezianischen Außenhandels verantwortlich. [46]

Wenngleich aber Glas, Metallarbeiten, Öl, Wein und Salz aus Byzanz in beträchtlichen Mengen zu den Märkten in Italien, Frankreich und Deutschland exportiert

wurden, so blieben doch Waren, die aus noch fernerer Gegenden stammten, am begehrtesten und profitabelsten und erzielten die höchsten Preise. Die Nachfrage nach Seiden-, Baumwoll-, Leinenwaren und Stoffen, die im östlichen Mittelmeerraum, in Mittelasien oder in China hergestellt wurden, war gewaltig, wie Inventarverzeichnisse,

Verkaufslisten und die Kirchenschätze in Westeuropa deutlich machen. ^[47] Vor allem die Städte in der Levante profitierten von diesen Wachstumsmärkten. So wurde Antiochia zu einem Handelszentrum, von dem aus die Textilien in den Westen verschifft werden konnten. Gleichzeitig entwickelte es sich zu einem bedeutenden

Produktionsstandort. Stoffe aus dieser Stadt wie etwa das «Tuch von Antiochia» wurden so erfolgreich vermarktet und waren so gefragt, dass König Heinrich III. von England (reg. 1216–1272) in jeder seiner Hauptresidenzen «Antiochia-Räume» einrichten ließ: im Tower von London, den Palästen von Clarendon und Winchester und im Palace of

Westminster. [48]

Auch Gewürze flossen in immer größeren Mengen aus dem Osten nach Europa. Von den drei wichtigsten Umschlagplätzen Konstantinopel, Jerusalem und Alexandria wurden sie in die italienischen Stadtstaaten und von dort weiter auf die Märkte in Deutschland, Frankreich, Flandern und Britannien

gebracht, wo sich mit dem Verkauf exotischer Güter immense Gewinne erzielen ließen. In gewisser Weise war diese Begierde nach teuren Luxuswaren aus dem Orient mit der Nachfrage der Steppennomaden nach Seidenballen aus China zu vergleichen: Wie noch heute wollten sich die Reichen auch schon in der mittelalterlichen Welt vom Rest der Bevölkerung

abheben, indem sie ihren exklusiven Lebensstil zur Schau stellten. Obwohl sich an diesem Handel mit teuren Gegenständen und Waren nur ein kleiner Teil der Bevölkerung beteiligte, war er doch bedeutsam, weil diese Güter eine gesellschaftliche Differenzierung ermöglichten und von einer neuen sozialen Mobilität sowie wachsenden Ansprüchen zeugten.

Während Jerusalem als Mittelpunkt der Christenheit eine hochsymbolische Rolle zukam, war es auch ein wichtiger Umschlagplatz, wenngleich Akkon mit seinem Hafen die Heilige Stadt als Handelszentrum noch übertraf. Eine Liste der Steuern, die in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts im Königreich erhoben wurden, liefert eine detaillierte Übersicht über

alles, was man zu dieser Zeit dort kaufen konnte. Zudem bezeugt sie die Effizienz einer gut organisierten Kanzlei, die auf keinen Fall auf Einkünfte verzichten wollte. Mit Verkaufssteuern belegt wurden Pfeffer, Zimt, Alaun, Lack, Muskat, Flachs, Gewürznelken, Aloeholz, Zucker, Pökelfisch, Weihrauch, Kardamom, Salmiak, Elfenbein und vieles

andere.^[49] Die große Mehrzahl dieser Waren stammte nicht aus dem Heiligen Land, sondern wurde über Handelswege dorthin gebracht, die die Muslime kontrollierten. Besonders wichtig waren die ägyptischen Häfen, die laut einem arabischen Steuertraktat aus dieser Zeit eine beeindruckende Auswahl von Gewürzen, Textilien und

Luxusgütern exportierten.^[50]

Ironischerweise stimulierten die Kreuzzüge auf diese Weise nicht nur die Wirtschaft und Gesellschaft in Westeuropa. Sie bereicherten auch die muslimischen Zwischenhändler, die erkannten, dass die neuen Märkte reichen Gewinn bringen konnten. Einer der raffiniertesten war ein gewisser Rāmisht aus der Stadt Siraf am

Persischen Golf, der im frühen 12. Jahrhundert ein Vermögen machte. Er war auf die Idee gekommen, die steigende Nachfrage nach Gütern aus China und Indien als Zwischenhändler zu befriedigen, wobei einer seiner Agenten in einem einzigen Jahr Waren im Wert von einer halben Million Dinar verschiffte. Rāmishts Reichtum war so legendär wie seine

Großzügigkeit. Er stiftete für die Kaaba in Mekka einen goldenen Wasserspeier, der dort einen silbernen ersetzen sollte, und finanzierte ein riesiges Tuch aus einem chinesischen Stoff von «unschätzbarem Wert», wie ein Bericht aus der Zeit festhielt, mit dem man die Kaaba umhüllte, nachdem das ursprüngliche Tuch beschädigt worden war. Diese guten Taten

brachten ihm die seltene
Auszeichnung ein, in Mekka
begraben zu werden. Der Text
auf seinem Grabstein lautet:
«Hier liegt der Reeder Abu'l-
Qāsim Rāmīsh. ‹Möge Gott ihm
und jedem, der für ihn um
Gnade bittet, gnädig sein.›»^[51]

Derartige Reichtümer
führten unweigerlich zu einer
Intensivierung der Rivalitäten
und einem neuen Kapitel im

mittelalterlichen «Großen Spiel», bei dem die Beteiligten mit allen Mitteln die Vorherrschaft im östlichen Mittelmeerraum erringen wollten. In den sechziger Jahren des 12. Jahrhunderts hatte sich der Konkurrenzkampf zwischen den italienischen Stadtstaaten dermaßen zugespitzt, dass sich Venezianer, Genuesen und Pisaner in Konstantinopel

regelrechte Straßenschlachten lieferten. Trotz der Interventionsversuche des byzantinischen Kaisers wurden diese Gewaltausbrüche zu einer regelmäßigen Erscheinung. Wahrscheinlich hatte die wachsende Konkurrenz zu fallenden Preisen geführt. Nun mussten alle ihre Handelsinteressen wahren, wenn nötig eben auch mit Gewalt.

Durch diesen Eigennutz machten sich die Stadtstaaten die Bewohner der Hauptstadt zum Feind, und dies nicht nur wegen der Schäden, die diese Auseinandersetzungen verursachten, sondern auch wegen weiterer Übergriffe der westlichen Vertreter im übrigen Reich. Im Jahr 1171 reagierte der byzantinische Kaiser auf den wachsenden Groll seiner Untertanen, indem

er Tausende von Venezianern
einkerkerte und ihren Besitz
konfiszierte. Sämtliche
Bittgesuche und
Schadensersatzforderungen
der Stadt Venedig stießen bei
ihm auf taube Ohren. Schon gar
nicht war er bereit, sich für
diese einseitige,
unangekündigte Maßnahme zu
entschuldigen. Als selbst der
Doge Vitale Michiel, der sich
persönlich nach Konstantinopel

aufmachte, die Angelegenheit nicht regeln konnte, geriet die Lage in Venedig allmählich außer Kontrolle. In der Hoffnung auf gute Neuigkeiten versammelte sich dort eine große Menge, und bald schlug die Enttäuschung in Wut und Gewalt um. Der Doge versuchte, seinem eigenen Volk zu entkommen, indem er sich in das Kloster San Zaccaria flüchtete. Bevor er es

erreichen konnte, holte ihn der Mob ein und lynchte ihn.^[52]

Die Byzantiner waren ab jetzt keine Verbündeten und Gönner mehr, sondern Rivalen und Konkurrenten. Im Jahr 1182 griffen die Einwohner von Konstantinopel die dort lebenden Bürger der italienischen Stadtstaaten an. Viele wurden bei diesem sogenannten Lateinerpogrom

ermordet, unter anderem der Repräsentant der lateinischen Kirche, dessen abgeschlagenen Kopf man von einem Hund durch die Straßen der Stadt schleifen ließ.^[53] Dies war nur der Beginn der stetig wachsenden Feindseligkeiten zwischen den Christen des Westens und denen des Ostens. Im Jahr 1185 wurde Thessaloniki, eine der

wichtigsten Städte des
Byzantinischen Reiches, von
einer normannischen
Streitmacht aus Süditalien
geplündert und
gebrandschatzt. Der Westen
hatte mit dem Ersten Kreuzzug
eine Harpune im östlichen
Mittelmeerraum abgeschossen,
jetzt war er dabei, seine Beute
einzuholen.

Für einige boten diese

Spannungen jedoch auch eine gute Gelegenheit. Bereits seit einiger Zeit ging in Ägypten der Stern eines brillanten Generals namens Ṣalāḥ al-Dīn al-Ayyubī auf. Mit guten Beziehungen, klarem Verstand und einem gerüttelt Maß an Charme erkannte der Mann, der besser unter dem Namen Saladin bekannt ist, dass sich der Konflikt in Konstantinopel zu seinen Gunsten auswirken

könnte. Er beeilte sich, Kontakt zu den Byzantinern aufzunehmen, und lud den griechischen Patriarchen von Jerusalem zu einem Besuch nach Damaskus ein. Dort behandelte er ihn äußerst zuvorkommend, um zu zeigen, dass er selbst und nicht etwa die Christen aus dem Westen der natürliche Verbündete des Byzantinischen Reiches sei. [54]

Ende der 1180er Jahre war der byzantinische Kaiser Isaak II. von dieser neuen Beziehung bereits so überzeugt, dass er an «meinen Bruder, den Sultan von Ägypten, Saladin» schrieb und ihn um militärische Unterstützung gegen die Feinde aus dem Westen bat. [55]

Seit Jahrzehnten hatte sich eine antiwestliche Stimmung in

Konstantinopel breitgemacht.
Eine Schriftstellerin aus der
Mitte des 12. Jahrhunderts
behauptete, die Menschen aus
dem Westen seien
unzuverlässig und bereit, sogar
ihre eigenen
Familienangehörigen gegen
Geld zu verkaufen. Wenn auch
viele sogenannte Pilger ihre
Frömmigkeit beteuerten,
schrieb die Tochter des
byzantinischen Kaisers, treibe

sie in Wahrheit nur die Gier an. Angeblich planten sie, «die Kaiserstadt selbst in ihre Gewalt zu bringen», den Ruf des Reiches zu beschmutzen oder sogar den eigenen Mitchristen Schaden zuzufügen.^[56] Diese Einstellung verfestigte sich im späten 12. Jahrhundert und vor allem nach dem Jahr 1204.

Auch im Heiligen Land fanden

solche Ansichten Wiederhall.
Dort waren die Ritter so
gewalttätig und
verantwortungslos
vorgegangen, als seien sie von
einem Todeswunsch erfüllt. Im
späten 12. Jahrhundert fällten
führende Persönlichkeiten
immer wieder völlig unsinnige
Entscheidungen, fochten
untereinander sinnlose Kämpfe
aus und versäumten es, sich
trotz offensichtlicher

Warnsignale auf den bevorstehenden muslimischen Generalangriff vorzubereiten. Ihr Verhalten verwunderte auch einen muslimischen Besucher aus Spanien. Es sei «eigentümlich», schrieb Ibn Dschubair, «dass, obwohl die Feuer der Uneinigkeit zwischen den beiden Parteien brennen, zwei Armeen von ihnen aufeinanderstoßen und sich in Schlachtordnung

aufstellen, dennoch muslimische und christliche Reisende ohne Behelligung zwischen ihnen hin- und herziehen». ^[57] Selbst während militärischer Auseinandersetzungen wurde also weiterhin Handel getrieben.

Die Kaufleute konnten sich ungeachtet, ob nun Krieg oder Frieden herrschte und welcher

Glaubensgemeinschaft sie angehörten, sicher und frei durch diese Region bewegen. Dies war laut Ibn Dschubair auf eine «Übereinkunft» zwischen den beiden Konfliktparteien zurückzuführen, zu der vor allem ein gegenseitiges Steuerabkommen gehörte. Wer diese Sicherheit gewaltsam verletzte, musste mit harten Strafen rechnen. Wenn etwa «fränkische Straßenräuber»,

und «sei es nur um Armes- oder Spannenlänge», die Grenze überschritten, wurden sie auf muslimischem Gebiet von den Christen selbst gefangen genommen und bestraft, weil man die Muslime nicht verärgern oder die guten Handelsbeziehungen beschädigen wollte. Ibn Dschubair war gleicherweise beeindruckt und amüsiert. «Es ist eine der witzigsten und

zugleich ungewöhnlichsten fränkischen Verpflichtungen», stellte er fest. ^[58]

Als der Königshof in Jerusalem sich immer mehr gegen sich selbst wandte und die Auseinandersetzungen zwischen rivalisierenden Parteien zu einem Dauerzustand wurden, schuf dies perfekte Voraussetzungen für den Aufstieg brutaler und

überehrgeiziger Gestalten, die
Versprechungen machten, die
sie nicht halten konnten, und
den Beziehungen zwischen
Christen und Muslimen
unermesslichen Schaden
zufügten. Das traf vor allem auf
Rainald von Châtillon zu,
dessen leichtfertiges
Draufgängertum das
Königreich Jerusalem fast im
Alleingang zu Fall brachte.

Rainald hielt sich schon

längere Zeit im Heiligen Land auf und erkannte bald, dass sich der Druck erhöhte, je stärker Saladins Stellung in Ägypten wurde. Dies war umso mehr der Fall, als Saladin große Teile Syriens unter seine Herrschaft brachte und dadurch das christliche Königreich regelrecht umzingelte. Rainalds Versuche, dieser Bedrohung zu begegnen, scheiterten auf

spektakuläre Weise. Seine übereilte Entscheidung, die Hafenstadt Aqaba am Roten Meer anzugreifen, löste bei den arabischen Kommentatoren beinahe Hysterie aus. Sie verkündeten, dass Mekka und Medina bedroht seien und das Ende der Zeiten unmittelbar bevorstehe. ^[59] Rainalds Vorgehen war nicht nur kontraproduktiv, es erhöhte

auch das Prestige und die Popularität, die Saladin gewinnen konnte, wenn er dem Kreuzfahrerstaat einen vernichtenden Schlag versetzte. Nach Meinung eines zeitgenössischen muslimischen Autors war Rainald von allen Christen «der niederträchtigste und böseste [...], der am meisten darauf erpicht war, Schaden zuzufügen und Übles zu tun, bindende Versprechen

und schwere Eide zu brechen». Saladin schwor, «er werde ihm das Leben nehmen». [60]

Dazu bot sich bald Gelegenheit. Im Juli 1187 wurden die Ritter des Kreuzfahrerkingreichs Jerusalem an den Hörnern von Hattin von den Muslimen gestellt und von Saladin in einer Schlacht ausmanövriert, überlistet und

niedergezwungen. Fast alle westlichen Kämpfer wurden getötet oder gefangen genommen. Hospitaliter und Templer – Heißsporne, die nicht bereit waren, im Umgang mit nicht christlichen Gemeinschaften auch nur den geringsten Kompromiss zu schließen – wurden reihenweise hingerichtet. Saladin ließ den gefangenen Rainald von Châtillon zu sich bringen und

schlug ihm eigenhändig den Kopf ab. Ob Rainald wirklich die Hauptschuld an der Niederlage der Kreuzritter trug, steht dahin. Er gab jedoch sowohl für die besiegten Lateiner als auch für die siegreichen Muslime einen willkommenen Sündenbock ab. Knapp zwei Monate nach der Schlacht ergab sich Jerusalem ohne Widerstand und öffnete den Muslimen die Tore, nachdem

man zuvor in längeren
Verhandlungen vereinbart
hatte, dass die Einwohner der
Stadt verschont werden
würden. [61]

Der Fall der Stadt war für die
christliche Welt eine
Demütigung und für die
europäischen Verbindungen in
den Osten ein schwerer
Rückschlag. Papst Urban III.
fiel angeblich tot um, als er von

der Niederlage bei Hattin hörte. Sein Nachfolger Gregor VIII. suchte die Schuld erst einmal bei den Christen selbst. Er verkündete den Gläubigen, dass die Heilige Stadt nicht nur «wegen der Sünden ihrer Einwohner, sondern auch wegen unserer eigenen Sünden und denen des gesamten christlichen Volkes» gefallen sei. Die Macht der Muslime, warnte er, nehme

immer mehr zu, wenn man nichts dagegen unternehme. Er verlangte, dass Könige, Fürsten, Barone und Städte, die miteinander stritten, ihre Differenzen beiseitelassen und auf die Geschehnisse im Osten reagieren sollten. Damit räumte er ein, dass trotz aller Rhetorik für die angeblich von Glauben und Frömmigkeit beseelte Ritterschaft in Wirklichkeit das Eigeninteresse und die lokalen

Rivalitäten und Zänkereien die entscheidende Rolle spielten. Jerusalem sei gefallen, weil es die Christen versäumt hätten, für die Sache einzustehen, an die sie glaubten. Die Sünde und das Böse habe sie überwältigt.

[62]

Diese provokante und scharfe Botschaft erzielte sofort ihre Wirkung. Kurze Zeit später trafen die drei mächtigsten Männer des Westens

Vorbereitungen für einen Vergeltungsfeldzug. Als Richard I. von England, Philipp II. August von Frankreich und der mächtige Kaiser des Heiligen Römischen Reiches, Friedrich Barbarossa, gemeinsam gelobten, die Heilige Stadt wiederzugewinnen, schien die Chance zu bestehen, nicht nur Jerusalem zurückzuerobern, sondern auch die christliche

Position im Nahen Osten erneut zur Geltung zu bringen. Der Dritte Kreuzzug von 1189 bis 1192 war jedoch ein absolutes Fiasko. Barbarossa ertrank beim Baden in einem Fluss, viele Kilometer von dem vorgesehenen Kriegsschauplatz entfernt. Die verbliebenen Anführer stritten sich über die strategischen Ziele und brachten dadurch ihre eigenen Armeen praktisch zum

Stillstand. Typisch hierfür war das Vorhaben von Richard Löwenherz, zunächst einmal nicht nach Jerusalem zu ziehen und sich stattdessen auf die Eroberung des viel reicheren und attraktiveren Ägyptens zu konzentrieren. Am Ende erzielte man nur wenige dauerhafte Gewinne. Jerusalem blieb im Besitz der Muslime. Bevor die Anführer des Kreuzzugs nach Hause

zurückkehrten, eroberten sie bezeichnenderweise Akkon, den wichtigsten Handelsplatz der Levante, der jedoch aus biblischer und religiöser Sicht keinerlei Bedeutung besaß. ^[63]

Knapp ein Jahrzehnt später gab es einen weiteren Versuch, das Heilige Land zurückzugewinnen. Der entscheidende Faktor war diesmal Venedig, das die

Teilnehmer des Kreuzzugs mit seinen Schiffen in den Osten bringen sollte. Nach anfänglichem Zögern willigte der Doge schließlich ein, das Unternehmen zu unterstützen, nachdem man ihm zugesichert hatte, dass die Kosten für den Bau der Flotte, die man für diese große Zahl von Männern benötigte, von den Kreuzfahrern selbst aufgebracht werden würden.

Außerdem bestanden die Venezianer darauf, das erste Ziel des Kreuzzugs festzulegen. Die Flotte sollte wiederum nach Ägypten und nicht zu den Häfen in der Nähe Jerusalems segeln. Nach Angaben eines Mannes, der eng an der Planung beteiligt war, wurde die Tatsache, «dass man nach Babylon [Ägypten] gehen wollte, geheim gehalten und öffentlich nur erklärt, dass man

in ein Land jenseits des Meeres gehen würde». [64]

Dieses Unternehmen war für seine Teilnehmer ein regelrechtes Gottesgeschenk: Sie konnten dabei etwas für ihr Seelenheil tun und gleichzeitig auf großen Gewinn hoffen. Immerhin war der Reichtum Ägyptens legendär. Sein Volk sei «dem luxuriösen Leben zugetan», schrieb ein Autor in

dieser Zeit. Der Wohlstand sei das Ergebnis von «Steuern aus den Städten an der Küste und im Inneren des Landes». Sie führten, wie er notierte, zu einem «riesigen Jahreseinkommen». [65]

Die Venezianer waren sich vollkommen bewusst, was hier auf dem Spiel stand, denn ihre Verbindungen in den Osten waren in der Zeit zuvor starken

Störungen unterlegen und immer unsicherer geworden. Im Zuge der Turbulenzen nach den Erfolgen Saladins und der gleichzeitigen Periode der Instabilität in Konstantinopel wollten sich die Venezianer unbedingt einen Zugang zu Alexandria und den Häfen an der Nilmündung sichern, wo sie traditionell unterrepräsentiert waren: Vor 1200 wickelte Venedig vermutlich nur etwa

zehn Prozent seines Handels mit Ägypten ab. ^[66] Die Stadt hatte dort gegenüber Pisa und Genua bisher klar den Kürzeren gezogen. Die beiden italienischen Rivalen hatten sich stärker auf die Handelsverbindungen durch das Rote Meer als auf die Überlandrouten nach Konstantinopel und Jerusalem konzentriert. ^[67] Der zu

erwartende Gewinn erklärt, warum die Venezianer das Risiko eingingen, eine so große Flotte zu bauen, obwohl sie deshalb fast zwei Jahre lang alle anderen Schiffbaumaßnahmen einstellen mussten.

Es wurde jedoch bald deutlich, dass an diesem Kreuzzug weit weniger Männer teilnehmen wollten als erwartet. Es bestand die Gefahr, dass die Venezianer auf

einem Teil der Kosten sitzenbleiben würden. Die Kreuzfahrer wurden von den Ereignissen überwältigt, als die Venezianer sich daranmachten, ihre Ansprüche durchzusetzen und die Planungen entsprechend zu verändern. Im Jahr 1202 traf die Flotte in Zara an der dalmatinischen Küste ein, eine Stadt, um die sich Venedig und Ungarn seit geraumer Zeit stritten. Als sich

abzeichnete, dass ein Angriff bevorstand, hängten die verwirrten Einwohner Kreuzbanner über die Stadtmauer. Sie meinten, es müsse sich um ein Missverständnis handeln, und weigerten sich zu glauben, dass eine christliche Streitmacht, ohne herausgefordert zu werden, eine christliche Stadt angreifen würde – umso mehr als Papst Innozenz III. dies

ausdrücklich verboten hatte.
Die Stadt wurde jedoch nicht
verschont. Wie Shylock in
Shakespeares *Der Kaufmann
von Venedig* forderten die
Venezianer bei den Rittern das
Pfund Fleisch ein, das diese
ihnen schuldeten. [68]

Als sich die Kreuzfahrer
überlegten, wie sie diese
Handlungsweise rechtfertigen
konnten, und darüber stritten,

was sie als Nächstes unternehmen sollten, bot sich eine goldene Gelegenheit. Ein byzantinischer Thronanwärter versprach ihnen reichen Lohn, wenn sie ihm in Konstantinopel zur Macht verhelfen würden. Und so kam es, dass sich die Truppen, die ursprünglich unter dem Eindruck nach Ägypten aufgebrochen waren, dass sie bald nach Jerusalem ziehen würden, plötzlich vor

den Mauern der byzantinischen Hauptstadt widerfanden und ihre Optionen abwogen. Als sich die Verhandlungen mit den Parteiungen innerhalb der Stadt immer weiter hinzogen, begannen die Kreuzfahrer, darüber nachzudenken, wie sie die Stadt einnehmen und vor allem wie sie diese und das übrige Byzantinische Reich unter sich aufteilen könnten.

Venedig hatte bereits gelernt,
seine Interessen in der Adria
und im Mittelmeer
selbstsüchtig zu wahren. Indem
es Zara in Besitz nahm, stärkte
es seine Stellung sogar noch.
Nun bot sich die Chance, den
allergrößten Preis zu gewinnen
und sich dadurch einen
direkten Zugang nach Osten zu
sichern. Ende März 1204
begaben sich die Kreuzfahrer

in Stellung und leiteten die Belagerung des Neuen Rom ein. In der zweiten Aprilwoche kam dann der große Ansturm. Leiter, Rammböcke und Katapulte, die helfen sollten, Städte von den Muslimen zurückzugewinnen, wurden gegen die immer noch größte christliche Stadt der Welt eingesetzt. Schiffe, die entworfen und gebaut worden waren, um Häfen in Ägypten

und der Levante zu blockieren, sperrten in Sichtweite der großartigen und ehrwürdigen Hagia Sophia den Zugang zum Goldenen Horn ab.

Am Vorabend der Schlacht hatten die Bischöfe den Kreuzfahrern versichert, «dass der Kampf rechtmäßig ist und dass sie die Griechen sehr wohl angreifen dürften». Schließlich verwiesen sie auf Lehrstreitigkeiten, die

geschickterweise immer dann zur Sprache kamen, wenn andere, materielle Dinge auf dem Spiel standen. Sie teilten ihren Schäfchen mit, dass die Einwohner von Konstantinopel den Angriff verdient hätten, da diese «in früheren Zeiten dem Gesetz von Rom gehorcht hätten [...], nun aber sagten, das Gesetz von Rom habe keine Gültigkeit und dass alle, die daran glaubten, Hunde seien.»

Die Byzantiner seien sogar schlimmer als die Juden, denn sie seien «Gottes Feinde». [70]

Nach dem Fall der Mauern kam es zu chaotischen Szenen, die Männer aus dem Westen wüteten in der Stadt. Die vergifteten Worte, die man ihnen ins Ohr geträufelt hatte, versetzten sie in eine Art religiöse Raserei, wobei sie vor allem die Kirchen der Stadt

besonders gründlich
plünderten und schändeten.
Sie stürmten in die Hagia
Sophia und bemächtigten sich
des Kirchenschatzes. Sie
stahlen die juwelenbesetzten
Schreine, die die Reliquien von
Heiligen enthielten, und
alberten mit der heiligen Lanze
herum, die einst die Seite des
gekreuzigten Christus
durchstoßen hatte. Sie griffen
sich die Abendmahlgefäße aus

Silber und Edelmetall. Sie führten «Maulesel und Packtiere bis zum Allerheiligsten und beluden sie schwer. Als einige Tiere auf dem blinkenden Steinboden ausglitten, zogen sie die Schwerter und erstachen sie, sodass die heilige Stätte nicht nur von dem Unrat der Tiere, sondern auch von dem vergossenen Blut befleckt wurde.» Der Tiefpunkt war

erreicht, als sich eine Prostituierte, «ein Misthaufen der Sünde», auf den Thron des Patriarchen setzte und obszöne Lieder grölte. Für einen byzantinischen Augenzeugen waren die Kreuzfahrer «Vorläufer und Vorboten des Antichrist». [71]

Es gibt mehr als genug Quellen, die zeigen, dass solche Berichte nicht übertrieben

waren. Ein Abt aus dem Westen ging direkt zur Pantokrator-Kirche (Kirche des Allherrschers), die im 12. Jahrhundert von der kaiserlichen Familie gestiftet worden war. «Los, treuloser Alter, zeige mir, was du an wertvollen Reliquien verwahrst, oder du sollst wissen, dass du sofort des Todes bist», herrschte er einen alten Priester an. Als dieser eine

eisenbeschlagene Truhe voller Reliquien öffnete, tauchte der Abt «beide Hände eifrig und begehrtlich hinein». Als er später gefragt wurde, wo er gewesen sei und ob er etwas gestohlen habe, sagte er mit einem Nicken und einem Lächeln nur: «Wir haben es gut getroffen.»^[72]

Ein Byzantiner, der nach dieser Plünderungsorgie mit

seiner ganzen Familie die Stadt verlassen musste, hat darüber berichtet, was er in diesem Moment empfand: «Ich warf mich, wie ich war, zu Boden und war nahe daran, die Mauern zu schelten, dass sie als Einzige fühllos blieben und keine Tränen vergossen, dass sie nicht in Schutt gesunken waren, sondern noch immer aufrecht standen.» Es war, als ob sie ihn verspotten wollten:

Warum hatten sie die Stadt nicht geschützt? Die plündernden Truppen raubten Konstantinopel im Jahr 1204 die Seele.^[73]

Die Reichtümer Konstantinopels verschwanden in den Kirchen, Kathedralen, Klöstern und Privatsammlungen ganz Westeuropas. Die vier Bronzepferde, die bisher das Hippodrom geschmückt hatten,

wurden auf Schiffe geladen und nach Venedig gebracht, wo sie bis heute über dem Hauptportal der Markuskirche stehen. Daneben wurden unzählige Reliquien und Wertgegenstände in die Lagunenstadt verschifft, wo sie noch immer von Touristen als Beispiele großer christlicher Kunst und sicher nicht als Kriegsbeute bewundert

werden. [74]

Doch die Demütigung der alten Kaiserstadt war damit noch nicht zu Ende. Als Enrico Dandolo, der blinde alte Doge, der aus Venedig angereist war, um den Angriff auf Konstantinopel mitzuverfolgen, im Jahr darauf starb, entschied man sich, ihn in der Hagia Sophia zu begraben. Er war der erste Mensch der

Geschichte, der in dieser großen Kathedrale beigesetzt wurde.^[75] Dies war ein hochsymbolischer Akt, der Bände über den Aufstieg Europas sprach.

Jahrhundertlang hatten die Menschen nach Osten geblickt, wenn sie – spirituell oder materiell – ihr Glück machen und ehrgeizige Ziele verwirklichen wollten. Die

Eroberung und Plünderung der größten und wichtigsten Stadt der Christenheit zeigte jedoch, dass die Europäer alles tun würden, um zu bekommen, was sie benötigten, wenn sie dem Zentrum näher rücken wollten, in dem Reichtum und Macht der Welt ihren Ursprung hatten.

Obwohl die Eindringlinge wie Menschen aussähen, schrieb ein hochrangiger griechischer

Geistlicher voller Empörung, benähmen sie sich doch wie Tiere. Die Byzantiner müssten entsetzliche Grausamkeit erdulden, ihre Jungfrauen würden geschändet und unschuldige Opfer gepfählt. Ein moderner Wissenschaftler sprach gar von einer «verlorenen Generation» von Byzantinern, die sich in den Jahren nach dem Vierten Kreuzzug gezwungen sahen, im

kleinasiatischen Nicaea einen ganz neuen Reichsapparat aufzubauen. [76]

In der Zwischenzeit teilten die Lateiner das Reich unter sich auf. Nach einem intensiven Studium der Steuerregister in Konstantinopel wurde ein formeller Vertrag abgeschlossen, der den Titel *Partitio terrarum imperii Romanae* – Die Aufteilung der

Länder des Römischen Reiches – trug. Es handelte sich also nicht um einen zufälligen oder willkürlichen Vorgang, sondern um kalte Berechnung.

[77] Von Anfang an hatten Männer wie Bohemund gezeigt, dass man die Kreuzzüge – die doch eigentlich das Christentum verteidigen, Gottes Auftrag erfüllen und den vielen, die das Kreuz nahmen,

Erlösung bringen sollten – auch für andere Zwecke nutzen konnte. Mit der Eroberung von Konstantinopel kam das europäische Verlangen, sich mit dem Osten zu verbinden und sich dort festzusetzen, an einen offensichtlichen Höhepunkt.

Als das Byzantinische Reich aufgelöst wurde, versuchten die Europäer, angeführt von den italienischen Stadtstaaten Pisa, Genua und Venedig, sich

strategisch und wirtschaftlich wichtige Gebiete, Städte und Inseln unter den Nagel zu reißen und dabei gegenüber allen anderen einen Vorteil zu gewinnen. Vor Kreta und Korfu gerieten regelmäßig Flotten aneinander, da sich alle Beteiligten bemühten, die besten Stützpunkte und Marktzugänge in ihre Hand zu bekommen.^[78] Auch an Land

gab es Auseinandersetzungen um Territorien und Statusfragen. Diese waren besonders erbittert in den fruchtbaren Ebenen Thrakiens, dem Brotkorb Konstantinopels.

[79]

Die Aufmerksamkeit wandte sich jedoch bald wieder Ägypten zu. Im Jahr 1218 wurde es Schauplatz eines weiteren groß angelegten Feldzugs, dessen Ziel es war,

sich durch das Nildelta nach Jerusalem durchzukämpfen. Franz von Assisi schloss sich dem Kreuzfahrerheer an, als dieses nach Süden segelte. Er hoffte, Sultan al-Kāmil zu überzeugen, dem Islam abzuschwören und zum Christentum überzutreten. Dies aber gelang nicht einmal dem charismatischen Franz, obwohl ihn der Sultan sogar persönlich empfing und sich

seine Predigt höflich anhörte.

[80] Nachdem die Kreuzfahrer im Jahr 1219 Damiette erobert hatten, marschierten sie weiter in Richtung Kairo. Auf dem Weg wurden sie jedoch von dem nicht bekehrten al-Kāmil vernichtend geschlagen, was den Kreuzzug an den Rand des Scheiterns brachte. Während die Anführer darüber nachdachten, ob sie auf die

Vertragsbedingungen der Muslime eingehen sollten, und sich über die richtige Vorgehensweise nach der schweren Niederlage stritten, kamen ihnen plötzlich Berichte zu Ohren, die ihnen regelrecht als ein Wunder erscheinen mussten.

Ein riesiges Heer, so wurde gemeldet, sei aus den Tiefen Asiens in Anmarsch, um den westlichen Rittern gegen die

Ägypter zu Hilfe zu kommen.
Auf seinem Weg zu den
Kreuzfahrern vernichte es
jeden Widerstand, der sich ihm
entgegenstelle. Sofort war klar,
wer diese Retter in der Not
waren: Es handelte sich um die
Männer des Priesters Johannes,
Herrscher über ein riesiges
und phänomenal reiches
Königreich, zu dessen
Bewohnern die Amazonen,
Brahmanen, die verlorenen

Stämme Israels und eine ganze Reihe weiterer sagenhafter oder zumindest halb sagenhafter Wesen gehörten. Dieses Königreich war nicht nur christlich, sondern kam gar dem Himmel auf Erden nahe. Im 12. Jahrhundert tauchten Briefe auf, die von Johannes stammen sollten. Sie ließen keine Zweifel an der Pracht und Herrlichkeit seines Reiches: «Ich, der Priester Johannes, bin

Herr über die Herrschenden
und rage hervor in allen
Reichtümern, die unter dem
Himmel sind, an Tugend und
Macht über alle Könige dieser
Erde [...]. Unser Land fließt
über von Milch und Honig. In
meinem Land schaden keine
Gifte und quakt kein
schwatzhafter Frosch, kein
Skorpion ist dort, keine
Schlange kriecht durchs Gras.»
Es war reich an Smaragden,

Diamanten, Amethysten und anderen Edelsteinen sowie an Pfeffer und Elixieren, die gegen sämtliche Krankheiten helfen.

[81] Die Gerüchte über das Herannahen des von Johannes angeführten Heeres bestimmten nun die Entscheidungen der Kreuzfahrer in Ägypten. Sie mussten nur die Nerven behalten, dann wäre ihnen der

Sieg sicher. [82]

Dies sollte sich als ein frühes Beispiel dafür erweisen, wie die Europäer mit allem Asiatischen umgingen. Da die Kreuzfahrer keinerlei Maßstab besaßen, um Nachrichten zu überprüfen, die aus der Tiefe des asiatischen Kontinents stammten, glaubten sie diesen Gerüchten gern. Das taten sie auch deshalb, weil sich diese mit den Berichten

überschnitten, die seit der Niederlage Sultan Ahmad Sandschars in Zentralasien in den 1140er Jahren bereits seit Jahrzehnten in Umlauf waren. Dieses Ereignis hatte verquere, übertrieben optimistische Vorstellungen über die Verhältnisse jenseits des seldschukischen Reiches geweckt. Als die ersten Nachrichten von einem großen Heer, das sich wie der Wind

vorwärtsbewege, über den Kaukasus drangen, wurde aus bloßem Gerede bald eine angebliche Tatsache: Man erzählte sich, dass «Magier» auf dem Weg in den Westen seien, die Kreuze und tragbare Zelte mit sich führten, die man in Kirchen aufstellen konnte. Die Befreiung der Christenheit schien unmittelbar bevorzustehen.^[83] Ein

führender Geistlicher in
Damiette fand dafür die
passenden Worte, als er
predigte: «David, der König
beider Indien, eilt den Christen
zu Hilfe. Dabei bringt er die
wildesten Völker mit, die die
frevlerischen Sarazenen wie
grimmige Bestien verschlingen
werden.»^[84]

Bald jedoch mussten die
Kreuzfahrer erkennen, wie

falsch diese Berichte waren.
Das ferne Donnern, das man
aus dem Osten hörte, stammte
nicht von dem Priester
Johannes, seinem Sohn «König
David» oder einem christlichen
Heer, das seinen
Glaubensbrüdern zu Hilfe eilte.
Vielmehr kündigte es die
Ankunft von etwas ganz
anderem an. Was sich den
Kreuzrittern – und Europa –
näherte, war nicht der Himmel

auf Erden, sondern verhiess im Gegenteil Höllenqualen: Es waren die Mongolen, die in Windeseile herangaloppierten.

[85]

Neuntes Kapitel

Herrschaft der Nomaden - das mongolische Großreich

Das Beben, das man bis nach Ägypten spürte, kam von der anderen Seite der Welt. Noch im späten 11. Jahrhundert

waren die Mongolen nur einer der vielen Stämme aus den Steppen nahe der chinesischen Grenze gewesen. Ein Zeitgenosse beschrieb sie folgendermaßen: «Sie leben wie Tiere, werden weder von Glauben noch Recht geleitet, sondern ziehen wie wildes grasendes Vieh von einem Ort zum andern.»^[1] Laut einem anderen Autor betrachteten sie

«Raub und Gewalt, Unmoral und Ausschweifungen als Ausweis von Vortrefflichkeit und Männlichkeit». Auch ihr Äußeres fand er abscheulich: Wie die Hunnen des 4. Jahrhunderts trugen sie «Hunde- und Mäusefelle». [2] Dies waren die üblichen Beschreibungen der Sitten und Gebräuche von Nomaden.

Obwohl die Mongolen

chaotisch, blutdürstig und wenig vertrauenswürdig erschienen, war ihr Aufstieg keineswegs mangelnder Ordnung geschuldet, ganz im Gegenteil: Rücksichtslose Planung, straffe Organisation und klar festgelegte strategische Ziele standen hinter der Errichtung des größten Landimperiums der Geschichte. Die treibende Kraft der mongolischen

Reichsbildung war ein Anführer namens Temüdschin, dem tatarischen Wort für «Schmied». Wir kennen ihn jedoch unter seinem Titel und Spitznamen «universeller Herrscher» oder vielleicht auch «ungestümer Herrscher»:

Dschingis Khan. ^[3]

Dschingis Khan stammte aus einer führenden Familie innerhalb des

Stammesverbands. Sein Schicksal wurde ihm bereits bei der Geburt vorausgesagt: «Er kam mit einem Blutklumpen in seiner rechten Hand zur Welt, so groß wie ein Spielknöchel.» Dies sah man als ein günstiges Zeichen an, das ihm große Ehren verhieß.^[4] Anders als es der furchteinflößende Ruf vermuten lässt, den er sich im Mittelalter erwarb, baute

Dschingis Khan seine Stellung und Macht erst langsam auf, indem er Abkommen mit anderen Stammesführern schloss und seine Verbündeten genau auswählte. Auch seine Feinde suchte er sich gut aus. Vor allem wählte er den richtigen Moment, um gegen sie vorzugehen. Seine treuesten Gefolgsleute (*Nökür*) scharte er als persönliche Leibwache und eisernen inneren Zirkel um

sich; auf sie konnte er sich bedingungslos verlassen. Es herrschte ein meritokratisches System, in dem Fähigkeiten und Loyalität wichtiger waren als der Stammeshintergrund oder verwandtschaftliche Bande mit dem Anführer. Für Unterstützung und Treue bot der Führer als Gegenleistung Besitz, Beute und gesellschaftliches Ansehen. Dschingis Khans geniale

Leistung bestand darin, dass er all diese Wohltaten reichlich verteilte – und dies auch noch mit metronomischer Regelmäßigkeit –, wodurch er sich die Loyalität seiner Anhänger dauerhaft sicherte. [5]

Dies war nur durch ein beinahe ununterbrochenes Eroberungsprogramm möglich. Einen Stamm nach dem anderen brachte er durch

Gewalt oder Drohung unter seine Botmäßigkeit, bis er sich im Jahr 1206 als unumstrittener Herr der mongolischen Steppe durchgesetzt hatte. Nun wandte er seine Aufmerksamkeit den umliegenden Völkern wie den Kirgisen, Oiraten und Uiguren zu, die westlich von China in Zentralasien lebten. Auch sie unterwarfen sich ausnahmslos und schworen den

Gefolgschaftseid. Die Eingliederung der Uiguren im Jahr 1211 war besonders bedeutsam. Dies beweist die Tatsache, dass Dschingis Khan dem Stammesführer der Uiguren, Barchuq, eine seiner Töchter zur Frau gab, nachdem dieser sich bereit erklärt hatte, zu Dschingis Khans «fünften Sohn» zu werden.^[6] Das Gebiet, das die Uiguren im

Tarim-Becken besiedelten, war für die Mongolen sehr wichtig, aber auch die uigurische Sprache, das uigurische Alphabet und all jene, die ein moderner Historiker als «Schriftgelehrte» bezeichnet hat. Dank des hohen kulturellen Ansehens der Uiguren wurden ihre Schreiber und Beamten massenhaft in den mongolischen Dienst aufgenommen – darunter ein

gewisser «Tatar Tonga», der zum Erzieher der Söhne Dschingis Khans werden sollte.

[7]

Dieser nahm sich jetzt ehrgeizigere Ziele vor. In einer Reihe von Angriffen verschafften sich die Mongolen nach 1212 Zugang zu Nordchina, wo die Jin-Dynastie der Jurchen regierte. Sie eroberten die Hauptstadt Zhongdu und zwangen die Jin-

Herrscher mehrmals dazu, ihre Kapitale nach Süden zu verlegen, wobei die Invasoren sich jedes Mal beträchtliche Beute sicherten. Andernorts dehnte sich das Mongolenreich sogar noch beeindruckender aus. Der Zeitpunkt hätte nicht günstiger sein können: Die Zentralmacht in der muslimischen Welt wurde im Laufe des 12. Jahrhunderts immer schwächer, als ein

Flickenteppich von Staaten unterschiedlicher Größe, Leistungskraft und Stabilität die Vorherrschaft Bagdads mehr und mehr in Frage stellte. Gerade zu dieser Zeit räumte der Schah von Choresmien seine nahen Rivalen aus dem Weg und fasste die Möglichkeit ins Auge, seine Macht selbst in Richtung Osten nach China auszudehnen. Diese Konsolidierung spielte am Ende

den Mongolen in die Karten. Nachdem sie den Schah zügig besiegt und auf eine Insel im Kaspischen Meer vertrieben hatten, wo er bald darauf starb, stand die Tür nach Zentralasien weit offen: Tatsächlich hatte er ihnen den Weg geebnet.^[8]

Die Quellen zeichnen ein lebhaftes Bild der Gewalttaten, die den Angriff auf Choresmien im Jahr 1219 begleiteten. Die

Eindringlinge, schrieb ein Geschichtsschreiber, «kamen, unterhöhlten die Mauern, legten Brände, erschlugen die Menschen, plünderten und zogen wieder ab». ^[9] Ein anderer hielt fest, er selbst wünsche, er wäre nie geboren worden, um diesen Albtraum nicht durchleben zu müssen. Der muslimische Antichrist vernichte zumindest nur seine

Feinde, fuhr er fort. Die Mongolen dagegen «ließen keinen übrig. Sie töteten Frauen, Männer und Kinder, spalteten den Leib der Schwangeren und erschlugen die Ungeborenen.»^[10]

Die Mongolen schürten diese Ängste mit Bedacht. Tatsächlich wandte Dschingis Khan derartige Gewalt selektiv und voller Absicht an. Die

Eroberung und Plünderung einer Stadt sollte alle anderen dazu bringen, sich schnell und ohne Widerstand zu ergeben. Theatralisch grausame Hinrichtungen sollten fremde Herrscher davon überzeugen, dass es besser war zu verhandeln, als sich zu widersetzen. Nischapur war eine der Städte, die vollständig vernichtet wurden. Jedes Lebewesen – von Frauen,

Kindern und Greisen bis hin zu den Haus- und Nutztieren – wurde abgeschlachtet. Die Leichen wurden zu riesigen Pyramiden aufgetürmt als grausige Warnung vor den Folgen, die der Widerstand gegen die Mongolen hatte. Tatsächlich entschlossen sich andere Städte daraufhin, die Waffen niederzulegen und zu verhandeln: Letztendlich war es eine Wahl zwischen Leben

und Tod. ^[11]

Die Nachrichten über die Grausamkeiten, mit denen diejenigen rechnen mussten, die sich die Zeit nahmen, ihre Optionen abzuwägen, verbreiteten sich schnell. Dazu gehörte etwa die Geschichte eines hochrangigen Offiziellen, den ein frisch eingetroffener mongolischer Feldherr zu sich kommen ließ, um ihm flüssiges

Gold in Augen und Ohren
gießen zu lassen. Zu diesem
Mord wurde angeblich
verlautbart, dies sei die
passende Bestrafung für einen
Mann, «dessen schändliches
Verhalten, barbarische Taten
und begangene Grausamkeiten
die Verachtung aller
verdienten». [12]

Dschingis Khans
Kriegführung war technisch

fortschrittlich und folgte einer bestimmten Strategie. Eine befestigte Stadt lange zu belagern war mühsam und teuer. In dieser Zeit musste schließlich die große mongolische Reiterarmee unterhalten und versorgt werden. Die dafür benötigten Weideflächen in der Umgebung waren oft binnen kurzem abgegrast. Aus diesem Grund waren Militärtechniker, die für

einen schnellen Sieg sorgen konnten, sehr geschätzt. So hören wir etwa, dass im Jahr 1221 bei der Erstürmung Nischapurs dreitausend Bogengeschütze, sogenannte Ballisten, dreitausend Steinwurfmaschinen und siebenhundert Katapulte, die Brandsätze in die belagerte Stadt schleuderten, eingesetzt wurden. Später interessierten sich die Mongolen brennend

für die einschlägige
Kriegstechnik der
Westeuropäer. Sie bauten die
Katapulte und
Belagerungsmaschinen nach,
die für die Kreuzfahrer im
Heiligen Land entwickelt
worden waren, und setzten
diese Ende des
13. Jahrhunderts gegen
Befestigungen in Ostasien ein.
Die Kontrolle über die
Seidenstraße verschaffte ihnen

Zugang zu Kenntnissen und Ideen, die sie Tausende von Kilometern entfernt für sich nutzen konnten. [13]

Angesichts ihres Rufs mag es erstaunen, dass die Mongolen im frühen 13. Jahrhundert in China, Zentralasien und darüber hinaus nicht zuletzt deshalb so erfolgreich waren, weil sie nicht immer als Unterdrücker gesehen wurden.

Und dies mit gutem Grund: So mussten etwa die Bewohner von Choresmien die Steuern eines ganzen Jahres im Voraus entrichten, um damit die neuen Befestigungsanlagen Samarkands zu finanzieren und die Bogenschützen zu bezahlen, die der Herrscher zur Abwehr des bevorstehenden mongolischen Angriffs aufgestellt hatte. Dagegen investierten die

Mongolen große Summen in die Infrastruktur einiger ihrer frisch eroberten Städte. Ein chinesischer Mönch, der Samarkand kurz nach der Eroberung besuchte, war überrascht, wie viele Handwerker aus China in der Stadt waren und wie viele Menschen aus den umliegenden und auch weiter entfernten Gegenden herbeigeströmt waren, um die

Felder und Obstgärten zu bewirtschaften, die zuvor brachgelegen hatten. ^[14]

Es war ein Muster, das sich von Mal zu Mal wiederholte: Die Städte wurden wiederaufgebaut und wiederbelebt, wobei man großen Wert auf die Förderung der Künste, des Handwerks und der Güterproduktion legte. Die Klischeevorstellung von

den Mongolen als barbarischen Zerstörern ist also weitgehend unberechtigt. Sie geht auf die später verfassten parteilichen Geschichtsdarstellungen zurück, die sich fast nur mit ihren Gewalttaten und ihrem Vernichtungswillen befassten. Diese einseitige Sicht der Vergangenheit lehrt uns, wie nützlich es für Staatenlenker sein kann, Historiker zu fördern, die ein günstiges Bild

des jeweiligen Reiches oder Staatswesens entwerfen. Dies hatten die Mongolen eindeutig versäumt. [15]

Gleichzeitig steht jedoch außer Frage, dass die Grausamkeit der Mongolen das Blut all jener gefrieren ließ, die von einem bevorstehenden Angriff hörten. Im Jahr 1221 rückten zwei Armeen unter dem Befehl zweier Söhne von

Dschingis Khan blitzschnell durch Afghanistan und Persien vor und hinterließen Tod und Verwüstung. Nischapur, Herat und Balch waren bald erobert, die Stadt Merw wurde bis auf die Grundmauern zerstört und ihre gesamte Einwohnerschaft laut einem persischen Historiker ermordet. Nur eine Gruppe von vierhundert Kunsthandwerkern wurde verschont und in den Osten

verschleppt, wo sie am mongolischen Hof arbeiten sollte. Der Boden war rot vom Blut der Erschlagenen. Eine kleine Schar Überlebender überschlug angeblich die Zahl der Leichen und bezifferte sie auf mehr als 1,3 Millionen.^[16] Atemberaubende Berichte über vergleichbare Todeszahlen an anderen Orten bewegten moderne Kommentatoren dazu,

von einem Genozid und Massenmord zu sprechen, bei dem neunzig Prozent der Bevölkerung abgeschlachtet worden seien.^[17]

Während die tatsächlichen Opferzahlen kaum zu ermitteln sind, sollte doch erwähnt werden, dass sich viele (wenn auch nicht alle) Städte, die bei den Angriffswellen verwüstet worden waren, schnell

erholten. Dies legt nahe, dass die späteren persischen Geschichtsschreiber, auf deren Berichte wir uns verlassen müssen, die zerstörerischen Auswirkungen der mongolischen Angriffe übertrieben haben. Doch selbst wenn sie das Leiden der Bevölkerung überzogen dargestellt haben sollten, wehte aus dem Osten zweifellos ein Wind der Gewalt von

erstaunlicher Stärke.

Er wehte nicht nur gewaltig, sondern auch unablässig. Kaum waren die wichtigsten Städte Zentralasiens gefallen, wurde der Kaukasus geplündert. Kurz darauf tauchten die Reitertruppen plötzlich in Südrussland auf. Dort jagten sie einen rivalisierenden Stamm, die Kiptschak oder Kumanen, dem sie eine Lehre erteilen wollten, weil er es

abgelehnt hatte, sich zu unterwerfen. Dschingis Khan war zwar im Jahr 1227 gestorben, aber seine Erben erwiesen sich als ebenso angriffslustig – und erfolgreich.

Nachdem sie unter der Führung Ögödeis, der bald nach dem Tod seines Vaters zum Khagan oder Großkhan (oberster Führer) ernannt wurde, in Zentralasien außerordentliche Erfolge

erzielt hatten, starteten die Mongolen in den späten dreißiger Jahren des 13. Jahrhunderts einen der erstaunlichsten Angriffe der Kriegsgeschichte. Ihr Feldzug sollte, was seine Schnelligkeit und geographische Ausdehnung angeht, selbst Alexander den Großen in den Schatten stellen. Dabei waren bereits zuvor mongolische Reitertruppen aus der Steppe

in russisches Territorium eingedrungen. Ein Mönch aus Nowgorod berichtete später, sie seien mit einem Mal «in unendlicher Zahl wie Heuschrecken» aufgetaucht. «Wir wissen nicht, woher sie kamen und wohin sie verschwunden sind», schrieb er weiter. «Nur Gott allein weiß das, denn er hat sie gesandt, um uns für unsere Sünden zu

bestrafen.»^[18]

Wie im Lehrbuch forderten die Mongolen bei ihrer Rückkehr Tribute und drohten all jenen mit Vernichtung, die diese verweigerten. Eine Stadt nach der anderen wurde angegriffen, Rjasan, Twer und schließlich auch Kiew waren bald vollkommen verwüstet. In Wladimir suchten der Fürst und seine Familie zusammen

mit dem Bischof der Stadt und anderen Würdenträgern in der Kirche der heiligen Gottesmutter Zuflucht. Die Mongolen zündeten die Kirche an, und alle, die sich darin befanden, verbrannten bei lebendigem Leib. ^[19]

Gotteshäuser wurden zerstört, schrieb ein Nachfolger des Bischofs, «sakrale Gefäße entweiht, heilige Gegenstände

auf dem Boden zertrampelt,
und die Geistlichen wurden
Futter für das Schwert». ^[20] Es
war, als habe man wilde Tiere
losgelassen, um das Fleisch der
Starken zu verschlingen und
das Blut der Edlen zu trinken.
Es waren nicht der Priester
Johannes oder die Erlösung, die
da aus dem Osten kamen,
sondern ein Steppenvolk, das
die Apokalypse brachte.

Der Schrecken, den die Mongolen verbreiteten, spiegelte sich in dem Namen wider, mit dem man sie bald bezeichnete: Tataren, ein Verweis auf Tartarus, in der klassischen Mythologie der Ort ewiger Qualen in der Unterwelt. ^[21] Die Berichte über das Vorrücken der Mongolen erreichten sogar

Schottland. Laut einer Quelle blieb der Hering in den Häfen der britischen Ostküste unverkauft liegen, weil die Abnehmer aus dem Ostseeraum es nicht wagten, ihre Heimat zu verlassen. ^[22] Im Jahr 1241 drangen die Mongolen ins Herz Europas vor. Dort teilten sie sich in zwei Heere auf. Eines griff Polen an, während sich das andere zur ungarischen Ebene

aufmachte. Im gesamten Kontinent verbreitete sich Panik, spätestens als ein großes Heer unter der Führung Herzog Heinrichs II. von Schlesien völlig vernichtet wurde. Der Kopf des Herzogs wurde auf eine Lanze gespießt und zusammen mit neun Säcken, in denen die «Ohren der Toten» gesammelt wurden, im Triumph davongetragen.

Die mongolischen Truppen

zogen weiter nach Süden in die Pannonische Ebene, um sich dort wieder mit dem Hauptheer zu vereinigen. Als König Béla IV. von Ungarn nach Dalmatien floh, um in Trogir Zuflucht zu suchen, war es Zeit für die Priester, die Messe zu lesen, für die Erlösung von dem Bösen zu beten und Prozessionen zu veranstalten, um Gottes Hilfe zu erbitten. Papst Gregor IX. verkündete,

dass jeder, der half, Ungarn zu verteidigen, gleichermaßen von den Sünden freigesprochen werde wie die Kreuzfahrer.

Dieses Angebot traf nicht auf allzu große Begeisterung: Der deutsche Kaiser und der Doge von Venedig wussten nur zu gut, was passieren würde, wenn sie eingriffen und am Ende auf der Verliererseite ständen.

Hätten sich die Mongolen jetzt entschieden, nach Westen zu

ziehen, «wären sie wahrscheinlich auf keinen koordinierten Widerstand gestoßen», wie ein moderner Historiker festhielt.^[23] Europas Moment der Abrechnung war gekommen.

Mit einer fast bewunderungswürdigen Chuzpe behaupteten nun einige zeitgenössische Geschichtsschreiber, dass die

tapfere christliche Gegenwehr
die Mongolen aufgehalten
hätte. Manche erfanden sogar
imaginäre Schlachten, in denen
der Feind aus dem Osten
geschlagen worden sei. Diese
wurden dann im Lauf der Zeit
immer realer. In Wirklichkeit
waren die Mongolen an dem,
was ihnen Westeuropa zu
bieten hatte, schlicht nicht
interessiert – zumindest für den
Augenblick. Zunächst galt ihr

Hauptinteresse der Abrechnung mit Béla, weil er den Kumanen Zuflucht gewährt hatte und, was vielleicht noch schlimmer war, weil er es wiederholt abgelehnt hatte, diese auszuliefern: Ein solcher Widerstand musste unbedingt bestraft werden. [24]

«Ich bin mir bewusst, dass du ein reicher und mächtiger Monarch bist», lautete ein Brief

der mongolischen Führung an König Béla, «dass viele Soldaten unter deinem Befehl stehen und dass du ganz allein ein großes Königreich regierst.» Dann aber kam das Anliegen in einer Weise zur Sprache, die an einen Mafiaboss denken lässt. «Es ist für dich sicher schwierig, dich mir aus eigenem freien Willen zu unterwerfen», ging das Schreiben weiter. «Trotzdem

würde es deine
Zukunftsansichten sehr viel
verbessern, wenn du das tun
würdest.»^[25] In der Welt der
Steppe war die
Geringschätzung eines
mächtigen Rivalen beinahe so
schlimm, wie sich ihm direkt
entgegenzustellen. Béla sollte
also eine Lektion erteilt
werden. Man jagte ihn quer
durch Dalmatien, obwohl es

andernorts weit lohnendere
Gelegenheiten gegeben hätte.
Auf ihrem Weg hinterließen die
Mongolen verbrannte Erde.
Eine Stadt plünderten und
brandschatzten sie so
ausgiebig, dass am Ende nicht
einmal mehr jemand übrig war,
um «an eine Wand zu pissen»,
wie ein örtlicher Chronist
notierte. [26]

In diesem Augenblick wurde

Béla – und Europa – durch einen absoluten Glücksfall gerettet: Großkhan Ögödei verstarb unerwartet. Für die Frommen war offensichtlich, dass ihre Gebete erhört worden waren. Für die hochrangigen Mongolen war es dagegen entscheidend, an der Auswahl des zukünftigen Anführers mitzuwirken. Bei den Steppennomaden gab es kein Erstgeburtsrecht. Stattdessen

erhielt derjenige das
Herrscheramt, der seine Sache
am besten und lautesten vor
einer Versammlung der
höchsten Würdenträger
vertrat. Die Entscheidung, wen
man dabei unterstützte, konnte
das Leben und die Karriere der
mongolischen Heerführer im
Guten wie im Schlechten
bestimmen: Wenn ein Patron an
die Spitze rückte, durften seine
Gefolgsleute mit hohen

Zuwendungen rechnen. Dies war nicht der Moment, irgendwelche unbotmäßigen Monarchen durch den Balkan zu jagen. Es war Zeit, nach Hause zurückzukehren und die Entwicklung der Ereignisse aus der Nähe zu beobachten. Damit nahmen die Mongolen dem christlichen Europa das Messer von der Kehle.

Bis heute verbindet man den Namen Dschingis Khan mit

Eroberungszügen in Asien und Angriffen auf weit entfernte Länder. Allerdings war der große mongolische Führer bereits 1227 nach der Anfangsphase der Reichsbildung in China und Zentralasien gestorben, noch vor den dramatischen Angriffen auf Russland sowie den Nahen und Mittleren Osten und der Invasion, die Europa in die Knie zwang. Tatsächlich leitete sein

Sohn Ögödei die Feldzüge, die die mongolische Oberherrschaft über ein riesiges Gebiet ausdehnten. Dabei versandte er Heere auf die koreanische Halbinsel, nach Tibet, Pakistan und Indien – und in den Westen. Ögödei hatte also einen wesentlichen Anteil an der Erfolgsgeschichte der Mongolen. Er war jedoch in gewisser Weise auch für deren zeitweiliges Ende

verantwortlich, da sein Tod im Jahr 1241 den Gegnern eine wichtige Atempause verschaffte.

Während die Welt mit Spannung erwartete, wer ihm nachfolgen würde, wurde aus Europa und dem Kaukasus eine ganze Reihe von Gesandtschaften quer durch Asien geschickt. Sie sollten herausfinden, wer diese Marodeure waren, woher sie

kamen und welche Sitten und Gebräuche sie hatten, um auf dieser Grundlage ein Übereinkommen mit ihnen zu erzielen. Zwei der Gesandtschaften trugen Briefe mit sich, in denen die Mongolen im Namen Gottes aufgefordert wurden, künftig keine Christen mehr anzugreifen und über eine Konversion zum wahren Glauben nachzudenken. [27]

Zwischen 1243 und 1253 brachte Papst Innozenz IV. vier verschiedene Gesandtschaften auf den Weg. Auch König Ludwig IX. von Frankreich sandte eine Delegation an den Hof des Großkhans, die von Wilhelm von Rubruk, einem Mönch aus Flandern, angeführt wurde. [28]

Die Berichte, die die Botschafter über ihre Reisen

verfassten, waren genauso plastisch und eigentümlich wie die der muslimischen Reisenden, die im 9. und 10. Jahrhundert die Steppe besucht hatten. Die europäischen Besucher waren gleichermaßen fasziniert und entsetzt. Obwohl sie unendlich mächtig seien, schrieb Wilhelm von Rubruk, lebten die neuen Herren Asiens nicht in Städten. Die einzige Ausnahme war die

Hauptstadt Karakorum, wo ihn der Großkhan in einer riesigen Jurte empfing, «die innen ganz mit Goldbrokat ausgeschlagen war». ^[29] Die Sitten und Gebräuche des fremden Volkes waren exotisch und manchmal widerwärtig. Sie aßen kein Gemüse und tranken vergorene Stutenmilch. Oft fehlte ihnen jede Scham. «Zur Erledigung ihrer Bedürfnisse entfernten

sie sich nicht weiter, als man eine Bohne werfen kann.

Unmittelbar neben uns schwatzend, erledigten sie ihre Schmutzigkeiten.»^[30]

Der Bericht eines weiteren Gesandten, Johannes von Plano Carpini, fand in Europa weite Verbreitung. Er zeichnete ein ähnliches Bild von Schmutz, Dekadenz und Absonderlichkeiten. Immerhin

war dies eine Welt, in der Hunde, Wölfe, Füchse und Läuse als Nahrung galten. Er hatte auch Gerüchte über seltsame Völker gehört, die jenseits der mongolischen Länder lebten. Einige von ihnen hatten «Rindsfüße» und andere «menschliche Köpfe mit Hundegesichtern». [31]

Johannes brachte beunruhigende Nachrichten

über die Thronbesteigung des nächsten Großkhans Güyük mit nach Hause. Die Liste der teilnehmenden Würdenträger aus Regionen, Stämmen und Königreichen, die die mongolische Oberherrschaft anerkannten, zeigte die erstaunliche Ausdehnung des Mongolenreichs: Neben Fürsten und Abgesandten aus Russland, Georgien, Armenien, den Steppengebieten und

China waren nicht weniger als zehn Sultane und Tausende von Gesandten aus den Ländern des Kalifen anwesend. [32]

Der Großkhan überreichte Johannes einen Brief, den er dem Papst in Rom übergeben sollte. Da die Mongolen alle Länder der Welt erobert hätten, solle auch der Papst die «Weisung» des Khans zur Kenntnis nehmen, schließlich

habe er sich diesem ja durch seine Gesandten unterworfen. «Du persönlich an der Spitze der Könige, ihr alle zusammen, sollt kommen, um mir zu huldigen und Dienst zu leisten [...]. Wenn ihr aber unserem Befehl zuwiderhandelt, werden wir erkennen, dass ihr unsere Feinde seid.» Auf die Aufforderung des Papstes, dass der Herrscher der Mongolen Christ werden solle, hatte

dieser eine
unmissverständliche Antwort:
Wie könne der Papst denn
wissen, wen Gott freispreche
und mit wem er Erbarmen
habe, schrieb er verärgert.
«Durch die Kraft Gottes sind
uns alle Reiche vom
Sonnenaufgang zum Untergang
übergeben worden, und wir
besitzen sie. Wie könnte
jemand außer auf Gottes Befehl
so etwas vollbringen?» Er hatte

den Gott dieses Papstes also überhaupt nicht nötig. Der Brief war mit einem Siegel versehen, das die Macht des Großkhans mit der des «ewigen Tengri» verband, der höchsten Gottheit der traditionellen Steppenreligion. Dies alles verhieß nichts Gutes.^[33]

Es war auch nicht sehr beruhigend, dass offensichtlich ein neuer Feldzug nach

Mitteleuropa geplant wurde,
der auch einen Angriff auf den
Norden des Kontinents vorsah.

[34] Ihrer eigenen

Weltanschauung nach waren
die Mongolen zur

Weltherrschaft bestimmt: Aus
diesem Grund war es der
nächste logische Schritt im Plan
der Erben Dschingis Khans,
Europa zu erobern. [35]

Die Angst vor den Mongolen

führte zu einem religiösen Dominospiel. Die armenische Kirche nahm Gespräche mit dem griechisch-orthodoxen Patriarchat auf, um ein Abkommen zu schließen und im Falle eines künftigen Angriffs auf Hilfe zählen zu können. Die Armenier eröffneten auch Verhandlungen mit Rom. Dabei signalisierten sie ihre Bereitschaft, öffentlich zu erklären, dass sie in der Frage

des Ausgangs des Heiligen Geistes mit der Interpretation des Papsttums übereinstimmen würden. Dabei hatte gerade dieses Thema in der Vergangenheit zu größeren Reibereien geführt.^[36] Die Byzantiner taten es den Armeniern gleich und schickten eine Gesandtschaft nach Rom, die ein Ende des Schismas vorschlug, das seit dem

11. Jahrhundert die Christenheit spaltete und sich infolge der Kreuzzüge sogar noch vertieft hatte. ^[37]

Während es den Priestern und Fürsten in Europa nicht gelungen war, Papsttum und Patriarchat wiederzuvereinigen, hatten dies die Mongolen erreicht: Die Angriffe aus dem Osten und die sehr reelle Gefahr, dass sie sich

bald wiederholen würden,
ließen eine Wiedervereinigung
der Kirche möglich erscheinen.

Aber gerade als diese
Glaubenseintracht gesichert
schien, gerieten die Dinge in
Bewegung und die Hoffnungen
zerschlugen sich. Nachdem
Großkhan Güyük im Jahr 1248
überraschend gestorben war,
kam es innerhalb der
mongolischen Führung zu
einem Nachfolgestreit, der

einige Zeit andauerte. Derweil erhielten die Herrscher von Armenien und Byzanz die Zusicherung, dass kein Angriff unmittelbar bevorstehe. Laut Wilhelm von Rubruk strich der mongolische Gesandte, der zu den Byzantinern geschickt wurde, ein hohes Bestechungsgeld ein; daraufhin sorgte er dafür, dass die Byzantiner tatsächlich nicht

angegriffen wurden. [38]

Verständlicherweise unternahmen die Byzantiner alles, um die Aufmerksamkeit der Mongolen von sich abzulenken und dadurch einem Angriff zu entgehen. So wurde etwa in den 1250er Jahren eine Gesandtschaft aus Karakorum von ihren byzantinischen Begleitern in Kleinasien absichtlich durch unwegsames,

bergiges Gelände geführt. Als man endlich in der Residenz des Kaisers ankam, ließ man die Armee an den Botschaftern vorbeiparadieren. Diese verzweifelten Versuche sollten die Mongolen davon überzeugen, dass das Byzantinische Reich einen Angriff nicht lohnte und dass sie auf jeden Fall mit der erbitterten Gegenwehr einer größeren Streitmacht rechnen

müssten. [39]

Tatsächlich gab es mehrere Gründe, weshalb die Mongolen vorerst auf einen Angriff verzichteten: Im Moment stand weder Anatolien noch Europa im Mittelpunkt ihres Interesses, weil es anderswo weit einträglichere Ziele gab. So unternahmen sie mehrere Feldzüge in das Gebiet, das von China übrig geblieben war, bis

auch dieser Teil im späten
13. Jahrhundert bedingungslos
kapitulierte. Ein Enkel
Dschingis Khans erklärte sich
zum chinesischen Kaiser,
proklamierte die Yuan-Dynastie
und gründete an der Stelle des
alten Zhongdu eine neue Stadt,
die zur mongolischen
Hauptstadt wurde. Ihre
Planung und Anlage sollte den
Erfolg eines Reiches
veranschaulichen, das sich nun

vom Pazifik bis zum Mittelmeer erstreckte. Die neue Metropole hat ihre Bedeutung bis heute behalten: Peking.

Auch andere große Städte gerieten jetzt ins Blickfeld. Der neue Großkhan Möngke ließ die mongolischen Armeen auf die Perlen der islamischen Welt los. Die Städte fielen der Reihe nach, als das Angriffsheer immer weiter Richtung Westen zog. Im Jahr 1258 stand es vor

den Toren Bagdads, das nach einer kurzen Belagerung eingenommen und vollkommen zerstört wurde. «Sie durchstreiften die Stadt wie hungrige Falken, welche auf einen Schwarm Tauben einstürzen, oder wie grimmige Wölfe, die Schafe anfallen», schrieb ein Schriftsteller kurze Zeit später. Die Einwohner der Stadt wurden «durch die Gassen und Straßen

geschleppt». Vor allem die Frauen waren nur noch «Spielzeug in der Hand eines tatarischen Ungeheuers». [40]

Der Kalif al-Musta‘şim wurde gefangen genommen, in einen Teppich gewickelt und von Pferden zu Tode getrampelt. Dies war ein höchst symbolischer Moment, der zeigte, wer in der Welt wirklich die Macht innehatte.

Bei ihren Eroberungen erbeuteten die Mongolen ungeheure Reichtümer. Laut einem Bericht, der von Verbündeten der Mongolen im Kaukasus verfasst wurde, brachen die Sieger fast zusammen «unter dem Gewicht des Goldes, Silbers, der Edelsteine und Perlen, der feinen Stoffe und prächtigen Gewänder sowie der Teller und Gefäße aus Silber und Gold».

Dass auch Textilien geraubt wurden, ist bezeichnend: Wie bei den Xiongnu auf dem Höhepunkt ihrer Macht spielten Seide und hochwertige Stoffe eine wichtige Rolle für die Elite, die sich damit innerhalb des Stammesverbands absetzen konnte.

Die Mongolen forderten oft ausdrücklich Tribute in Form von Goldbrokat, Purpurgaze,

kostbaren Gewändern oder Seide ein; gelegentlich verlangten sie, dass diese Abgaben in Form von Nutztieren erbracht wurden, die mit Damast, Goldstoffen und kostbaren Juwelen geschmückt waren. «Tücher aus Seide und Gold und Baumwolle» wurden in solchen Mengen und Qualitäten gefordert, dass der führende Wissenschaftler auf diesem Gebiet den Vergleich

mit einer detaillierten Einkaufsliste anstellte, die «sowohl anspruchsvoll als auch bemerkenswert sachkundig war». [41]

Es gab kaum genug Zeit, um die Nachricht von der Eroberung Bagdads zu verdauen, bevor die Mongolen erneut in Europa auftauchten. Im Jahr 1259 fielen sie in Polen ein und plünderten Krakau,

dann schickten sie eine
Gesandtschaft nach Paris, die
forderte, dass sich die
Franzosen unterwerfen sollten.

[42] Gleichzeitig wandte sich
eine weitere Armee von Bagdad
aus nach Westen in Richtung
Syrien und Palästina. Dies löste
unter den im Osten lebenden
Lateinern helle Panik aus.
Dabei hatte sich die Lage der
Christen im Heiligen Land

Mitte des 13. Jahrhunderts
durch einen plötzlichen
Ausbruch neuer
Kreuzzugsenergie sogar etwas
gefestigt. Zwar brachte eine
groß angelegte
Militärexpedition des römisch-
deutschen Kaisers Friedrich II.
Jerusalem kurzzeitig wieder in
christliche Hand, der spätere
Kreuzzug König Ludwigs IX.
von Frankreich konnte jedoch
nur Teile des Königreichs

Jerusalem ohne dessen
Hauptstadt sichern. Nur
wenige machten sich über die
prekäre Lage Akkons,
Antiochias und anderer im
Besitz der Lateiner
verbliebener Städte
irgendwelche Illusionen.

Vor dem Erscheinen der
Mongolen schien die
Bedrohung von Ägypten
auszugehen, wo ein höchst
aggressives neues Regime an

die Macht gelangt war.

Ironischerweise hatten die neuen Herren über Ägypten einen ähnlichen Hintergrund wie die Mongolen selbst: Sie waren Steppennomaden. So wie das Abbasiden-Kalifat in Bagdad die reale Macht an seine Sklavensoldaten verloren hatte, die aus den Turkstämmen in der Steppe stammten, ging es im Jahr 1250 auch dem Ayyubiden-Kalifat in Kairo. Im

Fälle Ägyptens waren die neuen Herren die sogenannten Mamluken. Sie trugen diesen Namen, weil sie weitgehend die Nachkommen von Sklaven (*mamalik*) waren, die man aus den Stammesverbänden nördlich des Schwarzen Meeres verschleppt und über die Häfen auf der Krim oder den Kaukasus nach Ägypten verkauft hatte, wo sie als Militärsklaven dienten. Zu

ihnen gehörten unter anderem auch mongolische Stammesangehörige, die entweder versklavt worden waren oder als *Wāfidīyah* – wörtlich: «Neuankömmlinge» – vor den inneren Stammesauseinandersetzungen, wie sie in der Steppe an der Tagesordnung waren, geflüchtet waren und in Kairo im Militärdienst Zuflucht

gesucht hatten. [43]

Das europäische Mittelalter wird traditionell als eine Zeit der Kreuzzüge, des Rittertums und der wachsenden Macht der Päpste betrachtet. Dabei war es in Wirklichkeit nur ein Nebenkriegsschauplatz im Vergleich zu den Titanenkämpfen, die sich weiter östlich abspielten. Das StamMESSsystem hatte die

Mongolen beinahe zur Weltherrschaft geführt.

Nachdem sie fast den gesamten asiatischen Kontinent erobert hatten, standen ihnen jetzt Europa und Nordafrika sperrangelweit offen.

Bezeichnenderweise konzentrierte sich die mongolische Führung jedoch auf Afrika. Einfach ausgedrückt, war Europa eben nicht attraktiv genug. Alles, was

der Herrschaft der Mongolen über den Nil, Ägyptens ertragreiche Landwirtschaft und seine hervorragende Lage am Kreuzungspunkt der internationalen Handelsrouten nun noch im Wege stand, war ein Heer, das von Männern befehligt wurde, die ebenfalls aus der Steppe stammten: Dies war nicht einfach ein Kampf um die Vorherrschaft, es war der Triumph eines politischen,

kulturellen und gesellschaftlichen Systems. Die Schlacht um die mittelalterliche Welt wurde zwischen Nomaden aus Zentral- und aus Ostasien ausgefochten.

Die Christen im Heiligen Land reagierten auf den mongolischen Vormarsch mit nacktem Entsetzen. Als Erstes fiel Antiochia, ein Kronjuwel der Kreuzfahrerherrschaft,

während ein zweites, Akkon, mit den Mongolen ein Abkommen schloss, weil man sie als das geringere Übel ansah. Gleichzeitig richtete man verzweifelte Hilfesuche an die Könige von England und Frankreich und bat sie um militärische Unterstützung. Tatsächlich wurden die Westler jedoch durch das Eingreifen ihrer vermeintlichen Feinde, der ägyptischen Mamluken,

gerettet, die nach Norden zogen, um sich der mongolischen Armee entgegenzustellen, die gerade durch Palästina fegte. ^[44]

Nachdem sie fast sechs Jahrzehnte lang alles vor sich her getrieben hatten, erlebten die Mongolen nun ihren ersten ernsthaften Rückschlag: Im September 1260 erlitten sie bei Ayn Djalut in Nordpalästina

eine schwere Niederlage.
Obwohl der siegreiche
Feldherr, Sultan Qutuz, kurz
darauf in einem internen
Machtkampf ermordet wurde,
stießen die Mamluken
unaufhaltsam weiter vor. Dabei
merkten sie bald, dass die
Mongolen ihnen den Weg
geebnet und einen Großteil der
Arbeit abgenommen hatten.
Diese hatten zuvor den
Widerstand der

Lokalbevölkerung gebrochen und die Städte und Regionen der Umgebung zu einem einzigen Staatsverband zusammengeschmiedet. So wie Dschingis Khan Anfang des 13. Jahrhunderts von der Konsolidierung Zentralasiens vor seiner Invasion profitiert hatte, servierte die Mongolen jetzt ihren Rivalen unbeabsichtigt Syrien und vor allem die wichtigen Städte

Aleppo und Damaskus auf dem Silbertablett. Die Mamluken konnten sie in Besitz nehmen, ohne auf größeren Widerstand zu treffen. [45]



[Bild vergrößern]

Die Christen im Heiligen Land und in Europa waren sich nicht sicher, was als Nächstes geschehen würde und was dies alles für sie bedeutete. Kurz darauf änderte sich ihre Einstellung gegenüber den Mongolen jedoch vollständig. Den Menschen im christlichen Europa begann zu dämmern, dass die Mongolen trotz der traumatischen Erfahrungen, die sie mit den Reiterhorden

gemacht hatten, als diese entlang des Nordufers des Schwarzen Meeres in die ungarische Ebene galoppiert waren, vielleicht doch die Retter sein könnten, für die sie diese einst irrtümlicherweise gehalten hatten, als sie zum ersten Mal von ihnen hörten.

In den Jahrzehnten nach 1260 wurden wiederholt Gesandtschaften aus Europa und dem Heiligen Land in den

Osten entsandt, die versuchen sollten, mit den Mongolen ein Bündnis gegen die Mamluken zu schließen. Auch in die andere Richtung waren im Auftrag Hülegüs, des wichtigsten mongolischen Feldherrn, und seines Sohnes Aqaba häufig Gesandte unterwegs. Die beiden waren hauptsächlich deshalb verhandlungsbereit, weil sie die westliche Seemacht gegen

Ägypten und seine neu eroberten Territorien in Palästina und Syrien einsetzen wollten. Ein Problem war jedoch, dass es zwischen den Mongolen selbst zu immer größeren Spannungen kam.

In der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts erstreckte sich die mongolische Welt vom Pazifik bis zum Schwarzen Meer und von den Steppengebieten über

Nordindien bis zum Persischen Golf. Diese riesige Ausdehnung überforderte den Zusammenhalt des Reiches. Am Ende teilte es sich in vier Nachfolgestaaten, die einander allmählich immer feindlicher begegneten. Die älteste Linie, die immer noch den Titel Großkhan trug, residierte in China. In Zentralasien herrschten die Erben Tschagatais (der von einem

persischen Schriftsteller als «Schlächter und Tyrann» bezeichnet wurde, als ein Mann, der «grausam und blutrünstig» sei und das pure Böse verkörpere).^[46] Im Westen wurden die Mongolen, die die russische Steppe und die Gebiete jenseits davon bis an den Rand Mitteleuropas beherrschten, als Goldene Horde bekannt, während die

Regenten Großpersiens als Ilkhanide bezeichnet wurden, ein Begriff, der vom Titel Ilkhan abgeleitet war, der sie als Untergebene der mongolischen Hauptherrscherlinie auswies.

Die Mamluken spielten ihre Feinde meisterhaft gegeneinander aus. So schlossen sie ein Abkommen mit Berke, dem Anführer der Goldenen Horde, dessen Rivalität mit den Ilkhaniden

bereits zu einem offenen Konflikt geführt hatte. Dies erhöhte im Gegenzug die Chancen für eine Übereinkunft zwischen dem christlichen Europa und den Ilkhaniden. Eine solche wäre Ende der 1280er Jahre beinahe zustande gekommen, als der Ilkhan eine Gesandtschaft unter Führung des Bischofs von Uigurien in Westchina, Rabban Bar Sauma, zu den Herrschern

Westeuropas schickte, um die Bedingungen für ein Militärbündnis auszuhandeln. Sauma war eine ausgesprochen gute Wahl. Er war kultiviert, intelligent und vor allem nestorianischer Christ. Trotz ihres wilden Rufs waren die Mongolen im Umgang mit Fremden äußerst geschickt.

Niemand war mehr von diesen Plänen einer gemeinsamen Militäraktion

begeistert als der englische König Eduard I. Als überzeugter Kreuzfahrer hatte Eduard im Jahr 1271 das Heilige Land besucht und war entsetzt gewesen über das, was er dort sah. Es sei schon schlimm genug, meinte er, dass die Christen anscheinend mehr Zeit damit verbrachten, miteinander zu streiten, als gegen die Muslime zu kämpfen. Was ihn jedoch wirklich

abstieß, waren die Venezianer:
Nicht nur trieben sie mit den
Ungläubigen Handel, sie
lieferten ihnen auch noch das
Material für den Bau von
Belagerungsmaschinen, die
dann gegen christliche Städte
und Burgen eingesetzt
wurden. [47]

Der König war deswegen
hoherfreut, den Bischof aus
dem Osten zu empfangen. Er

machte als Erstes deutlich, dass es ihm vornehmlich um die Rückeroberung Jerusalems ging. «Wir denken nur noch an diese eine Sache», erklärte der englische Monarch dem Bischof, bevor er diesen bat, ihm selbst und seinem Gefolge das Abendmahl zu reichen. Er behandelte den Abgesandten des Ilkhans mit Ehre und Respekt und überhäufte ihn mit Geschenken und Geld,

nachdem er zur Feier der großen Taten, die sie künftig zusammen vollbringen würden, ein großes Fest gegeben hatte.

[48] Die Zusammenarbeit sollte das Heilige Land der Christenheit auf Dauer sichern. In Erwartung eines kurz bevorstehenden christlichen Triumphes veranstaltete man in Rom bereits Prozessionen, um den baldigen Sieg über den

Islam zu feiern. Im Laufe weniger Jahrzehnte hatten sich die Mongolen in der Vorstellung der Europäer von Rettern zu Dämonen und wieder zurück verwandelt. Die Überzeugung, das Ende der Welt sei nahe, war dem Glauben gewichen, dass ein neues, helleres Zeitalter anbreche.

Die grandiosen Pläne führten jedoch zu nichts. So wie ein

Kreuzzug nach dem anderen weniger erreicht hatte als versprochen, führte das ganze schöne Gerede über ein Bündnis, das Tausende von Kilometern überspannen und das Schicksal von Weltreligionen entscheiden sollte, zu keinerlei greifbarem Ergebnis. Für Eduard I. wurden Probleme vor der eigenen Haustür plötzlich weit wichtiger. Anstatt eine

grandiose Allianz mit den Mongolen gegen das muslimische Ägypten einzugehen, war der englische König gezwungen, nach Schottland zu ziehen, um den Aufstand des William Wallace niederzuschlagen. Da auch die anderen europäischen Monarchen näherliegende Verpflichtungen hatten, ging die christliche Präsenz im Heiligen Land schließlich zu

Ende: Zwei Jahrhunderte, nachdem die Ritter des Ersten Kreuzzugs Jerusalem erobert hatten, fielen die letzten christlichen Stützpunkte. Sidon, Tyros, Beirut und Akkon ergaben sich im Jahr 1291 den Mamluken. Es stellte sich heraus, dass guter Wille und Begeisterung nicht genügten, um die Orte zu unterstützen, zu sichern und in Besitz zu halten, die im Zentrum des christlichen

Glaubens standen.

Eine Zeitlang keimten danach immer wieder trügerische Hoffnungen auf. Im Winter des Jahres 1299 gelang den Mongolen tatsächlich etwas, was sie seit mehr als einer Generation erstrebt hatten: ein vernichtender Sieg über die Mamluken. Dieser hatte eine solche Strahlkraft, dass in ganz Europa das Gerücht die Runde machte, Jerusalem sei von den

Christen im Osten, die an der Seite ihrer mongolischen Verbündeten gekämpft hätten, zurückgewonnen worden. Außerdem hieß es, der Ilkhan sei zum Christentum übergetreten und betrachte sich als neuer Schutzherr des Heiligen Landes. Es gab sogar noch bessere angebliche Neuigkeiten: Die Mongolen hätten die Mamluken nicht nur aus Syrien und Palästina

vertrieben, sondern deren Widerstand sogar vollständig gebrochen und Ägypten eingenommen.^[49] Das alles klang zu schön, um wahr zu sein. Tatsächlich hatten die Mongolen auf dem Schlachtfeld einen großen Sieg errungen, aber die begeisterten Erzählungen waren nur Missverständnisse, Gerüchte und Wunschdenken. Das

christliche Heilige Land war für immer verloren. [50]

Die Kreuzzüge hatten bei der Herausbildung des mittelalterlichen Westens eine wichtige Rolle gespielt. Vor allem die Position des Papsttums hatte sich gewandelt. Der Papst war nicht mehr länger nur der geistliche Oberhirte, sondern verfügte über große politische und

militärische Macht. Die Wertvorstellungen und das Verhalten der Elite wurden jetzt von Vorstellungen des Dienstes, der Hingabe, Frömmigkeit und Ritterlichkeit geprägt. Auch hatte die Idee des Christentums als gemeinsamer Nenner des europäischen Kontinents endgültig Wurzeln geschlagen. Schlussendlich hatte sich jedoch herausgestellt, dass die

Eroberung und der Besitz
Jerusalems zwar in der Theorie
eine wunderbare Sache sein
mochten, in der Praxis jedoch
schwierig, teuer und gefährlich
waren. Darauffolgend geriet
das Heilige Land still und leise
aus dem allgemeinen Blickfeld,
nachdem es zwei Jahrhunderte
lang im Zentrum des
europäischen Bewusstseins
gestanden hatte. Wie es der
Dichter William Blake im frühen

19. Jahrhundert ausdrückte, wäre es unendlich besser gewesen, Jerusalem an einem einfacheren und günstigeren Ort zu erbauen – wie etwa in «Englands grünem schönem Land». [51]

Die Kreuzzüge hatten also ihr Ziel verfehlt: Die Versuche, die wichtigsten Orte des Christentums zu kolonisieren, waren gescheitert. Dasselbe

gilt nicht für die italienischen Stadtstaaten, die dort erfolgreich waren, wo die Kreuzfahrer versagt hatten. Während die frommen Ritter vertrieben worden waren, hatten sich die Seestädte der jeweiligen Lage angepasst und sich dauerhaft in Asien festgesetzt. Diese Position würden sie auf keinen Fall mehr aufgeben, ganz im Gegenteil. Tatsächlich dachten

sie nach dem Verlust des Heiligen Landes gar nicht daran, ihren Einflussbereich einzuschränken. Sie wollten ihn sogar noch erweitern.



Die Stoffe der Seidenstraßen waren heiß begehrt und sogar als Währungsmittel im Einsatz. Dieses Tuch aus dem 8. oder 9. Jahrhundert zeigt die berühmten Pferde Zentralasiens.



Auf den Seidenstraßen gab es viele Schwierigkeiten, Hindernisse und natürliche Barrieren zu überwinden. Dazu zählte das Pamir-Gebirge, dessen Pässe gut gesichert waren, etwa durch die Festung von Taschkurgan (*oben*) in der Nähe Kaschgars, und die Wüste Taklamakan im

westchinesischen Xinjiang (*unten*).





Hofdamen bereiten frisch gewebte Seide vor. Dieses Bild malte der chinesische Kaiser Huizong aus der Sung-Dynastie im frühen 12. Jahrhundert.



Tonfigur eines sogdischen Händlers auf einem baktrischen Kamel, Tang-Dynastie (618 bis 907 n. Chr.).



Aufwendige Wandmalereien aus sogdischen Palästen in Pandschakent bezeugen, wie einträglich der Handel auf den asiatischen Verkehrswegen war.



Eine Inschrift des obersten Priesters Kartir in Naqsch-e Rostam, die den Sieg des Zoroastrismus feiert.



Die Buddha-Statuen von Bamiyan, Symbole für die Ausbreitung des Buddhismus nach Zentralasien.



Fragment of a manuscript showing text in Syriac script, identified as a Sogdian translation of a Christian Psalter. The text is written on aged, damaged parchment with several large holes. The script is a cursive Syriac style, and some words are highlighted in red ink (rubrication).

Die sogdische Übersetzung eines christlichen Psalters in syrischer Schrift. Dass man den Glauben in den Lokalsprachen propagierte, war ein wichtiger Faktor für seine Verbreitung.



Kreuzigungsdarstellung aus dem Rabbula-Evangeliar, einer syrischen Bilderhandschrift des 6. Jahrhunderts.



Münze mit dem Abbild eines «stehenden Kalifen», möglicherweise des Propheten Mohammed selbst.



Seite einer indigogefärbten Koran-Abschrift,
Nordafrika, 9. oder 10. Jahrhundert.

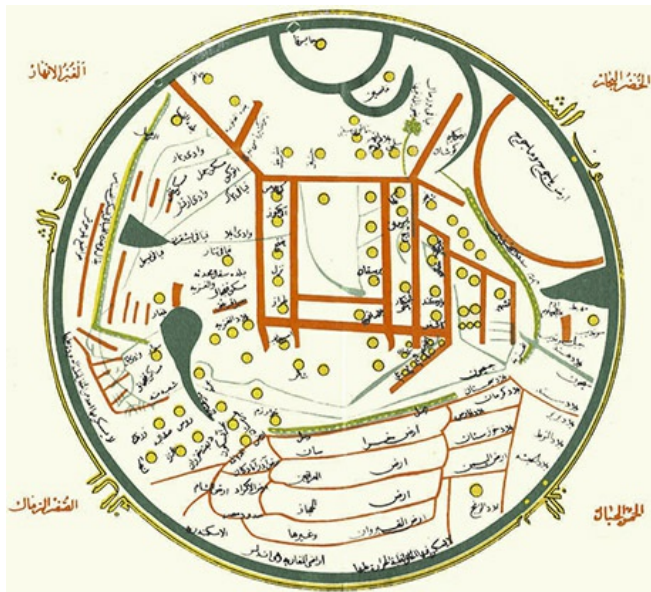


Das neue muslimische Imperium sorgte dafür, dass Reichtümer zurück in das Zentrum flossen. Hier sitzt der Sultan im Kreise seiner Höflinge. Aus einer Handschrift der persischen epischen Dichtung *Shahname* des Firdausi.



Muslimische Herrscher waren große Förderer der Künste und Wissenschaften. Diskutierende Gelehrte in einer

abbasidischen Bibliothek, Abbildung aus
den *Maqāmāt* des al-Harīrī.



Die Karte des Maḥmūd al-Kāschgharī, auf
der Balasagun das Zentrum der Welt



Krieg und Handel gingen Hand in Hand. Die gewaltigen Befestigungsmauern Bucharas.



Die Wikinger trieben einen regen Sklavenhandel. Ihr Ruf, besonders gewalttätig zu sein, spielte für den Erfolg eine entscheidende Rolle.



Detail eines Runensteins aus dem schwedischen Tillinge, der an den Tod eines skandinavischen Abenteurers in «Serkland», dem Land der Sarazenen oder Araber, erinnern sollte.



Die Mongolen zogen mit erstaunlicher Geschwindigkeit quer durch Asien. Hier verfolgen Dschingis Khan und seine Männer einen Feind.



Nicht nur Handels- und Eroberungszüge folgten den Seidenstraßen, auch Krankheiten breiteten sich den Verkehrswegen entlang aus. Die verheerendste war der Schwarze Tod, der im 14. Jahrhundert in Asien und Europa wütete. Die Pestkranken auf dieser

Darstellung aus der Toggenburg-Bibel
weisen die typischen Schwellungen oder
Beulen auf, die laut Boccaccio die Größe
eines Apfels erreichen konnten.

Zehntes Kapitel

Der Schwarze Tod - von Entdeckungen und Katastrophen

Schon vor dem Fall der Städte und Häfen in der Levante hatten sowohl Genua als auch Venedig Maßnahmen getroffen, um neue Handelsrouten zu

erschließen und neue Stützpunkte für den Kauf und Verkauf von Waren zu eröffnen. Beide hielten nach neuen Optionen Ausschau, keiner wollte zu kurz kommen. Da der Handel, der das Heilige Land durchquerte, im 13. Jahrhundert im Zuge der wachsenden militärischen Spannungen immer mehr abnahm, gründeten beide Stadtstaaten neue Kolonien an

der Nordküste des Schwarzen Meeres auf der Halbinsel Krim, an der Mündung des Asowschen Meeres und im armenischen Kilikien, wo die Stadt Ayas zu einem Tor für Waren und Luxusgüter aus dem Osten wurde.

Bei den Unterschieden im Getreidepreis an der Nord- und Südküste des Schwarzen Meeres bot sich den Stadtstaaten eine Gelegenheit

für den Einsatz ihrer geräumigen Frachtschiffe, die große Mengen Lebensmittel transportieren konnten.^[1]

Diese Schiffe erwiesen sich auch für den Transport von anderen Waren als nützlich: Menschen. Sowohl die Genueser als auch die Venezianer nahmen den groß angelegten Sklavenhandel wieder auf und kauften

Gefangene, um sie an die Mamluken in Ägypten weiterzuverkaufen – trotz aller Versuche der Päpste, den Verkauf von Männern, Frauen und Kindern an muslimische Abnehmer zu verbieten. [2]

Alte Rivalitäten ließen sich allerdings nicht so ohne weiteres aus dem Weg räumen. Genua hatte bereits bewiesen, wie weit es gehen würde, um

Konkurrenten auszuschalten, als es im Jahr 1282 die Flotte von Pisa fast völlig vernichtete und sich danach weigerte, die Gefangenen gegen Lösegeld frei zu lassen. Von diesem Schlag erholte sich Pisa nie wieder ganz. Unter den Gefangenen war ein gewisser Rustichello, der mehr als ein Jahrzehnt im Gefängnis verbrachte, ehe er Gesellschaft von einem weiteren Häftling

bekam, der ebenfalls bei einer
siegreichen Seeschlacht in
Gefangenschaft geraten war –
diesmal bei einem Sieg der
Genueser über Venedig in der
Adria. Nachdem sich
Rustichello mit seinem
Mitgefangenen angefreundet
hatte, schickte er sich an,
dessen Erinnerungen an ein
bemerkenswertes Leben voller
Reiseerfahrungen
aufzuschreiben: Genuas

brutalem Vorgehen und seiner Skrupellosigkeit im mittelalterlichen Machtkampf haben wir es zu verdanken, dass Marco Polos Reisen niedergeschrieben wurden.

Der unerbittliche Zweikampf um die Vorherrschaft tobte überall dort, wo Venedig und Genua miteinander in Berührung kamen: Es gab gewalttätige Auseinandersetzungen in

Konstantinopel,
Konfrontationen in der Ägäis
und auf Zypern und blutige
Schlachten in der Adria. Als
Papst Bonifaz VIII. 1299 einen
Waffenstillstand aushandelte,
waren die beiden Städte bei
einem Patt angelangt. Doch die
Energie, Anstrengungen und
Kosten, die beide aufgewandt
hatten, um überhaupt so weit
zu kommen, sind allein schon
ein Beleg dafür, wie viel davon

abhängig, die Verbindung nach Asien nicht abreißen zu lassen.

Nichtsdestotrotz, es hatte sich gelohnt. Im Jahr 1301 wurde der Saal des Großen Rates in Venedig erweitert, nachdem sich die Räte einig gewesen waren, dass er nicht mehr groß genug war, um alle mächtigen Mitglieder aufzunehmen. Ihre Zahl war mit dem wachsenden Wohlstand

der Stadt gestiegen.^[3] Im Falle Genuas rühmte ein Gedicht, das gegen Ende des 13. Jahrhunderts geschrieben wurde, die Schönheit der Stadt, die «von Kopf bis Fuß voller *palazzi*» sei und deren Horizontlinie viele Türme schmückten. Die Quelle für die Schätze der Stadt war der reichliche Nachschub an Waren aus dem Osten, darunter

Hermelin, Eichhörnchen und andere Pelze, mit denen in den Steppen gehandelt wurde, sowie Pfeffer, Ingwer, Moschus, Gewürze, Brokatstoffe, Samt, Stoffe mit Gold, Perlen, Juwelen und Edelsteinen. Genua sei reich, fuhr der anonyme Autor des Gedichts fort, weil es ein Netzwerk geknüpft habe, das von seinen Galeeren und Schiffen bedient werde: Die Genueser seien auf der ganzen

Welt vertreten, prahlte er, und würden neue Genuas schaffen, wo immer sie hinführen.

Wahrlich, Gott habe die Stadt gesegnet und wolle, dass sie gedieh.^[4]

Ein wichtiger Grund für den Boom in Venedig und Genua waren das Geschick und der Weitblick, die beide Stadtstaaten bei der Befriedigung der Wünsche

ihrer Kunden an den Tag legten – zu diesen Kunden zählten auch Händler aus anderen Städten in Europa, die kamen, um die importierten Waren zu kaufen. Da sich Ägypten und das Heilige Land als zu unsicher und wirtschaftlich riskant erwiesen, entwickelte sich schon bald das Schwarze Meer zu einer überaus wichtigen Handelszone.

Hinter dem Aufstieg der italienischen Stadtstaaten stand jedoch auch die ausgereifte und zurückhaltende Besteuerung des Handels durch die Mongolen. Eine Reihe von Quellen lässt darauf schließen, dass die Zölle für Exporte, die Hafenstädte am Schwarzen Meer durchliefen, nie mehr als drei bis fünf Prozent des Gesamtwertes der Waren betragen; das war

außerordentlich günstig, zieht man zum Vergleich die Zölle und Abgaben auf Waren heran, die Alexandria passierten. Dort ist die Rede von Abgaben in Höhe von zehn, zwanzig und sogar dreißig Prozent.^[5] Wie jeder Kaufmann weiß, ist die Gewinnspanne alles. Und so bestand ein starker Anreiz, Waren über das Schwarze Meer zu transportieren –

wodurch dessen Bedeutung als Handelsroute in den Osten wiederum zunahm.

Eine vernünftige Preispolitik und bewusst niedrig gehaltene Abgaben waren symptomatisch für den bürokratischen Sachverstand des Mongolenreichs, der bei all den Bildern von Gewalt und willkürlicher Zerstörung allzu leicht vergessen wird. Nicht wahllose Brutalität war der

Schlüssel zum Erfolg der Mongolen, sondern ihre Bereitschaft, Kompromisse zu schließen und zu kooperieren. Schließlich waren sie unablässig darum bemüht, ein System zu erhalten, das die zentrale Kontrolle erneuerte. Zwar behaupteten spätere persische Geschichtsschreiber vehement, die Mongolen hätten kein Interesse an der Verwaltung ihres Reiches

gezeigt und es vorgezogen, so profane Aufgaben anderen zu überlassen; aktuelle Forschungen jedoch haben enthüllt, wie stark sie an jedem Detail des Alltags beteiligt waren.^[6] Die große Leistung Dschingis Khans und seiner Nachfolger war also keineswegs die in der allgemeinen Vorstellung verhaftete Gewalt, sondern die Einführung einer

akribischen Kontrolle, die es einem der größten Reiche der Geschichte ermöglichte, eine jahrhundertelange Blütezeit zu erleben.

Es war kein Zufall, dass die russische Sprache in der Folge eine ganze Anzahl von Lehnwörtern übernahm, die aus dem Wortschatz der mongolischen Verwaltung stammten und insbesondere mit Handel und Kommunikation zu

tun hatten: Die Wörter für Gewinn (*barysch*), Geld (*dengi*) und Staatskasse (*kasna*) etwa gingen auf den Kontakt mit den neuen Herren aus dem Osten zurück. Das Gleiche galt für das Postwesen in Russland, das auf der mongolischen Methode basierte, über ein Netz von Zwischenstationen schnell und effizient Botschaften von einem Ende des Reiches zum anderen

zu überbringen. [7]

Die Methode der Mongolen war in der Tat genial, und die Grundlage für ihren langfristigen Erfolg wurde bereits zu Beginn gelegt. Als Dschingis Khan und seine Nachfolger ihr Herrschaftsgebiet ausdehnten, mussten sie neue Völker in ein zusammenhängendes System eingliedern. Stämme wurden

ganz bewusst auseinandergerissen, wobei die Loyalitäten auf militärische Einheiten ausgerichtet wurden und vor allem auf die Treue zur mongolischen Führung selbst. Unterscheidende Stammesmerkmale, etwa wie bestimmte Völker ihr Haar trugen, wurden abgeschafft und an ihrer Stelle standardisierte Stile durchgesetzt. Für gewöhnlich

wurden die Völker, die sich unterwarfen oder erobert wurden, über das ganze von den Mongolen kontrollierte Gebiet verstreut, um die Bande der Sprache, Verwandtschaft und Identität zu schwächen und die Assimilation zu fördern. Anstelle von ethnischen Etiketten wurden neue Namen eingeführt, um die Neuartigkeit des künftigen Umgangs zu unterstreichen. Das Ganze

wurde wiederum durch ein zentralisiertes Belohnungssystem gestützt, nach dem Beutegut und Tributzahlungen aufgeteilt wurden: Die Nähe zur herrschenden Dynastie war alles, was eine allumfassende, wenn auch knallharte Meritokratie förderte, in der erfolgreiche Generäle reichen Lohn einstrichen und Versager

rasch abgesägt wurden.^[8]

Während die Stammesidentität ausgelöscht wurde, herrschte hingegen eine bemerkenswerte Offenheit, wenn es um den Glauben ging. Die Mongolen waren in religiösen Dingen locker und tolerant. Seit Dschingis Khans Zeiten war es den Gefolgsleuten des Anführers erlaubt, jeden

beliebigen Glauben zu praktizieren. Dschingis selbst «betrachtete die Muslime mit Respekt, genau wie er auch die Christen und die <Götzenanbeter> [d.h. die Buddhisten] hoch achtete», schrieb später ein persischer Autor. Was seine Nachkommen betraf, so war es jedem selbst überlassen, für welchen Glauben er sich entschied. Manche wählten den Islam,

andere das Christentum, «und wieder andere hielten an dem alten Kanon ihrer Väter und Vorväter fest und neigten in keine Richtung». [9]

Diese Quelle liegt nicht ganz falsch, wie Missionare, die nach Osten reisten, schon bald feststellten. [10] Wilhelm von Rubruk wunderte sich, dass er auf seinem Weg durch ganz Asien bis zum Hof des

Mongolenkhans überall auf
Priester stieß. Noch erstaunter
aber war er darüber, dass diese
sich bereit erklärt hatten, jedes
Frühjahr, wenn die Herden in
der Nähe von Karakorum
zusammengetrieben wurden,
weiße Pferde zu segnen;
überdies wurden diese
Segnungen in einer Weise
durchgeführt, die eher mit
heidnischen Riten als mit der
christlichen Lehre im Einklang

stand.^[11] Offensichtlich sah man es als lohnend an, ein paar Zugeständnisse zu machen – ein kleines Detail im großen Bild der Werbung um Konvertiten. Als sich die Kontakte zwischen Europa und Zentralasien intensivierten, schossen im Osten Diözesen aus dem Boden, auch mitten in den Steppengebieten, während im Norden von Persien Klöster

gegründet wurden, etwa in Täbris, das zur Heimat einer blühenden Gemeinde franziskanischer Mönche wurde.^[12] Schon die Tatsache, dass ihnen gestattet wurde, sich dort niederzulassen, sprach Bände über den Schutz, der ihnen gewährt wurde, und über die tolerante Haltung der Mongolen in Sachen Religion.

Im Hinblick auf das

Christentum ging das Ganze sogar erheblich weiter. Am Ende des 13. Jahrhunderts schickte der Papst Johannes von Montecorvino mit einem Brief zum Großkhan, in dem dieser «eingeladen wurde, den katholischen Glauben unseres Herrn Jesus Christus anzunehmen». Zwar scheiterte Johannes mit diesem Auftrag, er schickte sich jedoch an, so viele Menschen wie möglich zu

bekehren. Er zahlte sogar Lösegelder, um Kinder freizukaufen, die er anschließend in Latein und Griechisch unterrichtete. Von Hand schrieb er Psalter für sie auf. Nach einiger Zeit kam der Großkhan persönlich, um sie beim Gottesdienst singen zu hören. Er war fasziniert von der Schönheit des Gesangs und dem Mysterium der Eucharistie. Johannes hatte so

großen Erfolg, dass Papst Clemens V. Anfang des 14. Jahrhunderts eigens eine Mission ausschickte, um ihn in einen höheren Rang zu erheben. Dieser Akt sollte Johannes für seine Leistung belohnen und die Schaffung einer Kirchenhierarchie im ganzen Mongolenreich fördern: Johannes wurde zum Erzbischof von Peking geweiht. Das Scheitern der Kreuzzüge

bedeutete keineswegs ein Scheitern des Christentums in ganz Asien. ^[13]

Diese religiöse Toleranz folgte auch einem politischen Kalkül. Die Ilkhane bewiesen offenbar besonderes Geschick, wenn es darum ging, religiösen Würdenträger zu sagen, was diese gerne hören wollten. Hülägü sagte etwa einem armenischen Priester, dass man

ihn als Kind getauft habe. Die Kirche im Westen war so erpicht darauf, die Geschichte zu glauben, dass in Europa sogar Illustrationen kursierten, die Hülägü als christlichen Heiligen zeigten. Doch nicht alle hören dieselbe Geschichte. So wurde etwa den Buddhisten versichert, dass Hülägü nach deren Lehre den Weg zur Erleuchtung suche. Es kam häufig vor, dass hohe

Würdenträger in der mongolischen Welt Christen wurden und dann zum Islam konvertierten oder umgekehrt; sie wechselten die Religion, wie es ihnen passte. Die phlegmatischen Gläubigen waren Meister darin, ihrem Gegenüber alles Mögliche vorzugaukeln. ^[14]

Die Herzen und Köpfe der Menschen zu gewinnen war

unerlässlich, wenn sich das Reich reibungslos ausdehnen sollte. Diese Politik ging auf den Ansatz zurück, den schon Alexander der Große gewählt hatte, als er die Perser besiegte – und der von Kommentatoren wie Tacitus mit Sicherheit begrüßt worden wäre. Letzterer hatte eine kurzsichtige Politik der Plünderung und wahllosen Zerstörung scharf kritisiert.

Instinktiv wussten die Mongolen, wie sie am besten ein großes Imperium aufbauten: Auf militärische Stärke mussten Toleranz und eine umsichtige Verwaltung folgen.

Kluge Entscheidungen im Umgang mit wichtigen potenziellen Bündnispartnern zahlten sich reichlich aus. In Russland wurde die Befreiung der Kirche von allen Steuern

und vom Wehrdienst mit Jubel begrüßt – nur ein Beispiel, das belegt, dass ein gütiger Umgang selbst nach einer grausamen Eroberung eine wohlwollende Stimmung schaffen konnte. ^[15] Zudem linderten die Mongolen auf außerordentlich effektive Weise Feindseligkeiten und Spannungen, indem sie Zuständigkeiten delegierten.

Auch hier ist der Fall Russland
lehrreich: Ein lokaler
Herrscher, der für die
Einziehung der Steuern und
Abgaben auserwählt wurde,
erhielt einen großzügigen
Anteil der Einnahmen. Nicht
umsonst wurde Iwan I.,
Großfürst von Moskau, als
«Iwan Kalita» – Iwan der
Geldsack – bekannt. Die
Bündelung von Reichtum und
Macht in den Händen

zuverlässiger Männer wie Iwan führte zur Herausbildung einer herausragenden Dynastie, auf die man sich verlassen konnte und die auf Kosten rivalisierender Familien profitierte. Das hatte tiefgreifende und langfristige Nachwirkungen: Einige Historiker haben die These vertreten, dass das mongolische Regierungssystem den Grundstein zur

Umwandlung Russlands in eine regelrechte Autokratie legte, indem es eine Handvoll Einzelpersonen ermächtigte, über die Bevölkerung und über ihresgleichen zu herrschen. ^[16]

Militärisch dominant und zugleich politisch klug und religiös tolerant – dieses Erfolgsrezept lässt sich schwer mit der allgemeinen Vorstellung von den Mongolen

zur Deckung bringen. Aber bei aller Effizienz hatten diese auch den richtigen Zeitpunkt getroffen. In China stießen sie auf eine Welt, die nach einem drastischen Anstieg der landwirtschaftlichen Produktivität ein Bevölkerungswachstum, eine wirtschaftliche Ausdehnung und technologische Fortschritte erlebt hatte.^[17] In

Zentralasien hingegen fanden sie zersplitterte Kleinstaaten vor, die sich gegenseitig aufrieben und nach Konsolidierung sehnten. Im Mittleren Osten und in Europa kamen sie mit Gesellschaften in Berührung, die sowohl monetarisiert als auch zunehmend in Schichten gegliedert waren – sprich: die imstande waren, Tribute in bar zu zahlen. Außerdem verfügten

die dortigen Bevölkerungen über Kaufkraft und hatten einen unersättlichen Durst nach Luxusgütern. Welche Orte Dschingis Khan und seine Nachfolger auf den Kontinenten Asien und Europa auch erreichten, sie fanden nicht nur zufällig eine Welt vor, die reiche Beute bot; sie erlebten vielmehr ein Goldenes Zeitalter. ^[18]

So wie die islamischen Eroberungen des 7. Jahrhunderts tiefgreifende Auswirkungen auf die Weltwirtschaft hatten, als Steuern, Abgaben und Bargeld aus allen Winkeln der Welt ins Zentrum des Reiches flossen, gestalteten auch die mongolischen Erfolge des 13. Jahrhunderts die Währungssysteme Eurasiens

völlig neu. In Indien wurden neue Rituale und Vergnügungen aus den Steppengebieten eingeführt wie etwa offizielle Prozessionen, auf denen der verzierte Sattel des Herrschers demonstrativ vor diesem hergetragen wurde.^[19] In China veränderten sich unterdessen die Essgewohnheiten; man

übernahm Geschmäcke,
Zutaten und Kochmethoden,
die von den neuen Herren der
Steppe bevorzugt wurden.
Texte wie *Yinshan zhengyao*,
ein Ernährungsratgeber, der
die «geeigneten und
essenziellen Dinge für Essen
und Trinken des Herrschers»
aufzählte, enthielten viele
Gerichte, die von der
Nomadenküche beeinflusst
waren. Großen Wert legte man

auf das Kochen der
Lebensmittel. ^[20] Allgemein
gebräuchlich wurde es, jeden
einzelnen Teil eines
Tierkadavers zu verwerten –
wie es jene Menschen bereits
gewohnt waren, die mit Vieh
ihren Lebensunterhalt
verdienten. Kublai Khan etwa
begeisterte sich besonders für
die Mahlzeiten seiner
Vorfahren. Dem Vernehmen

nach ließ er auf seinem Hof fermentierte Milch, Pferdefleisch, Kamelhöcker und eingedickte Hammelsuppe als Delikatessen servieren.^[21] Das alles klingt zumindest genießbarer als Schafslunge oder eine Paste auf Basis des Fettes aus dem Schafsschwanz oder -kopf, die in einem Kochbuch aus dem 14. Jahrhundert zu finden sind.

Der kulturelle Einfluss der Mongolen reichte bis nach Europa. Mongolische Kleidungsstile kamen in Mode, nachdem sich die erste Panikwelle gelegt hatte. In England wurden zweihundertfünfzig Bänder eines dunkelblauen «tatarischen» Stoffes für die Anfertigung der Insignien des ältesten und größten

Ritterordens des Landes, der
Ritter des Hosenbandordens,
verwendet. Auf dem Cheapside-
Turnier im Jahr 1331 ritten
Männer vor, die in tatarische
Kleidung gehüllt waren und
Masken trugen, sodass sie wie
mongolische Krieger aussahen.
Sogar die *hennin* genannte
Haube – das wohl
charakteristischste
Kleidungsstück der
Renaissance in ganz Europa –

war vom Osten beeinflusst. Die bei den Damen so beliebte Kopfbedeckung, die seit dem 14. Jahrhundert häufig auf Porträts zu sehen ist, glich den Hüten, die damals am mongolischen Hof getragen wurden. [23]

Doch die Eroberungen der Mongolen hatten noch andere, substantziellere Auswirkungen. Die europäischen

Volkswirtschaften veränderten sich. Den unzähligen Gesandten, die an die Höfe der Khane geschickt wurden, folgten schon bald Missionare und Kaufleute. Auf einen Schlag rückten nicht nur die Mongolen, sondern ganz Asien in das Blickfeld Europas. Die Geschichten der Reisenden wurden verschlungen, man konnte es kaum erwarten, mehr über die exotische Welt zu

erfahren, die plötzlich im Osten auftauchte.

Jenseits von China, so Marco Polo, liege eine Insel, auf der ein Herrscherpalast mit goldenen Dächern und mehrere Zoll dicken, goldenen Wänden stehe. In Indien werfe man Tierfleisch in steile Schluchten, die zwar voller Diamanten, aber auch voller Giftschlangen sind. Das Fleisch locke Adler an, die daraufhin

hinabstürzten, um das Fleisch zu holen. Anschließend brächten sie die Edelsteine mit, die sich in das Fleisch hineingebohrt hätten, und man könne die Steine problemlos einsammeln. Pfeffer stamme, berichtete ein anderer Reisender, aus Sümpfen, die vor Krokodilen nur so wimmelten. Man müsse sie zuerst mit Feuer verjagen. Nach den Schilderungen der

Reisenden jener Zeit war der Reichtum des Ostens legendär – und stand in krassem Gegensatz zu den Zuständen in Europa. [24]

Solche Motive waren aus den Texten der Antike bekannt, die nach und nach wiedergelesen wurden, als sich die Gesellschaft und die Wirtschaft im kontinentalen Europa weiterentwickelte und die

intellektuelle Neugier
zurückkehrte. Die von Marco
Polo und anderen überlieferten
Reiseberichte deckten sich
weitgehend mit den
Darstellungen des Herodot,
Tacitus, Plinius und sogar des
Hoheliedes von Salomo:
Erzählungen von
Fledermäusen, die mit ihren
Klauen Sümpfe bewachten, wo
Kassia wuchs, von fliegenden
Giftschlangen, die

Gewürzbäume in Arabien schützten, oder von Phönixen, die aus Zimt und Weihrauch Nester bauten, die sie mit weiteren Gewürzen füllten. [25]

Selbstverständlich stand die Mystik des Ostens – und die Geschichten von den Risiken, die mit der Beschaffung der seltenen und hochgeschätzten Waren verbunden waren – in engem Zusammenhang mit der

Erwartung, ebenjene Waren in Europa teuer verkaufen zu können. Güter, Erzeugnisse und Gewürze, die man unter großen Gefahren hergestellt oder geerntet hatte, waren naturgemäß sehr wertvoll. [26]

Für all jene, die sich informieren wollten, erschienen um das Jahr 1300 Leitfäden und Handbücher zu der Frage, wie man nach Asien reiste und dort

Handel trieb – und vor allem einen angemessenen Preis für die Ware bekam. Zunächst sollte der Handelsreisende «sich einen starken Bart stehen lassen und sich nicht rasieren», schrieb Francesco Pegolotti, der Autor des wohl berühmtesten Leitfadens jener Zeit. Zudem müsse man sich unbedingt einen Führer und Dolmetscher für die Reise suchen – dabei dürfe man keine

Kosten scheuen, denn was immer man zusätzlich für einen guten Führer ausgabe, werde man später über Einsparungen mehr als wieder reinholen. Die wichtigsten Informationen betrafen folgende Fragen: Welche Steuern wurden an welchen Orten erhoben, welche Unterschiede bestanden bei Gewichten, Maßen und Münzwerten, wie sahen die verschiedenen Gewürze aus –

und wie viel waren sie wert? In der mittelalterlichen Welt, genau wie in der heutigen, war der eigentliche Zweck dieser Führer, Enttäuschungen vorzubeugen und das Risiko zu verringern, dass man von skrupellosen Kaufleuten über den Tisch gezogen wurde.^[27]

Schon die Tatsache, dass Pegolotti selbst weder aus Venedig noch aus Genua

stammte, den beiden
Machtzentren Europas im 13.
und 14. Jahrhundert, sondern
aus Florenz, war bezeichnend.
Es gab unter den Städten
Emporkömmlinge, die es kaum
erwarten konnten, sich ihren
Teil des Kuchens zu sichern –
wie Lucca und Siena, deren
Kaufleute in Täbris, Ayas und
anderen Handelszentren im
Osten anzutreffen waren. Dort
kauften sie Gewürze, Seide und

andere Stoffe aus China, Indien und Persien oder anderen Gegenden. Das Gefühl, dass sich neue Horizonte eröffneten, fand nirgends besser Ausdruck als auf einer Karte, die im Großen Ratssaal des Palazzo Pubblico in Siena hing: Sie war so entworfen, dass man sie von Hand drehen konnte, und zeigte die Welt mit der toskanischen Stadt im Mittelpunkt. Die Entfernungen

wurden aufgezeigt, die Verkehrswege und Sienas eigenes Netz aus Agenten, Kontaktpersonen und Zwischenhändlern, das sich bis tief nach Asien hinein erstreckte. Selbst unbekannte Städte im Zentrum Italiens fingen an, im Osten nach Inspiration und Gewinnen Ausschau zu halten, und dachten daran, eigene Kontakte zu den Seidenstraßen zu

knüpfen. [28]

Von grundlegender Bedeutung für die europäische Expansion war die Stabilität, die die Mongolen in ganz Asien garantierten. Bei allen Spannungen und Rivalitäten zwischen den verschiedenen Zweigen der Stammesführung wurde die Herrschaft des Rechts doch vehement verteidigt, sobald es um

wirtschaftliche
Angelegenheiten ging. Das
Wegenetz in China etwa weckte
den Neid der Besucher. Über
die administrativen
Vorkehrungen vor Ort, die die
Sicherheit der Kaufleute
garantierten, konnten diese nur
staunen. «China ist für die
Reisenden das sicherste und
schönste Land», schrieb der
Reisende Ibn Battuta im
14. Jahrhundert. Es existierte

ein Meldeverfahren, das allem Anschein nach täglich jeden Fremden registrierte, sodass «jemand eine Strecke von neun Monaten allein reisen und dabei große Reichtümer mit sich führen [mag], ohne dass er deswegen Angst haben müsste». [29]

Auch Pegolotti merkte an, dass die Route vom Schwarzen Meer bis nach China «bei Tag

und bei Nacht sehr sicher» sei.
Zum Teil lag dies an der
Gastfreundschaft, die die
nomadischen Völker den
Fremden traditionellerweise
erwiesen; aber auch die
allgemeine Anschauung, dass
der Handel gefördert werden
müsse, spielte eine Rolle. Die
niedrigen Steuern, die am
Schwarzen Meer auf
Handelswaren erhoben
wurden, fanden eine

offensichtliche Entsprechung am anderen Ende Asiens, wo der Seehandel, der die Hafenstädte an der Pazifikküste Chinas durchlief, dank gewisser Zollmaßnahmen ebenfalls zunahm. [30]

Ein Sektor, in dem sich diese Methode als äußerst effektiv erwies, war der Export von Stoffen, deren Herstellung im 13. und 14. Jahrhundert einen

gewaltigen Aufschwung erfuhr.
Die Textilindustrie in
Nischapur, Herat und Bagdad
wurde ganz gezielt aufgebaut;
allein die Stadt Täbris wuchs in
einem Zeitraum von gut
hundert Jahren um das
Vierfache, um Händler ebenso
wie Handwerker und
Kunsthandwerker zu
beherbergen, die im Anschluss
an die mongolischen
Eroberungen bemerkenswert

gut behandelt wurden. Obwohl eine schier unersättliche Nachfrage nach feinem Tuch und Stoffen auf den Märkten im Osten bestand, wurden seit dem späten 13. Jahrhundert immer größere Mengen nach Europa exportiert. ^[31]



[Bild vergrößern]

Überall weitete sich der Horizont. In China hatten Hafenstädte wie Guangzhou lange Zeit als Fenster zur Welt im Süden Asiens gedient. Diese

großen Handelsdrehscheiben
waren persischen Kaufleuten,
arabischen Geographen und
muslimischen Reisenden
wohlbekannt, die uns
Schilderungen des
geschäftigen Straßenlebens in
den Küstenstädten wie auch im
Landesinneren hinterließen.
Sie berichteten von einer
eifrigen, kosmopolitischen
Bevölkerung. Der gegenseitige
Austausch war so rege, dass das

Persische und das Arabische
viele Lehnwörter und
Redewendungen lieferten, die
noch heute im Chinesischen
gebräuchlich sind. [32]

Das Wissen über die
Außenwelt, das man in China
besaß, war hingegen lückenhaft
und begrenzt. Dies zeigt ein
Text, der Anfang des
13. Jahrhunderts von einem
kaiserlichen Beamten verfasst

wurde. Der gute Mann war damals für den Außenhandel in Guangzhou zuständig, ein Ort, der den Vorzug eines hervorragenden natürlichen Hafens im Delta des Perlflusses hatte. Die für Händler, Seemänner und Reisende gedachte Schilderung unternahm den gewagten Versuch, die Geschäftspraktiken in der arabischsprachigen Welt und

darüber hinaus zu erklären. Es wurde aufgezählt, welche Waren man dort kaufen konnte, und beschrieb, was chinesische Händler dort womöglich erwartete. Wie viele Reiseberichte jener Zeit steckt der Text voller Ungenauigkeiten und halbmythischer Überzeugungen. So gab es mitnichten ein Land, in dem Frauen sich fortpflanzten,

«indem sie sich nackt der vollen Wucht des Südwindes aussetzten». Melonen in Spanien maßen nicht knapp zwei Meter im Durchmesser und machten nicht über zwanzig Männer satt; und die Schafe in Europa wurden auch nicht so groß wie ein ausgewachsener Mann. Ganz zu schweigen davon, dass sie nicht jedes Frühjahr aufgeschnitten wurden, um

ihnen Dutzende Pfund Fett zu entnehmen, ehe man sie ohne den geringsten Schaden einfach wieder zunähte.^[33]

Als ein großer Teil Asiens unter den Mongolen vereint war, wurden die Verbindungen im Seehandel jedoch erheblich verbessert. Das galt insbesondere für Orte von strategischer und wirtschaftlicher Bedeutung –

etwa im Persischen Golf –, die von der neuen Obrigkeit einer besonders genauen Aufsicht unterstellt wurden, weil sie den Fernhandel fördern und die Staatseinnahmen steigern wollte. ^[34] Als Folge wurde das kulturelle Klima in Guangzhou im Laufe des 13. Jahrhunderts wesentlich sachkundiger und weltoffener.

In den 1270er Jahren war die

Stadt bereits zur zentralen Anlaufstelle für Chinas Importe und Exporte auf dem Seeweg aufgestiegen. Auf jedes Schiff, das mit einer Ladung Pfeffer für christliche Länder nach Alexandria ablegte, kamen, wie Marco Polo Ende des 13. Jahrhunderts berichtete, über hundert, die chinesische Häfen anliefen – ein Kommentar, der in Ibn Battutas Anmerkungen ein treffliches

Echo fand. Nicht lange danach schrieb der arabische Reisende, dass er bei der Ankunft in der Stadt beobachtet hatte, wie hundert große Schiffe in die Bucht von Guangzhou einliefen, dazu unzählige kleinere.^[35] Der Handel im Mittelmeer war groß; der Handel im Pazifik war gewaltig.

Wir müssen uns nicht auf

mehrdeutige oder unzuverlässige schriftliche Quellen beschränken, wenn wir belegen wollen, wie wichtig die Stadt als Handelszentrum geworden war.^[36] Ein Wrack aus der Bucht von Guangzhou, das genau aus dieser Zeit stammt, enthüllt, dass damals Waren aus ganz Südasien und aller Wahrscheinlichkeit nach auch vom Persischen Golf und

aus Ostafrika importiert wurden. Pfeffer, Weihrauch, Glas und Baumwolle machten nur einen Teil der kostbaren Fracht aus, die im Jahr 1271 oder kurz darauf vor der Küste Chinas versank. ^[37] Immer mehr Kaufleute durchfuhren das Südchinesische Meer und gründeten Handelsposten auf Sumatra, auf der Malaiischen Halbinsel und vor allem an der

Malabar-Küste Südindiens, der Heimat des weltgrößten Pfeffervorkommens – schon damals eine überaus beliebte Ware in China ebenso wie in Europa und anderen Regionen Asiens. ^[38] Um die Mitte des 14. Jahrhunderts segelten so viele Schiffe zu Städten wie Calicut, dass manche Kommentatoren meinten, der gesamte Seetransport und die

Seereisen in diesem Teil des indischen Subkontinents würden sich auf chinesischen Schiffen abspielen. Diese hatten eine charakteristische Form mit flachem Kiel; das Wrack eines solchen Schiffs wurde unlängst vor der Küste von Kerala identifiziert. [39]

Das Schmiermittel für den Fernhandel war Silber, das zu einer Art Monopolwährung in

ganz Eurasien wurde. Das lag unter anderem an den Neuerungen im chinesischen Finanzwesen, die man noch vor Dschingis Khans Zeit eingeführt hatte – etwa der Akzeptanz von Wechseln und der Verwendung von Papiergeld.^[40] Das von den Mongolen übernommene und verbesserte System führte dazu, dass gewaltige Mengen

an Silber in das Währungssystem eingebracht wurden, während sich neue Kreditformen durchsetzten. Die Menge des verfügbaren Edelmetalls schnellte schlagartig in die Höhe, was eine deutliche Wertkorrektur gegenüber Gold zur Folge hatte. In Teilen Europas stürzte der Silberkurs ab; er verlor zwischen 1250 und 1338 über

die Hälfte seines Werts. ^[41]

Allein in London gestattete es die Zunahme des Silbervorrats der königlichen Münzanstalt im Jahr 1278, die Produktion innerhalb nur eines Jahres zu vervierfachen. Auch in ganz Asien stieg die Produktion an. Sogar in den Steppengebieten steigerte sich die Münzherstellung; die Herrscher der Goldenen Horde

fingen an, in großen Mengen Münzen zu prägen.^[42] Neue Regionen ließen sich davon anstecken. Japan, das sich bisher auf Tauschgeschäfte oder die Bezahlung in Naturalien wie Reis gestützt hatte, ging zu einer Geldwirtschaft über und engagierte sich zunehmend im Fernhandel.^[43]

Doch nicht nur grimmige Krieger, Waren, Edelmetalle, Ideen und Modestile strömten durch die Arterien, die die Weltteile miteinander verbanden. Etwas ganz anderes drang in den Kreislauf ein und erzielte eine weit radikalere Wirkung: Die Pest brach aus und verbreitete sich in Asien, Europa und Afrika. Sie drohte, Millionen von Menschen zu vernichten. Die Mongolen

hatten die Welt nicht zerstört,
aber es schien nicht
ausgeschlossen, dass es dem
Schwarzen Tod gelingen
würde.

Die eurasische Steppe war
nicht nur über Tausende von
Jahren Heimat für Viehherden
und Nomaden; sie ist auch
eines der größten
Seuchenbecken der Welt, mit
einer Kette von miteinander
verbundenen Zentren, die vom

Schwarzen Meer bis in die Mandschurei reicht. Die ökologischen Bedingungen der ariden und semiariden Landschaft eignen sich hervorragend für die Ausbreitung des Erregers *Yersinia pestis*, der hauptsächlich durch Flöhe von einem Wirt zum nächsten übertragen wird. Die Pest wird am effektivsten und schnellsten über Nagetiere wie Ratten

verbreitet, allerdings können sich auch Kamele infizieren. Diese spielen eine wichtige Rolle bei der Übertragung – wie Forschungen nachgewiesen haben, die eng in Verbindung mit dem sowjetischen Programm der biologischen Kriegführung im Kalten Krieg standen.^[44] Die Seuche kann zwar auch über den Verzehr, die Berührung oder das

Einatmen von infizierten
Stoffen übertragen werden,
aber für gewöhnlich stecken
sich Menschen dadurch an,
dass Flöhe Bakterien in den
Blutkreislauf ausstoßen, ehe sie
sich selbst am Blut laben, oder
über Bakterien in deren
Fäkalien, die
Hautabschürfungen
kontaminieren. Anschließend
werden die Erreger zu den
Lymphknoten etwa in der

Achselhöhle oder Leiste transportiert, wo sie sich rasch vermehren und Schwellungen oder Beulen verursachen. Dem italienischen Humanisten Boccaccio zufolge, der eine Pest überlebt hat, konnten diese Beulen die Größe eines Apfels oder eines Eies erreichen.^[45] Anschließend werden der Reihe nach andere Organe infiziert; es kommt zu

inneren Blutungen und den charakteristischen, mit Eiter und Blut gefüllten schwarzen Hautsäcken, wodurch die Krankheit ebenso entsetzlich anzuschauen wie tödlich ist.

Neuere Forschungen zum Erreger *Yersinia pestis* und zur Pest haben aufgezeigt, wie wichtig Umweltfaktoren für den enzootischen Zyklus sind, in dem scheinbar unbedeutende Veränderungen aus einer

lokalisierten und beherrschbaren Krankheit eine sich rasch ausbreitende Seuche machen können. Geringe Abweichungen in Temperatur und Niederschlag können beispielsweise den Fortpflanzungszyklus der Flöhe drastisch verändern, der wiederum für den Entwicklungszyklus des Bakteriums maßgeblich ist. Das Gleiche gilt für das Verhalten

der Wirtstiere. ^[46] Eine aktuelle Studie lässt darauf schließen, dass ein Temperaturanstieg von nur einem Grad zu einer fünfzigprozentigen Steigerung der Pestverbreitung unter der Großen Rennmaus führen kann, dem wichtigsten Wirt in der Steppenregion. ^[47]

Es ist noch nicht geklärt, wo die Seuche Mitte des

14. Jahrhunderts genau ausbrach, sie breitete sich jedoch in den 1340er Jahren zügig über die Steppengebiete nach Europa, in den Iran, den Mittleren Osten, Ägypten und auf die Arabische Halbinsel aus. ^[48] Ganz massiv schlug sie im Jahr 1346 zu, als, wie ein italienischer Zeitgenosse schrieb, eine «mysteriöse Krankheit, die einen plötzlichen

Tod brachte», sich unter der Goldenen Horde am Schwarzen Meer ausbreitete. Ein mongolisches Heer, das nach einem Streit um Handelsbedingungen den genuesischen Handelsposten Kaffa belagerte, wurde von der Krankheit hinweggerafft. Laut einem Augenzeugen tötete sie täglich «Tausende». Vor dem Abzug legten die Mongolen jedoch «die Leichen auf

Wurfmaschinen und ließen sie in die Stadt Kaffa hineinkatapultieren, damit sie dort alle an der unerträglichen Pest zugrunde gehen sollten». Dabei war der Pestgestank noch das kleinste Übel, vielmehr breitete sich die hochansteckende Krankheit in der Stadt aus. Unwissentlich hatten die Mongolen biologische Kriegführung eingesetzt, um ihren Gegner zu

besiegen. [49]

Die Handelswege, die Europa mit dem Rest der Welt verbanden, wurden nunmehr zu Schlagadern für die Übertragung des Schwarzen Todes. Im Jahr 1347 erreichte die Krankheit Konstantinopel und danach Genua, Venedig und den ganzen Mittelmeerraum. Eingeschleppt wurde sie von Händlern und

Kaufleuten, die in die Heimat flüchteten. Als die Einwohner von Messina in Sizilien erkannten, dass man sich vor den Genuesen, die mit Beulen am ganzen Körper angekommen waren, sich unablässig übergaben und kurz vor dem Tod Blut husteten, hüten musste, war es bereits zu spät. Zwar wurden die genuesischen Galeeren aus dem Hafen geschleppt, die

Seuche fasste jedoch Fuß und raffte die Bevölkerung dahin.

[50]

Die Pest breitete sich rasch nach Norden aus und erreichte Mitte 1348 Städte in Nordfrankreich und Bayern. Zu dieser Zeit hatten Schiffe, die Häfen auf den Britischen Inseln anliefen, bereits «die erste Pestilenz» eingeschleppt, «die Händler und Matrosen

mitgebracht hatten». ^[51] In den Städten und Dörfern Englands starben so viele Menschen, dass der Papst in «seiner Gnade einen vollkommenen Ablass für gebeichtete Sünden gewährte». Laut einer damaligen Schätzung überlebte kaum ein Zehntel der Bevölkerung; mehrere Quellen berichten, dass nicht genügend Menschen übrig blieben, um

die Toten zu bestatten. [52]

Anstelle von Waren und Wertgegenständen brachten die Schiffe, die das Mittelmeer überquerten, Tod und Vernichtung. Die Ansteckung erfolgte nicht nur durch den Kontakt mit Opfern oder über Ratten, die ein unweigerlicher Bestandteil von Seereisen waren; sogar die Waren im Frachtraum wurden zu

tödlichen Ladungen, weil die Flöhe Pelze und Lebensmittel infizierten, die für das europäische Festland sowie für Häfen in Ägypten, der Levante und auf Zypern bestimmt waren. Auf der Insel waren die Opfer überwiegend Kinder und junge Menschen. Binnen kurzer Zeit wurde die Seuche entlang der Karawanenroute bis nach Mekka weitergetragen und tötete scharenweise Pilger

und Schriftgelehrte. Das löste eine ernste Glaubenskrise aus: Der Prophet Mohammed hatte angeblich versprochen, dass die Seuche, die im 7. Jahrhundert in Mesopotamien gewütet hatte, niemals in die heiligen Stätten des Islam eindringen würde.^[53]

In Damaskus, schrieb Ibn al-Wardi, saß die Pest «wie ein König auf dem Thron und

strotzte vor Kraft, während sie täglich eintausend oder mehr umbrachte und die Bevölkerung dezimierte». [54]

Die Straßen zwischen Kairo und Palästina waren von Toten übersät, und Hunde zerrten an den Leichen, die gegen die Mauern der Moscheen in Bilbais gestapelt waren. In der Region Asyut im oberen Ägypten fiel unterdessen die

Zahl der Steuerzahler von ursprünglich sechstausend auf hundertsechzehn – ein Aderlass von achtundneunzig Prozent.
[55]

Ein so starker Rückgang der Bevölkerung kann zwar auch darauf zurückzuführen sein, dass diese aus ihren Häusern floh, es besteht jedoch kein Zweifel daran, dass die Todesziffer enorm hoch war. «Weder Vernunft noch

menschliche

Vorsichtsmaßnahmen» könnten die Ausbreitung der Seuche verhindern, schrieb Boccaccio in seiner Einleitung zu *Decamerone*; binnen drei Monaten hätten allein in Florenz über hunderttausend ihr Leben verloren.^[56] Venedig wurde fast völlig entvölkert: Die Schilderungen waren sich einig, dass mindestens drei

Viertel der Bewohner im Zuge der Epidemie starben. [57]

Für viele Zeitgenossen schien das Ende der Welt nah. In Irland fügte ein Franziskanermönch seinem Bericht über die Pest und ihre Verwüstungen leere Blätter bei, für den Fall dass «durch Zufall künftig jemand am Leben bleiben und ein Nachfahr Adams der Pest entkommen

und das begonnene Werk zu Ende führen sollte». ^[58] In Italien berichteten Chronisten, dass es «Frösche, Schlangen, Eidechsen, Skorpione und viel giftige Tiere» geregnet habe. Aus dem Himmel kamen Zeichen, die den Zorn Gottes eindeutig belegten: Gewaltige Hagelkörner prasselten auf die Erde und töteten Dutzende von Menschen, zugleich brannten

Städte und Dörfer nieder,
nachdem sie von Blitzen in
Brand gesteckt worden waren,
die einen «undurchdringlichen
Rauch» erzeugten. [59]

Manche wandten sich
angesichts des bevorstehenden
Weltuntergangs dem Fasten
und dem Gebet zu, etwa
Eduard III., König von England,
der den Bischöfen ausdrücklich
befahl, seinem Beispiel zu

folgen. Arabische Leitfäden, die um das Jahr 1350 verfasst wurden, wiesen die muslimischen Gläubigen an, genauso zu handeln. Schutz vor den Beulen biete das elfmalige Aufsagen eines bestimmten Gebetes und das Singen von Versen, die sich auf das Leben Mohammeds bezogen. In Rom wurden feierliche Prozessionen veranstaltet, bei denen die Büsser und Verängstigten

barfuß und im härenen Hemd dahinschritten und sich gegenseitig geißelten, um Reue für ihre Sünden zu demonstrieren.^[60]

Dies zählte noch zu den weniger einfallsreichen Bemühungen, um den Zorn Gottes zu besänftigen. Meidet Geschlechtsverkehr und «jede Fleischeslust mit Frauen», mahnte ein Priester in

Schweden; darüber hinaus riet er, nicht zu baden und den Südwind zu meiden – zumindest bis zur Mittagszeit. Ein Kollege in England äußerte sich noch konkreter: Frauen sollten andere Kleider tragen, mahnte er, um ihrer selbst willen, aber auch zum Heil aller anderen. Die ausgefallenen und freizügigen Gewänder, die sie sich angewöhnt hätten zur Schau zu stellen, würden die

göttliche Strafe regelrecht herausfordern. Das Problem habe begonnen, als die Frauen «anfangen, nutzlose kleine Kapuzen zu tragen, die so eng geschnürt und geknöpft wurden, dass sie lediglich die Schultern bedeckten». Aber das war noch nicht alles, sie trugen extrem kurze Kleidungsstücke, «die weder ihre Hintern noch ihre Scham bedeckten». Abgesehen von

allen anderen Übeln
«gestatteten diese missratenen
und engen Kleidungsstücke es
ihnen nicht, vor Gott oder den
anderen Heiligen
niederzuknien». [61]

In Deutschland kursierten
wilde Gerüchte, denen zufolge
die Krankheit daher rührte,
dass die Juden Brunnen und
Flüsse vergiftet hatten. Es kam
zu grausamen Pogromen; eine

Schilderung berichtet, wie «alle Juden von Köln bis Österreich» zusammengetrieben und bei lebendigem Leib verbrannt wurden. Die Ausbrüche des Antisemitismus waren so schlimm, dass der Papst eingriff und in einer Bulle jegliche Gewalt gegen die jüdische Bevölkerung in einem christlichen Land untersagte. Ferner verbot er, ihr Hab und

Gut anzutasten.^[62] Ob dies etwas half oder nicht, steht auf einem anderen Blatt. Jedenfalls war es nicht das erste Mal, dass die Angst vor Katastrophen und massive religiöse Exzesse dazu führten, dass unter der jüdischen Minderheit in Deutschland ein Blutbad angerichtet wurde: Zu Beginn des Ersten Kreuzzuges, als vergleichbare Bedingungen

geherrscht hatten, war es zu ähnlichem Leid gekommen. In Krisenzeiten war es gefährlich, einen anderen Glauben zu haben.

Europa verlor mindestens ein Drittel seiner Bevölkerung an die Seuche; womöglich sogar weit mehr, denn selbst zurückhaltende Schätzungen gehen bei einer mutmaßlichen Gesamtbevölkerung von fünfundsiebzig Millionen von

etwa fünfundzwanzig Millionen Toten aus.^[63] Studien über jüngere Pestepidemien haben außerdem ergeben, dass bei großen Ausbrüchen kleine Dörfer und ländliche Gegenden eine weit höhere Todesziffer verzeichneten als Städte. Allem Anschein nach ist nicht, wie bislang angenommen, die Bevölkerungsdichte der ausschlaggebende Faktor für

die Ausbreitung der Seuche, sondern die Dichte der Rattenkolonien. In städtischen Umgebungen gab es mehr Haushalte pro infizierte Rattenkolonie, und so breitete sich die Seuche dort nicht schneller aus als auf dem Land. Die Flucht aus den Städten erhöhte also keineswegs die Aussichten, dem Tod zu entgehen.^[64] Von den Feldern

bis auf die Höfe und von den Städten bis in die Dörfer schuf der Schwarze Tod die Hölle auf Erden: faulige, verwesende Leichname, triefend von Eiter inmitten einer Stimmung aus Angst, Panik und Unglauben über das Ausmaß des Leids.

«Unsere alten Hoffnungen sind mit unseren Freunden begraben», schrieb der italienische Dichter Petrarca. Pläne und ehrgeizige Projekte,

den Osten zu entdecken und seine Schätze zu gewinnen, wurden von düsteren Gedanken überschattet. Ein einziger Trost, so Petrarca weiter, sei ihm geblieben: «Auch wir werden einmal denen folgen, denen wir den Vortritt gelassen haben. Wie kurz die Wartezeit noch sein wird, das weiß ich freilich nicht. Dies aber weiß ich: Lang kann sie nicht sein.» All die

Reichtümer des Indischen Ozeans, des Kaspischen oder Schwarzen Meeres, so Petrarca, könnten nicht wettmachen, was hinweggefegt worden sei. [65]

Bei allem Schrecken, den die Pest verbreitete, erwies sie sich doch auch als Katalysator eines sozialen und wirtschaftlichen Wandels. Dieser ging so tief,

dass er mitnichten den Tod Europas markierte, sondern im Gegenteil seine Geburtsstunde war. Der Wandel bildete eine wichtige Säule für den Aufstieg – und den Triumph – des Westens. Er vollzog sich in mehreren Stufen. Zunächst wurde die Funktionsweise der gesellschaftlichen Strukturen von oben nach unten neu ausgerichtet. Die Entvölkerung im Zuge des Schwarzen Todes

hatte den Effekt, dass die Löhne in die Höhe schnellten, weil der Wert der Arbeit gestiegen war. So viele Menschen starben, bevor die Seuche Anfang der 1350er Jahre allmählich nachließ, dass eine Quelle einen schwerwiegenden «Mangel an Dienern, Handwerkern und Arbeitern und Landarbeitern und Tagelöhnern» konstatierte. Das verschaffte denjenigen, die

sich zuvor am unteren Ende des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Spektrums befanden hatten, eine ausgezeichnete Verhandlungsposition. Manche, so heißt es, «rümpften einfach nur die Nase bei einer Beschäftigung und ließen sich kaum überreden, den hochgestellten Personen zu dienen, es sei denn zum

dreifachen Lohn». ^[66] Das war wohl keine Übertreibung: Empirische Daten belegen, dass die städtischen Löhne in den Jahrzehnten nach dem Schwarzen Tod dramatisch anstiegen. ^[67]

Die Stärkung der Bauern, Arbeiter und Frauen ging mit einer Schwächung der besitzenden Klasse einher, weil Grundbesitzer gezwungen

waren, geringere Pachten für ihre Besitztümer zu akzeptieren. Geringere Pachtzahlungen, niedrigere Belastungen und längere Pachtverträge führten zusammengekommen dazu, dass die Bauernschaft und städtischen Pächter mehr Macht und Leistungen erhielten. Diese Entwicklung wurde noch dadurch verstärkt, dass die Zinssätze in ganz

Europa im 14. und 15. Jahrhundert spürbar sanken.^[68] Da das Vermögen nunmehr gleichmäßiger in der Gesellschaft verteilt war, schnellte die Nachfrage nach Luxusgütern in die Höhe, weil immer mehr Verbraucher imstande waren, Dinge zu erwerben, die sie sich früher nie hätten leisten können.^[69] Das Kaufverhalten wurde von

weiteren demographischen Veränderungen beeinflusst, insbesondere von der Verschiebung zugunsten der jungen Arbeiter, die sich in einer idealen Ausgangsposition befanden, um die neuen Optionen, die sich ihnen boten, zu ihrem Vorteil zu nutzen. Die Nachwuchsgeneration, die ohnehin nicht zur Sparsamkeit neigte, nachdem sie dem Tod um Haaresbreite entronnen

war, wurde besser bezahlt als ihre Eltern und hatte bessere Zukunftsperspektiven.

Nunmehr schickten sie sich an, ihr Vermögen auszugeben – einen beachtlichen Teil davon etwa für neue Mode.^[70] Das regte wiederum Investitionen in die europäische Textilindustrie an. Die Betriebe stellten Stoffe in so großen Mengen her, dass sich dies

massiv auf den Handel in Alexandria auswirkte, da der Import nach Europa rapide zurückging. Europa fing sogar an zu exportieren, überflutete den Markt im Nahen und Mittleren Osten und löste dort einen schmerzlichen wirtschaftlichen Rückgang aus, der ganz im Gegensatz zur ökonomischen Entwicklung im Westen stand.^[71]

Wie aktuelle Forschungen anhand von Knochenresten auf Friedhöfen in London zeigen, führte der Anstieg des Vermögens zu einer Verbesserung der Ernährung und der allgemeinen Gesundheit. Die Londoner Bevölkerung lebte nun deutlich gesünder als noch vor Ausbruch des Schwarzen Todes – die Lebenserwartung

nahm dramatisch zu.^[72] Die wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung schritt in Europa allerdings nicht gleichmäßig voran. Am schnellsten stellte sich der Wandel im Norden und Nordwesten des Kontinents ein, nicht zuletzt weil diese Region von einem niedrigeren Entwicklungsstand als der Süden ausging. Die Interessen

der Grundbesitzer und ihrer Pächter lagen hier enger beieinander, und so kam es mit einer höheren Wahrscheinlichkeit zur Zusammenarbeit und zu Lösungen, die beiden Parteien zupasskamen.^[73] Hinzu kam, dass die Städte im Norden weniger ideologischen und politischen Ballast als viele Städte im Mittelmeerraum mit

sich führten. Ein
jahrhundertealter Regional-
und Fernhandel hatte im Süden
Institutionen wie die Gilden
geschaffen, die über den
Wettbewerb wachten und
eigens dazu dienten,
bestimmten Gruppen von
Personen Monopolstellungen
zu verschaffen. In Nordeuropa
hingegen begann gerade
deshalb ein Aufschwung, weil
der Wettbewerb nicht

eingeschränkt war. ^[74]

Darüber hinaus kristallisierten sich unterschiedliche Verhaltensmuster in verschiedenen Teilen Europas heraus. In Italien etwa neigten Frauen weniger dazu, auf den Arbeitsmarkt zu drängen; vielleicht waren sie dazu auch nicht imstande. Sie heirateten weiterhin im gleichen Alter und

hatten ebenso viele Kinder wie vor dem Ausbruch der Pest. Das stand ganz im Gegensatz zur Situation in den nördlichen Ländern, wo der Bevölkerungsschwund Frauen die Chance eröffnete, Lohnarbeiterinnen zu werden. Unter anderem hatte das zur Folge, dass das Heiratsalter der Frauen anstieg – was sich wiederum langfristig auf die Größe der Familien auswirkte.

«Eilt euch nicht zu sehr mit der Ehe», riet Anna Bijns in einem in den Niederlanden verfassten Gedicht, denn «eine Frau, die ihre Kost und Kleidung verdient, sollte sich nicht beeilen, den Stock eines Mannes zu ertragen [...]. Auch wenn ich den Bund der Ehe nicht beklage, ist ungebunden zu sein doch am besten! Glückliche Frau ohne

Mann!»^[75]

Die durch den Schwarzen Tod herbeigeführten Umbrüche schufen Grundlagen für den langfristigen Aufstieg Nordwesteuropas. Es sollte zwar einige Zeit dauern, bis die in den verschiedenen Teilen Europas unterschiedliche Entwicklung zutage trat, doch die systemische Flexibilität, die Offenheit für Wettbewerb und

das – vielleicht der wichtigste Faktor – Bewusstsein der Menschen im Norden, dass die geographischen Gegebenheiten gegen sie sprachen und dass eine strenge Arbeitsethik nötig war, um Gewinne zu erzielen, legten zusammen genommen das Fundament für den Wandel der europäischen Volkswirtschaften in der frühen Neuzeit. Wie neuere Studien immer deutlicher zeigen, liegen

die Wurzeln der industriellen Revolution im 17. Jahrhundert bereits in der *industrious revolution* oder «Fleißrevolution», wie manche Historiker es nennen, die sich nach der Pest ereignete: In dem Maße, in dem die Produktivität gesteigert wurde, wuchsen auch die Ansprüche, und das zur Verfügung stehende Vermögen nahm zusammen mit den

Möglichkeiten zu, es
auszugeben. [76]

Als die Leichen endlich
begraben waren und der
Schwarze Tod zu einer
entsetzlichen Erinnerung
verblasste (die durch zyklisch
nachfolgende Ausbrüche immer
wieder wachgerufen wurde),
machte auch Südeuropa einen
großen Wandel durch. In den
1370er Jahren versuchten die

Genuesen, sich den Umstand zunutze zu machen, dass die Seuche in Venedig besonders schrecklich gewütet hatte, und die Kontrolle über die Adria an sich zu reißen. Allerdings ging dieser Schuss nach hinten los: Es gelang Genua nicht, dem Konkurrenten einen entscheidenden Schlag zu versetzen, und mit einem Mal stellte es fest, dass die eigenen Ressourcen überdehnt und

verwundbar waren. Die Außenposten, die der Stadtstaat im Laufe von Generationen geschaffen hatte und die ihn mit dem Nahen Osten, dem Schwarzen Meer und Nordafrika verbanden, wurden einer nach dem anderen von den Rivalen kassiert. Die Verluste Genuas waren die Gewinne Venedigs.

Das von einem langjährigen Erzrivalen befreite Venedig

erfuhr nunmehr einen Aufschwung, da es den Gewürzhandel beinahe schraubstockartig im Griff hatte. Pfeffer, Ingwer, Muskatnuss und Gewürznelken wurden in immer größeren Mengen importiert, vor allem über Alexandria. Im Durchschnitt brachten venezianische Schiffe über vierhundert Tonnen Pfeffer jährlich aus Ägypten und

transportierten darüber hinaus beträchtliche Mengen aus der Levante. Ende des 15. Jahrhunderts passierten Venedig jedes Jahr knapp fünf Millionen Pfund Gewürze, die mit stattlichen Gewinnen andernorts verkauft wurden, wo man sie in der Küche, in der Medizin und der Kosmetik verwendete. ^[77]

Allem Anschein nach war

Venedig auch das
Haupteingangstor für
Pigmente, die für die Malerei
benötigt wurden. Zu diesen
häufig zusammenfassend als
oltremare de venecia
(venezianische Waren aus
Übersee) bezeichneten
Handelswaren zählten
Grünspan (buchstäblich: Grün
aus Griechenland), Zinnober,
Bockshornklee, Bleizinngelb,
Beinschwarz und ein Ersatz für

Gold, der als Purpur- oder Mosaikgold bekannt ist. Das berühmteste und charakteristischste Pigment war jedoch das dunkle Blau, das man aus dem Lapislazuli gewann, der in den Minen Zentralasiens abgebaut wurde. Das Goldene Zeitalter der europäischen Kunst – eines Fra Angelico und Piero della Francesca im 15. Jahrhundert und dann von Künstlern wie

Michelangelo, Leonardo da Vinci, Raffael und Tizian –
verdanken wir zum großen Teil
der Fähigkeit, aus Pigmenten
gewonnene Farben
einzusetzen. Ablesen lässt sich
daran einerseits, dass die
Kontakte nach Asien
ausgedehnt wurden,
andererseits aber auch, dass
das verfügbare Vermögen
zunahm, mit dem diese Dinge

bezahlt wurden. [78]

Handelsmissionen in den Osten waren so einträglich, dass die Republik sie zuvor im Rahmen von Auktionen vergab. Auf diese Weise verdiente der Stadtstaat, während die Markt-, Transport- und politischen Risiken an den erfolgreichen Bieter delegiert wurden. Wie ein Venezianer stolz erklärte, liefen aus dem Hafen der Stadt

Galeeren in alle Richtungen aus: zur Küste Afrikas, nach Beirut und Alexandria, zu den griechischen Inseln, in den Süden Frankreichs und nach Flandern. In die Stadt strömte ein derartig großer Reichtum, dass der Wert der *palazzi* in die Höhe schnellte, vor allem in den besten Lagen nahe der Rialto-Brücke und des Markusdoms. Da Baugrund selten und teuer war, wurden

beim Bau der Gebäude neue Techniken angewandt; so ersetzte man etwa die schön anzusehenden, aber ausschweifenden doppelten Eingangstreppen durch kleinere Treppenhäuser, die weniger Platz in Anspruch nahmen. Dennoch seien, so ein anderer Venezianer, selbst gewöhnliche Kaufmannshäuser üppig mit vergoldeten Decken, Marmortreppen, Balkonen und

Fenstern mit dem besten Glas aus dem benachbarten Murano ausgestattet. Venedig war die Drehscheibe par excellence für den europäischen, afrikanischen und asiatischen Handel – und verfügte über die nötigen Insignien, um das auch zu zeigen. [79]

Nicht nur Venedig erlebte eine Blütezeit. Das Gleiche galt für die Städte entlang der

dalmatinischen Küste, die bei aus- und eingehenden Handelsreisen als Zwischenhalt dienten. Ragusa, das heutige Dubrovnik, erfreute sich im 14. und 15. Jahrhundert eines außergewöhnlichen Wohlstands. Das verfügbare Vermögen vervierfachte sich von 1300 bis 1450, sodass eine Obergrenze für die Aussteuer eingeführt wurde, um den raschen Anstieg der Zahlungen

zu beenden; die Stadt schwamm nur so im Geld. Bald wurden Maßnahmen getroffen, um die Sklaverei teilweise abzuschaffen: In Zeiten eines derartigen Überflusses schien es falsch, Mitmenschen als Leibeigene zu halten und sie nicht für ihre Arbeit zu bezahlen.^[80] Genau wie Venedig baute auch Ragusa eifrig sein Handelsnetz aus und

knüpfte enge Kontakte nach Spanien, Italien, Bulgarien und sogar Indien, wo in Goa um die Kirche des Heiligen Blasius, des Schutzheiligen Ragusas, eine Kolonie gegründet wurde. ^[81]

Viele Teile Asiens erlebten ein vergleichbares Wachstum, und auch die Ambitionen nahmen zu. Die Wirtschaft boomte etwa in Südindien; der Handel mit

China, dem Persischen Golf und anderen Regionen wuchs. Es entstanden Gilden, um Sicherheit und Qualität zu gewährleisten, aber auch um ein Monopol zu schaffen, das verhinderte, dass sich lokale Wettbewerber einmischten. Sie konzentrierten Geld und Einfluss in den Händen einer sich selbst rekrutierenden Gruppe, die an der Malabar-Küste und in Sri Lanka eine

dominierende Stellung innehatte.^[82] Nach diesem System wurden Handelsbeziehungen formalisiert, um sicherzustellen, dass Transaktionen effizient und korrekt durchgeführt wurden. Laut einer Schilderung des chinesischen Reisenden Ma Huan zu Beginn des 15. Jahrhunderts wurden die

Preise zwischen Käufer und Verkäufer von einem Makler festgelegt; sämtliche Steuern und Abgaben mussten im Voraus bezahlt werden, bevor die Waren freigegeben und verschifft wurden. Das ermöglichte langfristige Handelsperspektiven: «Die Menschen dort sind sehr aufrichtig und vertrauenswürdig», fügte Ma

Huan hinzu. [83]

Das galt zumindest in der Theorie. Tatsächlich operierten die Städte an der Südküste Indiens nicht in einem Vakuum und führten untereinander einen harten Konkurrenzkampf. Cochin stieg im 15. Jahrhundert zu einem Rivalen Calicuts auf, nachdem es der Stadt durch ein aggressiv konkurrenzfähiges

Abgabensystem gelungen war, einen beträchtlichen Teil des Handels an sich zu ziehen. Aus Sicht der Chinesen entwickelte sich daraus eine Art Aufwärtsspirale. Mit großen Seeexpeditionen unter Führung des berühmten Admirals Zheng He, eines muslimischen Eunuchen, bemühte sich China, seine Seemacht zu demonstrieren, den eigenen Einfluss zu

behaupten und sich Zugang zu den Fernhandelsrouten bis tief in den Indischen Ozean, den Persischen Golf und das Rote Meer zu verschaffen. Mehrere Reisen dienten eigens dazu, Kontakte zu dem Herrscher Cochins zu knüpfen. [84]

Diese Missionen gehörten zu den immer ehrgeizigeren Maßnahmen der Ming-Dynastie, die Mitte des 14. Jahrhunderts

die mongolischen Yuan-Herrscher abgelöst hatte. Reichliche Mittel flossen in die Infrastruktur für die Versorgung und Verteidigung der Stadt Peking. Beträchtliche Ressourcen wurden aufgewandt, um die Grenze zu den Steppen zu sichern und einem aufstrebenden Korea in der Mandschurei die Stirn zu bieten. Gleichzeitig wurde die militärische Präsenz im Süden

aufgestockt. Letzteres hatte zur Folge, dass regelmäßig Delegationen aus Kambodscha und Siam eintrafen, die in beträchtlichen Mengen lokale Spezialitäten und Luxusgüter als Gegenleistung für das Versprechen des Friedens mitbrachten. Im Jahr 1387 etwa schickte das Königreich Siam fünfzehntausend Pfund an Pfeffer und Sandelholz; zwei Jahre danach die zehnfache

Menge an Pfeffer, Sandelholz und Weihrauch. [85]

Eine derartige Erweiterung des Horizonts hatte jedoch seinen Preis. Zheng Hes erste Expedition umfasste sechzig große Schiffe, mehrere hundert kleinere Fahrzeuge und fast dreißigtausend Seeleute. Das bedeutete einen erheblichen Aufwand an Lohnzahlungen, Ausrüstung und Geschenken,

die man dem Admiral zu diplomatischen Zwecken mit auf den Weg gab. Diese und andere Initiativen wurden bezahlt, indem zum einen die Herstellung von Papiergeld, zum anderen die Förderquoten in den Minen erhöht wurden; Letzteres führte zu einer Verdreifachung der Einkünfte aus diesem Sektor binnen etwas mehr als einem Jahrzehnt

nach 1390.^[86] Auch
Verbesserungen in der
Landwirtschaft und beim
Eintreiben der Steuern
steigerten die Einnahmen der
Zentralregierung, zudem
regten sie die Schaffung einer
Art «Kommandowirtschaft» an.
[87]

Chinas Schicksal wurde von
Entwicklungen in Zentralasien
begünstigt, wo ein Kriegsherr

von unbekannter Herkunft zu der wohl berühmtesten Figur des späten Mittelalters aufstieg: Timurs – oder auch Tamerlans – Errungenschaften wurden in britischen Theaterstücken gefeiert, seine wilde, aggressive Haltung wurde zu einem Bestandteil des modernen indischen Bewusstseins. Timur schmiedete in den 1360er Jahren aus den mongolischen

Ländereien ein Großreich, das sich von Kleinasien bis zum Himalaya erstreckte. Dabei leitete er ein ehrgeiziges Programm für den Bau von Moscheen und königlichen Palästen im ganzen Reich ein, in Städten wie Samarkand, Herat und Mashhad. Zimmerleute, Maler, Weber, Schneider, Kunstschmiede – kurzum «Meister aller erdenkbaren Künste», wie ein

Zeitgenosse schrieb – wurden aus dem geplünderten Damaskus deportiert, um Städte im Osten zu verschönern. Der Bericht eines Gesandten, den der König von Spanien an den Hof Timurs schickte, zeigt anschaulich den Umfang der Bauarbeiten und den ornamentalen Reichtum der neuen Gebäude. Der Palast Aq Saray in der Nähe von Samarkand besaß ein Tor, das

«reich mit Gold und Kacheln in sehr schöner künstlerischer Arbeit verziert» war, während der Empfangssaal «mit Gold und Blau bemalte und mit Kacheln verzierte» Wände hatte, außerdem «eine völlig vergoldete Decke». Nicht einmal die berühmten Handwerker von Paris seien imstande, eine so feine Handwerkskunst zu schaffen.

[88] Das aber war noch gar nichts im Vergleich zu Samarkand selbst und Timurs Hof, in dem goldene Bäume standen, deren Stämme «so dick wie wohl das Bein eines Mannes» waren. Unter den goldenen Blättern hingen Früchte, die sich bei genauerem Hinsehen als Rubine, Smaragde, Türkise und Saphire sowie große,

vollkommen runde Perlen
entpuppten. [89]

Timur scheute sich nicht, das
Geld auszugeben, das er den
unterworfenen Völkern
abpresste. Er erwarb
Seidenstoffe aus China, «die
schönsten, die auf der ganzen
Welt hergestellt werden»,
sowie Moschus, Rubine,
Diamanten, Rhabarber und
Gewürze. Karawanen mit

achthundert Kamelen brachten Handelswaren nach Samarkand. Im Gegensatz zu anderen Völkern – wie den Bewohnern Delhis, die zu Hunderttausenden nach der Eroberung der Stadt hingerichtet wurden – profitierten die Chinesen von Timur. [90]

Es sah jedoch ganz danach aus, als seien sie die nächsten

Opfer. Einer Schilderung zufolge dachte Timur einige Zeit über seine Anfänge nach und kam zu dem Schluss, dass er für «Akte wie Plünderung, Gefangennahmen und Massaker» Buße tun musste. Er meinte, dass er dies am besten mit einem «Heiligen Krieg gegen die Ungläubigen» tat, auf dass «gemäß dem Spruch <Gute Taten löschen schlechte Taten aus> diese Sünden und

Verbrechen womöglich vergeben würden». Timur brach die Beziehungen zum Hof der Ming-Herrscher ab und schickte sich gerade an, China anzugreifen – als er im Jahr 1405 starb.^[91]

Nicht lange danach kam es zu ersten Unruhen. In den persischen Provinzen gab es Separationsbestrebungen und Aufstände, während sich Timurs

Erben verzweifelt bemühten, sein Reich unter ihre Kontrolle zu bringen. Tiefgreifendere Schwierigkeiten bereitete eine globale Finanzkrise im 15. Jahrhundert, die Europa und Asien gleichermaßen betraf. Ausgelöst wurde die Krise durch eine Reihe von Faktoren, die uns sechshundert Jahre später sehr vertraut vorkommt: übersättigte Märkte, Abwertungen von Währungen

und eine unausgeglichene Zahlungsbilanz, die außer Kontrolle geriet. Selbst bei der wachsenden Nachfrage nach Seide und anderen Luxusartikeln gab es nur eine bestimmte Menge, die aufgenommen werden konnte. Es ging nicht darum, dass der Durst gestillt gewesen wäre oder sich der Geschmack geändert hätte, das Problem war, dass der Austausch aus

dem Ruder lief: Vor allem hatte Europa kaum etwas zu bieten für Stoffe, Porzellan und Gewürze, die so teuer bezahlt wurden. Da China de facto mehr herstellte, als es im Ausland verkaufen konnte, waren die Folgen absehbar, sobald die Fähigkeit, weiterhin Waren zu kaufen, abnahm. Das Ergebnis war ein «Hunger nach Edelmetall», wie man es häufig

nannte.^[92] Heute würden wir von einer Kreditkrise sprechen.

In China wurden Regierungsbeamte nicht gut bezahlt, was regelmäßig zu Korruptionsskandalen und Ineffizienz führte. Hinzu kam: Selbst wenn die Steuerzahler ordnungsgemäß und gerecht eingeschätzt wurden, konnten sie mit dem Überschwang einer Regierung nicht Schritt halten,

die es darauf anlegte, gewaltige Summen auszugeben, unter der Annahme, dass die Einkünfte unaufhaltsam steigen würden. In den 1420er Jahren hatten einige der reichsten Regionen Chinas Mühe, ihren Verpflichtungen nachzukommen.^[93] Die Blase musste früher oder später platzen, und im ersten Viertel des 15. Jahrhunderts war es so

weit. Die Ming-Kaiser beeilten sich, die Ausgaben zu verringern. Sie ließen sich bei den Verbesserungen für Peking Zeit, setzten die kostspieligen Seeexpeditionen und Projekte wie den Großen Kanal aus, der auf dem Höhepunkt Zehn-, wenn nicht Hunderttausende von Menschen beschäftigt hatte. Über den Kanal sollte die Hauptstadt mit Hangzhou

verbunden werden. [94]

In Europa, wo uns mehr Daten vorliegen, unternahm man gezielte Anstrengungen, den Rückgang der Wirtschaft durch eine Abwertung der Münzen zu bekämpfen – wobei der Zusammenhang zwischen dem Mangel an Edelmetallen, dem Horten von Geld und der Steuerpolitik überaus komplex ist. [95] Es liegt jedoch auf der

Hand, dass der weltweite Geldvorrat von Korea bis Japan, von Vietnam bis Java, von Indien bis zum Osmanischen Reich, von Nordafrika bis Europa zur Neige ging.

Kaufleute auf der Malaiischen Halbinsel nahmen die Angelegenheit selbst in die Hand und prägten eine seltsame neue Währung aus Zinn, das vor Ort reichlich vorhanden war. Vereinfacht

ausgedrückt: Der Vorrat an Edelmetall, der eine gemeinsame Währung ermöglicht hatte, die das eine Ende der bekannten Welt mit dem anderen verband – wenn auch nicht immer in standardisierten Einheiten, Gewichten und Reinheitsgraden –, brach zusammen und fiel aus. Es gab schlicht nicht genügend Geld,

um es zirkulieren zu lassen. [96]

Diese Schwierigkeiten wurden durch einen Klimawandel noch verschärft. Hungersnöte, außergewöhnliche

Dürreperioden, gepaart mit zerstörerischen

Überschwemmungen in China zeigten eindrucksvoll, welche

Wirkung Umweltfaktoren auf das Wirtschaftswachstum haben

können. Der Schwefelgehalt in Eisbohrkernen aus der nördlichen und südlichen Hemisphäre lässt darauf schließen, dass das 15. Jahrhundert eine Phase verbreiteter vulkanischer Aktivität war. Diese führte zu einer globalen Abkühlung, mit Dominoeffekten in der ganzen Steppenregion, wo ein erbitterter Wettbewerb um Lebensmittel- und

Wasservorräte eine Zeit der Umsiedelungen ankündigte, insbesondere in den 1440er Jahren. Unter dem Strich kann man in dieser Periode von Stagnation, großer Not und einem brutalen Überlebenskampf ausgehen.

[97]

Die Auswirkungen waren vom Mittelmeer bis zum Pazifik zu spüren und schürten einen wachsenden Unmut über das,

was in der Welt passierte. Der Aufstieg von Timurs Reich hatte in Europa keine große Panik ausgelöst, der Aufstieg der Osmanen jedoch machte mit Sicherheit vielen Angst. Das Osmanische Reich hatte Ende des 14. Jahrhunderts den Bosphorus überschritten, den Byzantinern, Bulgaren und Serben vernichtende Niederlagen beigebracht und sich dann in Thrakien und auf

dem Balkan breitgemacht.
Konstantinopel hing am
seidenen Faden – eine
christliche Insel inmitten
muslimischer Territorien.
Flehende Bitten um militärische
Unterstützung blieben
unbeantwortet, die Stadt war
gefährlich exponiert. Im Jahr
1453 fiel die Reichshauptstadt;
die Eroberung einer der
größten christlichen Städte war
ein Triumph für den Islam, der

einmal mehr auf dem Vormarsch war. Schilderungen zufolge weinten die Männer in Rom und schlugen sich gegen die Brust, als die Nachricht eintraf. Der Papst betete für die in der Stadt eingeschlossenen Menschen. Europa hatte zu wenig unternommen, als es darauf ankam – nun war es zu spät.

Das Schicksal Konstantinopels gab auch in

Russland Anlass zu großer Besorgnis, wo man die Eroberung als ein Vorzeichen verstand, das weniger auf den muslimischen Wiederaufstieg als auf das bevorstehende Ende der Welt hindeutete. Es gab alte orthodoxe Prophezeiungen, denen zufolge Jesus zu Beginn des achten Jahrtausends wiederkommen und über dem Jüngsten Gericht thronen werde; nun schien es,

als würden sie sich in Kürze erfüllen. Die Kräfte des Bösen waren entfesselt worden und hatten der christlichen Welt einen vernichtenden Schlag versetzt. Der hohe Klerus war derart von der drohenden Apokalypse überzeugt, dass ein Priester nach Westeuropa geschickt wurde, um in Erfahrung zu bringen, an welchem Tag genau sie stattfinden sollte. Manche

erachteten es als sinnlos, das Datum für Ostern und andere bewegliche Feiertage in der Zukunft zu berechnen, mit der Begründung, dass das Zeitenende ohnehin nahe sei. Auf der Grundlage des byzantinischen Kalenders, der in Russland verwendet wurde, schien der Zeitpunkt ganz klar. Ging man davon aus, dass die Welt 5508 Jahre vor Christi Geburt geschaffen wurde, so

würde sie am 1. September
1492 enden. [98]

Auch am anderen Ende
Europas teilten manche die
Überzeugung, dass das Jüngste
Gericht bald kommen werde. In
Spanien richtete sich die
Aufmerksamkeit auf Muslime
und Juden, und das zu einer
Zeit zunehmender religiöser
und kultureller Intoleranz.
Erstere wurden mit

Waffengewalt aus Andalusien vertrieben; Letztere mussten sich entscheiden, ob sie zum Christentum übertreten, Spanien verlassen oder in den Tod gehen wollten. In dem verzweifelten Versuch, ihr Hab und Gut aufzulösen, kam es zu Notverkäufen, bei denen Anleger ein Vermögen verdienten. Ganze Weinberge wechselten für ein paar Hosen den Besitzer, Grundstücke und

noble Villen wurden für einen
Apfel und ein Ei verschleudert.

[99]

Viele Juden entschlossen sich,
nach Konstantinopel zu gehen.
Sie wurden von den neuen
muslimischen Stadtherren
willkommen geheißen. «Ihr
nennt Ferdinand einen klugen
Herrscher», rief Bajesid II.
angeblich aus, als er die Juden
1492 in der Stadt begrüßte,
obwohl er «sein eigenes Land

verarmen lässt, um meines zu bereichern». ^[100] Die neuen Siedler erhielten gesetzlichen Schutz und Rechte sowie in vielen Fällen auch Unterstützung, um ein neues Leben im fremden Land aufzubauen. Diese Toleranz war ein Wahrzeichen einer Gesellschaft, die selbstbewusst und sich der eigenen Identität sicher war – was sich von der

christlichen Welt nicht gerade behaupten ließ, wo Scheinheiligkeit und religiöser Fundamentalismus rasch zu Erkennungsmerkmalen wurden.

Einer der Männer, die über die Zukunft des Glaubens nachdachten, war Christóbal Colón. Obwohl nach seinen eigenen Berechnungen noch hundertfünfundfünfzig Jahre bis zur Wiederkehr des Herrn

blieben, war Colón empört darüber, dass die «Gläubigen» in religiösen Dingen kaum mehr als Lippenbekenntnisse von sich gaben. Vor allem bestürzte ihn, dass sich Europa so wenig um Jerusalem scherte. Mit einem Eifer, der an Besessenheit grenzte, entwarf er Pläne für einen neuen Feldzug, um die Heilige Stadt zu befreien, während er gleichzeitig eine zweite fixe

Idee verfolgte, die mit den Edelmetallen, Gewürzen und Edelsteinen zu hatte, die in Asien so reichlich vorkamen und günstig zu bekommen waren.^[101] Wenn es einen Weg gab, leichter an diese heranzukommen, so meinte er, könnte man damit ohne weiteres eine große Expedition zur Befreiung Jerusalems finanzieren.^[102] Das Problem

war, dass er, da er auf der Iberischen Halbinsel wohnte, am falschen Ende des Mittelmeers lebte und seine großartige Idee folglich kaum mehr als Wunschdenken war.

[103]

Vielleicht, aber nur vielleicht, bestand jedoch Hoffnung. Immerhin gab es Astrologen und Kartographen wie Paolo Toscanelli in Florenz, die behaupteten, dass sich eine

Route nach Asien finden lasse,
indem man vom Rand Europas
aus nach Westen segelte. Nach
einer gigantischen
Anstrengung, andere von
seiner Idee zu überzeugen, die
man auch als leichtsinnig und
dumm hätte bezeichnen
können, wurde Christóbal
Colóns Vision immer konkreter.
Begrüßungsschreiben wurden
verfasst, die an den Großkhan
adressiert waren – mit einer

Leerstelle, die gefüllt werden sollte, sobald man seinen genauen Namen in Erfahrung gebracht hatte; er sollte bei der Rückeroberung Jerusalems ein Verbündeter sein. Dolmetscher wurden angeworben, um mit dem mongolischen Führer und seinen Repräsentanten kommunizieren zu können. Spezialisten wurden angestellt, die Hebräisch, Chaldäisch (mit dem Aramäischen verwandt,

das Jesus und seine Jünger gesprochen hatten) und schließlich Arabisch sprachen, jene Sprache, die man für die nützlichste im Austausch mit dem Khan und seinem Hof hielt. Wie eine Historikerin anmerkt, hatte die nun aufkommende antimuslimische Stimmung in Europa eine paradoxe Folge: Während über Arabisch die Nase gerümpft und es in der Alten Welt sogar gesetzlich

verboten wurde, galt die Sprache doch zugleich als geeignetes Mittel der Kommunikation, als Westeuropa sich endlich mit dem Fernen Osten in Verbindung setzte. [104]

Drei Schiffe liefen am 3. August 1492 von Palos de Frontera in Südspanien aus, nicht einmal einen Monat bevor in Russland das Ende der Welt

erwartet wurde. Als sich die Segel im Wind blähten und die Schiffe ins Ungewisse fuhren, ahnte Colón – besser bekannt als Christoph Kolumbus – nicht, dass sein Unternehmen weitreichende Folgen haben würde: Er war im Begriff, das Gravitationszentrum Europas von Ost nach West zu verlagern.

Als fünf Jahre später eine zweite kleine Flotte unter dem

Kommando Vasco da Gamas von Lissabon aus zu einer weiteren langen Entdeckungsreise in See stach, die Südspitze Afrikas umrundete und in den Indischen Ozean vorstieß, da hatten die letzten Puzzlesteine, die den Wandel Europas besiegeln sollten, ihren Platz gefunden. Auf einen Schlag war der Kontinent nicht länger die Endstation, der Endpunkt einer Reihe von Seidenstraßen; er

stand kurz davor, das neue
Zentrum der Welt zu werden.

Elftes Kapitel

Wo das Gold lockt - die Eroberung der Neuen Welt

Die Welt veränderte sich am Ende des 15. Jahrhunderts. Es kam jedoch nicht zum Weltuntergang, dem Ende aller Zeiten, wie Kolumbus und

andere gefürchtet hatten. Eine Reihe von Expeditionen, die von Spanien und Portugal ausgingen, verband zum ersten Mal Amerika mit Afrika und Europa und letztlich mit Asien. Dabei wurden neue Handelsrouten erschlossen, die in manchen Fällen bestehende Netzwerke ausdehnten, in anderen diese ablösten. Ideen, Waren und Menschen zirkulierten weiter und

schneller als je zuvor in der Geschichte der Menschheit – noch dazu in weit größeren Mengen.

Die Morgendämmerung rückte Europa in den Mittelpunkt, hüllte es in goldenes Licht und bescherte ihm gleich mehrere Goldene Zeitalter hintereinander. Den neu entdeckten Regionen brachte Europas Aufstieg jedoch unermessliches Leid.

Die prächtigen Kathedralen, die herrliche Kunst und der steigende Lebensstandard seit dem 16. Jahrhundert kosteten ihren Preis. Bezahlt wurde er von den Bevölkerungen, die jenseits der Meere lebten: Die Europäer waren nicht nur imstande, die Welt zu entdecken, sondern auch sie zu beherrschen. Das gelang ihnen dank unablässiger Fortschritte in der Militär- und

Schiffahrtstechnik, die einen unangreifbaren Vorteil gegenüber den Bevölkerungen verschafften, mit denen sie in Berührung kamen. Das Zeitalter der Weltreiche und der Aufstieg des Westens stützten sich auf die Fähigkeit, massiv Gewalt einzusetzen. Die Aufklärung und das Zeitalter der Vernunft, der Fortschritt hin zu Demokratie, bürgerlichen Freiheiten und

Menschenrechten, lagen keineswegs auf einer unsichtbaren Kette, die bis zur *polis* des antiken Athen oder zu einem Naturzustand in Europa zurückreichte; sie waren die Früchte des politischen, militärischen und wirtschaftlichen Erfolgs auf fernen Kontinenten.

Als Kolumbus im Jahr 1492 die Segel setzte und ins Ungewisse fuhr, hätte das wohl

niemand für möglich gehalten.
Liest man im 21. Jahrhundert
sein Bordbuch, so spürt man
immer noch Aufregung und
Angst, Optimismus und Sorge.
So sicher er war, den Großkhan
zu finden – und dass dieser bei
der Befreiung Jerusalems
mithelfen würde –, bestand
doch die Gefahr, dass die Reise
mit einer Katastrophe und dem
Tod enden würde. Er fahre
«nach dem Orient», schrieb er,

aber nicht «wie gewöhnlich [...], sondern auf einem Wege westwärts, den bis zu diesem Tage kein Mensch genommen hat». [1]

Es gab dennoch einen Vorläufer für dieses ehrgeizige Unterfangen. Kolumbus und seine Mannschaften waren Teil einer langen Phase von Erkundungen, die den christlichen Mächten auf der

Iberischen Halbinsel neue Teile der Welt in Afrika und im östlichen Atlantik eröffneten. Nicht zuletzt wurden diese Reisen von dem Bestreben getrieben, sich Zugang zu den Goldmärkten Westafrikas zu verschaffen. Der dortige Reichtum an Bodenschätzen war der Stoff von Legenden. Es handelte sich um eine Region, die frühe muslimische Schriftsteller schlicht als «das

Land des Goldes»
bezeichneten. Manche
behaupteten gar, dass dort
«das Gold so wie Karotten im
Sand wächst und bei
Sonnenaufgang geerntet wird». Andere glaubten, das Wasser habe magische Eigenschaften und lasse in der Dunkelheit Goldkörner wachsen.^[2] Der Ausstoß an Gold war reichlich, und er hatte gewaltige

wirtschaftliche Auswirkungen:
Chemische Analysen belegen,
dass die berühmten feinen
Münzen aus dem muslimischen
Ägypten aus westafrikanischem
Gold hergestellt wurden, das
man über Handelsrouten quer
durch die Sahara eingeführt
hatte. [3]

Dieser kommerzielle
Austausch wurde seit der
Spätantike größtenteils von

Wangara-Händlern kontrolliert.

[4] Die Stammesmitglieder malischer Herkunft spielten mehr oder weniger die gleiche Rolle wie die sogdischen Händler in Asien, indem sie unwegsames Gelände durchquerten und entlang der gefährlichen Routen durch die Wüste Stationen errichteten, die es ihnen ermöglichten, über lange Strecken Handel zu

treiben. Der Handelsverkehr brachte ein Netzwerk aus Oasen und Handelsstützpunkten hervor und begünstigte auf längere Sicht die Entwicklung blühender Städte wie Djenné, Gao und Timbuktu, die Königspaläste und prächtige Moscheen besaßen, die von beeindruckenden Mauern aus gebrannten Ziegeln geschützt

wurden. [5]

Im frühen 14. Jahrhundert war vor allem Timbuktu nicht nur ein wichtiges Handelszentrum, sondern eine Drehscheibe für Wissenschaftler, Musiker, Künstler und Studenten, die sich um die Moscheen Sankoré, Djinguereber und Sidi Yahya versammelten – Zentren der Gelehrsamkeit und Heimat

unzähliger Manuskripte, die man aus ganz Afrika zusammengetragen hatte.^[6] Es ist kein Wunder, dass die Region selbst Menschen in Tausenden Kilometern Entfernung auf sich aufmerksam machte. Den Bewohnern Kairos verschlug es die Sprache, als Mansa Musa – oder Musa, König der Könige des Reiches Mali, «ein frommer

und gerechter Mann», wie man ihn noch nie zuvor gesehen hatte – im 14. Jahrhundert auf seiner Pilgerfahrt nach Mekka die Stadt durchquerte, in Begleitung eines gewaltigen Gefolges, das Unmengen an Gold trug, um es als Geschenk zu überreichen. Während seines Besuchs in der Stadt wurde auf den Märkten so viel ausgegeben, dass angeblich im ganzen Mittelmeerraum und im

Nahen Osten eine kleine Depression ausgelöst wurde, weil offenbar der Goldpreis unter dem Druck des enormen Zustroms an neuem Kapital nachgab.^[7]

Schriftsteller und Reisende aus fernen Ländern machten es sich zur Aufgabe, den Stammbaum der malischen Könige sorgfältig aufzuzeichnen und die Etikette

am Hof von Timbuktu zu dokumentieren. Der berühmte Reisende Ibn Battuta etwa machte sich auf den Weg quer durch die Sahara, um die Stadt und seine Majestät Mansa Musa mit eigenen Augen zu sehen. Der Herrscher pflegte den Palast mit einer goldenen Kopfbedeckung und einer Tunika aus feinstem rotem Tuch zu verlassen, hinter Musikern, die Instrumente mit goldenen

und silbernen Saiten spielten. Dann begab er sich in einen üppig geschmückten Pavillon – mit einem goldenen Vogel von der Größe eines Falken auf der Spitze –, um sich die Neuigkeiten des Tages aus dem ganzen Reich anzuhören. Bei dem erstaunlichen Reichtum, den der König besaß, fiel es Ibn Battuta schwer, seine Enttäuschung darüber zu verbergen, dass Mansa Musa

nicht großzügiger Geschenke
verteilte – zumindest an ihn.

«Der Sultan von Mali [...] ist ein
ausgesprochener Geizhals»,
schrieb Battuta, man dürfe
keine Geschenke von ihm
erwarten. ^[8]

Das Interesse des
christlichen Europas war auch
von Erzählungen über die
legendären Schätze geweckt
worden, die dem Gold, das in

Ägypten und entlang der nordafrikanischen Küste in Städten wie Tunis, Ceuta und Bougie gehandelt wurde, auf dem Fuße folgten. Seit Jahrhunderten waren diese Städte die Heimat von Händlerkolonien aus Pisa, Amalfi und vor allem Genua, dem wichtigsten Kanal für afrikanisches Gold in den Mittelmeerraum. ^[9] Trotz

dieser Handelskontakte wusste man in Europa kaum etwas darüber, wie das Gold in die Küstenstädte gelangte, oder über die komplexen Netzwerke, die Elfenbein, Bergkristall, Tierhäute und Schildpatt von so fernen Orten wie dem Limpopo die Swahili-Küste entlang und bis ins Landesinnere Afrikas oder zum Roten Meer, Persischen Golf und Indischen Ozean beförderten. Aus der

Sicht Europas war die Sahara eine Decke, die den Rest des Kontinents im Dunkel verhüllte: Kein Mensch konnte wissen, was sich jenseits des schmalen fruchtbaren Küstenstreifens von Nordafrika abspielte. ^[10]

Andererseits war man sich sicher, dass das Land jenseits der Wüste große Schätze barg. Das veranschaulicht trefflich der berühmte Katalanische

Weltatlas, eine Sammlung von Karten, die Peter IV. von Aragon Ende des 14. Jahrhunderts in Auftrag gegeben hatte. Zu sehen ist dort ein dunkelhäutiger Herrscher, für gewöhnlich als Mansa Musa identifiziert, der nach westlicher Art gekleidet ist und ein riesiges Goldnugget in der Hand hält; daneben eine Notiz, die das Ausmaß seines Reichtums beschreibt: «Er ist

der reichste König [...], der berühmteste Herr des ganzen Landes wegen der Menge des Goldes, das man in seinem Land findet.»^[11]

Lange Zeit strebte man vergeblich nach einem direkten Zugang zu dem Gold und den Schätzen Westafrikas. Die zerklüftete Küste des heutigen südlichen Marokkos und Mauretaniens war wenig

gewinnversprechend.

Außerdem schien es sinnlos, Hunderte von Kilometern an der unwirtlichen und unbewohnten Wüste vorbei nach Süden ins Ungewisse zu segeln. Im Laufe des 15. Jahrhunderts öffnete sich dann nach und nach das Tor zu dieser Welt.

Expeditionen in den östlichen Atlantik und entlang der

afrikanischen Küste hatten zur Entdeckung einer Reihe von Inselgruppen geführt, darunter die Kanarischen Inseln, Madeira und die Azoren.

Abgesehen davon, dass damit die Wahrscheinlichkeit weiterer Entdeckungen zunahm, wurden sie selbst zu einträglichen Oasen dank ihres Klimas und der reichen Böden, die für Produkte wie Zuckerrohr ideal waren. Schon bald wurde

Zucker nicht nur nach Bristol und Flandern, sondern bis zum Schwarzen Meer exportiert. Als Kolumbus in See stach, produzierte alleine Madeira rund eintausendfünfhundert Tonnen Zucker jährlich – allerdings auf Kosten eines frühneuzeitlichen «Ökozids», wie ein neuerer Forscher es nannte, weil Wälder gerodet wurden und nicht heimische Tierarten wie Kaninchen und

Ratten sich so stark vermehrten, dass man anfang, sie als eine von Gott gesandte Plage zu betrachten. ^[12]

Zwar liebäugelten die ehrgeizigen Herrscher Kastiliens, die ihre Macht auf dem größten Teil der Iberischen Halbinsel schrittweise festigten, mit einer Expansion in diese Neue Welt, doch waren es die Portugiesen,

die letztlich die Initiative
übernahmen.^[13] Seit dem
13. Jahrhundert hatte Portugal
engagiert
Handelsverbindungen
geknüpft, um Nord- und
Südeuropa mit den Märkten
Afrikas zu verbinden. Schon
unter der Herrschaft von König
Dionysius (1279–1325) wurden
regelmäßig Frachtschiffe «nach
Flandern, England, in die

Normandie, nach Britannien und La Rochelle» sowie nach «Sevilla und in andere Teile» des Mittelmeers geschickt – gefüllt mit Waren aus dem muslimischen Nordafrika und anderen Regionen. ^[14]

Als sich Portugal immer höhere Ziele steckte, wuchs auch seine Macht. Zunächst wurde Genua aus dem Goldhandel verdrängt; dann, im

Jahr 1415, wurde nach jahrelanger Vorbereitung Ceuta erobert, eine muslimische Stadt an der nordafrikanischen Küste. Das war kaum mehr als eine Absichtserklärung, denn der Ort hatte nur einen begrenzten strategischen oder wirtschaftlichen Wert. Schließlich erwies sich das ganze Unternehmen allenfalls als kontraproduktiv, weil es

untragbare Kosten verursachte, bewährte Handelskontakte in Frage stellte und man sich die einheimische Bevölkerung zum Feind machte, dank so plumper Gesten wie das Feiern einer Messe in der großen Moschee der Stadt, die man kurzerhand in eine christliche Kirche umgewandelt hatte. ^[15]

Diese kriegerische Haltung war Teil einer allgemeinen

Feindseligkeit gegenüber dem Islam, die damals auf der ganzen Iberischen Halbinsel zunahm. Als Heinrich der Seefahrer, der Sohn des Königs von Portugal, im Jahr 1454 dem Papst schrieb und um das Monopol auf die Schifffahrt im Atlantik bat, gab er an, es sei sein Ziel, zu den *indos* also «Indern» zu gelangen, «die, wie es heißt, den Namen Christi verehren, sodass wir sie

überreden [...] können, den Christen gegen die Sarazenen zu Hilfe zu kommen». ^[16]

Solche hochtrabenden Ambitionen erzählten nicht die ganze Geschichte. In den Bittgesuchen, die die portugiesische Expansion legitimieren sollten, ging es nicht nur darum, einen Schlag gegen die islamische Welt zu führen, sondern ebenso sehr

darum, das Aufkommen europäischer Konkurrenten zu verhindern. Die große Chance kam für Portugal nicht deshalb, weil es Streit mit muslimischen Händlern provozierte und traditionelle Märkte störte, sondern weil es neue Märkte erschloss. Von entscheidender Bedeutung waren die Inselgruppen im Ostatlantik, die die Erkundungsreisen erleichterten, da sie Häfen

boten, in denen man Proviant und frisches Wasser aufnehmen konnte. Auf diese Weise war es den Schiffen möglich, sich mit geringerem Risiko weiter von ihrer Heimat zu entfernen.

Ab Mitte des 15. Jahrhunderts wurden Kolonien gegründet, um den Einflussbereich Portugals zu erweitern und die Kontrolle über die wichtigsten Seewege zu erlangen. Die Insel Arguin,

unmittelbar vor der Westküste des heutigen Mauretaniens gelegen, und danach São Jorge da Mina an der Atlantikküste des heutigen Ghana wurden zu Festungen ausgebaut, die über große Lagerkapazitäten verfügten.^[17] Mit ihrer Hilfe sollten die Importe genau katalogisiert werden. Für die portugiesische Krone war das sehr wichtig, weil sie darauf

bestand, dass der Handel mit Afrika seit Beginn des 15. Jahrhunderts ein Monopol des Königs sei. ^[18] Es wurde festgelegt, wie jeder neue Posten auf dem expandierenden portugiesischen Netz der Seewege verwaltet werden sollte. Als neue Entdeckungen folgten, wie die Kapverdischen Inseln in den 1450er Jahren,

existierte bereits ein bewährtes Muster, das man einfach übernehmen konnte. ^[19]

Die Kastilier blieben unterdessen nicht untätig; sie bemühten sich, den portugiesischen Einfluss auf die neu gegründeten Posten entlang der Kette in Richtung Süden zu schwächen, indem sie direkte Gewalt gegen Schiffe ihres Rivalen einsetzten. Die

Spannungen wurden im Jahr 1479 durch den Vertrag von Alcáçovas gelöst, der Kastilien die Kontrolle über die Kanarischen Inseln, Portugal dagegen die Autorität über die anderen Inselgruppen sowie die Kontrolle über den Handel mit Westafrika zusprach. [20]

Es waren jedoch weder die hohe Politik noch päpstliche Gunsterweise oder der

königliche Wettstreit um Territorien, die das Tor zu Afrika aufstießen und das Schicksal Westeuropas bestimmten. Der eigentliche Durchbruch stellte sich ein, als die Kapitäne erkannten, dass es neben dem Handel mit Öl und Tierhäuten und der Suche nach Gelegenheiten zum Golderwerb einfachere und bessere Optionen gab. Wie sich schon so oft in der Geschichte

Europas gezeigt hatte, konnte man am leichtesten durch den Handel mit Menschen Geld verdienen.

Der afrikanische Sklavenhandel explodierte im 15. Jahrhundert geradezu. Es bestand eine beträchtliche Nachfrage nach Arbeitskräften auf Farmen und Plantagen in Portugal – wobei Sklaven in so großer Zahl ins Land gebracht wurden, dass

der Kronprinz, der die ersten Expeditionen finanziert hatte, mit keinem Geringeren als Alexander dem Großen verglichen wurde, da er ein neues Zeitalter der Weltreiche eingeläutet habe. Wenig später waren die Häuser der Reichen Schilderungen zufolge bereits «voll von Dienern und Dienerinnen», sodass ihre Besitzer ihr Kapital anderweitig einsetzen konnten und noch

reicher wurden. [21]

Die wenigsten hatten moralische Skrupel, jene Menschen zu versklaven, die man in Westafrika gefangen hatte, auch wenn manche Quellen zumindest eine gewisse Empathie andeuten. Ein portugiesischer Chronist etwa dokumentierte das Stöhnen, Jammern und die Tränen einer Gruppe Afrikaner, die man

1444 bei einem Überfall an der Westküste erbeutet und nach Lagos gebracht hatte. Als den Gefangenen klar wurde, dass es unausweichlich war, «Kinder von ihren Eltern zu scheiden, Frauen von ihren Ehemännern, Geschwister von ihren Mitgeschwistern», nahm das Leid noch zu – selbst für die Außenstehenden: «Aber welches Herz, selbst wenn es ein hartes sein sollte, wäre

nicht schmerzhaft von
mitleidigen Gefühlen erfüllt
worden, als es jene
erbarmungswürdige
Gesellschaft sah?»,
kommentierte ein Augenzeuge.
[22]

Meist verschwendeten jedoch
weder die Käufer noch die
Verkäufer einen Gedanken an
diejenigen, die verkauft
wurden. Das galt auch für die
Krone, die Sklaven nicht nur als

zusätzliche Arbeitskräfte,
sondern auch als
Einkommensquelle über die
sogenannte *quinto*
betrachtete – die Abgabe in
Höhe von einem Fünftel des
Gewinns aus dem Handel mit
Afrika. Je mehr Menschen ins
Land gebracht und verkauft
wurden, desto mehr Einnahmen
winkten. ^[23] Und selbst der
Chronist, der nach eigenen

Angaben Mitleid empfand bei den Vorgängen, die er auf dem Landeplatz in Lagos beobachtet hatte, zeigte keinerlei Bedenken, als er zwei Jahre später an einem Überfall teilnahm. Eine Frau und ihr zweijähriger Sohn, die man beim Muscheln sammeln am Strand erblickt hatte, wurden zusammen mit einem vierzehnjährigen Mädchen gefangen genommen. Das

Mädchen wehrte sich so heftig,
dass drei Männer nötig waren,
um sie ins Boot zu schaffen.

Zumindest aber hatte sie, wie
der Chronist nüchtern
feststellte, «für eine Guineerin
ein angenehmes Aussehen». [24]

Männer, Frauen und Kinder
wurden routinemäßig bei
Überfällen

zusammengetrieben, die einer
Jagd auf Tiere glichen.

Einige Portugiesen baten den Kronprinzen um die Erlaubnis, mehrere Schiffe ausrüsten und damit auslaufen zu dürfen. Er billigte das Unterfangen nicht nur, sondern gab den Befehl, «Banner mit dem Kreuz des Christusordens anfertigen zu lassen» – eines für jedes Schiff. Der Menschenhandel stand folglich im Bund mit der Krone und mit Gott. [25]

Das viele neue Geld war keineswegs für alle in der Heimat ein Segen. Ein Besucher aus Polen wunderte sich Ende des 15. Jahrhunderts über den Mangel an Anmut, Eleganz und Kultiviertheit, den die Bewohner zeigten. Die Männer Portugals, schrieb er, seien «gewöhnlich, arm, ungeschliffen und ungebildet, obwohl sie sich für klug halten». Was die Frauen betraf,

so «sind nur wenige schön; fast alle sehen wie Männer aus, wenn sie auch im Allgemeinen schöne schwarze Augen haben». Immerhin hätten sie entzückende Hinterteile, fügte er hinzu, «so voll, dass ich in Wahrheit sagen kann, in der ganzen Welt gibt es nichts Schöneres zu sehen».

Ansonsten war es nur fair, darauf hinzuweisen, dass auch die Frauen unzüchtig,

geldgierig, launisch,
niederträchtig und liederlich
sein. [26]

Der Sklavenhandel hatte zwar
beträchtlichen Einfluss auf die
portugiesische
Binnenwirtschaft, viel wichtiger
jedoch war die Rolle, die er bei
der Erkundung der langen
afrikanischen Küste im
15. Jahrhundert spielte.
Portugiesische Schiffe segelten

auf ihrer Suche nach Beute
immer weiter und stellten dabei
fest: Je tiefer sie in den Süden
vordrangen, desto schwächer
verteidigt waren die
Siedlungen. Neugierige
Dorfälteste und
Stammesoberhäupter, die sich
vorwagten, um die aus Europa
kommenden Leute zu
begrüßen, wurden kurzerhand
an Ort und Stelle
niedergemacht. Schilde und

Speere nahmen die Portugiesen als Trophäen für den König oder Kronprinzen an sich. [27]

Zusätzlich zu den Sklavenschiffen schickte König Johann II. von Portugal Schiffe mit Gesandten aus. Er legte es darauf an, enge Beziehungen zu mächtigen lokalen Herrschern knüpfen, um die Stellung seines Landes gegen

die Spanier abzusichern. Kein
Geringerer als Christoph
Kolumbus fand sich zunächst in
den Reihen dieser Gesandten.
Er sollte mit Hilfe seiner
Erfahrungen ausrechnen, was
nötig war, um weitere
Seereisen über lange
Entfernungen zu versorgen,
auszurüsten und
durchzuführen. Auch versuchte
er, anhand neuer Erkenntnisse
über die Länge der

afrikanischen Küste
abzuschätzen, wie groß die
Erde sein mochte – mit Blick
auf eine eigene ehrgeizige
Reise in der Zukunft. [28]

Andere Forscher lebten in
der Gegenwart. In den 1480er
Jahren entdeckte Diogo Cão die
Mündung des Kongo und
machte damit den Weg frei für
den formalen Austausch von
Gesandten mit dem mächtigen

König der Region, der seinerseits einwilligte, sich taufen zu lassen. Das freute die Portugiesen sehr, da sie damit ihre Referenzen beim Heiligen Stuhl in Rom aufbessern konnten, vor allem als der König des Kongo gegen seine Feinde in den Krieg zog und dabei ein päpstliches Banner mit dem Zeichen des Kreuzes trug.^[29] Im Jahr 1488

erreichte der Seefahrer Bartolomeu Dias die Südspitze des Kontinents; er nannte sie das Kap der Stürme, bevor er nach einer überaus gefährlichen Reise heimkehrte.

Portugal wachte eifersüchtig über die eigene Expansion. Als Kolumbus sich Ende 1484 mit der Bitte an Johann II. wandte, eine Expedition zu finanzieren, die ihn nach Westen über den Atlantik führen sollte, stieß er

auf taube Ohren. Das Interesse des portugiesischen Königs war zwar ausreichend geweckt worden, um «heimlich eine Karavelle auszusenden, die eben das wagen sollte, was [Kolumbus] angeboten hatte», doch der Umstand, dass die dramatische Entdeckung von Bartolomeu Dias nicht weiterverfolgt wurde, lässt darauf schließen, dass die Hauptsorge Portugals der

Konsolidierung der eigenen Position in jenen Teilen der neuen Welt galt, auf die es erst unlängst gestoßen war. Man wollte sich nicht noch weiter auszudehnen. [30]

Das änderte sich, als Kolumbus mit Ferdinand und Isabella, den Herrschern von Kastilien und Aragon, endlich die Geldgeber fand, die er gesucht hatte, und

im Jahr 1492 in See stach. Die Nachricht von seinen Entdeckungen auf der anderen Seite des Atlantiks versetzte ganz Europa in Aufruhr. Er, Kolumbus, habe «zahlreiche Inseln, die reich besiedelt sind, entdeckt». Sie seien vermutlich Teil des Indiens jenseits des Ganges, verkündigte er zuversichtlich in einem Brief an Ferdinand und Isabella, den er auf seiner Rückreise nach

Spanien abschickte. Diese neuen Territorien seien «von einer erstaunlichen Fruchtbarkeit» und «nicht mit anderen zu vergleichen»; Gewürze würden dort in solchen Mengen wachsen, dass es kaum zu fassen sei; es gebe «große Goldminen, wie auch andere Erzgruben», die nur darauf warteten, ausgebeutet zu werden. Ferner sei ein umfassender Handel möglich,

«sowohl mit dem hiesigen Festland als mit dem Lande des Großen Khans». Baumwolle, Mastixharz, Aloe, Rhabarber, Gewürze, Sklaven und «weitere wertvolle Produkte» seien allesamt in Hülle und Fülle vorhanden. ^[31]

In Wahrheit stand Kolumbus vor einem Rätsel. Anstelle der zivilisierten Bevölkerung, die er erwartet hatte, stieß er auf

Einheimische, die fast nackt herumliefen und in seinen Augen erstaunlich primitiv waren. Sie seien zwar «alle sehr gut gewachsen», hätten «schön geformte Körper und gewinnende Gesichtszüge», notierte er, aber sie seien auch leichtgläubig und schon hochofren, wenn man ihnen rote Hüte, Perlen oder sogar Scherben aus Glas und Ton schenke. Sie kannten keine

Waffen, fassten Schwerter an der Klinge an, als man sie ihnen zeigte, und schnitten sich «aus Unkenntnis» daran. [32]

In gewisser Hinsicht war das eine gute Neuigkeit: Jene, denen er begegnet war, seien «sehr fügsam und ohne jeden Harm» gewesen. Sie wüssten, «dass es einen Herrgott im Himmel gibt, und sind felsenfest davon überzeugt,

dass wir vom Himmel
herabgestiegen sind. Sie
wiederholen eifrigst die
Gebete, die wir verrichten, und
machen das Kreuzzeichen.» Es
sei nur eine Frage der Zeit, bis
«eine Unmenge von Völkern»
zum eigenen Glauben bekehrt
werde. [33]

Genau genommen war der
Brief, der so prahlerisch von
außergewöhnlichen

Entdeckungen berichtete – und von dem so rasch Abschriften verbreitet wurden, dass Exemplare davon schon in Basel, Paris, Antwerpen und Rom gelesen wurden, als Kolumbus und seine Männer in die heimatlichen Gefilde zurückkehrten – ein Meisterwerk der Verschleierung, nicht mehr als «ein Geflecht aus Übertreibungen,

Fehleinschätzungen und regelrechten Lügen», wie ein Historiker es formulierte. [34]

Er hatte keine Goldminen gefunden, und Pflanzen, die er als Zimt, Rhabarber und Aloe bezeichnete, waren nichts dergleichen. Geschweige denn entdeckte er auch nur den leisesten Hinweis auf den Großkhan. Die Behauptung, auf den Inseln seien so viele

Schätze zu holen, dass man binnen sieben Jahren über ausreichend Mittel verfügen werde, um fünftausend Reiter und fünfzigtausend Fußsoldaten zu bezahlen und Jerusalem zurückzuerobern, war nichts als ein großer Schwindel. [35]

Dieses Muster sollte sich fortsetzen, als Kolumbus weitere Reisen über den

Atlantik unternahm. Wiederum versicherte er seinen Schirmherren Ferdinand und Isabella, dass er Goldminen gefunden habe, und schob Krankheit und logistische Probleme vor, als es darum ging, Beweise zu erbringen. Er schickte Papageien, Kannibalen und kastrierte Männer in die Heimat, um so die Wahrheit möglichst zu verschleiern. So wie er auf der ersten Reise

sicher gewesen war, dass er nicht weit von Japan sei, meldete er nun im Brustton der Überzeugung, dass er sich in der Nähe der Minen von Ophir befinde, die das Gold für den Bau von Salomos Tempel geliefert hätten, nachdem er ein paar beeindruckend große Nuggets auf der Insel Hispaniola gefunden hatte. Als er den Ort erreichte, der in Wirklichkeit die Mündung des

Orinoco war, behauptete er gar, er habe das Tor zum Paradies entdeckt. [36]

Einige seiner Männer ärgerten sich über die Art und Weise, wie Kolumbus noch auf das kleinste Detail seiner Expeditionen achtete, wie geizig er die Vorräte einteilte und wie schnell er die Beherrschung verlor, wenn jemand anderer Meinung war.

Sie kehrten mit Informationen nach Europa zurück, die die sensationsheischenden und mit ihrem unglaublichen Optimismus regelrecht ermüdenden Berichte des Admirals ein wenig abkühlten. Die Überfahrt über den Atlantik sei eine Farce, sagten Pedro Margarit, ein spanischer Seefahrer, und Bernardo Buyl, ein missionarischer Mönch, den Herrschern von Spanien: Es

gebe kein Gold, und sie hätten außer nackten Indianern, hübschen Vögeln und ein bisschen Schmuck nichts gefunden, was wert gewesen wäre, es mitzunehmen; die Kosten der Expedition werde man nie wieder reinholen.^[37]

Dass hier offenbar keine Schätze lockten, war womöglich ein Grund dafür, weshalb sich die Aufmerksamkeit von

materiellen Dingen auf
erotische Aspekte verschob.
Schilderungen über die neu
entdeckten Länder, die Ende
des 15. und Anfang des
16. Jahrhunderts verfasst
wurden, konzentrierten sich
zunehmend auf ungewöhnliche
sexuelle Praktiken, Verkehr in
aller Öffentlichkeit und
Sodomie. [38]

Dann jedoch wendete sich

das Blatt. Im Jahr 1498 stieß Kolumbus, als er die Halbinsel Paria im heutigen Norden Venezuelas erkundete, auf Einheimische, die Perlenketten um den Hals trugen. Kurze Zeit später entdeckte er eine Inselgruppe mit erstaunlich reichen Austernbänken. Die Entdecker beluden eilig ihre Schiffe. Laut damaligen Berichten wurden säckeweise Perlen, «einige so groß wie

Haselnüsse, sehr rein und wunderschön», nach Spanien gebracht. Die Kapitäne und Mannschaften verdienten damit in der Heimat ein Vermögen.

[39] Die Aufregung nahm noch zu, als Geschichten in ganz Europa kursierten über die Menge an Perlen, die angeblich nur darauf warteten, eingesammelt zu werden, über ihre enorme Größe und vor

allem die Preise, zu denen man sie von den Einheimischen erwerben konnte. Ein Bericht, der angeblich von Amerigo Vespucci stammte, aber entweder sehr stark ausgeschmückt wurde oder doch eine Fälschung war, schilderte, wie es dem italienischen Entdecker gelungen sei, «einhundertundneunzehn Marken an Perlen» (das heißt

über siebenundzwanzig
Kilogramm, wobei eine Mark
zweihundertdreißig Gramm
entspricht) «für nichts als
Glöckchen, Spiegel, Glasperlen
und Blechblätter
einzutauschen. Einer [der
Einheimischen] tauschte alle
Perlen, die er hatte, gegen ein
Glöckchen.» [40]

Manche Perlen waren so
groß, dass sie berühmt wurden,

etwa «La Peregrina» (die «Pilgerperle»), die noch heute zu den größten jemals gefundenen einzelnen Perlen zählt, und die ähnlich genannte «La Pelegrina», die für ihre beispiellose Reinheit bekannt ist. Beide hatten jahrhundertlang einen Ehrenplatz in den königlichen und kaiserlichen Schmuckkästen Europas, wurden von Velázquez auf

Porträts von Monarchen
verewigt und vor nicht allzu
langer Zeit als Hauptattraktion
legendärer moderner
Kollektionen wie der von
Elizabeth Taylor präsentiert.

Auf den Perlenrausch folgte
die Entdeckung von Gold und
Silber, nachdem die Spanier bei
ihren Erkundungen in Mittel-
und Südamerika auf
hochentwickelte und komplexe
Gesellschaften wie die Azteken

und, nicht lange danach, die Inka getroffen waren.

Unweigerlich wich die Erforschung der Eroberung. Kolumbus hatte schon bei seiner allerersten Reise bemerkt, dass die Europäer einen gewaltigen technologischen Vorsprung hatten. «Die Inder», wie er sie irrtümlich nannte, «besitzen keine Waffen, sind unkriegerisch, harmlos, nackt,

und so feige, dass tausend von ihnen drei meiner Leute nicht an sich herankommen lassen würden.»^[41] Voller

Verwunderung hatten sie bei einem Bankett zugeesehen, wie Kolumbus ihnen die Treffsicherheit eines türkischen Bogens und anschließend die Durchschlagskraft einer Bombarde und einer Spingarde vorführte – eines schweren

Geschützes, das imstande war, eine Rüstung zu durchschlagen. Die Neuankömmlinge mochten die naturverbundenen und naiven Wesenszüge der fremden Völker bewundert haben, sie waren aber auch stolz auf ihre Werkzeuge des Todes, die in Jahrhunderten beinahe ununterbrochener Kämpfe gegen Muslime ebenso wie benachbarte christliche

Königreiche in Europa
entwickelt worden waren.^[42]

Kolumbus hatte bereits von der Passivität und Naivität der Ureinwohner berichtet. «Dafür sind sie bereit», schrieb er, «zu gehorchen, zu arbeiten und alles Nötige zu vollführen. Mithin wäre es angezeigt, sie dazu zu verwenden, Städte und Ortschaften zu errichten, und ihnen unsere Kleidung und

Gebräuche beizubringen.»^[43]

Von Anfang an betrachtete man die einheimischen Völker als potenzielle Sklaven. Schon bald wurde gewohnheitsmäßig Gewalt angewandt. Auf der Insel Kuba wurden im Jahr 1513 einige Dorfbewohner, die den Spaniern gutwillig Essen, Fisch und Brot – «alles, was sie nur konnten» – darboten, «ohne irgendeinen Grund»

massakriert, wie ein entsetzter Beobachter festhielt. Und das war nur eine Gräueltat von vielen. «Ich sah solch große Grausamkeiten, dass andere Sterbliche nie so etwas gesehen oder für möglich gehalten haben», schrieb der spanische Mönch Bartolomé de Las Casas über seine Erlebnisse in den ersten Tagen der europäischen Ansiedlung. Sein Schreckensbericht mit dem

Titel *Historia de las Indias*
sollte die Menschen in der
Heimat darüber informieren,
was in der Neuen Welt
vorging. [44]

Die einheimischen
Bevölkerungen in der Karibik
und auf dem amerikanischen
Festland wurden vernichtet.
Nur wenige Jahrzehnte nach
Kolumbus' erster Reise fiel

etwa die Zahl derjenigen, die dem indigenen Stamm der Taíno angehörten, von einer halben Million auf nur etwas mehr als zweitausend. Das lag nicht zuletzt am grausamen Vorgehen all jener, die sich inzwischen selbst als «conquistadors» oder Eroberer bezeichneten. Einer davon war Hernán Cortés. Seine blutige Expedition, die das Ziel hatte, Mittelamerika zu erforschen

und in Besitz zu nehmen, endete mit dem Tod des Aztekenherrschers Moctezuma und dem Zusammenbruch des Aztekenreichs. Cortés scheute vor nichts zurück, um sich zu bereichern. «Ich und meine Gefährten», sagte er zu den Azteken, «leiden unter einer Erkrankung des Herzens, die nur mit Gold geheilt werden kann.»^[45] Er solle sich «nicht

fürchten», beruhigte er angeblich Moctezuma, «denn wir lieben ihn sehr, denn jetzt ist unser Herz zufrieden, da wir ihn kennen.»^[46]

Cortés nutzte die Lage voll aus – auch wenn jene Geschichten, die seine Erfolge auf die Überzeugung der Azteken zurückführen, dass er die Manifestation des Gottes Quetzalcoatl sei, im Nachhinein

erfunden wurden.^[47] Als sich die Spanier mit Xicoténcatl verbündeten, der als Oberhaupt der Tlaxcalan vom Niedergang der Azteken profitieren wollte, war der erste Schritt getan, um ein hochentwickeltes Staatswesen aufzulösen.^[48] Wie an anderen Orten in Amerika hatte man für die Einheimischen nur Verachtung übrig. Die

indigenen Bewohner, so ein Kommentator Mitte des 16. Jahrhunderts, seien «solche Feiglinge und so furchtsam, dass allein der Anblick unserer Männer sie vor Angst niederwirft». Was Urteilsvermögen, Klugheit und Tugend angehe, seien sie den Eroberern «so unterlegen wie Kinder gegenüber Erwachsenen». Im Grunde glichen sie eher Affen – sprich:

Man konnte sie eigentlich kaum als Menschen ansehen. [49]

Mit einer Skrupellosigkeit, die jener der Mongolen bei ihren Eroberungszügen quer durch Asien durchaus vergleichbar ist, bemächtigten sich Cortés und seine Männer der aztekischen Schätze; sie plünderten «wie kleine Ungeheuer». «Jeder Mann war von Habgier völlig besessen»,

heißt es in einer Darstellung,
die im 16. Jahrhundert aus
Augenzeugenberichten
zusammengestellt wurde.

Auserlesene Wertgegenstände
wurden geraubt, darunter «die
Halskette mit Gehängen, der
mit einem Büschel
Quetzalfedern geschmückte
Oberarmring, der goldene, mit
zwei Edelsteinen besetzte
Handgelenkriemen und das
Armband, der goldene, am

Knöchel befestigte
Schellenring und die Krone aus
Türkismosaik mit dem dreieckig
aufragenden Stirnblatt, die
Königstracht», die
ausschließlich dem
Aztekenherrscher vorbehalten
war. Gold wurde von den
Schilden und Halterungen
gelöst und zu Barren
eingeschmolzen; Smaragde und
Jadesteine wurden gestohlen.
«Sie nahmen alles, was sie

fanden, was ihnen gefiel.»^[50]

Doch auch das war offenbar noch nicht genug. In einer der schlimmsten Gräueltaten der frühen Neuzeit wurden der Adel und die Priesterschaft der aztekischen Hauptstadt Tenochtitlán an einem religiösen Festtag massakriert. Die kleine spanische Truppe lief Amok, hackte den Trommlern die Hände ab, bevor sie mit

Lanzen und Schwertern die Menschenmenge angriff. «Das Blut [...] strömte wie Wasser» und «der Gestank von Blut erfüllte die Luft», als die Europäer von Haus zu Haus gingen und nach neuen Opfern suchten. ^[51]

Nicht nur Gewalt und willige Bündnispartner trugen dazu bei, die indigene Bevölkerung zu vernichten. Hinzu kamen

Krankheiten, die aus Europa eingeschleppt worden waren.

[52] Die Bewohner

Tenochtitláns fielen nach 1520 in Scharen den

hochansteckenden Pocken zum Opfer, gegen die sie keine

Abwehrkräfte besaßen. [53] Eine

Hungersnot folgte. Da die Zahl der Toten unter den Frauen

besonders hoch war, brach die

landwirtschaftliche Produktion

ein, für die sie zuständig waren. Viele flüchteten, und es blieben immer weniger Menschen übrig, die Saat und Ernte übernehmen konnten. Es dauerte nicht lange, bis die Versorgungskette völlig zusammenbrach. Die Zahl derer, die an Krankheit und Hunger starben, stieg katastrophal in die Höhe. ^[54] Ein verheerender Ausbruch

der Grippe oder der Pocken raffte in den 1520er Jahren einen großen Teil des Cakchiquel-Volkes der Maya in Guatemala dahin, wo der Gestank verwesender Leichname in der Luft hing, während Hunde und Geier ihr Fleisch fraßen. Nur ein paar Jahre später brach die nächste Pandemie aus: Diesmal waren es die Masern. Die alten Völker der Neuen Welt hatten nicht

die geringste Chance. [55]

Immer mehr schwer beladene
Schiffe fuhren auf den
Seewegen von Amerika nach
Europa. Es entstand ein neues
Netzwerk, das den Routen
durch Asien Konkurrenz
machte, sowohl was die
Entfernungen als auch das
Ausmaß des Handels anging,
und es übertraf die Letzteren

schon bald: Unvorstellbare
Mengen an Silber, Gold,
Edelsteinen und anderen
Schätzen wurden über den
Atlantik transportiert.

Geschichten über die Schätze
der Neuen Welt wurden meist
bunt ausgeschmückt. Eine im
frühen 16. Jahrhundert
verbreitete Schilderung sprach
von großen Goldnuggets, die
von den Berghängen in die
Flüsse gespült würden, wo die

Einheimischen sie dann mit Netzen herausfischten. [56]

Albrecht Dürer staunte über das hervorragende Handwerk der Azteken, als er ihre Schätze bei einer Ausstellung im Jahr 1520 betrachtete. «Ich hab all mein Lebtag nichts gesehen, das mein Herz also erfreuet hat als diese Dinge», schrieb er über die Exponate, zu denen «eine ganz goldene Sonn» und

ein silberner Mond zählten,
beide «einen ganzen Klafter»
(1,80 Meter) breit. Er war
begeistert von den
«wunderbaren kunstvollen
Dingen» und der «subtilen
Ingenia der Menschen in
fremden Landen», die sie
geschaffen hatten.^[57] Der
junge Pedro de Cieza de León –
der später ein Konquistador
von Peru werden sollte – stand

in Sevilla am Kai und beobachtete staunend, wie ein Schiff nach dem anderen entladen und karrenweise Schätze wegtransportiert wurden. [58]

Ehrgeizige Männer nahmen kurzentschlossen die Reise über den Atlantik auf sich, um die Chancen zu nutzen, die ihnen die Neue Welt bot. Mit Aufträgen und Konzessionen

der spanischen Krone
bewaffnet scheffelten
abgebrühte Figuren wie Diego
de Ordás, der Cortés in Mexiko
begleitete und später
Expeditionen nach
Mittelamerika und im heutigen
Venezuela anführte, riesige
Vermögen und pressten der
einheimischen Bevölkerung
Tributzahlungen ab. Schließlich
füllten sich auch königlichen
Schatzkammern in Spanien,

wenn die Krone ihren Anteil einstrich. [59]

Bald kümmerte man sich systematisch um die Nachrichtenbeschaffung, fertigte zuverlässige Karten an, trug neue Funde ein, bildete Piloten aus, katalogisierte Importe ins eigene Land und besteuerte sie. [60] Es war, als sei ein überaus fein abgestimmter Motor in Gang

gesetzt worden, der nun die Schätze aus Mittel- und Südamerika direkt nach Europa pumpte.

Hinzu kam, dass glückliches Timing, Ehebande, kinderlose Ehen und aufgelöste Verlobungen dazu geführt hatten, dass einem einzigen Erben die Königreiche von Neapel, Sizilien und Sardinien zufielen, dazu Territorien in Burgund und den

Niederlanden – sowie Spanien. Dank der schier unbegrenzten Mittel, die über den Atlantik strömten, war der spanische König Karl V. nicht nur Herr über ein neues Reich in Amerika, sondern auch die dominierende Figur in der europäischen Politik.

Entsprechend richtete er seine Ambitionen neu aus: Im Jahr 1519 traf Karl Vorkehrungen, um seine Stellung zu erweitern,

indem er mit außergewöhnlichen finanziellen Druckmitteln seine Wahl zum Kaiser des Heiligen Römischen Reiches sicherstellte.^[61]

Während Karl triumphierte, fühlten sich andere europäische Staatsoberhäupter unterlegen, ausmanövriert und an den Rand gedrängt – und das von einem Herrscher, der entschlossen war, seine Macht

weiter auszubauen. Karls Reichtum und Einfluss standen in krassem Gegensatz etwa zu Heinrich VIII. von England, dessen Einnahmen regelrecht peinlich waren, denkt man an die Kirche in seinem eigenen Land – von seinem spanischen Widerpart ganz zu schweigen. Der äußerst streitbare Heinrich, der mit den Worten des venezianischen Gesandten in London «ein außerordentlich

feines Kalbsleder an seinen Beinen» trug, frisierte sich die Haare «nach der französischen Mode» kurz und gerade und hatte ein rundes, so schönes Gesicht, dass man meinen konnte, dass er «eine hübsche Frau geworden wäre». Er hätte sich keinen ungünstigeren Moment aussuchen können, um seine innenpolitischen Arrangements neu zu ordnen.

Zu einem Zeitpunkt, als Karl V. in ganz Europa samt Heiligem Stuhl die Fäden wie ein Puppenspieler in der Hand hielt, war es extrem leichtsinnig von Heinrich, darauf zu bestehen, dass seine Ehe annulliert wurde, damit er mit Anne Boleyn anbandeln konnte – einer Frau, die einem Zeitgenossen zufolge «nicht gerade zu den hübschesten Frauen auf der Welt» zählte,

aber immerhin «schwarze und wunderschöne» Augen hatte. Schließlich war die Frau, die Heinrich verstieß, keine Geringere als Katharina von Aragon, die Tante Karls V. ^[63] In der Aufregung, die auf die Weigerung des Papstes folgte, nahm es der König von England nicht nur mit dem Heiligen Stuhl auf; er forderte den reichsten Mann auf der Welt,

den Herrn der Kontinente, zum Kampf heraus.

Reichtum und Macht hatten sich beinahe wundersam verlagert, Spanien hatte sich von der tiefsten Provinz am Rand des Mittelmeers zu einer Weltmacht gewandelt. Ein spanischer Chronist sah darin nicht weniger als das «großartigste Ereignis seit der Schöpfung – mit Ausnahme der Menschwerdung und des Todes

des einen, der sie geschaffen hat». ^[64] Für einen anderen war es Gott selbst, der «die Provinzen von Peru, in denen so ein großer Schatz an Gold und Silber verborgen war», enthüllt hatte; künftige Generationen, so meinte Pedro Mexía, würden sich kaum vorstellen können, welche Mengen man dort gefunden habe. ^[65]

Auf die Entdeckung Amerikas folgte wenig später der Import von Sklaven, die auf den Märkten Portugals verkauft wurden. Wie die Portugiesen aus ihren Erfahrungen in Westafrika und auf den Inseln im Atlantik wussten, war die Ansiedlung von Europäern kostspielig, nicht immer wirtschaftlich lukrativ und darüber hinaus nicht leicht zu bewerkstelligen: Es war schwer

genug, Familien zu überreden,
ihre Angehörigen
zurückzulassen, hohe
Sterbeziffern und schwierige
Bedingungen vor Ort
erschwerten die Angelegenheit
zusätzlich. Eine Lösung hatte
darin bestanden, zwangsweise
Waisen und Sträflinge an Orte
wie São Tomé zu schicken.
Zudem hatte man ein System
aus Privilegien und Anreizen
eingerrichtet, wozu etwa die

Bereitstellung «eines männlichen oder weiblichen Sklaven für persönliche Dienste» gehörte. So sollte eine Grundlage geschaffen werden, auf der man ein nachhaltiges Regierungssystem aufbauen konnte. [66]

Kaum drei Jahrzehnte nachdem Kolumbus den Atlantik überquert hatte, regulierte die spanische Krone

bereits den Export und Transport von Sklaven aus Afrika in die Neue Welt und vergab Lizenzen an portugiesische Händler, deren Herzen und Köpfe durch den Menschenhandel seit Generationen verhärtet waren.

[67] Es herrschte eine schier unersättliche Nachfrage in jenen Regionen, in denen Gewalt und Krankheiten die

Lebenserwartung senkten. So wie es bereits während des Aufschwungs der islamischen Welt im 8. Jahrhundert zu beobachten war, zog auch jetzt der zunehmende Reichtum in einen Teil der Welt eine stark zunehmende Nachfrage nach Sklaven aus dem anderen Teil der Welt nach sich. Reichtum und Knechtschaft gingen Hand in Hand.

Es dauerte nicht lange, bis

afrikanische Herrscher protestierten. Der König von Kongo richtete eine Reihe von Appellen an den König von Portugal, in denen er sich über die Folgen des Sklavenhandels beklagte. Er missbilligte es, dass junge Männer und Frauen – auch aus vornehmen Familien – am helllichten Tag entführt würden, um an europäische Händler verkauft zu werden. Diese

brandmarkten sie anschließend mit glühenden Eisen.^[68] Er solle aufhören, sich zu beschweren, erwiderte der portugiesische Herrscher. Der Kongo sei doch ein riesiges Land, das es sich leisten könne, wenn ein paar seiner Einwohner weggeschafft würden; hinzu komme, dass das Land vom Handel profitiere, auch vom Sklavenhandel.^[69]

Zumindest manchen
Europäern bereiteten die Not
der Sklaven und das scheinbar
unermüdliche Bestreben, die
neu entdeckten Ländern
auszubeuten, große
Schmerzen. Die
Rückeroberung Jerusalems war
in weite Ferne gerückt, und die
Idee der Missionierung als
christliche Pflicht nahm schon
bald ihre Stelle ein.^[70] Die

europäischen Siedler in Südamerika, schrieb ein hoher Jesuit im Jahr 1559, «würden nicht begreifen», dass es mitnichten der Zweck der Kolonisierung war, «Gold oder Silber zu bekommen oder das Land zu bevölkern oder Mühlen zu bauen oder [...] Schätze mitzubringen»; vielmehr gehe es darum, «den katholischen Glauben zu verherrlichen und

Seelen zu retten». ^[71] Dies war ein Nachhall der Proteste jener christlichen Missionare, die ein Jahrhundert zuvor entlang der florierenden Handelsrouten und Siedlungen in die Steppenregionen Südrusslands und Zentralasiens reisten und sich gleichermaßen darüber beschwerten, dass die Fixierung auf den Handel von höheren Dingen ablenke.

Im Falle der Neuen Welt war diese Klage durchaus angebracht. Wie man Karl V. im Jahr 1551 mitteilte, strömte Gold in solch großen Mengen nach Spanien, dass man «diese Epoche mit Recht als eine *era dorada* bezeichnen» könne – ein Goldenes Zeitalter.^[72]

Allerdings gelangten nicht alle Schätze, die man aus Amerika abschöpfte, bis nach Spanien.

Kaum hatten die Flotten
angefangen, Schätze ins Land
zu bringen, da trachteten schon
scharfsichtige Abenteurer und
Piraten in den Häfen
Frankreichs und Nordafrikas
danach, sich die Fracht der
Schiffe unter den Nagel zu
reißen. Zunächst legten sie sich
auf der letzten Etappe vor dem
Festland auf Lauer, später
wagten sie sich bis in die
Karibik vor, um die fetten

Fische schon in der Ferne
abzufangen. [73]

Berichte von großen
Schätzen und Ruhm, so schrieb
ein Zeitgenosse verzweifelt,
lockten Männer «mit der
gleichen Begeisterung» vor die
Atlantikküste Nordafrikas, «die
einst die Spanier zu den Minen
in Indien getrieben hatte». [74]
Unter diesen Männern waren
auch muslimische Seeräuber,

die nicht nur vollbeladene
Schiffe kaperten, sondern auch
Häfen und Städte an der
spanischen Küste überfielen
und dabei Tausende von
Gefangenen machten.

Anschließend ließ man die
Gefangenen gegen Lösegeld
frei oder verkaufte sie sogar als
Sklaven.

Die Überfälle wurden als
religiös motiviert verbrämt, was
jedoch eine sehr einseitige

Sichtweise war. Auch im Fall der europäischen Piraten spielte die Politik eine Rolle. Angriffe auf iberische Schiffe wurden zu einem geregelten Erwerbszweig, als die christlichen Rivalen des spanischen Königs begannen, in sogenannten *lettres de marque* oder Kaperbriefen den Kapitänen ausdrücklich die Lizenz dafür zu erteilen. Der spanische König wiederum gab

prompt gewinnversprechende Verträge zur Jagd auf Piraten aus, sogenannte *contra-corsarios*, um die schlimmsten Übeltäter vor Gericht zu bringen. Erfolgreiche Jäger wurden von der Krone reich belohnt und ernteten großen Ruhm. Pedro Menéndez de Avilés etwa setzte seiner Beute im Stile eines Kampfpiloten nach und machte für jeden

Toten einen Strich. [75]

Eine Neue Welt war in Übersee entdeckt worden, aber auch in der Heimat wurde eine neue Welt geschaffen – eine Welt, in der anregende neue Ideen gefördert und neue Geschmacksrichtungen erprobt wurden, wo Intellektuelle und Forscher um Schirmherren und Ressourcen wetteiferten. Das

zunehmende Einkommen all jener, die unmittelbar an der Erforschung der Kontinente beteiligt waren, und die Schätze, die sie mitbrachten, lieferten die Mittel für eine kulturelle Transfusion, die Europa veränderte. Binnen weniger Jahrzehnte bildete sich eine Schicht reicher Mäzene heraus, die ihr Geld nur zu gern für Luxusgüter ausgaben. Die Sehnsucht nach dem

Ausgefallenen und Exotischen verbreitete sich.

Der neue Reichtum verlieh Europa Eitelkeit und Selbstvertrauen und stärkte darüber hinaus den Glauben auf eine Weise, wie man es sich von der Rückeroberung Jerusalems erhofft hatte. Für viele war es völlig offensichtlich, dass der scheinbar grenzenlose Reichtum, der aus Amerika

kam, «vom Herrn im Himmel befohlen wurde, der Königreiche ebenso gibt und nimmt, von wem immer und auf welche Weise auch immer es ihm beliebt». ^[76] Der Anbruch einer neuen Ära ließ den Verlust Konstantinopels an die Türken im Jahr 1453, der in den Straßen Roms Tränen und Wehklagen ausgelöst hatte, in Vergessenheit geraten.

Die Aufgabe lautete nunmehr, die Vergangenheit neu zu erfinden. Das Ausscheiden der alten Reichshauptstadt bot neuen Adoptiverben die Chance, das Vermächtnis der alten Griechen und Römer für sich zu beanspruchen – ein Unterfangen, dem man sich begeistert widmete. In Wahrheit hatten Frankreich, Deutschland, Österreich, Spanien, Portugal und England

nicht das Geringste mit Athen und der Welt der alten Griechen zu tun; was die Geschichte Roms betrifft, so befanden sich diese Länder von den ersten Tagen bis zum Niedergang des Reiches weitgehend an der Peripherie. Dies ließ sich kurzerhand übertünchen, als sich Künstler, Schriftsteller und Baumeister ans Werk machten und Motive, Ideen und Texte aus der Antike

entlehnten. Auf diese Weise präsentierten sie eine neue Fassung der Geschichte, die mit der Zeit nicht nur immer glaubwürdiger, sondern zur Norm wurde. Somit war diese Epoche, auch wenn die Historiker sie «Renaissance» genannt haben, keine Wiedergeburt. Vielmehr war sie eine «Naissance» – eine Geburt. Zum ersten Mal in der Geschichte befand sich Europa

im Zentrum der Welt.

Zwölftes Kapitel

Zu Gast bei Osmanen, Persern und Moguln - der neue Reichtum des Ostens

Bereits vor der Entdeckung Amerikas hatte sich der Fernhandel nach den wirtschaftlichen Rückschlägen

des 15. Jahrhunderts allmählich wieder erholt. Nach Ansicht einiger Historiker war dabei der verbesserte Zugang zu den Goldmärkten in Westafrika ausschlaggebend, außerdem die zunehmende Produktion in den Bergwerken auf dem Balkan und anderswo in Europa, die vermutlich durch technische Verbesserungen ermöglicht worden war. So stieg die Silberproduktion in

den Jahrzehnten nach 1460 in Sachsen, Böhmen, Ungarn und auch in Schweden offenbar um das Fünffache.^[1] Andere Historiker weisen darauf hin, dass die Steuern in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts effizienter eingezogen wurden. Der Rückgang der Wirtschaft hatte zwangsläufig dazu geführt, dass die Machthaber einige Lektionen lernten, nicht

zuletzt die, dass man die Steuerbasis aufmerksamer im Auge behalten musste. Dies führte wiederum zu einem «Wiederaufleben der Monarchie», in der Zentralisierung nicht nur aus sozialer und politischer, sondern auch aus geldpolitischer Sicht überaus wichtig war. [2]

Der Schilderung eines

koreanischen Reisenden
zufolge nahm das Tempo des
Handels im späten
15. Jahrhundert
augenscheinlich zu. Im Hafen
von Sozhou, rund hundertzehn
Kilometer von Shanghai,
drängten sich die Schiffe «wie
Wolken», schrieb Choe Pu,
während sie auf ihre Ladungen
aus «feiner Seide, Gaze, Gold,
Silber, Juwelen und
Kunstgegenständen» für neue

Märkte warteten. Die Stadt war voller reicher Kaufleute und rühmte sich eines beeindruckenden Lebensstandards. «Die Menschen leben luxuriös», schrieb der Koreaner neiderfüllt und merkte an, dass in dieser reichen und fruchtbaren Region «die Marktviertel wie Sterne verstreut sind». ^[3] Das klang

zwar vielversprechend, doch der Schlüssel lag nicht in den Hafenstädten der chinesischen Pazifikküste, sondern Tausende Kilometer entfernt davon auf der Iberischen Halbinsel.

Europas allmählicher Wirtschaftsaufschwung im letzten Viertel des 15. Jahrhunderts hatte bereits die Nachfrage der Verbraucher nach Luxusartikeln angeregt. Ein enormer Vorrat an

Ressourcen wurde angehäuft, als die Schätze der Neuen Welt nach Spanien transportiert wurden. In Sevilla wurden Gold und Silber «wie Weizen» im Zollhaus aufbewahrt. Das hatte den Bau eines neuen Gebäudes zur Folge, das die unglaubliche Menge der eingehenden Waren aufnehmen konnte und es ermöglichte, sie genau zu besteuern.^[4] Ein Beobachter

war verblüfft, als er sah, wie
«dreihundertzweiundzwanzig
Karren mit Silber, Gold und
kostbaren Perlen»
herangeschafft wurden, um sie
amtlich zu registrieren; sechs
Wochen später wurde er
Zeuge, wie weitere
sechshundertsechsdachtzig
Karren mit Edelmetallen
ausgeladen wurden. Es gab so
viel, schrieb er, dass «in den
Sälen [der Casa de

Contratación] nicht genügend Platz war». Und so «lagerten viele Ballen und Kisten voller Edelmetall in den Höfen». [5]

Der enorme Glücksfall, der sich mit Kolumbus' Atlantiküberquerung einstellte, ging mit dem spektakulären Erfolg einer weiteren Seereise einher, die mindestens ebenso anspruchsvoll war. Genau zu der Zeit, als erste

Befürchtungen aufkamen, dass der Versuch, einen Seeweg nach Asien zu finden, ein kostspieliger Fehler gewesen sein könnte, wurde eine andere Flotte ausgerüstet und zum Auslaufen vorbereitet. Die Besatzungen standen unter dem Oberbefehl Vasco da Gamas und wurden von dem portugiesischen König Manuel I. empfangen, ehe sie abreisten. Bezeichnenderweise

ignorierte der Monarch die jüngsten Entdeckungen jenseits des Atlantiks und beschrieb in groben Zügen das Ziel da Gamas: Es ging darum, «einen neuen Weg nach Indien und zu den Ländern in seiner Nachbarschaft» zu finden. Dabei solle, so fuhr Manuel fort, «der Glaube unseres Herrn Jesus Christus» verkündet werden, wenn «neue Königreiche und Gebiete» den

Ungläubigen – sprich: den
Muslimen – entrissen würden.
Doch er hatte auch einen
unmittelbaren Gewinn im Blick.
Wäre es denn nicht wunderbar,
«die Schätze des Ostens» zu
erwerben, «die von den alten
Schreibern so gerühmt
werden»? Man denke nur
daran, wie Venedig, Genua,
Florenz und die anderen
großen italienischen Städte von
dem Handel mit dem Osten

profitiert hätten. Die Portugiesen waren sich schmerzlich bewusst, dass ihr Land nicht nur am falschen Ende der Welt lag, sondern auch am falschen Ende Europas. [6]

Das alles änderte sich mit da Gamas aufsehenerregender Expedition. Zunächst aber sah es nicht gerade gut aus, als seine Schiffe zum ersten Mal

den Süden Afrikas erreichten.
Die Enttäuschung hatte
weniger mit den Bewohnern zu
tun, die sich in Tierhäute
kleideten und ihre Scham mit
einem Schurz bedeckten, oder
mit dem Proviant – das Fleisch
von Robben und Gazellen und
die Wurzeln von Kräutern zum
Kauen. Enttäuscht waren die
Ankömmlinge vielmehr, als sie
den Einheimischen Proben von
Zimt, Gewürznelken, Perlen,

Gold «und noch andere Dinge» zeigten. Die Einheimischen «verstanden nichts von den Waren, so wie Menschen, die so etwas noch nie gesehen hatten». [7]

Nachdem da Gama das Kap der Guten Hoffnung umrundet hatte und weiter nach Norden segelte, wendete sich das Blatt. In Malindi hörte er nicht nur von der Passage nach Osten,

sondern fand auch einen erfahrenen Piloten, der bereit war, ihn im Kampf gegen den Monsun zu unterstützen und nach Indien zu führen. Nach einer Fahrt von zehn Monaten ging da Gama vor dem Hafen von Calicut vor Anker.^[8] Ihm war gelungen, was Kolumbus nicht geschafft hatte: Er hatte einen Seeweg nach Asien gefunden.

Es gab vor Ort bereits Gemeinschaften von Kaufleuten aus Regionen, die nicht weit von der Heimat lagen; unter den ersten Stimmen, die die Portugiesen hörten, waren einige, die in einer vertrauten Sprache riefen: «Hol dich der Teufel!», platzte einer von zwei muslimischen Kaufleuten aus Tunis heraus, die Spanisch und Genuesisch sprachen. «Wer hat dich hierhergebracht?» Nach

dem Austausch der üblichen
Höflichkeitsfloskeln sagten sie
etwas, das Musik in den Ohren
da Gamas war: «Willkommen,
willkommen, willkommen! Viele
Rubine, viele Smaragde!
Danket Gott auf den Knien,
dass er euch in ein Land
gebracht hat, wo des Reichtums
so viel ist!»^[9]

Dennoch hatten die
Portugiesen ihre liebe Mühe zu

verstehen, was sie da zu sehen bekamen – ganz ähnlich wie Kolumbus. Tempel voller hinduistischer Gottheiten mit Kronen auf dem Kopf hielten sie für Kirchen, die mit den Abbildern christlicher Heiliger geschmückt waren; in dem Wasser, das bei Reinigungsritualen versprengt wurde, erkannten sie Weihwasser, das von christlichen Priestern verteilt

wurde.^[10] Geschichten darüber, wie der heilige Thomas, ein Jünger Jesu, nach Indien gelangt sei und dort viele zum Christentum bekehrt habe, kursierten seit langem in Europa und führten zu zahlreichen falschen Schlussfolgerungen, die da Gama auch von der Reise zurückbrachte. Eine davon war die Ansicht, dass es im Osten

des Landes viele christliche Königreiche gebe, die bereit seien, gegen den Islam zu kämpfen. Vieles von dem, was über die Erlebnisse der Entdecker im Osten berichtet wurde, entpuppte sich später als irreführend oder schlicht falsch. ^[11]

Die Verhandlungen mit dem Samorin, dem Herrscher Calicuts, stellten da Gama auf

eine harte Probe. Er sah sich gezwungen zu erklären, warum er – sofern der König von Portugal wirklich unvorstellbar reich war, «reicher als irgendein König in diesen Gegenden» – keinen Beweis für diese Schätze vorweisen konnte. Als er eine Auswahl von Hüten und Waschbecken sowie einige Korallenketten, Zucker und Honig präsentierte, lachten die Höflinge des Samorins ihn

aus: Nicht einmal der ärmste Händler aus Mekka, sagten sie, würde ihren Herrscher mit einer so jämmerlichen Auswahl von Geschenken beleidigen. ^[12]



[Bild vergrößern]

Die Portugiesen sahen sich in ihrer Bewegungsfreiheit eingeschränkt, weil ein großes Kontingent an Wachen argwöhnisch ihre Schritte verfolgte, «alle mit Schwertern, Streitäxten, Schilden, Bogen und Pfeilen bewaffnet». Da Gama und seine Männer fürchteten bereits das Schlimmste, als der Samorin ohne Vorankündigung bekannt gab, dass er es den Portugiesen

gestatte, ihre Waren an Land zu bringen und wenigstens Handel zu treiben. Eifrig füllten sie ihre Vorräte an Gewürzen und Handelswaren auf, um später zeigen zu können, was sie auf ihren Reisen entdeckt hatten, und begaben sich wieder auf die Heimfahrt. Was sie aus Indien mitbrachten, stellte die Welt auf den Kopf.

Die Rückkehr da Gamas nach einer zwei Jahre langen

historischen Reise wurde stürmisch gefeiert. Auf einer Zeremonie in der Lissaboner Kathedrale wurde Vasco da Gama ganz offen mit Alexander dem Großen auf eine Stufe gestellt, ein Vergleich, der von damaligen Autoren, nicht nur in Portugal, eifrig übernommen und wiederholt wurde.^[13] Dass da Gama Indien erreicht hatte, war ein großer Propagandasieg

für König Manuel, der diese Errungenschaft unverzüglich in einem Brief an Ferdinand und Isabella, seine Schwiegereltern, hinausposaunte. Mit unverhohlenem Entzücken beschrieb er, wie seine Männer «Zimt, Nelken, Ingwer, Nüsse und Pfeffer» mitgebracht hätten, zusammen mit anderen Gewürzen und Blumen, sowie «alle Sorten von [...] Edelsteinen». «Und weil wir

wissen», fügte er hämisch hinzu, «dass es Euren Hoheiten große Freude und Befriedigung bereiten würde, davon zu hören, haben Wir es für gut befunden, Euch diese Nachricht zu schicken.»^[14] Kolumbus sprach von einem Potenzial; da Gama hingegen hatte Resultate geliefert.

Den Herrschern von Spanien blieb jedoch ein gewisser Trost.

Nach der ersten Atlantiküberquerung hatten Ferdinand und Isabella den Papst dazu gedrängt, Spanien die Souveränität über sämtliche Territorien zu gewähren, die auf der anderen Seite des Ozeans entdeckt würden – ganz ähnlich wie es der Papst im Laufe des 15. Jahrhunderts wiederholt mit Blick auf die portugiesischen Expeditionen in Afrika getan hatte. Im Jahr

1493 wurden nicht weniger als vier päpstliche Bullen erlassen, die genau darlegten, wie mit den neuen Entdeckungen zu verfahren sei. Nach einigem Gezänk über die Frage, an welchem Längengrad genau die Trennlinie gezogen werden sollte, einigte man sich schließlich im Jahr 1494 auf den Vertrag von Tordesillas, der dreihundertsiebzig Leguas (etwa zweitausend Kilometer)

jenseits der Kapverdischen Inseln eine imaginäre Grenze errichtete. Eine «gerade Linie» solle gezogen werden, hieß es in dem Vertrag, «von Norden nach Süden, von Pol zu Pol, auf dem nämlichen Ozean, von der Arktis bis zur Antarktis». Alle Territorien westlich dieser Linie sollten Spanien gehören, alle östlich davon Portugal. ^[15]

Dreißig Jahre später sollte

sich die volle Bedeutung dieser Übereinkunft zeigen. Bis zum Jahr 1520 waren portugiesische Schiffe immer weiter nach Osten vorgestoßen, über Indien hinaus bis nach Malakka, zu den Gewürzinseln und nach Guangzhou. Unterdessen erkannten die Spanier nicht nur, dass sie mit Amerika gleich zwei neue Kontinente entdeckt hatten. Mit der erstaunlichen Expedition eines Seemannes,

der es geschafft hatte, den Pazifik zu überqueren und die Philippinen und Gewürzinseln zu erreichen, war ihnen die erste Weltumsegelung gelungen. Ironie der Geschichte: Jener Mann, der die Mission angeführt hatte, war Portugiese; er war jedoch von einem Land in Dienst gestellt worden, das bereit war, Versuche zu finanzieren, von Westen her zu den

Gewürzinseln zu gelangen. Und so wollte er die Inselgruppe nicht seinem Geburtsland, sondern dem Nachbarn und Erzrivalen sichern.^[16] Als Fernão de Magalhães, besser bekannt als Ferdinand Magellan, im Jahr 1519 zu dieser historischen Reise aufbrach und tatsächlich die Gewürzinseln erreichte, setzten sich Portugal und

Spanien erneut an den Verhandlungstisch. Ziel war es, sich auf eine Linie im Pazifik zu einigen, die der im Atlantik gezogenen Grenze entsprach. Die beiden iberischen Nachbarländer teilten den Globus unter sich auf; dabei hatten sie den Segen des Papstes – und damit auch den Segen Gottes. ^[17]

Der Rest von Europa musste sich nunmehr auf die wachsenden Reichtümer Spaniens und Portugals einstellen. Die Neuigkeit von da Gamas Rückkehr im Jahr 1499 wurde in Venedig mit einer Mischung aus Bestürzung, Trübsinn und Hysterie aufgenommen: Ein lautstarker Redner verkündete, dass die Entdeckung eines Seeweges nach Indien über Südafrika

nicht weniger als das Ende der Stadt bedeute.^[18] Es lasse sich nicht vermeiden, prophezeite Girolamo Priuli, dass Lissabon Venedig als Handelszentrum Europas ablösen werde: «Es besteht kein Zweifel daran», schrieb er, «dass die Ungarn, die Deutschen, die Flamen und die Franzosen und alle Völker jenseits der Berge, die bisher nach Venedig kamen, um mit

ihrem Geld Gewürze zu kaufen,
sich jetzt nach Lissabon
wenden werden.» Für Priuli
lagen die Gründe auf der Hand.
Es sei allgemein bekannt,
notierte er in seinem Tagebuch,
dass Waren, die Venedig auf
dem Landweg erreichten,
endlose Kontrollstellen
passierten, an denen Zölle und
Abgaben bezahlt werden
mussten; durch den
Seetransport seien die

Portugiesen imstande, die Waren zu Preisen anzubieten, mit denen Venedig nicht einmal annähernd konkurrieren könne. Die Zahlen sprächen für sich: Venedig sei zum Untergang verurteilt. ^[19] Andere kamen zu ähnlichen Schlussfolgerungen. Auch Guido Detti, ein florentinischer Kaufmann mit Sitz in Portugal, war Anfang des

16. Jahrhunderts davon
überzeugt, dass die Venezianer
die Kontrolle über den
Handelsverkehr verlieren
würden. Die Bewohner von
Venedig, merkte er trocken an,
würden wieder als Fischer
arbeiten müssen; die Stadt
werde in der Lagune versinken,
aus der sie sich erhoben habe.

[20]

Das Raunen über den
Niedergang von Venedig war

fehl am Platz, zumindest vorerst. Nüchternere Stimmen wiesen darauf hin, dass die Öffnung eines Seewegs nach Osten mit erheblichen Risiken verbunden war. Viele portugiesische Schiffe kamen nie wieder zurück. Weniger als die Hälfte der hundertvierzehn Schiffe, die die Südspitze Afrikas umrundet hätten, seien wieder heimgekehrt, teilte der venezianische Staatsmann

Vicenzo Querini im Jahr 1506 dem Senat mit. «Neunzehn sind mit Sicherheit verloren, so gut wie alle mit Gewürzen voll beladen, und von weiteren vierzig fehlt jede Spur.»^[21]

Dennoch schickte Venedig schon bald Gesandte in das muslimische Ägypten, um die Möglichkeiten einer Zusammenarbeit gegen die Portugiesen zu erörtern. Man

sprach über gemeinsame
Militäroperationen und
überlegte sogar – indem man
den Bau des Suezkanals
Jahrhunderte später womöglich
vorausahnte –, ob man einen
Wasserweg zum Roten Meer
graben könne oder sollte, damit
«so viele Schiffe und Galeeren,
wie man wollte», die Passage
durchqueren konnten. [22]

Die Portugiesen waren zwar

überzeugt, dass die gegen sie gerichteten Operationen im Roten Meer und vor der indischen Küste zu Beginn des 16. Jahrhunderts das Resultat eines großen Bündnisses waren, das von Venedig ausging, doch in Wirklichkeit brauchten die Ägypter keinen Ansporn, um die eigenen Seewege kontrollieren zu wollen. Dass immer mehr portugiesische Schiffe

auftauchten, war keineswegs willkommen, nicht zuletzt weil die Neuankömmlinge ihrerseits extrem aggressiv vorgingen. Einmal brachte Vasco da Gama selbst ein Schiff mit Hunderten Muslimen an Bord auf, die von einer Pilgerfahrt nach Mekka zurückkehrten. Die verzweifelten Angebote der Besatzung, Lösegeld zu zahlen, ignorierte er einfach und befahl, das Schiff in Brand zu

stecken. Ein Beobachter schwor: «Was hier geschah, werde ich mein Leben lang nicht mehr vergessen.» Frauen hielten ihren Schmuck hoch und flehten um Gnade vor den Flammen oder vor dem Wasser, andere hielten ihre kleinen Kinder hoch, um sie zu schützen. Da Gama sah teilnahmslos zu, «grausam und ohne jedes Mitgefühl», wie auch der letzte Passagier und

Seemann vor seinen Augen
ertrank. [23]

Angriffe auf Hafenstädte und
strategisch wichtige Punkte
beunruhigten Ägypten sehr.
Dschidda, der nächste Hafen
von Mekka, wurde 1505
angegriffen; nicht lange danach
wurden Maskat und Qalhat,
Schlüsselstellen im Persischen
Golf, geplündert und die
dortigen Moscheen

niedergebrannt. [24]

Beunruhigend war auch, dass die Portugiesen offenbar darüber nachdachten, ein Netzwerk von Stützpunkten auf einer Kette zu errichten, die bis nach Lissabon reichen sollte. Nichts sei wichtiger, argumentierte der Kommandant und Entdeckungsreisende Francisco de Almeida im Jahr

1505, «als eine Burg an der Mündung des Roten Meeres oder nicht weit davon entfernt zu besitzen», denn so würden «alle in Indien die närrische Vorstellung ablegen, dass sie mit jemand anderem als uns Handel treiben könnten».[25]

Angesichts von Gewalt und Drohgebärden schickte der Sultan in Kairo Geschwader aus, die im Roten Meer und an

dessen Zufahrten patrouillieren und, wenn nötig, direkt in Aktion treten sollten. ^[26] Einige portugiesische Befehlshaber beschlossen daraufhin, ihre Taktik zu ändern. Die Schiffe würden unnötig einer Gefahr ausgesetzt, sagte einer von ihnen dem portugiesischen König. Es sei besser, Forts aufzugeben, die man an sensiblen Punkten wie auf der

Insel Sokotra an der Mündung
des Roten Meeres errichtet
habe, und stattdessen
freundschaftliche Beziehungen
zu Ägypten zu pflegen.^[27]

Die erste Welle der
portugiesischen Entdeckungen
war mit prahlerischer Gewalt
und grausamer Intoleranz
einhergegangen. Es dauerte
jedoch nicht lange, bis sich die
Lage beruhigte und das

großspurige Beharren auf dem Triumph des Christentums und dem Niedergang des Islam einem nüchterneren und realistischeren Ansatz wich. In Anbetracht der üppigen kommerziellen Möglichkeiten wurde die Haltung gegenüber dem Islam, dem Hinduismus und dem Buddhismus rasch nachgiebiger – wie schon in den Kreuzfahrerstaaten, als an die Stelle hochtönender Reden die

Erkenntnis trat, dass eine zahlenmäßig hoffnungslos unterlegene Minderheit einen Modus Vivendi mit der einheimischen Bevölkerung finden muss, um das eigene Überleben zu sichern.

Das galt für beide Seiten. Rivalisierende Herrscher in Indien und an Orten wie Macau und auf der Malaiischen Halbinsel waren allzu gern bereit, den europäischen

Kaufleuten gute Handelsbedingungen anzubieten, um dafür zu sorgen, dass zusätzliche Einkünfte ihnen zugutekamen, nicht ihren Rivalen.^[28] Dabei war es im Interesse aller Beteiligten, Unterschiede im Glauben so weit wie möglich herunterzuspielen. Dennoch hatten manche Beteiligte immer noch große Pläne. Afonso de

Albuquerque etwa mutmaßte, dass die Eroberung Malakkas dazu führen würde, dass «Kairo und Mekka zugrunde gingen und Venedig keine Gewürze mehr beschaffen könne, abgesehen von dem, was Händler in Portugal kaufen konnten». Er schickte sich an, die muslimische Bevölkerung der Stadt niederzumachen, was letztlich nur den Handel beeinträchtigte und eine

Atmosphäre der Feindseligkeit und des tiefen Misstrauens schuf.^[29] Die Herrscherfamilie zog sich zurück und gründete in Perak und Johor neue Sultanate, die angesichts des unablässigen Wettbewerbs seitens der europäischen Mächte die Richtung vorgaben.^[30] Im Großen und Ganzen jedoch entwickelte sich die Entdeckung des Seewegs nach

Osten, im Gegensatz zur Entdeckung Amerikas, zu einer Geschichte der Kooperation, nicht etwa der Eroberung. Eine enorme Zunahme des Handels von Ost nach West war die Folge.

Nun, da Europa unter dem Gewicht der Schätze, die aus Amerika herangeschafft wurden, beinahe zusammenbrach, schnellte die

Kaufkraft für Luxusartikel aus
Asien dramatisch in die Höhe.
Schon bald quollen die
Geschäfte in Lissabon,
Antwerpen und an anderen
Umschlagplätzen in Europa
über vor chinesischem
Porzellan und Seidenstoffen.

[31] Die bei weitem wichtigsten
Importartikel waren jedoch
Gewürze, sowohl was die
Menge als auch was die

Nachfrage anging. Pfeffer, Muskatnuss, Gewürznelken, Weihrauch, Ingwer, Sandelholz, Kardamom und Kurkuma waren in Europa seit der Zeit des Römischen Reiches hochgeschätzte Zutaten, die als Würzmittel ebenso wie für ihre medizinische Wirkung gepriesen wurden.

Beispielsweise galt Zimt als gesund für Herz, Magen und Kopf, und man nahm an, dass er

bei der Heilung von Epilepsie
und Ohnmachtsanfällen half.
Muskatnussöl wurde als Arznei
für Durchfall und Erbrechen
eingesetzt sowie zur
Behandlung einer
gewöhnlichen Erkältung.
Kardamomöl beruhigte den
Darm und linderte Blähungen.
[32] In einem arabischen
Ratgeber, der im
Mittelmeerraum verfasst

wurde, empfahl ein Kapitel unter der Überschrift «Rezepte zur Steigerung der Dimensionen kleiner Vertreter und zu deren Verbesserung» das Einreiben der intimen Stellen mit einer Mischung aus Honig und Ingwer.

Versprochen wurde ein so starker Effekt und ein solches Vergnügen, dass die Geschlechtspartnerin des Mannes «dagegen protestieren

werde, dass er von ihr
herabsteigt». [33]

Der Wettbewerb um die
Belieferung dieser neu
geschaffenen Märkte war
heftig. Ungeachtet der Panik,
die in Venedig auf die
Nachricht von Vasco da Gamas
erster Expedition folgte,
wurden die altbewährten
Routen nicht von heute auf
morgen abgelöst. Allenfalls

blühten sie dank der steigenden Nachfrage in Europa sogar auf: Damals wie heute scherten sich die Verbraucher wenig darum, auf welchem Weg die Waren auf den Markt gelangten; das Einzige, was zählte, war der Preis.

Kaufleute beobachteten sich gegenseitig und dokumentierten, was gekauft wurde und zu welchem Preis.

Die Portugiesen stellten Händler wie Matteo Becudo in der Levante an, um die Größe der Karawanen und Konvois aus Ägypten und Damaskus auf dem Land- und Seeweg auszukundschaften. Er sollte über die Mengen der Waren, die sie mit sich führten, Bericht erstatten. Gerüchte über Missernten, über verlorengegangene vollbeladene Schiffe oder

politische Unruhen konnten
tagtäglich die Preise
beeinflussen – jede Form von
Spekulation war somit eine
heikle Angelegenheit. Je
nachdem, wann die
Gewürzflotte auslief, konnte
der Vorrat an Gütern drastisch
schwanken, sodass sich der
Markt zugunsten der Kaufleute
im östlichen Mittelmeer
verschob, die besseren Zugang
zu Informationen hatten und

nicht auf derart riskante
Routen wie die Umfahrung
Afrikas angewiesen waren. [34]

Die Entscheidung, auf welche
Handelsware man setzte, war
eine nervenaufreibende
Angelegenheit. Im Jahr 1560
verfolgte Alessandro Magno,
ein junger Kaufmann aus
Venedig, wie der Pfefferpreis in
Alexandria binnen weniger
Tage um zehn Prozent anstieg.

Daraufhin stornierte er seine laufenden Bestellungen und investierte sein Kapital stattdessen in Gewürznelken und Ingwer. So wollte er vermeiden, dass er in eine Blase geriet, die ihn unter Umständen nicht nur seine Gewinnmarge, sondern sein ganzes Kapital kosten konnte. Als Zwischenhändler war er darauf angewiesen, dass er die richtigen Waren zu Preisen

kaufen konnte, die seine Kunden wiederum bereit waren zu zahlen. [35]

Bei den Tausenden Tonnen an Gewürzen, vor allem Pfeffer, die Jahr für Jahr nach Europa gelangten, wurde ein Handelsfeld, das bislang einer Elite vorbehalten gewesen war, rasch Bestandteil des kulturellen und kommerziellen Routinegeschäfts, dessen

Motor der Massenmarkt und die Massennachfrage war. Das hohe Gewinnpotenzial erklärt, weshalb sich die Portugiesen anschickten, eine eigene Seidenstraße aufzubauen, indem sie eine Kette von Hafenstädten und Posten errichteten. So verbanden sie Lissabon mit der Küste von Angola, Mosambik und Ostafrika und darüber hinaus in einem weitläufigen Netz aus

Handelsposten mit ständigen Kolonien, die sich von Indien bis zur Straße von Malakka und den Gewürzinseln erstreckten. Damit hatten die Portugiesen einen beachtlichen Erfolg – binnen weniger Jahrzehnte nach Vasco da Gamas großer Seereise nahm der Anteil der portugiesischen Staatseinnahmen aus dem Gewürzhandel beträchtlich zu.

Dennoch standen schwere Aufgaben bevor, nicht zuletzt weil andere entschlossen waren, sich ebenfalls einen Anteil an dem Markt zu sichern. Nachdem die Osmanen im Jahr 1517 nach einer Phase der Unruhen im Nahen und Mittleren Osten Ägypten unter ihre Kontrolle gebracht hatten, entpuppten sie sich als die dominierende Macht im östlichen Mittelmeerraum – und

als große Gefahr für Europa.
«Nun, da der allergrässlichste
Türke Ägypten und Alexandria
und das ganze Oströmische
Reich erobert hat», schrieb
Papst Leo X., «wird er nicht nur
Sizilien und Italien begehren,
sondern die ganze Welt.»^[37]

Das Gefühl der Bedrohung
nahm mit den militärischen
Erfolgen der Osmanen auf dem
Balkan und einem ominösen

Vorstoß ins Herz Europas noch zu. Ein Zusammenstoß stehe bevor, der das Schicksal der Welt entscheiden werde, schrieb der große Philosoph Erasmus in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts in einem Brief an einen Freund, «denn die Welt kann es nicht länger dulden, dass zwei Sonnen am Himmel stehen». Die Zukunft, sagte er voraus, werde entweder den Muslimen oder

den Christen gehören; nicht aber beiden zugleich.^[38]

Erasmus irrte sich – genau wie seine Kollegen in der osmanischen Welt, deren Prophezeiungen ebenso eindeutig waren: «Wie es im Himmel nur einen Gott gibt, so kann es auch nur ein Reich auf Erden geben.»^[39] Es kam nicht zu einem Kampf um Leben und Tod, auch wenn das Heer, das

im Jahr 1526 nach dem türkischen Sieg gegen eine eilends bei Mohács im Süden Ungarns aufgestellte westliche Streitmacht bis nach Mitteleuropa eindrang und eine Welle von Panik auslöste. Es entstand jedoch eine intensive und langjährige Rivalität, die bis in den Indischen Ozean, das Rote Meer und den Persischen Golf reichte.

Vor Selbstvertrauen

strotzend, scheuten die Osmanen keine Kosten, um ihre wirtschaftliche Stellung in ganz Asien zu stärken. Ein Netz aus Agenten für den Einkauf wurde geknüpft, und eine Reihe von Forts wurde restauriert und weiter befestigt, um die Seewege im Mittelmeer, im Roten Meer und im Persischen Golf zu schützen. Dank einer Modernisierung der Straßen, die vom Golf landeinwärts über

Basra in die Levante führten, wurde diese Route so zuverlässig, sicher und schnell, dass sogar die Portugiesen sie für ihre Kommunikation mit Lissabon nutzten. ^[40]

Führt man sich vor Augen, dass die Osmanen regelmäßig gewaltsam gegen die Portugiesen vorgingen, erscheint das noch überraschender. Im Jahr 1538

führten die Osmanen einen massiven Angriff gegen das portugiesische Fort bei Diu im Nordwesten Indiens und griffen mehrfach portugiesische Schiffe an.^[41] Der Kapitän Sefer feierte Mitte des 16. Jahrhunderts eine Reihe von Erfolgen, die so spektakulär waren, dass eine Belohnung auf seinen Kopf ausgesetzt wurde. Die

Osmanen würden «unablässig reicher durch die Beute, die sie den Portugiesen abnehmen», jammerte ein europäischer Kapitän, als er bemerkte, dass Sefers Flotte wuchs und wuchs. Denke man daran, wie erfolgreich er schon mit einer kleinen Zahl von Schiffen gewesen sei, «wie viel mehr Schwierigkeiten wird er uns machen, und wie viel größere Schätze wird er [nach Hause]

schicken, wenn er dreißig
hat»?^[42] Die Osmanen
erwiesen sich als
ernstzunehmende Gegner: Ein
weiterer portugiesischer
Augenzeuge hielt im Jahr 1560
fest, dass jedes Jahr Millionen
Pfund an Gewürzen nach
Alexandria gelangten (der
wichtigste Umschlagplatz im
östlichen Mittelmeer für Waren
aus dem Osten); «es ist kein

Wunder», beklagte er sich,
«dass so wenig nach Lissabon
kommt». [43]

Inzwischen gingen die
Gewinne aus dem
Gewürzhandel bereits spürbar
zurück. Manche Portugiesen
waren veranlasst, sich von den
Gewürzen zu verabschieden
und in andere asiatische Waren
und Produkte zu investieren,
vor allem in Baumwolle und

Seide. Diese Verschiebung zeichnete sich Ende des 16. Jahrhunderts deutlich ab, als Textilien in immer größeren Mengen nach Europa importiert wurden. ^[44]

Damalige Kommentatoren deuteten an (und einige moderne Historiker stimmen dem zu), dass dies auch eine Folge der Korruption gewesen sei, die unter portugiesischen,

am Gewürzhandel beteiligten Beamten verbreitet war, sowie eine Folge unkluger Entscheidungen seitens der Krone, sowohl was die allzu hohen Steuern auf Importe als auch was den Aufbau eines ineffizienten Verteilernetzes in Europa betraf. Der Konkurrenz des Osmanischen Reiches war es gelungen, die Portugiesen – und deren Gewinnmargen – massiv unter Druck zu setzen.

Im Kern ging es bei dieser Rivalität im Indischen Ozean und anderswo darum, sich maximale Steuereinnahmen aus dem Handel mit Waren zu sichern, die zu reichen Käufern in Europa gelangten. Die osmanischen Erfolge brachten stattliche Dividenden ein. Der Warenverkehr, der die Häfen am Roten Meer, Persischen Golf und Mittelmeer passierte,

nahm zu, und so füllten sich auch die Truhen in Konstantinopel. Auch die Nachfrage im Inland trug dazu bei, dass die Regierungseinnahmen stiegen.

[46] Die jährlichen Geldeinzahlungen wuchsen im Laufe des 16. Jahrhunderts deutlich, was wiederum den sozialen und wirtschaftlichen Wandel nicht nur in den

Städten, sondern auch auf dem Land vorantrieb. [47]

Somit brach nicht nur in Europa ein Goldenes Zeitalter an. Im ganzen Osmanischen Reich, vom Balkan bis nach Nordafrika, wurden gewaltige Bauprojekte in Angriff genommen, finanziert durch beständig steigende Steuereinnahmen. Besonders aufsehenerregende Projekte

entwarf etwa Sinan, der
Architekt des Sultans Suleiman
des Prächtigen, der von 1520
bis 1566 regierte und dessen
Beiname allein schon den Geist
und Überfluss der Zeit
wiedergibt. Sinan baute unter
der Herrschaft von Suleiman
und dessen Sohn, Selim II.,
mehr als achtzig große
Moscheen, sechzig Medressen,
zweiunddreißig Paläste,
siebzehn Hospize und drei

Krankenhäuser sowie unzählige
Brücken, Aquädukte,
Badehäuser und Warenhäuser.
Die Selimiye-Moschee, die von
1564 bis 1575 in Edirne (im
heutigen Nordwesten der
Türkei) errichtet wurde, war
ein herausragendes Beispiel für
architektonischen Wagemut
und brillante Baukunst – «der
Bewunderung durch die
Menschheit würdig», wie ein
Zeitgenosse es formulierte. Sie

war aber zugleich ein Manifest des religiösen Ehrgeizes: «Die Völker der Welt» hätten einst behauptet, dass es nicht möglich sei, «in den Ländern des Islam» ein so großes Kuppelgebäude wie die Hagia Sophia in Konstantinopel zu bauen. Die Moschee in Edirne bewies, dass sie sich geirrt hatten. [48]

In Persien war ein

vergleichbarer Anstieg der Ausgaben für Prachtbauten und bildende Kunst zu beobachten, man wetteiferte also auch dort mit der kulturellen Blüte in Europa. Unter der Dynastie der Safawiden war aus den Trümmern des Reiches von Timur, das nach seinem Tod Anfang des 15. Jahrhunderts zerfallen war, ein neues Reich entstanden. Es erreichte seinen Höhepunkt unter der

Herrschaft von Schah Abbas I.
(1588–1629), der ein
erstaunlich ehrgeiziges
Aufbauprogramm in Isfahan, im
Zentrum des heutigen Iran,
beaufsichtigte. Alte
Marktplätze und dunkle Gassen
wurden entfernt und durch
Geschäfte, Bäder und
Moscheen ersetzt, die nach
einem sorgfältig
ausgearbeiteten Plan errichtet
wurden. Umfassende

Kanalbauten sorgten dafür, dass die Stadt reichlich mit Wasser versorgt werde – unerlässlich für den Bagh-i Naqsch-e Dschahan, «den die Welt schmückenden Garten», ein Meisterwerk der Gartenbaukunst, mitten im Zentrum. Die Masdsched-e-Schah-Moschee sollte genau wie Edirne ein Prachtbau werden, der sich mit den schönsten der islamischen Welt

messen konnte. Wie ein Zeitgenosse kommentierte, schuf der Schah in Isfahan «ein Paradies mit bezaubernden Gebäuden, Parks, in denen der Duft der Blumen den Geist anregte, und Strömen und Gärten». [49]

Bücher, Kalligraphie und die visuellen Künste – allen voran die Miniaturmalerei – blühten in einer Kultur auf, die

selbstbewusst, wissbegierig und zunehmend international war. Traktate erklärten, wie man ein gutes Kunstwerk zustande brachte, die Schrift *Qanun al-Suvar* etwa tat dies sogar in witzigen rhythmischen Versen. Man möge im Hinterkopf behalten, mahnte der Autor den Leser, dass es zwar gut und schön sei, wenn jemand die Kunst der Malerei beherrschen wolle, man aber

nicht vergessen dürfe, «dass natürliche Begabung, wenn man wahre Meisterschaft auf diesem Feld erwerben will, ein wesentlicher Aspekt ist». [50]

Der Wohlstand trug dazu bei, dass sich neue Horizonte eröffneten. Die Karmelitermönche in Isfahan waren imstande, dem Schah eine persische Übersetzung des Buchs der Psalmen zu

schenken, die dankbar
angenommen wurde; Papst
Paul V. schickte eine Reihe
mittelalterlicher Illustrationen
aus der Bibel, über die sich der
Schah so sehr freute, dass er
persische Bildunterschriften in
Auftrag gab, die erklärten, was
die Szenen zeigten. Es war eine
Zeit, in der die Juden in der
Region Kopien der Thora auf
Persisch anfertigten, allerdings
mit hebräischen Buchstaben –

ein Zeichen der religiösen Toleranz, aber auch der kulturellen Selbstsicherheit Persiens in der Phase des Aufschwungs. ^[51]

Das Osmanische und das Persische Reich verdienten beide erheblich an den Transitgebühren und Importzöllen auf Waren, die aus dem Osten kamen – und natürlich an den heimischen

Gütern und Erzeugnissen, die unter den Neureichen in Europa sehr gefragt waren, von den Königshäusern bis hin zu Kaufmannsfamilien, von den Günstlingen bei Hofe bis hin zu gutsituierten Bauern. Aber auch wenn der Nahe und Mittlere Osten von dem Strom an Gold, Silber und anderen Schätzen profitierte, der aus Amerika über den Atlantik floss, so waren die Hauptnutznießer

doch jene Orte, aus denen der größte Teil der Exportartikel stammte: Indien, China und Zentralasien.

Europa wurde zu einer Verrechnungsstelle für Edelmetall, das aus sagenhaft reichen Quellen wie der Mine bei Potosi kam. Die hoch in den Anden im heutigen Bolivien liegende Mine entpuppte sich als das größte Einzelsilbervorkommen der

Geschichte. Ein Jahrhundert lang lieferte sie über die Hälfte der weltweiten Produktion. [52]

Ein Amalgamierungsverfahren mit Hilfe von Quecksilber wurde entwickelt, sodass der Abbau des Edelmetalls billiger, schneller und noch gewinnbringender wurde. [53]

Diese Entdeckung beschleunigte die Umverteilung der Ressourcen

von Südamerika über die Iberische Halbinsel weiter bis nach Asien.

Das Edelmetall wurde eingeschmolzen und zu Münzen geprägt, die in erstaunlich großen Mengen nach Osten wanderten. Von der Mitte des 16. Jahrhunderts an wurden jedes Jahr Hunderte Tonnen Silber nach Asien exportiert, um damit die begehrten orientalischen

Waren und Gewürze zu bezahlen.^[54] Eine Einkaufsliste aus Florenz in den 1580er Jahren veranschaulicht, wie groß der Appetit geworden war. Der Großherzog Francesco de Medici stattete Filippo Sassetti, einen florentinischen Kaufmann, der in Kürze nach Indien reisen wollte, mit großzügigen Mitteln und detaillierten Anweisungen

aus, um eine ganze Palette exotischer Waren einzukaufen. Auftragsgemäß bekam er Umhänge, Textilien, Gewürze, Saatgut und Wachsmodelle von Pflanzen – eine persönliche Leidenschaft des Großherzogs und seines Bruders, Kardinal Ferdinando – sowie eine Reihe von Arzneien, darunter ein Medikament gegen den Biss giftiger Schlangen.^[55] Eine

solche Neugier war
charakteristisch für mächtige
und gebildete Männer jener
Zeit.

Europa und der Nahe Osten
hatten einen neuen Glanz
erhalten seit den
Entdeckungen, die man in
Amerika und nach der Öffnung
des Seewegs entlang der
afrikanischen Küste gemacht
hatte. Nirgendwo aber

leuchtete die Sonne heller als
in Indien. Die Phase nach
Kolumbus'

Atlantiküberquerung
korrespondierte mit einer
Phase der Konsolidierung in
einem Reich, das sich seit dem
Tod Timurs aufgelöst hatte. Im
Jahr 1494 erbte Babur, einer
seiner Nachfahren, Ländereien
im zentralasiatischen Ferghana-
Tal und machte sich daran, sie
auszudehnen. Zunächst

konzentrierte er sich auf Samarkand – mit kurzfristigem Erfolg. Nachdem usbekische Rivalen ihn wieder aus der Stadt vertrieben hatten, marschierte er nach Süden und lenkte sein Augenmerk, nach jahrelangen Kämpfen ohne größeres Ergebnis, schließlich in eine ganz andere Richtung. Er machte sich zum Herrn von Kabul und brachte dann Delhi unter seine Kontrolle, indem er

die tyrannische Lodi-Dynastie verjagte, die extrem unbeliebt war, weil sie die hinduistische Bevölkerung regelmäßig und grausam verfolgt hatte. ^[56]

Trotz anfänglicher Bedenken hätte der Zeitpunkt für Baburs Schwenk nach Süden nicht günstiger sein können. Binnen kurzer Zeit wurde aus dem neuen Herrschaftsgebiet ein mächtiges Reich. Die Eröffnung

neuer Handelsrouten und die enorme Kaufkraft Europas führten dazu, dass unvermittelt große Mengen an Hartwährung nach Indien strömten. Ein beträchtlicher Teil davon wurde beim Kauf von Pferden ausgegeben. Schon aus dem 14. Jahrhundert sind Berichte überliefert, denen zufolge jedes Jahr Tausende Pferde von Händlern in Zentralasien

verkauft wurden.^[57] Pferde aus den Steppengebieten waren beliebt, nicht zuletzt weil sie größer – und besser genährt – waren als jene, die auf dem Subkontinent selbst aufgezogen wurden. Die Letzteren waren «von Natur aus so klein, dass ein Mann, wenn er auf ihnen sitzt, mit den Füßen fast den Boden berührt».^[58] Große Mengen an

europäischem Silber wurden für den Erwerb der besten Rassepferde aufgewandt, für das eigene Prestige, für die soziale Differenzierung und für zeremonielle Anlässe – ungefähr so wie das Geld, das unlängst in Erdölstaaten floss, für die schönsten Schlitten ausgegeben wurde: Ferraris, Lamborghinis und andere Nobelkarossen.

Mit dem Pferdehandel konnte

man gutes Geld verdienen. Das war eines der ersten Dinge, die den Portugiesen auffielen, als sie in den Persischen Golf und in den Indischen Ozean vordrangen. Zu Beginn des 16. Jahrhunderts schickte man Berichte nach Hause, in denen aufgeregt von der Nachfrage nach reinrassigen arabischen und persischen Pferden berichtet wurde wie auch über die hohen Preise, die indische

Fürsten bereit waren, für sie zu zahlen. Die Portugiesen beteiligten sich so stark an dem lukrativen Geschäft des Pferdetransports, dass dieser sogar den technologischen Fortschritt anstieß: Sie bauten Schiffe wie die *Nau Taforeia*, die eigens für den Transport von Pferden entwickelt worden waren. [59]

Die meisten Pferde kamen

aus Zentralasien. Ein Zeitgenosse berichtete von extrem hohen Gewinnspannen, als die Nachfrage das Angebot weit übertraf und die Preise merklich anstiegen.^[60] Höhere Einnahmen ermöglichten Investitionen in den Bau von Brücken, eine Verbesserung der Karawansereien und die Sicherung der Hauptrouten nach Norden. In der Folge

erlebten die Städte Zentralasiens eine weitere Blüte des Lebens und der Pracht.^[61] Selbst die Infrastruktur, die nötig war, um den Pferdehandel zu unterstützen, erwies sich als lukrativ. Ein geistesgegenwärtiger Geldgeber investierte in den Bau von Raststationen entlang der Hauptrouten und gründete

Mitte des 16. Jahrhunderts im Laufe von fünfzehn Jahren über tausendfünfhundert davon. Der anschwellende Geldstrom, der in die Region floss, wird sogar im Guru Granth Sahib erwähnt, der heiligen Schrift der Sikhs, in der das Weltliche und Kommerzielle Hand in Hand mit dem Spirituellen geht: Kauft Waren, die von Dauer sind, rät der Guru seinen Anhängern; und führt stets genau Buch

darüber, denn dies ist ein
Mittel der hohen Wahrheit. [62]

Städte, die günstig gelegen
waren für große Pferdemärkte,
erlebten einen regelrechten
Boom, auch Kabul. Die
wichtigste Stadt, die damals
aufblühte, war jedoch Delhi, das
dank seiner Lage in Reichweite
des Hindukusch rasch wuchs.
In dem Maße, wie die
kommerzielle Bedeutung der

Stadt zunahm, nahm auch die Bedeutung ihrer Herrscher zu.

[63] Schnell entwickelte sich eine florierende lokale Textilindustrie, die Stoffe herstellte, die in ganz Asien und darüber hinaus sehr beliebt waren – ein Prozess, der von der Mogul-Verwaltung sorgsam gefördert wurde. [64]

Binnen kurzem dehnte sich ein mächtiges Reich aus, das

mit Hilfe finanzieller Ressourcen eine Region nach der anderen ausschaltete und sie zu einem Staatswesen vereinte. Im Laufe des 16. Jahrhunderts trieben Babur und anschließend sein Sohn Humajun und sein Enkel Akbar I. die enorme territoriale Ausdehnung des Mogulreichs voran, das sich um 1600 vom Gujarat an der Westküste Indiens bis zum Golf von

Bengalen und von Lahore im Punjab bis tief in das Herz Indiens erstreckte. Dabei handelte es sich keineswegs um eine Eroberung um der Eroberung willen. Vielmehr ging es darum, eine Reihe einzigartiger Voraussetzungen zu nutzen, um die Kontrolle über Städte und Regionen zu übernehmen, die üppige und rasch wachsende Einkommensströme in Aussicht

stellten und damit ein aufstrebendes Reich stützen und stärken konnten. Wie ein portugiesischer Jesuit in einem Brief an seinen Orden in der Heimat schrieb, machte die Eroberung des Gujarat und Bengalens, die beide eine Fülle geschäftiger Städte und fetter Steuerpfründe zu bieten hatten, Akbar zum Herrn über die «Perle Indien».^[65] Jeder

neue Landgewinn lieferte dem Zentrum neue Macht und erhöhte seine Schlagkraft.

Die Moguln führten neue Ideen, Geschmacksrichtungen und Stile ein. Die Miniaturmalerei, die lange bei den Mongolen und den Timuriden beliebt war, wurde nunmehr von den neuen Herrschern gefördert, die Meister der Kunst aus nah und fern zu sich holten, um eine

aufblühende Schule der darstellenden Künste zu begründen. Ringwettkämpfe kamen in Mode, genau wie der Taubensport, beides beliebte Arten des Zeitvertreibs aus Zentralasien. [66]

Die Innovationen in der Architektur und im Gartenbau waren noch stärker ausgeprägt. Schon bald zeigte sich der Einfluss der in Samarkand

entworfenen und
perfektionierten Gebäude und
Landschaften im ganzen Reich.
Die Ergebnisse kann man noch
heute bewundern. Humajuns
prächtiges Grabmal in Delhi ist
nicht nur ein Meisterwerk der
timuridischen Baukunst,
errichtet von einem
Architekten aus Buchara,
sondern auch das Zeugnis einer
neuen Ära der indischen

Geschichte.^[67] Neue Stile des Gartenbaus veränderten die künstlich angelegte Landschaft und ihre Beziehung zur Umgebung, wobei sie stark von Methoden und Vorstellungen aus Zentralasien beeinflusst waren.^[68] Lahore blühte mit großartigen neuen Monumenten und sorgfältig geplanten offenen Räumen regelrecht auf.^[69] Die Moguln

gestalteten mit Hilfe der enormen Ressourcen, die ihnen zur Verfügung standen, und dem entsprechenden Rückenwind das Reich nach ihren Vorstellungen. Dabei scheuten sie weder Mühe noch Kosten.

Die erstaunliche Stadt Fatehpur Sikri, die in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts als neue Hauptstadt des Reiches

errichtet wurde, vermittelt ein klares Bild von den scheinbar unbegrenzten Ressourcen und imperialen Ambitionen des geschäftigen Herrscherhauses. Eine herrlich gestaltete Reihe von Höfen und Gebäuden aus rotem Sandstein kombinierte Stile aus Persien und Zentralasien mit jenen aus Indien, sodass daraus ein prächtiger Hof entstand, in dem der Herrscher seine Besucher

empfangen und ihnen seine Macht eindrucksvoll vor Augen führen konnte. [70]

Das berühmteste Bauwerk, das den enormen Reichtum bezeugte, der aus Europa ins Land strömte, war das Mausoleum, das Schah Jahan im 17. Jahrhundert für seine Frau Mumtaz errichten ließ. Aus Anlass ihres Todes ließ Jahan große Mengen an

Lebensmitteln und Geld an die Armen verteilen. Nachdem ein geeigneter Ort für die Ruhestätte gefunden war, wurden nach heutiger Währung Millionen von Euro für den Bau eines eindrucksvollen Gebäudes mit einer Kuppel ausgegeben, bevor weitere Millionen aufgewandt wurden, als eine goldene Trennwand und Kuppeln, die mit Emailarbeit

von höchster Qualität und Unmengen an Gold verziert waren, hinzugefügt wurden. Man errichtete Pavillons «umgeben von hervorragenden Baldachinen» auf beiden Seiten des Mausoleums, um das herum anschließend Gärten angelegt wurden. Der Stiftung sprach man ein Einkommen aus den benachbarten Märkten zu, um zu gewährleisten, dass das Gebäude auch in Zukunft

ordentlich instand gehalten wurde. [71]

Für viele ist das Taj Mahal das romantischste Bauwerk auf der ganzen Welt, eine außergewöhnliche Demonstration der Liebe eines Mannes zu seiner Frau. Aber es steht auch für etwas anderes: den globalisierten, internationalen Handel, der dem Mogul-Herrscher

unermesslichen Reichtum
verschaffte und ihn überhaupt
erst in die Lage versetzte, eine
so spektakuläre Geste
gegenüber seiner geliebten
Frau in Erwägung zu ziehen.
Diese Fähigkeit wiederum
gründete auf tiefgreifenden
Verschiebungen in der
Weltachse, denn die große Zeit
Europas und Indiens ging
zulasten Amerikas.

Der überschwängliche

Ausdruck des Kummers über den Tod der Frau findet eine Parallele in dem Kummer, der nicht allzu lange davor auf der anderen Seite des Erdballs laut wurde. Das Reich der Maya hatte vor der Ankunft der Europäer ebenfalls eine Blütezeit erlebt. «Damals gab es keine Krankheit; sie hatten damals keine Schmerzen in den Knochen; sie hatten damals kein hohes Fieber; sie hatten

damals keine Pocken; sie hatten damals kein Brennen in der Brust; sie hatten damals keine Schwindsucht. Zu jener Zeit war der Lauf der Menschheit in Ordnung. Die Ausländer änderten das, als sie hierherkamen. Sie brachten schändliche Dinge» – so formulierte es ein Autor, der nicht lange danach schrieb. ^[72] Gold und Silber, das man

Amerika geraubt hatte,
gelangte auf Umwegen nach
Asien; eben diese Umverteilung
des Reichtums ermöglichte erst
den Bau des Taj Mahals. Es
entbehrt nicht einer gewissen
Ironie, dass eines der
Wahrzeichen Indiens
ausgerechnet auf das Leiden
der «Inder» auf der anderen
Seite der Welt zurückzuführen
ist.

Die Kontinente standen nun

miteinander in Verbindung,
verknüpft über die Ströme an
Silber. Viele ließen sich dazu
verleiten, ihr Glück an neuen
Orten zu suchen: Ende des
16. Jahrhunderts berichtete ein
englischer Besucher in Hormus
am Persischen Golf, dass es in
der Stadt vor «Franzosen,
Flamen, Allemannen, Ungarn,
Italienern, Griechen,
Armeniern, Nazarenern,
Türken und Mauren, Juden und

Heiden, Persern [und]
Moskowitern» nur so wimmle.

[73] Der Lockruf des Ostens war stark. Nicht allein der Gedanke an kommerziellen Gewinn zog immer mehr Männer aus Europa an, sondern auch die Aussicht auf eine gutbezahlte Anstellung. In Persien, Indien, auf der Malaiischen Halbinsel und sogar in Japan herrschte kein Mangel an Angeboten für

Kanoniere, Piloten,
Navigatoren,
Galeerenkommandanten oder
Schiffbauer. Es gab gute
Chancen für alle, die ein neues
Leben anfangen wollten:
Deserteure, Kriminelle und
sonstige unerwünschte
Personen, deren Fertigkeiten
und Erfahrung für lokale
Herrscher von großem Wert
waren. Wer seine Sache gut
machte, konnte sich unter

Umständen als unabhängiger Duodezfürst etablieren, wie etwa im Golf von Bengalen und in der Molukkensee, wo ein glücklicher Holländer sich nach eigener Auskunft «mit so vielen Frauen, wie es ihm beliebte», vergnügen und «den ganzen Tag lang, fast nackend», im Vollrausch singen und tanzen konnte. [74]

Im Jahr 1571 veränderte die Gründung Manilas durch die Spanier den Rhythmus des globalen Handels; den Anfang machte ein Kolonialisierungsprogramm, das für die einheimische Bevölkerung längst nicht so zerstörerisch war wie das nach den ersten Atlantiküberquerungen.^[75] Die ursprünglich als Stützpunkt für

den Erwerb von Gewürzen
gegründete Siedlung
entwickelte sich rasch zu einer
großen Metropole und einem
wichtigen Knotenpunkt
zwischen Asien und Amerika.
Nunmehr wurden Waren über
den Pazifik befördert, ohne
dass sie zuerst durch Europa
gingen, und das Gleiche galt für
das Silber, mit dem sie bezahlt
wurden. Manila wurde zu
einem Umschlagplatz, an dem

man eine breite Palette von Erzeugnissen kaufen konnte. Laut einem hohen Beamten in der Stadt wurden hier um 1600 unzählige Seidenstoffe angeboten sowie Samt, Satin, Damast und andere Stoffe. Zudem konnte man «viele Bettverzierungen, Behänge, Bettdecken und Wandteppiche» erwerben, wie auch Kissen und Teppiche, Metallbecken, Kupferkessel

und gusseiserne Töpfe. Zinn, Blei, Salpeter und Schießpulver war erhältlich – neben «Konserven aus Orangen, Pfirsichen, Birnen, Muskatnuss und Ingwer», dazu Kastanien, Walnüsse, Pferde, Gänse, die Schwänen ähnlich sahen, sprechende Vögel und andere Raritäten. Würde er versuchen, alles aufzuzählen, was zum Verkauf angeboten werde, so der Beamte, «würde ich nie

fertig werden, geschweige denn hätte ich genügend Papier dafür». ^[76] Manila war, wie ein moderner Kommentator meinte, «die erste globale Stadt der Welt». ^[77]

Das hatte natürlich bedeutende Auswirkungen auf andere Handelsrouten. Es ist kein Zufall, dass das Osmanische Reich nicht lange nach der Etablierung der Route

über Manila unter einer
chronisch abnehmenden
Wirtschaft litt. Schuld daran
waren auch innere fiskale
Zwänge und allzu hohe
Ausgaben für Feldzüge gegen
die Habsburger und gegen
Persien, doch das Aufkommen
eines neuen großen
Umschlagplatzes für den
transkontinentalen Austausch
in Tausenden Kilometern
Entfernung hatte maßgeblichen

Anteil am Rückgang der Einnahmen des Osmanischen Reiches.^[78] Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts floss mindestens ebenso viel Silber aus Amerika über die Philippinen ins übrige Asien wie über Europa. In manchen Kreisen Spaniens entstand geradezu Panik, als die Übersendungen aus der Neuen Welt nach Europa allmählich

zurückgingen. [79]

Die Silberstraße legte sich wie ein Gürtel um den Erdball. Am Ende landete das Edelmetall vor allem an einem Ort: in China. Dies hat zwei Gründe. Erstens war China aufgrund seiner Größe und hohen Entwicklungsstufe einer der Hauptproduzenten von Luxusartikeln wie Keramik und Porzellan, die in Europa so

begehrt waren, dass rasch ein riesiger Markt für Fälschungen entstand. Die Chinesen, schrieb Matteo Ricci während eines Besuchs in Nanjing, seien «sehr talentiert bei der Fälschung antiker Artikel», sie besäßen «große Kunstfertigkeit und Genialität» und erzielten dank ihres Geschicks hohe Gewinne.

[80] In China wurden Bücher darüber verfasst, wie man

Fälschungen erkennen konnte, und Liu Dong erklärte, wie sich die Herkunft von Bronzearbeiten aus der Xuande-Zeit oder Yongle-Porzellan bestätigen ließ. ^[81]

China war imstande, den Exportmarkt in der gewünschten Menge zu beliefern und die Produktion entsprechend zu steigern. Die Stadt Dehua in der Provinz

Fujian etwa wurde zu einem Zentrum, das sich der Herstellung von Porzellan nach europäischem Geschmack widmete. Auch die Seidenherstellung wurde finanziell unterstützt, damit sie den Hunger des Westens stillen konnte. Das war eine raffinierte Geschäftspraxis und trug dazu bei, die Einnahmen der Ming-Verwaltung drastisch zu erhöhen; manche Experten

gehen sogar davon aus, dass sich diese von 1600 bis 1643 mindestens vervierfachten. [82]

Der zweite Grund dafür, dass so viel Geld nach China floss, war eine Diskrepanz in den Wechselkursen der Edelmetalle. In China schwankte der Wert des Silbers im Verhältnis zu Gold um einen geschätzten Kurs von sechs zu eins, er lag damit deutlich

höher als in Indien, Persien
oder im Osmanischen Reich;
zudem war dieser Wert beinahe
doppelt so hoch wie in Europa
zu Beginn des
16. Jahrhunderts. In der Praxis
bedeutete dies, dass
europäisches Geld auf
chinesischen Märkten und in
den Händen chinesischer
Händler mehr Kaufkraft hatte
als anderswo – das wiederum
war ein starker Anreiz,

chinesische Waren zu kaufen.
Welche Chancen der
Devisenhandel und die
Ausnutzung dieser
Diskrepanzen über die
Arbitrage, wie heutige Banker
es nennen, eröffneten,
erkannten Neuankömmlinge im
Fernen Osten sofort – vor allem
jene, die verstanden, dass der
ungleiche Wert des Goldes in
China und Japan die Aussicht
auf schnelle Gewinne bot. Die

Händler machten sich daran, Devisen und Edelmetalle zu kaufen und zu verkaufen. Von Macau aus operierende Kaufleute übernahmen Ladungen ausgewählter Waren für Japan, wie ein Augenzeuge berichtete, diese aber wollten sie dann lediglich gegen Silber eintauschen.^[83] Manche konnten ihre Aufregung über diese Gelegenheit kaum

verbergen. Der Wert des Silbers im Verhältnis zu Gold sei so hoch, dass Letzteres erstaunlich billig sei, bemerkte Pedro Baeza. Ein «Gewinn von fünfundsiebzig bis siebenzig Prozent» könne erzielt werden, wenn ein Edelmetall, das im Osten gegen ein anderes eingetauscht wurde, in die spanischen Gebiete in Amerika oder nach Spanien selbst

gebracht werde. [84]

Die Folgen, die der Strom von Silber nach China hatte, sind komplex und schwer zu beurteilen. Jedenfalls hatte das Edelmetall aus Amerika offensichtliche Auswirkungen auf die chinesische Kultur, Kunst und Bildung im 16. und 17. Jahrhundert. Maler wie Shen Zhou und die anderen, die zu den sogenannten Vier

Meistermalern (den großen Künstlern der Ming-Dynastie) zählen, fanden Mäzene und reichen Lohn für ihre Arbeit. Künstler wie Lu Zhi erhielten private Aufträge aus einer wachsenden Mittelschicht, die daran interessiert war, Freizeit und Vergnügungen zu gestalten.^[85] Es war ein Zeitalter der Experimente und Entdeckungen. Texte wie *Jin*

Ping Mei, ein erotisch
angehauchter Sittenroman, der
nach einer der Hauptpersonen
häufig «Der Goldene Lotus»
genannt wird, stellten nicht nur
geltende literarische
Konventionen, sondern auch
die Haltung zum
Geschlechtsverkehr selbst in
Frage. ^[86] Der neue Reichtum
trug dazu bei, Gelehrte wie
Song Yingxing zu finanzieren,

der eine Enzyklopädie über Themen vom Schnorcheln bis hin zum Einsatz von Hydraulik bei Bewässerungssystemen verfasste und dessen Werk sehr geschätzt wurde.^[87] Das wachsende Interesse am Konfuzianismus und die Wertschätzung, die man Experten wie Wang Yangming entgegenbrachte, zeugen von dem Streben nach Erklärungen

und Lösungen in einer Phase großer Veränderungen. [88]

Landkarten wie die Karte eines Mannes namens Selden, die unlängst in der Bodleian Library in Oxford wiederentdeckt wurde, zeigen zudem, dass sich die Chinesen zunehmend für den Handel und für Reisen interessierten. Seldens Karte bietet einen umfassenden Überblick über

Südostasien und verzeichnet sämtliche Schifffahrtsrouten. Allerdings bildet sie damit eher eine Ausnahme: In dieser Epoche blieben chinesische Karten meist bei einer eingeschränkten Weltsicht, und die visuellen Darstellungen waren im Norden von der Großen Mauer und im Osten vom Meer begrenzt. Das ist symptomatisch für die Bereitschaft Chinas, eine

passive Rolle zu einer Zeit zu spielen, als die Welt sich öffnete; andererseits spiegelt sich darin die Überlegenheit der europäischen Schifffahrt in Ostasien, wo sich niederländische, spanische und portugiesische Schiffe unablässig Gefechte lieferten – aber auch regelmäßig chinesische Dschunken und deren Fracht kaperten. ^[89]

China legte keinen Wert darauf, sich an Wettläufen zwischen aggressiven Rivalen zu beteiligen, geschweige denn in der Folge zu bluten; unter diesen Umständen erschien es naheliegend, den Blick verstärkt nach innen zu richten, gleichzeitig jedoch die Früchte zu ernten, die die Kaufleute, die ins Land kamen, brachten.

Ein großer Teil des Silbers,

das nach China strömte, wurde für eine Reihe weitreichender Reformen ausgegeben, darunter die Monetarisierung der Wirtschaft, die Förderung des freien Arbeitsmarkts und ein gezieltes Programm zur Anregung des Außenhandels, um nur die wichtigsten aufzuzählen. Ironischerweise wurde ausgerechnet Chinas Vorliebe für Silber und die Prämie, die das Land auf dieses

bestimmte Edelmetall erhoben hatte, zu seiner Achillesferse. Da so große Mengen an Silber nach China gelangten, vor allem über Manila, ließ es sich nicht vermeiden, dass der Wert anfang zu sinken, was mit der Zeit eine Inflation auslöste. Unter dem Strich hatte das zur Folge, dass der Silberwert, insbesondere sein Wert im Verhältnis zu Gold, notgedrungen an den anderer

Regionen und Kontinente angepasst wurde. Anders als in Indien, wo die Öffnung der Welt neue Weltwunder hervorbrachte, sollte sie in China im 17. Jahrhundert zu einer schweren wirtschaftlichen und politischen Krise führen.

[90] Schon vor fünf Jahrhunderten brachte die Globalisierung so viele Probleme mit sich wie heute.

Wie Adam Smith in seinem berühmten Buch über den *Wohlstand der Nationen* später trefflich anmerkte, waren «die Entdeckung Amerikas und des Seeweges nach Ostindien um das Kap der Guten Hoffnung die beiden größten und bedeutendsten Ereignisse in der Geschichte der Menschheit». ^[91] Die Welt veränderte sich in der Tat

durch die Straßen des Goldes und des Silbers, die sich nach der ersten Expedition von Kolumbus und nach Vasco da Gamas Reise nach Indien auftraten. Was Adam Smith im Jahr 1776 allerdings verschwieg, ist die Frage, wie England in die Gleichung passte. Denn wenn das Jahrhundert, das auf die Entdeckungen der 1490er Jahre folgte, Spanien und

Portugal gehörte und die Reiche im Osten reiche Früchte ernteten, so sollten die nächsten zweihundert Jahre den Ländern im Norden Europas gehören. Wider Erwarten sollte sich das Gravitationszentrum der Welt bald erneut verlagern. Dieses Mal sollte es in Britannien liegen, das im Begriff war, ganz groß herauszukommen.

Dreizehntes Kapitel

Herrscher der Meere - die Handelsmächte des Nordens

Im Zuge der Entdeckungen am Ende des 15. Jahrhunderts stand Europa nicht länger an der Seitenlinie der globalen

Entwicklungen, sondern wurde zum Motor der Weltwirtschaft. Entscheidungen, die in Madrid und Lissabon getroffen wurden, hatten noch Tausende von Kilometern entfernt Auswirkungen, so wie einst Entscheidungen im Bagdad der Abbasiden, im Luoyang der Tang-Dynastie, in der Mongolenhauptstadt Karakorum oder in Timurs Samarkand. Alle Straßen

führten nunmehr nach Europa.

Frustriert waren zunächst vor allem die Engländer. Es war schlimm genug, dass sich der Staatsschatz ihrer Rivalen quasi über Nacht vervielfachte; verschlimmert wurde das Ganze noch durch die Behauptung, der Gold- und Silberregen für die spanische Krone sei Teil von Gottes Vorsehung. Nach Englands Bruch mit Rom war dies

besonders schmerzlich. «Wie groß ist doch die Macht, die die Himmlische Majestät in die Hände des Königs von Spanien gelegt hat», schrieb, wie an anderer Stelle schon zitiert, ein Jesuit im 16. Jahrhundert. Spaniens Reichtum sei «von dem Herrn im Himmel befohlen, der Königreiche ebenso gibt und nimmt, von wem immer und auf welche Weise auch immer es ihm

beliebt». ^[1]

Die unterschwellige Botschaft lautete, dass die protestantischen Herrscher die Strafe Gottes zu erwarten hätten, weil sie vom wahren Glauben abgefallen seien. Die Reformation war in vollem Gange, und in ganz Europa kam es zwischen Katholiken und Protestanten immer wieder zu Ausbrüchen von Gewalt und

Unterdrückung. Es kursierten Gerüchte einer unmittelbar bevorstehenden Militäraktion gegen England, vor allem als mit dem Tod Maria I. auch der letzte Hoffnungsschimmer, den sie den Katholiken gespendet hatte, verblasste. Unter ihrer Herrschaft hatte es kurz so ausgesehen, als würde das Land in den Schoß Roms zurückkehren und die päpstliche Autorität

akzeptieren. Als Marias Halbschwester Elisabeth I. 1558 den Thron bestieg, musste diese einen gewagten Drahtseilakt bewältigen – zwischen den religiösen Forderungen einer lautstarken und mächtigen Lobbygruppe auf der einen Seite und dem Aufruhr all jener, die unzufrieden, an den Rand gedrängt oder schikaniert waren, auf der anderen Seite.

Die relativ isolierte Lage
Englands am Rande Europas
machte die Sache nicht
einfacher. Als Papst Pius V. im
Jahr 1570 eine Bulle mit dem
Titel *Regnans in Excelsis* erließ,
in der er Elisabeth als
«angebliche Königin von
England und Dienerin des
Verbrechens» bezeichnete, sie
exkommunizierte und drohte,
auch all jene aus der Kirche
auszuschließen, die ihre

Gesetze befolgten, richteten sich alle Gedanken auf die Frage, wie man die sicher erwartete Invasion abwehren konnte, wenn sie kam. [2]

Man investierte massiv in den Ausbau der Royal Navy, um eine wirkungsvolle erste Verteidigungslinie zu errichten. Werften nach dem modernsten Stand der Technik wurden etwa in Deptford und

Woolwich an der Themse
gebaut, wo immer bessere
Kriegsschiffe entwickelt und
instand gehalten wurden, was
wiederum auch den Bau der
Handelsfrachter
revolutionierte. Es entstanden
Schiffe, die einen größeren
Laderaum hatten, schneller
segelten, länger auf See
bleiben und mehr Männer und
stärkere Kanonen an Bord

nehmen konnten.^[3]

Der Meister der
Schiffszimmerleute war
Matthew Baker, selbst der
Sohn eines Meisters seines
Fachs. Auf der Grundlage
mathematischer und
geometrischer Gesetze –
dargelegt in einem
bahnbrechenden Traktat mit
dem Titel «Fragmente des alten
englischen Schiffbaus» – schuf

er für Königin Elisabeth eine neue Generation von Schiffen.

[4] Seine Pläne wurden auch für den kommerziellen Einsatz übernommen, mit dem Ergebnis, dass sich die Zahl der englischen Schiffe mit einem Gewicht von hundert oder mehr Tonnen in den beiden Jahrzehnten nach 1560 fast verdreifachte. Die Schiffe der neuen Generation waren schon

bald für ihre Geschwindigkeit und Wendigkeit bekannt. Bei einem Zusammentreffen auf hoher See stellten sie eine erhebliche Gefahr dar.^[5]

Der Ausbau der englischen Marine zahlte sich aus. Im Sommer 1588 entsandte Spanien eine gewaltige Flotte, die in den Niederlanden Truppen für eine Invasion Englands an Bord nehmen

sollte. Von den englischen Schiffen ausmanövriert und im Zweikampf unterlegen, traten die Überreste der spanischen Armada schmachvoll den Rückweg an. Auch wenn die meisten verlorengegangenen Schiffe an Riffen und in ungewöhnlich starken Stürmen Schiffbruch erlitten und nicht etwa den englischen Kanonen zum Opfer fielen, zweifelte doch kaum jemand daran, dass

sich die Investition in die Royal Navy gelohnt hatte. [6]

Noch deutlicher trat die Bedeutung der neuen Seemacht vier Jahre zuvor durch die Erbeutung der *Madre de Deus* zutage. Die portugiesische Karavelle war auf dem Rückweg von Ostindien, als sie, vollbeladen mit Pfeffer, Gewürznelken, Muskatnuss, Ebenholz,

Wandteppichen,
Seidentüchern, Stoffen, Perlen
und Edelmetall, vor den Azoren
in die Fänge der englischen
Flotte geriet. Die Fracht dieses
einen Schiffes, das in den Hafen
Dartmouth an der Südküste
geschleppt wurde, war in etwa
so wertvoll wie die Hälfte der
regulären englischen Importe
während eines ganzen Jahres.
Dem gelungenen Coup folgten
heftige Diskussionen darüber,

wie die Beute zwischen der Krone und den beteiligten Seefahrern aufgeteilt werden sollte – Verhandlungen, die gewiss nicht erleichtert wurden, als auf einmal kostbare Beutestücke fehlten.^[7] Erfolge wie dieser steigerten das Selbstbewusstsein und förderten ein zunehmend zerstörerisches Verhalten im Atlantik und anderswo. England

knüpfte Kontakte zu jeder Partei, die den katholischen Herrschern in Europa ablehnend gegenüberstand. So legte Königin Elisabeth in den neunziger Jahren des 16. Jahrhunderts großen Wert darauf, Muslime aus Nordafrika freizulassen, die auf erbeuteten spanischen Schiffen als «Galeerensklaven» gedient hatten. Man stattete sie mit Kleidung, Geld «und anderen

lebensnotwendigen Dingen»
aus, ehe man sie auf sicherem
Weg zurück nach Hause
schickte.^[8] Die
nordafrikanischen Muslime
unterstützten im Gegenzug
England bei einem Angriff auf
Cádiz im Jahr 1596, ein Vorfall,
auf den zu Beginn von
Shakespeares *Kaufmann von
Venedig* Bezug genommen
wird. In dieser Zeit deckten

sich die Interessen der
Engländer und Mauren so sehr,
dass ein moderner
Kommentator meinte, sie hätten
einen gemeinsamen «Dschihad»
gegen das katholische Spanien
geführt. [9]

Im Zuge der Versuche, den
Verkehr auf den neuen
spanischen und
portugiesischen Routen nach

Amerika und Asien zu stören,
intensivierte England seine
Beziehungen zu den
osmanischen Türken. Zu einer
Zeit, als der größte Teil
Europas bestürzt mitverfolgte,
wie türkische Streitkräfte
beinahe an die Tore Wiens
klopften, setzten die Engländer
auf ein anderes Pferd.

Besonders deutlich wurde ihre
Haltung, als sich 1571 andere
christliche Staaten zur

Gründung einer «Heiligen Liga» versammelten, einer Koalition, die eigens zum Angriff auf die osmanische Flotte bei Lepanto im Golf von Korinth gebildet wurde. Der Sieg der Heiligen Liga löste Jubelszenen in ganz Europa aus, wo Gedichte, Lieder, Gemälde und Denkmäler zum Andenken an den Triumph geschaffen wurden. In England herrschte bemerkenswerte

Stille. ^[10]

Auch nach dieser Schlacht wurde der Sultan in Konstantinopel vom Hof der Königin Elisabeth beharrlich mit Briefen und Geschenken umworben – was zur Folge hatte, dass «aufrichtige Grüße und reiche Segenswünsche, von Rosenduft umgeben, die aus dem reinen gegenseitigen Vertrauen und dem

Überschwang der Freundschaft ausströmten», nach London zurückgesandt wurden.^[11]

Unter den Geschenken der Engländer befand sich eine von Thomas Dallam gebaute Orgel, die im Jahr 1599 nach Konstantinopel verschifft wurde. Dallam, der sein kostbares Stück persönlich begleitete, stellte nach der Ankunft voller Bestürzung fest,

dass die Pfeifen beim Transport beschädigt worden waren und die Hitze und Feuchtigkeit die Orgel schließlich komplett verstummen ließen. Der englische Botschafter warf einen Blick darauf und sagte, sie sei «keinen Penny mehr wert». Dallam fing an, rund um die Uhr an dem Instrument zu werkeln, um den Schaden zu beheben – und beeindruckte den Sultan, Mehmed III., mit

seinem Vorspiel letzten Endes
so sehr, dass dieser ihn mit
Gold überschüttete. Ferner bot
ihm der Herrscher zwei Frauen
an; wie Dallam festhielt,
«entweder zwei seiner
Konkubinen oder zwei der
besten Jungfrauen, die ich nach
Belieben wählen durfte». ^[12]

Elisabeths Annäherung an
den Sultan erhielt Bestätigung
durch die hervorragenden

Aussichten, die sich nach dem Vormarsch der Türken in Europa aufgetan hatten. Schon seit langem hatte der Papst die christlichen Herrscher gedrängt, sich zu vereinen, um weitere Verluste zu verhindern. Er mahnte düster: «Wenn Ungarn erobert wird, wird Deutschland der Nächste sein, und wenn Dalmatien und Illyrien überrannt werden, wird man auch in Italien

einmarschieren».^[13] Da England entschlossen einen anderen Kurs fuhr, schien es nur vernünftig, gute Beziehungen zu Konstantinopel zu pflegen – und anzubieten, auch kommerzielle Kontakte zu knüpfen. Ein förmliches Handelsabkommen wurde geschlossen, das englischen Kaufleuten im Osmanischen Reich besonders großzügige

Privilegien gewährte.^[14]

Bezeichnend für Elisabeths Vorgehen war auch die Sprache, die im Austausch zwischen Protestanten und Muslimen verwendet wurde. So war es kein Zufall, dass die Königin dem osmanischen Sultan schrieb, sie selbst sei «durch die Gnade des allmächtigen Gottes [...] die mächtigste Verteidigerin des

christlichen Glaubens gegen jede Art von Abgötterei, die all jene pflegten, die unter den Christen lebten und falsch den Namen Christi bekundeten».

[15]

Die osmanischen Herrscher achteten ebenfalls sorgsam auf die Chancen, die sich boten, wenn sie sich an diejenigen wandten, die sich von der katholischen Kirche abgespalten hatten – etwa was

die visuellen Bilder betraf: Zu den vielen Irrtümern «des Ungläubigen, den man den Papst nennt», schrieb Sultan Murad an «Mitglieder der lutherischen Sekte in Flandern und Spanien», zähle, dass er die Anbetung von Götzen befürworte. Es sei das große Verdienst der Anhänger Martin Luthers, eines Architekten der Reformation, dass sie «die Götzenbilder und Porträts und

Glocken aus den Kirchen
verbannt» hätten.^[16] Wider
Erwarten sah es ganz so aus,
als könne der Protestantismus
Englands dazu beitragen,
Türen zu öffnen, statt sie zu
schließen.^[17]

Eine positive Haltung
gegenüber den Osmanen und
der muslimischen Welt hielt in
der englischen Kultur Einzug.
«Verschmähet mich ob meiner

Farbe nicht», sagt der Prinz von Marokko in Shakespeares *Kaufmann von Venedig* zu Porzia, als er um ihre Hand anhält. Der Prinz ist ein Mann, der, so erfährt das Publikum, schon häufig tapfer für den Sultan gekämpft hat und eine hervorragende Partie für die Thronerbin (die verschlüsselt Königin Elisabeth repräsentiert) wäre – zudem ein Mann, der klug genug ist zu

erkennen: «Alles ist nicht Gold,
was gleißt.» Oder nehmen wir
Othello, wo der tragische Adel
des Protagonisten, eines
«Mohren» (und deshalb
vermutlich zugleich Muslims) in
venezianischen Diensten, in
einem krassen Gegensatz zur
Doppelmoral, Heuchelei und
Hinterlist der ihn umgebenden
Christen steht. Mit der
Darstellung Othellos als
Inbegriff der Tugend

präsentiert Shakespeare dem Publikum ein Symbol für die Verlässlichkeit der Osmanen als Bündnispartner.^[18] Auch Persien entwickelte sich während der elisabethanischen Epoche zu einem verbreiteten und positiven kulturellen Bezugspunkt in der englischen Literatur.^[19]

Mit den wohlwollenden Darstellungen der Muslime und

ihrer Reiche in England gingen
hasserfüllte Äußerungen über
die Spanier einher. Die
Veröffentlichung von Bartolomé
de Las Casas' Bericht über die
Eroberung der Neuen Welt war
in diesem Zusammenhang ein
Geschenk des Himmels,
insbesondere da die von
Johannes Gutenberg rund
hundert Jahre zuvor
angestoßene Revolution des
Drucks es ermöglichte, Texte in

bislang unvorstellbaren
Mengen zu drucken.^[20]
Schilderungen wie die des
Dominikanermönches konnten
nun schnell und zu
vergleichsweise
erschwinglichen Preisen
verbreitet werden.

Der Bericht von de las Casas
war deshalb so wichtig, weil er
das Leid der einheimischen
Bevölkerung in Amerika

widergab, das der Autor mit eigenen Augen gesehen hatte. In England stürzte man sich geradezu auf den Text. Eine Übersetzung erschien unter dem Titel *A Short Account of the Destruction of the Indies* (Originaltitel: *Brevisima relación de la destrucción de las Indias*). In den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts fand die Schrift, entweder im vollen Wortlaut oder in einer

gekürzten Fassung, die nur die
abscheulichsten Stellen
enthielt, viele Leser. Sie stellte
die Spanier als Massenmörder
und Spanien selbst als
grausames, blutrünstiges Reich
dar. Der Übersetzer James
Aligrodo schrieb in seiner
Einleitung, dass «zwölf,
fünfzehn oder zwanzig
Millionen armer,
vernunftbegabter Wesen»

ermordet worden seien. [21]

Die Analogie lag auf der Hand: Die Spanier waren von Natur aus Unterdrücker, die andern gegenüber mit düsterer Grausamkeit auftraten; wenn sie nur die Gelegenheit dazu hätten, würden sie Menschen, die nahe ihrem Heimatland lebten, genauso brutal verfolgen. [22] Diese Schlussfolgerung jagte den

Menschen in den Niederlanden einen gehörigen Schrecken ein. Immerhin führten sie im späten 16. Jahrhundert einen erbitterten Krieg gegen die Spanier, weil Letztere ihre Autorität in den Regionen durchsetzen wollten, in denen die Reformation besonders starke Unterstützung gefunden hatte. Richard Hakluyt, der berühmte Chronist und Fürsprecher einer britischen

Besiedelung Amerikas,
beschrieb, wie Spanien «in
Indien voller Stolz und
Tyrannei regiert» und
Unschuldige in die Sklaverei
zwingt, die traurig «mit einer
Stimme jammern» und um
Freiheit flehen.^[23] Dies sei das
spanische Modell eines
Weltreichs: ein Reich der
Intoleranz, Gewalt und
Verfolgung. England würde

sich selbstverständlich niemals so schändlich verhalten. [24]

So weit die Theorie. In Wirklichkeit waren die Haltungen gegenüber Sklaverei und Gewalt weit ambivalenter, als solch hochtrabende Versprechungen vermuten lassen. In den sechziger Jahren des 16. Jahrhunderts versuchten englische Seeleute wiederholt, sich einen Anteil an

dem lukrativen Sklavenhandel in Westafrika zu sichern. Sir John Hawkins setzte sogar Kapital von Königin Elisabeth persönlich ein, um bei dem Transport von Menschen über den Atlantik satte Gewinne einzustreichen. Nachdem Hawkins zu dem Schluss gelangt war, dass «Neger in Hispaniola eine sehr gute Handelsware» seien und dass «ohne weiteres Scharen von

Negern an der Küste Guineas beschafft werden könnten», waren er und seine Unterstützer nur zu gerne bereit, in Aktion zu treten. Statt sich zu weigern, mit den spanischen «Tyrannen» in der Neuen Welt zu verhandeln, verdienten Vertreter aus den höchsten Kreisen der englischen Gesellschaft sehr gut an ihnen. [25]

Letztlich basierte Englands Pose auf dem schmerzlichen Bewusstsein, die erstaunlichen Chancen, die sich durch die großen Umbrüche des frühen 16. Jahrhunderts aufgetan hatten, nur schwerlich nutzen zu können. Religiöse Meinungsverschiedenheiten und unglückliches Timing hatten das Land zu einem eingefleischten Gegner der aufstrebenden Weltmacht

werden lassen, die Spanien geworden war. Damit befand sich England in einer ungünstigen Lage. Es war kaum möglich, von der Flut an Schätzen aus Amerika oder von dem Handel, der über das Rote Meer und die Landwege aus dem Osten nach Venedig gelangte, zu profitieren. Die Kritik an den Spaniern war schön und gut, aber sie verdeckte nicht die Tatsache,

dass auch die Engländer
Plünderer waren und sich jede
noch so kleine Beute unter den
Nagel rissen, wenn sich
Gelegenheit dazu bot. In
England wimmle es geradezu
«vor tapferen jungen
Männern», notierte der
Schriftsteller Richard Hakluyt,
doch es herrsche ein
«chronischer Mangel an
Beschäftigung», das Land leide
unter seiner jämmerlichen

wirtschaftlichen Lage. Wäre es denn nicht wunderbar, fragte er, jungen Männern eine Arbeit zu geben, indem man eine Flotte aufbaue, die imstande wäre, «dieses Reich [zum] Herrn aller Meere» zu machen? [26]

Die Engländer waren nicht untätig geblieben, während Südeuropa boomte. Man

schickte Expeditionen in alle Richtungen aus, die Handelsrouten erschließen und neue Transport- und Kommunikationsnetzwerke aufbauen sollten. Die wenigsten davon brachten allerdings die erwünschten Ergebnisse.

Missionen unter der Leitung Martin Frobishers, die in den siebziger Jahren des 16. Jahrhunderts aufbrachen, um die Nord-West-Passage zu

erkunden, kehrten nach England zurück, ohne die erhoffte Route nach Asien gefunden zu haben. Das war schlimm genug – regelrecht peinlich war jedoch, dass sich die großen Mengen an Gold, die sie aus dem heutigen Kanada mitbrachten und großspurig als Entdeckungen präsentierten, die sich durchaus mit denen anderer Großmächte in Amerika messen

konnten, als wertlos entpuppten. Das glitzernde Metall war kein Gold, sondern Markasit oder Eisenpyrit, auch Katzungold genannt. [27]

Das blieb nicht das einzige Fiasko. Versuche, über die Barentssee China zu erreichen, endeten tragisch. Sir Hugh Willoughby und seine Männer etwa steckten mit ihrem Schiff in der Nähe von Murmansk im

Eis fest, als der Winter einsetzte. Alle Besatzungsmitglieder erfroren, ihre Leichen wurden im Jahr darauf geborgen. Laut dem venezianischen Botschafter in London fand man die Männer «in verschiedenen Posen, wie Statuen, hartgefroren», einige «sitzend beim Schreiben, die Feder noch in der Hand und den Löffel im Mund; andere

beim Öffnen eines Spinds». [28]

Auch die Bemühungen, Handelskontakte nach Russland zu knüpfen, um Zugang zu Waren aus dem Osten zu erlangen, kamen zur falschen Zeit. Die Engländer klopfen ausgerechnet in jenem Moment an die russische Pforte, als Iwan IV. am schrecklichsten wütete. Hinzu kam, dass der russische Handel in Asien im

16. Jahrhundert ohnehin begrenzt war. Wenngleich er sich bald darauf dramatisch ausweiten sollte, waren die Routen bis zum Kaspischen Meer und darüber hinaus noch immer zu unsicher für Kaufleute; selbst schwer bewachte Karawanen konnten Räuberbanden zum Opfer fallen. [29]

Mehrere Male wurden in den

sechziger Jahren des
16. Jahrhunderts auch Händler
nach Persien geschickt. In der
Regel waren die Gesandten
ausgestattet mit Dokumenten,
in denen Königin Elisabeth
Freundschaft und
Bündnistreue versprach und
den Schah um die Gewährung
von Privilegien ersuchte – «auf
die ehrliche Absicht hin, den
Warenhandel mit Euren
Untertanen und mit anderen

Fremden, die in Eurem Reich reisen, zu gründen». ^[30] Die Engländer waren so darauf erpicht, Konzessionen zu erhalten, dass es den Kaufleuten strikt untersagt wurde, über Religion zu sprechen. Ein Vertreter war auf die Frage seiner frommen muslimischen Gastgeber hin, was die relativen Tugenden des Islam und des Christentums

seien, ins Fettnäpfchen
getreten. Wenn künftig jemand
nach dem Stand des Glaubens
im eigenen Land gefragt werde,
so wurde den Reisenden
geraten, sei es besser, die
Frage «schweigend zu
übergehen, ohne sich
überhaupt dazu zu äußern». [31]
Innerhalb Europas, wo sich
Katholiken und Protestanten
erbittert gegenseitig

bekämpften, war die religiöse Haltung alles; außerhalb konnte man die Religion bequem beiseitelassen.

Trotz der vielen Versuche, den Spaniern und Portugiesen nachzueifern, hatte England zu Beginn des 17. Jahrhunderts kaum etwas vorzuweisen. Neue Handelseinrichtungen waren gegründet worden, um Gelder aus privaten Haushalten zu beschaffen, angefangen mit der

1551 gegründeten «Company of Merchant Adventurers for the Discovery of Regions, Dominions, Islands and Places Unknown». Eine ganze Schar neuer und voneinander unabhängiger Gesellschaften mit verschiedenen geographischen Ambitionen schoss aus dem Boden. Die Spanish Company, die Eastland Company, die Levant Company, die Russia Company, die Turkey

Company und die East India Company wurden auf der Grundlage königlicher Urkunden ins Leben gerufen, die ihnen das Monopol für den Handel in einer festgelegten Region gewährten, jedoch hohe Investitionen seitens der Kaufleute voraussetzten. Man versuchte, ihnen das Angebot durch das Versprechen schmackhaft zu machen, den erwarteten Erfolg in der

Zukunft zu schützen: eine innovative Methode, den englischen Handel auszudehnen – und mit ihm die politische Reichweite des Landes.

Ungeachtet der eindrucksvoll klingenden Namen, der königlichen Billigung und der großen Hoffnungen waren die Resultate anfangs recht mager. England blieb an der Peripherie der Weltpolitik,

während Spaniens Stellung sich weiter zu verbessern schien.

Edelmetall, das die Azteken, die Inka und andere Völker im Laufe von Jahrhunderten abgebaut und verarbeitet hatten, wurde binnen weniger Jahrzehnte zusammengerafft und nach Spanien transportiert, darüber hinaus Schätze aus Minen, die man bis dahin noch nicht entdeckt oder nur ineffektiv ausgebeutet

hatte – wie jene bei Potosi, die allein der spanischen Krone Jahr für Jahr eine Million Pesos eingebracht haben soll.^[32]

So gewaltig die spanischen Funde in der Neuen Welt auch gewesen sein mögen, die Ressourcen waren letztlich begrenzt. Die Austernbänke vor der Küste Venezuelas beispielsweise waren in der ersten Hälfte des

17. Jahrhunderts nach dem
Fischen von zig Milliarden
Austern im Laufe von nur
dreißig Jahren verwüstet. [33]
Dennoch verhielten sich die
Spanier, als würden die
entdeckten Quellen nie
versiegen, und nutzten den
frisch erworbenen Reichtum,
um eine Reihe groß angelegter
Projekte wie den Bau des
gewaltigen Palastes El Escorial

und endlose militärische Aktionen gegen Rivalen in ganz Europa zu finanzieren. Der spanische Hof sah sich als Vollstrecker des Allmächtigen, der dessen Willen auf Erden durchzusetzen hatte – notfalls mit Gewalt. Es war Spanien so gut wie unmöglich, sich militärischen Auseinandersetzungen mit den Protestanten ebenso wie mit den Muslimen zu entziehen.

Ein neues Kapitel des Heiligen Krieges hatte begonnen.

Wie die Kreuzzüge gezeigt hatten, konnte ein Heiliger Krieg für die königliche Schatulle ruinös werden. Daran änderte auch die Bereitschaft der spanischen Krone nichts, ihre Projekte über Schulden zu finanzieren. Das spornte lediglich zu kurzsichtigen und überehrgeizigen

Entscheidungen an, während die möglichen Folgen verschleiert wurden, die erst später zutage traten – vor allem dann, wenn das Projekt gescheitert war. Spanien gelang es nicht, seine Militärausgaben in den Griff zu bekommen. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts blieb die spanische Krone wiederholt mit ihren Zahlungen im Rückstand und konnte nicht

weniger als viermal ihren Verpflichtungen nicht nachkommen.^[34] Spanien war wie ein Mittelloser, der im Lotto gewann – nur um das Preisgeld für Luxusgüter zu verschwenden, die er sich nicht lange würde leisten können.

Die Auswirkungen des neuen Reichtums zeigten sich an anderer Stelle. Der Geldstrom aus Amerika löste eine Inflation

aus: In ganz Europa fand eine Preisrevolution statt, da immer mehr Verbraucher ihren Anteil an einer begrenzten Menge von Waren besitzen wollten. Die zunehmende Urbanisierung verschärfte das Problem und trieb die Preise weiter in die Höhe. Allein der Getreidepreis verfünffachte sich in dem Jahrhundert, das auf Kolumbus' Entdeckungen folgte.^[35]

Schließlich spitzte sich die Lage in den Provinzen und Städten der Niederlande zu, die Teil des spanischen Herrschaftsgebiets waren. Spaniens Versuch, seine finanziellen Probleme durch höhere Besteuerung zu lösen, schürte Unmut. Nordeuropa glich einem Bienenstock aus produktiven städtischen Zentren wie Antwerpen, Brügge, Gent und Amsterdam,

die im 14. und 15. Jahrhundert zu wichtigen Umschlagplätzen für Waren aus dem Mittelmeer, Skandinavien, dem Baltikum und Russland sowie den Britischen Inseln aufgestiegen waren. Selbstverständlich blühten diese Zentren nach der Öffnung des Handels aus Indien und Amerika weiter auf.^[36] Sie wurden zu Magneten für Kaufleute aus nah und fern, die

wiederum für ein pulsierendes soziales und wirtschaftliches Leben und die Herausbildung einer starken bürgerlichen Identität sorgten. Da die Bevölkerung wuchs, musste das umliegende Land effektiv bewirtschaftet werden, rasche Fortschritte bei den Anbaumethoden und in der Bewässerungstechnik wurden verzeichnet. Man errichtete Deiche und Dämme, damit jeder

Fleck des verfügbaren Landes
gewinnbringend genutzt
werden konnte. Die
zunehmende Größe und
Produktivität des
niederländischen Bienenstocks
ließ auf eine üppige Honigernte
hoffen – das heißt auf hohe
Steuereinnahmen. Das blieb
auch den spanischen
Monarchen nicht verborgen,
die dank einer dynastischen
Heirat und der Erbfolge den

größten Teil der Region beherrschten. [37]

Einzelne Provinzen und Städte klagten über die Einführung einer sträflich hohen Besteuerung, gepaart mit einer überaus harten Haltung in Glaubensfragen. Die Ideen Martin Luthers, Johannes Calvins und anderer Reformatoren, die auf die Korruption der fernen

politischen Herrscher und die Bedeutung der individuellen Spiritualität hinwiesen, fielen in diesen stark urbanisierten Gegenden auf fruchtbaren Boden und trugen dazu bei, dass der Protestantismus tiefe Wurzeln schlug.

Wirtschaftliche und religiöse Verfolgung erwies sich als eine gefährliche Mischung, die schließlich zur Gründung der Union von Utrecht im Jahr

1581 führte – einer
Unabhängigkeitserklärung
durch die spätere Union der
Sieben Provinzen, de facto die
Niederländische Republik. Die
Spanier sahen sich gezwungen,
ihre Macht zu demonstrieren,
und antworteten mit einem
Handelsembargo gegen die
Niederlande, das im Jahr 1585
began. Die rebellischen
Provinzen und Städte sollten
ausgehungert und damit

unterworfen werden. Wie so oft, wenn Sanktionen verhängt werden, trat genau der gegenteilige Effekt ein: Da ihnen kaum etwas anderes übrig blieb, gingen die Separatisten in die Offensive. Sie hatten nur dann eine Chance zu überleben, wenn sie jedes Quäntchen Wissen, Geschick und Sachverstand zu ihrem Vorteil nutzten. Es war an der Zeit, den Spieß

umzudrehen. [38]

In den letzten Jahren des 16. Jahrhunderts kamen etliche Umstände zusammen, die für ein regelrechtes Wunder in den Niederlanden sorgten. Die unterdrückerischen Maßnahmen Spaniens setzten eine umfassende Auswanderungswelle in Gang. Als die Bevölkerung aus den südlichen Provinzen in den

Norden zog, erlitten Städte wie Gent, Brügge und Antwerpen einen, wie ein Historiker es nannte, «katastrophalen Exodus der Einwohner».

Wegen des Handelsembargos häuften sich gewaltige Vorräte an Getreide und Hering, was zur Folge hatte, dass diese Lebensmittel nicht nur reichlich vorhanden, sondern auch billig waren. Zwar stiegen die Mieten rasch an, aber die

Zunahme der Bevölkerung im Norden löste auch einen Boom im Hausbau aus und führte erfahrene Kaufleute mit anderen Berufsgruppen zusammen, die gemeinsam versuchten, sich dem von Spanien ausgeübten Druck zu entziehen. [39]

Als die Blockade im Jahr 1590 schließlich aufgehoben wurde, schritten die Niederländer

schnell zur Tat und vertrieben die spanischen Truppen, die man geschickt hatte, um die Ordnung wiederherzustellen. Dabei machten sie sich den Umstand zunutze, dass Philipp II. von Spanien anderswo in Europa in militärische Konflikte verwickelt war. Befreit von der militärischen Übermacht, stürzten sich die Niederländer in den internationalen Handel

und setzten alles daran,
Kontakte nach Amerika, Afrika
und Asien zu knüpfen.

Das Vorhaben, eigene
Handelsrouten zu erschließen,
folgte einem klaren
kommerziellen Kalkül. Der
direkte Transport der Waren in
die Republik sollte zwei
Vorteile mit sich bringen: Die
Waren sollten eingehen, ohne
dass bereits in den
Hafenstädten Portugals und

Spaniens, wo Ladungen in der Regel besteuert wurden, bevor man sie nach Norden schickte, Gewinne abgeschöpft wurden; zweitens konnten die holländischen Behörden nunmehr selbst Abgaben einziehen, statt sie an die iberischen Herren abzuführen. Das bedeutete, dass das Geld, das durch den blühenden Handel in den Niederlanden verdient wurde, nicht länger

abfloss, um imperiale Ambitionen und sorglose Verschwendung anderswo zu finanzieren. Dabei würde eine Aufwärtsspirale in Gang gesetzt werden, weil größere Gewinne wiederum investiert werden konnten und einen noch stärkeren Geldfluss erzeugten – für einzelne Kaufleute ebenso wie für die entstehende Republik. ^[40]

Das ehrgeizige Programm zahlte sich von Anfang an aus. Eine Expedition, die 1597 nach Osten aufbrach, kehrte ein Jahr später triumphierend zurück. Sie hatte eine Fracht an Bord, die einen Gewinn von vierhundert Prozent einbrachte – von da an schwärmten Flotten in alle Himmelsrichtungen aus. ^[41] Allein im Jahr 1601 stachen vier

separate Expeditionen nach Asien in See, und schon bald überquerten jährlich sage und schreibe einhundert Schiffe den Atlantik, um Salz von der Araya-Halbinsel zu erwerben, das für den heimischen Heringshandel von existenzieller Bedeutung war.

[42]

Spanien reagierte empört – die Militäraktion wurde erneuert und eine weitere

Blockade verhängt. Dem herausragenden Philosophen und Juristen Hugo Grotius zufolge bestätigte dies nur ein weiteres Mal, dass die Niederländer ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen mussten. Ihre einzige Chance bestand darin, noch mehr Geld in kommerzielle Unternehmen zu investieren und so schnell wie möglich ein Netzwerk aufzubauen, mit dessen Hilfe

sie die eigene Feuerkraft erhöhen und die Unabhängigkeit festigen konnten. Es ging um alles oder nichts. [43]

Der Schlüssel zum Erfolg der Niederländer war ihr meisterhafter Schiffbau. Neuerungen, die vor allem auf einen geringeren Tiefgang abzielten, hatten es den Heringsflotten schon vor

einiger Zeit ermöglicht,
erfolgreich in der Nordsee und
in flachen Häfen zu operieren.
Seit den fünfziger Jahren des
16. Jahrhunderts, als die
Engländer schnellere und
stärkere Kriegsschiffe bauten,
konzentrierten sich die
Holländer auf die Entwicklung
von Schiffen, die noch leichter
zu manövrieren waren, mehr
Fracht aufnehmen konnten und
weniger Besatzung

benötigten – ihr Unterhalt war damit erheblich günstiger. Es entstand ein Schiffstyp, die sogenannte *fluyt* oder Fleute, die neue Maßstäbe für die Handelsschifffahrt setzte. [44]

Die Holländer machten ihre Hausaufgaben und waren gut vorbereitet, als sie in See stachen. Während ihre europäischen Vorläufer, die den Atlantik überquert oder

das Kap der Guten Hoffnung umrundet hatten, ins Ungewisse gesegelt waren, wussten die Holländer genau, was sie suchten und wo sie es fanden. Autoren wie Jan Huygen van Linschoten, Sekretär des Erzbischofs von Goa, verbrachten ihre Zeit damit, Handelsrouten, Hafenstädte, Märkte und die lokalen Gegebenheiten in ganz Asien zu erforschen. Sie

verfassten Texte wie das *Itinerario*, das zahlreiche Vorlagen enthielt und allen, die sich nach Osten aufmachten, als eine Art Gebrauchsanweisung diente.^[45]

In dem Bestreben, sich bestmöglich auf die Reisen vorzubereiten, avancierten die Holländer zu Meistern der Kartographie. Land- und Seekarten, die der Kartograf

Lucas Janszoon Waghenaeer in den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts selbst anfertigte, galten aufgrund ihrer Genauigkeit und der Fülle an Details in ganz Europa als unverzichtbar. Die Holländer legten großen Wert darauf, präzise Informationen zu sammeln und aktualisierte Atlanten sowohl Ostindiens als auch der Karibik anzulegen – im frühen 17. Jahrhundert

setzten sie den Maßstab für
moderne Hilfsmittel der
Navigation. [46]

Darüber hinaus entstanden
Texte, die den Wortschatz und
die Grammatik jener fremden
Sprachen zu erklären
versuchten, denen holländische
Händler auf ihren Reisen
begegnen konnten. Zu den
ersten Sprachwissenschaftlern
auf diesem Gebiet zählte

Frederick de Houtman, dessen holländisch-malaysisches Wörterbuch samt Grammatik im Jahr 1603 veröffentlicht wurde. Zuvor war er zwei Jahre auf Sumatra inhaftiert gewesen und hatte im Gefängnis die Sprache seiner Wärter gelernt.

[47] Verzeichnisse wie dieses wurden von Kaufleuten, die nach Asien aufbrechen wollten, eifrig studiert; sie enthielten

nützliche Wörter und Wendungen, die vom Holländischen in Malayalam, Malaysisch, Visaya, Tagalog, Tamil und andere Sprachen übersetzt waren. [48]

Entscheidend für den Erfolg der Holländer im 17. Jahrhundert waren zudem ein gesunder Menschenverstand und harte Arbeit. Die Holländer hielten es

für unklug, dem Beispiel
Englands zu folgen, wo die mit
königlichen Urkunden
ausgestatteten
Handelsgesellschaften mit
Argusaugen darüber wachten,
dass der Kreis der Nutznießer
auf eine Handvoll Vertrauter
begrenzt blieb, die gegenseitig
ihre Interessen wahrten und
Monopolpraktiken anwandten.
Stattdessen legten die
Holländer das Kapital

zusammen und teilten die Risiken unter einer möglichst großen Gruppe von Anlegern auf. Letztlich gelangte man zu dem Schluss, dass ein Handelsnetz am effizientesten und wirksamsten aufgebaut wurde, wenn man trotz konkurrierender Anliegen und Rivalitäten unter den Provinzen, Städten und sogar einzelnen Kaufleuten die

Ressourcen vereinte. [49]

Die Regierung der Vereinigten Provinzen rief daher im Jahr 1602 eine zentrale Einrichtung ins Leben, die den Handel mit Asien nach dem Grundsatz organisieren sollte, dass man gemeinsam stärker und einflussreicher war als die Summe der Einzelteile. Das war ein gewagter Schritt, nicht zuletzt weil man alle

Beteiligten davon überzeugen musste, dass ihre Interessen auf diese Weise nicht nur koordiniert, sondern sogar effektiver gewahrt wurden. Die Gründung der Verenigde Oost-Indische Compagnie (VOC) und nicht lange danach der Schwesterorganisation für Amerika, der West-Indische Compagnie (WIC), waren Musterbeispiele dafür, wie man ein multinationales

Weltklasseunternehmen
begründet. [50]

Auch das holländische Modell
des Umgangs mit Konkurrenz
erwies sich als erstaunlich
erfolgreich. Manche, wie der
Kaufmann und Gründer der
Westindien-Kompanie Willem
Usselinx, behaupteten zwar,
es sei am besten, Teile von
Amerika zu kolonisieren, die
erst noch besiedelt werden

mussten, aber letztlich verfolgte man einen anderen Plan. ^[51] Es ging nicht darum, mit anderen europäischen Kaufleuten zu wetteifern wie beispielsweise in Goa, wo portugiesische, venezianische und deutsche Händler Seite an Seite operierten; vielmehr sollten diese verdrängt werden. ^[52]

Dieser aggressive Ansatz

zahlte sich sofort aus. Die Niederländer wollten die Kontrolle über Ostindien gewinnen und begannen mit den Gewürzinseln, wo eine portugiesische Gemeinde lebte. Diese zu vertreiben war dank der isolierten Lage und eines systematischen Programms der Kompanie ein Leichtes. Im Laufe der folgenden Jahrzehnte festigten die Holländer kontinuierlich ihre Stellung

und errichteten ein ständiges Hauptquartier in Batavia – der Name war eine Anspielung auf die Bezeichnung der Bewohner der Niederlande während des Römischen Reiches –, dem heutigen Jakarta.

Mit Hilfe militärischer Gewalt wurde eine Kette von Stützpunkten erobert und gesichert, die bis zum Heimatland reichte. Wenngleich die Holländer aus

einigen Orten wie Macau und Goa wieder abziehen mussten, waren die Gewinne, die im 17. Jahrhundert erzielt wurden, beeindruckend. Wenig später wurden nicht nur die Europäer im Ausland von den Holländern belagert, sondern auch einheimische Herrscher, deren Gebiete an strategisch wichtigen Punkten lagen oder wirtschaftlich bedeutend waren. Die Holländer brachten

Malakka, Colombo, Ceylon und Cochin unter ihre Kontrolle, bevor sie sich im Jahr 1669 das Sultanat Makassar, im heutigen Indonesien gelegen, vornahmen. Makassar war das fehlende Bindeglied, das für die Errichtung eines Monopols über den Gewürzhandel mit Asien unerlässlich war. Nach der Eroberung wurde die Stadt in Neu-Rotterdam umbenannt und ein großes Fort errichtet,

genau wie in anderen Städten – eine klare Absichtserklärung, dass man diese Gewinne nicht ohne weiteres wieder herausgeben würde.^[53] Eine im Staatsarchiv in Den Haag aufbewahrte Karte zeigt das Spinnennetz, das die Holländer spannten, als sie ihre Stellung in Ostindien ausbauten.^[54]

Nach dem gleichen Muster gingen sie auch in anderen

Regionen der Welt vor. Rivalen wurden aus Westafrika vertrieben, als es den Holländern gelang, den Goldhandel an sich zu reißen. Zu gegebener Zeit waren sie dann auch stark am Sklavenhandel nach Amerika beteiligt. Weitere Festungen wie Fort Nassau im heutigen Ghana entstanden. Die Portugiesen wurden aus Stützpunkten wie Elmina an

der ghanaischen Küste
verdrängt, das Mitte des
17. Jahrhunderts den
Holländern in die Hände fiel.
Auch in der Karibik und sogar
in Amerika verbuchten sie
beträchtliche Erfolge; das ging
so weit, dass die Holländer in
den vierziger Jahren des
17. Jahrhunderts einen großen
Teil der transatlantischen
Schifffahrt an sich gerissen
hatten und den Zuckerhandel

kontrollierten. [55]

Die Niederlande erfuhren einen tiefgreifenden Wandel. Alle jene, die von Anfang an in den Fernhandel investiert hatten, verdienten ein Vermögen, wovon auch die Schützlinge der Neureichen profitierten. In Leiden und Groningen wurden Universitäten gegründet, an denen Gelehrte mit der

Unterstützung großzügiger
Schirmherren die Grenzen der
akademischen Lehre erweitern
konnten. Kunst und Architektur
blühten regelrecht auf,
ergötzten sich an dem
unvermuteten Interesse und
Reichtum des neuen
Bürgertums. In dieser Zeit des
außerordentlichen Wohlstands
wurden die ersten prächtigen
Gebäude in Amsterdam
errichtet, einer Stadt, die sich

wie einst Venedig direkt aus dem Wasser erhob. Viertel wie der Jordaen wurden dem Meer abgerungen, und an der Keizersgracht und in deren Nachbarschaft entstanden Kanalhäuser, die Meisterwerke der Baukunst und zugleich architektonische Wunder waren.

Der Einfluss der Seidenstraßen machte sich allmählich in der Kunst

bemerkbar. In Haarlem, Amsterdam und vor allem in Delft entwickelte sich eine florierende Keramikindustrie, die stark von dem Aussehen, dem Gefühl und dem Design der aus dem Osten importierten Waren geprägt war.

Chinesische Motive überwogen, und die charakteristischen blau-weißen Muster, die Jahrhunderte zuvor von Töpfereien am Persischen Golf

entworfen worden waren und sich in China wie am Osmanischen Reich großer Beliebtheit erfreuten, wurden so umfassend übernommen, dass sie zu einem charakteristischen Merkmal auch der holländischen Töpferwaren wurden.

Nachahmung ist nicht nur die aufrichtigste Form der Schmeichelei; in diesem Fall kann man sie auch als

Eintrittskarte in das globale System einer Güterkultur werten, die mittlerweile die Nordsee mit dem Indischen Ozean und dem Pazifik verband. [56]

Die zunehmende Nachfrage nach Statussymbolen begünstigte auch die Kunst in den Niederlanden. Manchen Schätzungen zufolge wurden allein im 17. Jahrhundert sage

und schreibe drei Millionen
Gemälde hergestellt.^[57] Der
Wettbewerb regte neue Ideen
an und erhöhte zugleich den
künstlerischen Standard –
ideale Rahmenbedingungen für
Maler wie Frans Hals,
Rembrandt und Vermeer, um
Gemälde von atemberaubender
Schönheit zu schaffen. In
Anbetracht der
bemerkenswerten Tatsache,

dass die Holländer ihre Erfolge
über kooperatives Handeln
zuwege gebracht hatten, war es
nur recht und billig, dass einige
der schönsten Kunstwerke
Gruppen darstellten, etwa das
*Festmahl der Offiziere der St.-
Hadrian-Schützengilde von
Haarlem* von Frans Hals oder
Rembrandts berühmtes Werk
*Die Kompanie des Frans
Banning Cocq* – ein Gemälde,
das als *Die Nachtwache*

bekannt ist und für den Festsaal der Schützengilde von Amsterdam bestimmt war.

Auch Einzelpersonen traten als eifrige Kunstmäzene in Erscheinung. So beispielsweise der Kaufmann Andries Bicker, der den Künstler Bartholomeus van der Helst damit beauftragte, seinen Erfolg und neuerdings höheren Rang in einem Bild festzuhalten; oder Jan Rijcksen, ein Schiffbauer,

der Rembrandt bat, ein Porträt von ihm und seiner Frau zu malen, das die beiden bei der gemeinsamen Arbeit an nautischen Plänen zeigte. Ein Goldenes Zeitalter war also auch in der niederländischen Malerei angebrochen. [58]

Die protestantischen Bürger legten Wert darauf, gewöhnliche Haushaltswaren zu zeigen, wie im Fall von

Vermeers *Briefleserin am offenen Fenster*, wo eine blau-weiße Schale unübersehbar im Vordergrund liegt.^[59] Ein englischer Besucher in Amsterdam im Jahr 1640 konnte nicht verhehlen, wie beeindruckt er war von dem, was er sah. In den Niederlanden, schrieb Peter Mundy, seien selbst Häuser von «mäßiger Qualität» voller

Möbel und Verzierungen, «sehr kostspielig und seltsam, voller Freude und heimischer Genügsamkeit»; man finde «reiche Schränke, Vitrinen [...] Symbolik, Porzellan, kostbare, feine Käfige mit Vögeln» und vieles mehr. Sogar Metzger und Bäcker, Schmiede und Schuster hätten Gemälde und luxuriösen Flitterkram in ihren Häusern. ^[60] «Ich war

verblüfft», erinnerte sich der englische Tagebuchschreiber John Evelyn an den jährlichen Markt in Rotterdam um die gleiche Zeit; dieser sei überflutet gewesen von Gemälden, insbesondere «Landschaften und Drollerien, wie sie diese albernen Darstellungen nennen». ^[61]

Diese Reaktionen waren typisch für die damals wachsende Zahl

englischer Besucher in den
Niederlanden. [62]

Das niederländische Goldene
Zeitalter war das Resultat eines
sorgfältig ausgeführten Plans.
Allerdings profitierten die
Niederlande auch davon, dass
ein großer Teil Europas zur
gleichen Zeit im Chaos versank.
Kostspielige und ergebnislose
militärische
Auseinandersetzungen folgten

in endloser Reihe aufeinander.
Im Dreißigjährigen Krieg von
1618 bis 1648 erfassten sie den
ganzen Kontinent. Europa
befand sich in einem
Schwebezustand, der es den
Holländern gestattete, ein
Angriffsziel nach dem anderen
auf verschiedenen Kontinenten
zu erobern, ohne dass sie
Vergeltung befürchten
mussten – schließlich war die
Aufmerksamkeit ihrer Rivalen

auf näher gelegene
Schauplätze gerichtet. Die
blutigen Kämpfe im
17. Jahrhundert boten den
Holländern die Gelegenheit,
eine dominierende Stellung im
Osten einzunehmen.

Die europäischen Kriege hatten
jedoch weiterreichende
Auswirkungen: Sie leiteten
letztlich den Aufstieg des
Westens ein. Die

Geschichtsschreibung über Europa in dieser Epoche hält fest, dass die Aufklärung und das Zeitalter der Vernunft heranreiften, in dem die Ideen des Absolutismus durch die Prinzipien der Freiheit und Bürgerrechte ersetzt werden sollten. Dabei war es die tiefverwurzelte Beziehung Europas zu Gewalt und Militarismus, die es dem Kontinent ermöglichte, sich

nach den großen
Entdeckungen der 1490er
Jahre zum Zentrum der Welt
aufzuschwingen.

Bereits vor den beinahe
zeitgleichen Entdeckungen
Kolumbus' und da Gamas hatte
unter den Königreichen in
Europa ein erbitterter
Wettstreit geherrscht. Seit
Jahrhunderten war der
Kontinent von einer heftigen
Rivalität unter den Staaten

geprägt, die häufig zu offenen Feindseligkeiten und Kriegen führte. Dies regte wiederum Fortschritte in der Militärtechnik an. Neue Waffen wurden entworfen, eingeführt und nach der Erprobung auf dem Schlachtfeld weiter verbessert. Taktiken entwickelten sich, weil die Feldherren aus der Erfahrung lernten. Vorstellungen von Gewalt wurden

institutionalisiert: Kunst und Literatur in Europa feierten das Leben des edlen Ritters und seine Fähigkeit, Gewalt umsichtig einzusetzen – als Akt der Liebe und des Glaubens, aber auch als Ausdruck von Gerechtigkeit. Geschichten über die Kreuzzüge, die edle Gesinnung und Heldenmut rühmten und Verrat, Hinterlist und gebrochene Eide verschwiegen, übten eine

berauschende Faszination aus.

Kampf, Gewalt und Blutvergießen wurden verherrlicht, solange man sie als gerecht ansehen konnte. Das war womöglich ein Grund dafür, dass die Religion stark an Bedeutung gewann: Es gab keine bessere Rechtfertigung für einen Krieg als die, dass er zur Verteidigung des Allmächtigen geführt werde. Von Anfang an waren Religion

und Expansion eng miteinander verbunden: Sogar die Segel von Kolumbus' Schiffen zierten große Kreuze.

Tatsächlich zahlte sich nunmehr Europas spezieller Charakter aus, der im Vergleich zu dem anderer Teile der Welt besonders aggressiv und feindselig war. Den großen Schiffen der Spanier und Portugiesen war es nicht zuletzt deshalb gelungen, die

Ozeane zu überqueren und die Kontinente so erfolgreich miteinander zu verbinden. Die Schiffe des Ostens, die seit Jahrhunderten ohne größere Veränderungen in ihrer Bauweise die indischen und arabischen Meere befahren hatten, waren kein Gegner für die westlichen Schiffe, die sie nach Belieben ausmanövrieren und mit Hilfe ihrer Kanonen

versenken konnten. [63]

Die in Amerika eingesetzten Waffen waren so zuverlässig und treffsicher, dass eine kleine Zahl Konquistadoren imstande war, Bevölkerungen zu beherrschen, die ihnen zahlenmäßig weit überlegen waren – noch dazu entwickelte und hochkomplexe Bevölkerungen, sieht man von ihrer Militärtechnik ab. Im

Reich der Inka würden Gesetz und Ordnung, schrieb Pedro de Cieza de León, gewissenhaft befolgt. Die Justiz arbeite dort so effektiv, «dass kaum jemand es wagte, zu stehlen oder sonstige

Gesetzesübertretungen zu begehen». ^[64] Jährlich wurden Daten aus dem ganzen Reich erhoben, um dafür zu sorgen, dass die Steuern korrekt

berechnet und ordnungsgemäß bezahlt wurden, wobei Geburten und Todesfälle zentral dokumentiert und laufend aktualisiert wurden.

Die Elite musste an bestimmten Tagen persönlich auf dem Feld Hand anlegen – «des guten Beispiels halber [...], denn auch der Reichste durfte den Armen nicht beleidigen oder verachten». [65]

Das waren nicht die Wilden, als die sie von großspurigen Schwätzern in Europa beschrieben wurden; sie erschienen regelrecht aufgeklärt im Vergleich zu den überaus stark geschichteten Gesellschaften, die sich fast auf dem gesamten Kontinent herausgebildet hatten. In Europa war die Kluft zwischen den Mächtigen und den Schwachen in einem

aristokratischen Patrimonium zementiert worden, das die gesellschaftliche Stellung der Mächtigen schützte. Die Europäer mochten zwar glauben, dass die entdeckten Zivilisationen primitiv waren und dass sie diese eben deshalb beherrschten, in Wirklichkeit jedoch legten die unablässigen Fortschritte in der Waffentechnik, Kriegführung und Taktik den Grundstein für

den Erfolg des Westens.

Den Europäern gelang es auch deshalb, Afrika, Asien und Amerika zu beherrschen, weil sie eine jahrhundertelange Erfahrung in der Errichtung von Festungen besaßen. Der Bau von Burgen war seit dem Mittelalter die Klammer der europäischen Gesellschaft gewesen; Tausende spektakulärer Festungen waren auf dem gesamten Kontinent

entstanden. Ihr Zweck war es, einen massiven und entschlossenen Angriff abzuwehren; die außerordentlich hohe Zahl war ein Beleg für die Angst vor Überfällen wie auch dafür, dass es oft zu solchen kam. Es ist bezeichnend, dass das Beharren der Europäer auf dem Bau eindrucksvoller Stätten, die man von innen sichern konnte, unter den

Einheimischen oft Anlass zur Belustigung gab. Keine anderen Händler hätten je Forts errichtet, bemerkte der Nawab von Bengalen um 1700 – warum um alles in der Welt taten dies die Europäer? [66]

Ironie der Geschichte:
Obwohl Europa ein Goldenes Zeitalter erlebte, das meisterhafte Kunstwerke und Literatur sowie große

Fortschritte in der Forschung hervorbrachte, so wurde es doch durch rohe Gewalt geschmiedet. Damit nicht genug, führte die Entdeckung neuer Welten dazu, dass die europäischen Gesellschaften noch instabiler wurden. Da es mehr gab, um das es sich zu kämpfen lohnte, und größere Ressourcen für den Kampf zur Verfügung standen, erhöhte sich auch der Einsatz. Die

Spannungen in Europa spitzten sich noch zu, als der Kampf um die Vorherrschaft in Übersee immer erbitterter geführt wurde.

Die Jahrhunderte, die auf den Auftritt Europas als Weltmacht folgten, gingen einher mit einer unaufhörlichen Konsolidierung und Habsucht. Im Jahr 1500 gab es in Europa rund fünfhundert politische Einheiten; 1900 waren es noch

fünfundzwanzig. Die Starken schluckten die Schwachen.^[67] Wettbewerb und militärische Konflikte waren auf dem ganzen Kontinent heimisch. So gesehen, wurzelten die Gräueltaten des 20. Jahrhunderts in der Vergangenheit – und nicht umsonst hatten die Weltkriege und der schlimmste Völkermord der Geschichte ihren Ursprung

und Schauplatz in Europa. Es handelte sich um die letzten Kapitel in einer langen Geschichte der Grausamkeit und Gewalt.

Während das Augenmerk normalerweise auf den Einfluss gerichtet wird, den der neue Reichtum auf die Kultur im 16. und 17. Jahrhundert hatte, ist es somit womöglich aufschlussreicher, die parallel dazu erfolgten Fortschritte in

der Waffenherstellung zu betrachten. Genau wie Gemälde wurden damals auch enorme Mengen an Gewehren für gierige Abnehmer angefertigt. In den neunziger Jahren des 17. Jahrhunderts verkaufte der Unternehmer Maximilien Titon allein im Zentrum Frankreichs rund sechshunderttausend Steinschlossgewehre. Manche Zeitgenossen meinten, es sei unmöglich, die Zahl der

Arbeiter in der Industrie für Handfeuerwaffen in Saint-Étienne zu schätzen, weil es schlicht so viele seien.

Zwischen 1600 und 1750 verzehnfachte sich die Trefferquote der Handfeuerwaffen. Durch technische Neuerungen – wie die Erfindung von Ladestöcken, Papierpatronen und Bajonetten – wurden die Waffen billiger, präziser, schneller und

tödlicher. [68]

Wenngleich die Namen von Wissenschaftlern wie Galileo Galilei, Isaac Newton und Leonhard Euler Generationen von Schulkindern eingebläut werden, gerät doch allzu leicht in Vergessenheit, dass sich einige ihrer wichtigsten Arbeiten mit der Flugbahn von Projektilen befassten. Dank ihrer Erkenntnisse begann man

zu verstehen, warum Geschosse von der angepeilten Linie abweichen, und konnte die Artillerie entsprechend immer treffsicherer machen.^[69]

Militärische und technologische Fortschritte waren ein Kennzeichen jenes Zeitalters, das man vor allem mit der Aufklärung verbindet.

Das soll nicht heißen, dass andere Gesellschaften nicht

auch gewaltbereit gewesen
wären. Wie unzählige Beispiele
auf anderen Kontinenten
zeigen, brachte jede Eroberung
Tod und Leid in großem
Ausmaß mit sich. Aber auf
Phasen einer explosionsartigen
Expansion über den asiatischen
Kontinent und Nordafrika, wie
in den ersten Jahrzehnten des
Islam oder zur Zeit der
mongolischen Eroberungen,
folgten lange Phasen der

Stabilität, des Friedens und Wohlstands. Kriege brachen in Europa häufiger aus als in anderen Teilen der Welt und folgten einem eigenen Rhythmus: Kaum war ein Konflikt beigelegt, da flammte bereits der nächste auf. Es herrschte ein grausamer und unerbittlicher Wettstreit. So gesehen, erklären bahnbrechende Schriften wie Thomas Hobbes' *Leviathan*

exemplarisch den Aufstieg des Westens. Nur ein europäischer Autor konnte zu dem Schluss gelangen, dass der Mensch im Naturzustand unter Bedingungen stetiger Gewalt gelebt habe. [70]

Der Hunger nach militärischer Auseinandersetzung verbarg sich auch hinter anderen Entwicklungen, die eng mit der

Kriegführung verwandt waren, etwa im Finanzwesen.

Regierungen in Europa dürsteten nach Kapital, um die Armeen zu finanzieren. Dies führte zur Gründung eines Schuldenmarkts, auf dem man Geld im Austausch gegen künftige Steuereinnahmen beschaffen konnte. Auf den Erfolg zu setzen konnte stattliche Gewinne einbringen; gewiefte Investoren, deren

Anlage in Staatsanleihen man selbstverständlich als Patriotismus verkaufen konnte, erhielten Titel und gesellschaftliche Privilegien. Indem sie sich auf Staatsschulden spezialisierten, aber auch auf immer komplexere Börsengeschäfte, wurden London und Amsterdam zu weltweit führenden Finanzzentren.^[71]

Ein Grund für den Aufstieg Londons und Amsterdams war die rasche sozioökonomische Entwicklung in Nordeuropa. Jüngste Studien lassen darauf schließen, dass sich die Bevölkerung in England und in den Niederlanden von 1500 bis 1800 fast verdoppelte. Am stärksten war dieses Wachstum in dichtbesiedelten Regionen zu spüren, in denen die Zahl

größerer Städte beinahe um das Dreifache stieg.^[72] In den Niederlanden war der Prozess besonders akut: Mitte des 17. Jahrhunderts ging man davon aus, dass sage und schreibe die Hälfte der Bewohner Amsterdams von außerhalb zugezogen war.^[73] Staaten mit mehr städtischen Zentren waren erheblich im Vorteil gegenüber jenen mit

großen ländlichen
Bevölkerungen. Es war weniger
zeitaufwendig, einfacher und
effizienter, Steuern von
Städten einzuziehen, nicht
zuletzt weil dort der
kommerzielle Austausch weit
schneller ablief als auf dem
Land. Dichtbevölkerte
Regionen brachten
verlässlichere
Einkommensströme hervor, was
wiederum das Risiko

verringerte, geliehenes Geld nicht zurückzuerhalten.

England und die Niederlande konnten sich mehr Geld zu besseren Konditionen borgen als ihre wirtschaftlichen und politischen Rivalen.^[74] Wollte man mit Finanzgeschäften Geld verdienen, reichte es damals, genau wie heute, nicht aus, klug zu sein. Man musste sich am richtigen Ort befinden: in

London oder Amsterdam.

Damit läutete die Totenglocke für Italien und die Adria. Neue Handelsrouten, auf denen die Waren direkt zu den reichsten Kunden gelangten, hatten die Stadtstaaten bereits ins Hintertreffen geraten lassen. Mit ihren tiefverwurzelten Rivalitäten untereinander hatten sie keine Chance gegen Ansammlungen von Städten, die imstande und willens waren,

ihre Ressourcen
zusammenzulegen. Für die
Finanzierung ihrer Expansion
brachten die Nordeuropäer so
große Summen auf, dass es zum
Normalfall wurde, über die
Hälfte der Staatseinnahmen
allein für den staatlichen
Schuldendienst auszugeben.

[75] Es war kostspielig,
unablässig die eigenen
Nachbarn zu bekämpfen und

fortwährend den politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Vorteil zu suchen. Europa wurde zu einem Kontinent, der sich mit zwei Geschwindigkeiten entwickelte: das alte Europa im Osten und Süden, das jahrhundertlang dominiert hatte, nun aber zurückblieb und stagnierte, und das neue Europa im Nordwesten, das in einem gewaltigen Aufschwung

begriffen war. [76]

Manche deuteten die Zeichen früher als andere. Bereits im Jahr 1600 hielt ein britischer Gesandter in Venedig fest, dass «beim Handel der Niedergang so deutlich zu sehen ist, dass alle zu dem Schluss gelangten, dass [die Stadt] binnen zwanzig Jahren» zusammenbrechen werde. Venedig, einst die vorherrschende Macht im

Handel mit dem Osten, war nicht länger konkurrenzfähig. Früher hatten unzählige Schiffe «von über tausend Tonnen das Stück» Waren nach Hause gebracht oder stachen in See, um neue Waren aufzunehmen; nun war «nicht eines zu sehen». ^[77] Es dauerte nicht lange, bis sich die Stadt selbst neu erfand und von einem kommerziellen Kraftpaket zu

einem Zentrum des ausschweifenden Lebens, einer Perle für Hedonisten, entwickelte. Auch wenn die Behörden versuchten, das Tragen von immer größeren und teureren Juwelen, die immer pompöseren Partys und Vergnügen heischenden Eskapaden zu beenden, war die Wandlung der Stadt in vielerlei Hinsicht verständlich: Was

blieb ihr anderes übrig?^[78]

Auf der Bühne des internationalen Handels und der hohen Politik wurden Venedig, Florenz und Rom zu Stationen einer Touristenroute für die neuen Reichen. Es war zwar erst im Jahr 1670 zum ersten Mal von einer «Grand Tour», wie die Angloamerikaner sagen, die Rede, doch solche Expeditionen begannen bereits

ein Jahrhundert zuvor. Damals erkannte manch einer, dass ein Ausflug nach Italien die Gelegenheit bot, hochwertige Antiquitäten und modische Kunstgegenstände zu erwerben, deren Preise in die Höhe schnellten, als die Zahl der Besucher anstieg.^[79] Es war ein Initiationsritus, nicht nur für die Personen, die daran teilnahmen, sondern für die

gesamte Kultur: Die Früchte Südeuropas wurden vom Norden verschlungen. Das sich verlagernde Gravitationszentrum des Kontinents zog auch die Perlen der antiken und zeitgenössischen Kultur an. Drei der weltweit schönsten Sammlungen antiker Skulpturen, die im British Museum, im Fitzwilliam Museum in Cambridge und im

Ashmolean Museum in Oxford aufbewahrt werden, wurden von kulturell interessierten Reisenden angelegt, die mit einer dicken Brieftasche gesegnet waren. ^[80]

Die Nordeuropäer brachten Ideen zur Architektur, zur Anlage von Grabmälern und zur bildenden Kunst mit nach Hause. Bald war es gang und gäbe, dass Dichtung, Malerei,

Musik, Gartendesign und Medizin Anleihen bei der Kultur und der Wissenschaft des klassischen Altertums machten. England und die Niederlande schickten sich an, den Ruhm der Gegenwart nach dem Ruhm der Vergangenheit zu gestalten.^[81] Die Bürger des alten Rom wären sprachlos gewesen angesichts der Vorstellung, dass

Kleingrundbesitzer und Regierungsbeamte aus einer einst grünen, aber weit abgelegenen Provinz des Reiches nunmehr Büsten in Auftrag gaben, die sie selbst nicht nur als Erben der Römer, sondern als Herrscher zeigten.

[82] Doch in Kürze würden die neureichen Engländer sogar noch mehr tun: Britannien war im Begriff, das Ruder zu

übernehmen.

Vierzehntes Kapitel

Von East India bis New England - das britische Weltreich

Die Machtverlagerung in den Norden Europas beförderte einige Volkswirtschaften ins Abseits. Im Osmanischen Reich etwa blieb die Zahl der Städte

mit mehr als zehntausend
Einwohnern zwischen 1500
und 1800 ungefähr gleich. Es
herrschte also keinerlei
Notwendigkeit, die
landwirtschaftliche Produktion
zu erhöhen, um eine
wachsende Nachfrage zu
befriedigen. Die gesamte
Wirtschaft stagnierte. Zudem
war die Steuererhebung
ineffektiv. Dies lag nicht zuletzt
an dem System der

Steuerpacht, das den einzelnen Steuerpächtern Anreize bot, schnelle Gewinne zu erzielen – zum Schaden der längerfristigen staatlichen Einkünfte. ^[1]

Dabei hatten sich die osmanischen Beamten als äußerst fähige Verwalter herausgestellt. Sie verstanden es, die Ressourcen zu zentralisieren und die

Bevölkerung so zu verteilen, dass die Ernten und Versorgungsgüter stets dorthin gelangten, wo sie am meisten benötigt wurden. Solange sich das Osmanische Reich im 15. und 16. Jahrhundert immer weitere Gebiete einverleibt hatte, war dieses System erfolgreich gewesen; als sich die Ausdehnung jedoch mehr und mehr verlangsamte, zeigte es deutliche Brüche. Es litt

unter dem Druck, einen
Zweifrontenkrieg – in Europa
im Westen und gegen das
safawidische Persien im Osten –
finanzieren zu müssen.

Darüber hinaus hatte auch der
Klimawandel schwere
Auswirkungen auf das
osmanische Imperium. [2]

Auch die
Gesellschaftsstrukturen in der
muslimischen Welt, die sich

ganz anders entwickelten als jene in Westeuropa, erwiesen sich als ein wichtiger Faktor. Die islamischen Gesellschaften verteilten den Reichtum gleichmäßiger als die christlichen im Westen. Dies lag nicht zuletzt an den detaillierten Erbschaftsregeln, die der Koran vorgab. Für die damalige Zeit waren diese Regeln ausgesprochen fortschrittlich, etwa was den

Anteil der Frauen an dem Vermögen ihres Ehemanns oder Vaters betraf. Eine muslimische Frau war in dieser Hinsicht weit besser gestellt als ihre europäische Geschlechtsgenossin. Dies bedeutete jedoch gleichzeitig, dass großer Reichtum gewöhnlich nicht lange in derselben Familie verblieb.^[3]

Da das Geld immer wieder

neu verteilt und in den
Kreislauf zurückgeführt wurde,
war die Kluft zwischen Arm und
Reich nie so tief, wie sie es in
Europa werden sollte. Die
herrschenden
Wertvorstellungen behinderten
jedoch das Wachstum: In der
Regel erschwerte es das
progressive und egalitäre
Erbrecht den Familien, Kapital
über mehrere Generationen
hinweg anzuhäufen. In Europa

hingegen konzentrierte das Erstgeburtsrecht das Vermögen in den Händen eines einzigen Nachkommen. Dies ebnete der Bildung großer Vermögen den Weg.^[4]

Allerdings war die Tatsache, dass es Europa – oder vielmehr Nordwesteuropa – noch nie so gut gegangen war, selbst für einige Europäer ein Grund zur Besorgnis. In den

Niederlanden predigten calvinistische Geistliche aus vollster Überzeugung, dass Geld die Wurzel allen Übels sei, und wiesen auf die Gefahren hin, die das Schwelgen in Luxus mit sich bringe.^[5] Ähnliche Haltungen fanden sich auch in England, wo etwa Thomas Mun, ein besonders kritischer Beobachter des frühen 17. Jahrhunderts, «das

Vertrödeln unserer kostbaren Zeit in Faulheit und Vergnügen» beklagte. Er warnte, dass der materielle Reichtum zu einer «Verarmung unserer Kenntnisse» und einer «allgemeinen Lähmung» von Körper und Geist führen werde.^[6]

Natürlich profitierten nicht alle gleichermaßen. Steigende Pachten waren gut für die

Grundbesitzer, aber schlecht für die Pächter. Größere Märkte führten zu steigendem Preisdruck, und die heimische Produktion von Wolle, Textilien und anderen Gütern sah sich mit einem Mal zunehmender Konkurrenz ausgesetzt.^[7] Dass im Zuge der wirtschaftlichen und sozialen Umwälzung der Moralstandard sank, veranlasste einige zu

drastischen Maßnahmen. Es sei an der Zeit, sich eine neue Heimat zu suchen, beschlossen die konservativeren Geister. Es musste einen Ort geben, wo man einen einfacheren Lebensstil pflegen konnte, der auf Frömmigkeit und spiritueller Reinheit beruhte, einen Ort für den Neuanfang und die Rückkehr zu den eigenen Wurzeln.

Die Puritaner protestierten

mit ihrer Ansiedelung in Neuengland gegen die Veränderungen und den wachsenden Wohlstand, die den Aufstieg Europas begleiteten. Sie reagierten auf den Zustrom neuer Ideen und Güter, der die ihnen bekannte Welt völlig aus den Angeln zu heben schien. Chinesisches Porzellan tauchte plötzlich auf bürgerlichen Esstischen auf, die Ehe zwischen Europäern

und Menschen anderer
Hautfarbe führte zu Fragen
über Identität und Rasse, eine
neue Einstellung zum Körper
löste etwas aus, das ein
Forscher vor kurzem die «erste
sexuelle Revolution» genannt
hat. [8]

Um all dem zu entkommen,
machten sich die Puritaner auf
den Weg über den Atlantik. Das
Ziel war jedoch nicht die

Karibik, wohin bereits viele
gegangen waren, um mit Hilfe
von Sklavenarbeitern
Zuckerrohrplantagen
anzulegen, sondern die
«unberührten Lande»
Neuenglands, wo die
Auswanderer ein idealisiertes
Leben in frommer Einfachheit
führen konnten. Der einzige
Haken waren natürlich die
Ureinwohner, «denen es
gefällt, Menschen auf die

allerblutigste Weise zu quälen;
die einige mit Muschelschalen
lebendig häuten, anderen
Stück für Stück die Gliedmaßen
abschneiden und auf heißen
Kohlen rösten, Scheiben ihres
Fleisches vor ihren Augen
verspeisen, während sie noch
leben, und noch andere
Grausamkeiten begehen, von
denen zu erzählen viel zu
schrecklich wäre». ^[9] Doch

selbst die Gefahr eines solchen Schicksals war der Welt vorzuziehen, die sie zurückgelassen hatten. Man vergisst leicht, dass das erste «Thanksgiving», das die Pilgerväter nach ihrer sicheren Ankunft feierten, auch ein Fanal gegen die Globalisierung war: Sie feierten ja nicht nur die Entdeckung eines neuen Eden, sondern distanzierten sich auch von den vermeintlich

paradiesischen Zuständen in ihrer alten Heimat. ^[10]

Wer nicht am Aufbau einer Bastion der Enthaltsamkeit, der Strenge und des religiösen Konservatismus interessiert war und doch von den Verheißungen der großen weiten Welt angezogen wurde, für den gab es eine Alternative: Er konnte in den Osten, nach Asien, gehen. Der Aufbau einer

Plattform, die es England ermöglichte, mit Asien auf strukturierte und organisierte Weise Verbindungen aufzunehmen, war allerdings ein langwieriger und oft ziemlich frustrierender Prozess. Die East India Company (EIC), der im Jahr 1600 ein königliches Monopol für den Handel mit allen Ländern östlich des Kaps der Guten Hoffnung eingeräumt

wurde, schaffte es schließlich,
die Portugiesen gewaltsam aus
Bandar Abbas am Persischen
Golf und Surat in
Nordwestindien zu vertreiben.
Damit sicherte sie sich
Stützpunkte, die auf günstige
Gelegenheiten hoffen ließen.
Dennoch war es eine
Herausforderung, mit der
übermächtigen Holländischen
Ostindien-Kompanie (VOC) in

Wettbewerb zu treten.^[11]

Obwohl das Handelsvolumen Englands allmählich anstieg, war die Überlegenheit der Holländer immer noch so groß, dass der Wert ihrer Handelswaren in der Mitte des 17. Jahrhunderts dreimal so hoch war wie jener der englischen.^[12]

Die Beziehung zwischen England und den Niederlanden

war komplex. Zum einen waren die Niederländer Kunden und Kreditgeber für englische Güter. Obwohl die Ostindien-Kompanie und ihr englisches Gegenstück miteinander konkurrierten, kamen ihre Erfolge manchmal beiden Parteien zugute. Zum anderen gab es einen gemeinsamen Feind, die Spanier, und damit gute Gründe für eine militärische und politische

Zusammenarbeit der beiden
stramm protestantischen
Mächte. Einige führende
englische Persönlichkeiten
nahmen die großen
holländischen Seesiege gegen
Spanien im Jahr 1639 im
Ärmelkanal und ein Jahr darauf
bei Itaramaracá vor der
brasilianischen Küste mit
großer Begeisterung auf. Der
großspurige Oliver St John,
Leiter einer der vielen

Gesandtschaften, die nach Den Haag geschickt wurden, um die Verbindung zu festigen, machte sogar den radikalen Vorschlag, dass die beiden Länder «in ein engeres Bündnis und eine nähere Union eintreten» sollten, womit er einer Vereinigung der beiden Staaten das Wort redete.^[13]

Wie unberechenbar die europäische Machtpolitik war,

zeigte sich kaum zwei Jahre später, als Engländer und Holländer sich den Krieg erklärten. Zuvor hatte das englische Parlament ein Gesetz verabschiedet, dem zufolge alle für England bestimmten Waren von englischen Schiffen in englische Häfen gebracht werden mussten. Zweifellos gab es dafür ökonomische Gründe. Man wollte einer Wirtschaft zu mehr Einkünften verhelfen, die

unter dem gerade erst
beendeten Bürgerkrieg stark
gelitten hatte. Doch es wird
auch eine Rolle gespielt haben,
dass eine wachsende lautstarke
und fundamentalistische Lobby
in England behauptete, die
Holländer seien zu
materialistisch und nur am
Gewinn interessiert, es
mangele ihnen an religiöser
Überzeugung. ^[14]

Die sogenannte Navigationsakte war ein Zeichen dafür, dass sich die englischen Bestrebungen verschärften. Die Kritik an den Holländern war bald ähnlich giftig wie ein Jahrhundert zuvor die antispansische Rhetorik. Als die Holländer versuchten, die Schifffahrtswege durch den Ärmelkanal und die Nordsee zu ihren eigenen Häfen offen zu halten, kam es zu schweren

Seegefechten. Diese führten wiederum in England zu einer Revolution in der Flottenpolitik. Die Navy war selbst zu Zeiten der Tudors immer ausreichend finanziert worden, doch nun wurde sie rundum erneuert. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts wurden beträchtliche Summen in ein groß angelegtes Schiffbauprogramm gesteckt. Die Ausgaben für die Flotte

stiegen so stark, dass sie bald fast ein Fünftel des gesamten Staatshaushalts verschlangen.

[15]

Gesteuert wurde dieser Prozess von Samuel Pepys, dessen persönliche Tagebücher leider kaum etwas über den Wandel verraten, den das Militär und die Geopolitik erfuhren und der sich auf den Schiffswerften im ganzen Land

niederschlug.^[16]

Pepys sammelte die aktuellen Handbücher holländischer Spezialisten – einschließlich des *Schiffbaubuchs* von Nicolaes Witsen, des damals führenden Theoretikers der Schiffbaukunst – und widmete sich mit Energie und Disziplin seiner Aufgabe. Er gründete Schulen, die die «Kunst der Navigation» lehrten, und gab

schriftliche Ratgeber in Auftrag, die eine ehrgeizige und gut bezahlte neue Generation von Schiffskonstrukteuren mit den modernsten Techniken bekannt machten. [17]

Die englische Flottenrevolution beruhte auf drei Erkenntnissen. Die erste war, dass spezialisierte, schwere Kriegsschiffe

effektiver waren als leichte Kreuzer. Der Erfolg hing davon ab, ob man imstande war, eine konzentrierte Feuerkraft einzusetzen – und jene des Gegners abzuwehren. Zweitens erkannte man, dass man aus den eigenen Erfahrungen lernen und die richtigen Schlüsse ziehen musste. Gefechte mit holländischen Flottenverbänden in den fünfziger und sechziger Jahren

des 17. Jahrhunderts hatten zu verheerenden Verlusten sowohl an Schiffen als auch an höheren Offizieren und Kapitänen geführt: Im Jahr 1666 wurden fast zehn Prozent aller höheren Kommandeure in einem einzigen Gefecht getötet. Dieser ungeheure Blutzoll führte zu einer systematischen Neuausrichtung der Seekriegstaktik. Trainingshandbücher wie die

Fighting Instructions von Admiral Blake, einem der großen Flottenkommandeure der damaligen Zeit, wurden überall verteilt und eifrig studiert. Diese intensive Beschäftigung mit vergangenen Ereignissen machte die Navy zur besten Flotte der Welt: Zwischen 1660 und 1815 sanken die Gefallenenzahlen der englischen (britischen) Kapitäne um erstaunliche

achtundneunzig Prozent.^[18]

Die dritte und nicht weniger wichtige Erkenntnis betraf die Funktionsweise der Navy als Institution. Um Leutnant zu werden, musste man von nun an drei Jahre auf See verbringen und eine Prüfung bestehen, die von den vorgesetzten Offizieren abgenommen wurde. Spätere Beförderungen beruhten

ausschließlich auf Leistung,
nicht mehr auf Patronage.

Dadurch gelangten nicht nur
die Fähigsten an die Spitze, sie
taten dies auch mit Zustimmung
ihrer Offizierskameraden. Diese
meritokratische Ordnung
wurde durch ein weiteres
System unterstützt, das
diejenigen belohnte, die am
längsten in einer wichtigen
Funktion gedient hatten. Es
ähnelte in vielem der

Organisationsstruktur muslimischer Truppen in der Frühzeit des Islam, die sich während der Eroberungszüge als äußerst effektiv herausgestellt hatte. Auch in England wurden nun die im Kampf erbeuteten «Prisen» gemäß einer feststehenden, sich an Rang und Dienstalter orientierenden Ordnung aufgeteilt. Beförderungen wurden auf diese Weise höchst

einträglich und attraktiv. Der Aufstieg auf der Karriereleiter wurde von der Admiralität überwacht, deren Ziel es war, jede Günstlingswirtschaft oder Parteilichkeit zu verhindern. Es herrschten also ausgezeichnete, ausgesprochen faire Arbeitsbedingungen, die Leistung und Eigeninitiative belohnten. [19]

Die Reformen zahlten sich

bereits nach kurzer Zeit aus.
Die hohen Investitionen in die Flotte erweiterten den Einfluss Englands beträchtlich und eröffneten ihm die Möglichkeit, aus allen europäischen Rivalitäten, kriegerischen Auseinandersetzungen oder Gelegenheiten, die sich in der Karibik und anderswo boten, Nutzen zu ziehen.^[20] Die langwierigen Bemühungen, in

Asien eine stärkere Handelspräsenz aufzubauen, trugen jetzt endlich erste Früchte. Neben Surat errichtete die East India Company in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts auch im Südosten des Subkontinents, in Madrasapatnam (dem heutigen Madras beziehungsweise Chennai), eine wichtige Handelsniederlassung. Zuvor hatte sie mit dem örtlichen

Herrscher einen Vertrag geschlossen, der ihr Zoll- und Abgabefreiheit zugestand.

Wie auch andere Unternehmen schnell erkannten, waren derartige Zollbefreiungen ein großer Handelsvorteil, da man damit die Preise der Fernhandelskonkurrenten – und auf lange Sicht auch der örtlichen Wettbewerber – unterbieten konnte. Je größer und erfolgreicher die eigenen

Handelsstationen wurden, desto bessere Bedingungen konnte die Company aushandeln. Im Laufe von siebzig Jahren entwickelte sich Madras zu einer blühenden Metropole. Dieses Muster wiederholte sich auch andernorts, vor allem in Bombay und Kalkutta, dem Juwel Bengalens. Die East India Company wurde zu einer

Erfolgsgeschichte. ^[21]

Wie im Falle der Holländischen Ostindien-Kompanie verschwammen jedoch allmählich die Grenzen zwischen der englischen Regierung und der EIC. Beide Unternehmen agierten wie ein eigener Staat: Sie durften Münzen prägen, Bündnisse schließen und eigene Streitkräfte nicht nur

unterhalten, sondern diese auch nach eigenem Ermessen einsetzen. In den Dienst dieser Organisationen zu treten, die sowohl staatlichen Schutz genossen als auch von ihren äußerst mächtigen Investoren profitierten, eröffnete attraktive Karrierechancen. Die East India Company zog Männer aus ganz England, aber auch aus anderen Teilen der Welt an, selbst aus dem streng

konservativen Neuengland. Alle Ehrgeizigen und Aufgeweckten, die in der Company Karriere machten, durften auf reichen Gewinn hoffen. [22]

Ein gutes Beispiel dafür ist ein Mann, der im Jahr 1649 in Massachusetts geboren wurde, aber bereits als kleiner Junge mit seiner Familie nach England zurückkehrte, wo er

später in den Dienst der Ostindien-Kompanie trat. Während er anfangs den untergeordneten Posten eines «Schreibers» bekleidete, stieg er bald die Karriereleiter empor, bis er schließlich Gouverneur von Madras wurde. In dieser Stellung war er sehr erfolgreich – und doch wurde er nach fünf Jahren auf seinem Posten abgelöst. Es waren Gerüchte darüber in Umlauf,

wie viel er während seiner Amtszeit unterschlagen haben sollte. Dass er mit fünf Tonnen Gewürzen, großen Mengen an Diamanten und unzähligen Wertgegenständen nach Hause zurückkam, legt nahe, dass die Vorwürfe begründet waren. Auch die von ihm selbst verfasste Grabinschrift in Wrexham, Nordwales, gibt einen Hinweis: «In Amerika geboren, in Europa

aufgewachsen, in Afrika gereist
und in Asien geheiratet [...]. Er
hat viel Gutes und einiges
Schlechtes getan. Hoffen wir,
alles ist ausgeglichen und dass
seine Seele durch Gottes
Gnade in den Himmel kam.»
Sein Geld hatte er, nachdem er
nach England zurückgekehrt
war, reichlich unter die Leute
gebracht, dabei jedoch auch
sein Geburtsland nicht
vergessen. Gegen Ende seines

Lebens spendete er der Collegiate School von Connecticut eine große Summe. Diese benannte sich als Zeichen des Danks um und trug fortan den Namen ihres Wohltäters, von dem sie sich auch in Zukunft noch Zuwendungen erhoffte: Elihu Yale. [23]

Yale war zur richtigen Zeit am richtigen Ort. In den

achtziger Jahren des
17. Jahrhunderts hob der Qing-
Hof in China seine
Außenhandelsbeschränkungen
auf. Dies führte zu einem
starken Anstieg der
chinesischen Tee-, Porzellan-
und Zuckerexporte. In der
Folge wurden Häfen wie
Madras und Bombay nicht nur
wichtige Handelsplätze für
Güter aus ihrer Region,
sondern auch

Zwischenstationen in einem neuen und dynamischen Handelsnetz, das sich über die ganze Welt erstreckte.^[24] Das späte 17. Jahrhundert markierte den Beginn einer neuen Ära der Begegnungen zwischen China und Europa. Diese beschränkten sich keineswegs auf den Handel. Der Mathematiker Gottfried Wilhelm Leibniz, Erfinder des

Binärsystems, konnte seine Ideen mit Schriften über chinesische Zahlentheorien abgleichen, die ihm ein befreundeter Jesuitenpater geschickt hatte, der sich Ende des 17. Jahrhunderts als Missionar in Peking aufhielt. Wer aus diesen neuen wirtschaftlichen und geistigen Verbindungen Nutzen ziehen konnte, verschaffte sich einen großen persönlichen Vorteil.

In den Jahren vor seinem Tod beobachtete auch Yale selbst mit Sorge, dass man den Osten und speziell Indien zunehmend als schnellen Weg zu großem Reichtum betrachtete. «Du darfst bei deinem Vorankommen nicht ungeduldig werden oder vorschnell nach Reichtümern streben», schrieb er seinem Patensohn Elihu Nicks. «Mein Vermögen hat

mich fast dreißig Jahre Geduld gekostet.»^[26] Als Mitglied der ersten Welle von Engländern, die sich im Osten eine goldene Nase verdienten, war er vielleicht nicht gerade der Richtige, der nachfolgenden Generation zur Mäßigung zu raten. Unabhängig davon stellte sich heraus, dass sich die Aussichten, in Asien sehr reich zu werden, sogar noch

verbessert hatten. Nach den Niederlanden war nun in England ein goldenes Zeitalter angebrochen.

Dass ausgerechnet diese Insel im Nordatlantik die Weltpolitik dominieren und zum Zentrum eines Imperiums werden würde, das ein Viertel des Erdballs beherrschte und seinen Einfluss weit darüber hinaus ausübte, hätte die Geschichtsschreiber und

Reichsgründer der Vergangenheit in höchstem Maße erstaunt. Ein großer spätantiker Historiker beschrieb *Brittia* als eine ungastliche Insel, auf der manchmal eine dermaßen «giftige Luft» wehte, dass jeder, der sie einatmete, auf der Stelle starb.^[27] Sie wurde von den Briten bewohnt, deren Name, wie ein anderer Autor

einige Zeit später vermutete, vom lateinischen Wort *brutus* abstammte, das «unvernünftig» oder «dumm» bedeutete. [28]

Vom Rest Europas durch den Ärmelkanal getrennt, war die Insel abgelegen, isoliert und randständig. Gerade diese Schwächen wurden jetzt zu ihren Stärken und untermauerten den Aufstieg eines der größten Reiche der

Geschichte.

Für den Erfolg
Großbritanniens gab es viele
Gründe. So wiesen
Wissenschaftler darauf hin,
dass die soziale und
wirtschaftliche Ungleichheit
niedriger war als in anderen
europäischen Ländern und dass
der Kalorienverbrauch auch
der untersten
Bevölkerungsschichten
bemerkenswert höher war als

der ihrer
kontinentaleuropäischen
Standesgenossen.^[29] Neuere
Forschungen betonen, dass
Änderungen im Lebensstil für
das Wirtschaftswachstum eine
wichtige Rolle spielten, insofern
das Arbeitstempo, aber auch
die Arbeitseffizienz aufgrund
der steigenden Einkommen
stark zunahmen. Darüber
hinaus war der wachsende

Erfolg Großbritanniens auch seinen vielen Innovatoren und Erfindern geschuldet.^[30] Die Geburtenrate scheint in Großbritannien niedriger gewesen zu sein als in den meisten anderen europäischen Ländern. Dies hatte Auswirkungen auf das Pro-Kopf-Einkommen, da sich die erwirtschafteten Ressourcen auf weniger Menschen

verteilten als auf dem
Kontinent. [31]

Die Trumpfkarte war jedoch
die Geographie. England – oder
nach der Union mit Schottland
im Jahr 1707 Großbritannien –
verfügte über eine natürliche
Grenze, die es vor seinen
Rivalen schützte: das Meer.
Dies verringerte nicht nur die
militärische Bedrohung,
sondern war auch ein Segen für

den Staatshaushalt. Da Großbritannien keine Landgrenzen verteidigen musste, betrugen die Militärausgaben nur einen Bruchteil dessen, was die kontinentaleuropäischen Rivalen für ihre Verteidigung berappen mussten. Nach begründeten Schätzungen hatten die englischen Streitkräfte im Jahr 1550 etwa dieselbe Mannschaftsstärke wie

die französischen. Im Jahr 1700 hielten die Franzosen dagegen dreimal so viele Männer unter Waffen. Diese benötigten Ausrüstung und Sold, sodass die entsprechenden Kosten in Frankreich viel höher waren als in England. Dagegen waren die Staatseinnahmen Frankreichs proportional geringer, da die Soldaten und Matrosen von den Feldern, aus den Fabriken und anderen Arbeitsstätten

abgezogen werden mussten. In der Folge konnten sie weder ein steuerpflichtiges Einkommen erwirtschaften noch durch ihren Konsum die Verbrauchssteuern erhöhen.

[32]

Es war, als ob Großbritannien gegen die ansteckenden Krankheiten Europas immun sei, vor allem gegen die scheinbar unendlichen Kriege, die die Staaten des Festlands

im 17. und 18. Jahrhundert in ständig wechselnden Konstellationen gegeneinander führten. Die Briten lernten bald, sich nur mit äußerstem Bedacht einzumischen und die Umstände auszunutzen, wenn sie zu ihren Gunsten ausfielen, sich jedoch herauszuhalten, wenn die Karten gegen sie standen. Zudem wurde immer deutlicher, dass die Ereignisse in Europa das eigene Geschick

auf der anderen Seite der Welt bestimmen konnten. So führte der heftige Streit über die österreichische Erbfolge, der in den vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts entflammte, in europäischen Kolonien auf der ganzen Welt zu bewaffneten Auseinandersetzungen und Grenzverschiebungen: Die Frage, ob Maria Theresia die rechtmäßige Erbin der Wiener Habsburger war, löste einen

Krieg aus, der vom amerikanischen Doppelkontinent bis zum indischen Subkontinent ausgefochten wurde und fast ein Jahrzehnt andauerte. Am Ende gaben die Briten den Franzosen im Jahr 1748 im Frieden von Aachen die kanadische Kap-Breton-Insel zurück, wofür sie im Gegenzug das indische Madras wiedererlangten.

Dies war nur ein Beispiel für die Auswirkungen, die die Konkurrenz zwischen den europäischen Mächten auf der anderen Seite der Welt haben konnte. Als der Pfälzer Erbfolgekrieg 1697 nach neun Jahren beendet worden war, händigten die Holländer den Franzosen Städte in Indien aus. Zwei Jahrzehnte später wechselten im Rahmen eines Friedensabkommens zwischen

Großbritannien und Frankreich nach weiteren heftigen Kämpfen in Europa karibische Inseln den Besitzer, während die Briten und Franzosen nach dem Ende eines spanischen Thronstreits riesige Gebiete in Nordamerika austauschten.

Auch dynastische Ehen konnten riesige Territorien, strategische Brückenköpfe oder große Städte einbringen. So gelangte Bombay als Teil der

Mitgift Katharinas von Braganza in englische Hände, als diese im Jahr 1662 König Karl II. heiratete. Es war ein Akt der Großzügigkeit, der, wie der portugiesische Gouverneur der Stadt richtig voraussagte, das Ende der portugiesischen Macht in Indien einläutete.^[33] Europäische Bettgeschichten oder leise dahingeworfene Bemerkungen, die flatterhafte

Herrscher mit leicht verletzbaren Egos in den Palastkorridoren der europäischen Hauptstädte über mögliche Bräute oder angebliche Kränkungen abgaben, konnten Tausende von Kilometern entfernt günstige oder schlimme Folgen haben.

In gewisser Hinsicht erregten solche Intrigen kaum das Interesse der Menschen im

Osten. Ihnen war es letztlich egal, ob die Holländer, Briten, Franzosen oder sonst irgendjemand im europäischen Mächtespiel die Oberhand gewannen. Während des gesamten 17. Jahrhunderts begaben sich rivalisierende Gesandtschaften an den Hof des Mogulkaisers sowie zu den Herrschern Chinas und Japans, um sich einzuschmeicheln und neue Handelskonzessionen

oder die Bestätigung der alten
zu erbitten. Dies erhöhte die
Bedeutung von
Mittelsmännern, die daraus
selbst einen großen Vorteil
zogen. Ein Beispiel hierfür ist
Muqarrab Khan, Gouverneur
einer Hafenstadt in Gujarat, der
im frühen 17. Jahrhundert
Europäern den Zugang zum
Mogulkaiser Jahangir
verschaffte. ^[34] Zu welchem

Reichtum dies führen konnte,
zeigte sich an den
Huldigungsgeschenken, die
Muqarrab seinem kaiserlichen
Herrn im Jahr 1610 machte.
Darunter befanden sich
«Araberpferde», Sklaven aus
Afrika und andere Luxusgüter,
deren Inspektion allein
zweieinhalb Monate in
Anspruch nahm. [35]

Die Briten in Asien

operierten, wie es eine neuere Historikerin ausdrückt, nach dem Grundsatz, dass «alles und jeder seinen Preis hat». [36]

Man machte den örtlichen Potentaten also äußerst teure Geschenke. Gleichzeitig beklagten einige die Begehrlichkeiten der solchermaßen Bedachten. So ließ sich der Mogulkaiser Jahangir gerne «übergroße

Elefanten» und vielleicht sogar Dodos schenken. Angeblich war sein Herz «dermaßen unersättlich, als ob es niemals wüsste, wann es genug hat. Es gleicht einer bodenlosen Tasche, die niemals gefüllt werden kann, denn je mehr es hat, desto mehr begehrt es.»^[37]

Holländische Gesandte brachten in den sechziger

Jahren des 17. Jahrhunderts
Kutschen, Rüstungen, Juwelen,
edle Stoffe und sogar Brillen
mit nach Peking, um vom
chinesischen Kaiserhof
Handelsprivilegien zu erhalten,
nachdem sie kurz zuvor aus
Formosa (Taiwan) vertrieben
worden waren.^[38] Der Bericht
über eine weitere holländische
Gesandtschaft, die im Jahr 1711
Lahore aufsuchte, zeigt,

welchen Aufwand man betrieb,
um sich asiatische
Würdenträger gewogen zu
machen und wertvolle
Handelskontakte zu sichern.
Dies belegen auch die
prächtigen Bilder indischer
Künstler, die den Empfang der
Gesandtschaft in Udaipur
dokumentieren. Man brachte
dem Großmogul und seinen
Höflingen Lackarbeiten aus
Japan, Elefanten aus Ceylon

und Pferde aus Persien neben Gewürzen aus den holländischen Kolonien und europäischen Erzeugnissen wie Kanonen, Teleskope, Sextanten und Mikroskope als Geschenke dar. Leider war der Zeitpunkt des Besuchs ungünstig, und die Bitte des Gesandten, die Handelskonzessionen der Ostindien-Kompanie zu erneuern, wurde nicht erfüllt.

Es dauerte eine ganze Zeit, bis sich die Auswirkungen der Veränderungen in Europa auch in Asien bemerkbar machten. Vorerst galt immer noch die Regel: Je mehr Kaufleute ins Land kamen, um Handel zu treiben, und je größer deren Schiffe waren, desto besser. Dies bedeutete schließlich noch mehr Geschenke, noch höhere Einkünfte und ein noch größeres Handelsvolumen. Es

entstand ein Reichtum, der sich auch an einem ganz besonderen Hofzeremoniell zeigt: Mogulkaiser wie Akbar, Shah Jahan und Aurangzeb, der von 1658 bis 1707 regierte, ließen sich an ihren Geburtstagen wiegen, wobei Juwelen, Edelmetalle und andere Kostbarkeiten so lange auf die andere Waagschale gehäuft wurden, bis sie den Großmogul «aufwogen». Dies

war nicht gerade ein Anreiz, sich um eine schlanke Linie zu bemühen. [40]

Dann gab es da noch die Bestechungsgelder, die man den Mittelsmännern zahlen musste, damit diese die Reisenden und Kaufleute zu ihrem Bestimmungsort «eskortierten». Viele Europäer fanden das Prinzip und die Höhe dieser Summen

ausgesprochen ärgerlich.
Allerdings sahen englische
Händler, deren Waren man im
Jahr 1654 in Rajmahal
beschlagnahmt hatte, keine
andere Möglichkeit, als den
Statthalter und seine Beamten
zu bestechen – wie es die
Holländer schon immer getan
hatten.^[41] Klagen über solche
Ungerechtigkeiten kamen
sogar den Großmoguln zu

Ohren, die gelegentlich diejenigen bestrafen, die es gar zu arg getrieben hatten: Angeblich musste sich ein bestechlicher Richter vor dem Herrscher von einer Kobra beißen lassen. [42]

Die nach Indien strömenden Gelder ermöglichten weiterhin eine Blüte von Kunst, Architektur und Kultur, die die riesigen Kapitalflüsse seit dem

frühen 16. Jahrhundert
begleitet hatte. Doch auch nach
Zentralasien flossen immer
größere Summen. Dies lag zum
einen an den Tributen, die
Herrscher wie Aurangzeb
zahlten, um den Frieden an der
Nordgrenze zu sichern, zum
anderen an den massenhaften
Pferdekäufen bei Züchtern,
deren Herden auf der Steppe
weideten. Jedes Jahr wurden
auf den nordindischen Märkten

ein hundredttausend Pferde
verkauft, und dies mit einer
haushohen Gewinnspanne,
sofern man mehreren Quellen
Glauben schenken darf.^[43]
Händler aus Indien, Persien,
China und zunehmend auch aus
Russland erwarben sogar eine
noch größere Anzahl an
Nutztieren, was weiteren
Wohlstand brachte. Städte wie
Kokand, im heutigen

Usbekistan gelegen, florierten. Damalige Berichterstatter schwärmen von der Qualität des Rhabarbers, Tees, Porzellans und der Seide, die dort zu günstigen Preisen und in beträchtlichen Mengen zum Verkauf standen. [44]

Während der europäische Seehandel stark an Bedeutung gewann, blieben auch die Netzwerke quer durch Asien

höchst lebendig. Das dokumentieren etwa die Aufzeichnungen der Holländischen Ostindien-Kompanie, in denen von Zehntausenden Kamelladungen Textilien berichtet wird, die jedes Jahr aus Indien und Persien über die alten Karawanenstraßen durch Zentralasien befördert wurden. Auch englische, französische, indische und russische Quellen

bezeugen, dass der Überlandtransport fortbestand, und vermitteln eine gewisse Vorstellung von dessen Umfang im 17. und 18. Jahrhundert: Reisende nach Zentralasien sprachen immer wieder von der großen Menge an Waren, die auf den dortigen Märkten verkauft wurden, sowie von der riesigen Zahl der Pferde, die man dort züchtete und an Orte wie Kabul brachte. Zu diesem

«ausgezeichneten Handelszentrum» zogen Karawanen aus ganz Asien, um eine breite Palette von Textilien, aromatischen Wurzeln, Raffinadezucker und anderen Luxuswaren zu kaufen und zu verkaufen.^[45] In diesem erdteilübergreifenden Handel wurden einzelne Minderheiten immer wichtiger. Sie erleichterten den

Handelsaustausch dank ihrer
gemeinsamen Sitten und
Gebräuche, ihrer
Familienverbindungen und
ihrer Fähigkeit,
Kreditnetzwerke zu bilden, die
über große Entfernungen
funktionierten. In der
Vergangenheit hatten die
Sogdier diese Rolle gespielt.
Nun waren es die Juden und
vor allem die Armenier. [46]

Unter der Oberfläche machten sich jedoch zunehmend neue Strömungen bemerkbar. Die Haltung der Europäer zu Asien veränderte sich langsam. Der Osten wurde nicht mehr als ein Wunderland voller exotischer Pflanzen und Schätze betrachtet, sondern als ein Ort, dessen Einheimische genauso träge und nutzlos waren wie die Ureinwohner der Neuen Welt. Die Einstellungen,

die ein Mann wie Robert Orme pflegte, waren für das 18. Jahrhundert typisch. Als erster offizieller Historiker der East India Company verfasste Orme einen Aufsatz, dessen Titel «Über die Verweichlichung der Einwohner von Indostan» bezeugt, wie sehr sich das Denken gewandelt hatte. Zunehmend machten sich ein Gefühl der westlichen

Überlegenheit und das damit verbundene Anspruchsdenken breit.^[47] Begeisterte man sich bisher vor allem für die Gewinne, die man in Asien erzielen konnte, war man jetzt nur noch an nackter Ausbeutung interessiert.

Diese Einstellung verkörperte am besten der «Nabob». So bezeichnete man die Beamten der East India

Company, die sich in Asien sehr schnell enorm bereicherten. Sie benahmen sich wie Gauner und Kredithaie, liehen den Einheimischen zu sittenwidrig hohen Zinsen Geld, nutzten die Ressourcen der Company zu ihrem eigenen Vorteil und zweigten bei jeder Transaktion ihres Arbeitgebers einen Teil des Gewinns für sich selbst ab. Es war der Wilde Osten – ein Vorspiel zu ähnlichen Szenen,

die sich ein Jahrhundert später im Westen Nordamerikas abspielen sollten. Geh nach Indien, empfahl der Vater des berühmten Memoirenschreibers William Hickey seinem Sohn, «schneide einem halben Dutzend reicher Kerle den Kopf ab [...] und kehre dann als Nabob zurück». In den Dienst der East India Company zu treten war ein Freifahrtschein zum Reichtum.

Der Weg war jedoch nicht ohne Mühen und Gefahren, denn die Verhältnisse auf dem Subkontinent waren prekär. Krankheiten konnten den eigenen Ambitionen ein schnelles Ende setzen. Soweit wir das heute noch nachvollziehen können, ging zwar die Sterblichkeitsrate aufgrund einer besseren Gesundheitsvorsorge und

Hygiene sowie Fortschritten in der Medizin und Krankenbehandlung allmählich zurück, trotzdem stieg die Zahl derjenigen, die als dienstuntauglich nach Hause geschickt wurden, stetig an.^[49] Die Erlebnisse konnten traumatisch sein. Dies mussten etwa Thomas Bowrey, Seemann auf einem Handelsschiff, und seine Kameraden erfahren, als

sie sich für eine Sixpence-Münze ein Pint «Bangha» kauften, ein mit Cannabis versetztes Getränk, das im Indien des späten 17. Jahrhunderts sehr beliebt war. Die Folgen waren verheerend: Einer «setzte sich auf den Boden und weinte den ganzen Nachmittag bitterlich», ein anderer «geriet dermaßen in Angst und Panik, dass er seinen Kopf in einen Krug

steckte und mehr als vier
Stunden in dieser Stellung
verharrte»; «vier oder fünf
lagen auf den Teppichen und
lobten einander in den
höchsten Tönen», während
wieder ein anderer
«streitsüchtig wurde und so
lange auf einen hölzernen
Pfeiler der Veranda
einprügelte, bis er auf seinen
Fingerknöcheln kaum noch

Haut hatte». ^[50] Es braucht eben seine Zeit, sich an einen anderen Teil der Welt zu gewöhnen.

Andererseits waren die Verdienstmöglichkeiten gewaltig. Stückeschreiber, Journalisten und Politiker machten sich nur zu gern über die Neureichen lustig. Man spottete voller Verachtung über all die Hauslehrer, die

diesen Parvenüs Tätigkeiten wie das Fechten und Tanzen beibringen sollten, die ein Gentleman beherrschen musste. Man höhnte über die Nervosität, nur ja den richtigen Schneider zu wählen, und die Angst, bei einem Dinner etwas Falsches zu sagen.^[51]

Bei den Geschäften war jedoch auch ein gerüttelt Maß an Heuchelei im Spiel. So

erklärte William Pitt der Ältere seinen Parlamentskollegen im späten 18. Jahrhundert, dass «sich die Importeure ausländischen Goldes ihren Weg ins Parlament durch eine solche Flut an Korruption erzwungen haben, dass damit kein privates ererbtes Vermögen mithalten könnte».

[52] Dabei vergaß er geflissentlich zu erwähnen,

dass sein eigener Großvater den größten Edelstein der Welt, den sogenannten Pitt-Diamanten, aus Indien mitgebracht und mit dem Reichtum, der ihm als Gouverneur von Madras zugekommen war, ein Landgut und den damit verbundenen Parlamentssitz erworben hatte.

[53]

Wenn es um das missliche Verhalten jener Neureichen

ging, zu denen man keine
verwandtschaftlichen
Beziehungen pflegte, nahmen
manche kein Blatt vor den
Mund. Es sei entsetzlich
anzusehen, erklärte ein
wütender Edmund Burke einem
Untersuchungsausschuss des
Unterhauses, wie die Nabobs
die Gesellschaft zerstörten,
indem sie mit ihrem Geld um
sich warfen,
Parlamentsabgeordnete

wurden und die Töchter des Landadels heirateten.^[54] Der Ärger verpuffte jedoch wirkungslos. Wer hätte nicht gerne einen ehrgeizigen, reichen jungen Mann als Schwiegersohn gehabt oder sich einen spendablen Gatten geangelt?

Die Freisetzung riesiger Vermögen wurde möglich durch den Wandel der East

India Company von einem Handelsunternehmen, das Waren von einem Kontinent zum anderen beförderte, zu einer Besatzungsmacht.

Drogenhandel und andere kriminelle Machenschaften schlossen sich nahtlos an. Auf den Plantagen in Indien wurde immer mehr Opium angebaut, um damit den Kauf von Seide, Porzellan und vor allem Tee aus China zu finanzieren. Die

Teeimporte nach Großbritannien nahmen kontinuierlich zu. Laut offiziellen Zahlen stiegen sie von 142000 Pfund im Jahr 1711 auf fünfzehn Millionen Pfund achtzig Jahre später. Diese Zahlen enthalten natürlich nicht die vielen Lieferungen, die ins Land geschmuggelt wurden, um den Einfuhrzöllen zu entgehen. Die zunehmende Sucht nach Luxuswaren im

Westen führte wie in einem verzerrten Spiegelbild zu einem Anstieg der Drogensucht in China. [55]

Es gab aber auch andere zweifelhafte Methoden, mit denen man eine Menge Geld verdienen konnte. Wenngleich die Company bereits seit Beginn des 18. Jahrhunderts den lokalen Herrschern in Indien immer umfassender

Schutz gegen Konkurrenten und Nachbarn anbot, kam der entscheidende Moment im Jahr 1757, als eine ganze Armee unter Führung von Robert Clive nach Kalkutta marschierte, das der Nawab von Bengalen angegriffen hatte. Da Clive den Nawab vernichtend schlug, zahlte man ihm bald riesige Summen, damit er lokalen Prätendenten half, sich im Kampf um die

Herrschaft gegen ihre Rivalen durchzusetzen. Einige Zeit später erkannte ihm der Großmogul persönlich die sogenannte *Diwani* zu, das Recht, in Bengalen die Steuern einzutreiben. Damit erhielt Clive Zugriff auf die Einkünfte eines der bevölkerungsreichsten und wirtschaftlich erfolgreichsten Teile Asiens, dessen Textilindustrie für mehr als die

Hälfte der britischen Einfuhren aus dem Osten verantwortlich war. Fast über Nacht wurde er zu einem der reichsten Männer der Welt. [56]

Ein Sonderausschuss des Unterhauses, der im Jahr 1773 eingesetzt wurde, um die Ereignisse nach der Eroberung Bengalens zu untersuchen, enthüllte die ungeheuren Summen, die man aus dem

bengalischen Staatssäckel
abgezweigt hatte. Über zwei
Millionen Pfund – in heutiger
Währung eine zweistellige
Milliardensumme – waren als
«Geschenke» verteilt worden.
Beinahe alles davon landete in
den Taschen lokaler
Angestellter der East India
Company.^[57] Die Empörung im
britischen Mutterland wurde
durch weitere schockierende

Ereignisse in Bengalen noch verstärkt. Bis zum Jahr 1770 war der Getreidepreis immer weiter in die Höhe getrieben worden. Dies hatte katastrophale Folgen, die in einer Hungersnot gipfelten, der Millionen Menschen zum Opfer gefallen sein sollen. Selbst der Generalgouverneur erklärte, dass ein Drittel der Bevölkerung den Tod gefunden habe. Die Europäer hatten

nichts als ihre Bereicherung im Sinn. [58]

Die Katastrophe wäre absolut vermeidbar gewesen. Obwohl ihm lauter Protest entgegenschallte, verteidigte sich Clive vor dem Parlament wie der Direktor einer notleidenden Bank. Seine Aufgabe sei es gewesen, die Interessen der Aktionäre und nicht die der Lokalbevölkerung

zu schützen. Er habe also nur seinen Job erledigt. ^[59] Es sollte jedoch noch schlimmer kommen. Der Verlust von Arbeitskräften vernichtete Bengalens Produktivität. Als daraufhin die Einkünfte der Company zusammenbrachen, stieg gleichzeitig der Kostendruck. Plötzlich befürchteten alle, dass die Gans ihr letztes goldenes Ei gelegt

haben könnte. Die Aktien der East India Company rauschten in den Keller, das Unternehmen stand am Rande des Bankrotts.

[60] Seine Direktoren waren also doch keine übermenschlichen Verwalter und Geldmaschinen. Es stellte sich heraus, dass die Praktiken und die Geschäftskultur der Company das interkontinentale Finanzsystem in den Ruin

getrieben hatten.

Nach langen, heftigen Beratungen kam die Regierung in London zu dem Schluss, dass die East India Company zu groß und wichtig sei, um zu scheitern. Sie stimmte einer Rettungsoperation zu. Um diese finanzieren zu können, musste man eine Menge Geld auftreiben. Dabei richtete sich das Augenmerk auf die

Kolonien in Nordamerika, wo die Steuern weit niedriger waren als in Großbritannien selbst. Als Lord North's Regierung im Jahr 1773 den Tea Act verabschiedete, glaubte sie, eine elegante Lösung gefunden zu haben. Zugleich wollte man das Steuersystem der amerikanischen Kolonien zumindest teilweise dem britischen angleichen. Eine Maßnahme, die bei den

Siedlern auf der anderen Seite des Atlantiks maßlose Wut erregte.

In Pennsylvania waren zahlreiche Flugblätter und Pamphlete in Umlauf, die die East India Company als eine Institution beschrieben, die «wohlerfahren in Tyrannei, Raub, Unterdrückung und Blutvergießen» war. Das Unternehmen war ein Symbol für alles, was in Großbritannien

im Argen lag, wo die obersten Gesellschaftsschichten im Bann gieriger, eigennütziger Interessengruppen standen, die sich auf Kosten der kleinen Leute bereicherten.^[61] Schiffe, die Tee nach Nordamerika brachten, wurden zurückgewiesen, als sich eine geschlossene Front von Kolonisten weigerte, den Forderungen einer Regierung

nachzukommen, die ihnen keine gewählte Vertretung im politischen Prozess zugestand. Als drei Schiffe in den Hafen von Boston einliefen und die englische Kolonialverwaltung die Zahlung der angefallenen Importzölle verlangte, wurde die Lage brisant. Am Abend des 16. Dezember stürmte eine Gruppe von Männern, die als «Indianer» verkleidet waren, auf die Schiffe und warf den

Tee ins Hafenbecken. Sie versenkten ihn lieber auf dem Grund des Meeres, als London zwangsweise Steuern zu zahlen. [62]

Betrachtet man die Kette von Ereignissen, die zur Unabhängigkeitserklärung führte, aus nächster Nähe, zeigt sich ein spezifisch amerikanischer Zusammenhang. Macht man

einen Schritt zurück, erkennt man die Tentakel der britischen Macht, die auf der Suche nach neuen Gewinnmöglichkeiten immer weiter ausgriffen. Die Seidenstraße hatte sich als so profitabel erwiesen, dass ein Ungleichgewicht entstanden war, als viel zu viel, viel zu schnell aus dem Osten in den Westen gepumpt wurde. London versuchte nun, die miteinander konkurrierenden

Anforderungen auf
entgegengesetzten Seiten der
Welt auszugleichen und mit
den Einkünften, die man durch
Steuern an einem Ort erzielte,
Ausgaben an einem anderen
Ort zu finanzieren. Dies führte
zu Enttäuschung,
Unzufriedenheit – und
schließlich zum Aufstand. Das
rücksichtslose Streben nach
Gewinn war mit einem stetig
wachsenden Selbstbewusstsein,

aber auch mit einem Gefühl der Überheblichkeit und Arroganz einhergegangen. Die East India Company, erklärte Clive am Vorabend ihres Zusammenbruchs dem Untersuchungsausschuss, sei praktisch eine imperiale Macht. Sie herrsche über «reiche, einwohnerstarke, fruchtbare» Länder und verfüge «über zwanzig Millionen

Untertanen». ^[63] Die Einwohner der amerikanischen Kolonien begriffen allmählich, dass es letztendlich kaum einen Unterschied machte, in welchem von Großbritannien beherrschten Territorium man Untertan war. Wenn Bengalis verhungerten, warum nicht auch die Bewohner von Kolonien, um deren Rechte es anscheinend nicht viel besser

bestellt war? Es war Zeit,
seinen eigenen Weg zu gehen.

Nach dem amerikanischen
Unabhängigkeitskrieg fragten
sich die Briten, wie sie mit den
Regionen umgehen sollten, in
denen sie
Handelsniederlassungen
gegründet hatten, die nicht nur
wirtschaftlich lukrativ, sondern
auch mit tatsächlicher
politischer Herrschaft
verbunden waren. Die

Eroberung Bengalens war ein entscheidender Wendepunkt, da Großbritannien von nun an nicht mehr nur ein Land war, das die Kolonien seiner eigenen Auswanderer verwaltete, sondern zu einem Reich wurde, das andere Völker beherrschte. Daraus die richtigen Konsequenzen zu ziehen war ein gewaltiger Lernprozess, bei dem es vor allem darum ging, die Bedürfnisse des

Reichszentrums mit jenen seiner Außengebiete in Einklang zu bringen.

Großbritannien regierte plötzlich Völker, die ihre eigenen Sitten und Gesetze besaßen. Es galt herauszufinden, was es von diesen neuen Gemeinschaften übernehmen und was es ihnen geben konnte. Vor allem jedoch musste eine gemeinsame Plattform errichtet werden, die

praktikabel und tragfähig war.
Es war die Geburtsstunde des
Empires.

Zugleich endet damit ein
Kapitel der Weltgeschichte. Als
ein Großteil Indiens in britische
Hände geriet, verloren die
Überlandhandelswege
allmählich an Bedeutung, da
Kauf- und Finanzkraft,
Vermögen und Interesse nach
Europa umgeleitet wurden. Der
Bedeutungsverlust der

Kavallerie angesichts der Verbesserungen in der Militärtechnologie und -taktik vor allem in Bezug auf Feuerkraft und schwere Artillerie trug ebenfalls dazu bei, dass immer weniger Waren auf den Straßen kreuz und quer durch Asien befördert wurden. Zentralasien geriet wie zuvor Südeuropa zunehmend ins Abseits.

Der Verlust der dreizehn

nordamerikanischen Kolonien war für Großbritannien ein demütigender Rückschlag, der unterstrich, wie wichtig es war, die britischen Besitztümer auf angemessene Weise zu sichern. So gesehen, musste die Ernennung von Lord Cornwallis zum Generalgouverneur von Indien eigentlich verwundern. Immerhin hatte Cornwallis bei dem Debakel auf der anderen Seite des Atlantiks eine

entscheidende Rolle gespielt:
Er hatte bei Yorktown
kapituliert und George
Washington die Stadt
übergeben, womit der Krieg für
die Briten endgültig verloren
war. Vielleicht dachte man, er
habe aus dieser schmerzlichen
Lektion die richtigen Schlüsse
gezogen und sei deshalb am
besten geeignet
sicherzustellen, dass sich so
etwas anderswo nicht

wiederholte. Großbritannien mochte die Vereinigten Staaten verloren haben, Indien jedoch würde es niemals hergeben.

Fünfzehntes Kapitel

Ein Bär zieht in den Süden - der Streit um Persien

Das amerikanische Desaster war für Großbritannien ein großer Schock, ein Rückschlag, der zeigte, dass das Empire durchaus verwundbar war. Die

Briten hatten sich auf direktem Weg oder durch die East India Company eine weltweit beherrschende Stellung gesichert, die ihnen Wohlstand, Einfluss und Macht verschaffte. Nun verteidigten sie entschlossen die Stützpunkte ihres Reiches, deren Verbindung mit London nicht abreißen sollte. Die Briten waren äußerst wachsam gegenüber jedem Versuch, ihre

Kontrolle über die Verbindungswege von der Javasee bis in die Karibik und von Kanada bis zum Indischen Ozean zu schwächen oder sogar ganz zu beseitigen.

Wenngleich man das 19. Jahrhundert gewöhnlich als den Höhepunkt des Empires betrachtet, als eine Zeit, in der sich die Stellung Großbritanniens immer weiter verstärkte, gab es bereits erste

Anzeichen, dass das Gegenteil der Fall war und die britische Dominanz abzunehmen begann. Es kam zu heftigen Rückzugsgefechten, die nicht selten verheerende strategische, militärische und diplomatische Folgen hatten. Die britischen Bemühungen, an Gebieten festzuhalten, die über den ganzen Erdball verstreut waren, führten zu gefährlichen Machtspielen mit lokalen oder

globalen Rivalen, bei denen sich der Einsatz immer weiter erhöhte.

Im Jahr 1914 hatte sich diese Entwicklung so weit aufgeschaukelt, dass das Schicksal des gesamten Empires vom Ergebnis eines Krieges in Europa abhing. Dabei war es keinesfalls eine Verkettung unglücklicher Ereignisse und chronischer Missverständnisse an den

Schaltstellen der Macht in
London, Berlin, Wien, Paris und
Sankt Petersburg, die ganze
Reiche auf die Knie zwang;
ausschlaggebend waren
Auseinandersetzungen um die
Kontrolle Asiens, die bereits
seit Jahrzehnten köchelten. Es
war nicht das Gespenst
Deutschlands, das den Ersten
Weltkrieg herbeiführte,
sondern weit eher das
Russische Reich und der

Schatten, den dieses auf den Osten warf. Großbritanniens verzweifelter Versuch, diesen immer größer werdenden Schatten einzudämmen, spielte eine bedeutende Rolle im Vorfeld des Krieges.

Die Bedrohung, die Russland für Großbritannien darstellte, nahm im Jahrhundert vor der Ermordung Franz Ferdinands immens zu. Russland wandelte sich von einem maroden,

archaischen Agrarstaat zu einem reformierten, ehrgeizigen Imperium. In London schrillten immer öfter und lauter die Alarmglocken, als deutlich wurde, dass die Expansion des Russischen Reiches nicht nur zu einem Konkurrenzverhältnis mit Großbritannien geführt hatte, sondern das Empire sogar zu vereinnahmen drohte.

Erste Anzeichen gab es

bereits Anfang des
19. Jahrhunderts. Russland
erweiterte seit einiger Zeit
stetig seine Grenzen und
verleibte sich neue Gebiete und
Völker in den Steppengebieten
Zentralasiens ein, wobei es sich
vor allem um
Stammesvölkerschaften im
Süden und Osten wie die
Kirgisen, Kasachen und Oiraten
handelte. Zwar hat Karl Marx
diesen imperialistischen

russischen Expansionsprozess
äußerst kritisch betrachtet,
man ging jedoch zunächst
durchaus sanft vor.^[1] In vielen
Fällen wurden die
Stammesführer nicht nur reich
belohnt, sie durften zudem
weiterhin ihre Macht ausüben.
Ihre Stellung innerhalb der
Territorien wurde von Sankt
Petersburg unterstützt und
offiziell anerkannt. Auch

Zugeständnisse wie großzügige Steuererleichterungen, Landschenkungen und Befreiungen vom Militärdienst machten die russische Oberherrschaft weniger drückend. [2]

Die territoriale Ausdehnung befeuerte das Wirtschaftswachstum, das sich im Verlauf des 19. Jahrhunderts stetig erhöhte. Zum einen

konnte man die bisher sehr hohen Verteidigungsausgaben zur Abwehr räuberischer Einfälle und Angriffe aus der Steppe immer weiter senken. Die dadurch frei werdenden Geldmittel waren andernorts und auf andere Weise einsetzbar.^[3] Zum anderen ließ sich aus dem Zugang zu den ungeheuer fruchtbaren Schwarzerdegebieten des

Steppengürtels, die sich
nördlich am Schwarzen Meer
vorbei bis weit in den Osten
hinein erstreckten,
beträchtlicher Gewinn ziehen.

Die Russen waren zuvor
gezwungen gewesen, ihre
Feldfrüchte auf weniger guten
Böden anzubauen. Ihre
Getreideerträge gehörten zu
den niedrigsten in Europa, was
die Bevölkerung einer
ständigen Hungergefahr

aussetzte. Ein britischer Besucher notierte im frühen 18. Jahrhundert, dass die Kalmücken, ein Stammeszweig der Oiraten, die an der unteren Wolga und am Nordufer des Kaspischen Meeres siedelten, einhunderttausend gutbewaffnete, diensttüchtige Männer ins Feld führen könnten. Da sie jedoch jederzeit mit einem Angriff rechnen müssten, könne sich

die Landwirtschaft nicht voll entfalten. «Ein paar hundert Morgen» des fruchtbaren Landes in dieser Region, schrieb der Reisende, «wären in England von großem Wert, während sie hier öde und unbestellt bleiben». [4]

Darunter litten auch der Handel und die Entwicklung der Städte, die relativ klein und vereinzelt blieben. Nur ein

sehr geringer Teil der
Bevölkerung wohnte vor 1800
in urbanen Zentren. ^[5]

Als sich dies zu ändern
began, erweiterten sich auch
die russischen Ambitionen und
Horizonte. Im frühen
19. Jahrhundert griffen
zaristische Truppen das
Osmanische Reich an und
erzwangen wichtige
Konzessionen, einschließlich

der Herrschaft über
Bessarabien – der Region
zwischen den Flüssen Dnjestr
und Prut – und größere
Territorien am Kaspischen
Meer. Dem folgte kurz darauf
ein Angriff auf das Gebiet
südlich des Kaukasus, wo die
Truppen den Persern
empfindliche Niederlagen
zufügten.

Die Machtverhältnisse im
Kaukasus veränderten sich

entscheidend. Die dortigen Regionen, Provinzen und Khanate waren seit Jahrhunderten unabhängig oder persische Klientelstaaten gewesen. Diese Karte nun ganz neu zu gestalten war ein deutliches Zeichen für die wachsenden Ambitionen Russlands an seiner Südgrenze. Die Briten verstanden bald, was das für sie bedeutete, vor allem als sie

erfahren, dass die Franzosen eine Gesandtschaft nach Persien geschickt hatten, um die Stellung Großbritanniens im Osten zu unterhöhlen. Die Französische Revolution von 1789 ähnelte in dieser Hinsicht dem Schwarzen Tod. Ein lang anhaltendes Leiden wurde von einer neuen Zeit der Entschlossenheit und des Wiederaufstiegs abgelöst.

Am Ende des 18. Jahrhunderts plante Napoleon nicht nur, Ägypten zu erobern, sondern auch die Briten aus Indien zu vertreiben. Angeblich schrieb er dem mächtigen Tipu Sultan von Mysore in einem Brief, dass er ihm mit einer «unzählbaren und unüberwindlichen Armee» zu Hilfe kommen werde, um ihn «vom eisernen Joche Englands zu befreien». ^[6] Die besten

französischen Strategen
sannen darüber nach, wie man
Indien den Engländern
entreißen könne.^[7] Diese Idee
wurde eine ganze Weile
weiterverfolgt. So sandte
Napoleon im Jahr 1807 einen
seiner vertrauten Generäle,
den Comte de Gardane, nach
Persien. Sein Auftrag war, ein
Bündnis mit dem Schah zu
schließen, aber auch

detaillierte Landkarten zu erstellen, um einen großen französischen Feldzug auf den indischen Subkontinent vorzubereiten.^[8]

Die Briten schickten umgehend einen hohen Diplomaten, Sir Gore Ouseley, nach Teheran, um den französischen Angeboten an den Schah etwas entgegenzusetzen. Ouseley

wurde von einer
beeindruckend großen
Delegation begleitet, die, wie
man meinte, «alle
Einheimischen von der
Dauerhaftigkeit unserer
Beziehung überzeugen»
würde.^[9] Die Gesandten
machten sich daran, den Schah
und seinen Hof zu
beeindrucken, wenngleich nur
wenige von ihnen hinter

verschlossenen Türen ihre Verachtung für die örtlichen Sitten und Gebräuche zu verbergen versuchten.

Besonders verachtenswert fanden sie die anscheinend stetig zunehmenden Forderungen nach üppigen Geschenken. So war Ouseley bestürzt, als er erfuhr, dass ein Ring, den er dem persischen Herrscher zusammen mit einem Brief König Georgs III.

überreicht hatte, als zu klein und nicht wertvoll genug angesehen wurde. «Die Gemeinheit und Gier dieser Leute ist einfach nur widerwärtig», schrieb er entrüstet nach London.^[10] Diese Einstellung teilte ein anderer britischer Offizier, der Teheran etwa zeitgleich besuchte. Die Perser seien besessen von den

Förmlichkeiten des
Überreichens von Gaben und
Geschenken, notierte er.
Überhaupt könne man ein
langes Buch über «die Regeln
des Hinsetzens und
Aufstehens» schreiben.^[11]

In der Öffentlichkeit boten
sich die Dinge natürlich ganz
anders dar. Ouseley – der
fließend Persisch sprach –
stellte bereits bei seiner

Ankunft sicher, dass er weiter entfernt von der Hauptstadt empfangen wurde als der französische Botschafter. Dies verschaffte ihm und seiner Gesandtschaft einen höheren Status. Außerdem richtete er es so ein, dass sein Treffen mit dem Schah vor dem seines Rivalen stattfand. Dabei registrierte er mit Befriedigung, dass sein Stuhl näher am Pfauenthron stand,

als dies normalerweise der Fall war.^[12] Um den Schah günstig zu stimmen, stellten die Briten ihm Militärberater zur Verfügung, zwei Offiziere der königlichen Artillerie, zwei Unteroffiziere und zehn Kanoniere. Diese bildeten persische Soldaten aus, gaben Hinweise zur Anlage von Grenzbefestigungen und führten sogar einen

Überraschungsangriff auf die russische Stellung bei Sultanabad an, wobei die Kapitulation der dortigen Garnison Anfang des Jahres 1812 ein absoluter Propagandacoup war.

Die Dinge änderten sich, als Napoleon im Juni desselben Jahres Russland angriff. Als die Franzosen auf Moskau vorrückten, hielten es die Briten für besser, von Persien

abzurücken und künftig die Russen zu unterstützen – «unsere guten Freunde», wie sie Ouseley in einem Bericht an den Außenminister nannte, in dem er sich auch über die weiterreichenden Auswirkungen des französischen Angriffs auf Russland ausließ. Dieser Seitenwechsel sei die richtige Entscheidung, stellte Ouseley am Ende fest, denn es gebe «im

persischen Charakter einen
äußerst perversen Zug, der sie
gegenüber allen Gefälligkeiten,
die man ihnen erteilt,
unempfindlich und sogar
undankbar macht». Auf die
Freundschaften, die er mit so
viel Mühe aufgebaut hatte,
konnte man seiner Ansicht nach
ohne großes Bedauern
verzichten, da die Perser «die
selbstsüchtigsten Egoisten der

Welt» seien.^[13]

Dass die Briten ihren Beziehungen zu Russland den Vorzug gaben, sorgte in Persien für große Enttäuschung. Man hatte das Gefühl, der bisher so verlässliche Verbündete habe hinterhältig den Kurs gewechselt. Als die russischen Truppen, die nach der Abwehr Napoleons im Jahr 1812

frischen Mut gefasst hatten,
überraschend durch den
Kaukasus auf Persien
vorrückten, erfasste die Perser
maßlose Verbitterung. Für viele
war die Tatsache, dass
ausgerechnet Ouseley, der den
Schah so lange umschmeichelt
hatte, im Jahr 1813 nach dem
Ende des Russisch-Persischen
Krieges den erniedrigenden
Frieden von Gulistan aufsetzte,
nackter Verrat. Schließlich

mussten die Perser einen Großteil der Gebiete westlich des Kaspischen Meeres, einschließlich Dagestan, Mingrelien, Abchasien, Derbent und Baku an Russland abtreten.

Dass die Vertragsbedingungen Russland stark bevorzugten, empörte die Perser. Sie betrachteten es als ein Zeichen tiefster britischer Illoyalität und Selbstsucht. «Ich bin vom Verhalten

Großbritanniens bitter enttäuscht», schrieb der persische Botschafter an den britischen Außenminister Lord Castlereagh. Er habe sich «auf die große Freundschaft Englands» und auf dessen «feste Versprechen» verlassen, Persien zu unterstützen. Zuletzt äußerte er die Warnung, dass, «wenn die Dinge bleiben, wie sie jetzt sind, dies England nicht zur

Ehre gereichen wird». ^[14]

Napoleons Angriff hatte Russland zu einem nützlichen Verbündeten gemacht. Die Verbindungen mit Persien zu opfern war schlicht und einfach der Preis, den man dafür zahlen musste.

Russlands wachsende Bedeutung auf dem internationalen Parkett war

nicht auf Europa oder den Nahen und Mittleren Osten beschränkt – sein Einfluss reichte weit darüber hinaus. Im Gegensatz zu heute lag die russische Ostgrenze nicht in Asien, sondern ganz woanders: in Nordamerika. Kurz vor 1800 wurden die ersten Kolonien jenseits der Beringstraße im heutigen Alaska errichtet. Am Anfang des 19. Jahrhunderts gründeten die Russen weitere

Siedlungen an der kanadischen Westküste und so weit südlich wie Fort Ross im kalifornischen Sonoma County. Das waren keine reisenden Kaufleute, sondern dauerhaft Ansässige, die Häfen und Lager errichteten und sogar Schulen bauten. Kleinen Jungen «kreolischen Ursprungs», die von der Pazifikküste Nordamerikas stammten, brachte man die russische

Sprache bei und bildete sie nach dem russischen Lehrplan aus. Einige Auserwählte schickte man zum Studium nach Sankt Petersburg, wo sie die berühmte Medizinische Akademie besuchen durften.

[15] In einem eigentümlichen zeitlichen Zusammentreffen erreichten Abgesandte des Zaren etwa zur selben Zeit die Bucht von San Francisco, um

mit dem spanischen
Gouverneur über
Proviandfragen zu sprechen, als
Sir Gore Ouseley nach
Napoleons Invasion von 1812
die Russen als neue
Verbündete befürwortete. ^[16]

Das Problem war jedoch, dass
nicht nur das russische
Staatsgebiet, sondern auch das
russische Selbstvertrauen
immer schneller wuchs. Die

Einstellungen gegenüber den
Nachbarn verhärteten sich.
Man betrachtete die Völker
Süd- und Zentralasiens
plötzlich als unaufgeklärte
Barbaren, denen jede Bildung
fehlte – und die eine
entsprechende Behandlung
verdienten. Die Folgen waren
katastrophal, vor allem für
Tschetschenien, wo Alexej
Jermolow, ein eigensinniger
und blutdürstiger General, der

Lokalbevölkerung in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts mit äußerster Grausamkeit und Gewalt begegnete. Dies bereitete nicht nur dem Aufstieg eines charismatischen Führers, Imam Schamil, den Weg, der eine starke Widerstandsbewegung anführte, sondern vergiftete auch die Beziehungen zu Russland für Generationen. ^[17]

Das stereotype Bild des Kaukasus und der Steppe als Orte der Gewalt und Gesetzlosigkeit setzte sich immer mehr durch. Beispiele hierfür sind Dichtungen wie *Der Gefangene im Kaukasus* von Alexander Puschkin und das *Kosakische Wiegenlied* von Michael Lermontow, in dem ein «böser», blutrünstiger Tschetschene mit einem Dolch bewaffnet «ans Ufer kriecht»,

um ein unschuldiges
Kosakenkind zu meucheln. [18]
Während Russland im Westen
an «die kultivierteste
Aufklärung» grenze, erklärte
ein führender politischer
Radikaler seinen Zuhörern in
Kiew, treffe es im Osten auf
tiefste Ignoranz. Es sei deshalb
russische Pflicht, «unser
Wissen mit unseren
halbbarbarischen Nachbarn zu

teilen». [19]

Da war sich allerdings nicht jeder so sicher. In den darauffolgenden Jahrzehnten stritten die russischen Intellektuellen über den Weg, den das Zarenreich einschlagen sollte, ob zu den Salons und der Verfeinerung des Westens oder nach Osten in Richtung Sibirien und Zentralasien. Für den Philosophen Pjotr Tschaadajew

stammten die Russen aus
«keiner der großen Familien
des Menschengeschlechts; wir
gehören weder dem Westen
noch dem Osten an». ^[20] Für
andere boten die unberührten
Landschaften des Ostens große
Möglichkeiten. Russland bekam
die Gelegenheit, sich ein
eigenes Indien zu schaffen. ^[21]
Die europäischen Großmächte
wurden nicht mehr als

Vorbilder angesehen, denen es nachzueifern galt, sondern als Rivalen, deren Aufstieg man etwas entgegensetzen sollte.

Der Komponist Michail Glinka bezog aus der frühen Geschichte der Rus und der Kasaren die Inspiration für seine Oper *Ruslan und Ljudmila*, und auch Alexander Borodin blickte nach Osten, als er die sinfonische Dichtung *Eine Steppenskizze aus*

Mittelasien komponierte, die die Karawanen und den Fernhandel durch die Steppe unter russischem Schutz heraufbeschwor, während seine *Polowetzer Tänze* von den Rhythmen der Nomadenvölker inspiriert waren.^[22] Das Interesse am sogenannten Orientalismus, ob nun im Thema, den Harmonien oder der Instrumentierung, war ein

beständiges Merkmal der klassischen Musik Russlands im 19. Jahrhundert. [23]

Auch Dostojewski vertrat leidenschaftlich die Ansicht, dass Russland sich nicht nur mit dem Osten befassen, sondern ihn auch als große Chance und Aufgabe betrachten sollte. In einem berühmten Aufsatz mit dem Titel «Was ist Asien für uns?»

forderte er im späten
19. Jahrhundert, dass sich
Russland von den Fesseln des
europäischen Imperialismus
befreie: «In Europa waren wir
aus Gnade und Barmherzigkeit
aufgenommen, waren wir
Sklaven; nach Asien kommen
wir als Herren.»^[24]

Ansichten wie diese gingen
auf die andauernden Erfolge im
Ausland zurück. In den

zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts erzielten die Russen weitere Gebietsgewinne im Kaukasus, nachdem ein persischer Angriff grandios gescheitert war. Dass Schah Fat Ali im Jahr 1826 einen Vormarsch gegen die russischen Stellungen befahl, hatte mehrere Gründe. Zum einen war er noch immer über die Bedingungen des Vertrags von Gulistan empört. Zum

anderen ermutigte ihn die Feindseligkeit der Lokalbevölkerung gegen General Jermolow, der zur Entrüstung der Einheimischen Frauen und Kinder auf öffentlichen Plätzen hängen ließ. ^[25] Der Schlag ging jedoch nach hinten los. Nachdem Jermolow abgesetzt worden war, strömten die Truppen des Zaren über die Bergpässe des

Kaukasus nach Süden,
vernichteten die persischen
Armeen und erzwangen im Jahr
1828 ein Abkommen, das noch
viel verheerender war als der
Vertrag fünfzehn Jahre zuvor.
Die Perser mussten weitere
Gebiete abtreten und eine
riesige Geldsumme zahlen. Die
Erniedrigung des Schahs ging
sogar so weit, dass er den
Zaren bitten musste, offiziell zu
verkünden, dass er nach Fat

Alis Tod die Nachfolge seines Erben, Prinz Abbas Mirza, unterstützen werde. Der Schah befürchtete, dass dieser den Pfauenthron sonst nicht besteigen könnte, geschweige denn längere Zeit an der Macht bleiben würde.

Kurz darauf brachen in Teheran gewaltsame Unruhen aus. Im Februar 1829 erstürmte die Menge das Gebäude der russischen

Botschaft. Der bevollmächtigte russische Minister Alexander Gribojedow, Verfasser der satirischen Komödie *Verstand schafft Leiden*, hatte zuvor gegenüber der persischen Regierung eine harte Haltung gezeigt. Nun wurde er bei dem Sturm auf die Botschaft ermordet, und seine uniformierte Leiche wurde vom Mob durch die Teheraner

Straßen geschleift.^[26] Der Schah reagierte sofort, um eine umfassende Invasion zu verhindern. Er schickte seinen Lieblingsenkel nach Sankt Petersburg, damit dieser sich beim Zaren entschuldigte. Begleitet wurde er von einigen Dichtern, die den russischen Herrscher als den «Suleiman unserer Zeit» priesen. Noch wichtiger war jedoch, dass er

einen der größten Edelsteine der Welt als Geschenk darbot. Der «Schah-Diamant», der fast neunzig Karat wog, hatte einst umgeben von Rubinen und Smaragden über dem Thron des Kaisers von Indien gehangen. Jetzt wurde er als ultimatives Friedensangebot in die russische Hauptstadt gebracht, wo er seinen Zweck erfüllte: Zar Nikolaus I. erklärte, dass man die ganze

Sache vergessen solle.^[27]

Zur selben Zeit wuchs in London die Besorgnis. Noch zu Beginn des 19. Jahrhunderts hatten die Briten eine Gesandtschaft nach Persien geschickt, um der Gefahr und dem Größenwahn Napoleons entgegenzutreten. Nun standen sie der Herausforderung durch einen anderen, völlig unerwarteten

Rivalen gegenüber: Nicht mehr Frankreich war die Bedrohung, sondern Russland, dessen Einfluss sich tagtäglich in alle Richtungen auszudehnen schien. Einige hatten es kommen sehen. Die Politik Großbritanniens bedeute, «Persien, an Händen und Füßen gebunden, dem Hof von Sankt Petersburg auszuliefern», notierte Sir Harford Jones, der britische

Botschafter in Teheran. Andere wurden noch deutlicher. Was die Politik in Asien angehe, schrieb Lord Ellenborough, in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts eine wichtige Figur im Kabinett des Herzogs von Wellington, sei die Aufgabe Großbritanniens ganz klar: «die Macht Russlands zu begrenzen». [28]

In dieser Hinsicht war es tatsächlich beunruhigend, dass die Ereignisse in Persien den Zaren gestärkt und zum Protektor des Schahs und seines Regimes gemacht hatten. Als es in den Jahren 1836 und 1837 in der kasachischen Steppe zu einem massiven Aufstand gegen die russische Herrschaft kam, der den Handel zwischen Zentralasien und Indien

unterbrach, ermutigten die Russen den neuen persischen Schah Mohammed, auf Herat in Westafghanistan vorzurücken. Sie hofften, eine neue, alternative Handelsroute durch den Osten eröffnen zu können. Um dieses Ziel zu erreichen, unterstützten sie die persischen Truppen militärisch und logistisch. ^[29] Die Briten wurden kalt erwischt – und

gerieten in Panik.

Außenminister Lord Palmerston war von dieser Wende der Ereignisse alarmiert. «Russland und Persien schlagen uns in Affghanistan [sic] ein Schnippchen», schrieb er im Frühjahr 1838 – wenngleich er optimistisch blieb, dass die Dinge bald befriedigend gelöst werden würden.^[30] Einige

Wochen später war er jedoch ernsthaft besorgt. Das Juwel in der Krone des Britischen Empire schien plötzlich bedroht. Die russischen Aktionen hätten das Land «etwas zu nahe an unsere Tür nach Indien» gebracht, schrieb er einem Vertrauten. Einen Monat darauf warnte er diesen, dass die Barriere zwischen Europa und Indien entfernt worden sei «und damit die

Straße für eine Invasion bis vor unser eigenes Tor offen» stehe.

[31] Die Lage wurde brisant.

Die blitzschnelle Abordnung einer Truppe, die die Insel Charg im Persischen Golf besetzte, reichte aus, um die Aufmerksamkeit des Schahs abzulenken. Er brach daraufhin die Belagerung von Herat ab. Die nächsten britischen Schritte waren jedoch ein

Desaster. Da sie unbedingt einen verlässlichen lokalen Führer aufbauen wollten, der ihnen half, die eigene Stellung in Zentralasien zu sichern, mischten sich die Briten in die chaotischen Verhältnisse in Afghanistan ein. Nachdem sie erfahren hatten, dass der Herrscher des Landes, Dost Mohammed, Gesandte aus Russland empfangen hatte, die ihm eine enge Kooperation

anboten, entschieden sie sich,
seinen Rivalen Schah
Schudscha zu unterstützen,
damit dieser an Mohammeds
Stelle treten würde. Im
Gegenzug stimmte Schudscha
der Stationierung britischer
Truppen in Kabul zu. Zudem
erteilte er der kürzlich
erfolgten Besetzung
Peschawars durch einen
weiteren Verbündeten
Großbritanniens, den

mächtigen und einflussreichen Maharadscha von Punjab, seinen Segen.

Anfangs lief alles wie nach Plan, als Quetta, Kandahar, Ghazni und Kabul – die wichtigsten Punkte, um den Zugang zur Ost-West- und Nord-Süd-Achse zu kontrollieren – ohne größere Schwierigkeiten eingenommen werden konnten. Doch nicht zum ersten Mal, und ganz

bestimmt nicht zum letzten Mal,
schmiedete eine Intervention
von außen die sonst so
zerstrittenen Parteiungen
innerhalb Afghanistans
zusammen. Alle ethnischen,
sprachlichen und
stammesmäßigen Differenzen
wurden erst einmal zur Seite
gestellt. In kurzer Zeit nahm
die zunächst örtlich begrenzte
Unterstützung für Dost
Mohammed lawinenartig zu,

während der eigennützig und unbeliebte Einfaltspinsel Schah Schudscha immer mehr ins Abseits geriet. Dieser trug selbst noch dazu bei, indem er Anordnungen traf, die die Briten zulasten der Lokalbevölkerung zu bevorzugen schienen. Die Moscheen im ganzen Land weigerten sich, die *ḥuṭba*, die Freitagspredigt, im Namen

Schudschas zu halten.^[32] Kurz darauf wurde sogar Kabul für alle Briten und Britenfreunde immer gefährlicher.

Im November 1841 wurde der Schotte Alexander Burnes, dessen zahlreiche Reisen durch diese Region dank seiner gefeierten Reiseberichte und seiner ständigen Eigenwerbung in Großbritannien weithin bekannt waren, in der

afghanischen Hauptstadt
überfallen und ermordet.^[33]
Nicht lange danach fiel die
Entscheidung, sich nach Indien
zurückzuziehen. Es folgte eine
der schmachvollsten und
berüchtigsten Episoden der
britischen Militärgeschichte. Im
Januar 1842 wurde die
britische Armee unter
Generalmajor Elphinstone auf
ihrem Rückzug über die

Gebirgspässe nach
Dschalalabad angegriffen und
im Winterschnee völlig
aufgerieben. Der Überlieferung
nach erreichte nur ein einziger
Überlebender die Stadt:

Dr. William Brydon. Er hatte
eine Ausgabe des *Blackwood-*
Magazins zusammengerollt und
in den Hut gesteckt, um seinen
Kopf warm zu halten. Dort fing
sie einen Großteil der Wucht
eines feindlichen Schwerthiebs

ab, der ihm sonst womöglich das Leben gekostet hätte.^[34]

Die britischen Bemühungen, den russischen Vormarsch aufzuhalten, waren auch andernorts nicht von Erfolg gekrönt. Gesandtschaften zum Emir von Buchara, die den Briten nördlich von Afghanistan größeren Einfluss verschaffen sollten, scheiterten spektakulär. Das Bild einer

wunderlichen Primitivität, das Alexander Burnes und andere von dieser Region gezeichnet hatten, weckte bei den Briten die irrige Erwartung, dass man sie dort mit offenen Armen empfangen würde. Dies war jedoch ganz und gar nicht der Fall. Die mittelasiatischen Khanate von Chiwa, Buchara und Kokand legten großen Wert auf ihre Unabhängigkeit und hatten deshalb keinerlei

Interesse, in etwas hineingezogen zu werden, das ein typisch selbstbezogener britischer Möchtegern-Powerbroker etwas naiv als das «Great Game», das «Große Spiel», bezeichnete.^[35] Zwei britische Offiziere, Oberst James Stoddart und Arthur Conolly, die Anfang der 1840er Jahre nach Buchara gekommen waren, um Lösungen für die

Probleme der anglo-russischen Beziehungen in Zentralasien anzubieten, wurden vor einer großen begeisterten Zuschauermenge geköpft. [36]

Kurz darauf traf ein weiterer Brite in Buchara ein, eine schillernde Persönlichkeit namens Joseph Wolff. Der Sohn eines deutschen Rabbiners war als junger Mann zum Katholizismus übergetreten.

Einige Jahre später wurde er aus einem römischen Priesterkollegium geworfen, weil er die Unfehlbarkeit des Papstes leugnete. Er ging nach England, wurde Anglikaner und studierte in Cambridge Theologie. Sein Lehrer war ein Antisemit, dessen Ansichten dermaßen provokant waren, dass ihn die Studenten in den Straßen der Universitätsstadt

mit faulen Eiern bewarfen.^[37]
Schließlich brach Wolff als
Missionar in den Osten auf, um
nach den verlorenen Stämmen
Israels zu suchen. Dort
entschloss er sich, nach
Buchara zu gehen, um die
vermissten Gesandten zu
finden, von denen niemand
mehr etwas gehört hatte. Der
Emir erkannte wohl, dass ein
Exzentriker zu ihm unterwegs

war, als er vor dessen Ankunft einen Brief erhielt, der folgendermaßen begann: «Ich, Joseph Wolff, bin der berühmte Derwisch der Christen.» Er werde in Kürze in Buchara eintreffen, um nachzuforschen, ob Conolly und Stoddart tatsächlich hingerichtet worden seien – ein Gerücht, das er «in Kenntnis der Gastfreundschaft der Bewohner von Buchara» nicht habe glauben können. Er

hatte Glück, das Schicksal der beiden nicht zu teilen, nachdem man ihn ins Gefängnis geworfen und aufgefordert hatte, sich auf den Tod vorzubereiten. In letzter Minute wurde er begnadigt und freigelassen. [38]

Ironischerweise waren Buchara und Zentralasien generell für Russland in strategischer Hinsicht von nicht allzu großem Interesse. Die zu

dieser Zeit veröffentlichten
Ethnographien wie etwa Alexej
Lewschins Abhandlung über die
Kasachen, die in Sankt
Petersburg großen Zuspruch
erhielt, bewiesen eine
wachsende Neugier für diese
Völker, die weder lesen noch
schreiben konnten, trotz ihrer
offensichtlichen Ignoranz und
Rohheit jedoch «Ansätze von
Musik und Dichtung»

entdecken ließen.^[39] Auch Burnes erklärte in seinen Schriften, dass die russischen Ziele in dieser Region vergleichsweise bescheiden seien: Es gehe den Russen vor allem darum, den Handel zu fördern und den Verkauf von Russen in die Sklaverei zu verhindern. Leider war es nicht diese Botschaft, die Burnes' Landsleuten ins Bewusstsein

drang. Was in Großbritannien Aufsehen erregte, war seine unheilverkündende Behauptung, dass «der Hof von Sankt Petersburg in diesem Teil Asiens seit langem seine Pläne und Intrigen spinnt». [40]

Der Generalkonsul in Bagdad, Henry Rawlinson, sprach gegenüber allen, die ihm Gehör schenkten, unermüdlich die Warnung aus, dass das

Britische Empire in Indien ernsthaft bedroht sei, wenn man nichts gegen den Aufstieg Russlands unternehme. Dabei gebe es zwei Optionen: Entweder sollte Großbritannien sein Reich bis nach Mesopotamien ausdehnen, um eine Pufferzone zu schaffen, die den Zugang aus dem Westen schützte, oder man sollte eine größere Armee aus Indien in den Kaukasus schicken, um

dort die Russen anzugreifen.

[41] Rawlinson unternahm alles, um die lokalen Aufstände gegen die Russen zu unterstützen. So versorgte er auf verschlungenen Wegen Imam Schamil mit Geld und Waffen, dessen Machtbasis in Tschetschenien Mitte des 19. Jahrhunderts ein ständiger Stachel im russischen Fleisch war. [42] Diese Unterstützung

stand am Beginn einer langen Tradition des tschetschenischen Terrorismus gegen Russland.

Es war daher unausweichlich, dass Großbritannien die Gelegenheit, Russland zurechtzustutzen, beim Schopf packte. Eine Reihe von Streitfällen, die sich um die Behandlung der Christen im Osmanischen Reich drehten, wurde schnell und bewusst

hochgeschaukelt, bis im Jahr 1854 eine beträchtliche britische Streitmacht ins Schwarze Meer entsandt wurde. Dort schlossen sich ihnen die Franzosen an, die ihre bedeutenden Geschäftsinteressen in Konstantinopel, Aleppo und Damaskus schützen wollten. Das Ziel war einfach: Man wollte Russland eine Lektion

erteilen. [43]

Noch während die Kämpfe tobten, sagte Lord Palmerston über deren Hintergrund: «Es war der wahre und hauptsächliche Zweck dieses Krieges, die aggressiven Ambitionen Russlands zu zügeln.» In diesem obskuren Krieg, der auf der Krim, im Asowschen Meer und in kürzeren Kampagnen an

einigen anderen Stellen – so zum Beispiel im Kaukasus und an der Donau – geführt wurde, ging es um einen weit höheren Einsatz, als es im ersten Moment aussehen mochte. Tatsächlich legte der charismatische und hochgeachtete britische Außenminister seinen Kabinettskollegen höchstselbst einen formellen Plan vor, der eine Verstümmelung des

Gegners vorsah. Man könne Russland nur kontrollieren und damit die britischen Interessen in Indien schützen, wenn man die Krim und das gesamte Kaukasusgebiet den Osmanen zuerkenne.^[44] Auch wenn dieser radikale Plan nicht umgesetzt wurde, zeigte er doch auf beeindruckende Weise, wie groß das Problem geworden war, das die

russische Expansion für die britischen Regierungskreise bedeutete.

Einige waren über die anglo-französische Invasion zutiefst empört. So verfasste Karl Marx eine ganze Serie von Artikeln über den Krieg, in dessen Ursachen und Verlauf er reichlich Material für seine Ideen über die ruinöse Wirkung des Imperialismus

fand, die er erstmals einige Jahre zuvor im *Kommunistischen Manifest* entwickelt hatte. Marx dokumentierte minutiös die steigenden Militär- und Flottenausgaben und prangerte in der *New York Tribune* erbittert die Heuchelei all jener an, die den Westen in diesen Krieg hineingezogen hatten. Er konnte seine Schadenfreude kaum verbergen, als Lord

Aberdeen angesichts der weitverbreiteten Ernüchterung über die hohen Verlustzahlen in Russland als Premierminister zurücktreten musste. Nachdem in London die Preise gestiegen waren, was zu starken Protesten führte, war es für Marx offensichtlich, dass die imperialistische Politik Großbritanniens von einer kleinen Elite diktiert wurde und auf Kosten der Massen ging.

Der Kommunismus entstand zwar nicht als Folge des Krimkriegs, wurde durch diesen jedoch sicherlich befördert. [45]

Dies galt auch für die italienische Einigungsbewegung. Nachdem die Russen sich eine blutige Nase geholt hatten – allerdings auf Kosten vieler französischer und englischer Soldaten, nicht

zuletzt der Teilnehmer am
berühmt-berüchtigten
«Todesritt der Leichten
Brigade» –, traf man sich in
Paris, um die
Friedensbedingungen
auszuhandeln. Am
Konferenztisch saß auch der
Ministerpräsident von
Sardinien-Piemont Graf Cavour,
der seine Teilnahme der
Entscheidung seines Königs
Viktor Emanuel verdankte, zur

Unterstützung der Franzosen
eine Hilfstruppe ans Schwarze
Meer zu schicken. Er nutzte
diesen Augenblick im
Rampenlicht äußerst geschickt
und forderte ein vereinigtes,
unabhängiges Italien – ein
Aufruf, der von seinen
Verbündeten wohlwollend
aufgenommen wurde, aber vor
allem die Gleichgesinnten in
seinem Heimatland aufrüttelte.

[46] Fünf Jahre später wurde der König von Sardinien zum König von Italien, einem neuen Land, das sich aus ganz unterschiedlichen Städten und Regionen zusammensetzte. Das beeindruckende Altare-della-Patria-Denkmal, das drei Jahrzehnte später mitten in Rom errichtet wurde, damit sich, in den Worten Primo Levis, Rom italienisch und

Italien römisch fühlen konnte, markierte den Höhepunkt einer Entwicklung, die durch einen Krieg um Land und Einfluss Tausende von Kilometern weiter östlich einen entscheidenden Antrieb erhalten hatte. [47]

Für Russland waren die Bedingungen, die ihm bei den Friedensgesprächen in Paris 1856 auferlegt wurden, eine

einzigste Katastrophe.

Großbritannien und Frankreich taten sich zusammen, um ihrem gemeinsamen Rivalen einen Strick um den Hals zu legen: Die Russen verloren ihre hart erkämpften Gebietsgewinne im Kaukasus und – besonders schmachvoll – ihren militärischen Zugang zum Schwarzen Meer, das neutral erklärt wurde und künftig für alle Kriegsschiffe gesperrt war.

Auch die Küste musste entmilitarisiert werden, es durfte dort keine Befestigungen oder Waffenlager mehr geben. [48]

Russland sollte gedemütigt und seine Ambitionen sollten auf Dauer erstickt werden. Tatsächlich hatte das Ganze jedoch den gegenteiligen Effekt – wie später in Versailles waren die

Friedensbedingungen
kontraproduktiv und hatten
gefährliche Konsequenzen.
Ganz abgesehen von der
Tatsache, dass die
Vereinbarung so drückend und
restriktiv war, dass die Russen
sich sofort daranmachten, ihre
Fesseln abzuschütteln, löste
diese auch eine Zeit des
Wandels und der Reformen
aus. Der Krimkrieg hatte
gezeigt, dass die zaristische

Armee mit den alliierten Truppen, die erfahrener und besser ausgebildet waren, nicht mithalten konnte. Nachdem man Zar Alexander II. einige Berichte vorgelegt hatte, die die Schwächen der russischen Armee in schonungslosem Detail darlegten, führte man eine umfassende Militärreform durch. ^[49] Dabei griff man zu drastischen Maßnahmen: Die

Dienstzeit wurde von
fünfundzwanzig auf fünfzehn
Jahre reduziert, was das
Durchschnittsalter der
Soldaten mit einem Schlag
herabsetzte. Gleichzeitig wurde
in großem Maßstab modernste
Ausrüstung angeschafft, die das
veraltete und untaugliche
Material ersetzte.^[50]

Die wichtigste Neuerung
jedoch war eine

Gesellschaftsreform.

Wenngleich auch eine schwere Bankenkrise in den späten 1850er Jahren eine Rolle spielte, bewegten doch vor allem die Niederlage auf der Krim und die Scham über die nachfolgenden Friedensbedingungen den Zaren dazu, die Leibeigenschaft abzuschaffen, ein System, das einen beträchtlichen Teil der Bevölkerung an das Land

gebunden hatte, das sie für ihre reichen Grundherren bewirtschaftete. Innerhalb von fünf Jahren war diese Leibeigenschaft vollständig verschwunden. Damit gingen Jahrhunderte der russischen Sklaverei zu Ende^[51] – nach Meinung einiger Zeitgenossen war das auch höchste Zeit.^[52] Dieser Modernisierungsschub und der damit verbundene

Wirtschaftsliberalismus
kurbelten das Wachstum in der
zweiten Hälfte des
19. Jahrhunderts auf
phänomenale Weise an:
Zwischen 1870 und 1890 stieg
die Eisenproduktion um das
Fünffache, während die
beeindruckende Ausdehnung
des Eisenbahnnetzes, mit den
Worten eines modernen
Wissenschaftlers, «Russland
von den Beschränkungen

befreite, die ihm zuvor seine Geographie auferlegt hatte». Das riesige Land bekam zum ersten Mal einen gewissen Zusammenhalt.^[53] Anstatt Russlands Aufstieg zu bremsen, hatten die Briten dazu beigetragen, den Geist aus der Flasche zu lassen.

Dass die Russen ihre Bestrebungen keinesfalls aufgegeben hatten, zeigte sich,

noch bevor die Tinte der
Unterschrift auf dem Vertrag
von Paris getrocknet war. Ein
Delegierter des Zaren bei den
Friedensverhandlungen, ein
Militärattaché namens Nikolai
Ignatjew, war so empört
darüber, wie man Russland
behandelte und dessen
Herrschaft über das
Schwarzmeerufer beschränkte,
dass er mit Fürst Gortschakow,
einem früheren Vertrauten und

Schulkameraden Alexander
Puschkins, vereinbarte, eine
Gesandtschaft nach
Zentralasien zu beordern. «Die
Erforschung [dieser Region]
und die Förderung
freundschaftlicher
Verbindungen werden
Russlands Einfluss erhöhen –
und den Großbritanniens
vermindern.»^[54]

Ignatjew drang darauf, dass

man Expeditionen nach Persien und Afghanistan schickte und russische Gesandte die Khanate von Chiwa und Buchara besuchten. Diese sollten, wie er unverblümt festhielt, einen Weg nach Indien entlang eines der beiden großen Flüsse finden, die in den Aralsee flossen – des Syrdarjas und des Amudarjas. Es wäre ideal, führte er aus, wenn Russland ein Bündnis mit den Völkern an

der indischen Grenze eingehen und deren Feindschaft gegen die Briten anfachen könnte: Dies sei der Weg, Russland wieder in die Offensive zu bringen – und das nicht nur in Asien. [55]

Die Missionen, die Ignatjew und andere unternahmen, zahlten sich aus. In den fünfzehn Jahren nach dem Ende des Krimkriegs brachte

Russland Hunderttausende von
Quadratkilometern unter seine
Herrschaft, ohne zu
gewaltsamen Mitteln greifen zu
müssen. Gut geplante und
geführte Expeditionen und
Gesandtschaften, gepaart mit
klug eingesetztem
diplomatischen Druck auf
China, erlaubten es den
Russen, im Fernen Osten «in
kurzer Spanne [...] riesige
Schritte» zu machen, wie ein

erfahrener Beobachter 1861 in einem Bericht für das Außenministerium in London feststellte. [56]

Kurz darauf fielen weitere Teile der südlichen Steppe in russische Hände, zusammen mit den Oasenstädten im Herzen Asiens. Ende der sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts waren Taschkent, Samarkand und Buchara sowie ein Großteil

des Ferghana-Tals entweder «Protektorate» oder Vasallen Sankt Petersburgs. Dies war allerdings nur ein Vorspiel – bald würden sie vollständig annektiert und in das Zarenreich eingegliedert werden. Gleichzeitig baute Russland ein riesiges Handels- und Verkehrsnetzwerk auf, das nun Wladiwostok im Osten mit der Grenze zu Preußen im Westen und die

Weißmeerhäfen im Norden mit dem Kaukasus und Zentralasien im Süden verband.

Die Geschichte hatte aber auch Schattenseiten. Das Modernisierungsprogramm, das Russland nach der Katastrophe des Krimkriegs in Gang setzte, war zwar unbedingt erforderlich, beanspruchte jedoch enorme Kräfte. Geldmittel aufzutreiben, mit denen man die

Umwandlung des Zarenreichs finanzieren konnte, war ein ständiges Problem, das unter anderem zu der schmerzlichen Entscheidung führte, das geopolitisch nicht allzu bedeutsame Alaska aufzugeben. ^[57] Dennoch zerbrach man sich in London weiterhin den Kopf, was der Wandel in Russland für das Britische Empire bedeutete.

Man suchte nach Wegen, den Aufstieg aufzuhalten oder, wenn das nicht gelingen sollte, die Aufmerksamkeit Russlands in eine andere Richtung zu lenken.

Sechzehntes Kapitel

Auf stählernen Gleisen gen Osten - der Weg in den Krieg

Im späten 19. Jahrhundert nahm das russische Selbstvertrauen, wenn nicht sogar Anspruchsdenken, immer mehr zu. Vor allem die

Schwarzmeer-Bestimmungen
des Pariser Friedens wollte man
unbedingt loswerden. Eine
europäische Staatskanzlei nach
der anderen wurde in aller
Stille um Unterstützung
gebeten, den Vertrag im
Allgemeinen, insbesondere
jedoch die betreffenden
Klauseln zu revidieren. Meist
traf man auf wenig Widerstand.
Es gab eine Ausnahme: London.
Im Winter des Jahres 1870

gelangte die Kopie einer
Zirkularnote an die Sankt
Petersburger Presse, die man
dem britischen Kabinett
zugestellt hatte und in der man
eine Aufhebung der
Entmilitarisierungsbestimmungen
vorschlug. London hatte den
Vorschlag schlichtweg
abgelehnt. Fürst Gortschakows
Bemühungen in dieser Sache
wurden in Russland mit
Genugtuung aufgenommen,

führten in der britischen Presse
aber zu einem wütenden
Aufschrei.^[1]

Die Reaktion des *Spectator*
war symptomatisch. Der
russische Versuch, den Vertrag
neu auszuhandeln, sei teuflisch;
eine «gewagtere und offenere
Missachtung des europäischen
Rechts, der internationalen
Moral und der britischen Politik
als diese russische Note hat es

auf dieser Welt noch nie gegeben». ^[2] Russlands Drängen, die Klauseln zur Entmilitarisierung aufzuheben, brachte manche zu der Überzeugung, dass ein Krieg kurz bevorstehe und dass Großbritannien gar keine andere Wahl habe, als die Russen mit Gewalt dazu zu zwingen, die Beschränkungen beizubehalten. Diese Reaktion

sei monströs, schrieb auf der anderen Seite John Stuart Mill in einem Leserbrief an die *Times*. Der russische Schritt sei vielleicht eine Provokation, er dürfe jedoch keinesfalls zu einer militärischen Auseinandersetzung führen. Selbst Königin Victoria war dieser Meinung und schickte ein Telegramm an ihren Außenminister Lord Granville: «Könnte man den führenden

Zeitungen denn nicht einen Wink erteilen, sie sollten davon absehen, die kriegerische Stimmung hierzulande anzuheizen?»^[3]

Diese Kriegsangst hatte weniger mit der Besorgnis über das Schwarze Meer zu tun als mit dem allgemeinen Eindruck, dass die Russen zunehmend ihre Muskeln spielen ließen. Da eine Militäraktion jedoch

unrealistisch war und Großbritannien in dieser ganzen Angelegenheit über ziemlich schlechte Karten verfügte, blieb ihm nichts anderes übrig, als nachzugeben, was im Unterhaus zu einem scharfen Wortgefecht zwischen Premierminister William Gladstone und dem charismatischen Benjamin Disraeli führte. Letzten Endes

bekam Russland, was es wollte, nämlich das vollständige Verfügungsrecht über seine Küste. Es durfte in den Häfen auf der Krim und entlang der gesamten Nordküste des Schwarzen Meeres wieder Kriegsschiffe stationieren. Dies löste in Sankt Petersburg laut einem britischen Augenzeugen große Begeisterung aus und wurde als russischer «Triumph» gefeiert. Zar

Alexander II., der angeblich «auch persönlich überglücklich war», ließ in der Kapelle des Winterpalais das «Te Deum» singen, bevor er in der Peter-und-Paul-Kathedrale «eine ganze Weile mit den Zeichen tiefster Bewegung» betete.^[4]

Großbritannien hatte seine Wirtschaftsmacht nicht in diplomatischen und politischen Erfolg umsetzen können. Nicht

zuletzt deshalb suchte man nach neuen Ansätzen, die Politik wirkungsvoller zu gestalten. Ein Diskussionspunkt war dabei der Titel des britischen Monarchen.

Angesichts der Größe und weltweiten Verteilung der Dominions, Gebiete, Völker und Orte, die dem britischen Souverän unterstanden, schlug man vor, diesem neben dem Königs- auch noch den

Kaisertitel zu verleihen. Dieser Vorschlag kosmetischer Art führte im Parlament zu heftigen Debatten. Die Traditionalisten waren hell entsetzt von der Idee, Ränge, Titel und Namen zu ändern, die man seit Jahrhunderten in Ehren hielt. Könige besäßen die höchste Autorität über alle untergebenen Herrscher, machte Lord Granville vor dem Oberhaus deutlich. Es gebe

deshalb keinerlei
Rechtfertigung oder Grund,
den Titel des Souveräns
höherzustufen. «Meine
Lordschaften», erklärte er, «in
Bezug auf die Würde Ihrer
Majestät selbst kann kein Name
die Vorstellung so gewaltig
ergreifen wie ›Victoria, Königin
von Großbritannien und
Irland›.» Nur so sollte die
Monarchin bezeichnet werden.

Das Problem waren jedoch Russland und der Zar. Nicht nur stellte der Titel des Zaren eine direkte Verbindung zum kaiserlichen Rom her (das Wort Zar war eine Verkürzung von «Cäsar»), er wurde auch in all seiner Pracht in offiziellen Verlautbarungen und bei formellen Anlässen zusammen mit einer ausgefeilten, langen Liste aller Territorien verbunden, die unter der

Herrschaft des Zaren standen. Mitte der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts betonte der inzwischen zum Premierminister avancierte Disraeli vor dem Parlament, dass ein höherer Titel als «Königin» den Einwohnern Indiens, die sich über den Vormarsch der Russen nach Zentralasien bereits Sorgen machten, größere Zuversicht verleihen würde. Dieser

Vorstellung stimmte auch Queen Victoria zu. Sie schrieb an Disraeli, dass «ein Angriff auf Russland von Indien aus der richtige Weg» sei und dass ein höherer Titel helfen könnte, die Treue ihrer Untertanen in Indien zu sichern. ^[6]

Einige Parlamentsabgeordnete hielten es jedoch weiterhin nicht für notwendig, in einen solchen

Titelwettbewerb einzutreten.
Ein Parlamentarier drückte es folgendermaßen aus: Ganz gewiss seien die Briten, «die Indien seit hundert Jahren regieren», sich ihrer selbst doch nicht so unsicher, dass sie den Titel der Königin ändern müssten, «nur damit unser Souverän mit dem Kaiser von Russland einen Gleichstand erreicht».^[7] Andere betonten

dagegen, dass sich die Verhältnisse im Osten dramatisch verändert hätten, und verkündeten trotzig, dass «die britische Herrschaft über Hindustan auf Dauer angelegt ist» und dass deshalb «kein Teil dieses Territoriums abgetreten werden darf». Dass die russische Grenze nur noch ein paar Tagesmärsche von den Herrschaftsgebieten Ihrer Majestät in Indien entfernt sei,

gebe Anlass zur Sorge.^[8] Nach hitzigen Parlamentsdebatten wurde im Jahr 1876 das Gesetz verabschiedet, nach dem Victoria fortan nicht nur die Königin war, als die sie fast vier Jahrzehnte zuvor gekrönt wurde, sondern auch eine Kaiserin. Ihr selbst gefiel das außerordentlich. An Weihnachten schickte sie Disraeli eine Karte mit der

Unterschrift: «Victoria, Regina et Imperatrix» – Victoria, Königin und Kaiserin. ^[9]

Solche rein zeremonielle Schritte wurden in einem zunehmend spannungsgeladenen Umfeld auch von praktischen Maßnahmen begleitet, schließlich plagte die Briten die ständige Angst, gegenüber den Rivalen an Boden zu verlieren.

Sowohl Großbritannien als auch
Russland unternahmen große
Anstrengungen,
Spionagenetzwerke
aufzubauen, die
Lokalbevölkerung für sich zu
gewinnen und alle zu hofieren,
die in umkämpften Gebieten
über Einfluss verfügten.
Colonel Maclean, der der
Punjab-Kavallerie und dem
auch als Geheimdienst tätigen
Indian Political Service

angehörte, war einer derjenigen, die in den 1880er Jahren den Auftrag erhielten, die Ereignisse in den Grenzgebieten zwischen Persien, Indien und Afghanistan zu beobachten und «aufzuklären». Er warb ganze Gruppen von Kaufleuten und örtlichen Telegrafengebeamten an, die ihn mit Informationen über die Vorgänge in der Region versorgten. Gleichzeitig

machte er muslimischen
Geistlichen reiche Geschenke,
darunter Schals, Teppiche,
Zigarren und sogar
Diamantringe, um sie von den
Vorteilen einer
Zusammenarbeit mit den Briten
zu überzeugen. Maclean
rechtfertigte diese
Bestechungen als ein legitimes
Mittel, um die Unterstützung
einflussreicher Freunde zu
gewinnen. Tatsächlich festigten

sie den Einfluss der
Geistlichkeit in einer innerlich
zerrissenen Region, die im
Zentrum eines starken
Wettbewerbs außenstehender
Kräfte lag. ^[10]

Aus britischer Sicht gab es
gute Gründe, sich über die
Absichten und Fähigkeiten
Russlands und die Bedrohung,
die seine Expansion in
Zentralasien für die

Verteidigung Indiens darstellte, Sorgen zu machen. Bald zog man in London eine militärische Konfrontation mit Russland ernsthaft in Erwägung. Disraeli riet der Königin, sich darauf vorzubereiten, britische Truppen «an den Persischen Golf zu schicken, und darauf, dass die Kaiserin von Indien ihren Armeen befehlen könnte, Zentralasien von den Moskowitern zu säubern und

diese ins Kaspische Meer zu treiben». ^[11] Die britischen Entscheidungsträger waren dermaßen nervös, dass der Vizekönig von Indien, Lord Lytton, in den Jahren von 1878 bis 1880 nicht nur eine, sondern sogar zwei Invasionen Afghanistans anordnete, um einen Marionettenherrscher auf den Thron in Kabul zu setzen. Auch Persien wurde

heftig umworben und schließlich davon überzeugt, die Konvention von Herat zu unterzeichnen, in der es sich verpflichtete, Zentralasien vor einem Vormarsch der Russen zu schützen. Dies war keine leichte Aufgabe, da die Perser in der Region ihre eigenen Interessen verfolgten und den Briten immer noch die jüngste, nicht sehr hilfreiche Intervention nachtrugen, bei

der diese Afghanistan zum
Nachteil Persiens unterstützt
hatten.^[12] In der Zwischenzeit
versuchten die Briten, Kontakte
jenseits von Kandahar
aufzubauen, um ein besseres
Frühwarnsystem für russische
militärische und sonstige
Absichten einzurichten.^[13]

Höhere Staatsbeamte
investierten eine Menge Kraft
und Arbeit in die Frage, wie

man mit einem möglichen russischen Angriff auf Britisch-Indien umgehen sollte. Seit Ende der siebziger Jahre des 19. Jahrhunderts wurde eine ganze Reihe von Gutachten erstellt, die die Angelegenheit aus einer breiten strategischen Perspektive beurteilten. Man kam zu dem Schluss, dass Auseinandersetzungen und Spannungen mit Russland in anderen Weltgegenden

Einfluss auf Zentral- und
Südasiens haben könnten und
wahrscheinlich sogar haben
würden. Eine Denkschrift aus
der Zeit des russischen
Balkanfeldzugs im Jahr 1877
befasste sich mit den
«Maßnahmen, die man in Indien
ergreifen sollte, falls England
auf der Seite der Türkei in den
Krieg eintreten wird». Eine
weitere aus dem Jahr 1883
fragte: «Ist eine Invasion

Indiens durch Russland
möglich?», und wiederum eine
andere kurz darauf: «Was sind
Russlands Schwachstellen, und
wie haben die jüngsten
Ereignisse unsere Grenzpolitik
in Indien beeinflusst?» Dass
man diese Überlegungen sehr
ernst nahm, wird aus der
Ernennung eines ihrer
Verfasser, dem «Falken»
General Sir Frederick (später
Lord) Roberts, zum

Oberbefehlshaber der
britischen Truppen in Indien im
Jahr 1885 deutlich. [14]



[Bild vergrößern]

Nicht jeder teilte jedoch diese

pessimistische Sicht der Situation in Asien, nicht einmal, als den Briten im Jahr 1886 eine Reihe von Invasionsplänen des russischen Generals Alexei Kuropatkin bekannt wurden.

[¹⁵] Henry Brackenbury, der Direktor des Militärgeheimdienstes, war der Ansicht, dass die russische Bedrohung übertrieben dargestellt werde, und zwar

sowohl was die russischen
Angriffsabsichten als auch die
Fähigkeiten der zaristischen
Armee angehe.^[16] George
Curzon, damals ein
vierversprechender junger
Parlamentsabgeordneter und
Ehrenstipendiat des All Souls
College in Oxford, der kaum ein
Jahrzehnt später Vizekönig von
Indien werden würde, tat die
Sorge vor einem russischen

Angriff noch entschiedener ab.
Er konnte hinter dem
russischen Interesse für den
Osten keinen Masterplan
erkennen. Die Politik Russlands
sei weder «konsistent noch
unerbittlich oder fundiert»,
schrieb er im Jahr 1889. «Ich
halte sie für eine
Gelegenheitspolitik, die auf
einzelne Ereignisse reagiert
und von den Fehlern anderer
profitiert, aber ebenso oft

selber welche macht.»^[17]

Sicherlich brachte die russische Einstellung gegenüber Zentralasien im Allgemeinen und Indien im Besonderen eine Menge Großsprecherei und Wunschdenken mit sich. Gerade im Militär entwickelten einige Heißsporne den grandiosen Plan,

Großbritannien als Vormacht des Subkontinents abzulösen. Gleichzeitig deuteten einzelne Schritte darauf hin, dass das russische Interesse beileibe nicht nur passiv war: Man brachte etwa Offizieren Hindi bei, um sie auf einen bevorstehenden Einmarsch in Indien vorzubereiten. Auch von dort kamen ermutigende Nachrichten. So versprach der Maharadscha von Punjab

Daleep Singh in einem Schreiben an Zar Alexander III., «etwa zweihundertfünfzig Millionen meiner Landsleute vom grausamen britischen Joch zu befreien», und behauptete, für «die meisten indischen Fürsten» zu sprechen. Die Russen konnten das durchaus als Einladung auffassen, ihre Grenzen weiter nach Süden zu

verlegen. ^[18]

In der Praxis waren die Dinge allerdings nicht ganz so einfach. Zum einen hatte Russland bereits Probleme, die riesigen Gebiete ins Zarenreich einzugliedern, die man sich erst vor kurzem einverleibt hatte. Die Beamten, die nach Turkestan geschickt worden waren, mussten sich mit komplexen und oft

widersprüchlichen
Landregistern herumschlagen.
Ihre Versuche, die örtlichen
Steuern und Gesetze zu
vereinheitlichen und effizienter
zu gestalten, trafen auf den zu
erwartenden Widerstand.^[19]
Zum anderen hatte man mit
örtlichen Mentalitäten zu
kämpfen. Der Ministerrat in
Sankt Petersburg sprach von
einer «fanatisierten Stimmung

in unseren östlichen
Grenzländern». Einer der
Gründe dafür war der Einfluss
des Islam auf das Alltagsleben
der «neuen Russen», die jetzt
Teil des Zarenreichs waren. [20]
Die Sorge vor einem Aufstand
in den neuerworbenen
Gebieten war so groß, dass man
davon absah, dort einen
Pflichtwehrdienst einzuführen,
und die finanziellen

Forderungen bewusst niedrig hielt. Die russischen Bauern hingegen genossen keine derart großzügige Behandlung, wie ein führender Intellektueller bissig feststellte.

[21]

Auch die Ansichten über die Lokalbevölkerung führten zu Komplikationen. Russische Kritiker wiesen auf die tiefverwurzelten Vorurteile der Briten hin. So berichteten sie

etwa, dass die britischen Soldaten die Händler auf den Basaren Taschkents «wie Tiere» behandeln würden. Die Frau eines britischen Hauptmanns weigerte sich angeblich, sich vom Maharadscha von Kaschmir zum Essen geleiten zu lassen, weil dieser «ein schmutziger Hindu» sei. Trotz dieser Kritik waren die Russen nicht viel aufgeklärter: Die Offiziere des

Zaren mochten sich zwar untereinander über die Art und Weise beschweren, wie die Briten mit den Ortsansässigen umgingen, es gibt aber kaum Anzeichen dafür, dass sie die Dinge wirklich anders betrachteten. «Alle Hindus, ohne Ausnahme, betreiben mit all ihrem Geschick und aus ganzer Seele den entsetzlichsten Wucher», schrieb ein russischer

Indienbesucher des
19. Jahrhunderts. «Wehe dem
unglücklichen Einheimischen,
der sich von ihren trügerischen
Versprechungen verführen
lässt.» [22]

Dennoch war man von den
neuen Welten, mit denen
Russland jetzt in Kontakt kam,
regelrecht begeistert, wie der
russische Innenminister Pjotr
Walujew im Jahr 1865 seinem

Tagebuch anvertraute: «Alles, was wir an den weit entfernten Grenzen unseres Reiches unternehmen, hat etwas Erotisches.» Die Ausdehnung der Grenzen sei großartig, schrieb er. Zuerst habe Russland den Amur, danach den Ussuri erreicht. Und nun auch noch Taschkent. [23]

Trotz aller
Anfangsschwierigkeiten

erweiterten sich der Einfluss und das Engagement Russlands im Osten immer schneller, als es seine eigenen Seidenstraßen erschloss. Der Bau der Transsibirischen Eisenbahn und deren Verbindung mit der Chinesischen Osteisenbahn sorgten umgehend für einen Aufschwung des Handels, dessen Volumen sich zwischen 1895 und 1914 verdreifachte.

[24] Unterstützt wurde diese Entwicklung von neuen Einrichtungen wie der Russisch-Chinesischen Bank, die gegründet wurde, um die Expansion im Fernen Osten zu finanzieren. [25] Im Jahr 1908 erklärte der russische Ministerpräsident Pjotr Stolypin dem russischen Parlament, der Duma, dass der Osten Russlands eine Fülle an

Rohstoffen und großartige wirtschaftliche Möglichkeiten biete: «Unser fernes und ungastliches Grenzterritorium ist reich an Gold, Holz, Pelzen und unendlichen für die Landwirtschaft geeigneten Flächen.» Zwar sei es im Moment nur spärlich besiedelt, dies werde jedoch nicht lange so bleiben, warnte er. Russland müsse diese Chance nutzen.^[26]

Für die Briten, die ihre Stellung im Fernen Osten bisher eifersüchtig behauptet hatten, waren das nicht gerade beruhigende Aussichten. Immerhin war es ziemlich schwierig gewesen, insbesondere die Märkte in China zu öffnen. So wurden die Briten im Jahr 1793 vom Hof des Kaisers Qianlong hochmütig abgefertigt, als sie um das Recht baten, eine

Handelsniederlassung einzurichten. Dabei unterhielt China nach eigenem Verständnis Verbindungen mit «fast jedem Land unter dem Himmel», wenngleich es diese allesamt als tributpflichtige Völker betrachtete. So gesehen, kam der britische Wunsch zwar nicht unerwartet, er konnte jedoch nicht erfüllt werden, wie der Kaiser in einem Brief an König Georg III.

festhielt, den er der
Gesandtschaft mitgab: «Wie
Euer Botschafter selbst sehen
kann, besitzen wir bereits alles.
Ich messe fremden oder
ausgefallenen Dingen keinerlei
Wert bei und habe keinen
Bedarf an den Erzeugnissen
Eures Landes.»^[27]

Tatsächlich war dies nur
Angeberei, denn nach einiger
Zeit einigte man sich auf die

Bedingungen eines Handelsaustausches. Die aggressive Antwort des Kaisers mochte auf der Erkenntnis beruhen, dass die britische Macht seinem Reich immer näher rückte und in dieser Hinsicht Angriff vielleicht die beste Verteidigung war.^[28] Es stellte sich heraus, dass dieser Verdacht gar nicht so abwegig war. Als die Briten erst einmal

die erwünschten Handelsprivilegien bekommen hatten, zögerten sie nicht, Gewalt anzuwenden, um ihre Stellung zu wahren oder zu erweitern. Entscheidend für die Expansion des Handels war der Verkauf von Opium. Daran änderten auch die heftigen Proteste der chinesischen Bevölkerung nichts, deren Empörung über die verheerenden Auswirkungen

der Drogensucht von den britischen Verantwortlichen mit einem Schulterzucken abgetan wurde.^[29] Der Opiumhandel wurde nach dem Vertrag von Nanking im Jahr 1842 sogar noch bedeutend ausgeweitet, als die Briten Zugang zu Häfen erhielten, die bisher für sie gesperrt gewesen waren. Gleichzeitig traten ihnen die Chinesen Hongkong ab.

Weitere Konzessionen erlangten die Briten, als sie im Jahr 1860 gemeinsam mit französischen Truppen nach Peking marschierten und dort den Alten Sommerpalast plünderten und niederbrannten. [30]

Einige hielten dies für einen Schlüsselmoment, der ein weiteres Kapitel im Siegeszug des Westens markierte. «Und

so war es die Bestimmung
Englands», hieß es in einem
britischen Zeitungsartikel, «ein
Regierungssystem
niederzureißen, das der
europäischen Welt so lange ein
Rätsel war, und dessen eigenen
Untertanen seine Hohlheit und
Übel zu enthüllen.» Die
«geheimnisvolle und
abgeriegelte Barbarei» des
chinesischen Kaiserreichs, so
ein anderer Kommentator, sei

von der «Kraft der aktiven und integrativen westlichen Zivilisation» zerschlagen worden. [31]

Um dem andauernden russischen Vormarsch im Fernen Osten etwas entgegenzusetzen, entschieden sich die Briten im Jahr 1885, die Komundo- oder Port-Hamilton-Inseln vor der Südküste der koreanischen

Halbinsel zu besetzen. Sie sollten als «Basis für die Blockade der russischen Streitkräfte im Pazifik» und als «vorgerückter Stützpunkt zur Unterstützung möglicher Operationen gegen Wladiwostok» dienen, wie der Erste Lord der Admiralität dem britischen Kabinett erklärte. ^[32] Damit wollte man die strategische Position

Großbritanniens und vor allem den Handel mit China schützen, wenn nötig auch mit einem Präventivschlag. Bevor die Eisenbahnen neue Möglichkeiten eröffneten, waren im Jahr 1894 Großbritannien und britische Unternehmen für mehr als achtzig Prozent der Zolleinnahmen Chinas verantwortlich. Außerdem beförderten britische Schiffe

vier Fünftel sämtlicher chinesischen Handelsgüter. Es war deshalb offensichtlich, dass der Aufstieg Russlands und die neuen Landverbindungen, auf denen Waren nach Europa gebracht werden konnten, zulasten Großbritanniens gehen würden.

In diesem Umfeld wachsender Rivalität und Spannung wurde Ende der 1890er Jahre

bekannt, dass Russland anfang, Persien zu umwerben. Dies erhöhte die Aussichten auf ein Bündnis, das den nordwestlichen Zugang nach Indien bedrohen könnte. In London war man bisher, wenn auch nach längeren Erörterungen, überwiegend der Meinung gewesen, dass die Chance eines russischen Angriffs über Afghanistan durch den Hindukusch auf den

indischen Subkontinent äußerst gering sei. Zwar fiel es den Schreibtischstrategen relativ leicht, mit Karten und Bleistift bewaffnet einen Weg von Zentralasien durch diese geographisch schwierige Region zu skizzieren. Bei näherer Betrachtung erkannte man jedoch, dass zwar ein kleinerer Überraschungsangriff nicht ausgeschlossen war, das Gelände aber eine größere

Militäraktion über die Bergpässe, deren Überquerung als äußerst schwierig und gefährlich galt, unwahrscheinlich machte.

Der Zugang über Persien war eine ganz andere Sache. Russland war auf seiner Südflanke immer aktiver geworden. Im Jahr 1884 hatte es Merw besetzt, was für die britischen Beamten und Agenten völlig überraschend

kam. Tatsächlich erfuhren sie davon erst aus der Zeitung. Anschließend umwarben die Russen die Führung in Teheran. Da die russische Grenze damit nur etwas mehr als dreihundert Kilometer von Herat entfernt war, stand der Weg nach Kandahar und damit Indien weit offen. Noch beunruhigender war, dass dieser Gebietsausdehnung Infrastrukturprojekte folgten,

die die neugewonnenen
Regionen mit dem russischen
Kernland verbanden. Im Jahr
1880 begann der Bau der
Transkaspischen Eisenbahn, die
schon bald bis nach Samarkand
und Taschkent führte. Im Jahr
1899 gab es auch eine
Gleisverbindung von Merw
nach Kuschk in unmittelbarer
Nähe von Herat.^[33] Diese
Eisenbahnlinien waren nicht

nur Symbolik. Es handelte sich um Verkehrswege, auf denen man Proviant, Waffen und Soldaten bis vor die Hintertür des Britischen Empire bringen konnte. Field Marshal Lord Roberts bezeichnete es kurz darauf gegenüber den Offizieren des Eastern Command als äußerst bedauerlich, dass die Eisenbahnlinien so weit reichten. Nun gebe es

allerdings eine Linie, «die Russland auf keinen Fall überschreiten darf». Wenn es dies dennoch tue, würde man das «als *Casus belli* betrachten». [34]

Die Eisenbahnlinien stellten auch ökonomisch eine Bedrohung dar. Im Jahr 1900 schickte die britische Botschaft in Sankt Petersburg die Zusammenfassung einer Schrift

nach London, deren Verfasser, ein russischer Offizier, die Weiterführung der Gleise bis nach Persien und Afghanistan hinein befürwortete.

Wahrscheinlich würden die Briten auf das neue Transportsystem nicht gerade gut reagieren, aber das sei auch nicht weiter überraschend: Schließlich würde eine Eisenbahnverbindung quer

durch Asien «den gesamten Handel Indiens und Ostasiens mit Russland und Europa in [russische] Hände geben».^[35] Dies war eine ziemliche Übertreibung, wie ein höherer Diplomat in einer Antwort auf diesen Bericht feststellte. «Die strategischen Überlegungen, die der Autor vorbringt, haben keinen großen Wert», schrieb Charles Hardinge. Es wäre für

Russland eine Verrücktheit, angesichts der britischen Kontrolle über den Persischen Golf auf diese Region vorzurücken. [36]

Dennoch gab ein solches Gerede den Briten weiteren Anlass zur Sorge. Man meinte an jeder Ecke irgendwelche Phantome oder Komplote zu sehen, die von britischen Diplomaten auch pflichtgemäß

registriert wurden. So fragte man sich etwa aufgebracht, warum die Anwesenheit eines gewissen Dr. Paschooski in Buschir nicht früher bemerkt worden sei. Zudem wollte man wissen, ob seine Behauptung, er behandle dort Pestopfer, tatsächlich stimmte. Auch den Besuch eines russischen Adligen, der als «Fürst Dabija» identifiziert wurde, verfolgte man mit äußerstem Misstrauen.

Die Tatsache, dass er anscheinend «über seine Bewegungen und Absichten sehr zurückhaltend» war, wurde notiert und weitergeleitet.^[37] Auf den Kabinettsitzungen in London rückte Russland an die Spitze der Themenliste, es zog selbst die Aufmerksamkeit des Premierministers auf sich und wurde zu einer Top-Priorität

des Außenministeriums.

Zunächst war Persien die Arena, in der dieser Wettbewerb am heftigsten ausgetragen wurde. Die persischen Herrscher profitierten seit langem von den großzügigen und günstigen Anleihen all jener, die gute Beziehungen zu der Nation aufbauen wollten, die als Bindeglied zwischen Ost und West eine beneidenswerte

strategische Lage besaß.

Großbritannien hatte im späten 19. Jahrhundert alle verschwenderischen Marotten und finanziellen Wünsche der persischen Monarchen ohne Murren befriedigt, bis Schah Mozaffar ad-Din, der sich vor allem durch seinen extravaganten Schnurrbart auszeichnete, im Jahr 1898 eine Bombe platzen ließ und eine vorgeschlagene neue Anleihe

über zwei Millionen Pfund ablehnte. Der hochrangige Beamte, den England sofort nach Teheran schickte, um die Hintergründe zu erfahren, erhielt keine näheren Informationen. Der britische Premierminister Lord Salisbury machte die Angelegenheit zur Chefsache und wies das Finanzministerium an, die Bedingungen zu mildern und den Kreditumfang zu erhöhen.

Gleichzeitig gingen zahlreiche Gerüchte über das um, was hinter den Kulissen in Teheran vor sich ging. Schließlich stellte sich heraus, dass Russland einen weit höheren Kredit zu weit besseren Bedingungen angeboten hatte als Großbritannien.^[38]

Dies war ein kluger Schachzug Sankt Petersburgs. Die russischen

Steuereinnahmen stiegen zu dieser Zeit steil an, während immer weitere Auslandsinvestitionen ins Land strömten. Ganz allmählich bildete sich eine Mittelschicht. Männer wie Lopachin in Tschechows *Kirschgarten*, die noch vor einer Generation als Unfreie ans Land gebunden gewesen wären, machten sich jetzt den gesellschaftlichen Wandel, die neuen heimischen

Märkte und die neuen
Exportmöglichkeiten zunutze,
um ein Vermögen zu erwerben.
Wirtschaftshistoriker
verdeutlichen das russische
Wachstum gerne, indem sie auf
die zunehmende Verstädterung
und den starken Anstieg der
Roheisenproduktion oder die
Länge der neu verlegten
Eisenbahngleise hinweisen.
Dabei genügt es, die Kunst, die
Literatur, den Tanz und die

Musik dieser Zeit zu betrachten, Künstler wie Tolstoi, Kandinsky, Diaghilev, Tschaikowsky und viele, viele andere, um einen Eindruck von Russlands damals so florierender Kultur und Wirtschaft zu bekommen.

Insofern war es unausweichlich, dass Russland Persien Avancen machte, indem es dessen unersättlichen Geldhunger befriedigte. Als Sir

Mortimer Durand, der britische Botschafter in Teheran, nach Hause meldete, dass die zaristische Regierung bereit sei, das Kreditangebot der Briten zu überbieten (was er Anfang des Jahres 1900 aus österreichischen Quellen in Konstantinopel erfahren hatte), brach in London die Hölle los.

[39] Man richtete Ausschüsse ein, die die Erweiterung der

Eisenbahn von Quetta nach Sistan und den Aufbau eines Telegrafennetzes planen sollten, «um zu vermeiden, dass Südpersien in die Fänge Russlands fällt», wie Lord Curzon schrieb. [40]

Auch andere Vorschläge wurden entwickelt. Dazu gehörte der Bau größerer Bewässerungsanlagen in der Provinz Sistan, um das Land

dort urbar zu machen und Verbindungen zur Lokalbevölkerung herzustellen. Man überlegte sogar, in der Provinz Helmand ein Stück Land zu pachten, um die Verkehrswege nach Indien wirksamer schützen zu können.

[41] Inzwischen fragten sich die Briten nicht mehr, ob, sondern nur noch, wann die Russen angreifen würden. Lord Curzon

schrieb im Jahr 1901: «Wir wollten Pufferstaaten zwischen uns und Russland haben.»

Mittlerweile sei jedoch einer nach dem anderen «von der Landkarte getilgt worden».

China, Turkestan, Afghanistan und neuerdings auch Persien konnten diese Rolle nicht mehr spielen. Der Puffer, fügte Lord Curzon hinzu, sei nur noch «hauchdünn». [42]

Lord Salisbury war zutiefst beunruhigt und drängte seinen Außenminister Lord Landsdowne, einen Weg zu finden, Persien doch noch Geld zu leihen. «Die Lage scheint [...] aussichtslos», schrieb der Premierminister im Oktober 1901. Das Finanzministerium zögerte, das Angebot zu verbessern, da es in der Vergangenheit leidvoll erfahren hatte, wie schnell der Schah

und sein Gefolge beträchtliche Geldsummen verschleuderten. Allmählich gingen der britischen Regierung die Optionen aus. «Wenn sich dieses Geld nicht findet», schrieb der Premierminister, «wird Russland [in Persien] praktisch ein Protektorat errichten, und wir können dann nur noch mit Gewalt verhindern, dass auch die Häfen am Golf eingegliedert

werden.»^[43]

Bereits ein Jahr zuvor war berichtet worden, dass Russland sich auf die Übernahme des Hafens von Bandar Abbas vorbereite, ein strategisch entscheidender Ort, von dem aus man die Straße von Hormus, die engste Stelle des Persischen Golfs, kontrollieren konnte. Ein alarmierter Peer erklärte vor

dem Oberhaus: «Die Existenz eines Marinearsenals am Persischen Golf in den Händen einer Großmacht wäre eine Bedrohung nicht nur für unseren Handel mit Indien und China, sondern auch für den mit Australasien.»^[44] Lord Lansdowne begründete in derselben Sitzung einen Regierungsbeschluss, der britischen Kriegsschiffen den

Befehl erteilte, sich jedem entsprechenden Versuch der Russen entgegenzustellen:
«Wir sollten die Einrichtung eines Flottenstützpunkts oder eines befestigten Hafens im Persischen Golf durch irgendeine andere Macht als ernsthafte Bedrohung der britischen Interessen betrachten.» Er war zu einem Krieg bereit. ^[45]

Überall tauchten nun wieder russische Gespenster auf. Beamte des Außenministeriums ertranken fast in der Flut von Berichten aus Persien über die angeblichen Aktivitäten zaristischer Offiziere, Ingenieure und Landvermesser.^[46] Das Parlament debattierte intensiv über die Bedeutung eines neuen russischen

Handelsunternehmens, das zwischen Odessa am Schwarzen Meer und Buschir an der persischen Südküste operierte. Derweil wurden einige Parlamentsabgeordnete von vertraulichen Quellen aufgeschreckt, denen zufolge schattenhafte Gestalten, die behaupteten, «Vögel, Schmetterlinge und andere Kleintiere» zu beobachten, in Wirklichkeit russische Agenten

waren, die an
Stammesangehörige in
strittigen Grenzregionen
Gewehre verteilten und dort
Unruhe säten.^[47] Die Lage
erregte auch die
Aufmerksamkeit König
Eduards VII., der im Jahr 1901
in einem Schreiben an seinen
Außenminister die Besorgnis
äußerte, der russische Einfluss
in Persien nehme «anscheinend

jeden Tag zum Nachteil
Englands weiter zu». Er
forderte den Minister auf, dem
Schah zu erklären, dass man es
nicht tolerieren werde, wenn
dieser den Russen nicht Paroli
biete. ^[48] Da half es wenig, dass
der britische Botschafter in
Teheran, Sir Cecil Spring-Rice,
berichtete, der Schah schwöre
hoch und heilig, dass er «nicht
beabsichtige, in Persien eine

Position einzunehmen, die die Invasion Indiens erleichtern würde». [49]

Diese Ängste machten sich zu einer Zeit breit, als viele den Eindruck bekamen, dass sich das Empire womöglich zu weit ausgedehnt hatte. Die Auseinandersetzung mit den Buren in Südafrika und der Yihetuan-Aufstand in China

(besser bekannt als
«Boxeraufstand») nährten die
Befürchtung, dass
Großbritannien Gefahr lief, sich
in Übersee zu überheben – was
natürlich die Furcht vor einem
russischen Vormarsch weiter
anheizte. Am Ende des Jahres
1901 legte man dem Londoner
Kabinett einen
unheilverkündenden Bericht
vor, dem zufolge die Russen
fähig wären,

zweihunderttausend Mann
nach Zentralasien und mehr als
die Hälfte dieser Zahl
unangenehm nah an die
indische Grenze zu befördern,
wenn die Eisenbahnlinie von
Orenburg erst einmal bis nach
Taschkent verlängert werden
würde. ^[50] Unmittelbar zuvor
wurde in einem Bericht aus
Batumi in Georgien behauptet,
dass die Russen kurz davor

ständen, zwanzigtausend Mann nach Zentralasien zu verlegen – ein falscher Alarm, wie sich herausstellte.^[51] Das Problem war jedoch, dass die Optionen der Briten aus ihrer eigenen Sicht beschränkt waren: Die Kosten, die eine Verstärkung der Grenze verursacht hätte, wären ruinös gewesen. Einige Jahre später bemaß man sie auf mindestens zwanzig Millionen

Pfund, zuzüglich der jährlichen laufenden Kosten. [52]

Die Gewaltszenen auf den Straßen von Sankt Petersburg im Jahr 1905 und die katastrophale Niederlage der zaristischen Marine im Russisch-Japanischen Krieg waren nur ein schwacher Trost für all jene, die glaubten, es sei nur eine Frage der Zeit, bis die Russen sämtliche

Beschränkungen abschütteln würden. Da Großbritannien allein nicht über die finanziellen Mittel verfügte, dem entgegenzutreten, was viele «den drohenden Vormarsch Russlands» nannten, waren andere Lösungen gefragt, um zu verhindern, dass sich die Lage weiter zuspitzte. Eine Zeitung, die vom Militäргеheimdienst entsprechend präpariert

worden war, stellte die Frage, ob es nicht etwa ratsam sei, ein Abkommen mit Deutschland zu schließen, um die Russen vom Osten abzulenken.^[53]

In London dachte man mittlerweile über eine britische Militärintervention in Mesopotamien nach. Das Committee for Imperial Defence («Ausschuss für Reichsverteidigung») erwog die

Möglichkeit, Basra zu erobern, während man gleichzeitig darüber debattierte, ob man nicht die asiatische Türkei auflösen sollte, um Zugang zu den fruchtbaren Böden am Euphrat zu erhalten. Im Jahr 1906 schlug man vor, eine Eisenbahnlinie vom Persischen Golf bis nach Mosul zu bauen, die es neben anderen Vorteilen ermöglichen würde, britische Truppen zum russischen

weichen Unterleib im Kaukasus zu transportieren. ^[54] Diese Pläne wurden einer nach dem anderen verworfen, da sie kaum praktikabel und viel zu teuer waren. So warnte etwa der neue Außenminister Sir Edward Grey, dass die Kosten einer Invasion – und der Sicherung und Verteidigung neuer Grenzgebiete – in die Millionen gehen würden. ^[55]

Grey hatte eine andere Idee. Die Stellung Großbritanniens im Osten war begrenzt und gefährlich exponiert. Man musste also dafür sorgen, dass sich die ganze Aufmerksamkeit Russlands einer anderen Weltgegend zuwandte. Nur einen Monat vor seiner Ernennung Ende 1905 machte Grey der *Times* gegenüber deutlich, dass viel gewonnen wäre, wenn man eine

Vereinbarung über «unsere asiatischen Besitzungen» erreichen könnte. Keine britische Regierung werde «es darauf anlegen, die russische Politik in Europa zu behindern oder zu blockieren». Es sei somit «unbedingt wünschenswert, die Stellung und den Einfluss Russlands in Europa zu erweitern» – und es dadurch von Asien abzulenken.

Der Zeitpunkt hätte nicht besser sein können. Frankreich machte sich über das gewaltige Wirtschaftswachstum seines Nachbarn und erbitterten Rivalen Deutschland immer mehr Sorgen. Der Französisch-Preußische Krieg von 1870 bis 1871, der zur Belagerung von Paris und nach Abschluss des Waffenstillstands zu einer preußischen Siegesparade

durch das Pariser Stadtzentrum führte, war immer noch frisch im Gedächtnis. Die Geschwindigkeit der Invasion war ein großer Schock gewesen und befeuerte die Angst, dass ein weiterer Blitzangriff Frankreich ganz unvorbereitet treffen könnte – vor allem da dieser Krieg auch die Vereinigung Deutschlands zu einem Kaiserreich bewirkt hatte, das ausgerechnet im

Schloss von Versailles
ausgerufen worden war.

Dies war an sich schon
schlimm genug. Nun waren die
Franzosen auch noch vom
Aufstieg der deutschen
Industrie alarmiert, als sich in
den beiden Jahrzehnten nach
1890 die Kohleförderung
verdoppelte und die
Metallherstellung
verdreifachte.^[57] Der

Wirtschaftsaufschwung führte zu immer höheren Investitionen in eine ohnehin schon beeindruckende Militärmaschinerie zu Lande und zur See. Seit Anfang der 1890er Jahre arbeiteten französische Diplomaten hinter den Kulissen fieberhaft darauf hin, eine Militärkonvention und ein umfassendes Bündnis mit Russland zu erreichen, dessen Hauptzweck die

Selbstverteidigung war: Beide Länder vereinbarten, Deutschland anzugreifen, wenn dieses oder einer seiner Verbündeten Streitkräfte mobilisieren würde. Darüber hinaus verpflichtete man sich formell, auch gegen Großbritannien vorzugehen, falls London gegen eine der beiden Parteien zu den Waffen greifen sollte. ^[58]

Der britische Wunsch, die Aufmerksamkeit Russlands auf seine Westgrenze zu lenken, war deshalb Musik in den Ohren Frankreichs. Die erste Phase einer Annäherung zwischen London und Paris begann im Jahr 1904, als beide Länder nach längeren Erörterungen der beiderseitigen weltweiten Interessen eine Entente cordiale unterzeichneten.

Verständlicherweise stand die Rolle Russlands im Mittelpunkt der Verhandlungen. Im Jahr 1907 wurde diese Neuausrichtung der Bündnisse dann vollendet. England grenzte in einem formellen Vertrag mit Russland die jeweiligen Interessensphären in Zentralasien und dem Mittleren Osten ab, wobei sich beide Seiten vor allem auf eine faktische Teilung Persiens in

zwei Einflussgebiete einigten. Dafür sollte der russische Einfluss auf Afghanistan möglichst weit beschränkt werden.^[59] Um Indien «von allen Besorgnissen und Belastungen» zu befreien, argumentierte Edward Grey, müsse man eine bessere Übereinkunft mit Russland schmieden. So ließe sich sicherstellen, dass «Russland

nicht diejenigen Teile Persiens in die Hände bekommt, die uns gefährlich werden könnten».

[60] Wie er im Jahr 1912 einem guten Freund anvertraute, hatte Grey bereits seit langem Vorbehalte gegen die traditionelle Politik, «Russland in jeder Hinsicht entgegenzuarbeiten [...]. Jahre hindurch habe ich vertreten, dass dies eine verfehlte Politik

sei.»^[61] Ein Bündnis war Greys Meinung nach also ein weit eleganteres und produktiveres Mittel, um in dieser Frage voranzukommen.

Hohe Diplomaten erkannten jedoch, dass die Annäherung an Russland ihren Preis hatte: Deutschland. So betonte der Staatssekretär im Londoner Außenministerium Sir Charles Hardinge im Jahr 1908: «Es ist

für uns weit wichtiger, in Asien und dem Nahen und Mittleren Osten ein gutes gegenseitiges Verständnis mit den Russen zu haben, als mit Deutschland auf gutem Fuß zu stehen.»^[62]

Diese Botschaft würde er weiterhin vertreten, auch als man ihm zwei Jahre später den Posten des Vizekönigs von Indien übertrug. Man wäre «praktisch machtlos», wenn

Russland die Lage in Persien eskalieren ließe, schrieb er. Deshalb müsse man alles nur Mögliche tun, um die Situation in Europa auszubalancieren. ^[63] Die britischen Beziehungen zu Russland seien aufgrund der Spannungen in Persien «einer ernststen Belastung ausgesetzt», stimmte Sir Arthur Nicolson, der Botschafter in Sankt Petersburg, seinem Landsmann

bei. «Ich halte es für absolut notwendig, dass wir unsere Verbindung zu Russland mit allen Mitteln in vollem Umfang aufrechterhalten.»^[64]

Russland bei Laune zu halten war nach der Unterzeichnung des Bündnisvertrags eine der stärksten Triebkräfte der britischen Politik. Im Jahr 1907 erklärte Sir Edward Grey dem russischen Botschafter in

London, dass Großbritannien erwäge, sich in der Bosphorus-Frage etwas flexibler zu zeigen, sollten die Russen der Einrichtung «dauerhaft guter Beziehungen» zustimmen. [65] Dies genügte, um die europäischen Karten neu zu mischen, da Sankt Petersburg nun einen diplomatischen Kuhhandel in Gang setzte. Für das Vorhaben, einen besseren

Zugang zu den Meerengen des Bosphorus zu erwirken, gewann Russland die Unterstützung Österreichs. Im Gegenzug fand man sich mit der Annexion Bosniens durch die Österreicher ab. Diese Abmachung sollte einige Jahre später spektakuläre Konsequenzen haben. ^[66]

Im Jahr 1910 bestätigte Sir Edward Grey erneut seine

Bereitschaft, die Beziehungen zu Berlin wenn nötig zu opfern: «Wir können keine politische Übereinkunft mit Deutschland treffen, die uns von Russland und Frankreich trennen würde.»^[67] Dass er diese Einstellung unbeirrbar beibehielt, wurde in Sankt Petersburg, wo man das heftige Werben der Briten und die sich dadurch bietenden

Gelegenheiten erkannte, sehr wohl registriert. Der russische Außenminister Sergej Sasonow kam am Ende des Jahres 1910 zu dem Schluss, «dass das Londoner Kabinett die englisch-russische Konvention von 1907 als bedeutsam für die asiatischen Interessen Englands betrachtet». Aus diesem Grund könne man die Briten womöglich dazu bringen, «im Notfall auf einige

Interessen in Asien zu verzichten, nur um die für sie so wichtige Konvention mit uns zu erhalten». ^[68] Dies war eine treffende Einschätzung.

Als russische Truppen im Jahr 1910 neue Vorstöße in die Mongolei, nach Tibet und Chinesisch-Turkestan unternahmen, schrillten bei den britischen Beobachtern erneut die Alarmglocken. ^[69]

Die Ausdehnung des russischen Einflussbereichs verdeutlichte wieder einmal, wie schwach die Stellung der Briten im Osten war. Die Aussichten hätten kaum schlechter sein können, wie Greys pessimistische Haltung im Frühjahr 1914 zeigte. In Afghanistan, Tibet, der Mongolei und Persien sei es dieselbe Geschichte: «Überall dort wollen wir etwas, haben aber nichts zu geben.»

In Persien sei «nichts mehr übrig, was man den Russen zugestehen könnte», aber auch in Afghanistan verfüge man über keinerlei Druckmittel. Schlimmer noch: «Die Russen sind bereit, Persien zu besetzen, und wir sind es nicht.»^[70] Großbritannien war erledigt – zumindest in Asien. Die Zeit für das Endspiel war gekommen. Die Frage war nur,

wo und wann genau es stattfinden würde.

Die britischen Verantwortlichen beschäftigten sich nun mit dem ultimativen Alptraumszenario, das eine schwache Position ganz leicht noch schlimmer machen konnte: eine Allianz zwischen Russland und Deutschland. Die Angst vor einem solchen Bündnis trieb die britischen Entscheidungsträger schon

eine ganze Weile um. Immerhin war es ein wichtiges Element des anglo-russischen Vertrags von 1907 gewesen, in Asien zu kooperieren und einen Status quo zu finden, der beiden Seiten nutzte. Um dieses fragile Gleichgewicht zu bewahren, so betonte Sir Arthur Nicolson gegenüber Grey, sei es entscheidend, «Russland davon abzuhalten, sich auf Berlin zuzubewegen».

Angesichts dessen, dass das Leistungsvermögen Deutschlands stetig zunahm – und auch seine Ambitionen –, steigerte sich die Angst zur Panik. Berlins blühende Wirtschaft und die Erhöhung seiner Militärausgaben waren wahrlich ein Grund zur Besorgnis. Einige führende Persönlichkeiten des britischen

Außenministeriums hatten keinerlei Zweifel, dass es Deutschlands darauf anlege, «auf dem europäischen Kontinent die Vorherrschaft zu gewinnen», und dass dies zu einer militärischen Auseinandersetzung führen werde. Schließlich seien alle Imperien irgendwann von Rivalen herausgefordert worden, erinnerte Nicolson seinen Minister Sir Edward

Grey. «Persönlich», fuhr er fort, «bin ich davon überzeugt, dass wir früher oder später denselben Kampf mit Deutschland wiederholen müssen.» Deshalb sei es dringend notwendig, Frankreich und Russland bei der Stange zu halten.^[72]

Da Deutschland das Potenzial besaß, das fein ausbalancierte Gleichgewicht in Europa und

darüber hinaus zu destabilisieren, war es fast unausweichlich, dass sich ein Sturm zusammenbraute. Die Sorge, dass «Russland zu den Mittelmächten [d.h. Deutschland, Österreich-Ungarn und Italien] überlaufen könnte», wuchs von Tag zu Tag. Es sei das vorrangige Ziel Berlins, Großbritannien, Russland und Frankreich auseinanderzubringen und «die

Triple-Entente zu zerschmettern». ^[73] Man sei «ernstlich besorgt», gab Grey während eines späteren Panikausbruchs zu, dass Russland versucht sein könnte, die Triple-Entente zu verlassen. ^[74]

Das alles war nicht völlig aus der Luft gegriffen. So meinte etwa der deutsche Botschafter in Persien, dass in diesem Land

zwar «wenig zu gewinnen» sei, man Sankt Petersburg jedoch Zugeständnisse abringen könnte, wenn die russischen Interessen in Persien auf dem Spiel zu stehen schienen.^[75] Dies war auch der Hintergrund eines Treffens zwischen Wilhelm II. und Zar Nikolaus II. in Potsdam im Winter 1910, bei dem sich auch die jeweiligen Außenminister besprachen.

Damit schien sich die Besorgnis zu bestätigen, dass sich die «europäischen Gruppierungen», wie sie Sir Arthur Nicolson nannte, zum Nachteil Großbritanniens neu ausrichten könnten.^[76]

Das Misstrauen gegenüber Deutschland und seinen (tatsächlichen oder eingebildeten) Unternehmungen hatte sich

bereits lange vor dem Bündnis von 1907 in die Psyche der britischen Diplomaten eingebrannt. Drei Jahre früher erhielt Sir Francis Bertie kurz vor seiner Ernennung zum Botschafter in Paris von einem Sachbearbeiter des Außenministeriums einen Brief, in dem stand, wie wichtig es sei, dass die Botschaft in Frankreich «von jemandem mit offenen Augen vor allem in

Bezug auf die deutschen
Machenschaften» geleitet
werde. In seinem
Antwortschreiben bestätigte
Bertie, dass es angebracht war,
Deutschland zu misstrauen: «Es
hat nie etwas anderes für uns
getan, als uns bluten zu lassen.
Es ist verlogen und habgierig
und wirtschaftlich und politisch
wahrhaft unser Feind.»^[77]

Ironischerweise wurde das

Gefühl einer Bedrohung durch Deutschland von der Verwundbarkeit untermauert, die dieses mitteleuropäische Land empfand. Es musste die Möglichkeit in Betracht ziehen, in der Mitte einer französisch-russischen Allianz gefangen zu sein, die im Falle einer Provokation militärische Kooperation und gemeinsame Angriffe vereinbart hatte. Die wachsende Paranoia,

eingekreist zu sein und in der Falle zu sitzen, brachte die deutsche Armeeführung bald dazu, ihre eigenen Optionen abzuwägen. Nach dem französisch-russischen Bündnis von 1904 entwickelte der Chef des Generalstabs Alfred Graf von Schlieffen einen Plan, der sich stark auf die Erfahrungen von 1870 stützte, als man die Franzosen vernichtend geschlagen hatte. Das Szenario

sah vor, dass die kaiserliche
Armee Frankreich ausschalten
sollte, bevor sie sich nach Osten
wandte, um den Russen
entgegentreten. Der Plan
war militärisch und logistisch
ausgesprochen anspruchsvoll:
Es wurden eine Million
Eisenbahner, dreißigtausend
Lokomotiven,
fünfundsechzigtausend
Personenwagen und
siebenhunderttausend

Güterwagen benötigt, um innerhalb von siebzehn Tagen drei Millionen Soldaten sowie sechshunderttausend Pferde und Berge von Munition zu befördern. [78]

Ähnliche Planspiele wurden auch von den Russen entwickelt. Im Sommer 1910 entstand Plan 19, eine Reihe detaillierter Schritte, die man im Falle eines deutschen

Angriffs ergreifen würde.
Vorgesehen war, sich auf eine
Festungskette entlang einer
Nord-Süd-Linie von Kowno
nach Brest zurückfallen zu
lassen und dort einen
Gegenangriff vorzubereiten. Im
Jahr 1912 wurden zwei
Varianten dieses Vorschlags
entwickelt, die als die Pläne
19A und G bekannt wurden.
Letzterer legte bei einem
deutschen Überfall einen

schnellen Gegenangriff fest, dessen Ziel «die Verlagerung des Krieges auf Feindgebiet» war, also nach Deutschland und Österreich-Ungarn. [79]

Sowohl die deutsche Oberste Heeresleitung als auch der Kaiser waren sich des Drucks von außen nur zu gut bewusst und fühlten sich mehr und mehr in die Ecke gedrängt. Der öffentliche Aufschrei in

Großbritannien über den Vorschlag, eine Eisenbahnlinie von Berlin nach Bagdad zu errichten, irritierte Kaiser Wilhelm II. Das Verlegen von Gleisen in Tausenden von Kilometern Entfernung, meinte er, wäre doch nur dann ein Problem, wenn es einen Krieg zwischen seinem Land und England geben würde. Wäre es in einem solchen Fall jedoch realistisch anzunehmen, dass er

seine Soldaten so weit von der Heimat entfernt stationieren würde? ^[80]

Im Jahr 1911 stationierten die Franzosen entgegen einer früheren Abmachung zwischen Berlin und Paris Truppen in Marokko. Als die Deutschen daraufhin das Kanonenboot *Panther* vor die marokkanische Küste schickten, um die Franzosen zum Einlenken zu

zwingen, ging dies entsetzlich nach hinten los. Deutschland bekam nicht nur die peinliche öffentliche Lektion erteilt, dass sein politischer Einflussbereich äußerst begrenzt war. Darüber hinaus erlebte es auch noch einen schlimmen Absturz des Aktienmarkts. Nach der Marokkokrise vom September 1911 rauschten die Aktien um über dreißig Prozent in den Keller, sodass die Reichsbank in

einem einzigen Monat ein Fünftel ihrer Reserven verlor. Zwar hatten die Franzosen dieses Finanzdesaster nicht inszeniert, wie viele Deutsche damals glaubten, aber sie hatten die Situation ausgenutzt, indem sie kurzfristige Anleihen abzogen, was bei der Entstehung dieser Liquiditätskrise sicherlich eine Rolle spielte.^[81]

Von deutscher Seite unternahm man beträchtliche Anstrengungen, neue Kanäle zu öffnen und neue Verbindungen und Allianzen aufzubauen. Dabei konzentrierte man sich vor allem auf den Nahen und Mittleren Osten. Deutsche Banken engagierten sich stark in Ägypten, dem Sudan und dem Osmanischen Reich, während ein Programm, wissenschaftliche Stellen in

Arabisch, Persisch und
verwandten Studienrichtungen
zu schaffen, nicht nur reichlich
bedacht, sondern vom Kaiser
persönlich unterstützt wurde.
Die zunehmenden
Verbindungen zwischen der
islamischen und der
deutschsprachigen Welt regten
die Phantasie der jungen Leute,
aber auch von Akademikern,
Soldaten, Diplomaten und
Politikern an. Ein junger Mann

schilderte in den Anfangsjahren des 20. Jahrhunderts fast sehnsüchtig, welchen Eindruck die wunderschönen Bauten in Wien auf ihn machten: «Die ganze Ringstraße wirkte auf mich wie ein Zauber», schrieb Adolf Hitler später, aber bezeichnenderweise nicht wie ein Zauber aus dem Heiligen Römischen Reich oder der klassischen Antike, zwei Sehnsuchtsorten einer

romantisierten Vergangenheit,
sondern «wie ein Zauber aus
Tausendundeiner Nacht». [82]

In Deutschland bildete sich
eine gefährliche
Belagerungsmentalität heraus.
Man hatte das Gefühl, dass
Berlin mächtige Feinde habe,
denen man auf Gedeih und
Verderb ausgeliefert sei.
Helmuth von Moltke,
Schlieffens Nachfolger als Chef

des Generalstabs, sowie andere hohe Offiziere waren davon überzeugt, dass ein Krieg unausweichlich sei. Je schneller er käme, desto besser. Diese Konfrontation zu verschieben wäre zum Nachteil Deutschlands, argumentierte Moltke. Im Frühjahr 1914 meinte er, es bleibe «seiner Ansicht nach nichts anderes übrig, als einen Präventivkrieg zu führen, um den Gegner zu

schlagen, solange wir den Kampf noch einigermaßen bestehen könnten». [83]

Warum hassen sie uns so, fragte sich Robert Musil im September 1914 in Berlin. Woher kam dieser «Ausbruch des [...] Neides ohne unsre Schuld»? [84] Er hatte insoweit recht, als die Spannungen zwischen den Völkern tatsächlich seit geraumer Zeit

zunahmen. Dies zeigte sich gerade in der Trivialliteratur. Bücher über deutsche Spione und deutsche Pläne, ganz Europa zu unterjochen, wurden ungeheuer populär. *The Invasion of 1910* von William LeQueux verkaufte sich mehr als eine Million Mal und wurde in siebenundzwanzig Sprachen übersetzt. Dann gab es da noch *When William Came. A Story of London under the*

Hohenzollern von Saki, ein weiterer Bestseller, der kurz vor dem Krieg herauskam. Der Held des Buches kehrt aus Asien zurück und findet ein Großbritannien vor, das von den Deutschen besiegt und besetzt wurde. [85]

Es war deshalb fast eine selbsterfüllende Prophezeiung, dass die Deutschen nach Wegen suchten, um die Risiken

zu vermindern oder erfolgreich abzuwehren. Es ist zum Beispiel nur zu verständlich, dass man nach russischen Zusicherungen und Übereinkünften mit dem Zarenreich strebte – obwohl allein diese Tatsache die Briten weiter alarmierte.^[86] Auch die Empfehlungen an die deutsche Armee vonseiten des Generalfeldmarschalls Colmar

von der Goltz, der mehr als ein Jahrzehnt die osmanische Armee reformiert hatte (wo er als «Goltz-Pascha» bekannt war), befassten sich mit der Notwendigkeit, in einer militärischen Krise möglichst große Beweglichkeit und Handlungsfreiheit zu bewahren. Während die türkische Unterstützung gegen Russland durchaus nützlich sein könnte, erklärte er seinen

Kollegen, wäre sie gegen die Briten im Nahen und Mittleren Osten «von allerhöchstem Wert». [87]

Die Aufmerksamkeit, die Deutschland der osmanischen Welt zollte, ließ die russischen Nerven erzittern. Die Verantwortlichen in Sankt Petersburg sorgten sich vor allem um den Zugang zu den

Meerengen des Bosphorus. Von der Aussicht, dass in ihrem Hinterhof ein neuer Mitspieler die Muskeln spielen ließ, waren sie nicht allzu begeistert. Seit der Jahrhundertwende hatte man in der russischen Hauptstadt bei zahlreichen Gelegenheiten über eine Besetzung Konstantinopels nachgedacht. Während des Balkankriegs von 1912 wurden Pläne entwickelt, russische

Truppen in diese Stadt
einrücken zu lassen – in der
Theorie allerdings nur
zeitweilig bis zum Ende der
kriegerischen

Auseinandersetzungen. [88]

Gleichzeitig waren die Russen
über die scheinbare
Gleichgültigkeit ihrer
Verbündeten, der Briten und
Franzosen, gegenüber der
zunehmenden deutschen

Kontrolle des osmanischen Militärs aufgebracht. Immerhin wurde ein deutscher Admiral zur osmanischen Flotte abgestellt, deren Oberbefehl er schließlich übernehmen würde. Besonders alarmierend fanden es die Russen, dass die Türken zwei Kriegsschiffe der Dreadnought-Klasse bei britischen Firmen bestellt hatten, die den Osmanen womöglich einen

entscheidenden,
verhängnisvollen Vorteil
gegenüber der russischen
Marine verschafften. Der
Marineminister des Zaren
warnte im Januar 1914, dass die
Türken damit über eine
Seemacht verfügen würden,
«die unsere jetzige
Schwarzmeerflotte erdrückend,
annähernd um das Sechsfache
übertrifft». [89]

Dies war nicht nur eine militärische, sondern auch eine wirtschaftliche Bedrohung. Mehr als ein Drittel aller russischen Exporte wurden vor dem Ersten Weltkrieg durch die Dardanellen befördert, einschließlich fast neunzig Prozent der Getreideausfuhren, die in Häfen wie Odessa oder Sewastopol auf der Krim verladen wurden. Damit waren die Forderungen an London,

die Auslieferung dieser Kriegsschiffe zu blockieren, zu verschieben oder ganz zu verhindern, eine weitere Episode des verhängnisvollen Spiels der Täuschungen und Doppeltäuschungen, das die Großmächte am Vorabend des Krieges austrugen.^[90] Einige waren sich vollkommen im Klaren, was auf dem Spiel stand. «Unsere gesamte

Stellung im Nahen und Mittleren Osten ist gefährdet», meldete der russische Botschafter in Konstantinopel nach Sankt Petersburg. «Die unanfechtbaren Rechte, die wir uns in Jahrhunderten durch unermessliche Opfer und das Vergießen russischen Blutes erworben haben», seien in ernsthafter Gefahr. [91]

In diesem Umfeld setzten der

italienische Angriff auf Libyen
im Jahr 1911 und die
Balkankriege von 1912 bis
1913 eine Kettenreaktion in
Gang, als sich opportunistische
lokale und internationale
Rivalen die Außenprovinzen
des Osmanischen Reichs in
einem Moment der Schwäche
unter den Nagel rissen. Das
osmanische Regime taumelte
dem Abgrund entgegen,
während sich die Rivalitäten

und Ambitionen in Europa beträchtlich verschärften. Auch die Deutschen dachten nun ernsthaft darüber nach, ihren Einfluss Richtung Osten auszudehnen und ein Protektorat zu gründen, um einen «deutschen Orient» zu schaffen.^[92] Dies klang auf den ersten Blick sehr expansionistisch, aber es war auch Teil eines präventiven

Verteidigungskonzepts, das sich im Denken der deutschen Militärführung zunehmend breitmachte.^[93] Deutschland bereitete sich inzwischen wie Großbritannien auf das Schlimmste vor. Im Falle der Deutschen bedeutete dies, die Russen davon abzuhalten, die Kontrolle über die besten Teile des Osmanischen Reiches zu übernehmen, von dem man

glaubte, es stehe kurz vor dem Untergang. Für die Russen ging es darum, einen langgehegten Traum zu verwirklichen und die eigene Zukunft auf lange Zeit zu sichern, eine Erwartung, deren Bedeutung man auf keinen Fall zu niedrig veranschlagen sollte.

Die Behauptung, dass Großbritannien für Deutschland eine Bedrohung darstelle – und umgekehrt –,

führte jedoch in gewisser Weise auf die falsche Spur.

Wenngleich moderne Historiker gern über die Absicht der Engländer sprechen, die Deutschen in Schach zu halten, war das europäische Konkurrenzgewirr weit komplexer und vielgestaltiger. Zumindest war es komplexer als die Geschichte von der großen Rivalität der beiden Nationen, wie sie sich

nach dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs zunehmend herausbildete. Im Jahr 1918 spielten die wahren Gründe des Konflikts endgültig keine Rolle mehr. In einer Verzerrung der tatsächlichen Vorgänge war jetzt nur noch von Dingen wie dem Flottenwettrüsten mit seinen stetig steigenden Kosten die Rede. Zudem führte man die aggressive Stimmung hinter den Kulissen an und betonte

etwa die blinde Blutgier des Kaisers und seiner Generäle, die in Kontinentaleuropa unbedingt einen Krieg hätten anzetteln wollen.

Die wahre Geschichte war eine andere. Zwar kam es in den Tagen nach der Ermordung Franz Ferdinands tatsächlich zu einer ganzen Reihe von Missverständnissen, Diskussionen, Ultimaten und plötzlichen Umschwüngen,

deren Aufzählung hier zu weit führen würde, die tieferen Ursachen des Krieges jedoch erwachsen aus Veränderungen und Entwicklungen, die sich in vielen tausend Kilometern Entfernung abspielten. Die wachsenden russischen Ambitionen und die Fortschritte, die Russland in Persien, Zentralasien und dem Fernen Osten erzielt hatte, setzten die britische Position in

ganz Asien unter Druck und führten zu einer Versteinerung der europäischen Bündnisse. Um eine weitere Aushöhlung der beneidenswerten Stellung zu verhindern, die sich Großbritannien in den vergangenen Jahrhunderten erarbeitet hatte, musste es eine Reihe von wechselseitigen Garantieverträgen abschließen, die vor allem Russland, den Herrschaftsaspiranten, in

Schranken halten sollten.

Obwohl sich die
Gewitterwolken
zusammenzogen, schien in den
ersten Monaten des Jahres
1914 keine unmittelbare
Kriegsgefahr zu bestehen.
«Seit ich im Foreign Office bin,
habe ich keine so ruhigen
Gewässer erlebt», schrieb
Arthur Nicolson im Mai. ^[94]
Tatsächlich versprach das Jahr

1914 auf allen möglichen Gebieten ein ausgezeichnetes zu werden. Die Angestellten der Ford Motor Company in den Vereinigten Staaten feierten im Januar die Verdoppelung ihrer Löhne und Gehälter, eine Folge der kontinuierlich wachsenden Verkaufszahlen und der innovativen Versuche, die Produktion zu steigern. Die europäische Ärzteschaft dachte

derweil über die Konsequenzen der ersten erfolgreichen indirekten Bluttransfusion mittels einer Blutkonserve nach, die man in Brüssel durchführte, nachdem man herausgefunden hatte, dass die Zugabe von Natriumcitrat die Blutgerinnung außerhalb des Körpers verhinderte. In Sankt Petersburg machten sich im Frühsommer viele Menschen über die Waldbrände in der

Umgebung Sorgen, deren dicker, schwarzer Rauch die schwüle Sommerluft noch drückender machte als gewöhnlich. In Deutschland waren die Einwohner des nordbayrischen Fürth begeistert, als der lokale Fußballverein gegen alle Erwartungen in einem spannenden Spiel die vermeintlich übermächtige Mannschaft des VfB Leipzig

durch ein Tor in der
Verlängerung besiegte und
damit zum ersten Mal
Deutscher Fußballmeister
wurde – was den Fürther
Trainer, den Engländer William
Townley, zum Lokalhelden
machte. Selbst die Natur war
der englischen Dichterin Alice
Meynell nach den Menschen
gewogen: Der Sommer des
Jahres 1914 war gesegnet mit
einem Wetter, das eine

Rekordernte erwarten ließ.
Jeder Monat war «himmlisch
süß», während die «samtene
Ernte die Hügel erklimm». [95]

In Großbritannien war kein
drohendes Unheil zu spüren.
Schon gar nicht erwartete man,
dass eine kriegerische
Auseinandersetzung mit
Deutschland unmittelbar
bevorstand. Die
Professorenschaft der

Universität Oxford bereitete eine Feier der deutschen Kultur und des deutschen Geistes vor. In einem Vorlesungssaal der Examination Schools hing bereits ein großes Porträt Kaiser Wilhelms II., das dieser der Universität geschenkt hatte, nachdem sie ihn im Jahr 1907 zum Ehrendoktor in Zivilrecht ernannt hatte.^[96] Noch Ende

Juni 1914, knapp einen Monat vor Kriegsausbruch, versammelten sich die Honoratioren der Stadt, um der Prozession herausragender deutscher Persönlichkeiten beizuwohnen, die alle die Ehrendoktorwürde der Universität erhielten. Zu den Männern, denen die Zuschauer applaudierten, als sie in farbenfrohen Gewändern zum Sheldonian Theatre schritten,

gehörten der Herzog von
Sachsen-Coburg-Gotha, der
Komponist Richard Strauss und
der Rechtshistoriker Ludwig
Mitteis. Weitere
Ehrendoktoren waren der
Herzog von Württemberg und
Fürst Lichnowsky, der deutsche
Botschafter in London. [97]

Drei Tage später gab Gavrilo
Princip, ein nicht einmal
zwanzigjähriger Idealist, zwei

Pistolenschüsse auf ein Automobil ab, das auf der Franz-Joseph-Straße von Sarajevo an ihm vorbeifuhr. Die erste Kugel verfehlte ihr Ziel, drang stattdessen in den Unterleib der Erzherzogin Sophie ein, die im Fond des offenen Wagens saß, und verletzte sie tödlich. Die zweite Kugel traf: Sie tötete Franz Ferdinand, den österreichisch-ungarischen Thronfolger. Mit

diesen Schüssen änderte sich
die Welt. [98]

Historiker konzentrieren sich
oft auf die «Julikrise» der
darauf folgenden Wochen und
auf die verpassten
Möglichkeiten, den Frieden zu
bewahren, oder auf die
Tatsache, dass viele den
Ausbruch der Feindseligkeiten
seit langem befürchtet und

vorausgesehen hatten. Die neuere Forschung betont dagegen, dass die Welt nicht in einer Atmosphäre der Kriegsbegeisterung, sondern in einer der Angst und des gegenseitigen Missverstehens in den Krieg schlitterte. Es war ein Alptraumszenario. Ein führender Historiker drückte es folgendermaßen aus: «Die Protagonisten von 1914 waren Schlafwandler – wachsam, aber

blind, von Alpträumen geplagt,
aber unfähig, die Realität der
Gräuel zu erkennen, die sie in
Kürze in die Welt setzen
sollten.»^[99] Als Sir Edward
Grey voller Vorahnung äußerte:
«In ganz Europa gehen die
Lichter aus», war es bereits zu
spät.^[100]

Tatsächlich führte die Angst
vor Russland in den Tagen nach
dem Attentat zum Krieg. Im

Falle Deutschlands war die weitverbreitete Besorgnis über den Nachbarn im Osten entscheidend. Seine Generäle hatten dem Kaiser mehrfach erklärt, dass die Bedrohung, die Russland darstelle, immer stärker werden würde, je mehr dessen Wirtschaft wachse.^[101] Dieses Argument tauchte auch in Sankt Petersburg auf, allerdings mit Blick auf

Deutschland. Mitglieder der russischen Regierung waren zu der Ansicht gelangt, dass ein Krieg unvermeidlich war; und so sei es besser, wenn diese Auseinandersetzung möglichst bald beginnen würde.^[102] Auch die Franzosen waren höchst besorgt. Sie hatten bereits vor längerer Zeit entschieden, dass sie nicht mehr tun konnten, als Sankt Petersburg, aber auch

London um größtmögliche
Mäßigung zu bitten.

Gleichzeitig würden sie
Russland jedoch auf jeden Fall
unterstützen, wie auch immer
sich die Dinge entwickeln
sollten. ^[103]

Im Falle Großbritanniens war
die Politik seit geraumer Zeit
von der Angst vor den
Konsequenzen einer russischen
Neuorientierung geprägt.

Anfang 1914 dachte man im Foreign Office sogar über eine Einigung mit Deutschland nach, um Russland im Notfall in Schach halten zu können.^[104] Als sich diese Pattsituation nun zu einer Krise auswuchs, versuchten sich die Diplomaten, Generäle und Politiker darüber klarzuwerden, was als Nächstes passieren würde. Ende Juli riet der Diplomat George Clerk in

einer besorgten Denkschrift aus Konstantinopel der britischen Regierung, Russland unbedingt und mit allen Mitteln entgegenzukommen. Tue sie dies nicht, sähen sich die Briten bald einer Lage gegenüber, «in der unsere pure Existenz als Empire auf dem Spiel steht».

[105]

Zwar versuchten einige, solchen alarmistischen Behauptungen einen Dämpfer

aufzusetzen, der britische Botschafter in Sankt Petersburg jedoch, der erst vor kurzem gewarnt hatte, Russland sei inzwischen so mächtig, «dass wir seine Freundschaft fast um jeden Preis behalten müssen», sandte jetzt ein Telegramm mit einer ganz eindeutigen Botschaft nach London.^[106] Die Position Großbritanniens sei

«gefährdet», mahnte er, der Augenblick der Wahrheit sei gekommen: Man müsse sich entscheiden, ob man Russland unterstützte oder «ob wir auf seine Freundschaft verzichten wollen. Wenn wir es jetzt im Stich lassen», so warnte er, werde «die freundschaftliche Zusammenarbeit in Asien, die für uns von solch vitaler Bedeutung ist», ein Ende

nehmen. [107]

Tatsächlich gab es keinen Mittelweg, wie der russische Außenminister Ende Juli deutlich machte: Während er noch zwei Wochen zuvor behauptet hatte, dass Russland «frei von allen aggressiven Zielen ist und in keiner Weise von irgendwelchen gewaltsamen Gebietsgewinnen träumt», sprach er nun von den

Konsequenzen, die drohten, wenn die Verbündeten in diesem entscheidenden Moment nicht zusammenstehen würden. Bleibe Großbritannien jetzt neutral, «wäre das gleichbedeutend mit einem Selbstmord». ^[108] Dies war eine kaum verhüllte Drohung gegenüber den britischen Interessen in Persien, wenn nicht in ganz Asien.

Als die «Julikrise» eskalierte,
sprachen die britischen
Verantwortlichen in der
Öffentlichkeit über
Friedenskonferenzen,
Vermittlungsmaßnahmen und
die Verteidigung der
belgischen Souveränität.
Tatsächlich waren die Würfel
bereits gefallen. Das Schicksal
Großbritanniens – und seines
Empires – hing von den
Entscheidungen ab, die in

Russland getroffen wurden. Die beiden waren Rivalen, die sich als Verbündete ausgaben. Zwar wollte keiner den anderen verprellen oder vor den Kopf stoßen, in Wirklichkeit aber hatte sich das Machtpendel längst weg von London in Richtung Sankt Petersburg bewegt. Niemand wusste das besser als der deutsche Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg, ein gut

vernetzter Karrierediplomat, der seit einiger Zeit schlecht schlief und um himmlischen Beistand betete. Zehn Tage nach dem Attentat von Sarajevo saß er «auf der Veranda unter dem Nachthimmel», als Europa scheinbar unaufhaltsam auf einen Krieg zusteuerte, und sagte zu einem engen Vertrauten: «Die Zukunft gehört Russland, das wächst und wächst, und sich als immer

schwererer Alb auf uns
legt.»^[109]

Wie genau diese Zukunft
aussehen würde, war im Jahr
1914 jedoch nicht klar. Der
Eindruck der russischen Stärke
konnte durchaus täuschen,
schließlich befand sich das
Land in der frühen Phase eines
sozialen, wirtschaftlichen und
politischen Wandels. Noch im
Jahr 1905 waren dort Unruhen

ausgebrochen, die sich fast zu einer vollgültigen Revolution ausgewachsen hätten, als die Forderung nach Reformen von einem zutiefst konservativen Establishment weitgehend ignoriert wurde. Dann gab es da noch die starke Abhängigkeit von ausländischem Kapital. Gelder aus dem Ausland waren für beinahe die Hälfte aller Kapitalinvestitionen zwischen

1890 und 1914 verantwortlich, wobei dieses Geld natürlich nur in der Erwartung eines dauerhaften Friedens und stabiler politischer Verhältnisse ins Land floss. [110]

Ein derart umfassender Wandel brauchte seine Zeit und lief nur selten schmerzlos ab. Hätte Russland in dieser Situation Ruhe bewahrt und einen weniger konfrontativen

Weg gewählt, um seinem Verbündeten Serbien beizustehen, wäre sein Schicksal – und das von Europa, Asien, ja sogar Nordamerika – ganz anders verlaufen.

Schließlich brachte das Jahr 1914 jedoch den Showdown, den Königin Victoria bereits Jahrzehnte früher erwartet hatte: Alles laufe, so hatte sie damals gesagt, auf die «Frage einer russischen oder

englischen Weltherrschaft»
hinaus. [111]

So stürzte die Welt wie in
einem alptraumhaften
Schachspiel, bei dem alle
möglichen Züge vergebens
sind, in den Krieg. Als die
anfängliche Euphorie und
nationale Begeisterung einer
Tragödie und einem
unvorstellbaren Schrecken
wichen, entwickelte sich ein

Narrativ, das die Vergangenheit umschrieb und die gesamte Auseinandersetzung als einen Kampf zwischen Deutschland und den Alliierten darstellte, wobei sich die künftige Diskussion auf das Ausmaß der deutschen Schuld und das Heldentum der Alliierten konzentrierte.

Im öffentlichen Bewusstsein

blieb die Geschichte der deutschen Aggression und des gerechten Kriegs der Alliierten haften. Man musste eine Erklärung dafür finden, dass eine ganze Generation begabter junger Männer, deren Zukunft noch vor ihnen lag, auf dem Schlachtfeld verblutet war. Man brauchte Antworten, um das Opfer solch brillanter Persönlichkeiten wie Patrick Shaw Stewart zu erklären,

eines Gelehrten, dessen
überragende Leistungen auf
der Universität und im
Geschäftsleben seine
Zeitgenossen und vor allem
seine Brieffreundin Lady Diana
Manners in Staunen versetzten,
der er Briefe voller lateinischer
und griechischer erotischer
Zitate schickte.^[112] Oder um
zu erklären, warum Arbeiter,
die in eigens eingerichtete

«Pals Battalions» («Kumpel-Bataillone») eingetreten waren, um gemeinsam mit ihren Freunden kämpfen zu können, bereits in den ersten Stunden der katastrophalen Somme-Offensive von 1916

niedergemäht wurden. ^[113]

Oder warum es überall im Land Kriegerdenkmale gab, die die Namen der Männer aufführten, die ihr Leben für ihr Land

gegeben hatten. Sie überlieferten zwar die Namen der Gefallenen, aber nicht das Schweigen, das sich aufgrund ihrer Abwesenheit über ganze Dörfer und Städte senkte.

Es war deshalb nicht weiter überraschend, dass sich eine machtvolle Geschichtserzählung entwickelte, die die Soldaten glorifizierte, ihre Tapferkeit feierte und dem Opfer, das sie

erbracht hatten, Tribut zollte.
Winston Churchill schrieb nach dem Krieg, die britische Armee sei die beste Streitmacht gewesen, die man je zusammengestellt habe. Jeder der Männer sei beseelt gewesen, «nicht nur von der Liebe für sein Land [...], sondern auch von einer weitverbreiteten Überzeugung, dass die menschliche Freiheit von einer militärischen und

imperialen Tyrannei herausgefordert wurde». Der Kampf sei edel und gerecht gewesen. «Wenn zwei Leben oder zehn Leben von ihren Kommandeuren gefordert wurden, um einen einzigen Deutschen zu töten, kam den kämpfenden Truppen niemals ein Wort der Beschwerde über die Lippen [...]. Kein noch so entsetzliches Gemetzel hielt sie davon ab, erneut zum Angriff

überzugehen», erklärte Churchill. Die Gefallenen waren für ihn «so sehr Märtyrer wie Soldaten» und «erfüllten ihre Aufgabe im Gefühl der Pflicht, von dem sie durchdrungen waren». [114]

Es gab jedoch auch viele, die dies anders sahen. Edwin Campion Vaughan etwa, ein junger Leutnant, der sich voller Hoffnung freiwillig gemeldet

hatte, konnte das Ausmaß des Leidens und den Sinn dahinter einfach nicht verstehen.

Campion Vaughan erinnerte sich später an seine Gefühle, nachdem er miterlebt hatte, wie seine Kompanie ausgelöscht wurde, und ihm die traurige Pflicht zugekommen war, eine Verlustmeldung zu verfassen: «Ich saß auf dem Boden und trank einen Whisky nach dem anderen, während ich in eine

schwarze und leere Zukunft
blickte.»^[115] Die erstaunliche
Fülle an Gedichten, die in der
Zeit des Krieges entstand,
vermittelt ebenfalls eine völlig
andere Sicht auf das
Geschehen. Ähnlich verhält es
sich mit der Zahl der
Kriegsgerichtsprozesse, die
schwerlich von der wilden
Entschlossenheit aller Soldaten
zeugt: Die Militärgerichte

urteilten über mehr als dreihunderttausend Straftaten, ganz zu schweigen von kleineren Disziplinverstößen, die auf andere Weise geahndet wurden. ^[116]

Erstaunlich ist auch, dass dieser erbitterte Kampf ausgerechnet in den Schützengräben von Flandern und dem Schrecken der Somme seinen Mittelpunkt fand. Der

Krieg wurde weit entfernt von den Netzwerken ausgefochten, die die europäischen Reiche mit Territorien auf dem ganzen Globus verbanden, weit weg von den Spannungspunkten, die sich in Persien und Zentralasien sowie an den Toren Indiens und des Fernen Osten aufgebaut hatten und die für die britischen Entscheidungsträger und Politiker des späten 19. und

frühen 20. Jahrhunderts von
solch großer Bedeutung
gewesen waren. Dennoch hatte
sich die bevorstehende
Konfrontation seit Jahrzehnten
angekündigt. Schließlich sah
Großbritannien zu, wie
Russland alles unternahm, um
seine Unterstützung für
Serbien zu zeigen, so wie es
Grey vorausgesagt hatte. «In
Russland ist ein starkes
slawisches

Zusammengehörigkeitsgefühl entstanden», hatte er nur wenige Jahre davor notiert, wobei er sich darauf bezog, dass man auf dem Balkan zunehmend forderte, Russland möge als Beschützer der slawischen Identität in dieser Region eine größere Rolle spielen. «Ein Blutvergießen zwischen Österreich und Serbien würde dieses Gefühl ganz bestimmt auf gefährliche

Höhen bringen.»^[117] Hier war also der Zunder, der die Welt in Brand setzen konnte.

Als die Russen ihre Sicht des Geschehens gegenüber dem Rest der Welt klarmachten, musste sich Großbritannien unter diesen Umständen unverbrüchlich hinter seinen Alliierten und Rivalen stellen – auch wenn dies viele verwirrte. Als der Krieg dann ausbrach,

konnte Rupert Brooke, der bald als Kriegsdichter Berühmtheit erlangen sollte, seinen Ärger kaum verhehlen. «Da läuft alles gerade in die verkehrte Richtung», schrieb er. «Ich möchte, dass Deutschland Russland in kleine Stücke zerhaut und dass Frankreich dann Deutschland zerschlägt [...]. Russland bedeutet das Ende Europas und jeden

Anstands.»^[118] Er hatte keinerlei Zweifel, wer der wirkliche Feind Großbritanniens war.

Andererseits wuchs nach Ausbruch der Feindseligkeiten die Abneigung gegenüber Deutschland. Dies galt nicht nur für das Jahr 1914, sondern steigerte sich noch, als der Krieg seinen Lauf nahm. Die «altehrwürdigen Colleges von

Oxford schauten auf sorglos spielende Jungen herab», schrieb eine Kriegsdichterin, «aber als die Signalhörner zum Kriege bliesen, legten diese ihre Spiele beiseite» und tauschten den «gepflegten Rasen» der Universität gegen «eine blutgetränkte Grasnarbe» aus: «Sie gaben ihre fröhliche Jugend hin für ihr Land und ihren Gott.»^[119]

Die Feier der britischen Verbindungen mit Deutschland und die Ehrendoktorwürde, die man dessen berühmtesten Söhnen verliehen hatte, wurden sehr schnell zu einer bitteren Erinnerung, die man am besten vergaß.

Es war deshalb auch keine Überraschung, dass man Deutschland die Alleinschuld an diesem Krieg zuwies, prinzipiell wie ganz konkret. Im Vertrag

von Versailles gab es einen Paragraphen, der dies rechtsgültig festhielt: «Die alliierten und assoziierten Regierungen erklären, und Deutschland erkennt an, dass Deutschland und seine Verbündeten als Urheber für alle Verluste und Schäden verantwortlich sind, die die alliierten und assoziierten Regierungen und ihre Staatsangehörigen infolge des

Krieges, der ihnen durch den Angriff Deutschlands und seiner Verbündeten aufgezwungen wurde, erlitten haben.»^[120] Dieser Vertragsbestandteil sollte als Begründung für die Reparationen dienen, die die Deutschen jetzt zahlen mussten. Tatsächlich forderte er eine feindliche Reaktion geradezu heraus. Er lieferte

den Nährboden für einen begabten Demagogen, der das besiegte Volk hinter sich versammeln konnte, indem er ihm versprach, dass Deutschland mit seiner Hilfe aus der Asche auferstehen würde.

Andererseits waren die Gegner Deutschlands nur dem Namen und ihrem Selbstverständnis nach Sieger. Im Laufe der vier Kriegsjahre

wurde Großbritannien vom weltgrößten Gläubiger zum weltweit größten Schuldner; die französische Wirtschaft lag in Trümmern, nachdem sie Kriegsanstrengungen hatte finanzieren müssen, die ihre Arbeitskräfte und die finanziellen und natürlichen Ressourcen des Landes aufs äußerste belastet hatten. Russland war, mit den Worten eines Historikers, «in den Krieg

gegangen, um sein Imperium zu schützen. An dessen Ende stand jedoch der Untergang des Zarenreichs.»^[121]

Der Zusammenbruch der europäischen Mächte öffnete die Welt für andere. Um Ausfälle in der Agrarproduktion auszugleichen und Waffen sowie Munition zu bezahlen, gingen die Alliierten riesige Kreditverpflichtungen ein und

beauftragten etwa Unternehmen wie J.P. Morgan & Co., einen ständigen Nachschub an Gütern und Rohstoffen sicherzustellen.^[122] Diese Kredite führten zu einer Umverteilung des Reichtums, die ebenso dramatisch war wie diejenige nach der Entdeckung Amerikas vier Jahrhunderte zuvor: Das Geld strömte in

einer Flut von Goldbarren und
Schuldscheinen von Europa in
die Vereinigten Staaten. Der
Krieg ruinierte die Alte Welt
und machte die Neue Welt
reich. Die Forderung, sich die
erlittenen Verluste von
Deutschland zurückerstatten
zu lassen (wobei die
vorgesehene, unmöglich zu
entrichtende
Reparationssumme heute
mehrere hundert Milliarden

Dollar betragen würde), war
der verzweifelte und
vergebliche Versuch, das
Unvermeidliche zu verhindern.
Der Große Krieg hatte die
Staatskassen der beteiligten
Länder leergefegt. Während sie
einander zu zerstören
versuchten, hatten sie sich
selbst zerstört. ^[123]

Als die beiden Kugeln die
Patronenlager von Principis

Browning-Revolver verlassen hatten, war Europa ein Kontinent der Imperien gewesen. Italien, Frankreich, Ungarn, Deutschland, Russland, die osmanische Türkei, Großbritannien, Portugal, die Niederlande und selbst das kleine, erst im Jahr 1831 gegründete Belgien beherrschten weite Gebiete auf der ganzen Welt. Als die Kugeln einschlugen, begann

der Prozess, der sie zu lokalen Mächten degradieren sollte.

Innerhalb weniger Jahre waren die Kaiser verschwunden, die sich gegenseitig auf ihren Jachten besucht und einander in großartige Ritterorden aufgenommen hatten.

Verschwunden waren auch einige Kolonien und Überseegebiete – während andere den langen, aber unumkehrbaren Weg zur

Unabhängigkeit einschlugen.

Im Laufe von vier Jahren waren etwa zehn Millionen Menschen bei Kampfhandlungen umgekommen und etwa fünf Millionen an Krankheiten und Hunger gestorben. Die Alliierten und die Mittelmächte hatten in den Kampf gegeneinander über zweihundert Milliarden Dollar investiert. Die europäischen

Volkswirtschaften waren von den beispiellosen Ausgaben zerrüttet, die Produktivität war stark gesunken. Die Länder, die sich am Kampf beteiligt hatten, erlitten immer größere Defizite und häuften in atemberaubendem Tempo immer höhere Schulden an – Schulden, die sie sich nicht leisten konnten. [124]

Die großen Reiche, die die

Welt vier Jahrhunderte lang
dominiert hatten,
verschwanden nicht über
Nacht. Aber es war der Anfang
vom Ende. Die Dämmerung
brach herein. Der
Schattenvorhang, hinter dem
Westeuropa einige
Jahrhunderte zuvor
hervorgetreten war, begann
sich allmählich wieder zu
senken. Die Erfahrung des
Krieges war niederschmetternd

gewesen. Die Kontrolle über die Seidenstraßen und ihre Reichtümer war nun wichtiger denn je.

Siebzehntes Kapitel

Schwarzes Gold - das «Große Spiel» im Osten

Die wenigsten
Klassenkameraden von William
Knox D'Arcy an der
renommierten Londoner
Westminster School hätten

wohl gedacht, dass er einmal eine wichtige Rolle bei der Neugestaltung der Welt spielen würde – schon gar nicht, als er im September 1866 zum Beginn des Schuljahres nicht wiederkam. Williams Vater war in eine unschöne Sache in Devon geraten. Nachdem er für bankrott erklärt worden war, beschloss er, mit der Familie in der ruhigen Stadt Rockhampton im australischen

Queensland ein neues Leben anzufangen.

Sein Sohn, damals im Teenageralter, setzte in aller Ruhe und fleißig seine Schulbildung fort, legte die Anwaltsprüfung ab und eröffnete zu gegebener Zeit eine eigene Kanzlei. Er verdiente ein gutes Einkommen und wurde zu einem aufrechten Mitglied der Gemeinde, gehörte dem Komitee des

Rockhampton Jockey Clubs an und ging seiner Vorliebe zur Jagd nach, wann immer er Zeit dafür fand.

Im Jahr 1882 hatte William großes Glück. Drei Brüder namens Morgan hatten vor, ein, wie sie meinten, womöglich großes Goldvorkommen am Ironstone Mountain zu erschließen, nur gut dreißig Kilometer von Rockhampton entfernt. Auf der Suche nach

Anlegern, die ihnen bei der Gründung eines Bergwerks helfen sollten, wandten sie sich an den Direktor der lokalen Bank, der sie wiederum an William Knox D'Arcy verwies. Fasziniert von der Aussicht auf eine hohe Rendite, bildete Knox D'Arcy zusammen mit dem Bankdirektor und einem anderen beiderseitigen Freund ein Syndikat und investierte in das Projekt der Morgan-

Brüder.

Wie bei allen Schürfprojekten in der Anfangsphase war ein kühler Kopf gefragt, weil die Suche nach dem großen Treffer eine alarmierende Menge an Geld verschlang. Die Morgan-Brüder verloren schon bald die Geduld, völlig entnervt von der Geschwindigkeit, mit der ihre Mittel schrumpften, und verkauften ihren Anteil an die drei Partner. Sie verkauften

genau zum falschen Moment.
Die Goldvorkommen am später
umbenannten Mount Morgan
erwiesen sich als eine der
größten Lagerstätten der
Geschichte. Anteile an dem
Unternehmen schossen auf das
Zweitausendfache ihres Werts,
während die Rendite für die
Kapitalanlage zehn Jahre lang
bei sage und schreibe
zweihunderttausend Prozent
lag. Knox D'Arcy, der mehr

Aktien als seine Partner besaß und über ein Drittel des Unternehmens kontrollierte, stieg von einem Kleinstadtadvokat in Australien zu einem der reichsten Männer der Welt auf. ^[1]

Nicht lange danach packte er seine Sachen und kehrte im Triumph nach England zurück. Er erwarb ein prächtiges Stadthaus am 42 Grosvenor

Square und ein ausreichend großes Anwesen in Stanmore Hall, außerhalb von London, das er umbauen und mit der nobelsten Einrichtung ausstatten ließ, die man sich mit Geld kaufen konnte. Er beauftragte Morris & Co., die von William Morris gegründete Firma, sich um die Inneneinrichtung zu kümmern. Bei Edward Burne-Jones bestellte er Wandteppiche, an

denen vier Jahre lang gewebt wurde. Absolut angemessen stellten sie die Suche nach dem Heiligen Gral dar – ein passendes Symbol für die Entdeckung eines unermesslichen Schatzes. [2]

Knox D'Arcy wusste, wie man sich das Leben versüßt, er pachtete ein hübsches Jagdhaus in Norfolk und hatte bei den Pferderennen in Epsom

eine Loge direkt am Zieleinlauf.
Zwei Gemälde in der National
Portrait Gallery geben seinen
Charakter perfekt wieder.
Einmal sitzt er zufrieden
zurückgelehnt da, mit einem
jovialen Lächeln im Gesicht;
sein Umfang zeugt von seiner
Vorliebe für gutes Essen und
ausgezeichnete Weine; auf dem
anderen Gemälde lehnt er sich
vor, als wolle er einem Freund
Anekdoten über seine

Unternehmungen erzählen, ein Glas Champagner vor ihm, die Zigarette in der Hand. [3]

Aufgrund seines Erfolgs und außerordentlichen Reichtums war er der ideale Ansprechpartner für alle, die wie die Morgan-Brüder Investoren brauchten. Einer dieser Interessenten war Antoine Kitabgi, ein Beamter mit guten Kontakten zur

persischen Regierung, der von Sir Henry Drummond-Wolff, dem ehemaligen britischen Gesandten in Teheran, Ende 1900 mit Knox D'Arcy bekannt gemacht wurde. Obwohl Kitabgi Katholik war und aus einer georgischen Familie entstammte, hatte er in Persien Karriere gemacht und war zum Generaldirektor des persischen Zolls aufgestiegen. Er war ein Mann, der seine Finger in

vielen Angelegenheiten hatte. Mehrmals hatte er dabei geholfen, Kapital aus dem Ausland heranzuschaffen, um die Wirtschaft anzukurbeln, zudem hatte er Genehmigungen ausgehandelt oder es zumindest versucht, die Ausländern einen Posten im Bankwesen oder in der Produktion und im Vertrieb von Tabak verschaffen sollten. ^[4]

All dies tat Kitabgi nicht aus reiner Nächstenliebe oder Patriotismus. Männer wie er erkannten, dass sie aus ihren Verbindungen Gewinn ziehen konnten, falls und sobald es zum Geschäftsabschluss kam. Ihr Erwerbszweig war es, für Geld Türen zu öffnen. Das erregte in London, Paris, Sankt Petersburg und Berlin großes Aufsehen, wo Diplomaten, Politiker und Geschäftsleute die

persische Praxis für dubios, wenn nicht für regelrecht korrupt hielten. Bestrebungen, das Land zu modernisieren, waren wenig erfolgreich gewesen; die langjährige Tradition, die Führung der Streitkräfte oder zentrale Regierungsfunktionen Ausländern anzuvertrauen, führte zu allgemeiner Enttäuschung.^[5] Jedes Mal,

wenn Persien einen Schritt nach vorn machte, schien es einen zweiten zurück zu machen.

Es war schön und gut, die herrschende Elite zu kritisieren, sie war jedoch lange Zeit darauf getrimmt worden, sich so zu verhalten. Der Schah und sein Gefolge waren wie allzu verhätschelte Kinder, denen man beigebracht hatte, dass sie, wenn sie nur lange

genug ausharrten, von den Großmächten belohnt würden. Schließlich hatten diese schreckliche Angst, ihre Position in einer strategisch so wichtigen Region zu verlieren, wenn sie kein Geld ausspuckten. Als Schah Mozaffar ad-Din bei seinem Besuch in England im Jahr 1902 wider Erwarten nicht der Hosenbandorden verliehen wurde und er sich weigerte,

eine geringere Ehre zu akzeptieren, verließ er das Land mit dem Ausspruch, er sei «sehr unglücklich». Das veranlasste hohe Diplomaten, den zögernden König Eduard VII. zu überreden, dem Schah nach dessen Rückkehr doch noch den Orden zu verleihen. Selbst dann kam es noch zu Missgeschicken bei diesem «schrecklichen Thema», als sich herausstellte, dass der

Schah keine Kniebundhosen besaß, die als unerlässlich für die Verleihung galten – bis ein findiger Diplomat einen Präzedenzfall ausgrub, in dem ein früherer Empfänger die Ehrung mit langen Hosen erhalten hatte. «Was für ein Alptraum diese Hosenbandepisode war», grollte der Außenminister Lord Lansdowne danach. [6]

Die Schmiergelder, ohne die in Persien gar nichts lief, wirkten zwar ordinär, doch im Grunde hatten die Perser, die Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts in den Korridoren der Macht und der großen Finanzzentren Europas ein und aus gingen, vieles mit den sogdischen Kaufleuten der Antike gemeinsam, die für ihre Geschäfte lange Strecken zurücklegten, oder mit den

Armeniern und Juden, die in der frühen Neuzeit eine ganz ähnliche Rolle spielten. Nur mussten die Sogdier noch ihre Waren zum Verkauf mitbringen, ihre späteren Kollegen hingegen verkauften ihre Dienste und Kontakte – das war der ganze Unterschied. Unter den gegebenen Umständen brachte es Persiens geographische Lage zwischen Ost und West, die den Golf und

Indien mit der Spitze der Arabischen Halbinsel, dem Horn von Afrika und dem Zugang zum Suezkanal verband, mit sich, dass das Land um jeden Preis hofiert wurde – wenn auch mit knirschenden Zähnen.

Als Kitabgi an Drummond-Wolff herantrat und Knox D'Arcy kennenlernte, den man als «einen Kapitalisten erster

Ordnung» beschrieb, da ging es ihm weder um persischen Tabak noch um den Bankensektor, sondern um Bodenschätze. Knox D'Arcy war dafür der ideale Ansprechpartner. Er war schon einmal in Australien auf eine Goldader gestoßen; Kitabgi bot ihm die Chance, diesen Coup zu wiederholen, diesmal allerdings mit schwarzem Gold.^[7] Dass es

in Persien ergiebige
Erdölvorkommen gab, war alles
andere als ein Geheimnis.
Schon byzantinische Autoren
hatten in der Spätantike die
zerstörerische Kraft des
«medischen Feuers» erwähnt,
einer Substanz, die aus Erdöl
gewonnen wurde, das von
Versickerungen im Norden
Persiens stammte. Es war
vergleichbar mit dem
leichtentzündlichen

«griechischen Feuer», das die Byzantiner aus den Ausflüssen in der Schwarzmeerregion herstellten. [8]

Die ersten systematischen geologischen Untersuchungen in den 1850er Jahren hatten bereits auf die Wahrscheinlichkeit großer Vorkommen unter der Oberfläche hingewiesen und dazu geführt, dass man eine

Reihe von Schürfkonzessionen an Investoren vergeben hatte. Diese hatte die Aussicht angelockt, ein Vermögen zu verdienen – zu einer Zeit, als die Erde ihre Schätze glücklichen Schürfern scheinbar geradezu in den Schoß warf, vom Goldrausch in Kalifornien bis zum Witwatersrand-Becken in Südafrika. ^[9] Baron Julius de

Reuter, der Gründer der gleichnamigen Nachrichtenagentur, zählte zu den Akteuren, die sich in Persien engagierten. Im Jahr 1872 erhielt Reuter «das exklusive und endgültige Privileg», aus «den Kohle-, Eisen-, Kupfer-, Blei- und Erdölminen» im ganzen Land zu gewinnen, soviel er vermochte, sowie Optionen für den Bau von Straßen, für

öffentliche Bauten und andere Infrastrukturprojekte. ^[10]

Aus irgendeinem Grund wurde daraus jedoch nichts. Es gab vor Ort heftigen Widerstand gegen die Vergabe von Konzessionen, wobei Populisten wie Saijid Dschemal ad-Din al-Afghani verurteilten, dass «die Zügel der Regierung den Feinden des Islam übergeben» würden. Einer der

lautstärksten Kritiker schrieb, «das Reich des Islam» sei «schon bald unter der Kontrolle der Ausländer, die dort regieren werden, wie es ihnen beliebt, und tun werden, was ihnen gefällt». ^[11] Das ganze Projekt geriet auch international unter Druck, was dazu führte, dass die Reuter-Konzession kaum ein Jahr nach Abschluss für null und nichtig

erklärt wurde.^[12]

Reuter handelte zwar im Jahr 1889 eine zweite Konzession aus, die ihm das Schürfrecht für alle Bodenschätze Persiens außer Edelmetallen gewährte – im Gegenzug für beträchtliche «Geschenke» an den Schah und seine maßgeblichen Beamten sowie eine vereinbarte Lizenzgebühr auf künftige Gewinne –, doch diese lief

ebenfalls aus. Der Grund dafür war, dass das Bemühen, innerhalb des vereinbarten Zeitrahmens Erdöl zu finden, das in lukrativen Mengen gefördert werden konnte, scheiterte. Der «zurückgebliebene Zustand des Landes und das Fehlen von Kommunikation und Transport», wie ein führender britischer Geschäftsmann es einmal formulierte, machte das

Leben vor Ort nicht einfacher;
auch nicht die «offene
Feindseligkeit, der Widerstand
und die Empörung seitens
hoher Vertreter der persischen
Regierung». ^[13] Und es gab
auch nicht das geringste
Mitgefühl in London. Es sei
eben mit Risiken verbunden, in
diesem Teil der Welt Geschäfte
abzuschließen, hieß es in einer
internen Notiz. Jeder, der

erwarte, dass die Sache dort ebenso ablaufe wie in Europa, sei ein großer Narr. ^[14]

Nichtsdestotrotz war Knox D'Arcy von dem Vorschlag, den Kitabgi ihm machte, fasziniert. Er prüfte die Erkenntnisse der französischen Geologen, die das Land mehr als ein halbes Jahrzehnt lang untersucht hatten, und erkundigte sich bei Dr. Boverton Redwood, dem

führenden britischen Experten für Erdöl und Autor von Handbüchern über die Erdölförderung und über die sichere Aufbewahrung, den Transport, die Verteilung und Verwendung von Erdöl und seinen Produkten.^[15] Die ganzen Nachforschungen seien überhaupt nicht notwendig, versicherte Kitabgi unterdessen Drummond-Wolff.

Er versprach «eine Quelle von unschätzbaren Reichtümern».

[16]

Was er gelesen und gehört hatte, brachte D'Arcy dazu, sich mit den betreffenden Personen, deren Hilfe er brauchte, um eine Konzession vom Schah zu bekommen, auf einen Handel zu einigen. Dies waren vor allem Edouard Cotte, der einst als Reuters-Agent fungiert hatte und deshalb in persischen

Kreisen ein vertrauter Gast war, und Kitabgi selbst; aber auch Drummond-Wolff wurde eine Belohnung in Aussicht gestellt, sollte das Projekt Erfolg haben. Anschließend wandte sich Knox D'Arcy mit der Bitte um grünes Licht an das Foreign Office, dann schickte er seinen Gesandten Alfred Marriott nach Teheran, um mit einem offiziellen Empfehlungsschreiben die

Verhandlungen aufzunehmen.

Das Schreiben an sich hatte zwar wenig Nutzen, da es schlicht darum ersuchte, dem Überbringer des Briefes jeden Beistand zu gewähren, um den er bitten mochte, aber in einer Welt, in der Signale leicht missverstanden wurden, war die Unterschrift des Außenministers entscheidend, da sie signalisierte, dass die britische Regierung hinter

Knox D'Arcys Initiative stand.

[17] Voller Erstaunen sah sich Marriott auf dem persischen Hof um. Der Thron sei, schrieb er in sein Tagebuch, «völlig mit Diamanten, Saphiren und Smaragden überzogen, und es gibt mit Juwelen besetzte Vögel (keine Pfauen) an den Seiten». Der Schah, so wusste er zu berichten, sei ein «ausgesprochen guter

Schütze». [18]

Die eigentliche Arbeit erledigte Kitabgi. Laut einem Bericht gelang es ihm, «in sehr gründlicher Weise sich die Unterstützung aller wichtigen Minister und Höflinge des Schahs [zu sichern], wobei er auch den Leibdiener nicht vergaß, der Seiner Majestät die Pfeife und den Morgenkaffee bringt» – eine höfliche

Umschreibung von
Schmiergeldzahlungen. Die
Sache laufe gut, wurde Knox
D'Arcy mitgeteilt; mit großer
Wahrscheinlichkeit werde man
«von der persischen
Regierung» eine Konzession
erhalten. [19]

Es war der reinste Eiertanz,
bis endlich eine schriftliche
Vereinbarung zustande kam.
Unvermutet tauchten

Hindernisse auf, es folgten Telegramme nach London, in denen Knox D'Arcy um Rat gebeten wurde – und um die Autorisierung, noch mehr springen zu lassen. «Ich hoffe, Sie werden dies genehmigen, denn eine Ablehnung würde bedeuten, die ganze Sache zu verlieren», drängte Marriott. «Zögern Sie nicht, wenn Sie irgendetwas vorschlagen können, um die Sache von

meiner Seite her zu erleichtern», lautete die Antwort. ^[20] Knox D'Arcy deutete damit an, dass er großzügig mit seinem Geld umging und bereit war zu tun, was nötig war, um das gewünschte Ergebnis zu erreichen. Es ließ sich unmöglich sagen, wann neue Forderungen gestellt oder Versprechungen gemacht

wurden oder wer die eigentlichen Nutznießer waren; Gerüchte kursierten, dass die Russen von den Verhandlungen Wind bekommen hätten, die angeblich geheim geführt wurden. Prompt wurden falsche Spuren gelegt, um sie von der Fährte abzubringen.^[21]

Und dann kam, fast ohne Vorwarnung, die Meldung – Marriott nahm währenddessen

an einer Dinnerparty in Teheran teil –, dass der Schah das Abkommen unterschrieben hatte. Für die Zahlung von zwanzigtausend Pfund Sterling sowie die Ausgabe von Aktien im gleichen Wert bei Gründung des Unternehmens, dazu eine Lizenzgebühr in Höhe von sechzehn Prozent des Nettogewinns, wurden Knox D'Arcy, der in den Unterlagen als Mann «mit eigenem

Vermögen wohnhaft in London,
Nr. 42 Grosvenor Square»
bezeichnet wurde, umfassende
Rechte gewährt. Er erhielt «ein
besonderes und exklusives
Vorrecht», «auf dem ganzen
Gebiet des Persischen Reiches
in einem Zeitraum von sechzig
Jahren Erdgas, Erdöl, Asphalt
und Ozokerit zu suchen, zu
schürfen, zu fördern, zu
erschließen,
weiterzuverarbeiten für den

Handel, abzutransportieren und zu verkaufen». Darüber hinaus erhielt er das ausschließliche Recht, Pipelines zu legen und Speichieranlagen, Raffinerien, Stationen sowie Pumpstationen zu bauen. [22]

Anschließend gab eine königliche Erklärung bekannt, dass Knox D'Arcy und «allen seinen Erben und Stellvertretern und Freunden

die Vollmacht und unbegrenzte Freiheit für einen Zeitraum von sechzig Jahren» eingeräumt worden sei, «nach ihrem Belieben die Tiefen des persischen Bodens zu sondieren und zu bohren». Sie forderte «alle Beamte dieses gesegneten Königreichs» auf, einem Mann beizustehen, der sich «der Gunst unseres prächtigen Hofes» erfreue.^[23]

Damit hielt Knox D'Arcy den Schlüssel zum Königreich in der Hand; die Frage war, ob es ihm gelingen würde, das Schloss zu finden.

Erfahrene Beobachter in Teheran waren keineswegs überzeugt. Selbst wenn Erdöl gefunden würde, wie Knox D'Arcys Agenten annähmen, meinte Sir Arthur Hardinge, der britische Gesandte in Persien, ständen große

Schwierigkeiten bevor. Man dürfe Folgendes nicht vergessen, fuhr er fort: «Der Boden Persiens, ob nun ölhaltig oder nicht, ist seit ein paar Jahren mit den Trümmern so vieler hoffnungsvoller Pläne zur wirtschaftlichen und politischen Erneuerung übersät, dass jeder Versuch, die Zukunft dieses vorläufig letzten Wagnisses vorherzusagen, übereilt

wäre.» [24]

Womöglich setzte auch der Schah darauf, dass bei der Sache ohnehin nichts herauskäme und dass er wie in der Vergangenheit die Vorauszahlungen einstreichen könnte. Es traf mit Sicherheit zu, dass die wirtschaftliche Lage in Persien schlecht war: Die Regierung stand vor einem hohen Fehlbetrag zur Deckung

des Haushalts, sodass ein
prekäres und beunruhigendes
Defizit entstand. Es mochte
sich also lohnen, das Verfahren
abzukürzen, um Geld aus Knox
D'Arcys tiefen Taschen zu
bekommen. Es war auch eine
Zeit extremer Besorgnis im
britischen Foreign Office, das
der frisch verliehenen
Konzession viel weniger
Aufmerksamkeit schenkte als
den Offerten, die Teheran in

den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg sowohl London als auch – beunruhigenderweise – Sankt Petersburg machte.

Die Russen reagierten ungehalten auf die Konzession. Es wäre ihnen sogar beinahe gelungen, die Vergabe zu verhindern. Der Schah erhielt ein persönliches Telegramm des Zaren, in dem dieser ihn drängte, die Sache zu

beenden.^[25] Knox D'Arcy hatte schon befürchtet, dass die Russen sich vor den Kopf gestoßen fühlen würden, und deshalb angeordnet, dass die Rechte in den nördlichen Provinzen im Abkommen ausdrücklich ausgeklammert wurden, um dem mächtigen Nachbar Persiens im Norden «keinen Anstoß zu geben». Die Regierung in London wiederum

hatte Angst, dass Russland die Niederlage kompensieren würde, indem es dem Schah und seinen Beamten mehr denn je entgegenkam.^[26] Wie der britische Gesandte in Teheran, Sir Hardinge, Lord Lansdowne warnte, war die Vergabe einer Konzession möglicherweise «mit politischen und wirtschaftlichen Folgen belastet», falls tatsächlich Erdöl

in bedeutender Menge gefunden würde.^[27] Es ließ sich nicht verheimlichen, dass bei aller Rivalität um Einfluss und Ressourcen in der Golfregion der Druck stieg.

Kurzfristig legte sich die ganze Aufregung wieder, zumal das Projekt von Knox D'Arcy zum Scheitern verurteilt schien. Aufgrund der schwierigen

klimatischen Bedingungen, der vielen religiösen Festtage und der regelmäßigen und entmutigenden Ausfälle der Ausrüstung und der Bohrtürme kam die Arbeit langsam voran. Es herrschte eine offene Feindseligkeit, die sich in Form von Beschwerden über die Bezahlung, über die Arbeitsbedingungen und die geringe Zahl der beschäftigten Einheimischen äußerte;

gleichzeitig nahmen die Schwierigkeiten mit lokalen Stämmen, die ein Schmiergeld erwarteten, kein Ende.^[28]

Knox D'Arcy wurde nervös, nicht nur wegen der ausbleibenden Ergebnisse, sondern auch wegen der Unsummen an Geld, die dort ausgegeben wurden.

«Verzögerung ernst», telegraphierte er seinem

Bohrteam kaum ein Jahr nach Vergabe der Konzession. «Bitte um Eile.»^[29] Eine Woche später schickte er ein weiteres Telegramm: «Ungehinderten Zugang zu Vorkommen gefunden?», fragte er verzweifelt seinen Chefingenieur. Aus den Schiffslogbüchern geht hervor, dass große Mengen an Röhren, Schaufeln, Stahl und Ambossen

aus Großbritannien
herangeschafft wurden sowie
Gewehre, Pistolen und
Munition. Die
Lohnabrechnungszettel aus
den Jahren 1901 und 1902
belegen darüber hinaus, dass
die Unternehmung immer mehr
Geld verschlang. Knox D'Arcy
muss den Eindruck gehabt
haben, dass er sein Geld in den
Sand setzte.^[30]

Auch Knox D'Arcys Bankiers bei Lloyds waren nervös. In Anbetracht des immer größeren Minus auf dem Konto eines Mannes, von dem sie geglaubt hatten, ihm ständen unbegrenzte Mittel zur Verfügung, wurden sie immer unruhiger.^[31] Hinzu kam, dass es bei all der harten Arbeit und den hohen Kosten kaum etwas vorzuweisen gab: Knox D'Arcy

musste weitere Anleger überzeugen, Anteile an dem Unternehmen zu kaufen, um damit seine eigenen finanziellen Mittel zu entlasten und das Projekt voranzutreiben. Seine Teams lieferten vielversprechende Anzeichen auf Ölvorkommen; was er brauchte, war ein Befreiungsschlag.

Zunehmend verzweifelt, hielt Knox D'Arcy nach potenziellen

Investoren oder gar Käufern
für seine Konzession Ausschau.
Er reiste nach Cannes, um sich
mit Baron Alphonse de
Rothschild zu treffen, dessen
Familie bereits große Anteile
am Ölgeschäft in Baku hielt.
Das ließ in London die
Alarmglocken läuten.
Insbesondere erregte es die
Aufmerksamkeit der britischen
Marine: Sir John Fisher, der
Erste Seelord der Admiralität,

war fest davon überzeugt, dass die Zukunft des Seekriegs und der Beherrschung der Weltmeere darin liege, von der Befeuerung mit Kohle auf Öl umzustellen. «Öltreibstoff wird», schrieb er 1901 einem Freund, «die Marinestrategie absolut revolutionieren. Dies ist ein Fall von ‹England, erwache!›.»^[32] Wenn auch die durchschlagende Entdeckung

ausblieb, sprach doch alles dafür, dass Persien das Potenzial für eine große Ölquelle hatte. Wenn man gewährleisten konnte, dass ausschließlich die Royal Navy dieses Potenzial nutzte, umso besser. Wichtig war, dass die Kontrolle solcher Bodenschätze nicht in ausländische Hände übergeben wurde.

Die Admiralität schaltete sich ein und handelte eine

Vereinbarung zwischen Knox D'Arcy und einer schottischen Ölgesellschaft aus, die in Birma bereits einigen Erfolg gehabt hatte. Nachdem man Letzterer im Jahr 1905 den Auftrag angeboten hatte, die Marine künftig mit fünfzigtausend Tonnen Öl pro Jahr zu beliefern, überredete man nun die Direktoren der Burmah Oil Company, einen großen Anteil an dem inzwischen in

Concessions Syndicate umbenannten Projekt zu übernehmen. Dies taten sie nicht etwa, um ihre patriotische Pflicht zu erfüllen, sondern weil sie darin eine vernünftige Diversifizierungsstrategie sahen und ihre bisherige Erfolgsbilanz es ermöglichte, weiteres Kapital aufzutreiben.

Wenngleich Knox D'Arcy einen Seufzer der Erleichterung ausstieß und

schrieb, die erzielten Vertragsbedingungen seien «besser, als ich sie von irgendeinem anderen Unternehmen bekommen hätte», gab es noch immer keine Erfolgsgarantie – wie der stets skeptische britische Gesandte in Teheran trocken in seinen Berichten anmerkte. Eine Ölquelle zu finden war nur ein Problem; der Umgang mit hartnäckigen

Erpressungsversuchen war das nächste. [33]

In den darauffolgenden drei Jahren hatte die neue Partnerschaft weiterhin kaum etwas vorzuweisen. Quellen, die angebohrt wurden, erwiesen sich nicht als ergiebig genug; unterdessen schmolzen die finanziellen Mittel der Aktionäre bei den hohen Kosten dahin. Im Frühjahr

1908 sprachen die Direktoren der Burmah Oil Company offen darüber, ganz aus Persien auszusteigen. Am 14. Mai 1908 schickten sie George Reynolds, dem Leiter der Exploration vor Ort und einem Mann, den einer seiner Mitarbeiter als unbeirrbar, entschlossen und aus «solider britischer Eiche» beschrieb, die Anweisung, die Einstellung der Tätigkeit vorzubereiten. Er sollte die

beiden Bohrungen, die man in Masdschid-i-Suleiman begonnen hatte, bis zu einer Tiefe von vierhundertachtzig Metern vorantreiben. Wenn bis dahin kein Öl gefunden werde, solle er «den Betrieb einstellen, stilllegen und von den Anlagen so viel wie möglich wieder nach Chorramschahr verbringen». Die Ausrüstung sollte nach Birma verschifft werden, wo sie sich als nützlicher erweisen

würde. [34]

Während der Brief durch die Poststationen Europas und der Levante und dann weiter nach Persien unterwegs war, machte Reynolds weiter seine Arbeit, ohne zu ahnen, wie nahe das Ende seiner Tätigkeit bereits war. Sein Team bohrte weiter, suchte einen Weg durch so hartes Gestein, dass sich einmal sogar der Bohrkopf löste.

Mehrere Tage lang war der Bohrkopf in dem Loch verloren, während die Uhr weitertickte, bis er endlich geborgen und wieder montiert wurde. Am 28. Mai, um vier Uhr morgens, traf das Team eine «Goldader» und stieß auf Erdöl. Eine Fontäne schoss hoch in die Luft. Es war, wie sich herausstellte, eine große Quelle. [35]

Arnold Wilson, ein Leutnant der britischen Armee, der für die Sicherheit der Station zuständig war, schickte ein verschlüsseltes Telegramm mit der Nachricht nach England. Darauf hieß es lediglich: «Siehe Psalm 104, Vers 15, zweiter Satz.»^[36] Die Bibelstelle enthielt die Bitte an den Herrn, er möge Öl aus der Erde quellen lassen, auf dass «der

Menschen Antlitz schön
werde». Diese Entdeckung,
teilte Wilson seinem Vater mit,
stelle Großbritannien
sagenhafte Gewinne in
Aussicht – und hoffentlich,
fügte er hinzu, auch den
Ingenieuren, «die in diesem
ungastlichen Klima so lange
durchgehalten haben, trotz
ihrer Direktoren mit Zylinder».

[37]

Anleger, die in die Anglo-

Persian Oil Company drängten – in das Unternehmen, das die Rechte der Konzession kontrollierte, nachdem im Jahr 1909 Aktien ausgegeben worden waren –, gingen davon aus, dass das erste Vorkommen bei Masdschid-i-Suleiman nur die Spitze des Eisbergs sei und in Zukunft hohe Renditen zu erwarten wären. Natürlich erforderte es Zeit und Geld, um die nötige Infrastruktur

aufzubauen, damit das Öl exportiert werden konnte, und um neue Löcher zu bohren und neue Felder zu finden. Es war auch nicht einfach, den Betrieb vor Ort reibungslos zu leiten. Arnold Wilson beschwerte sich etwa, dass er viel Zeit damit verschwende, die kulturelle Kluft zu überbrücken zwischen den Briten, «die es nicht fertig bringen, zu sagen, was sie meinen, und den Persern, die

nicht immer meinen, was sie sagen». Die Briten, so Wilson, würden einen Vertrag als eine Vereinbarung betrachten, die auch vor Gericht Bestand hätte; die Perser betrachteten ihn lediglich als eine Absichtserklärung.^[38]

Dennoch wurde schon bald eine Pipeline gebaut, um das erste Ölfeld mit der Insel Abadan im Schatt-al-Arab zu

verbinden, die man als Standort für eine Raffinerie und eine Verladestation auserwählt hatte. Die Rohre brachten persisches Öl zum Golf, wo es dann verschifft und nach Europa gebracht werden konnte. Dort wurde es zu einem Zeitpunkt verkauft, als der Energiebedarf des Kontinents rasant anstieg. Die Pipeline selbst hatte einen hohen Symbolwert, weil sie den

ersten Strang in einem späteren Netz aus Pipelines kreuz und quer durch Asien markierte, das den alten Seidenstraßen neues Leben einhauchte und eine neue Form gab.

Probleme brauten sich zusammen. Die Entdeckung von Erdöl machte das Blatt Papier, das der Schah 1901 unterschrieben hatte, zu einem der wichtigsten Dokumente des

20. Jahrhunderts. Zum einen legte es den Grundstein für den Aufbau eines Milliarden-Dollar-Unternehmens – aus der Anglo-Persian Oil Company ging schließlich British Petroleum hervor –, zum anderen bereitete es den Weg zu politischen Unruhen. Die Tatsache, dass mit dem Vertrag die Kronjuwelen des Landes in die Hände ausländischer Investoren gelegt worden

waren, führte in Persien zu einem starken und schwärenden Hass auf die Außenwelt. Daraus entstand wiederum ein Nationalismus und letztlich ein tiefer reichendes Misstrauen und eine Ablehnung des Westens, die am besten im heutigen islamischen Fundamentalismus versinnbildlicht werden. Der Wunsch, die Kontrolle über das Erdöl zu erlangen, sollte in der

Zukunft noch für etliche Verwerfungen sorgen.

Auf menschlicher Ebene ist die Konzession von Knox D'Arcy eine erstaunliche Geschichte von Geschäftssinn und Erfolg wider alle Erwartungen; ihre globale Bedeutung ist dagegen durchaus vergleichbar mit Kolumbus' Atlantiküberquerung von 1492. Auch damals waren enorme

Schätze und Reichtümer von den Konquistadoren enteignet und nach Europa verschifft worden. Dass genau das Gleiche hier geschah, lag nicht zuletzt daran, dass Admiral Fisher und die Royal Navy ein so großes Interesse daran hatten. Sie verfolgten die Entwicklung in Persien aufmerksam. Als die Anglo-Persian Oil Company im Jahr 1912 Liquiditätsprobleme

hatte, schaltete sich Fisher rasch ein, weil er befürchtete, dass das Unternehmen von Produzenten wie Royal Dutch/Shell übernommen werden könnte, das von einer Ausgangsbasis im holländischen Ostindien aus ein großes Förder- und Vertriebsnetz aufgebaut hatte. Fisher begab sich zum Ersten Lord der Admiralität, also dem Marineminister, einem

aufstrebenden Stern der Politik, um ihm klar zu machen, wie wichtig es war, die Antriebe der Kriegsschiffe von Kohle auf Öl umzustellen. Öl gehöre die Zukunft, erklärte er; es könne in großen Mengen aufbewahrt werden und sei billig. Die Hauptsache war jedoch, dass es den Schiffen ermöglichte, schneller zu sein. Die Marinestrategie sei «die reine Logik», sagte er. «Vor allen

Dingen braucht man
GESCHWINDIGKEIT, damit
man in der Lage ist zu
kämpfen – *wann* man will, *wo*
man will und *wie* man will.»

Britische Schiffe könnten damit
feindliche Schiffe besser
ausmanövrieren, was ihnen in
der Schlacht einen
entscheidenden Vorteil
verschaffen würde. [39]

Während Winston Churchill

Fisher zuhörte, begriff er genau, was das hieß.

Die Umstellung auf Öl bedeutete, dass man imstande wäre, «die ganze Kampfkraft und Leistungsfähigkeit auf ein entschieden höheres Niveau zu heben; bessere Schiffe, bessere Besatzungen, größere Ersparnisse, ein höheres Kriegspotenzial». Wie Churchill feststellte, stand nichts weniger als die Beherrschung der

Weltmeere auf dem Spiel.^[40]
Seit in der internationalen Politik die Spannungen zunahmen und ein Konflikt in der einen oder anderen Form immer wahrscheinlicher erschien, sei es in Europa oder anderswo, dachte man viel darüber nach, wie man sich diesen Vorteil verschaffen konnte. Im Sommer 1913 legte Churchill dem Kabinett ein

Papier mit der Überschrift
«Versorgung der Marine
Seiner Majestät mit
Öltreibstoff» vor. Die Lösung
des Problems, argumentierte
er, bestehe darin, Treibstoff im
Voraus von einer Reihe von
Produzenten zu kaufen.
Darüber hinaus solle man in
Betracht ziehen, «eine
kontrollierende Beteiligung an
vertrauenswürdigen
Lieferquellen» zu erwerben.

Die darauffolgende Diskussion brachte keine endgültige Entscheidung, abgesehen von der Übereinkunft, dass «die Admiralität ihre Öllieferungen [...] aus der größtmöglichen Region und der größten Zahl an Zulieferern absichern» sollte. ^[41]

Kaum einen Monat danach hatte sich die Lage geändert. Der Premierminister war

nunmehr, wie auch seine
Minister, davon überzeugt,
dass das Öl in Zukunft eine
«Lebensnotwendigkeit» sei. Er
informierte daher König
Georg V. in seinem
regelmäßigen Bericht, dass die
Regierung die Absicht habe,
einen Mehrheitsanteil an der
Anglo-Persian zu erwerben, um
«vertrauenswürdige
Lieferquellen» zu

gewährleisten. [42]

Churchill verfocht sein Anliegen lautstark. Bei der Absicherung der Öllieferungen ging es nicht nur um die Navy; es ging um die Zukunft Großbritanniens. Er erkannte zwar, dass Kohle den Erfolg des Empires getragen hatte, jetzt aber hing vieles vom Erdöl ab. «Wenn wir kein Öl bekommen können», sagte er im Juli 1913

im Unterhaus, «können wir kein Getreide bekommen, keine Baumwolle und nicht tausendundein Güter, die für die Erhaltung der wirtschaftlichen Energien Großbritanniens notwendig sind.» Man müsse Reserven für den Kriegsfall anlegen, dabei aber dürfe man dem freien Markt nicht trauen – weil er dank der Bemühungen der Spekulanten allmählich «ein

offener Hohn» werde. [43]

Die Anglo-Persian schien die Lösung für viele Probleme zu bieten. Ihre Konzession sei «grundsolide» und könne mit ausreichendem Kapitaleinsatz vermutlich «in gigantischem Ausmaß entwickelt» werden, meinte Admiral Sir Edmond Slade, der ehemalige Direktor der Marineaufklärung und Leiter der Kommission, die für

die Führung der Ölgesellschaft zuständig sein sollte. Eine Kontrolle des Unternehmens, samt der damit verbundenen garantierten Ölversorgung, wäre ein Segen für die Navy. Der Schlüssel liege darin, so Slade, «zu vertretbaren Kosten» einen Mehrheitsanteil zu übernehmen.^[44]

Die Verhandlungen mit der Anglo-Persian Oil Company

kamen so gut voran, dass die britische Regierung im Sommer 1914 imstande war, einen Anteil von einundfünfzig Prozent zu erwerben – und damit auch die operative Kontrolle über das Unternehmen. Dank seiner Rhetorik gelang es Churchill, im Unterhaus eine große Mehrheit für das Vorhaben zu gewinnen. So kam es, dass sich britische Politiker, Planer und

Militärs mit dem Wissen trösten konnten, dass sie Zugang zu Ölvorkommen hatten, die sich bei jedem künftigen Konflikt als ausschlaggebend erweisen konnten. Elf Tage danach wurde Erzherzog Franz Ferdinand in Sarajevo erschossen.

Bei aller hektischen Aktivität im Vorfeld des Krieges konnte man leicht übersehen, wie wichtig die Schritte waren, die

Großbritannien zur
Absicherung des eigenen
Energiebedarfs unternommen
hatte. Das lag nicht zuletzt
auch daran, dass die wenigsten
wussten, welche Absprachen
man hinter den Kulissen genau
getroffen hatte. Neben dem
Kauf einer Aktienmehrheit
hatte die britische Regierung
im Geheimen Bedingungen für
eine zwanzigjährige
Versorgung der Admiralität mit

Öl durch die Anglo-Persian vereinbart. Das bedeutete, dass die Schiffe der Royal Navy, die im Sommer 1914 in See stachen, davon ausgehen konnten, dass ihnen nie der Treibstoff ausgehen würde, sollte sich der Konflikt mit Deutschland in die Länge ziehen – ein nicht zu unterschätzender Vorteil. Die Umstellung auf Öl machte die britischen Schiffe tatsächlich

schneller und effizienter als die ihrer Gegner; der Hauptvorteil jedoch war, dass sie auf See bleiben konnten. Nicht umsonst hielt Lord Curzon im November 1918, keine zwei Wochen nach Vereinbarung des Waffenstillstands, eine Rede in London, in der er seinen Gästen bei einem Bankett sagte: «Die alliierte Sache ist auf einer Woge von Öl zum Sieg geschwommen.» Ein

einflussreicher französischer Senator stimmte jubelnd zu. Deutschland habe viel zu sehr auf Eisen und Kohle gesetzt und zu wenig auf Öl. Öl sei «das Blut der Erde», sagte er, und «das Blut des Sieges». [45]

Darin steckte viel Wahrheit. Während die Militärhistoriker ihr Augenmerk stets auf die blutigen Schlachtfelder Flanderns gerichtet haben, war

das, was sich im Herzen Asiens abspielte, von wesentlicher Bedeutung für den Ausgang des Ersten Weltkriegs – und noch wichtiger für die darauffolgende Epoche. Als in Belgien und Nordfrankreich die ersten Schüsse fielen, stellte sich den Osmanen die Frage, welche Rolle sie bei der eskalierenden Auseinandersetzung in Europa spielen sollten. Während der

Sultan hartnäckig daran festhielt, dass sich das Reich aus dem Krieg heraushalten solle, plädierten andere Stimmen dafür, die traditionell engen Verbindungen zum deutschen Kaiserreich zu einem echten Bündnis zu festigen. Als die Großmächte Europas eifrig Ultimaten setzten und sich gegenseitig den Krieg erklärten, nahm Enver Pascha, der wechselhafte

osmanische Kriegsminister,
Kontakt zu dem Kommandanten
des Hauptquartiers der
britischen Armee in Bagdad
auf, um ihn vor dem zu warnen,
was kommen könnte. «Ein
Krieg gegen England liegt
mittlerweile im Bereich des
Möglichen», schrieb er. Falls es
zu Feindseligkeiten kommen
sollte, fuhr er fort, sei zu
erwarten, dass arabische
Stammesführer angestiftet

würden, die osmanischen militärischen Bemühungen in einem heiligen Krieg zu unterstützen. Die muslimische Bevölkerung Persiens würde zu einer Revolution gegen «die russische und englische Herrschaft» aufgehetzt. [46]

Vor diesem Hintergrund war es kein Wunder, dass nur wenige Wochen nach Kriegsbeginn eine britische

Division aus Bombay verlegt wurde, um Abadan, die Pipelines und die Ölfelder zu schützen. Anschließend, im November 1914, wurde die strategisch wichtige Stadt Basra besetzt, worauf Sir Percy Cox den Bewohnern der Stadt während einer Flaggenparade mitteilte: «Kein Überrest der türkischen Verwaltung bleibt an diesem Ort. Stattdessen ist die britische Fahne eingeführt

worden, unter der Sie die
Vorzüge von Freiheit und
Gerechtigkeit genießen
werden, mit Blick sowohl auf
Ihre religiösen wie auch auf
Ihre säkularen
Angelegenheiten.»^[47] Dabei
ging es weniger um die
Bräuche und Überzeugungen
der Einheimischen, sondern
vielmehr darum, den Zugriff auf
die Bodenschätze der Region

zu sichern.

Die Briten waren sich darüber im Klaren, dass ihr Einfluss auf die Golfregion schwach war. Sie machten daher führenden Figuren in der arabischen Welt Offerten, darunter Hussein, dem Scherif von Mekka, dem man einen reizvollen Handel anbot: Wenn Hussein «und die Araber allgemein» den Briten gegen die Türken beistehe, dann

werde Großbritannien «die Unabhängigkeit, Rechte und Privilegien des Scherifats gegen jede Aggression von außen, insbesondere von den Osmanen, garantieren». Das war noch nicht alles, man bot ihm einen weiteren, sogar noch verlockenderen Anreiz.

Womöglich sei es an der Zeit, dass «ein Araber von echter Abstammung das Kalifat in Mekka oder Medina

übernehmen» werde. Somit wurde Hussein, dem Wächter der heiligen Stadt Mekka und Mitglied der Quraish, einem Nachfahren Haschims, des Urgroßvaters des Propheten Mohammed persönlich, im Gegenzug für seine Unterstützung ein ganzes Reich angeboten. ^[48]

Die Briten meinten das nicht ernst, geschweige denn hätten

sie es realisieren können. Sie waren jedoch seit Anfang 1915, als sich die Ereignisse ungünstig entwickelten, dazu bereit, Hussein zappeln zu lassen. Das lag einerseits daran, dass der rasche Sieg in Europa ausgeblieben war. Aber es war auch auf die Tatsache zurückzuführen, dass die Osmanen schließlich anfangen, die britische Stellung am Persischen Golf und in Ägypten

anzugreifen – was besorgniserregend war. Damit bedrohten sie den Suezkanal, die Verkehrsader, die es Schiffen aus dem Osten ermöglichte, um Wochen schneller nach Europa zu gelangen, statt Afrika zu umrunden. Um die Ressourcen und die Aufmerksamkeit der Osmanen an anderer Stelle zu binden, beschlossen die Briten, Truppen im östlichen

Mittelmeer an Land zu setzen und eine neue Front zu eröffnen. Unter diesen Umständen schien es naheliegend, ein Abkommen mit jedem zu schließen, der den Druck auf die alliierten Streitkräfte abschwächen konnte; und es war einfach, große Versprechungen zu machen, die erst in ferner Zukunft eingelöst werden sollten.

Mit ähnlicher Berechnung dachte man in London über den Aufstieg Russlands nach.

Obwohl sich rasch die Schrecken des Krieges zeigten, befürchteten einige einflussreiche Personen in Großbritannien, dass der Krieg zu rasch enden könnte. Der ehemalige Premierminister Arthur Balfour etwa hatte Angst, dass Russland bei einer schnellen Niederlage des

Kaiserreichs noch gefährlicher werden würde. Unter Umständen, so fürchtete er, würden die russischen Ambitionen so sehr angespornt, dass Indien in Gefahr geraten könnte. Und es gab noch eine weitere Befürchtung: Balfour hatte Gerüchte vernommen, denen zufolge eine Lobby in Sankt Petersburg mit guten Verbindungen versuchte, sich mit Deutschland zu einigen;

und das wäre, meinte er, genauso katastrophal für Großbritannien, wie den Krieg zu verlieren. [49]

Mit Blick auf diese Ängste war es von überragender Bedeutung, die Loyalität Russlands zu sichern. Die Aussicht auf die Kontrolle Konstantinopels und der Dardanellen war der ideale Köder, um die Bande zu

bewahren, die die Alliierten zusammenhielten, und um die zaristische Regierung auf einen überaus sensiblen Punkt hinzuweisen. So mächtig Russland auch war, seine Achillesferse blieb der fehlende Zugang zu Warmwasserhäfen abseits des Schwarzen Meeres, das mit dem Mittelmeer zunächst über den Bosphorus und dann über die Dardanellen verbunden war, jene beiden

schmalen Wasserstraßen, die an beiden Enden des Marmarameeres Europa und Asien voneinander trennten. Diese Straßen dienten als Lebensader, indem sie die Getreidefelder im Süden Russlands mit den Exportmärkten im Ausland verknüpften. Eine Schließung der Dardanellen hatte der russischen Wirtschaft in den Balkankriegen 1912/13 bereits

schwer geschadet; der Weizen war in den Depots verrottet. Schon damals dachte man darüber nach, den Osmanen, die die Dardanellen kontrollierten, den Krieg zu erklären. [50]

Die Russen waren deshalb hochofregt, als die Briten Ende 1914 die Frage der Zukunft Konstantinopels und der Dardanellen ansprachen.

Dies sei «der größte Preis des gesamten Krieges», teilte der britische Botschafter den Beamten des Zaren mit. Die Kontrolle sollte an Russland übertragen werden, sobald der Krieg vorüber war, allerdings müsste Konstantinopel ein freier Hafen «für Waren im Transit hin zu nichtrussischem Territorium und von dort kommend» sein. Zudem fordere man die Zusage, dass «für

Handelsschiffe, die die
Wasserstraße passierten,
Handelsfreiheit gelten soll». [51]

Obwohl es keinerlei
Anzeichen für einen
Durchbruch an der Westfront
gab, wo beide Seiten
außerordentlich hohe Verluste
erlitten und noch ein
jahrelanges Blutvergießen vor
sich hatten, schickten sich die
Alliierten bereits an, die

Ländereien und Interessen ihrer Gegner aufzuteilen. Mit Blick auf den Vorwurf des Imperialismus, der gegen das Kaiserreich und seine Verbündeten nach dem Waffenstillstand erhoben wurde, entbehrt dies nicht einer gewissen Ironie. Schon wenige Monate nach Kriegsbeginn dachten die Alliierten bereits daran, sich an den Kadavern ihrer besiegten

Gegner zu laben.

So gesehen ging es um mehr, als nur die Russen mit Konstantinopel und den Dardanellen zu ködern. Anfang 1915 wurde unter dem Vorsitz von Sir Maurice de Bunsen eine Kommission gegründet, die Vorschläge für die Zukunft des Osmanischen Reiches nach dem siegreichen Ende des Krieges ausarbeiten sollte. Die Schwierigkeit bestand nicht

zuletzt darin, die Territorien auf eine Weise aufzuteilen, die alle zufriedenstellte.

Schließlich war es nicht ausgeschlossen, dass man in der Zukunft wieder zu Rivalen werden würde. Es dürfe nichts unternommen werden, schrieb Sir Edward Grey, was den Verdacht erregen könnte, dass Großbritannien irgendwelche Pläne für Syrien habe. «Es würde einen Bruch mit

Frankreich bedeuten», führte er aus, «wenn wir irgendwelche Ansprüche in Syrien und im Libanon erheben würden» – einer Region, die im 17. und 18. Jahrhundert massive Investitionen durch französische Unternehmen erhalten hatte.^[52]

Um Solidarität mit Russland zu demonstrieren und eine Konfrontation mit Frankreich

zu vermeiden, wurde beschlossen, ein großes Kontingent an Truppen aus Großbritannien, Australien und Neuseeland nicht wie ursprünglich geplant bei Alexandrette (heute im Südosten der Türkei) an Land zu setzen, sondern auf der Halbinsel Gallipoli an der Mündung der Dardanellen, die die Zufahrt zu Konstantinopel

bewachte.^[53] Es war eine Landestelle, die sich als einzigartig ungeeignet für die Durchführung einer großen Offensive entpuppte, zudem als Todesfalle für unzählige Soldaten, die versuchten, an Land den Weg freizukämpfen, und das bergauf gegen gut befestigte türkische Stellungen. Die kläglich gescheiterte Operation hatte

ihre Wurzeln in dem Ringen um die Kontrolle über die Kommunikations- und Handelsnetze, die Europa mit dem Nahen Osten und Asien verbanden. [54]

Die Zukunft Konstantinopels und der Dardanellen war damit kein Thema mehr; nunmehr musste man sich noch den Nahen Osten zur Brust nehmen. In einer Reihe von

Sitzungen in der zweiten Hälfte des Jahres 1915 und Anfang 1916 teilten Sir Mark Sykes, ein arroganter Abgeordneter, für den Kriegsminister Lord Kitchener ein offenes Ohr hatte, und François Georges-Picot, ein hochnäsiger französischer Diplomat, die Region untereinander auf. Die beiden einigten sich auf eine Trennlinie, die sich von Akko (im Norden des heutigen

Staates Israel) nach Nordosten bis zur persischen Grenze zog. Die Franzosen konnten ihre Anlagen in Syrien und im Libanon behalten, ebenso die Briten die ihren – in Mesopotamien, Palästina und Suez.

Die Beute so aufzuteilen war riskant, nicht zuletzt weil man an anderer Stelle entgegengesetzte Botschaften über die Zukunft der Region

übermittelt hatte. Hussein etwa wurde noch immer Unabhängigkeit für die Araber und eine Wiederherstellung des Kalifats mit ihm an der Spitze in Aussicht gestellt; und dann waren da noch die Völker «Arabiens, Armeniens, Mesopotamiens, Syriens und Palästinas», die, wie der britische Premier nicht müde wurde, öffentlich zu erklären, «zu einer Anerkennung ihrer

separaten nationalen Bedingungen befugt» sein müssten, was man scheinbar als Versprechen der Souveränität und Unabhängigkeit werten konnte.^[55] Schließlich gab es noch die Vereinigten Staaten, denen die Briten und die Franzosen wiederholt versichert hatten, dass man «nicht für eigennützige Interessen» kämpfe, sondern

«vor allem, um die Unabhängigkeit der Völker, das Recht und die Menschlichkeit zu beschützen». Sowohl Großbritannien als auch Frankreich beteuerten, hehre Ziele zu verfolgen und danach zu trachten, «die der blutigen Tyrannei der Türken unterworfenen Bevölkerungen» zu befreien, wie es in der Londoner *Times* hieß.^[56] «Das

alles ist schlecht», schrieb Edward House, Präsident Wilsons ausländischer Berater, als er von dem Geheimabkommen aus dem britischen Außenministerium erfuhr. Die Franzosen und die Briten würden aus dem Nahen Osten «eine Brutstätte zukünftiger Kriege» machen.

[57] Damit sollte er recht behalten.

Der Kern des Problems war, dass Großbritannien genau wusste, was dank der Bodenschätze, die man in Persien gefunden hatte und die höchstwahrscheinlich auch Mesopotamien besaß, auf dem Spiel stand. Tatsächlich wurde eine Konzession für das Erdöl Mesopotamiens am Tag des Attentats auf Franz Ferdinand im Jahr 1914 zugesagt (wenn auch nicht offiziell ratifiziert).

Vergehen wurde sie an ein Konsortium unter Führung der Turkish Petroleum Company, an der die Anglo-Persian Mehrheitsaktionär war, während Minderheitsanteile an Royal Dutch/Shell und die Deutsche Bank gingen sowie ein kleines Aktienpaket an Calouste Gulbenkian, den Makler par excellence, der das Abkommen eingefädelt hatte.

[58] Was immer man den Völkern und Nationen des Nahen Ostens versprochen hatte, die Wahrheit war, dass die Gestalt und die Zukunft der Region hinter den Kulissen von Regierungsvertretern, Politikern und Geschäftsleuten zusammenphantasiert wurden, die nur eines im Sinn hatten: die Sicherung der Kontrolle über das Öl und die Pipelines,

die es zu den Häfen pumpen sollten, wo es auf Tanker verladen wurde.

Den Deutschen entging nicht, was da ablief. In einem Bericht, der den Briten in die Hände fiel, wurde argumentiert, dass Großbritannien zwei alles überragende strategische Ziele verfolge: Das erste sei, die Kontrolle über den Suezkanal zu bewahren, wegen seines einzigartigen strategischen und

kommerziellen Nutzens; das zweite sei, die Ölfelder in Persien und im Nahen Osten zu halten.^[59] Das war eine scharfsinnige Einschätzung. Das weitläufige, transkontinentale Empire Großbritanniens erstreckte sich über fast ein Viertel des Erdballs. Doch trotz der vielen verschiedenen Klimazonen, Ökosysteme und Ressourcen,

die es umfasste, fehlte es ihm ganz offensichtlich an einer Sache: Erdöl.



[Bild vergrößern]

Der Krieg bot Großbritannien

die Gelegenheit, dieses Manko zu korrigieren. «Die einzigen großen Vorkommen», schrieb Sir Maurice Hankey, der gebildete Sekretär im Kriegskabinett, «die wir unter britische Kontrolle bringen können, sind die persischen und mesopotamischen.» Aus diesem Grund sei «die Kontrolle über diese Ölvorkommen ein erstrangiges

britisches Kriegsziel». ^[60] Aus militärischer Sicht gebe es in dieser Region nichts zu gewinnen, betonte Hankey, als er am selben Tag an Premierminister David Lloyd George schrieb; aber Großbritannien müsse entscheidend handeln, wenn es sich «die wertvollen Ölquellen [in Mesopotamien] sichern» wolle. ^[61]

Kaum jemand musste lange überredet werden. Noch vor Kriegsende schilderte der britische Außenminister unverblümt, wie er die Zukunft sah. Es seien zweifellos noch einige Fragen offen, was die Auflösung der gegnerischen Imperien angehe. «Es ist mir egal», sagte er hohen Regierungsmitgliedern, «unter welchem System wir das Öl bekommen, sei es durch eine

dauerhafte Pacht oder was auch immer, aber eines möchte ich klarstellen: Entscheidend ist, dass wir weiterhin Zugriff auf dieses Öl haben.»^[62]

Es gab allen Grund zu einer solchen Entschlossenheit – und für die Ängste, auf die sie zurückzuführen war. Anfang 1915 hatte die Admiralität noch insgesamt achtzigtausend Tonnen Öl im Monat

verbraucht. Zwei Jahre später hatte sich, als Folge der größeren Zahl an Schiffen, die in Betrieb waren, und der großen Verbreitung von Verbrennungsmotoren, die Summe auf hundertneunzigtausend Tonnen erhöht und damit mehr als verdoppelt. Der Bedarf der Army war noch drastischer in die Höhe geschneit, als die Flotte von hundert Fahrzeugen

im Einsatz 1914 auf
Zehntausende angeschwollen
war. Im Jahr 1916 hätte der
Verbrauch um ein Haar die
britischen Ölreserven
aufgezehrt: Der Vorrat an
Benzin, der am 1. Januar noch
sechsenddreißig Millionen
Gallonen (über hundertsechzig
Millionen Liter) betragen hatte,
stürzte sechs Monate später auf
neunzehn Millionen Gallonen
ab und fiel nur vier Wochen

danach auf zwölfteinhalb Millionen.^[63] Als ein Regierungsausschuss den zu erwartenden Bedarf für die kommenden zwölf Monate prüfte, stellten die Mitglieder fest, dass womöglich nur knapp die Hälfte der benötigten Menge zur Verfügung stand.

[64]

Auch wenn die Rationierung des Benzinverbrauchs mit

sofortiger Wirkung dazu beitrug, den Vorrat ein wenig zu stabilisieren, veranlassten anhaltende Ängste den Ersten Seelord im Frühjahr 1917, den Schiffen der Royal Navy zu befehlen, möglichst viel Zeit im Hafen zu verbringen. Die Fahrgeschwindigkeit auf See wurde auf zwanzig Knoten begrenzt. Die Unsicherheit der Lage wurde durch Prognosen vom Juni 1917 unterstrichen,

denen zufolge die Admiralität bis Ende des Jahres nur noch Vorräte für sechs Wochen in Reserve haben würde. [65]

Erschwert wurde das Ganze noch dadurch, dass Deutschland einen wirkungsvollen U-Boot-Krieg führte. Großbritannien hatte in großen Mengen (und zu immer höheren Preisen) Erdöl aus den Vereinigten Staaten importiert,

aber viele Tanker kamen nicht mehr an ihr Ziel. Den Deutschen sei es gelungen, so Walter Page, der US-Botschafter in London im Jahr 1917, «so viele Heizölschiffe» zu versenken, dass Großbritannien «möglicherweise sehr bald in eine heikle Lage geraten» werde.^[66] Eine technologische Revolution, die zu schnelleren

und effektiveren Antrieben
geführt hatte, war mit der
rasanten Motorisierung des
Krieges nach 1914
einhergegangen. Beides wurde
von dem grausamen Landkrieg
in Europa vorangetrieben.
Doch der Anstieg des
Verbrauchs bedeutete
wiederum, dass die Frage nach
dem Zugang zu Öl, die schon
vor Ausbruch der
Feindseligkeiten Anlass zu

ernsthafter Sorge gegeben hatte, nunmehr zu einem wichtigen – wenn nicht entscheidenden – Faktor in der britischen internationalen Politik wurde.

Einige britische Politiker hatten große Hoffnungen, was die Zukunft betraf. Percy Cox, ein erfahrener Verwaltungsbeamter, der in Ostpersien gedient hatte und das Land gut kannte, ließ im

Jahr 1917 durchblicken,
Großbritannien habe die
Chance, einen so starken
Einfluss auf den Persischen
Golf zu erlangen, dass die
Russen, die Franzosen, die
Japaner, die Deutschen und die
Türken auf Dauer ganz
ausgeschlossen werden
könnten.^[67] Der
Zusammenbruch des
Zarenreichs in der Revolution

von 1917 und die Friedensregelung mit Deutschland nicht lange nach der Machtübernahme der Bolschewiki waren zwar besorgniserregend, was den Krieg in Europa anging, doch sie ließen anderswo einen Silberstreif aufscheinen. Unter der autokratischen Herrschaft sei Russland, sagte Lord Balfour im Sommer 1918 dem Premierminister, «eine Gefahr

für seine Nachbarn gewesen;
und für kein Nachbarland so
sehr wie für uns selbst». ^[68] Mit
Blick auf die britische Stellung
im Osten war der russische
Zusammenbruch eine gute
Nachricht. Es ergab sich die
reale Chance, die Kontrolle
über die ganze Region von
Suez bis nach Indien zu
festigen und dadurch beides zu
sichern.

Achtzehntes Kapitel

Quellen der Macht - die neuen Wege des Öls

Die Briten hatten die Absicht, in Persien einen zuverlässigen Machthaber einzusetzen, der ihre Interessen wahren würde. Schon bald fiel ihnen eine hohe

Persönlichkeit am Hof ins Auge:
Prinz Farman-Farma war
bekannt dafür, dass er an der
Londoner Börse umfassende
Beteiligungen hielt. Sein
beträchtliches Vermögen war
eng mit dem anhaltenden
Erfolg des Britischen Empire
verknüpft. Mit Hilfe massiver
Lobbyarbeit sollte seine
Ernennung zum
Regierungschef durchgesetzt
werden. Der britische Gesandte

in Teheran hatte am
Heiligabend 1915 eine Audienz
beim Schah, um diesem vor
Augen zu führen, wie günstig
die Ernennung Farman-Farmas
in London beurteilt würde.

«Ein Wechsel des
Regierungschefs ließ sich in
absehbarer Zukunft nicht
vermeiden», wurde dem Schah
mitgeteilt, insbesondere in
Anbetracht der vielen
«feindseligen Elemente» in der

Teheraner Regierung. Es war nicht schwer, den Schah zu überzeugen: «Er stimmte vollkommen zu und verlangte, dass der Wechsel sofort vollzogen werden sollte. Er versprach, FF zu drängen, das Amt unverzüglich zu übernehmen.»^[1] Farman-Farma wurde wenige Tage später pflichtgemäß ernannt.

In Mesopotamien war die

Lage etwas schwieriger, weil es kein lokales Aushängeschild für eine Zusammenarbeit gab. Die Briten hatten zuvor die Sache selbst in die Hand genommen und im Frühjahr 1917 Truppen aus Basra entsandt, um Bagdad zu besetzen. Über die weitere Entwicklung hatte man allerdings kaum nachgedacht. Lord (ehemals Sir Charles) Hardinge schrieb aus London an Gertrude Bell, die brillante,

sprunghafte Gelehrte und Reisende, die diese Region wie kein anderer kannte: «Es spielt wirklich keine Rolle, ob wir die drei fettesten Männer aus Bagdad oder die drei mit den längsten Bärten auswählen, um sie als Sinnbilder der arabischen Herrschaft zu präsentieren.» Die Briten brauchten schlicht einen Führer, dem sie die Vorzüge einer Kooperation mit den

Besatzungstruppen klarmachen konnten; naturgemäß hieß das, ihn ordentlich zu schmieren.^[2]

Zunächst gab es jedoch drängendere Schwierigkeiten zu überwinden. Führende Stimmen in Großbritannien sprachen sich bereits für eine Revision des Sykes-Picot-Abkommens aus, kaum dass die Tinte auf dem Papier getrocknet war. Grund dafür

waren keinesfalls Bedenken wegen der offen imperialistischen Vorgehensweise, die das Geheimabkommen vorsah, sondern ein Bericht Admiral Slades, des ehemaligen Direktors der Aufklärungsabteilung der Admiralität. Im Jahr 1913 war er für die Beurteilung der persischen Ölfelder zuständig gewesen, unmittelbar danach

war er zum Direktor der Anglo-Persian Oil Company ernannt worden. Slade hob hervor, dass die Briten «unter keinen Umständen in der Nutzung [der persischen Ölfelder] beeinträchtigt» werden dürften und dass dies auch für andere Teile der Region gelte. Es gebe Hinweise auf beträchtliche Ölvorkommen in «Mesopotamien, Kuwait, Bahrain und in Arabien». Er

riet eindringlich dazu, die
Grenzlinien neu zu ziehen, um
zu gewährleisten, dass so viele
dieser Territorien wie möglich
innerhalb der britisch
kontrollierten Zone lagen. «Es
ist wichtig, sich die Kontrolle
über sämtliche Ölrechte in
diesen Regionen zu sichern,
damit keine andere Macht sie
zu ihrem [eigenen] Vorteil
ausbeuten kann.»^[3] Das

Foreign Office verfolgte die Entwicklung nervös und sammelte Artikel in europäischen Zeitungen, die etwa festhielten, dass Deutschland niemals «auf Seefahrt überall in der Welt» verzichten könne, insbesondere mit Blick auf das «türkische Vorderasien». Die Briten werteten dies als Bestätigung ihrer Auffassung: Je eher Großbritannien seine Stellung

konsolidierte, desto besser.^[4]

Ende 1918, wenige Wochen nach Kriegsende, bekam Großbritannien schließlich, was es wollte: Der britische Premier David Lloyd George überzeugte den französischen Premierminister Clemenceau, das Abkommen abzuändern und die Kontrolle von Mossul und seiner Umgebung an die Briten abzutreten. Dabei setzten die

Briten einerseits auf die Angst der Franzosen, dass sich Großbritannien bei der Einrichtung eines französischen Protektorats über Syrien querstellen könnte, andererseits ließen sie durchblicken, dass die britische Unterstützung in der Frage Elsass/Lothringen bei den in Kürze beginnenden Friedensverhandlungen keineswegs sicher sei. «Was

wollen Sie?», fragte Clemenceau den britischen Premier in London geradeheraus. «Ich möchte Mossul», erwiderte Lloyd George. Daraufhin Clemenceau: «Sie sollen es haben. Noch was?» – «Ja», so Lloyd George, «ich möchte auch Jerusalem.» Die Antwort war die gleiche: «Sie sollen es haben.» Clemenceau war «grundanständig und nahm

sein Wort nie zurück»,
erinnerte sich ein hoher
Staatsdiener, ein enger
Vertrauter des britischen
Premiers. [5]

Die Briten hatten auch
Palästina als Wunschziel
bestimmt, da es dank seiner
Lage einen Puffer gegen jede
Bedrohung des Suezkanals
bildete, dessen Kontrolle sie im
Jahr 1888 übernommen hatten

und der eine der wichtigsten Schlagadern des Empires war. So wie britische Truppen auf Bagdad marschiert waren, rückten sie nun aus dem Süden und überraschenderweise auch aus dem Osten auf Palästina vor. Im Sommer 1917 tauchte T.E. Lawrence aus der Wüste auf, um Aqaba einzunehmen. Nur wenige Monate später fiel auch Jerusalem, trotz heftiger Gegenangriffe seitens der

osmanischen 7. und 8. Armee
unter Führung von General
Erich von Falkenhayn, bis
August 1916 noch
Generalstabschef des
deutschen Heeres. Der
britische General Edmund
Allenby betrat die Stadt als
Zeichen des Respekts zu Fuß.
Die Eroberung Jerusalems sei,
so der britische
Premierminister, «ein
Weihnachtsgeschenk für das

britische Volk». [6]

Palästina war auch aus einem anderen Grund wichtig. Die Besorgnis über die zunehmende jüdische Einwanderung nach Großbritannien hatte zugenommen: Allein die Zahl der Neuankömmlinge aus Russland hatte sich von 1880 bis 1920 verfünffacht. Um die Jahrhundertwende hatte man

darüber diskutiert, ob man jüdischen Emigranten ein Stück Land in Ostafrika anbieten sollte, damit sie sich dort niederlassen konnten, während des Krieges aber hatte sich das Augenmerk auf Palästina verschoben. Im Jahr 1917 wurde der Zeitung *The Times* ein Brief des Außenministers Arthur Balfour an Lord Rothschild zugespielt, in dem es hieß: «Die Regierung Seiner

Majestät betrachtet mit Wohlwollen die Errichtung einer nationalen Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina.»^[7] Die sogenannte Balfour-Deklaration, also die Idee, Gebiete für die Ansiedlung der Juden zu bestimmen, war, wie Balfour später vor dem britischen Oberhaus erklärte, «eine Teillösung für das große und

bleibende jüdische Problem».

[8]

Das Plädoyer für eine neue Heimat der europäischen Juden zog verständlicherweise viel Aufmerksamkeit auf sich.

Großbritannien hatte jedoch nicht zuletzt deshalb ein Auge auf Palästina geworfen, weil es in Hinblick auf die Ölfelder günstig gelegen war und als Endstation für eine Pipeline dienen konnte, die die

Ölressourcen mit dem Mittelmeer verband. Dies würde eine Fahrt von tausend Meilen ersparen, merkten später die Planer an, und Großbritannien «de facto die Kontrolle über die Produktion einer Region» verschaffen, «die sich durchaus als eines der reichsten Ölfelder auf der Welt entpuppen könnte». ^[9] Aus diesem Grund war es zwingend

notwendig, dass Großbritannien eine starke Präsenz in Palästina hatte, dass es die Kontrolle über Haifa mit seinem günstig gelegenen, tiefen Hafen erlangte, der die Stadt zum idealen Ort für die Verschiffung von Erdöl auf britische Tanker machte, und dass die Pipeline zu ebendieser Hafenstadt verlief – statt nach Norden in das französisch kontrollierte Syrien.

Tatsächlich war Haifa der optimale Zielort für Öl aus Mesopotamien. Im Jahr 1940 flossen über vier Millionen Tonnen Erdöl durch die Pipeline, die nach dem Krieg gebaut wurde, genug, um die ganze Mittelmeerflotte zu versorgen. Sie war die «Carotis-Arterie des Britischen Empire», wie die Zeitschrift *Time* sie nannte.^[10] Das größte

Imperium der Welt erhielt massive Transfusionen des schwarzen Blutes, das direkt aus dem Herzen der Welt gepumpt wurde.

Anfang 1918 hatten sich die Gedanken also schon längst der Gestaltung der Nachkriegswelt zugewandt sowie der Frage, wie die Siegesbeute aufgeteilt werden sollte. Das Problem war nur, dass eine Diskrepanz

bestand zwischen der Realität vor Ort und den Einigungen, die umgängliche Politiker, reizbare Diplomaten und Planer mit Landkarten und Bleistift bewaffnet untereinander aushandelten. Es war gut und schön, die Territorien zu bestimmen, in denen die Interessen Großbritanniens beziehungsweise Frankreichs ausgedehnt und geschützt werden sollten, aber das Ganze

wurde kompliziert, sobald es um die Frage der Durchführbarkeit ging.

So erhielt etwa der britische General Lionel Dunsterville im Sommer 1918 den Befehl, aus dem Nordwesten Persiens zum Kaspischen Meer vorzurücken, während andere hohe Offiziere ausgeschiedt wurden, den Kaukasus zu überwachen. Sie sollten dafür sorgen, dass die Türken nicht die Kontrolle der

Ölfelder in Aserbaidshan
übernahmen, die Region
südlich des Kaspischen Meeres
besetzten oder die
Transkaspische Eisenbahn, die
zur afghanischen Grenze
führte, unter ihre Kontrolle
brachten. Dies war der
klassische Fall einer
Überdehnung, eine so gut wie
undurchführbare Mission –
noch dazu eine, die in einer
Katastrophe enden musste. Die

vorrückenden türkischen Kräfte umstellten Baku und kesselten Dunsterville dort sechs Wochen lang ein, ehe sie ihm den Abzug erlaubten. Nach der Kapitulation der Stadt kam es zu einem furchtbaren Blutbad unter den Armeniern, als die Einheimischen alte Rechnungen beglichen.^[11]

Eine Panik erfasste die Beamten im India Office in

London, die sich hektisch um die Genehmigung bemühten, Agenten nach Zentralasien entsenden zu dürfen. Diese sollten die britische Regierung auf dem Laufenden halten über das, was im Zuge des türkischen Wiederauflebens und der Unruhen in Russland vorging. Krawalle und Demonstrationen im Bezirk Samarkand, im Ferghana-Tal und in Taschkent hatten

maßgeblichen Anteil an der Revolution, die im gesamten Zarenreich ausgebrochen war.

[12] «Jede wirksame Kontrolle über die einheimische Bevölkerung Turkestans ist aufgehoben worden», schrieb der Außenminister Anfang 1918 dem Vizekönig von Indien Lord Chelmsford, «wegen des Zusammenbruchs der Zentralregierung in Russland

und des völligen Verfalls der Disziplin in der russischen Armee.»^[13]

Als Reaktion auf die Warnungen, dass die antibritischen Gefühle unter der muslimischen Bevölkerung sehr stark seien, wurden Beauftragte ausgesandt, um die Lage zu überwachen und die Verbreitung anglophiler Propaganda zu beaufsichtigen.

Mitarbeiter wurden nach Kaschgar und Mashhad geschickt, um über die Stimmung vor Ort zu berichten. Unterdessen führte man weitschweifige Diskussionen, ob nun Streitkräfte nach Afghanistan oder Taschkent entsandt werden sollten oder ob man umfassendere Pläne billigte, etwa den Emir von Afghanistan zu ermuntern, das Herrschaftsgebiet nach Westen

auszudehnen und das Murghab-Tal bis Merw zu besetzen.^[14] Nach der Russischen Revolution kamen neue Ideen, neue Identitäten und neue Ambitionen in der Ukraine, im Kaukasus und in Zentralasien auf, die Forderungen nach Selbstentfaltung oder gar Selbstbestimmung wurden immer lauter.

Komplikationen stellten sich ein, als jene, die in Russland die Macht an sich gerissen hatten, erkennen mussten, dass ihre Träume von der Weltrevolution in Europa vereitelt worden waren, und sich deshalb Asien zuwandten. Trotzki, der wie üblich vor Euphorie brannte, widmete sich voller Freude der Aufgabe, das revolutionäre Projekt im Osten voranzutreiben. «Der Weg

nach Indien könnte sich für uns
zum jetzigen Zeitpunkt
durchaus als leichter
bewältigbar und sogar kürzer
als der Weg zu einem
sowjetischen Ungarn
erweisen», legte er in einem
Rundschreiben dar, das 1919
unter den Genossen im
Zentralkomitee kursierte. «Der
Weg nach Paris und London»
führe «über die Städte
Afghanistans, des Punjab und

Bengalens» – so seine
Einschätzung der
internationalen Lage.^[15]

Delegierte der «werktätigen
Massen aller Orientvölker
Indiens, Persiens, der Türkei
und Armeniens» sowie jener
aus Mesopotamien, Syrien,
Arabien und darüber hinaus
wurden 1920 zu einer
Konferenz in Baku eingeladen,
wo einer der Hauptdemagogen

der Bolschewiki, Grigori Sinowjew, kein Blatt vor den Mund nahm. «Wir stehen gegenwärtig vor der Aufgabe, einen wahren heiligen Krieg gegen die englischen und französischen Kapitalisten zu entfachen», einen Krieg gegen den Westen, sagte er den Zuhörern. Die Zeit sei gekommen, «die werktätigen Massen des Ostens zum Hass, zu dem Willen [zu] erziehen,

gegen die Reichen überhaupt, gleichgültig, ob Russen, Juden, Deutsche, Franzosen, zu kämpfen». Er schloss mit dem Aufruf: «Brüder, wir rufen euch zum heiligen Kampfe auf, in erster Linie gegen den englischen Imperialismus!»^[16] Somit war die Stunde für eine Machtprobe zwischen Ost und West gekommen.

Die Botschaft fiel auf

fruchtbaren Boden. Abgesehen von den jubelnden Delegierten gab es auch einige, die in Aktion traten – Intellektuelle wie Muhammad Barakatullah, der über die Verschmelzung des «Bolschewismus und der islamischen Nationen» schrieb. Sie drängten darauf, den Sozialismus im gesamten muslimischen Asien zu verbreiten. Zeitungen, Universitäten und

Militärakademien wurden in ganz Zentralasien gegründet, um die einheimische Bevölkerung zu versorgen und zu radikalisieren. [17]

Die Sowjets zeigten sich erstaunlich flexibel, wenn es darum ging, mit all jenen Kompromisse einzugehen, die ihrer Sache unter Umständen dienlich sein konnten. So hatte die bolschewikische Führung

etwa keine Bedenken, dem Herrscher von Afghanistan, König Amanullah, Offerten zu machen, nachdem dieser einen Versuch unternommen hatte, sich von dem britischen Einfluss zu befreien, indem er einen Angriff auf die Briten in Indien westlich des Khyber-Passes organisierte. Obwohl die militärische Auseinandersetzung in einem Fiasko endete, war das

bolschewikische Regime
hoherfreut, im Osten einen
Bündnispartner zu finden. Die
Russen boten ihm ihren
Beistand an und beteuerten,
dass die Befreiung des Ostens
vom Imperialismus ein
grundlegender Bestandteil des
revolutionären Programms sei –
was für einen herrschenden
Monarchen kaum ein großer
Trost gewesen sein dürfte.

Die Kühnheit und der

Opportunismus der Russen alarmierten die Briten, und die *Times* schrieb prompt von der «Bolschewistischen Gefahr für Indien: Sprungbrett Afghanistan». Britische Truppen wurden nordwärts nach Afghanistan verlegt, unter ihnen ein junger Gefreiter namens Charles Kavanagh, dessen unlängst entdecktes Tagebuch ein anschauliches Bild von alldem zeichnet, was er

damals zu sehen bekam – und was in aktuelleren Erlebnissen westlicher Militärs in der gleichen Region unzählige Echos fand. Hinterhalte und Überfälle durch Aufständische seien an der Tagesordnung gewesen, schrieb er.

Afghanische Männer kleideten sich in Gewänder, die ihre Gesichter ebenso wie ihre Waffen verbargen. Man müsse sich hüten, einem

Einheimischen, den man nicht kenne, die Hand zu reichen, so Kavanagh: «Sie werden sie mit der linken Hand ergreifen und einen mit der rechten durchbohren.»^[18]

Nach dem Ersten Weltkrieg wurden unterschiedliche Visionen der Zukunft angeboten. Auf der einen Seite stand der Drang nach

Selbstbestimmung, der zumindest anfangs von den Bolschewiken propagiert wurde. «Organisiert euer Leben, wie es euch gefällt, und ohne jede Hindernisse», erklärte Lenin. «Ihr habt das Recht dazu. Wisset, dass eure Rechte wie die aller Völker Russlands von der vollen Macht der Revolution und ihrer Institutionen geschützt

werden.»^[19] Das reichte bis hin zu fortschrittlichen Forderungen wie jener nach einer Gleichberechtigung der Geschlechter: Frauen erhielten in den Sowjetrepubliken Kirgisien, Turkmenistan, Ukraine und Aserbaidshan das Wahlrecht – noch vor ihren Geschlechtsgenossinnen in Großbritannien. Plakate in Taschkent, die auf Usbekisch

beschriftet waren, zeigten 1920 eine Gestalt vor vier geisterhaft verhüllten Schemen und forderten eindringlich die Emanzipation weiblicher Muslime: «Frauen! Nehmt an den Wahlen zum Sowjet teil!»^[20]

Dieser frühe postrevolutionäre Progressivismus stand in einem krassen Gegensatz zu den

imperialistischen Haltungen der Westmächte und deren Entschlossenheit, die Kontrolle über Aktivposten und Ressourcen zu behalten, die man angesichts der nationalen Interessen für unverzichtbar hielt. Keiner war so rührig und so aggressiv wie die Briten, die alles daransetzten, weiterhin die Ölversorgung zu kontrollieren. Da bereits Soldaten vor Ort stationiert

waren, hatte Großbritannien einen gewaltigen Vorsprung, der es ermöglichte, die Landschaft nach eigenen Bedürfnissen zu gestalten. Im Falle Mesopotamiens hob man kurzerhand ein neues Land aus der Taufe, dem man den Namen Irak gab. Es handelte sich um eine Fusion dreier ehemaliger osmanischer Provinzen, die in ihrer Geschichte, Religion und Geographie kaum

verschiedener hätten sein können: Basra orientierte sich nach Süden, nach Indien und zum Persischen Golf; Bagdad hingegen war eng mit Persien verbunden; Mossul wiederum hatte von Natur aus enge Beziehungen zur Türkei und zu Syrien.^[21] Die Mischung stellte niemanden zufrieden, außer London.

Das Land war bestenfalls ein

klappriges Konstrukt. Die Briten halfen mit, den einstigen Verbündeten Faisal – den Erben des Scherifs von Mekka – zum König einzusetzen, teils als Belohnung für seine Kooperation während des Krieges, teils aus Mitleid, weil er aus Syrien vertrieben worden war, wo man ihm zuerst den Thron versprochen hatte, und teils, weil kein anderer

Kandidat in Sicht war. Die Tatsache, dass er Sunnit war, während die einheimische Bevölkerung überwiegend schiitisch war, glaubte man durch die Einführung der Insignien einer neuen Nation, wie etwa Zeremonien des Wachwechsels, und eine neue (von Gertrude Bell entworfene) Fahne überspielen zu können. Helfen sollte auch ein Vertrag, der die irakische «nationale

Souveränität» anerkannte, aber den König und seine Regierung verpflichtete, sich «in allen wichtigen Angelegenheiten», auch in der Außenpolitik und der Verteidigung, von Großbritannien beraten zu lassen. Weitere Anhänge gaben London das Recht, Personen in der Justiz zu ernennen und Finanzberater einzusetzen, um die Wirtschaft des Landes zu

verwalten.^[22] Diese Form der delegierten imperialen Herrschaft war natürlich finanziell gesehen billiger als eine umfassende koloniale Besatzung – zu einer Zeit, als Großbritannien selbst vor einem Schuldenberg stand, den es im Krieg angehäuft hatte –, aber es war auch aus politischer Sicht billiger. Mehr als zweitausend britische

Soldaten kamen allein im Jahr 1920 bei Krawallen und zivilen Unruhen in Mesopotamien ums Leben. [23]

Auch in Persien wollte man einen vergleichbar starken Einfluss durchsetzen. Im Jahr 1919 wurde ein Abkommen unterzeichnet, das britische Berater an der Spitze sowohl des Schatzamts als auch der Streitkräfte installierte sowie

als Aufseher der Infrastrukturprojekte. Das kam im Land und an anderen Stellen nicht gut an. Da Großbritannien einen Mehrheitsanteil an der Anglo-Persian Oil Company hielt, fürchteten die Russen und die Franzosen bereits, dass der britische Einfluss auf Persien zu stark sei. Die Schmiergelder (offiziell «Provisionen»), die zum Zweck des Abkommens

unterschrieben wurden, lösten
unterdessen Protestrufe in
Persien aus – nicht zuletzt
gegen den Schah. «Gott
verdamme die ewige
Schande/Ihn, der das Land
Sassans verriet», schrieb ein
bekannter Dichter und spielte
auf die lange und ruhmreiche
Vergangenheit Persiens an;
«sagt dem eifrigen Artaxerxes,
dem Langarmigen/Der Feind
hat sein Königreich an England

angehängt». ^[24] Kritiker wie dieser landeten im Gefängnis.

[25]

Der Außenkommissar der neugegründeten Sowjetunion reagierte ebenfalls empört: Großbritannien versuche, «das persische Volk in die totale Sklaverei zu locken». Es sei eine Schande, erklärte er in einer Stellungnahme, dass die Herrscher des Landes ihre

Untergebenen «an die englischen Banditen verkauft» hätten.^[26] Die Reaktion in Paris war ähnlich. Die Franzosen waren auf das Ringen um das Öl nicht vorbereitet gewesen und hatten Mossul für einen Apfel und ein Ei abgegeben. Nun aber wollten sie unbedingt ihre eigenen Berater in Teheran einsetzen, um die französischen Interessen zu schützen. Lord

Curzon, der sich kaum beherrschen konnte, als man ihn darum bat, die Besetzung der Stellen zu befürworten, lehnte dies rundweg ab.

Persien sei, sagte er Paul Cambon, dem französischen Botschafter in London, «nur durch die Unterstützung Großbritanniens vor dem völligen Bankrott gerettet worden». Frankreich solle sich um seine eigenen

Angelegenheiten kümmern. [27]

In Frankreich war man empört und verbittert. Es wurden Mittel für antibritische Propaganda in der persischen Presse zur Verfügung gestellt, gleichzeitig nahmen missbilligende Artikel im eigenen Land das britisch-persische Abkommen aufs Korn – und den Schah persönlich. Dieser einen halben

Zentimeter große Winzling, hieß es in einem Artikel des *Figaro*, der in Teheran mehrfach zitiert wurde, habe «sein Land für einen Centime verkauft». ^[28] Die Franzosen hatten im Krieg auf der Seite der Sieger gestanden, aber sie waren von ihrem Bündnispartner ausgetrickst worden.

In Wirklichkeit waren die

Briten perplex über die Geldforderungen des Schahs, die er immer noch so kontinuierlich wie bereits vor Beginn des Krieges stellte. Das war auch bei Prinz Farman-Farma ein Problem, der als Ministerpräsident nicht das Geschick bewies, das die Briten sich erhofft hatten. In den Berichten an London war von seiner «Abneigung, ehrlich zu arbeiten», und seiner

«Raffgier» die Rede; dies machte schon bald «seinen Verbleib im Amt unmöglich».

[29] Man brauchte eine verlässlichere Führungsperson.

Kommt Zeit, kommt auch der richtige Mann. Reza Khan sei «ein kräftig gebauter, gutsituierter, großknochiger Mann, deutlich über Durchschnittsgröße», meldete Sir Percy Loraine, der britische

Gesandte in Teheran, im Jahr 1922. Reza Khan komme direkt zur Sache, hieß es weiter in dem Bericht, und verschwende «keine Zeit mit dem Austausch wohlformulierter, aber absolut nutzloser Komplimente, die der persischen Seele so teuer sind». Obwohl er eindeutig gleichermaßen «unwissend und ungebildet» war, zeigte sich Lorraine beeindruckt: «Im Gespräch mit ihm hatte ich

eher den Eindruck eines unbeschäftigten Gehirns als eines leeren.» Das war Musik in den Ohren des Foreign Office. «Sir P. Loraines Einschätzung von Reza Khan klingt eindeutig vielversprechend», vermerkte ein Regierungsvertreter in London auf dem Bericht. «Während er [nicht] frei von den Lasten seiner Landsleute ist, scheint er doch das Herz am rechten Fleck zu haben.» Reza

Khans rassische Herkunft wurde ebenfalls positiv aufgenommen: «Dass er ein halber Kaukasier ist, spricht für ihn», stand in einer anderen Notiz. Kurzum, er war ein Mann, von dem die Briten meinten, sie könnten mit ihm auskommen. [30]

Reza Khan erweckte den Eindruck eines «starken und furchtlosen Mannes, dem das

Wohl seines Landes am Herzen lag», wie es Sir Edmund Ironside formulierte, der Kommandeur einer britischen Streitmacht, die man ausgesandt hatte, um den Norden Persiens angesichts der zunehmenden Sorge über russische Pläne mit Blick auf das Kaspische Meer zu sichern. Wie viel Rückhalt die Briten Reza Khan genau gewährten und welchen Anteil sie daran

hatten, dass er zur grauen Eminenz hinter dem Thron aufstieg – und sich 1925 schließlich selbst auf den Thron setzte –, ist heftig umstritten. Damals zweifelten jedoch viele, die die Ereignisse verfolgten, kaum daran, dass die Briten die Rolle des Königsmachers gespielt hatten.^[31] Der amerikanische Gesandte in Teheran, John Caldwell, meinte,

Reza stehe den Briten so nahe, dass er «im Grunde ein Spion» sei. [32]

Es ist nicht verwunderlich, dass auch die Amerikaner ein Auge auf diese Region hatten. In einem Bericht, den die Planungsabteilung der US Naval Forces in Europa 1918 in Umlauf brachte, war davon die Rede, dass sich die Vereinigten

Staaten auf eine kommerzielle Rivalität mit Großbritannien gefasst machen müssten. «Vier Großmächte sind in der Welt entstanden, die mit Großbritannien um die kommerzielle Vorrangstellung stritten», hieß es dort. Spanien, Holland, Frankreich und Deutschland seien von Großbritannien abgehängt worden. Die Vereinigten Staaten hingegen seien die

«fünfte Handelsmacht, die bislang größte». Die «historischen Präzedenzfälle» ermahnten dazu, genau zu beobachten, was die Briten vorhätten. [33]

Dies galt insbesondere deshalb, weil sich die Vereinigten Staaten um ihre eigenen Ölvorräte sorgten. Der zunehmende Verbrauch gab ebenso Anlass zur Besorgnis

wie Schätzungen zu den nachgewiesenen Ölreserven. Laut dem Direktor des amerikanischen Instituts Geological Survey würden die amerikanischen Vorräte innerhalb von neun Jahren und drei Monaten erschöpft sein. «Anscheinend gibt es keine Möglichkeit, uns den notwendigen Nachschub zu Hause und im Ausland zu sichern», räumte Präsident

Wilson ein. [34]

Aus diesem Grund
ermunterte das US-
Außenministerium Standard
Oil, einen der größten
amerikanischen Ölproduzenten,
nach einer, wie es hieß,
«Möglichkeit» Ausschau zu
halten, «mit der persischen
Regierung ein Abkommen über
die Erschließung von Ölquellen
im Norden Persiens zu

erzielen», in der Region, die nicht von der Konzession der Anglo-Persian abgedeckt wurde.^[35] Das Interesse der USA wurde in Teheran begeistert aufgenommen. Großbritannien und Russland hätten sich schon viel zu lange in die Entwicklung des Landes eingemischt, hieß es in Artikeln der einheimischen Presse, und unablässig seine

Unabhängigkeit eingeschränkt.
Die Vereinigten Staaten, das
aufstrebende neue Reich,
kamen daher wie der weiße
Ritter. «Wenn die Amerikaner
mit ihrem blühenden
Wohlstand wirtschaftliche
Beziehungen mit unserem Land
aufnehmen», erklärte eine
persische Zeitung, «können wir
sicher sein, dass unsere
Bodenschätze nicht
unfruchtbar bleiben und wir

nicht länger unter so großer Armut leiden werden.»^[36] Im ganzen Land wurden diese Hoffnungen geteilt: Es strömten Telegramme in die Hauptstadt, in denen amerikanische Investitionen ausdrücklich begrüßt wurden. Die amerikanische Gesandtschaft in Teheran stellte verblüfft fest, dass die Telegramme von «führenden

Mullahs, Würdenträgern, einigen Regierungsvertretern und Kaufleuten» unterzeichnet waren. [37]

Die Briten waren aufgebracht und teilten dem US-Außenministerium unmissverständlich mit, dass ein amerikanisches Interesse am Erdöl Persiens nicht nur unwillkommen, sondern gesetzwidrig sei. Auch wenn

die fragliche Region nicht der Anglo-Persian übertragen worden sei, so erklärten die Briten, unterliege sie doch einem separaten Abkommen, das zuvor zwischen Persien und Russland erzielt und nicht ordnungsgemäß gekündigt worden sei. Insofern könnten die Schürfrechte gar nicht an die Amerikaner verkauft werden – geschweige denn an jemand anderen. Das waren

faule Ausreden, die sich am Ende als vergeblich erwiesen, weil die Perser nichtsdestotrotz vorpreschten und Standard Oil eine Konzession über fünfzig Jahre erteilten. [38]

Nicht zum ersten Mal entpuppte sich die amerikanische Erfahrung als trügerische Hoffnung. Man hatte in Persien gehofft, dass eine amerikanische Beteiligung

und Investition eine echte Alternative zum britischen Einfluss in der Region bieten würde. Aufgrund der praktischen Gegebenheiten musste sich jedoch jeder Betreiber einer Ölquelle in irgendeiner Form mit der Anglo-Persian einigen, um Zugang zu deren Pipeline-Infrastruktur zu bekommen. Kaum waren die Gespräche in Gang gekommen, kam eine

weitere Enttäuschung für die Perser hinzu. Die Amerikaner seien «noch britischer als die Briten», kommentierte der persische Repräsentant in Washington – was er nicht als Kompliment meinte. Wie sich herausgestellt habe, so ein Leitartikel in einer Teheraner Zeitung, seien die Vereinigten Staaten und Großbritannien ein und dasselbe: Beide seien «Anbeter des Goldes und

Würger der Schwachen»,
besessen davon, die eigenen
Interessen zu verfolgen, «das
kostbare Juwel» der nationalen
Ölvorkommen aufzuteilen und
es damit «den Händen der
kindischen Politiker Persiens»
zu entreißen. [39]

Die Geschichte hatte
Anklänge an die Entdeckung
Amerikas vierhundert Jahre
zuvor. Zwar wurde die

einheimische Bevölkerung
nicht dezimiert wie jene Völker,
die mit den Spaniern in Kontakt
kamen, doch der Vorgang war
de facto der gleiche: Die
Enteignung von Ressourcen
durch die Nationen des
Westens hatte zur Folge, dass
Reichtümer aus einem
Kontinent in einen anderen
flossen, während die Bewohner
der betroffenen Länder
praktisch leer ausgingen. Und

genau so, wie Spanien und Portugal mit den Verträgen von Tordesillas im Jahr 1494 und Saragossa drei Jahrzehnte später die Welt unter sich aufgeteilt hatten, teilten nunmehr die Westmächte die Ressourcen der Welt zwischen Mittelmeer und Zentralasien unter sich auf.

Rot eingekreiste Gebiete auf einer Landkarte bildeten die Basis für ein Abkommen

zwischen den Briten und den Franzosen, das sogenannte Abkommen über die Rote Linie. Darin wurden die Ölvorkommen der Region unter der Anglo-Persian auf der einen Seite und der Turkish Petroleum Company (an der die Anglo-Persian und damit die britische Regierung große Anteile hielten) auf der anderen aufgeteilt, darüber hinaus traf man förmlich die Übereinkunft,

sich im jeweiligen Territorium
keine Konkurrenz zu machen.
Das war wichtig für Frankreich,
das nach einer langen
Geschichte von
Handelsbeziehungen und
beträchtlichen Investitionen
seit mehreren Jahrzehnten ein
Auge auf die Region hatte.
Genau wie seinerzeit die
Mächte der Iberischen
Halbinsel teilten sich nun
Frankreich und Großbritannien

die Kontrolle über wertvolle Aktivposten wie eine Beute, die man als rechtmäßig beanspruchte. Man konnte meinen, ein neues Zeitalter der Imperien sei angebrochen.

Diese neue Ära wurde jedoch beinahe sofort von der traumatischen Erkenntnis getroffen, dass sich die Welt veränderte – und zwar schnell. Man mochte sich raffinierte

Pläne ausdenken und versuchen, die britische Kontrolle über das Erdöl und das Pipelinenetz zu bewahren, aber das alles hatte seinen Preis. Da die britische Staatsverschuldung in die Höhe schnellte, mussten schmerzliche und schwierige Gespräche über die Kosten eines stehenden Heeres geführt werden, das groß genug war, um ein Empire gut

zu führen. Die Kosten, schrieb Lord Curzon, seien «so hoch, dass sie nicht länger getragen werden können». Diese Schlussfolgerung wurde von Winston Churchill, inzwischen Kolonialminister, pflichtschuldig angenommen. Auch er musste anerkennen, dass «alles, was im Nahen Osten geschieht, gegenüber der Senkung der Ausgaben

sekundär ist». [40]

Das Missverhältnis zwischen Anspruch und Fähigkeit schien unweigerlich in die Katastrophe zu führen – die missliche Lage wurde durch die Verstocktheit hoher Diplomaten noch verschlimmert. Der britische Gesandte in Teheran etwa behandelte die Perser herablassend, er bezeichnete sie geringschätzig als

«übelriechend» und «gewiefte Barbaren». In Bagdad ließ unterdessen der Londoner Gesandte Häuser abreißen, «um den Park der britischen Botschaft zu vergrößern» – ein Augenzeuge kommentierte trocken, dass das Projekt «die ohnehin hübsche Residenz zweifellos noch verschönerte», aber «unter den Irakern gewiss nicht von allen geliebt» werde.

[41] Bei alldem war ein
hochnäsiges Anspruchsdenken
zu spüren, das Gefühl, dass sich
die Gegenwart und die Zukunft
der Länder im Osten
unangreifbar in den Händen
der Briten befänden.

Herrschaft auszuüben lag den
Londoner Politikern im Blut, sie
scherten sich jedoch wenig um
die Interessen der
einheimischen Bevölkerungen

und konzentrierten sich stattdessen ganz auf die strategischen und wirtschaftlichen Prioritäten Großbritanniens. Allein in den zwanziger Jahren waren die Briten verantwortlich für die Ein- oder Absetzung der Herrscher im Irak, in Persien und in Afghanistan oder hatten zumindest maßgeblichen Anteil daran. Zugleich mischten sie mit, als es um die Frage ging,

welchen Titel der König von Ägypten nach der Unabhängigkeit 1922 führen sollte. [42]

Gertrude Bell hatte recht, als sie bereits im Jahr 1919 feststellte, dass aus dem Nahen Osten «ein furchtbares Kuddelmuddel» entstanden sei und das Szenario einem Alptraum gleiche, «in dem man all die furchtbaren Dinge sieht,

die geschehen werden, und keinen Finger rühren kann, um sie zu verhindern». [43]

Großbritannien spielte ein gefährliches Spiel, wenn es die Wahl traf, wen es unterstützte, wann und wo es intervenierte.

Gebrochene Versprechen und große Enttäuschungen gab es in der Region von der Levante ostwärts in Hülle und Fülle. Zusagen, die

einheimischen Bevölkerungen zu unterstützen und ihre Interessen zu schützen, wichen der Förderung und dem Schutz der kommerziellen und strategischen Interessen Großbritanniens – selbst wenn das bedeutete, Territorien entlang neuer und künstlicher Grenzen aufzuteilen oder Gemeinschaften im Stich zu lassen wie die christlichen Assyrer des Irak, die sich nach

der Neuordnung des Nahen und Mittleren Ostens am Ende des Ersten Weltkriegs in einer extrem verwundbaren Stellung wiederfanden. [44]

Die Nachwirkungen im Irak waren allgemein katastrophal. Ein neuer Feudalismus fasste Fuß, als lokalen Magnaten große Landstriche des ehemals osmanischen, staatlichen Landes im Gegenzug für ihre

Unterstützung der britischen Mandatsherrschaft zugeteilt wurden – dies schränkte die soziale Mobilität ein, vergrößerte die Ungleichheit und schürte die Unzufriedenheit, da ländliche Gemeinschaften ihr Land und ihren Lebensunterhalt verloren. In der Provinz Kut im Osten des Irak gelang es zwei Familien im Laufe von drei Jahrzehnten, sich über

zweihunderttausend Hektar
Land unter den Nagel zu
reißen. [45]

Ein ganz ähnliches Szenario herrschte in Persien, wo das Vermögen, das durch die Öleinnahmen entstand, in den Händen des Schahs und seines engen Kreises konzentriert war. Die britische Regierung war Mehrheitsaktionär der Anglo-Persian Oil Company –

die in den zwanziger Jahren bereits fast die Hälfte der Staatseinnahmen ausmachte. So gesehen war sie mit dafür verantwortlich, dass immer entschlossener antibrिटische Stimmungen und eine Woge des Nationalismus aufkamen.

Dies war auch ein Zeichen der Zeit. Das Aufbegehren gegen den Kolonialismus im gesamten Empire entwickelte eine fast unaufhaltbare

Stoßkraft. Im Januar 1930 veröffentlichte die Lahore-Sitzung des Indischen Nationalkongresses eine «Unabhängigkeitserklärung» (Purna Swaraj): «Die britische Regierung in Indien hat nicht nur das indische Volk seiner Freiheit beraubt, sondern hat sich auf die Ausbeutung der Massen gestützt», hieß es dort. Indien sei zugrunde gerichtet worden und müsse «künftig die

britische Verbindung trennen und völlige Unabhängigkeit [...] erlangen». Die Zeit für zivilen Ungehorsam war gekommen.
[46]

Es ließ sich kaum vermeiden, dass sich diese Mischung aus Enttäuschung, Entrüstung und Entmündigung auch anderswo entzündete. Die wachsende Enttäuschung im Nahen Osten ging nicht zuletzt auf die Erkenntnis zurück, dass sich

die von den Ölfunden erhofften Vorteile als flüchtig erwiesen hatten. Die westlichen Ölgesellschaften, die die Konzessionen kontrollierten, waren äußerst findig, wenn es darum ging, die Schürflizenzen zu bezahlen. Wie in der heutigen Welt wurde ein Netz aus Tochterunternehmen gegründet, mit dem Ziel, über die Pachtzahlungen zwischen den Unternehmen Verluste zu

erzeugen, die wiederum den scheinbaren Betriebsgewinn der Betreiber reduzierten oder ganz aufhoben – und damit die nach den Konzessionsvereinbarungen anfallenden Gebühren künstlich senkten. Das war Wasser auf die Mühlen der Kritiker. Berichte gingen bei den Zeitungen ein, in denen angeprangert wurde, man habe es «den Ausländern erlaubt, die

Ölquellen des Landes anzuzapfen und absichtlich die Einnahmen Persiens zu senken, indem man ihnen eine gesetzwidrige und überflüssige Befreiung von Zollgebühren gewährte». Immerhin war die Lage in Persien nicht ganz so schlecht wie im benachbarten Irak, der praktisch eine Kolonie war. [47]

Um die anschwellende Woge

der lokalen Wut abzuwehren, leiteten die Direktoren der Anglo-Persian eine Charmeoffensive ein: Sie versprachen eine Fülle neuer Vorteile, die von Bildungsmöglichkeiten bis hin zur Unterstützung bei der Sanierung des Schienennetzes reichten; sie versprachen, höhere Lizenzzahlungen in Erwägung zu ziehen. Es sei grundfalsch, beschwerten sich

hochstehende Perser, dass die persische Regierung nicht an dem Unternehmen beteiligt sei. «Die Perser», so hielt ein Zeitzeuge fest, «hatten das Gefühl, dass auf ihrem Boden eine Industrie aufgebaut worden war, von der sie im Grunde nichts hatten»; sie betonten, dass es dabei keineswegs ums Geld gehe, denn «keine finanzielle Belohnung würde dieses Gefühl

[der Entfremdung]

vertreiben». ^[48] Der

Vorsitzende der Anglo-Persian,

der mondäne Sir John Cadman,

mahnte zur Ruhe und deutete

seinem Gegenüber am

Verhandlungstisch an, dass es

in niemandes Interesse sei,

wenn die Presse den «irrigen

und schmerzlichen Eindruck»

erwecke, das Unternehmen

verhalte sich nicht fair und

gerecht.^[49] Das sei ja gut und schön, bekam er zur Antwort; im Interesse aller Beteiligten müsse es jedoch eine Partnerschaft geben. Gegenwärtig seien die Verhältnisse nichts weniger als ausbeuterisch.^[50]

Langwierige Gespräche darüber, ob und wie die Knox-D'Arcy-Konzession neu verhandelt werden müsse,

blieben ohne Ergebnis. Am Ende verloren die Perser die Geduld. Noch vor 1929 hatte die Entdeckung von Erdöl in Mexiko und Venezuela (die Arbeiten im Letzteren wurden von George Reynolds geleitet, der die wichtige Quelle bei Masdschid-i-Suleiman entdeckt hatte) dazu geführt, dass der Ölpreis deutlich nach unten korrigiert wurde. Im Anschluss an den Krach an der Wall

Street, der einen dramatischen Rückgang der Nachfrage auslöste, nahmen die Perser die Sache selbst in die Hand. Nach einer drastischen Verringerung der Lizenzgebühren im November 1932 und weiteren finanziellen Tricks, mit denen Teheran absichtlich detaillierte Zahlen vorenthalten wurden, erklärte der Schah schließlich, dass die Knox-D'Arcy-Konzession mit sofortiger

Wirkung außer Kraft gesetzt werde.

Das sei eine Schande, beschwerten sich britische Diplomaten. «Wenn wir nicht von Anfang an auf unser Recht pochen», riet ein hoher Regierungsvertreter, «werden wir später noch viel größere Schwierigkeiten mit den Persern haben.»^[51] Die Erklärung des Schahs sei eine

«eklatante» Beleidigung, sagte ein anderer.^[52] In den Augen der Briten musste der vor drei Jahrzehnten vereinbarte Vertrag weiterhin Bestand haben, keine Frage. Es stimmte, dass man beträchtliche finanzielle Risiken eingegangen war, um das Ölgeschäft überhaupt erst in Gang zu bringen, und dass massive Investitionen

erforderlich waren, um eine Infrastruktur zu schaffen, die eine Nutzung der Ölquellen ermöglichte. Andererseits waren die Schätze, die sich den Investoren infolgedessen erschlossen, gewaltig. Der Ruf, diese Schätze gerechter zu teilen, wurde schlicht ignoriert; nach dem Muster der großen Bankenskandale zu Beginn des 21. Jahrhunderts waren die Anglo-Persian Oil Company und

die Interessengruppen, die hinter ihr saßen, einfach zu groß, um zu scheitern.

In diesem Fall war die Situation schnell entschärft, und die Lizenz stand zur Diskussion – vor allem deshalb, weil Persien das Druckmittel besaß, die Ölförderung stören oder gar verhindern zu können. Eine persische Delegation traf sich im Hotel Beau Rivage in Genf mit

leitenden Angestellten der
Ölgesellschaft. Die Delegierten
erklärten, dass ihnen die
Bedingungen eines neuen
Vertrags über die
Erdölförderung im Irak
bekannt seien, und forderten,
dass man zumindest diese
Regelungen erreiche. Der erste
Vorschlag, der das Abtreten
von fünfundzwanzig Prozent
der Anglo-Persian-Aktien, ein
garantiertes Jahreseinkommen,

eine Gewinnbeteiligung und eine Vertretung im Vorstand vorsah, wurde von Sir John Cadman als absurd und inakzeptabel abgelehnt. [53]

Obwohl die anschließenden Gespräche geradezu freundschaftlich verliefen, zeichnete sich schon bald ab, dass die Bemühungen, eine umfassende Neuverhandlung zu vermeiden, scheitern

mussten. Im April 1933 einigte man sich auf einen neuen Deal. Die «Persianisierung» des Ölgeschäfts sollte künftig stärker vorangetrieben werden – also die Anstellung und Ausbildung von Einheimischen, die auf allen Ebenen in das Unternehmen eingebunden werden sollten, vom Management bis zum Laufburschen. Die von der Konzession abgedeckte Region

wurde auf ein Viertel der ursprünglichen Größe reduziert, wenn auch auf das beste Stück des Kuchens; eine feste Lizenzzahlung wurde vereinbart, wodurch Währungs- und Ölpreisschwankungen keine Rolle mehr spielten; eine jährliche Mindestzahlung wurde garantiert, unabhängig von der Fördersumme oder dem erzielten Marktpreis; ferner sollte die persische

Regierung auch an den umfassenderen Renditen der Anglo-Persian beteiligt werden, indem sie einen Anteil der Gewinne erhielt, die das Unternehmen in anderen Zuständigkeitsbereichen erwirtschaftete. Cadman verkniff sich einen Kommentar, als die persischen Unterhändler zu ihm sagten, er solle das neue Abkommen als einen «persönlichen Triumph

für [sich] und seine Kollegen»
werten. In seinen Notizen
können wir nachlesen, was er
tatsächlich dachte: «Ich hatte
das Gefühl, dass man uns
ordentlich gerupft hatte.»^[54]

Die Perser und andere
Beobachter zogen ihre Lehre
aus der Geschichte: Bei allem
Gepolter befand sich der
Westen in einer schwachen
Verhandlungsposition.

Diejenigen, die im Besitz der Bodenschätze waren, konnten jene, die Konzessionen besaßen, letztlich dazu zwingen, an den Verhandlungstisch zu kommen. Der Westen mochte sich noch so bitter beschweren – es stellte sich heraus, dass der Besitz in Wahrheit neun Zehntel des Rechts ausmachte.

Dies wurde zu einem zentralen Thema der zweiten

Hälfte des 20. Jahrhunderts.
Neue Verbindungen wurden
geknüpft, die sich über den
Rücken des asiatischen
Kontinents erstreckten. Ein
Netz, nicht aus Städten und
Oasen, sondern aus Pipelines,
wurde gesponnen, das
Ölquellen mit dem Persischen
Golf und in den dreißiger
Jahren auch mit dem
Mittelmeer verband.
Bodenschätze und Reichtum

wurden über diese Linien zu Hafenstädten wie Haifa und Abadan gepumpt – einem Ort, der über fünfzig Jahre lang die weltgrößte Raffinerie beherbergen sollte.

Die Kontrolle dieses Netzes war alles, wie die Briten schon vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs erkannt hatten. Für die Optimisten sah die Lage immer noch rosig aus. Immerhin waren trotz der

Neuverhandlung der Konzessionen im Jahr 1933 starke Bande in diesen Teil der Welt geknüpft worden, und aus der Kooperation mit den Akteuren, deren Bodenschätze von so enormer Bedeutung waren, konnte man nach wie vor große Gewinne schöpfen. Überdies befand sich Großbritannien sicherlich in einer besseren Lage als jeder andere Staat.

Tatsächlich aber hatte sich das Blatt inzwischen gewendet. Die Macht und der Einfluss des Westens hatten abgenommen – und schienen sich noch weiter zu verringern. Es kostete einen Preis, sich stetig in lokale Angelegenheiten einzumischen; es kostete einen Preis, den Park der Botschaft neu zu gestalten; es kostete einen Preis, nie ganz ehrlich zu spielen. Dieser Preis war Zurückhaltung, Zweifel und

Misstrauen.

Diese beiden gegenteiligen Aussichten kamen bei einem Abendessen in Bagdad im Jahr 1920 zum Ausdruck, genau in dem Moment, als sich die neue Gestalt des neuen Nahen und Mittleren Ostens abzeichnete. Unter den Gästen war die dynamische Gertrude Bell, die in der Anfangsphase des Ersten Weltkriegs als Agentin für die britische Aufklärung gedient

hatte und eine scharfsinnige Beobachterin der arabischen Politik war. «Seien Sie versichert», sagte sie zu Dschafar al-Askari, der in Kürze zum Regierungschef des neu gegründeten Landes Irak ernannt werden sollte, «dass vollständige Unabhängigkeit das ist, was wir Ihnen letzten Endes verleihen möchten.» – «Meine Dame», erwiderte Dschafar al-Askari,

«vollständige Unabhängigkeit wird niemals verliehen – sie wird immer genommen.»^[55]

Die schwere Aufgabe für Länder wie den Irak und Persien bestand darin, sich von äußerer Einmischung zu befreien, um selbst über die eigene Zukunft entscheiden zu können. Die schwere Aufgabe für Großbritannien bestand darin, diese Länder genau

davon abzuhalten. Dieser Konflikt musste früher oder später offen ausbrechen.

Zunächst jedoch ereignete sich eine andere Katastrophe, ebenso getrieben von dem Bedürfnis nach einer Kontrolle über Ressourcen. Diesmal ging es allerdings nicht um Erdöl, sondern um Weizen.

Neunzehntes Kapitel

Deutscher Machthunger - die Kornkammern des Ostens

Die britische Zeitschrift
Homes & Gardens rühmt sich
schon lange, die Speerspitze
der modernen Innenarchitektur

zu sein. Und so erklärt sie auch in einem neueren Werbetext: «Die Mischung aus wunderschönen Bildberichten über hinreißende echte Wohnhäuser und Gärten, fachmännischen Ratschlägen und praktischen Informationen» sei «die ultimative Inspirationsquelle für zeitgemäße Innenraumgestaltung». Die Ausgabe vom November 1938

überschlug sich fast vor Lob
über einen Rückzugsort in den
Bergen und dessen alpinen
Schick. «Die Farbgestaltung
überall in diesem lichten,
luftigen Chalet ist helles
Jadegrün», schrieb der
Berichterstatter des Magazins.
Entzückt war er vor allem von
der Leidenschaft für
Schnittblumen, die der
Hausherr zeigte – der zudem
der «Raumgestalter, Entwerfer

und Einrichter sowie Architekt»
des Anwesens war. Seine
Aquarellskizzen hingen neben
alten Stichen in den
Gästezimmern. Als «amüsanter
Geschichtenerzähler» umgab
sich der Eigentümer gerne mit
einer ganzen Reihe von
«brillanten Ausländern,
hauptsächlich Malern,
Musikern und Sängern», und
lud oft «lokale Talente» ein,
nach dem Abendessen Stücke

von Mozart und Brahms zum Besten zu geben. Der Verfasser des Artikels war von Adolf Hitler zutiefst beeindruckt. ^[1]

Neun Monate später, am 21. August 1939, traf ein ungeduldig erwarteter Anruf in der Telefonzentrale ein, die laut *Homes & Gardens* direkt neben dem modernen Arbeitszimmer lag und «dem Führer» erlaubte, mit «seinen Freunden oder

Ministern» in Kontakt zu treten. Während des Abendessens wurde Hitler laut dem Bericht eines Anwesenden ein Zettel gereicht. «Er überflog ihn, starrte hochrot werdend einen Augenblick vor sich hin, schlug auf den Tisch, dass die Gläser klirrten, und rief mit überkippender Stimme: <Ich hab sie! Ich hab sie!>»^[2]

Dann setzte er sich wieder und

genoss das Essen, das zweifellos wie gewöhnlich aus «einer beeindruckenden Auswahl wohlschmeckender und nahrhafter vegetarischer Gerichte» bestand, «die sowohl das Auge als auch den Gaumen erfreuen», wie es der Journalist von *Homes & Gardens* ein Jahr früher bewundernd formuliert hatte. Zubereitet hatte die Speisen Hitlers Privatkoch Arthur Kannenberg, der am

Abend oft aus der Küche kam, um auf seinem Akkordeon zu spielen. [3]

Nach dem Essen rief Hitler seine Gäste zusammen und erklärte ihnen, dass das Papier, das man ihm zuvor überreicht hatte, den Text einer Antwort aus Moskau enthalte, auf die er gewartet habe. Stalin, der unumschränkte Herr der Sowjetunion, hatte der

Unterzeichnung eines Nichtangriffspakts mit Deutschland zugestimmt. «Ich hoffe, dass [dieser] eine Wendung zur ernsthaften Besserung der politischen Beziehungen zwischen unseren Ländern schaffen wird», lautete das persönliche Telegramm Stalins. ^[4] Am übernächsten Abend, nachdem die Nachricht verkündet worden war, standen

Hitler und sein Gefolge auf der Terrasse des Berghofs und bestaunten ein seltsames Naturschauspiel, als ein Nordlicht den gegenüberliegenden Untersberg eine Stunde lang in ein unheimliches Rot tauchte. «Der Schlussakt der Götterdämmerung hätte nicht effektvoller inszeniert werden können», notierte der Favorit

Hitlers Albert Speer. [5]

Ironischerweise hatten die britische und die französische Außenpolitik den Abschluss dieses außergewöhnlichen Abkommens befördert. Beide Länder suchten verzweifelt nach Wegen, um den deutschen Reichskanzler einzuhegen, nachdem sie dessen hochbrisantes politisches Pokerspiel in den dreißiger

Jahren zunehmend in Alarm versetzt hatte. Dabei war ihnen jedoch nur wenig Erfolg beschieden. Dermaßen wenig, dass Mussolini seinem Außenminister Graf Ciano anvertraute, die britischen Politiker und Diplomaten seien «nicht mehr aus dem gleichen Stoff gemacht wie Francis Drake und die anderen prächtigen Abenteurer, die das Weltreich geschaffen haben».

Sie seien vielmehr «die müden Söhne einer langen Reihe von reichen Generationen; sie werden das Weltreich verlieren». [6]

Nach der deutschen Besetzung der Tschechoslowakei nahmen beide Nationen dann doch eine härtere Haltung ein. Am Nachmittag des 31. März 1939 gab Premierminister Neville

Chamberlain vor dem
Unterhaus eine feierliche
Erklärung ab: «Ich habe jetzt
das Haus in Kenntniss zu setzen
[...], dass im Falle einer
Handlung, durch die Polens
Unabhängigkeit deutlich
gefährdet würde [...], die
Regierung Seiner Majestät sich
verpflichtet fühlen würde, der
polnischen Regierung
unverzüglich alle in ihrer
Macht stehende Unterstützung

zu gewähren. Sie hat der polnischen Regierung eine Zusicherung in diesem Sinne erteilt. Ich möchte hinzufügen, dass die französische Regierung mich zu der Erklärung ermächtigt hat, sie nehme in dieser Angelegenheit die gleiche Stellung ein wie die Regierung Seiner Majestät.»^[7]

Anstatt die Sicherheit Polens zu garantieren, besiegelte dies

jedoch sein Schicksal. Zwar berichtete der Premierminister dem Unterhaus, der Außenminister habe sich am selben Morgen mit dem sowjetischen Botschafter Iwan Maiski getroffen, um eine Vereinbarung zu erreichen; die Zusicherungen an Polen setzten jedoch eine Ereigniskette in Gang, die direkt zu den Weizenfeldern der Ukraine und Südrusslands

führte. Diese Auseinandersetzung sollte Millionen Menschen das Leben kosten.^[8]

Man hatte beabsichtigt, Deutschland von einem Angriff auf seinen östlichen Nachbarn abzuhalten, indem man mit einem Krieg drohte. Tatsächlich verstand Hitler sofort, dass er jetzt ein Ass im Ärmel hatte. Es auszuspielen erforderte eine

ganze Menge Chuzpe; aber immerhin bot sich hier die Chance, zu einer Übereinkunft mit der kommunistischen Sowjetunion zu gelangen. Obwohl die UdSSR in vielerlei Hinsicht ein erbitterter Gegner Nazi-Deutschlands war, gab es nun ein gemeinsames Interesse, das sich auf das Eingreifen Großbritanniens und anderer Staaten gründete. Auch Stalin begriff, welche

Möglichkeit sich ihm darbot.
Und auch er musste über
seinen Schatten springen, um
ein Abkommen mit Hitler zu
erzielen.

Ein Bündnis zwischen beiden
Staaten schien eigentlich
unvorstellbar. Seit Hitler im
Jahr 1933 an die Macht
gekommen war, hatten sich die
Beziehungen zwischen
Deutschland und der UdSSR

massiv verschlechtert. In beiden Ländern stellten Pressekampagnen den jeweils anderen als teuflisch, skrupellos und gefährlich dar. Der Handel war beinahe zusammengebrochen: Während im Jahr 1932 sechsundvierzig Prozent der sowjetischen Importe von Industrieausrüstungen aus Deutschland kamen, waren es sechs Jahre später gerade noch

4,7 Prozent.^[9] Durch die Beistandsgarantien der Westmächte für Polen hatten die beiden Länder jedoch endlich etwas gemeinsam: den Wunsch, den zwischen ihnen eingezwängten Staat zu vernichten.^[10]

Im Frühjahr 1939 gab es eine ganze Fülle von diplomatischen Aktivitäten. Der sowjetische Geschäftsträger in Berlin und

der führende deutsche Osteuropa-Experte trafen sich, um auszuloten, wie man die gegenseitigen Beziehungen verbessern könnte, und nach Gebieten möglicher Zusammenarbeit zu suchen, wozu vor allem die Wiederaufnahme des Handels gehörte. Die Gespräche führten schnell zu Ergebnissen und wurden dann in Moskau durch Unterredungen zwischen dem

deutschen Botschafter und dem neuen Volkskommissar für Auswärtige Angelegenheiten, Wjatscheslaw Molotow, fortgesetzt. Molotows Vorgänger Maxim Litwinow war wegen seines jüdischen Hintergrunds abgelöst worden, der bei Verhandlungen mit dem antisemitischen deutschen NS-Regime einen gewichtigen Nachteil darstellte. Litwinow, «der hervorragende Jude»,

schrieb Winston Churchill, «die Zielscheibe fortgesetzter deutscher Angriffe, wurde wie ein zerbrochenes Werkzeug fallen gelassen und [...] von der Weltbühne in die Dunkelheit abgeschoben, auf einen kleinen Posten unter Polizeiaufsicht».

[11]

Im Sommer hatten sich die Dinge so weit entwickelt, dass der deutsche Außenminister Joachim von Ribbentrop

Moskau die Botschaft übermitteln konnte, dass es – wenngleich die je eigenen Ideologien «diametral entgegengesetzt» seien – «für Feindschaft zwischen unseren Ländern keinen Grund» gebe. Wenn man auf beiden Seiten guten Willens sei, dann sei «eine Annäherung möglich». Im Zentrum des beiderseitigen Interesses stand Polen. Ließ sich ein Abkommen erzielen,

bei dem Polen zwischen ihnen aufgeteilt würde?^[12]

Die Frage wurde von Stalin persönlich aufgegriffen. Polen war den Sowjets seit der Revolution ein Dorn im Auge. Zum einen hatte der Versailler Vertrag den Polen größere Gebiete zugesprochen, die vor 1914 russisch gewesen waren. Zum anderen hatten die Polen im Polnisch-Sowjetischen Krieg

von 1919 bis 1921 die Bolschewisten an den Rand einer Niederlage gebracht. Die Angst vor polnischen Spionen war ein Hauptmerkmal der «Säuberungen» in den dreißiger Jahren, bei denen Millionen Menschen verhaftet und viele hunderttausend hingerichtet wurden. Nur zwei Jahre vor den Verhandlungen mit Deutschland erließ der Chef der Geheimpolizei NKWD,

Nikolai Jeschow, mit Billigung
Stalins den Befehl zur
«Liquidierung polnischer
Sabotage- und Spionage-
Gruppen und Organisationen
der Polnischen
Militärorganisation», der zur
Verhaftung weiterer
Zehntausende von Menschen
führte, von denen mehr als vier
Fünftel erschossen wurden.^[13]
Stalins Antwort auf den

deutschen

Kooperationsvorschlag war, vor allem was Polen betraf, positiv und ermutigend.

Die Deutschen reagierten sofort. Bereits zwei Tage nach Stalins Telegramm landeten zwei Focke-Wulf-Condor-Maschinen in Moskau, wo sie von einer sowjetische Ehrengarde empfangen wurden und zwei Reihen von Flaggen im Winde flatterten. Die einen

trugen das Abzeichen von Hammer und Sichel, den Werkzeugen des Arbeiterproletariats und der Bauernschaft, das unverkennbare Symbol des Kommunismus. Die anderen waren die Fahnen des Dritten Reichs, die Hitler selbst entworfen hatte, wie er in *Mein Kampf* erklärte: «Im Rot sehen wir den sozialen Gedanken der Bewegung, im Weiß den

nationalistischen, im
Hakenkreuz die Mission des
Kampfes für den Sieg des
arischen Menschen und
zugleich mit ihm auch den Sieg
des Gedankens der schaffenden
Arbeit, die selbst ewig
antisemitisch ist und
antisemitisch sein wird.»^[14] Es
war einer der wohl
außergewöhnlichsten und
überraschendsten Anblicke des

gesamten 20. Jahrhunderts, als die Fahnen des Kommunismus und des Faschismus friedlich Seite an Seite wehten, während die Deutschen aus dem Flugzeug stiegen. Die Delegation wurde von Außenminister Ribbentrop geleitet, den ein früherer Lehrer als «den Dümmden in der Klasse, aber voller Eitelkeit und sehr aggressiv» beschrieb. Er sollte ein Übereinkommen

zwischen zwei Parteien
aushandeln, die bisher
erbitterte Gegner gewesen
waren. [15]

Ribbentrop wurde in den
Kreml gefahren, um sich mit
Stalin und Molotow zu treffen.
Dort brachte er seine Hoffnung
auf gute Beziehungen zum
Ausdruck. «Das Deutsche Reich
verlangt nichts von Russland –
nur Frieden und Handel.»

Stalin gab auf dieses Gesäusel eine der für ihn typischen unverblünten Antworten: «Jetzt haben wir einander seit vielen Jahren kübelweise mit Jauche übergossen, und unsere Propagandaleute konnten in dieser Richtung gar nicht genug tun. Doch nun sollen unsere Völker plötzlich glauben, dass alles längst vergessen und vergeben ist? So schnell geht das einfach

nicht.»^[16]

Oder eben doch: Innerhalb weniger Stunden handelte man die Grundzüge eines Abkommens aus, mit einem Text, der veröffentlicht werden sollte, aber auch mit einem geheimen Zusatzprotokoll. Das Letztere legte die jeweiligen Einflussphären im Baltikum und in Polen fest und erteilte damit beiden Seiten den

Freibrief, bis zu einer genau definierten Linie nach eigenem Ermessen vorzugehen. Äußerst zufrieden ließ Stalin am frühen Morgen Wodka kommen, um einen Trinkspruch auszubringen: «Ich weiß, wie sehr das deutsche Volk seinen Führer liebt», rief er aus, wobei er die deutschen Wörter «Volk» und «Führer» verwendete. «Ich möchte deshalb auf seine Gesundheit trinken.» Weitere

Trinksprüche folgten, dabei konnte vor allem Molotow seine Freude kaum verhehlen: «Es war unser großer Genosse Stalin, der durch seine Rede vom März dieses Jahres, die in Deutschland gut verstanden worden ist, den Umsturz bei den politischen Beziehungen eingeleitet hat. Ich trinke auf sein Wohl!»^[17]

Stalins Hochstimmung setzte

sich am nächsten Tag auf seiner Datscha unmittelbar vor Moskau fort, als er dort mit einigen Politbüromitgliedern zusammentraf, die gerade von der Entenjagd kamen. Dabei wusste er genau, was hinter der neuen Freundschaft steckte. «Natürlich ist alles ein Trick, um zu sehen, wer wen zum Narren halten kann. Ich weiß, was Hitler im Schilde führt. Er glaubt, er ist schlauer als ich,

aber in Wirklichkeit habe ich ihn überlistet.»^[18] Hitler dachte natürlich genau dasselbe, und auch er reagierte auf die Nachricht, dass das Abkommen unterzeichnet worden sei, mit der Freude eines Spielers, der glaubt, eine Glückssträhne zu haben.

Tatsächlich einigte sich der sowjetische Führer zunächst einmal mit Deutschland, um

Zeit zu gewinnen. Wie auch Chruschtschow berichtet, machte sich Stalin keinerlei Illusionen über Hitler und die langfristige Bedrohung, die dieser darstellte.^[19]

Tatsächlich wurden bereits auf dem 17. Parteitag der KPdSU im Jahr 1934 Teile von *Mein Kampf* vorgetragen, um die Gefahren zu verdeutlichen, die der Sowjetunion von

Deutschland und seinem Führer und Reichskanzler drohten. Stalin selbst hatte Hitlers Machwerk ganz gelesen und einzelne Passagen unterstrichen, in denen dargelegt wurde, dass Deutschland sein Gebiet bis weit in den Osten ausdehnen müsse.^[20] Die Sowjetunion musste sich nach einer Periode chronischer Unruhe jedoch

erst einmal erholen. Während einer katastrophalen Hungersnot, die von einer kurzsichtigen, grausamen Politik ausgelöst worden war, starben in den frühen dreißiger Jahren Millionen Menschen an Nahrungsmangel und Krankheiten. Das Leiden nahm riesige Ausmaße an. Ein damals achtjähriger Junge erinnerte sich später, wie er in seinem Klassenzimmer in Charkow ein

Mädchen betrachtete, das während des Unterrichts den Kopf aufs Pult gelegt hatte und scheinbar tief schlief.

Tatsächlich war sie an Hunger gestorben. Er wusste, «dass man sie auf dem Friedhof begraben würde, wie man es mit den Leuten gestern und vorgestern und an jedem Tag tat». [21]

In den darauffolgenden

Jahren verschlang sich die sowjetische Gesellschaft selbst. Auch höhere Stellungen in der Kommunistischen Partei boten keinen Schutz, als Stalin gegen seine engsten Rivalen und früheren Genossen vorging. In einer Reihe spektakulärer Schauprozesse in Moskau wurden Persönlichkeiten, deren Namen nicht nur in der Sowjetunion, sondern international ein Begriff waren,

als Konterrevolutionäre
angeklagt, verurteilt und
hingerichtet. Männer wie
Grigori Sinowjew, Lew
Kamenew, Nikolai Bucharin und
Karl Radek, allesamt Helden
der Revolution von 1917,
erhielten wie viele andere das
Todesurteil, nachdem sie von
dem Chefankläger Andrej
Wyschinski als faschistische
Hunde, Terroristen,
Verkommene und Ungeziefer

beschimpft worden waren. Wie um die gesamte Geistes- und Kulturgeschichte zu verhöhnen, wurde Wyschinski für seine böartigen Angriffe geehrt, indem man dem Institut für Staat und Recht der sowjetischen Akademie der Wissenschaften seinen Namen gab. [22]

Danach geriet die Armee in den Blickpunkt der Ankläger

und Verfolger. Die oberste Führungsebene der Roten Armee wurde nicht nur dezimiert, sondern praktisch ausgelöscht. Dahinter stand eine perverse, gnadenlose Logik: Wenn untergeordnete Offiziere des Verrats oder der Spionage schuldig waren, dann mussten ihre Vorgesetzten entweder Komplizen sein, oder sie hatten ihre Pflichten vernachlässigt. Auf diese Weise

setzte ein einziges,
herausgeprägtes Geständnis
eine ganze Kaskade von
Verhaftungen in Gang. Ziel war
es, wie ein Offizier der
Geheimpolizei später aussagte,
die Existenz einer
«militärischen Verschwörung
innerhalb der Roten Armee zu
beweisen, an der möglichst
viele beteiligt sein sollten». [23]

Von den einhundertundein

Mitgliedern der obersten
Militärführung wurden alle bis
auf zehn verhaftet. Von den
einundneunzig Verhafteten
wurden alle bis auf neun
erschossen. Dazu gehörten drei
der fünf Marschälle der
Sowjetunion und zwei
Flottenadmirale sowie das
gesamte Führungspersonal der
Luftwaffe, alle Chefs der
Militärbezirke und beinahe
jeder Divisionskommandeur.

Die Rote Armee war praktisch enthauptet.^[24] Unter diesen Umständen brauchte Stalin eine Atempause, um sein Militär wiederaufzubauen. Insofern war das deutsche Friedensangebot ein Geschenk des Himmels.

Hitler spielte dagegen um einen weit höheren Einsatz. Er wollte unbedingt Zugang zu den Ressourcen bekommen, die

entscheidend waren, wenn Deutschland auf Dauer eine Position der Stärke und Macht aufbauen wollte. Das Problem war, dass das Deutsche Reich aufgrund seiner geographischen Lage nur schlecht an den Atlantik und den Handel mit dem amerikanischen Doppelkontinent, Afrika und Asien angebunden war. Hitlers Augenmerk galt deshalb dem

Osten. Hinter seiner Entscheidung, sich mit der Sowjetunion auszusöhnen, stand die Vorstellung, dass ihm dies den Zugang zu seiner ganz eigenen Seidenstraße verschaffen würde.

Nach der Unterzeichnung des Pakts bestellte Hitler die führenden Männer seiner Streitkräfte auf den Berghof, um ihnen in einer längeren

Rede mitzuteilen, worüber man sich mit den Russen geeinigt hatte und was er jetzt plante. Hitler lehnte sich an seinen Flügel und sprach erst einmal eine ganze Weile über sich selbst. Niemals wieder werde es wohl einen Mann geben, der «so wie ich das Vertrauen des ganzen deutschen Volkes hat». Nun sei es jedoch an der Zeit, die Gunst der Stunde zu nutzen. «Wir haben nichts zu

verlieren, nur zu gewinnen»,
erklärte er seinen Generälen.
«Unsere wirtschaftliche Lage
ist infolge unserer
Einschränkungen so, dass wir
nur noch wenige Jahre
durchhalten können [...]. Uns
bleibt nichts anderes übrig, wir
müssen handeln.»^[25]

Ein Bündnis mit der
Sowjetunion werde nicht nur
die Rückgewinnung der

Gebiete ermöglichen, die man durch den Versailler Vertrag verloren hatte, es werde auch die Zukunft Deutschlands garantieren. Alles hing jetzt vom deutschen Erfolg ab. Das müsse man sich immer vor Augen halten. Die Stichpunkte der restlichen Rede machten dies deutlich: «Herz verschließen gegen Mitleid. Brutales Vorgehen. Achtzig Millionen Menschen müssen ihr

Recht bekommen. Ihre Existenz muss gesichert werden. Der Stärkere hat das Recht. Größte Härte.»^[26] Hitler sprach über den Einmarsch in Polen, aber auch über die Chancen, die die Annäherung an die Sowjetunion bot. Für ihn war die Übereinkunft mit Stalin nicht nur ein weiterer Erfolg in seinem politischen Vabanquespiel. Sie eröffnete

die Aussicht auf eine bessere Rohstoffversorgung. Zwar hatte Hitler bereits lange vor der Machtergreifung oft ganz allgemein über den «Lebensraum» für das deutsche Volk gesprochen, nun aber erklärte er seinen Generälen, dass es ganz konkret um die Lieferung von «Getreide, Vieh, Kohle, Blei, Zink» aus dem Osten gehe. «Der Weg für den [deutschen] Soldaten ist frei»,

lautete Hitlers Fazit. [27]

Nicht alle Zuhörer waren überzeugt. Während Hitler tönte, der Krieg werde nur sechs Wochen dauern, murmelte General von Reichenau, dass es wohl eher sechs Jahre sein würden. [28]

Auch General Liebenau war von der Rede wenig beeindruckt, im Gegenteil. «Ihr bramarbasierender und

nassforscher Ton war geradezu abstoßend.» Hitler sei ein Mann, «der jedes Gefühl der Verantwortlichkeit [...] verloren hatte». Dennoch erhob keiner der anwesenden Offiziere irgendwelche Einwände, wie Ian Kershaw, der führende Kenner des nationalsozialistischen Deutschlands, richtig festgestellt hat. ^[29]

Hitler war überzeugt, er habe einen Weg gefunden, die deutsche Zukunft zu sichern. Eine Schwachstelle war der ungenügende Ertrag der heimischen Landwirtschaft. Neuere Forschungsarbeiten weisen darauf hin, dass dieser Sektor in den dreißiger Jahren gelitten hatte, als man die deutsche Kriegsmaschinerie immer weiter ausbaute, was Rohstoffe, Zeit und Geld

erforderte. Tatsächlich verringerten neue Gesetze sogar die Investitionen in die Landwirtschaft. ^[30]

Deutschland blieb stark auf Einfuhren angewiesen, weil die heimische Produktion nicht hoch genug war, um eine Selbstversorgung zu gewährleisten. ^[31] Bei einer Unterredung mit dem Hohen Kommissar für die Freie Stadt

Danzig, Carl Jacob Burckhardt, sprach Hitler die unmögliche Belastung an, die man Deutschland während des Ersten Weltkriegs auferlegt hatte, was seit langer Zeit zu seinen Lieblingsthemen gehörte. Nun meinte er jedoch, die Antwort zu besitzen: «Ich brauche die Ukraine, damit man uns nicht wieder wie im letzten Krieg aushungern kann.»^[32]

Auf die Ukraine oder vielmehr die Früchte ihrer ertragreichen Erde konnte er nach der Unterzeichnung des Nichtangriffspakts im Jahr 1939 zählen. In den Monaten nach dem offiziellen Besuch Ribbentrops in der russischen Hauptstadt pendelten stetig nationalsozialistische und sowjetische Beamte und Verantwortliche zwischen Moskau und Berlin hin und her.

Die Deutschen waren zuversichtlich, dass man zu einem Abkommen gelangen könne, das «alle territorialen Probleme zwischen dem Schwarzen Meer und der Ostsee» lösen würde, wie Ribbentrop Molotow im August 1939 erklärte.^[33] Etwas schwieriger gestalteten sich die Diskussionen über die Handelsbedingungen und vor

allem über die Liefermengen und Preise sowjetischen Weizens, Öls und anderer Rohstoffe, die Deutschland für seinen Einmarsch in Polen und die Zeit danach benötigte. Auf jeden Fall hielt Stalin Hitlers Krieg am Laufen. ^[34]

Das Bündnis verschaffte Hitler die Zuversicht und die Ressourcen, die ihm einen Angriff auf Polen ermöglichten.

Vor allem konnte er sich jetzt sicher sein, dass seine Stellung im Osten nicht mehr gefährdet war («Mit meinem Ehrenwort stehe ich dafür ein, dass die Sowjetunion ihren Partner nicht hintergehen wird», verkündete der sowjetische Führer direkt nach Unterzeichnung des Vertrags) [35]. Ein kluger hoher deutscher Offizier erkannte

jedoch, dass die Vernichtung Polens das Deutsche Reich mehr – und nicht weniger – verwundbar machen würde, da sie die russische Grenze auf dramatische Weise nach Westen verlagerte. Es wäre deshalb besser, notierte Franz Halder, mit Russland ein gutes Verhältnis aufrechtzuerhalten und sich stattdessen auf die britischen Positionen im Nahen und Mittleren Osten und am

Mittelmeer zu konzentrieren.

[36]

Am 1. September 1939, knapp eine Woche nach der Unterzeichnung des historischen Vertrags, strömten die deutschen Truppen über die Grenze und durchschnitten die polnischen Verteidigungslinien. Beim Vormarsch auf Warschau ging es nicht nur um Gebietsgewinn,

sondern auch um die Enthauptung der polnischen Elite. «Nach Hitlers Worten ließ sich nur eine Nation, deren obere Schichten zerstört seien, in die Sklaverei stoßen.»

Bevorzugtes Ziel waren Offiziere und führende Persönlichkeiten. Ihre Häscher wussten, wonach sie suchen mussten. Von den fünfundzwanzig Einsatzgruppen- und

Einsatzkommandoleitern, die die «oberen Schichten der Gesellschaft» im Visier hatten, trugen fünfzehn einen Dokortitel, meist in Jura oder Philosophie. [37]

Das neue Bündnis zwischen Deutschland und der Sowjetunion sowie der Angriff auf Polen hatten Großbritannien und Frankreich kalt erwischt. Trotz ihrer

Kriegserklärung leistete keines der beiden Länder den Polen nennenswerten militärischen oder logistischen Beistand. Die Royal Air Force führte einige begrenzte Bombenflüge durch. Dabei warfen die Flugzeuge meist keine Brand- oder Sprengbomben, sondern Propagandaflugblätter über Deutschland ab, was sicher gut gemeint, aber doch auch ziemlich naiv war: «Es gibt gute

Gründe für die Annahme, dass die deutschen Behörden die Wirkung unserer Propaganda fürchten», hielt das Protokoll über den ersten Tagungsordnungspunkt einer Kabinettsitzung von Anfang September 1939 fest. Die Tatsache, dass die Flugzeuge «ohne Behinderung über ganz Nordwest-Deutschland» fliegen konnten, sollte «eine deprimierende Wirkung auf die

Moral des deutschen Volkes»
haben. Man war sich einig, dass
der Abwurf von Flugblättern
auch in Zukunft äußerst
wirksam sein würde. [38]

In der Zwischenzeit erreichte
London eine ganze Flut äußerst
besorgter Einschätzungen aus
Indien und Zentralasien.
Tatsächlich hatte der von
Molotow und Ribbentrop
unterzeichnete Vertrag nicht

nur einen äußerst wichtigen Rohstoffkanal in Richtung Deutschland geöffnet und dem Krieg in Europa den Weg geebnet. Der britische Gesandte in Kabul, Sir Kerr Fraser-Tytler, warnte, dass vor Ort heftig darüber spekuliert werde, ob Großbritannien im Falle eines sowjetischen Angriffs auf Afghanistan militärische Unterstützung

leisten würde. ^[39] Diese
Besorgnis teilte auch das India
Office, dessen Staatssekretär
dem Kriegskabinett in London
einen alarmierenden Bericht
zukommen ließ, der ein fast
hoffnungsloses Bild von den
indischen Verteidigungskräften
zeichnete. Besonders schlimm
war es um die
Flugabwehrkapazitäten
bestellt, die sich offensichtlich

auf eine einzige Batterie beschränkte, die über gerade einmal acht Drei-Zoll-Kanonen verfügte. ^[40]

Wenngleich London nicht an eine unmittelbare Gefahr in Zentralasien glaubte, war es sich bewusst, dass das deutsche Bündnis mit der Sowjetunion tatsächlich eine Bedrohung für die britischen Interessen im Osten darstellte. Im Frühjahr

1940 dachte man gründlich über eine Auseinandersetzung nach, die anscheinend unvermeidlich war. Wie ein Bericht der Stabschefs an das Kriegskabinett mit dem Titel «Die militärischen Auswirkungen von Feindseligkeiten mit Russland im Jahr 1940» erklärte, sei es «wahrscheinlich, dass die sowjetische Regierung in nächster Zeit eine Aktion gegen

Indien und Afghanistan unternehmen wird». Eine solche Entwicklung würde «zu einer hochgradigen Zerstreuung der alliierten Stärke» führen.^[41] Ein weiterer Bericht legte mit ernüchternder Deutlichkeit dar, dass es sehr viele Möglichkeiten gab, wie die deutsche Kooperation mit Moskau den Alliierten zutiefst

schaden könnte: Gerade die britischen Ölbeteiligungen im Iran und Irak seien potenziell verwundbar und könnten verlorengehen, oder, was noch schlimmer wäre, dem Feind in die Hände fallen. ^[42]

Diese Befürchtungen waren durchaus begründet. Die Deutschen hatten während der gesamten dreißiger Jahre im Mittleren Osten und in

Zentralasien eine rege Tätigkeit entwickelt. Die Lufthansa hatte in der ganzen Region ein umfangreiches Verkehrsflugnetz eingerichtet. Unternehmen wie Siemens oder die Organisation Todt hatten im industriellen Sektor des Irak, des Iran und Afghanistans großen Einfluss gewonnen. Deutsche Ingenieure hatten unzählige Straßen und Brücken

entworfen, deren Bau von deutschen Technikern geleitet wurde. Firmen wie Telefunken hatten eine Telekommunikationsinfrastruktur aufgebaut. Jetzt war ihr technisches Können sehr gefragt.^[43] Verbindungen wie diese führten dazu, dass Deutschland vor Ort äußerst positiv gesehen wurde. Darüber hinaus galt Hitler in

der islamischen Welt als ein Staatsführer, der entschieden handelte und für das eintrat, woran er glaubte. Diese Botschaft wurde von einem Agentennetz verstärkt, das von der Abwehr, dem deutschen Militäргеheimdienst, geleitet wurde, der seit geraumer Zeit in der Region zwischen dem östlichen Mittelmeer und dem Himalaya Kontakte knüpfte und um Unterstützung für die

deutsche Sache warb.^[44]

Tatsächlich wurde im Oberkommando des Heeres bereits im Januar 1940 rege darüber debattiert, wie man die Sowjets dazu bewegen könnte, in Zentralasien und Indien einzugreifen. General Jodl, einer der angesehensten Strategen der Wehrmacht, beschäftigte sich in einer Denkschrift mit der Frage, wie

man die neue deutsch-sowjetische Zusammenarbeit dazu nutzen könnte, den Briten im Mittleren Osten «Schwierigkeiten zu bereiten, ohne dass eine deutsche Unterstützung in nennenswertem Umfange nötig wird». Er regte an, an der indischen Grenze einen Aufstand zu schüren. Dies würde «einen für England bedrohlichen Unruheherd»

schaffen, der die Briten dazu zwänge, Truppen aus Europa abzuziehen. ^[45] Ein separater, gewagter Plan, König Amanullah, der seit seiner Abdankung in Berlin lebte, wieder auf den afghanischen Thron zu verhelfen, wurde ebenfalls gründlich erörtert.

[46]

Es gab weitere Bemühungen, in strategisch empfindlichen

Gebieten Unruhen
hervorzurufen. Der Fakir von
Ipi war eine Dreißiger-Jahre-
Version von Osama bin Laden.
Dieser asketische Prediger war
ebenso geheimnisvoll wie
blutrünstig, religiös absolut
konservativ, aber gleichzeitig
ein Sozialrevolutionär. Er war
der ideale Partner, um die
North-West Frontier Province
zu destabilisieren und britische
Ressourcen zu binden. Das

Hauptproblem war, ihn überhaupt zu finden. Er war äußerst schwer zu fassen und den Briten schon unzählige Male entwischt. Aber auch die Deutschen hatten Schwierigkeiten, zu ihm zu gelangen, ohne selbst Schaden zu nehmen: Eine Mission endete katastrophal, als zwei deutsche Agenten, die nach Ansicht der Abwehr als Fachleute für Lepra getarnt

weniger auffallen würden, bei einem Überfall der afghanischen Armee getötet beziehungsweise verwundet wurden. Nachdem es schließlich doch gelang, Kontakt zu dem Fakir aufzunehmen, grenzten seine Forderungen im Gegenzug für eine Unterstützung der Deutschen gegen die Briten ans Absurde. [47]

Anderswo in der Region konnten die Deutschen ihren Einfluss wirkungsvoll ausbauen. Viele im Iran und Irak waren von Hitlers kraftvoller Ausstrahlung und seiner Rhetorik begeistert. Zudem gab es eine natürliche Übereinstimmung zwischen dem tiefen Antisemitismus des Nazi-Regimes und dem einiger führender islamischer Geistlicher. So begrüßte etwa

der Großmufti von Jerusalem,
Mohammed Amin al-Husseini,
von Anfang an den Aufstieg
jenes Mannes, den er später als
«al-ḥajj Muḥammad Hitler»
bezeichnete. Die
antisemitischen Ansichten des
«Führers» waren Wasser auf
die Mühlen eines hohen
Geistlichen, der gerne zur
Tötung der Juden aufrief, die er
«Abschaum und Ungeziefer»

nannte. [48]

Die Bewunderung für Deutschland in der gesamten Region ging jedoch noch viel weiter. Mehrere Wissenschaftler haben auf die Ähnlichkeiten hingewiesen zwischen der Ideologie, die Hitler Deutschland in den dreißiger Jahren aufnötigte, und einem vergleichbaren Programm im damaligen

Persien. Dieses trat für eine «Reinigung» der persischen Sprache und Sitten ein und berief sich wie die Nationalsozialisten auf ein halbmythisches goldenes Zeitalter. Tatsächlich ging die Entscheidung, den Namen des Landes offiziell zu ändern und es künftig Iran statt Persien zu nennen, angeblich auf den Einfluss Teheraner Diplomaten in Berlin zurück, die den Schah

von der Bedeutung des
«Ariertums» überzeugten und
das gemeinsame etymologische
und pseudohistorische Erbe
betonten, auf das man die neue
Identität des Iran gründen
könne. [49]

Auch die Gründung der
Ba'ath-Partei (wörtlich für
«Wiedergeburt») im Irak
verdankte viel der NS-
Propaganda und deren Idee

einer nationalen Renaissance.

[50] Dann gab es da noch den bezeichnenden Gedankenaustausch zwischen Hitler und dem Sondergesandten des saudischen Königs im Juni 1939, den ein hoher Diplomat des Auswärtigen Amtes protokollierte: «Der Führer erklärte, dass wir den Arabern aus zwei Gründen mit

Sympathie gegenüberstünden:

1. weil wir keine territorialen Aspirationen in Arabien besäßen und 2. dieselben Feinde hätten. Nach einigen weiteren Erklärungen fügte er hinzu: 3. wir gemeinschaftlich die Juden bekämpften [...]. Er erklärte dann, dass er selbst nicht ruhen würde, ehe nicht der letzte Jude Deutschland verlassen hätte.»^[51]

Es war deshalb nicht weiter überraschend, dass man in London und Paris einen Plan nach dem anderen entwarf, wie man die Deutschen und die Sowjets einhegen könnte. Der französische Generalstabschef Claude Gamelin schlug vor, einen Stützpunkt zu errichten, idealerweise auf dem Balkan, der im Notfall im Rücken der Deutschen Druck ausüben

könnte.^[52] Die Idee wurde ernst genommen und sogar vom französischen Premierminister Édouard Daladier unterstützt, bevor sie schließlich doch fallengelassen wurde. Abgelöst wurde sie durch einen weiteren gewagten Plan, der einen Angriff auf Skandinavien vorsah, der die Deutschen vom schwedischen Eisenerz abschneiden sollte. Er

traf auf die begeisterte
Zustimmung von Winston
Churchill, der inzwischen zum
Ersten Lord der Admiralität
ernannt worden war. «Nichts
wäre tödlicher [...], als diese
Importe für drei oder sogar
sechs Monate zu stoppen»,
schrieb er. Dabei sollte
Großbritannien durchaus «die
norwegische Neutralität
verletzen» und die
Küstengewässer Norwegens

verminen. Diese Maßnahmen würden die deutsche «Kriegführungsfähigkeit und [...] das Leben dieses Landes» bedrohen. [53]

Im Zentrum all dieser Diskussionen stand das Vorhaben, die deutsche Versorgungskette zu kappen. Schließlich richtete sich die Aufmerksamkeit im Frühjahr 1940 auf Baku. Der

französische Luftwaffenchef General Vuillemin schlug vor, dass alliierte Luftstreitkräfte Stützpunkte im Nahen und Mittleren Osten nutzen könnten, um Bombenangriffe auf Förderanlagen vor allem im sowjetischen Aserbaidshan durchzuführen.

Bomberstaffeln, die von den britischen Basen im Irak und den französischen in Syrien aus operierten, waren seiner

Meinung nach imstande, die Ölförderung im Kaukasus innerhalb von zwei oder drei Monaten auf die Hälfte zu reduzieren. Laut der ersten Fassung dieses Plans hätte dies «entscheidende Auswirkungen auf Russland und Deutschland». Nachfolgende Versionen trafen sogar noch optimistischere Voraussagen: Noch weniger Angriffsgruppen würden in einer noch kürzeren

Zeitspanne ähnliche Ergebnisse erzielen. [54]

Britische Strategen stimmten dem zu. Eine Bombardierung des Kaukasus würde, so meinten sie, zu einer sofortigen Störung «der russischen Industrie und Landwirtschaft führen, sodass beide zunehmend gelähmt und funktionsunfähig würden. Sie würde alle Hoffnungen

Deutschlands begraben, dass es die russische Produktion zu seinen Gunsten rationell umgestalten könnte, und hätte einen entscheidenden Einfluss auf den Ausgang des Krieges.»

Die französischen und britischen Strategen waren überzeugt, dass eine Zerstörung der russischen Ölförderanlagen das beste Mittel sei, um die Bedrohung durch Deutschland zu

beseitigen. [55]

Diese gemeinsamen Pläne wurden Makulatur, als Hitler einen Blitzkrieg gegen Frankreich begann. Auf viele wirkte der deutsche Feldzug wie das Werk eines taktischen Genies, das die Verteidiger in einer Reihe glänzender Operationen völlig überraschte und das Ganze bis aufs Kleinste im Voraus geplant hatte.

Ausgeführt wurde dies alles von einer kampferprobten Armee, die bei der Besetzung fremder Länder inzwischen über große Erfahrung verfügte. Neuere Forschungen legen dagegen nahe, dass der Erfolg in Frankreich nicht zuletzt glücklichen Zufällen geschuldet war. Mehr als einmal verlor Hitler die Nerven, um kurz darauf herauszufinden, dass seine Befehle die

Heeresgruppenkommandeure erst erreicht hatten, als diese bereits viele Kilometer über den Punkt hinaus waren, an dem sie eigentlich hätten anhalten sollen. Heinz Guderian, ein draufgängerischer preußischer Panzerkommandeur, wurde wegen Befehlsverweigerung zeitweise seines Kommandos enthoben, nachdem er weiter vorgerückt war – obwohl ihn

der Befehl, seine Stellung zu halten, wahrscheinlich nie erreicht hatte. In dieser Zeit bekam Hitler dermaßen große Angst, dass seine Truppen in eine Falle laufen könnten, dass er am Rande eines Nervenzusammenbruchs stand. Der schnelle Vormarsch war der unverdiente Gewinn eines Glücksspielers, der entgegen aller Wahrscheinlichkeit Erfolg

hatte. [56]

Die Zeit der westeuropäischen Reiche war bereits mit dem Ersten Weltkrieg zu Ende gegangen. Nun sah es so aus, als würden sie nicht länger dahinsiechen, sondern von Deutschland einen plötzlichen Todesstoß erhalten. Während sich die Royal Air Force auf die Luftschlacht um England vorbereitete,

verkündeten laute Stimmen das Ende einer Ära. Der deutsche Gesandte und bevollmächtigte Minister in Kabul sagte jedem, der ihm zuhörte, dass Hitler am Ende des Sommers in London sein würde. In Vorbereitung auf den endgültigen Zusammenbruch des Britischen Empire machte er führenden Persönlichkeiten der afghanischen Regierung konkrete Vorschläge: Wenn das

Land seine Neutralität aufgebe, trete ihm Deutschland einen großen Teil des nordwestlichen Indiens sowie den Hafen von Karatschi ab, sobald diese in deutsche Hände fallen würden. Dies war ein verführerisches Angebot. Selbst der britische Gesandte in Kabul erkannte, dass das britische Schiff «zu sinken scheint». Um es «über Wasser zu halten», brauche es Mut und Zuversicht.

Maßnahmen wie die Senkung der Frachtraten für afghanische Baumwolle, um sicherzustellen, dass die lokale Wirtschaft nicht zusammenbrach, waren da eigentlich nur eine symbolische Geste und ein Zeichen dafür, wie begrenzt die britischen Optionen waren. In diesem entscheidenden Augenblick blieben die Afghanen jedoch standhaft – oder hielten die

Dinge zumindest in der
Schwebe. [57]

Im Sommer des Jahres 1940
hingen Großbritannien und
sein Empire an einem seidenen
Faden. Die Unterschrift, die im
vorangegangenen Sommer ein
Abkommen zwischen Nazi-
Deutschland und der
kommunistischen Sowjetunion
besiegelt hatte, veränderte in
kürzester Zeit die Welt. Die

Zukunft schien nun den neuen Verkehrswegen zu gehören, die Berlin über die Sowjetunion mit dem Inneren des asiatischen Kontinents und dem indischen Subkontinent verbinden würden.

Diese Neuausrichtung hing jedoch von einer dauerhaften, gleichbleibenden Unterstützung durch die Sowjetunion ab. In den Monaten nach dem Einmarsch

in Polen flossen sowjetische Güter und Rohstoffe nach Deutschland, aber dies lief nicht immer reibungslos ab. Oft gab es harte Verhandlungen, vor allem wenn es um Weizen und Öl ging, zwei Ressourcen, nach denen die Nachfrage besonders hoch war. Stalin überwachte die Angelegenheit persönlich. Er entschied etwa, ob und zu welchen Bedingungen die Deutschen

die von ihnen gewünschten
achthunderttausend Tonnen Öl
oder eine weit geringere
Menge bekommen sollten. Die
Diskussionen über jede
einzelne Lieferung waren lästig
und zeitraubend und für die
deutschen Planer eine beinahe
ständige Quelle der Sorge.^[58]

Verständlicherweise erkannte
auch das deutsche Auswärtige
Amt, wie brüchig dieser

Zustand war, und unterstrich in seinen Berichten die Gefahren einer zu großen Abhängigkeit von Moskau. Wenn aus irgendeinem Grund etwas schief lief – ein Wechsel in der sowjetischen Führung, Halsstarrigkeit der Gegenseite oder einfach nur wirtschaftliche Meinungsverschiedenheiten –, wäre Deutschland plötzlich völlig exponiert und stände ohne seinen wichtigsten

Lieferanten da. Dies war die allergrößte Bedrohung für Hitlers erstaunlichen militärischen Siegeslauf durch Europa. [59]



[Bild vergrößern]

Diese Unsicherheit führte zu einer Entscheidung, die Millionen deutscher Soldaten, Millionen Russen und Millionen von Juden das Leben kosten sollte: der Einfall in die Sowjetunion. Als Hitler Ende Juli 1940 seine nächste Unternehmung ankündigte, stellte er sie typischerweise als Kampf der Ideologien dar. Er erklärte General Jodl, man

müsse jetzt die Gelegenheit wahrnehmen, den Bolschewismus zu beseitigen.

[60] Tatsächlich ging es um Rohstoffe und vor allem um Nahrungsmittel.

In der zweiten Hälfte des Jahres 1940 und Anfang 1941 arbeiteten nicht nur die Militärs an der Logistik einer Invasion, sondern auch die Wirtschaftsplaner. Sie standen

unter der Leitung Herbert Backes, eines Landwirtschaftsfachmanns, der bereits 1925 der NSDAP beigetreten war. Nach der Machtergreifung machte er eine steile Karriere, vor allem als ihn Walter Darré, der Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft, unter die Fittiche nahm. Backes sklavische Ergebenheit gegenüber dem

Nationalsozialismus, gepaart mit seinen landwirtschaftlichen Kenntnissen, ließ ihn während der Reformen der dreißiger Jahre, als Preiskontrollen eingeführt und sowohl die Import- als auch die Exportmärkte beschränkt wurden, immer mehr an Einfluss gewinnen. [61]

Backe war von der Vorstellung besessen, dass

Russland die Lösung der deutschen Probleme sei. Im Zuge der stetigen Ausdehnung des Russischen Reiches war die Steppe allmählich von der Heimat nomadischer Hirtenvölker zu einer idealen Kornkammer umgewandelt worden, auf deren weiter Ebene ein Getreidefeld das andere ablöste, so weit das Auge reichte. Der Boden war außerordentlich fruchtbar, vor

allem dort, wo die Erde dank ihres Mineralreichtums schwarz gefärbt war. Die bereits in der Zarenzeit von der Russischen Akademie der Wissenschaften entsandten Expeditionen schwärmten von dem riesigen Gebietsstreifen, der sich vom Schwarzen Meer bis tief nach Zentralasien hinein erstreckte. Sie berichteten begeistert von den dortigen Bedingungen, die für

hochproduktiven,
großflächigen Ackerbau ideal
geeignet seien. [62]

Seit der Revolution von 1917
war die landwirtschaftliche
Erzeugung in Südrussland und
der Ukraine rasant gewachsen.
Angeheizt wurde sie von der
steigenden heimischen
Nachfrage und den
zunehmenden Exporten. Ein
weiterer Grund war die

wissenschaftliche Forschung,
die nach den besten
Weizensorten suchte und sich
bemühte herausfinden, wie man
die Erträge eines Landstrichs
maximieren konnte, auf dem
seit Jahrhunderten das Vieh der
Nomaden gegrast hatte.^[63]
Niemand kannte das Potenzial
der Steppe, in der die
Produktion im späten 19. und
frühen 20. Jahrhundert so

schnell gestiegen war, besser als Herbert Backe. Immerhin war das russische Getreide Thema seiner Doktorarbeit. [64]

Backe, ein kleiner, drahtiger Brillenträger, der elegante Kleidung liebte, leitete nun einige Arbeitsgruppen, die nacheinander mehrere Entwürfe ausarbeiteten, die sich mit den Zielsetzungen einer Invasion befassten. Wie

Backe gegenüber Hitler betonte, war der Schlüssel die Ukraine: Die Herrschaft über die landwirtschaftliche Ebene nördlich des Schwarzen und des Kaspischen Meeres würde das Deutsche Reich «von jeder wirtschaftlichen Sorge befreien». ^[65] Hitler selbst wies darauf hin, dass Deutschland «von niemand mehr geschlagen werden» könne, wenn es «die

unermesslichen Reichtümer
des russischen Riesenraums»
unter seine Herrschaft bringe.
[66] Man wäre dann auch nicht
mehr auf das Wohlwollen der
UdSSR und ihrer
unberechenbaren Führung
angewiesen. Außerdem ließen
sich dadurch die Auswirkungen
der britischen Blockade des
Mittelmeers und der Nordsee
massiv verringern. Dies war die

einmalige Gelegenheit,
Deutschland den Zugang zu
den Ressourcen und Rohstoffen
zu verschaffen, die es
benötigte.

Hitler griff diese
Argumentation wieder auf,
nachdem der Angriff im
Sommer 1941 tatsächlich
begonnen hatte. Als die
deutschen Truppen in den
ersten Tagen der Invasion mit
erstaunlicher Geschwindigkeit

nach Osten vorrückten, konnte der Führer seine Begeisterung kaum zügeln. Deutschland werde «aus diesen Gebieten nie wieder herauskommen», stellte er kategorisch fest. «Aus den neugewonnenen Ostgebieten müssen wir einen Garten Eden machen», erklärte er seinen Zuhörern. Bei dieser Aufgabe müsse man «unbedingt vom Engländer lernen». Bei anderer Gelegenheit meinte er: «Der

russische Raum ist unser
Indien.»^[67]

Auch der Reichsminister für
Volksaufklärung und
Propaganda Joseph Goebbels
verhehlte nicht, dass es bei
dem Überfall auf die
Sowjetunion um den Zugang zu
Versorgungsgütern ging,
darunter vor allem Weizen und
andere Getreidearten. In einem
Zeitschriftenartikel erklärte er

in seiner typischen
kaltschnäuzigen Art, dass der
Krieg «für Getreide und Brot
[und] für einen vollgedeckten
Frühstücks-, Mittags- und
Abendtisch» geführt werde.
Man könne doch nicht ewig
«für Ideale» kämpfen. «Wir
wollen nun endlich einmal
einkassieren [...]. Auf den
unübersehbaren Feldern des
Ostens wogt das gelbe Getreide
genug und übergenuß, um

unser Volk und ganz Europa zu ernähren [...]. Das ist unser Kriegsziel.»^[68]

Hinter solchen Kommentaren stand eine große Dringlichkeit, denn es kam zunehmend zu einem Nahrungsmittelmangel in Deutschland, nachdem selbst die sowjetischen Getreidelieferungen die chronischen Versorgungsprobleme nicht

mehr beheben konnten. So meldete etwa der deutsche Rundfunk im Februar 1941, dass inzwischen in ganz Europa Lebensmittelknappheit herrsche. Grund sei die britische Handelsblockade, die derselbe Rundfunk noch kurz zuvor verächtlich als «Dementia britannica», als «britische Verrücktheit», abgetan hatte.

[69] Im Sommer 1941 notierte

Goebbels in sein Tagebuch, dass die Regale der Berliner Läden leer seien. Vor allem fehlte es an Gemüse. Dies führte zu stark schwankenden Preisen und zu einem blühenden Schwarzmarkt, was die Besorgnisse einer Bevölkerung weiter anheizte, die zwar noch ruhig blieb, sich jedoch mehr und mehr fragte, was genau die Vorteile der deutschen Expansion eigentlich

sein sollten – eine Entwicklung, die Hitlers Propagandachef zu Recht etwas nervös machte.^[70] Ein besorgter fränkischer Landrat schrieb im Juli 1941: «Die überarbeiteten und abgewirtschafteten Männer und Frauen sehen nicht ein, warum der Krieg nach Asien und Afrika hineingetragen werden muss.»^[71] Die glücklicheren Tage waren nur

noch eine ferne Erinnerung.

Die Lösung hatten Backe und sein Analystenteam parat.

Backe selbst legte Wert darauf, am Ende des Jahres 1940 in

seinem jährlichen

Versorgungsbericht auf die schlechter werdende

Ernährungslage in Deutschland hinzuweisen. Bei einem Treffen

der Staatssekretäre im Januar

1941 mit Hermann Göring in

dessen Eigenschaft als

Beauftragter für den Vierjahresplan warnte Backe, dass man binnen kurzem die Fleischrationen kürzen müsse. Dies hatte man bisher vermieden, weil man Angst hatte, die Zustimmung des Volkes nicht nur zum Krieg, sondern auch zu den Nationalsozialisten insgesamt zu verlieren.^[72]

Backes Vorschlag war radikal.

So riesig und geographisch vielgestaltig die Sowjetunion auch sein mochte, man konnte sie doch durch eine grob gezogene Linie teilen. Im Süden, der die Ukraine, Südrussland und den Kaukasus umfasste, gab es fruchtbare Felder, die eine beträchtliche landwirtschaftliche Produktion ermöglichten. Nach Backes Definition war dies das «Überschussgebiet». Die

Region im Norden, die
«Waldzone», die aus Zentral-
und Nordrussland,
Weißrussland und dem
Baltikum bestand, war dagegen
ein «Zuschussgebiet».

Diejenigen, die südlich dieser
Linie lebten, produzierten also
Nahrungsmittel, während die
auf der anderen Seite diese nur
konsumierten. Die Antwort auf
die deutschen Probleme
bestand nun darin, sich auf

Erstere zu konzentrieren – und
Letztere zu ignorieren. Man
sollte das «Überschussgebiet»
besetzen und dessen
Erzeugnisse nach Deutschland
umleiten. Das
«Zuschussgebiet» sollte man
dagegen sich selbst überlassen.
Wie und ob die Menschen dort
überlebten, spielte keine Rolle.
Ihr Verlust war Deutschlands
Gewinn.

Was dies in der Realität bedeutete, wurde bei einem Treffen in Berlin deutlich, das einige Wochen vor Beginn des «Unternehmens Barbarossa» stattfand, wie der Deckname für den Überfall auf die Sowjetunion lautete. Am 2. Mai besprachen die deutschen Staatssekretäre die Prioritäten: Die deutschen Armeen sollten bei ihrem Vormarsch einen möglichst großen Teil ihres

Nahrungsmittelbedarfs aus den eroberten Gebieten selbst decken. Das Gelobte Land sollte von Anfang an für die Deutschen produzieren. Die Wehrmacht sollte von dem Moment an, in dem sie die Grenze überquerte, aus Russland versorgt werden.

Auch die Auswirkungen dieser Strategie auf all jene, die im «Zuschussgebiet» lebten, wurden bei dem Treffen

besprochen. Die Betroffenen würden mit einem Schlag von allen Nahrungsmittelzufuhren aus dem Süden abgeschnitten werden. In einem der entsetzlichsten Dokumente der Weltgeschichte heißt es kurz und bündig: «Hierbei werden zweifellos zig Millionen Menschen verhungern, wenn von uns das für uns Notwendige aus dem Lande

herausgeholt wird.»^[73] Diese Toten waren eben der Preis, den man für die Selbstversorgung Deutschlands bezahlen musste. Sie waren ein Kollateralschaden und ein notwendiges Opfer für den deutschen Sieg und das deutsche Überleben.

Das Treffen befasste sich mit weiteren logistischen Fragen, um sicherzustellen, dass im

Ernstfall alles glattlaufen würde. Die Verbindungen zwischen den landwirtschaftlich genutzten Ebenen und der Transportinfrastruktur mussten gesichert werden, um die Verbringung der Agrarerzeugnisse nach Deutschland zu gewährleisten. Danach folgte eine längere Diskussion über die Frage, wie die deutschen Aufseher der Ernteeinbringung und der

künftigen Pflanzaktionen äußerlich gekennzeichnet werden sollten. Man einigte sich schließlich auf silbergraue Armstreifen, die auf der Zivilkleidung anzubringen waren. Ein führender Historiker der Zeitgeschichte bezeichnete dieses Treffen als eine Mischung aus Banalem und Mörderischem. [74]

In den darauffolgenden drei

Wochen bemühte man sich, die zu erwartenden Opferzahlen zu quantifizieren und damit den «zig Millionen» im «Zuschussgebiet», deren Tod man vorausgesagt hatte, eine konkrete Zahl zuzuweisen. Am 23. Mai wurde eine zwanzigseitige Richtlinienammlung herausgegeben, die im Wesentlichen eine aktualisierte Fassung der Entschlüsse und

Folgerungen war, auf die man sich am 2. Mai geeinigt hatte. Das «Zuschussgebiet» der Sowjetunion sollte sofort vom Rest des Landes abgeschnitten werden, und sein Getreide und andere Agrarprodukte sollten eingesammelt und nach Deutschland umgeleitet werden. Wie beim Treffen in Berlin vereinbart, sollte die Lokalbevölkerung die Konsequenzen tragen. Diese

wurden jetzt etwas genauer dargestellt. Vor allem grenzte man die Schätzungen etwas ein, was die ganze Sache jedoch nur schrecklicher machte: «Viele zehn Millionen von Menschen werden in diesem Gebiet überflüssig und werden sterben, oder nach Sibirien auswandern müssen», hieß es in dem Bericht. «Versuche, die Bevölkerung dort vor dem Hungertode dadurch zu retten,

dass man aus der
Schwarzerdezone Überschüsse
heranzieht, können nur auf
Kosten der Versorgung
Europas gehen. Sie
unterbinden die
Durchhaltungsmöglichkeit
Deutschlands im Kriege.»^[75]

Zwar ist keine
Teilnehmerliste des Treffens
vom 2. Mai erhalten geblieben,
Backes Einfluss war jedoch

überall zu spüren, ob nun auf der Tagesordnung oder bei den gefassten Beschlüssen. Er wurde von Hitler hoch geschätzt, mehr als seine Vorgesetzten. Backes Frau schrieb in ihr Tagebuch, dass sich der «Führer» während der Planung des Überfalls auf Russland immer wieder bei ihrem Mann Rat holte. In der überarbeiteten Einleitung seiner Dissertation, die im Jahr

1941 endlich veröffentlicht wurde, behauptete Backe, dass Russland seine Ressourcen nicht richtig genutzt habe. Wenn sie jetzt in deutsche Hände fielen, würden sie ganz bestimmt effizienter genutzt werden. [76]

Bezeichnender als alles andere ist jedoch eine kurze Weisung, die Backe am 1. Juni 1941, drei Wochen vor der

Invasion, verfasste. Darin forderte er «die Deutschen im Osten» auf, für die Russen und deren Schicksal keinerlei Mitgefühl zu empfinden.

«Armut, Hunger und Genügsamkeit erträgt der russische Mensch schon seit Jahrhunderten [...]. Versucht nicht, den deutschen Lebensstandard als Maßstab anzulegen und die russische Lebensweise zu ändern.» Der

russische Magen sei «dehnbar, daher kein falsches Mitleid» für die Hungernden.^[77] Die stahlharte Konsequenz seines Denkens beeindruckte auch andere, wie Goebbels in seinem Tagebuch vermerkte, als die Vorbereitungen für den Angriff auf die UdSSR in vollem Gange waren: «Backe beherrscht übrigens sein Ressort meisterhaft. Bei ihm wird

getan, was überhaupt nur möglich ist.»^[78]

Was dies alles für die Betroffenen bedeutete, war allen Beteiligten völlig klar. Selbst Goebbels sagte in seinem Tagebuch voraus, dass «im kommenden Winter eine Hungersnot ausbrechen» werde, die «alles bisher in der Geschichte Dagewesene in den Schatten stellen wird».

Allerdings legte er sie den Sowjets selbst zur Last, da diese «in großem Stil» ihre Ernte verbrennen würden. Hämisch fügte er hinzu: «Aber das ist nicht unsere Sorge. Jeder besitzt das Paradies, das er sich wünscht.» Dass diese Ernteausfälle auch die Deutschen selbst betreffen würden, stritt er damals noch ab.^[79] Ihm fehlten wohl Backes

Kenntnisse, oder er tat es wider besseres Wissen. Wenn die Deutschen dem sowjetischen Rundfunk damals so aufmerksam folgten wie die Briten, konnten sich ihre Landwirtschaftsexperten über eine Nachricht freuen, die Radio Moskau drei Tage vor der Invasion verbreitete: «In Zentralrussland sehen die Felder wie grüne Teppiche aus, im Südosten reift der Weizen.»

Die Ernte fing zwar gerade erst an, aber sie versprach ausgesprochen gut zu werden.

[80]

Als die Vorbereitungen für den Überfall in die letzte Phase gingen, war allen Wehrmachtsangehörigen klar, wofür sie kämpfen sollten. Laut Franz Halder, einem bayerischen Berufsoffizier, der in der Wehrmacht bis zum Generaloberst aufgestiegen

war, nahm auch Hitler in seiner direkten und unverfrorenen Art kein Blatt vor den Mund. «Es handelt sich um einen Vernichtungskampf», erklärte er seinen Generälen im März 1941. Man müsse die russische Armee «zerschlagen» und den «Staat auflösen». «Wir müssen von dem Standpunkt des soldatischen Kameradentums abrücken. Der Kommunist ist vorher kein Kamerad und

nachher kein Kamerad [...]. Die Führer der Truppe müssen wissen, worum es geht.» In Bezug auf die Sowjetunion meinte er kurz und bündig: «Im Osten ist Härte mild für die Zukunft.» [81]

Zwei Monate später machte man auch die einfachen Landser mit diesen Grundsätzen vertraut. Am 19. Mai wurden *Richtlinien für*

das Verhalten der Truppe in Russland herausgegeben und an alle Teilnehmer des Unternehmens Barbarossa verteilt. Man forderte von den Soldaten ein «rücksichtsloses und energisches Durchgreifen gegen bolschewistische Hetzer, Freischärler, Saboteure, Juden». Sie sollten niemandem vertrauen und keine Gnade zeigen.^[82] In einem Erlass vom

13./14. Mai 1941 wurde
festgelegt, mit welchen Mitteln
das eroberte Gebiet
«befriedet» werden sollte. Im
Falle von
Widerstandshandlungen sollten
«kollektive Gewaltmaßnahmen»
gegen die «Ortschaften»
ergriffen werden, «aus denen
die Wehrmacht hinterhältig
oder heimtückisch angegriffen
wurde». Wer in Verdacht
geriet, «Freischärler» zu sein

oder den Deutschen in irgendeiner Form Widerstand zu leisten, kam nicht einmal vor ein Standgericht, sondern wurde entweder «auf der Stelle» erschossen oder einem «Offizier vorgeführt», der über den Fall entschied. Dabei spielte es keine Rolle, ob es sich um einen Soldaten oder einen Zivilisten handelte.^[83]

Weitere Richtlinien waren

eine düstere Warnung vor dem, was sich während des Überfalls auf die Sowjetunion dann tatsächlich abspielen sollte. Dazu gehörte der sogenannte Kommissarbefehl, der den deutschen Soldaten erklärte: «Im Kampf gegen den Bolschewismus ist mit dem Verhalten des Feindes nach den Grundsätzen der Menschlichkeit und des Völkerrechts *nicht* zu

rechnen.» Vor allem die
«politischen Kommissare», mit
denen alle Angehörigen der
sowjetischen politischen Elite
gemeint waren, seien «die
Urheber barbarisch asiatischer
Kampfmethoden». Sie seien
deshalb «grundsätzlich sofort
mit der Waffe zu erledigen».

Zwanzigstes Kapitel

Schwarze Erde, rotes Blut - der Völkermord

Bei der Vorbereitung des deutschen Einmarsches in die Sowjetunion trichterte man den Offizieren und Soldaten eine klare und erbarmungslose

Botschaft ein: Alles hing von der Eroberung der Weizenfelder des Südens ab. Den einfachen Landsern erzählte man, sie sollten sich vorstellen, dass das Essen, das die Sowjetbürger zu sich nahmen, den Mündern deutscher Kinder entrissen worden sei. ^[1] Generaloberst Erich Hoepner erklärte seiner Panzergruppe in einem

Einsatzbefehl kurz vor Beginn
des Unternehmens Barbarossa:
«Dieser Kampf muss die
Zertrümmerung des heutigen
Russland zum Ziele haben und
deshalb mit unerhörter Härte
geführt werden. Jede
Kampfhandlung muss in Anlage
und Durchführung von dem
eisernen Willen zur
erbarmungslosen, völligen
Vernichtung des Feindes

geleitet sein.»^[2]

Die Verachtung für die Slawen, der Hass gegen den Bolschewismus und der Antisemitismus waren auch im Offizierskorps weit verbreitet. Diese Einstellungen verbanden sich in den Worten eines führenden Historikers nun zu einem «ideologischen Gemisch, dessen Gärung die Generäle zu Helfershelfern des

Massenmords im
bevorstehenden Ostfeldzug
machte». [3]

Während er darauf wartete,
dass seine Vernichtungsideen
umgesetzt wurden, hing Hitler
Tagträumen über die Zukunft
nach: Die Krim werde zur
Riviera der Deutschen werden,
sagte er voraus. Wie
wunderbar wäre es doch, wenn
man diese Halbinsel im

Schwarzen Meer durch eine Autobahn mit dem Vaterland verbinden würde. Dann könnte sie jeder «deutsche Volksgenosse» mit seinem Volkswagen besuchen. Etwas launig meinte Hitler dann, er wäre gerne zehn bis fünfzehn Jahre jünger, dann könnte er diese glorreiche Zukunft noch erleben.^[4] Auch Himmler hatte rosige Vorstellungen von der

Zukunft und dachte an
«Siedlungssperlen vom Don bis
zur Wolga» mitten im
«fremdvölkischen Gebiet», die
jeweils aus einer Gruppe von
Dörfern bestehen würden, in
denen deutsche Siedler die
fruchtbare Schwarzerde
bebauten. [5]

Hitler und seine engsten
Vertrauten hatten, was die
Verbreiterung der deutschen

Ressourcengrundlage anging,
zwei Vorbilder. Das erste war
das Britische Empire.

Deutschland würde den
riesigen neuen Territorien im
Osten seinen Stempel
aufdrücken, so wie die Briten
dem indischen Subkontinent
ihren Stempel aufgedrückt
hatten. Eine kleine Gruppe
deutscher Kolonisatoren und
«Wehrbauern» würde Russland
beherrschen, so wie es die

wenigen Briten in Indien taten. Die europäische Zivilisation würde über eine Kultur triumphieren, die schlichtweg minderwertig war. Überhaupt wurden die Briten in Indien von der NS-Führung ständig als ein Beispiel dafür genannt, wie man mit ein paar Männern ein gewaltiges Gebiet regieren könne. [6]

Aber da gab es auch noch ein

anderes Modell, auf das Hitler regelmäßig verwies, auch hier fand er Parallelen und eine Inspirationsquelle: die Vereinigten Staaten.

Deutschland müsse jetzt das tun, was die europäischen Siedler mit den Indianern getan hätten, erklärte Hitler dem neu ernannten Reichsminister für die besetzten Ostgebiete, Alfred Rosenberg. Auch in Russland müsse man die

Lokalbevölkerung
zurückdrängen – oder
ausrotten. Die Wolga werde
«unser Mississippi» sein,
meinte er, das heißt eine
Grenze zwischen der
zivilisierten Welt und dem
dahinterliegenden Chaos. Die
Völker, die im Amerika des
19. Jahrhunderts die Great
Plains besiedelten, würden jetzt
ganz sicher in den
europäischen Osten strömen.

Deutsche, Holländer,
Skandinavier und, wie er
zuversichtlich voraussagte,
selbst Amerikaner würden sich
in diesem neuen
Siedlungsgebiet niederlassen.

[7] Dank der fruchtbaren
Felder der Ukraine und
Südrusslands, die sich weit in
den Osten erstreckten, werde
sich eine neue Weltordnung
herausbilden. Hitler

verkündete das Ende des amerikanischen Traums:
«Europa – und nicht mehr
Amerika – wird das Land der
unbegrenzten Möglichkeiten
sein.» [8]

Seine Begeisterung beruhte
jedoch nicht nur auf den
Aussichten, die der Landgürtel
nördlich des Schwarzen und
des Kaspischen Meeres bot,
denn überall wiesen die

Zeichen auf einen dramatischen Wandel zugunsten Deutschlands hin. Ein Teil der deutschen Zange stieß von Norden in das Zentrum der Welt vor, während ein anderer Teil aus dem Süden kommend durch Nordafrika und den Nahen Osten vordrang. Eine Reihe von Blitzsiegen in der nordafrikanischen Wüste brachte Rommel und sein Afrikakorps im Jahr 1941 bis

vor die Tore Ägyptens. Es bestand also die Chance, dass der entscheidend wichtige Suezkanal in deutsche Hände fallen würde, und das zu einer Zeit, als gerade das Unternehmen Barbarossa vorbereitet wurde. Zugleich eröffnete der Zusammenbruch Frankreichs der deutschen Luftwaffe die Möglichkeit, die Flugstützpunkte zu nutzen, die Frankreich nach den

Schlussverträgen des Ersten Weltkriegs in Syrien und der Levante eingerichtet hatte.

Dies erweiterte den deutschen Einflussbereich beträchtlich.

Das Schicksal der Welt hing an einem seidenen Faden. Die zentrale Frage war aus Sicht der Deutschen, wann der Überfall auf die Sowjetunion stattfinden sollte und ob man Stalin überrumpeln konnte. Es war entscheidend, den Angriff

nach der Aussaat, aber vor der Ernte zu beginnen, damit die deutschen Truppen bei ihrem Vormarsch ins Innere der Sowjetunion vom Ertrag des Landes profitieren konnten. Im Zuge der Verhandlungen mit Moskau im Jahr 1940 hatte die Sowjetunion eine Million Tonnen Getreide, fast dieselbe Menge an Erdöl und beträchtliche Mengen Eisenerz und Mangan an Deutschland

geliefert. Nachdem eine weitere riesige Lieferung im Mai 1941 eingetroffen war, schien der Augenblick für eine Invasion gekommen.^[9]

Alarmiert durch den Aufmarsch deutscher Truppen in der Nähe der sowjetischen Grenze im Frühsommer 1941, unterbreiteten der Volkskommissar für

Verteidigung, Marschall
Timoschenko, und General
Georgi Schukow Stalin den
Vorschlag, den Deutschen
zuvorzukommen und einen
Präventivschlag zu führen. Man
sollte dabei Warschau erobern
und durch Nordpolen bis nach
Ostpreußen vorstoßen. Zwei
weitgehend
übereinstimmenden Berichten
zufolge verwarf Stalin diesen
Plan sofort. «Sind Sie verrückt

geworden?», fragte er angeblich wütend. «Wollen Sie die Deutschen provozieren?» Dann wandte er sich Timoschenko zu: «Schaut her [...], Timoschenko ist gesund und hat einen großen Kopf, aber offensichtlich nur ein kleines Gehirn.» Danach folgte eine Drohung: «Wenn ihr da an der Grenze die Deutschen reizt, wenn ihr ohne unsere Genehmigung die Truppen

verschiebt, dann rollen die Köpfe. Merkt euch das.» Er drehte sich um, verließ den Raum und schlug die Tür hinter sich zu. ^[10]

Stalin war sich ziemlich sicher, dass Hitler irgendwann angreifen würde, allerdings glaubte er, dass dieser es vorerst nicht wagen würde. Gerade deshalb hatte Stalin ja den Handel mit Nazi-

Deutschland persönlich überwacht, er wollte die Deutschen genau im Auge behalten, während die Rote Armee in aller Eile wiederaufgebaut und modernisiert wurde. Er war dermaßen überzeugt, noch immer alle Karten in der Hand zu halten, dass er Geheimdienstberichte von Agenten in Berlin, Rom und sogar Tokio sowie die

Warnungen und Hinweise von Botschaften in Moskau, dass ein Angriff unmittelbar bevorstehe, ganz einfach in den Wind schlug. ^[11] Stalins abschätzig Einstellung zeigte sich in seiner Reaktion auf einen Bericht, den ein Spion, der im Stab der deutschen Luftwaffe saß, nur fünf Tage vor dem Überfall nach Moskau übermittelte: «Sie können Ihre <Quelle> [...] zu

seiner Hurenmutter schicken»,
kritzelte Stalin als Anweisung
an seinen Geheimdienstchef auf
den Rand des Berichts. «Das ist
keine ‹Quelle›, sondern jemand,
der Desinformation
verbreitet.»^[12]

Nicht alle in Stalins
Umgebung waren so
gleichgültig wie der sowjetische
Diktator. Die deutschen
Truppenbewegungen von

Anfang Juni sorgten erneut für
den Vorschlag, die
Sowjetarmee in
Verteidigungsstellungen
vorrücken zu lassen. «Wir
haben doch einen
Nichtangriffspakt mit
Deutschland», erwiderte Stalin
entgeistert. «Deutschland hat
mit dem Krieg im Westen
genug zu tun, und ich bin
sicher, dass es Hitler nicht
wagen wird, eine zweite Front

zu eröffnen, indem er die Sowjetunion angreift. Hitler ist kein Narr und weiß, dass die Sowjetunion nicht Polen oder Frankreich und nicht einmal England ist.»^[13]

Am 21. Juni war jedoch deutlich erkennbar, dass etwas Ernstes in Vorbereitung war. Der schwedische Botschafter in Moskau, Vilhelm Assarsson, sah zwei Möglichkeiten: «Entweder

stehen wir vor einem Kampf von globaler Bedeutung zwischen dem Dritten Reich und dem Sowjetimperium», oder die Deutschen würden eine Reihe von Forderungen stellen, «die die Ukraine und die Ölquellen von Baku betreffen». Im letzteren Fall, meinte er, hätte man es «mit der gigantischsten Erpressung in der Weltgeschichte zu tun».

Nur Stunden später stellte sich heraus, dass es tatsächlich nicht nur um Täuschungsmanöver ging. Fröhlichmorgens um drei Uhr fünfundvierzig wurde Stalin durch einen Anruf von General Schukow geweckt, der ihm mitteilte, die Sowjetunion werde angegriffen und die Deutschen würden in allen Abschnitten über die Grenze strömen. Zunächst weigerte

sich Stalin, dies zu glauben. Er dachte, es handele sich nur um eine Drohgebärde Hitlers, um irgendein Abkommen zu erzwingen, das wahrscheinlich mit den gemeinsamen Handelsbeziehungen zu tun haben würde. Nur ganz langsam dämmerte ihm, dass ein Kampf auf Leben und Tod begonnen hatte.

Stalin war dermaßen geschockt, dass er erst einmal

in Lethargie versank und die ersten öffentlichen Verlautbarungen seinem Außenminister Molotow überließ. Dieser hielt am Mittag eine Ansprache, die auf allen sowjetischen Rundfunksendern übertragen wurde: «In einem Akt der Treulosigkeit, wie ihn die zivilisierte Welt noch nicht erlebt hat, hat das Deutsche Reich den Nichtangriffspakt gebrochen und ist über die

friedliebende Sowjetunion
hergefallen», erklärte er. Man
solle sich nicht täuschen:
«Unsere Sache ist gerecht. Der
Feind wird geschlagen werden.
Der Sieg wird unser sein.»
Natürlich verlor er kein Wort
darüber, dass sich die
Sowjetunion mit dem Teufel
eingelassen hatte und jetzt
dafür zahlen musste. ^[15]

Der deutsche Vormarsch ließ

sich nicht aufhalten – wenn auch die Invasionstruppen weder so gut vorbereitet noch so gut ausgerüstet waren, wie oft angenommen wird. ^[16]

Innerhalb von ein paar Tagen war Minsk gefallen.

Vierhunderttausend Sowjetsoldaten waren umzingelt worden und saßen in der Falle. Die Festung Brest-Litowsk war völlig

abgeschnitten, und ihre Verteidiger hatten bald keine Vorräte mehr, die Hoffnung jedoch gaben sie nicht auf. Ein junger Soldat kratzte am 20. Juli 1941 in eine Wand: «Ich sterbe, aber ich ergebe mich nicht. Lebe wohl, mein Mutterland.»^[17]

Inzwischen hatte auch Stalin die ungeheuren Ausmaße des Geschehens begriffen. Am

3. Juli wandte er sich in einer Radioansprache an das sowjetische Volk. Darin bezeichnete er den «uns aufgezwungenen Krieg» als einen «Kampf auf Leben und Tod des Sowjetstaates». Er warnte seine Zuhörer, dass die Angreifer «die Macht der Gutsbesitzer wiederaufrichten und den Zarismus wiederherstellen» wollten. Etwas näher an der Realität war

seine Behauptung, der Feind wolle die «Völker der Sowjetunion [...] zu Sklaven der deutschen Fürsten und Barone machen». ^[18] Dies traf zu, wenn man für «Fürsten» die NSDAP-Schranzen und für «Barone» die deutschen Industriebarone einsetzte: Schon nach kurzer Zeit wurden sowjetische Kriegsgefangene, aber auch die Zivilbevölkerung massenhaft

zur Zwangsarbeit gezwungen.
Schließlich wurden mehr als
dreizehn Millionen Menschen
beim Straßenbau, als
Landarbeiter oder in den
Fabriken deutscher
Privatunternehmen eingesetzt,
von denen viele heute noch im
Geschäft sind. Die Sklaverei
war nach Europa
zurückgekehrt. ^[19]

Im Sommer 1941 schienen

die Deutschen praktisch unaufhaltsam zu sein. Im September 1941 fiel Kiew nach einer kurzen Belagerung. Mehr als eine halbe Million Sowjetsoldaten geriet in Gefangenschaft. Einige Wochen später stießen die drei Panzergruppen, die als Speerspitze fungierten, ins Herz Russlands vor und erreichten Kalinin, Tula und Borodino, wo die Invasion

Napoleons im Jahr 1812
gescheitert war. Auch danach
durchstießen die Deutschen
weiterhin alle russischen
Verteidigungslinien. Schließlich
stand die Wehrmacht vor
Moskau. In der sowjetischen
Hauptstadt brach Panik aus.
Man dachte darüber nach,
große Teile der Regierung nach
Kuibyschew, das alte Samara,
zu evakuieren, eine Stadt, die
fast neunhundert Kilometer

südöstlich von Moskau an einer Biegung der Wolga auf ihrem Weg ins Kaspische Meer lag. Lenins einbalsamierter Leichnam wurde aus dem Mausoleum auf dem Roten Platz entfernt und nach Osten abtransportiert. Selbst Stalin bereitete sich darauf vor, die Stadt zu verlassen. Erst in letzter Minute änderte er seine Meinung: Einigen Berichten zufolge war der Zug

abfahrbereit und seine Leibwächter erwarteten ihn bereits auf dem Bahnsteig.^[20]

Im November fiel Rostow am Don, die letzte größere Stadt vor dem Kaukasus. Am Ende des Monats standen die 3. und die 4. Panzergruppe weniger als dreißig Kilometer vor Moskau. Am 1. Dezember näherte sich eine Motorrad-Aufklärungseinheit der

sowjetischen Hauptstadt bis auf acht Kilometer.^[21] Hitler war euphorisch. Der Plan, die Sowjetunion zu enthaupten, indem man Leningrad und Moskau im Norden von der Landkarte tilgte, war ein entscheidender Punkt im Hinblick auf die langfristige Sicherung des «Überschussgebiets» im Süden. Offensichtlich war man

auf einem guten Weg. Als die russischen Linien zwei Wochen nach dem Überfall auf die Sowjetunion noch immer zurückwichen, sprach Hitler begeistert über die Zukunft. «Die Ukraine und dann das Wolga-Becken werden einmal die Kornkammern Europas sein. Wir werden ein Vielfaches dessen ernten, was jetzt auf diesem Boden wächst», sagte er im August 1941. «Und auch mit

Eisen versorgen wir Europa.
Wenn Schweden einmal nicht
will, gut, dann nehmen wir es
aus dem Osten.»^[22]

In der Zwischenzeit zogen
auch Bau- und Technikertrupps
im Rücken der Wehrmacht in
den Osten. Im September 1941
brach ein Konvoi des
neugeschaffenen
Sonderkommandos R («R»
stand für Russland) von Berlin

in die Ukraine auf, um in den eroberten Gebieten eine funktionierende Infrastruktur aufzubauen. In mehr als hundert Fahrzeugen wurden Feldküchen, mobile Büros, Reparaturwerkstätten und Polizeifunkeinrichtungen nach Osten gebracht. In den Worten eines Historikers sollte das Sonderkommando die «radikalste Siedlungskampagne in der Geschichte der

europäischen Eroberungen und Reichsbildungen» ermöglichen.

[23]

Als sie Odessa am Schwarzen Meer erreichten, requirierten die Führer des Sonderkommandos – eine bunte Mischung aus Versagern, Männern, die sich vom Militärdienst drücken wollten, und gesellschaftlichen Randexistenzen – erst einmal die schönsten Stadtpalais für

ihre Hauptquartiere. Dann machten sie sich daran, jene Sorte von Einrichtungen zu schaffen, die eindeutig zeigte, dass sie auf Dauer hierzubleiben gedachten: Büchereien, Plattensammlungen, Vortragssäle und Kinos, in denen sie die beliebten deutschen Ufa-Filme zeigen konnten. [24]

Die Invasion schien ein voller Erfolg zu sein. In weniger als einem halben Jahr hatte man fast das gesamte Gebiet erobert, das nach den NS-Planungen Rohstoffe und Nahrungsmittel nach Deutschland liefern sollte. Zwar waren Leningrad und Moskau noch nicht gefallen, aber dies war anscheinend nur eine Frage der Zeit. Auch anderswo sah die Lage ausgesprochen

erfolgversprechend aus.
Obwohl ein Aufstand im Irak
von einer hastig
zusammengezogenen
britischen Truppe
niedergeschlagen worden war,
die auf den Straßen von Haifa
Busse beschlagnahmt hatte, um
damit ins Aufstandsgebiet zu
fahren, gab es gute Gründe
anzunehmen, dass
Deutschlands neue Freunde in
den ölreichen Ländern südlich

des Kaspischen Meeres sich recht bald als äußerst nützlich erweisen würden. [25]

Zum Zeitpunkt des Überfalls auf die Sowjetunion hatte Hitler der Idee der arabischen Unabhängigkeit bereits seinen formellen Segen gegeben. Er hatte dem Großmufti von Jerusalem in einem Schreiben seine Solidarität bekundet und

die Araber als uralte Kultur gepriesen, die in den Briten und den Juden gemeinsame Feinde mit den Deutschen hätten.^[26] Die Pflege der Verbindungen mit der muslimischen Welt führte unter anderem zu dem Buch eines deutschen Wissenschaftlers mit dem Titel «Der Islam im Aufbruch», in dem Saudi-Arabien als «drittes Reich

Allahs» nach den Grundsätzen des Wahhabismus bezeichnet wird. [27]

Aus der Sicht Großbritanniens waren diese Entwicklungen äußerst besorgniserregend. Im Irak habe man eine Katastrophe nur um Haaresbreite vermieden, notierte General Wavell, der Oberbefehlshaber in Indien. Nun müsse man unbedingt

Schritte unternehmen, um den Iran zu sichern. Es sei keineswegs ausgemacht, dass sich der deutsche Einfluss dort nicht weiter ausbreiten werde. «Die Verteidigung Indiens erfordert eine sofortige Entfernung der Deutschen aus dem Iran», schrieb er im Sommer 1941 an Premierminister Winston Churchill. «Eine Unterlassung dieser Maßnahme würde nur zu

einer Wiederholung ähnlicher Ereignisse führen, wie sie im Irak gerade noch abgefangen werden konnten.»^[28]

Wavell machte sich zu Recht Sorgen um den Iran, wo die deutsche Propaganda seit Kriegsbeginn große Erfolge erzielt hatte. Im Sommer 1941 berichtete ein amerikanischer Korrespondent, dass es an allen Zeitungsständen in Teheran die

NS-Propagandazeitschrift *Signal* zu kaufen gebe, die ein Sprachrohr Goebbels' war. Die Kinos seien brechend voll und es würden dort Filme wie *Sieg im Westen* gezeigt, der in epischem Stil die deutschen Siege in Frankreich und Westeuropa feierte. [29]

Auch Hitlers Angriff auf die Sowjetunion wurde im Iran begeistert begrüßt. Mehreren

Berichten zufolge versammelte sich eine große Menschenmenge auf dem Sepah-Platz im Zentrum Teherans, wenn es die Eroberung einer weiteren sowjetischen Stadt durch die Wehrmacht zu bejubeln gab.

[30] Sir Reader Bullard, der britische Botschafter, berichtete in den Tagen nach dem Überfall an das

Außenministerium in London,
dass «sich die Iraner im
Allgemeinen über den
deutschen Angriff auf ihren
uralten Feind Russland
freuen». [31]

Die Deutschfreundlichkeit sei
in der Armee und auf den
Basaren weit verbreitet,
erklärte die renommierte
Persien-Wissenschaftlerin Ann
Lambton, als man sie nach ihrer

Ansicht zur Lageentwicklung fragte. Dies gelte vor allem für die «jüngeren Offiziere, die gewöhnlich [...] auf einen deutschen Sieg hoffen». [32]

Der britische Militärattaché war in etwa der gleichen Meinung und stellte dem positiven Eindruck, den die Einheimischen von den Deutschen hatten, die negative Sicht auf Großbritannien

gegenüber. «Es gibt bisher nur eine kleine Zahl von Menschen, die die britische Sache unterstützen würden, falls die Deutschen nach Persien kommen sollten. Dagegen steht zu erwarten, dass die Deutschen beträchtliche aktive Unterstützung finden würden.»^[33] Diese Einschätzung teilte auch der deutsche Gesandte in Teheran

Erwin Ettel, der nach Berlin berichtete, dass «Iran einem britischen Angriff entschiedenen militärischen Widerstand entgegensetzen und dass das vom Ministerpräsident [des Schahs] für einen solchen Fall angekündigte Hilfeersuchen an Deutschland erfolgen wird». [34]

Die Angst, der Iran könnte sich auf Hitlers Seite schlagen,

wurde noch dadurch verstärkt,
dass die Deutschen bei ihrem
Vormarsch nach Osten
offensichtlich jeden Widerstand
zerschlugen. General
Auchinleck, der kurz zuvor
noch Oberbefehlshaber in
Indien gewesen war und nun
zum Oberkommandierenden
der alliierten Truppen in
Nordafrika und dem Nahen und
Mittleren Osten ernannt wurde,
erhielt die Information, dass

Hitlers Truppen Mitte August 1941 den Kaukasus erreichen würden.^[35] Aus britischer Sicht war dies eine Katastrophe. Die Deutschen brauchten unbedingt Öl. Wenn sie die Förderanlagen in Baku und im Kaukasus in die Hand bekamen, war das schon schlimm genug. Noch schlimmer war jedoch, wie Leopold Amery, der

Staatssekretär für Indien, hervorhob, dass sie dann «ziemlich nahe» an den Ölfeldern im Iran und Irak wären und zweifellos «allen möglichen Unfug» anstellen würden.^[36] Es sah also nicht nur so aus, als fände Deutschland eine Lösung für seine Achillesferse – das Problem, über keinen verlässlichen Zugang zu dem Öl

zu verfügen, das es zum Antrieb seiner Schiffe, Flugzeuge, Panzer und der anderen Fahrzeuge benötigte. Es könnte zudem den Briten die Fähigkeit zur Fortführung ihrer Kriegsanstrengungen nehmen. Deshalb war es entscheidend, schloss General Auchinleck, einen Plan zur Verteidigung jenes Landgürtels zu entwickeln, der sich von Palästina bis Basra und zu den

iranischen Ölfeldern
erstreckte. Der entsprechende
Plan erhielt den Decknamen
Operation Countenance.^[37]

Obwohl Stalin im Jahr 1939
ein Abkommen mit Hitler
geschlossen hatte, verwandelte
der deutsche Überfall auf die
Sowjetunion zwei Jahre später
diese für die Briten und ihre
Freunde zu einem unverhofften
Verbündeten. In Washington

wurde verkündet, dass die Regierung der Vereinigten Staaten entschieden habe, «jede Wirtschaftshilfe zu leisten, die geeignet erscheint, die Sowjetunion in ihrem Kampf gegen diesen bewaffneten Angriff zu stärken». ^[38] Hinzu kamen persönliche Zusicherungen des amerikanischen Botschafters in Moskau an Stalin, dass die

Vereinigten Staaten
«uneingeschränkt
entschlossen» seien, «Hitler zu
schlagen», und bereit seien,
alles Nötige zu tun, um dies zu
erreichen. [39]

Es war nicht einfach, Waffen
und Ausrüstungsgüter in die
Sowjetunion zu bringen. Der
Seetransport in die Häfen am
Polarkreis war logistisch
schwierig und mitten im Winter

unsicher und äußerst gefährlich. Ein Problem war auch, dass es im Fernen Osten mit Ausnahme von Wladiwostok keine geeigneten Häfen gab, nicht zuletzt wegen der Vorherrschaft Japans in diesem Teil des Pazifiks. Die Lösung lag jedoch auf der Hand: Man musste den Iran unter seine Gewalt bringen. Dies würde die örtlichen deutschen Agenten und deren Sympathisanten

daran hindern, in einem kritischen Augenblick in diesem Land Fuß zu fassen, es würde den Schutz der Rohstoffe ermöglichen, die die Alliierten auf keinen Fall verlieren durften, und es wäre die beste Möglichkeit, alle Anstrengungen zu koordinieren, um den scheinbar unaufhaltsamen Vorstoß der Wehrmacht in Richtung Osten zu verlangsamen oder ganz

aufzuhalten.

Die Briten und die Sowjets versprachen sich zudem einen längerfristigen Gewinn. Sie würden durch die Besetzung des Landes alles erhalten, was sie sich in Bezug auf politischen Einfluss, wirtschaftliche Ressourcen und strategischen Wert seit langem erhofft hatten. Hitlers Entscheidung, sich gegen seinen früheren Verbündeten in Moskau zu

wenden, hatte ihnen
aufregende Gelegenheiten
eröffnet.

Am 17. September 1941
marschierten britische und
sowjetische Truppen
gemeinsam in Teheran ein.
Beide Beteiligten ließen ihre
Differenzen erst einmal
beiseite, um die beiderseitigen
Interessen in dieser strategisch
und wirtschaftlich so
bedeutsamen Region zu

befördern. Die Invasion hatte am 25. August begonnen. Die Briten waren von Süden und die Sowjets von Norden in den Iran eingerückt. Als sich die britischen und sowjetischen Truppen in Qazvin im Norden des Landes begegneten, tauschten sie Geschichten und Zigaretten aus und veranstalteten ein Fest. Die Auslandskorrespondenten, die mit der Sowjetarmee

zusammentrafen, wurden mit Wodka begrüßt und mussten auf die Gesundheit Stalins, dann Churchills, dann Molotows und dann Roosevelts trinken und dies danach noch einmal in derselben Reihenfolge wiederholen. Ein amerikanischer Journalist, der dem Treffen beiwohnte, schrieb später: «Am Ende der dreißig Trinksprüche mit purem Wodka lag die Hälfte der

Korrespondenten unter dem Tisch. Die Russen tranken jedoch weiter.»^[40]

Als der Schah noch vor der Invasion gezögert hatte, ein Ultimatum zu befolgen, alle deutschen Staatsbürger mit sofortiger Wirkung auszuweisen, begannen die Briten, über den neu eingerichteten Persian Radio Service der BBC Berichte zu

verbreiten, in denen dem
Schah fälschlicherweise
vorgeworfen wurde, er habe
die Kronjuwelen aus der
Hauptstadt wegbringen lassen,
Zwangsarbeiter für seine
eigenen Geschäftsinteressen
eingesetzt und Teherans
prekäre Wasserversorgung zur
Bewässerung seiner
Privatgärten genutzt –
Vorwürfe, die bereits weithin in
Umlauf waren, wie sich Reader

Bullard in seinen

Aufzeichnungen erinnert.^[41]

Der Schah versuchte erst einmal, die britischen Forderungen zu umgehen, und beklagte sich bei Präsident Roosevelt am Tag des Invasionsbeginns über diesen «Akt der Aggression». Er bat ihn, etwas gegen diesen Bruch des «internationalen Rechts und des Rechts der Völker auf

Freiheit» zu unternehmen. Dies sei alles nachzuvollziehen, erwiderte der US-Präsident, aber der Schah möge bedenken, «dass Deutschland seine Eroberungsfeldzüge fortsetzen und über die Grenzen Europas bis nach Asien, Afrika und sogar Amerika ausweiten wird, es sei denn, dass es durch den Einsatz militärischer Kräfte daran gehindert wird». Roosevelt gab

ihm also zu verstehen, dass Persien mit dem Feuer spielte, wenn es weiterhin auf gute Beziehungen zu Hitler setzte.

[42] Am Ende nahmen die Briten die Sache selbst in die Hand und zwangen Reza Khan zur Abdankung zugunsten seines Sohns Mohammed Reza, eines ausgemachten Playboys, der französische Krimis, heiße Autos und noch heißere Frauen

liebte. [43]

Für viele Iraner war eine solche Einmischung von außen unerträglich. Im November 1941 gingen die Menschen auf die Straße und riefen: «Lang lebe Hitler!» und «Nieder mit den Russen und Briten!». Sie waren empört, dass das Schicksal ihres Landes von Soldaten entschieden wurde, die sie als Besatzungstruppe

betrachteten.^[44] Dies war nicht der Krieg des Iran. Die Streitigkeiten und militärischen Auseinandersetzungen des Zweiten Weltkriegs hatten nichts mit den Einwohnern von Städten wie Teheran oder Isfahan zu tun, die entgeistert mitverfolgen mussten, wie ihr Land in den Kampf zwischen irgendwelchen europäischen Mächten verwickelt wurde.

Ihre Ansichten spielten jedoch nicht die geringste Rolle.

Nachdem die Briten die Lage im Iran mit Gewalt unter Kontrolle gebracht hatten, gingen sie gegen französische Einrichtungen in Syrien vor, da sie befürchteten, diese könnten nach der Niederlage Frankreichs nun gegen Großbritannien und seine Verbündeten im Nahen und Mittleren Osten eingesetzt

werden. Auf dem britischen
Luftwaffenstützpunkt
Habbaniyah, einem der
Flugplätze im Irak, die die
Briten nach dem Ersten
Weltkrieg behalten hatten,
wurde in aller Eile eine
Hurricane-Staffel
zusammengestellt, die die
Basen der Vichy-Franzosen
angreifen sollte. Zu den
Teilnehmern dieser Einsätze in
der zweiten Hälfte des Jahres

1941 gehörte auch ein junger Kampfpilot, der sich später vor allem an einen ganz bestimmten Tiefflugangriff erinnerte. Als er an einem Sonntagmorgen über das feindliche Flugfeld fegte, sah er, wie die französischen Flieger zwischen ihren Flugzeugen «mit einer Gruppe von Mädchen in bunten Baumwollkleidern» eine Party feierten. «Es war herrlich komisch, zu sehen, wie die

Mädchen ihre Weingläser fallen
ließen und mit ihren
hochhackigen Schuhen auf die
Tür des nächsten Hauses
zustürzten», schrieb der Pilot –
ein gewisser Roald Dahl. ^[45]

Die Nachrichten, die etwa zur
gleichen Zeit in Berlin
eintrafen, schienen umfassend
gut zu sein. Die Sowjetunion
war auf der Verliererstraße,

und in Persien, dem Irak und Syrien war der Durchbruch offenbar nur noch eine Frage der Zeit. Es gab also jeden Grund für die Annahme, dass die Deutschen vor einer Reihe von Eroberungen standen, die durchaus mit denen der großen Armeen des Islam im 7. Jahrhundert oder der mongolischen Truppen Dschingis Khans und seiner Erben vergleichbar waren.

Die Wirklichkeit sah jedoch etwas anders aus. Der Vormarsch der Deutschen in der Sowjetunion und anderswo wirkte beeindruckend, dahinter aber steckten jede Menge Probleme. Zunächst einmal überstieg die Zahl der Kampfverluste während des Ostfeldzugs bei weitem die Zahl der Reserven, die man zu ihrem Ersatz heranzuführte. Wenngleich die spektakulären

deutschen Siege zu unzähligen sowjetischen Kriegsgefangenen führten, wurden sie oft mit hohen Kosten erzielt. Nach General Halders eigenen Angaben hatte die Wehrmacht in den ersten beiden Monaten nach dem Beginn der Invasion über zehn Prozent (oder konkret 441 100) ihrer Männer verloren. Bis Mitte September war die Zahl der Getöteten oder Verwundeten auf 447 522

gestiegen. [46]

Der Blitzfeldzug stellte für die Nachschublinien eine ungeheure Belastung dar. Von Anfang an herrschte ein Mangel an sauberem Wasser, der zu Ausbrüchen von Ruhr und Cholera führte. Bereits vor Ende August erkannten aufmerksame Beobachter immer deutlicher, dass die Lage nicht so rosig war, wie sie auf

den ersten Blick aussah: Seit Beginn des Unternehmens Barbarossa fehlte es an Grundbedarfsgütern wie Rasierklingen, Zahnpasta, Zahnbürsten, Schreibpapier, Nadeln und Faden.^[47] Der endlose Regen im Spätsommer durchnässte die Männer und ihre Ausrüstung. «Es gibt überhaupt keine Möglichkeit, Decken, Stiefel und Kleidung

richtig zu trocknen», schrieb ein Soldat nach Hause.^[48] Die Nachricht von diesen Bedingungen gelangte auch zu Goebbels, der in sein Tagebuch notierte, dass es den Deutschen nicht leichtgemacht werde, «diesen Krieg zu gewinnen. Haben wir ihn aber erst einmal gewonnen, dann werden die heutigen Schwierigkeiten, die uns die größten Sorgen

bereiten, nur noch angenehme Erinnerungen sein.»^[49]

Auch die Aussichten im Nahen und Mittleren Osten und in Zentralasien waren trügerisch. Gemessen an dem Optimismus, der etwas früher in diesem Jahr geherrscht hatte, konnte Deutschland wenig vorweisen, was die allgemeine Erwartung gestützt hätte, dass eine Verbindung

zwischen Nordafrika und Syrien, dem Irak und Afghanistan in naher Zukunft geschaffen werden könnte. In dieser Region eine bedeutsame Präsenz aufzubauen, geschweige denn, die Herrschaft zu übernehmen, schien eine Illusion zu sein, die jeder realen Grundlage entbehrte.

Trotz der außerordentlichen Geländegewinne hielt es die

deutsche Wehrmachtsführung für erforderlich, die Moral der Truppe zu stärken, gerade als Moskau kurz vor dem Fall zu stehen schien. Anfang Oktober 1941 gab Feldmarschall von Reichenau, der Kommandeur jenes Teils der Heeresgruppe Süd, der in das «Überschussgebiet» vorgerückt war, einen Befehl heraus, der seinen Männern ein neues Sendungsbewusstsein

eintrichtern sollte: «Der Soldat ist im Ostraum nicht nur ein Kämpfer nach den Regeln der Kriegskunst, sondern auch Träger einer unerbittlichen völkischen Idee und der Rächer für alle Bestialitäten, die deutschem und artverwandtem Volkstum zugefügt wurden.»^[50] Es war jedoch kaum zu erwarten, dass solche großspurigen Töne bei einer

Truppe besondere Wirkung zeigten, deren Mitglieder erfroren, wenn sie verwundet wurden, und deren Haut an den eisigen Gewehrkolben festfror.

[51] Als die Kälte dermaßen beißend wurde, dass man das Brot mit Äxten zerkleinern musste, erklärte Hitler dem dänischen Außenminister geringschätzig: «Wenn das deutsche Volk einmal nicht

mehr stark und opferbereit
genug sei, sein eigenes Blut für
seine Existenz einzusetzen, so
soll es vergehen und von einer
anderen, stärkeren Macht
vernichtet werden.»^[52] Wenn
es darum ging, die
Überlebenskraft zu stärken,
waren chemische
Aufputzmittel wie etwa
Pervitin, ein Metamphetamin,
das in großen Mengen an die

Truppen der bitterkalten Ostfront ausgegeben wurde, wahrscheinlich weit hilfreicher als irgendwelche aufmunternden Worte.^[53]

Die Invasion litt zudem unter ernststen Nachschubproblemen. Man hat geschätzt, dass die Heeresgruppe Mitte, die auf Moskau vorrückte, jeden Tag siebenundzwanzig Treibstoffzüge benötigt hätte.

Im November erhielt sie gerade einmal drei Lieferungen – im ganzen Monat. [54]

Amerikanische

Wirtschaftswissenschaftler, die den Krieg verfolgten, konzentrierten sich in

Berichten wie «Die deutsche militärische und wirtschaftliche Lage» und «Das deutsche Nachschubproblem an der Ostfront» genau auf diese

Frage. Sie berechneten, dass jedes Vorrücken über weitere zweihundert Kilometer zusätzliche fünfunddreißigtausend Güterwaggons erfordern würde. Andernfalls müsste man die täglichen Lieferungen an die Front um zehntausend Tonnen verringern. Die Geschwindigkeit des Vormarsches wurde also zu einem kritischen Punkt der

deutschen Kriegführung.^[55]

Die Versorgung der Front aus dem Rückraum war schon schwierig genug. Aber es gab noch ein drängenderes Problem. Das Leitprinzip hinter der gesamten Invasion war die Inbesitznahme der fruchtbaren Landwirtschaftsregionen der Ukraine und Südrusslands, des sogenannten «Überschussgebiets». Doch

bereits vor Beginn des Überfalls, als die Sowjetunion noch von sich aus Getreide geliefert hatte, waren die Auswirkungen des Krieges auf die Lebensmittelversorgung in Deutschland weit größer als zum Beispiel in Großbritannien. Die tägliche verfügbare Kalorienmenge, die Ende 1940 schon gesenkt worden war, stieg im Zuge der Gebietsgewinne im Osten nicht

etwa an, sondern sank noch weiter ab.^[56] Tatsächlich fielen die Getreidemengen, die nach dem Beginn der Operation Barbarossa nach Deutschland flossen, viel geringer aus als die Importe aus der Sowjetunion in den Jahren 1939 bis 1941.^[57]

Der deutsche Rundfunk versuchte, die Moral der Bevölkerung zu heben, indem er Zuversicht verbreitete. Das

Deutsche Reich habe große Getreidevorräte besessen, hieß es in einer Sendung vom November 1941. «In den jetzigen Kriegszeiten müssen wir ohne einen solchen Luxus auskommen.» Aber es gebe auch gute Nachrichten. Man müsse keine Nahrungsknappheit wie im Ersten Weltkrieg befürchten. Anders als in der Zeit zwischen 1914 und 1918 könne sich «das

deutsche Volk auf seine
Ernährungsämter verlassen».

[58]

In Wirklichkeit wurde
zunehmend deutlich, dass die
Vorstellung, im Osten eine
scheinbar unerschöpfliche
Nahrungsquelle zur Verfügung
zu haben, eine Illusion war. Die
Wehrmacht, der man
aufgetragen hatte, sich aus dem
Land selbst zu ernähren, war
eben dazu nicht in der Lage.

Sie überlebte nur mit Mühe, indem sie etwa das Vieh der Bauern stahl. Anstatt die Nahrungssituation in der Heimat zu verbessern, erwies sich das Gelobte Land, auf das Hitler und seine Umgebung ihre ganze Hoffnung gesetzt hatten, eher als Belastung. Die Politik der verbrannten Erde, die die Sowjets bei ihrem Rückzug verfolgten, beraubte das Land großer Teile seines

Reichtums. Zugleich herrschte innerhalb der Wehrmacht eine weitgehende Unklarheit über die militärischen Prioritäten. Es gab ständig Spannungen über die Frage, ob man Männer, Panzer, Material und Treibstoff der Mitte, dem Norden oder dem Süden der Ostfront zuteilen sollte. Diese Strategiemängel sollten sich am Ende als tödlich erweisen.

Amerikanische Schätzungen

vom Frühjahr 1942 über die
wahrscheinlichen
Feldfruchterträge in den
eroberten Gebieten der
südlichen Sowjetunion
zeichneten ein pessimistisches
Bild von der zu erwartenden
Ernte in der Ukraine und
Südrussland. Der Bericht hielt
fest, dass höchstens zwei
Drittel der Erträge
erwirtschaftet werden könnten,
die man vor Invasionsbeginn

erzielt habe. Aber selbst dies sei eine wohlwollende Annahme. [59]

Trotz der riesigen Geländegewinne hatte der Ostfeldzug weder die versprochenen noch die benötigten Nahrungsmittelmengen erbracht. Nur zwei Tage nach Beginn des Unternehmens Barbarossa hatte Backe im

Rahmen des Vierjahresplans seine Hochrechnungen der erforderlichen Weizenmenge vorgelegt. Dabei war für Deutschland ein Defizit von zweieinhalb Millionen Tonnen pro Jahr zu erwarten, das die Wehrmacht durch ihre Eroberungen ausgleichen sollte. Darüber hinaus sollte diese Millionen Tonnen Ölsaaten und Millionen von Rindern und Schweinen für die

deutsche Ernährung sichern.

[60] Dies war ein Grund, warum Hitler seine Generäle anwies, «Moskau und Leningrad dem Erdboden gleichzumachen, um zu verhindern, dass Menschen darin bleiben, die wir dann im Winter ernähren müssten». [61]

Nachdem sie vorausgesagt hatten, dass Millionen Menschen an Nahrungsmangel

und Hunger sterben würden, begannen die Deutschen nun präziser festzulegen, wer genau dazugehören würde. Die Ersten, die es traf, waren die sowjetischen Kriegsgefangenen. Es sei nicht nötig, diese zu ernähren, schrieb Göring. Man sei bei ihrer Verpflegung «an keine internationalen Verpflichtungen gebunden».

[62] Am 16. September 1941 gab er den Befehl, den Tagessatz der «nichtarbeitenden» Gefangenen auf die Hungerration von 1487 Kalorien herunterzusetzen. Betroffen waren all jene, die zu schwach oder zu stark verwundet waren, um als Sklavenarbeiter eingesetzt zu werden. Nachdem auch die

Rationen der «arbeitenden»
Gefangenen vermindert worden
waren, wurden einen Monat
später die der Arbeitsunfähigen
ebenfalls noch weiter gesenkt.

[63] Das Ergebnis war
verheerend: Bis Februar 1942
waren etwa zwei Millionen von
insgesamt 3,3 Millionen
sowjetischen Kriegsgefangenen
tot, die meisten davon
verhungert. [64]

Um diesen Prozess zu beschleunigen, entwickelte man neue Techniken, um die Zahl der zu stopfenden Mäuler zu vermindern. Hunderte Kriegsgefangene wurden zusammengetrieben, um an ihnen die Wirkung von Pestiziden zu testen, mit denen man zuvor die Baracken polnischer Häftlinge ausgeräuchert hatte. Daneben führte man Experimente über

die Vergiftungsmöglichkeiten durch Kohlenmonoxid durch, wobei man Lastwagen einsetzte, deren Abgase vom Auspuff direkt in den Innenraum geleitet wurden. Diese Versuche vom Herbst 1941 wurden an Orten veranstaltet, die bald traurige Berühmtheit erlangen sollten, nachdem man dieselben Techniken dort massenhaft anwandte: Auschwitz und

Sachsenhausen.^[65]

Die Massenmorde, die nur Wochen nach dem Beginn der Invasion begannen, waren eine widerliche Reaktion auf den Fehlschlag des deutschen Angriffs und die kläglichen Mängel der deutschen wirtschaftlichen und strategischen Planungen. Die Kornkammern der Ukraine und Südrusslands hatten nicht das

geliefert, was man von ihnen erwartet hatte. Und nun musste jemand den Preis dafür zahlen. Dieser bestand jedoch nicht in der Deportation oder Emigration der einheimischen Bevölkerung, wie sie Hitler bei einer Unterredung ins Gespräch gebracht hatte. Da es zu viele Menschen und zu wenig Nahrung gab, suchten sich die Nationalsozialisten zwei Ziele, die in allen

deutschen

Gesellschaftsschichten, in den Medien und im öffentlichen Bewusstsein schon lange verteufelt worden waren: die Russen und die Juden.

Das Bild der Slawen als rassistisch minderwertig, unberechenbar und mit einem Hang zum Leiden und zur Gewalt war bereits vor dem Krieg gepflegt worden. Zwar schraubte man solcherart

abschätzige Bemerkungen nach
der Unterzeichnung des
Molotow-Ribbentrop-Pakts im
Jahr 1939 zurück, sie tauchten
jedoch nach dem Überfall auf
die Sowjetunion sofort wieder
auf. Man hat mit guten
Argumenten darauf
hingewiesen, dass dies dem
Völkermord an den Russen
Vorschub leistete, der im
Spätsommer des Jahres 1941

begann. [66]

Der Antisemitismus war im Vorkriegsdeutschland noch tiefer verwurzelt. Nach Ansicht des abgedankten Kaisers war die Weimarer Republik von den Juden vorbereitet und gestaltet sowie vom jüdischem Geld aufrechterhalten worden. Juden seien wie Stechmücken, schrieb er im Jahr 1925, «eine Pest, von der sich die

Menschheit so oder so befreien muss [...]. Ich glaube, das Beste wäre Gas.»^[67] Solche Einstellungen waren keineswegs ungewöhnlich. Ereignisse wie die «Kristallnacht», jene Nacht vom 9. auf den 10. November 1938, in der es zu organisierten Gewalttaten gegen Juden kam, waren nicht zuletzt das Ergebnis einer vergifteten

Rhetorik, die die Juden als «Nutznießer am Körper und an der produktiven Arbeit anderer Völker» abqualifizierte. [68]

Die wachsende Besorgnis über die möglichen Folgen solcher Reden hatte bereits zu Überlegungen über völlig neue Bündnisse geführt. Mitte der dreißiger Jahre versuchte der spätere erste Ministerpräsident von Israel, David Ben Gurion,

mit führenden palästinensischen Arabern ein Abkommen zu erreichen, das eine Ausweitung der jüdischen Einwanderung ermöglicht hätte. Es kam jedoch nicht dazu. Stattdessen schickte der Großmufti von Jerusalem einen angeblich gemäßigten Araber nach Berlin, um das NS-Regime zu einer Unterstützung der arabischen Pläne zu bewegen, die britischen Interessen im

Nahen Osten zu
unterminieren. [69]

Noch vor Ende des ersten
Kriegsmonats, im September
1939, hatte man den Plan
gefasst, alle Juden nach Polen
umzusiedeln. Wenigstens zu
Anfang scheint dabei die
Absicht gewesen zu sein, die
jüdische Bevölkerung
zusammenzufassen, um ihre
Entfernung von deutschem

Boden durch eine
Zwangsauswanderung zu
erleichtern. Seit Ende der
dreißiger Jahre entwickelte
man den abstrusen Plan, die
deutschen Juden nach
Madagaskar zu deportieren. Er
beruhte offenbar auf der
irrigen Ansicht vieler
Geographen und Ethnologen
des späten 19. und frühen
20. Jahrhunderts, dass die
einheimische malgassische

Bevölkerung dieser Insel im südwestlichen Indischen Ozean jüdischen Ursprungs sei.^[70]

Es gab jedoch auch Überlegungen, die Juden an einen anderen Ort zu verfrachten. So abwegig es heute klingt, setzte sich Hitler tatsächlich fast zwei Jahrzehnte lang für die Gründung eines jüdischen Staats in Palästina ein. Noch im Frühjahr 1938

sprach er sich für die Auswanderung der deutschen Juden in den Nahen Osten und die Schaffung eines neuen Staates als ihre künftige Heimat aus.^[71] In den späten dreißiger Jahren schickte man sogar eine Mission nach Palästina, die ausgerechnet von Adolf Eichmann geleitet wurde. Sie sollte dort mit Vertretern der zionistischen Bewegung

besprechen, wie man eine
Übereinkunft erreichen könnte,
die die sogenannte
«Judenfrage» ein für alle Mal
lösen würde. Es ist reichlich
ironisch, dass Eichmann – der
später in Israel für Verbrechen
gegen die Menschlichkeit
gehenkt werden würde – zu
dieser Zeit im Heiligen Land
darüber diskutierte, wie man
die Auswanderung deutscher
Juden nach Palästina fördern

könnte, was damals offenbar im Interesse sowohl der antisemitischen Nazi-Führung als auch der jüdischen Gemeinde in und um Jerusalem lag. [72]

Obwohl die Gespräche ohne Ergebnis blieben, betrachtete man die Deutschen weiterhin als potenziell nützliche Partner – und dies sogar noch nach Ausbruch des Krieges. Im

Herbst des Jahres 1940 schickte Avraham Stern, der Gründer einer zionistischen Kampforganisation namens Lehi, die später bei den britischen Besatzungsbehörden in Palästina als «Stern-Bande» bekannt wurde und zu deren Mitgliedern neben dem künftigen Ministerpräsidenten Yitzhak Schamir auch andere Gründungsväter des modernen Israel gehörten, einem höheren

deutschen Diplomaten in
Damaskus eine Botschaft mit
einem radikalen Vorschlag.
Eingangs stellte er fest, dass
«gemeinsame Interessen
bestehen zwischen einer
europäischen Neuen Ordnung,
basierend auf dem deutschen
Konzept, und den wahren
nationalen Ambitionen des
jüdischen Volkes», die Stern
und seine Organisation
angeblich repräsentierten.

Danach machte Stern ein konkretes Angebot: «Unter der Bedingung, dass die Regierung des Deutschen Reiches die nationalen Bestrebungen der <Israelischen Freiheitsbewegung> [...] anerkennt, bietet die NMO [Nationale Militärorganisation = Lehi] in Palästina an, aktiv am Krieg an der Seite Deutschlands teilzunehmen.» Wenn die Juden durch die

Gründung eines eigenen Staates befreit würden, werde auch Hitler davon profitieren: «Die indirekte Teilnahme der <Israelischen Freiheitsbewegung> an der Neuen Europäischen Ordnung bereits im Vorbereitungsstadium, kombiniert mit einer positiv-radikalen Lösung des Problems der europäischen Juden auf der Grundlage der oben erwähnten

nationalen Bestrebungen des jüdischen Volkes, würde die moralischen Grundlagen der Neuen Ordnung in den Augen der ganzen Menschheit in hohem Maße stärken.»^[73]

Dies war natürlich ziemlich dick aufgetragen. Tatsächlich verfolgte Stern sein ganz eigenes Programm – während die Hoffnungen, die er mit einem deutschen Bündnis

verband, nicht von jedem in seiner Organisation geteilt wurden. «Alles, was wir von Deutschland wollen», verdeutlichte er kurz darauf seinen Standpunkt, sei, dass man ihnen neue jüdische Rekruten nach Palästina schickte. Wenn dies gelänge, «wird der Krieg gegen die Briten um die Befreiung unseres Heimatlandes beginnen. Die Juden werden

einen Staat bekommen, und die Deutschen werden gleichzeitig einen wichtigen britischen Stützpunkt im Nahen Osten loswerden und außerdem die jüdische Frage in Europa lösen.» Das Ganze erscheint logisch – und entsetzlich. Führende jüdische Persönlichkeiten schlugen tatsächlich die Zusammenarbeit mit dem größten Antisemiten aller Zeiten vor und wollten mit

den Verantwortlichen des Holocaust knapp zwölf Monate vor Beginn des Völkermords verhandeln. [74]

Hitler war es jedoch bei all seinem Antisemitismus ziemlich einerlei, an welchen Ort man die Juden deportierte. Palästina war nur eine Möglichkeit unter vielen, über die man nachdachte. Auch Gebiete tief im Inneren Russlands wurden

ernsthaft erwogen. «Wohin man die Juden schickt, nach Sibirien oder nach Madagaskar, ist gleichgültig», erklärte Hitler dem kroatischen Kriegsminister Slavko Kvaternik im Juli 1941.

[75]

Angesichts der chronischen Probleme in Russland verhärtete sich die Einstellung gegenüber den Juden und wurde zunehmend gewalttätig und erbarmungslos. Den NS-

Planern dämmerte, dass man die Konzentrierung der Juden in Ghettos und Lagern dazu nutzen konnte, ohne größere Schwierigkeiten einen Massenmord zu begehen.^[76] In Anbetracht der Ressourcenknappheit lag es für ein zutiefst antisemitisches Regime nahe, dieses Problem auf blutige Weise zu lösen. Da man die Juden bereits an

zahlreichen Orten in Polen
zusammengefasst hatte,
wurden sie zu einem einfach
verfügbaren Ziel.

Schon Mitte Juli 1941 schrieb
SS-Sturmbannführer Rolf-
Heinz Höppner, der Leiter der
Umsiedlerzentralstelle in
Posen, an Eichmann, «dass die
Juden nicht mehr sämtlich
ernährt werden können».
Daher sei «ernsthaft zu
erwägen, ob es nicht die

humanste Lösung ist, die Juden, soweit sie nicht arbeitseinsatzfähig sind, durch irgendein schnell wirkendes Mittel zu erledigen. Auf jeden Fall wäre dies angenehmer, als sie verhungern zu lassen.»^[77]

Die Alten, Kranken, Frauen, Kinder und alle anderen «Arbeitsunfähigen» waren absolut verzichtbar: Sie gehörten zu den «zig

Millionen», deren Tod man vor dem Überfall auf die Sowjetunion vorausgesagt hatte.

Und so begann eine Kette von Ereignissen, wie es sie in diesem Ausmaß und mit solchem Schrecken noch nie gegeben hatte. Millionen Menschen wurden wie Vieh in Lager gepfercht, wo man sie aufteilen konnte in diejenigen, die als Sklavenarbeiter taugten,

und diejenigen, die man umbrachte, um das Leben der «Arier» zu sichern:

Südrussland, die Ukraine und die westliche Steppe standen hinter diesem Völkermord.

Dass sie den Weizen nicht in den vorgesehenen Mengen produzieren konnten, war eine unmittelbare Ursache für den Holocaust.

In Paris hatte die Polizei bereits seit Ende der dreißiger

Jahre alle jüdischen und nichtjüdischen Ausländer heimlich registriert. Dies erleichterte jetzt den Deportationsprozess. Man musste den Deutschen nur die entsprechenden Karteien übergeben und danach Polizisten abstellen, die ganze Familien für den Transport in die Lager im Osten, hauptsächlich in Polen, abholten und bis zu ihrer

Abfahrt bewachten.^[78] Die Registrierung von Juden in anderen besetzten Ländern wie etwa den Niederlanden als Teil des umfassenden Programms des institutionalisierten NS-Antisemitismus machte die Deportierung «überflüssiger Esser» verstörend einfach.^[79] Nachdem man die Sowjetunion angegriffen hatte, um «Überschussgebiete» in die

Hand zu bekommen, drehte sich nun alles darum, was man mit der «überschüssigen Bevölkerung» anfangen sollte.

Als sich die Hoffnungen, die man in die Invasion gesetzt hatte, als verfehlt erwiesen, kam die NS-Elite zu der Überzeugung, dass es eine ganz besondere Lösung für die Probleme Deutschlands gebe. In einer grotesken Widerspiegelung des Berliner

Treffens vom 2. Mai 1941 fand weniger als acht Monate später in Wannsee, einem idyllisch gelegenen Berliner Vorort, eine weitere Konferenz statt.

Wieder einmal drehte sich alles um den Tod von Millionen Menschen. Der Name, den man den Entschlüssen gab, die an diesem eisigen Morgen des 20. Januar 1942 gefasst wurden, lässt einen noch immer erschauern. In den Augen

seiner Macher war der
Völkermord an den Juden
einfach die Antwort auf ein
ganz bestimmtes Problem. Der
Holocaust war die
«Endlösung». [80]

Binnen kurzem waren Panzer,
Flugzeuge, Waffen und
Versorgungsgüter aus London
und Washington unterwegs
nach Moskau, als der

Gegenschlag gegen
Deutschland immer mehr Fahrt
aufnahm. Es handelte sich hier
um Netzwerke, Handelswege
und Kommunikationskanäle, die
seit der Antike durch den
sogenannten Persischen
Korridor verliefen, der sich von
den Golfhäfen wie Abadan,
Basra, Buschir über Arak und
Qom bis nach Teheran
erstreckte und schließlich
durch den Kaukasus in die

Sowjetunion führte. Weitere Versorgungsrouten verliefen vom Fernen Osten Russlands bis nach Zentralasien. [81]

Die alten russischen Handelsbeziehungen mit Großbritannien wurden trotz aller Hindernisse und Schwierigkeiten wiederbelebt: Die arktischen Geleitzüge, die Vorräte und Versorgungsgüter nach Murmansk und

Nordrussland brachten, waren bereits im 18. und 19. Jahrhundert aufgrund der natürlichen Bedingungen äußerst gefährdet gewesen. Diese Strecke jetzt in Reichweite der U-Boote und solch gewaltiger Schlachtschiffe wie der *Tirpitz* oder der *Bismarck* zurückzulegen, die die Nordsee vor der norwegischen Küste als ihr Revier betrachteten,

erforderte ein gerüttelt Maß an Härte und Mut. Manchmal kamen weniger als die Hälfte der Schiffe von ihrem Bestimmungsort zurück. Viele Seeleute, die diese Route befuhren, bekamen erst Jahrzehnte nach Kriegsende eine Auszeichnung für ihren Dienst und ihre Tapferkeit. [82]

Langsam, aber sicher wendete sich das Blatt, als die

deutschen Truppen wieder aus dem Zentrum der Welt hinausgedrängt wurden. Einen Moment lang hatte es so ausgesehen, als würde sich Hitlers Vabanquespiel auszahlen: Nachdem er bereits zum Herrn über fast ganz Europa geworden war, schienen seine Bemühungen Erfolg zu haben, Zentralasien vom Norden und Süden aus in die Zange zu nehmen, als seine

Soldaten das Ufer der Wolga erreichten. Später gingen diese Geländegewinne jedoch einer nach dem anderen wieder verloren, und das deutsche Heer wurde unaufhaltsam und brutal bis nach Berlin zurückgetrieben.

Hitler verzweifelte zusehends, als ihm bewusst wurde, wie sich die Dinge entwickelten. Ein britischer Geheimdienstbericht gab an,

dass der «Führer» bei einer Rede am 26. April 1942 trotz aller angeblichen Erfolge im Osten klare Anzeichen von Paranoia und Fatalismus gezeigt habe. Zudem mache sich bei ihm zunehmend ein «Messias-Komplex» bemerkbar.^[83] Psychologisch gesehen, war Hitler ein erstaunlicher Hasardeur, der in das Profil eines zwanghaften

Spielers passte.^[84] Seine Glückssträhne ging jedoch allmählich zu Ende.

Der Wendepunkt kam im Sommer 1942. Rommel wurde bei El Alamein aufgehalten, was die Pläne Mohammed al-Husseini vereitelte. Dieser hatte die Einwohner von Kairo bereits aufgefordert, Listen der Wohnungen und Arbeitsstätten ihrer jüdischen Mitbürger

zusammenzustellen, damit man sie leichter zusammentreiben und in den Gaswägen vernichten konnte, die ein fanatischer deutscher Offizier entwickelt hatte, der vor Ort stationiert war.^[85] Darüber hinaus machte sich der Kriegseintritt der USA allmählich bemerkbar. Nach dem Schock des japanischen Angriffs auf Pearl Harbor

bereiteten sich die Amerikaner auf einen Zweifrontenkrieg vor. Mitte des Jahres 1942 ermöglichte es der Sieg in der epischen Schlacht um Midway den Vereinigten Staaten, im Pazifik in die Offensive zu gehen, während ab Anfang des darauffolgenden Jahres größere amerikanische Truppenkontingente in Nordafrika, Sizilien und Süditalien, später auch in

anderen Teilen Europas
landeten. [86]

Dann gab es da noch
Stalingrad. Im Frühjahr 1942
hatte Hitler einen Vorschlag
genehmigt, der den Decknamen
«Fall Blau» oder
«Unternehmen Blau» trug. Der
Plan sah vor, dass deutsche
Truppen durch Südrussland
vorstießen, um die Ölfelder im
Kaukasus in die Hand zu

bekommen, die für die Kriegführung des Dritten Reichs entscheidend waren. Die Offensive war ehrgeizig und riskant, aber der deutsche Sieg hing von ihr ab, wie die Heeresführung und Hitler selbst sehr wohl wussten: «Wenn ich das Öl von Maikop und Grosny nicht bekomme, muss ich diesen Krieg liquidieren», erklärte der

«Führer».[87]

Stalingrad stellte dabei ein großes Problem dar. Trotz des Prestiges, das mit ihrem Namen verbunden war, wäre es eigentlich nicht entscheidend gewesen, diese Stadt zu erobern. Sie war ein wichtiges Industriezentrum, ihre wahre Bedeutung ging jedoch auf die strategische Lage an einer Wolgabiegung zurück: Die

Neutralisierung Stalingrads war folglich notwendig, um die Gebietsgewinne zu sichern, die die Deutschen im Kaukasus zu machen hofften. Im Herbst 1942 wurde deutlich, dass die Sache gründlich schiefgelaufen war. Die deutsche Offensive hatte spät begonnen und war bald auf Schwierigkeiten gestoßen. Mannschaften, Ausrüstung, Munition und der immer wertvoller werdende

Treibstoff, alle Ressourcen, deren Verschleuderung sich Berlin kaum leisten konnte, wurden in großem Maßstab in Stalingrad eingesetzt, was schon schlimm genug war. Noch schlimmer war die Tatsache, dass das strategische Hauptziel des Feldzugs aus dem Blick geriet: das Öl. Einige in Hitlers innerem Zirkel wie etwa Albert Speer begriffen, was die Verspätung der

Offensive bedeutete.

Deutschland müsse den Krieg
«bis Ende Oktober gewinnen,
bevor der russische Winter
beginnt, oder wir werden ihn
ein für alle Mal verloren
haben». [88]

Obwohl noch zahlreiche
weitere Pläne entwickelt
werden mussten, wie man die
deutschen Streitkräfte im
Osten und Westen besiegen

konnte und wie die Zangen zu koordinieren waren, die sich um Berlin schließen würden, wandten sich die neuen Verbündeten – Großbritannien, die USA und die Sowjetunion – bereits Ende 1942 der Zukunft zu. Als sich die Staatschefs der drei Länder im Jahr 1943 in Teheran, im Februar 1945 in Jalta und schließlich einige Monate später in Potsdam trafen, stand fest, dass die

Anstrengungen, Verwüstungen,
Kosten und Traumata dieser
ungeheuren kriegerischen
Auseinandersetzung
Westeuropa endgültig
erschöpft hatten.

Offensichtlich war auch, dass
man die verbliebenen alten
Reiche abwickeln musste. Nun
ging es nur noch darum, wie
man dies am besten
bewerkstelligen konnte. Es war
ein Zeichen der umfassenden

moralischen Erschöpfung, dass man darüber nachdachte, welche wohl die am wenigsten schlechte Entscheidung sein würde – und selbst in dieser Hinsicht hatte man keinen Erfolg. Im Oktober 1944 kehrte Churchill von einem Besuch in Moskau «erfrischt und gekräftigt» zurück, wie er Stalin erklärte. Dies liege an der «berühmten russischen Gastfreundschaft, die sich

dieses Mal selbst übertroffen hat». Das Protokoll erwähnt die Aufführung des Dritten Klavierkonzerts von Rachmaninow, die Gelegenheit für einige «kleinere Einkäufe» und eine ganze Reihe von Entschlüssen, die man während der Gespräche gefasst hatte. Es berichtet jedoch nichts von den Diskussionen über das Schicksal Nachkriegseuropas, die man aus den offiziellen

Aufzeichnungen entfernt hat.

[89]

Die territoriale Integrität Polens, die zu schützen das Unterhaus im Jahr 1939 geschworen hatte, wurde preisgegeben, und die Grenzen des Landes wurden ohne großes Federlesen verändert. Als Winston Churchill entschied, dass der Augenblick «für ein Geschäft reif» sei, markierte er mit einem blauen

Bleistift auf einer Landkarte die neue Gebietsverteilung. Ein Drittel des Landes wurde auf deutsches Gebiet verschoben, während ein weiteres Drittel an die Sowjetunion fallen sollte. Darüber hinaus schlug Churchill in Bezug auf zahlreiche andere Länder in Mittel- und Osteuropa Einflussphären vor, die für beide Seiten befriedigend waren. Dabei gab er in genauen

Prozentzahlen an, welcher Anteil an Einfluss den beiden Parteien zukam. In Rumänien sollte der der Sowjetunion neunzig Prozent und der Großbritanniens zehn Prozent betragen. In Griechenland war es genau umgekehrt. In Bulgarien, Ungarn und Jugoslawien sah Churchill eine Fünfzig-fünfzig-Regelung vor. Selbst der britische Premierminister erkannte an,

dass man die «beiläufige Art»,
wie hier über das Schicksal
«von Millionen Menschen»
entschieden wurde, für
«ziemlich zynisch» halten
könnte. Um Stalin bei Laune zu
halten, musste man eben die
Freiheit des halben
europäischen Kontinents
opfern. «Wir sollten dieses
Papier verbrennen», erklärte
Churchill dem sowjetischen
Diktator. «Nein», erwiderte

Stalin, «Sie behalten es.»^[90]

Churchill erkannte die Konsequenzen dieser Entscheidung viel zu spät. In seiner berühmten Rede in Fulton, Missouri, warnte er im Jahr 1946, dass ein «Eiserner Vorhang» quer durch Europa gezogen worden sei. «Alle Hauptstädte der alten Staaten Mittel- und Osteuropas, Warschau, Berlin, Prag, Wien,

Budapest, Belgrad, Bukarest und Sofia», lägen jetzt in der «Sowjetsphäre». ^[91] Alle außer Wien und dem Westteil Berlins würden dort auch bleiben. Der Zweite Weltkrieg war ausgefochten worden, um zu verhindern, dass der Schatten der Tyrannei über ganz Europa fiel. Am Ende konnte oder wollte man nichts unternehmen, um zu

verhindern, dass sich der
Eiserne Vorhang über den
Kontinent senkte.

Und so wurde Europa nach
dem Zweiten Weltkrieg
zweigeteilt. Die westliche
Hälfte hatte tapfer und
heroisch gekämpft und
beglückwünschte sich selbst
noch Jahrzehnte später dafür,
dass sie sich dem Übel des
Nationalsozialismus
entgegengestellt hatte. Dabei

vergaß man gerne die eigene Rolle im Vorfeld des Krieges. Auch machte man sich nur wenige Gedanken über den Teil des Kontinents, der bei den Nachkriegsvereinbarungen geopfert worden war. Der Sieg über Deutschland hatte zu einer chronischen Kriegsmüdigkeit, der Erschöpfung der britischen und der französischen Wirtschaft und dem fast

völligen Zusammenbruch der
Wirtschaft von Holland,
Belgien, Italien und den
skandinavischen Ländern
geführt. Zu den ökonomischen
Verwerfungen kam jetzt noch
die Angst vor einem
Rüstungswettlauf, der aller
Wahrscheinlichkeit nach eine
umfassende Forschung auf dem
Gebiet der Atomwaffen nötig
machen würde. Man
befürchtete sogar eine direkte

bewaffnete Konfrontation zwischen den beiden Machtblöcken. Da die sowjetischen Truppen in Europa gegenüber den anderen Alliierten über ein zahlenmäßiges Übergewicht von vier zu eins verfügten, das von Vorteilen beim Panzereinsatz verstärkt wurde, befürchtete man, dass der Krieg nach der deutschen Kapitulation in einer anderen

Konstellation weitergehen könnte. Churchill ließ Notfallpläne entwickeln, die auf der Hypothese beruhten, dass Hitlers Niederlage nur das Ende eines Kapitels und nicht das Ende der Geschichte sein würde. Der Name, den man den Planungen verlieh, verhüllte eher, warum man diese überhaupt anstellte: Die Operation Unthinkable («Operation Udenkbar») lag

für die britischen
Strategieplaner durchaus im
Bereich des Denkbaren.^[92]

Stalin nahm seinerseits schon
vor Kriegsende eine
zunehmend kompromisslose
Haltung ein, die zweifellos von
dem Gefühl des Verrats
gespeist wurde, mit dem das
katastrophale Bündnis mit
Hitler von 1939 geendet hatte.
Sie war jedoch auch eine Folge

des ungeheuren Preises, den die Sowjetunion – vor allem in Stalingrad und Leningrad – zahlen musste, um den deutschen Angriff zu überleben.^[93] Aus der Sicht Moskaus war es entscheidend, ein System von Pufferzonen und Klientelstaaten zu errichten sowie bei der Gegenseite die Furcht zu wecken und zu verstärken, dass

die Sowjetunion bewaffnete Schritte unternehmen würde, wenn sie sich bedroht fühlte. Unter diesen Umständen war es naheliegend, die westlichen Nachbarländer zu schwächen, indem man deren industrielle Grundlagen beschnitt oder völlig demontierte. Zudem ließ man den dort entstehenden kommunistischen Parteien finanzielle und logistische Unterstützung zukommen. Wie

die Geschichte zeigt, ist Angriff oft die beste Verteidigung.^[94]

Allmählich bildete sich im Westen die Ansicht heraus, dass Hitlers Unterdrückung schlimmer gewesen sei als die Stalins. Doch das Narrativ des Krieges als Triumph über die Tyrannei war ziemlich einseitig. Es hob einen politischen Gegner heraus, während es die Mängel und Fehler der erst vor

kurzem gewonnenen Freunde
übertünchte. Viele in Mittel-
und Osteuropa würden dieser
Siegesgeschichte der
Demokratie widersprechen und
darauf hinweisen, dass in den
folgenden Jahrzehnten all
diejenigen den Preis dafür
zahlen mussten, die sich
plötzlich auf der falschen Seite
einer willkürlich gezogenen
Linie wiederfanden.
Westeuropa musste jedoch

seine eigene Geschichte
schützen, und das bedeutete,
die Erfolge besonders
hervorzuheben – und über die
Fehler und Entscheidungen zu
schweigen, die man als
«Realpolitik» erklären konnte.

Typisch hierfür war die
Verleihung des
Friedensnobelpreises an die
Europäische Union im Jahr
2012: Wie wunderbar, dass
Europa, das jahrhundertlang

nicht nur auf seinem eigenen Kontinent, sondern in der ganzen Welt beinahe ständig Krieg geführt hat, es nun geschafft hatte, seit mehreren Jahrzehnten jede bewaffnete Auseinandersetzung zu vermeiden. Eine Entsprechung in der Spätantike wäre es gewesen, wenn man Rom diesen Preis ein Jahrhundert nach der Plünderung durch die Goten verliehen hätte.

Vielleicht hätten ihn auch die Kreuzfahrer nach dem Verlust von Akkon bekommen sollen, weil daraufhin die islamfeindliche Rhetorik in der christlichen Welt tatsächlich stark zurückgegangen war. In Wirklichkeit war das Schweigen der Kanonen wohl eher der Tatsache geschuldet, dass es nichts mehr gab, wofür es sich zu kämpfen lohnte – und weniger der Voraussicht einer

Reihe angeblich brillanter Friedensstifter im späten 20. und frühen 21. Jahrhundert oder den Wundertaten einer schwerfälligen Organisation europäischer Staaten, deren Ausgabenrechnung von ihren eigenen Rechnungsprüfern seit Jahren nicht abgesegnet wurde.

Im Jahr 1914, als die Sonne allmählich über Westeuropa unterging, begann eine neue

Welt zu entstehen. Der Prozess beschleunigte sich während des Zweiten Weltkriegs und setzte sich nach dessen Ende fort.

Nun stellte sich die Frage, wer künftig das große

Handelsnetzwerk Eurasiens kontrollieren würde. Es gab gute Gründe, sorgfältig

darüber nachzudenken, denn es hatte sich wieder einmal herausgestellt, dass die fruchtbare Erde und der

Goldsand dieses Zentrums der Welt sowie die Gewässer des Kaspischen Meeres weit mehr zu bieten hatten, als auf den ersten Blick ersichtlich war.

Einundzwanzigstes Kapitel

Scheidepunkt Iran - wo der Kalte Krieg beginnt

Noch ehe sich der Zweite Weltkrieg dem Ende zuneigte, war das Ringen um die Kontrolle über den Nahen und

Mittleren Osten in vollem
Gange. In einem Abkommen mit
dem hochtrabenden Titel
«Tripartite Treaty»,
Dreimächtevertrag,
versprachen Großbritannien
und die Sowjetunion im Januar
1942 feierlich, «das iranische
Volk vor den Entbehrungen
und Schwierigkeiten zu
schützen, die sich als Folge des
gegenwärtigen Krieges
ergeben haben», und dafür zu

sorgen, dass es genügend Lebensmittel und Kleidung erhielt. In Wirklichkeit ging es, wie der Vertragstext im Folgenden klarstellte, weniger um die Sicherheit des Iran als um die Übernahme der Infrastruktur: Nach dem Abkommen waren Großbritannien und die Sowjetunion befugt, die iranischen Straßen, Flüsse, Pipelines, Flugplätze und

Telegrafenämter nach eigenem Belieben zu nutzen.^[1] Dies käme keineswegs einer Besatzung gleich, hieß es weiter; vielmehr handle es sich um eine Hilfeleistung, die man dem Bündnispartner gewähre.

Schöne Worte – die aber mit der Realität wenig zu tun hatten. Vorgeblich sollte der Vertrag dazu beitragen, eine deutsche Expansion in den Iran

zu verhindern, und den Transport von Ressourcen durch den Golf zur Unterstützung der Alliierten ermöglichen. Es liegt jedoch nahe, dass die Briten längerfristige Entwicklungen im Blick hatten. Der amerikanische Gesandte in Teheran, Louis G. Dreyfus, etwa schickte regelmäßig Telegramme nach Washington, in denen er die immer

aggressiveren Forderungen an den Schah und die Vorwürfe kommentierte, im Iran arbeite eine fünfte Kolonne gegen die britischen Interessen. «Ich bin überzeugt», schrieb er schon im August 1941, «dass die Briten [die Lage] als einen Vorwand für die spätere Besetzung des Iran nutzen und ganz bewusst die Stärke» der gegenwärtigen Widerstände

«übertreiben». [2]

Das Vorhaben, die eigene Position im Iran zu wahren und zu stärken, wurde durch die Art, wie die britischen Beamten und Truppen die einheimische Bevölkerung behandelten, nicht gerade gefördert. Schon ein gutes Jahrzehnt vor dem Krieg hatte ein Journalist das britische Verhalten scharf kritisiert und angeführt, dass

die Iraner genauso schlecht behandelt würden, «wie die Ostindien-Kompanie dem Vernehmen nach vor zweihundert Jahren die Inder behandelt hatte». [3]

Feindseligkeiten wurden etwa auch dadurch geschürt, dass britische Offiziere darauf bestanden, von iranischen Offizierskollegen begrüßt zu werden, wenn diese an ihnen

vorbeigingen – ohne dass sie selbst den Gruß erwiderten. Es gab eine Fülle von Beschwerden, denen zufolge sich die Briten wie «die Sahibs, [...] die weißen Herren», benahmen und die Iraner «als Kolonialvolk» betrachteten. Das stand in krassem Gegensatz zu den sowjetischen Offizieren, die für sich blieben, selten ausgingen und keinen Gruß verlangten – zumindest laut

einem deutschen
Nachrichtendienst, der in der
Region stationiert war.^[4]

Die Einstellung, die der
britische Botschafter Sir
Reader Bullard zu diesem
heiklen Zeitpunkt hatte, war
charakteristisch.

Nahrungsmangel und Inflation
in der Endphase des Krieges
hätten selbstverständlich nichts
mit dem Versagen der

Besatzungstruppen oder mit den logistischen Schwierigkeiten zu tun, die damit verbunden waren, dass der persische Korridor für den Transport von Waffen und anderen Gütern vom Golf in den Norden genutzt wurde. Vielmehr seien die Iraner selbst dafür verantwortlich: «Der Perser hat nunmehr einen doppelten Spaß daran, zu stehlen und die Preise auf den

Stand einer Hungersnot zu treiben und dergleichen mehr; und immer gibt er den Briten die Schuld.»^[5] In einem Kommentar zu «der niedrigen Meinung, die ich mir von den Iranern gebildet habe», fügte er flapsig in einer Depesche nach London hinzu, dass «die meisten Perser bei ihrer nächsten Inkarnation mit Sicherheit Schmeißfliegen

werden». ^[6] Derartige Äußerungen fielen selbst Winston Churchill auf. «So natürlich Sir Reader Bullards Verachtung für alle Perser sein mag», schrieb der Premierminister, sei sie doch «schädlich für seine Leistungsfähigkeit und unsere Interessen». ^[7]

Hinzu kam, dass die so tief verwurzelten Ansichten zum

Herrschaftsanspruch und zur Überlegenheit der Weißen der realen Situation vor Ort in keiner Weise entsprachen – immerhin zeichnete sich immer deutlicher ab, dass die von den Briten aufgebaute Stellung in Gefahr war. Im Jahr 1944 kam es in Teheran zu hässlichen Szenen, als die Russen entdeckten, dass über eine Konzession im Norden des Iran für ein amerikanisches

Konsortium von Erdölfirmen
verhandelt wurde. Die Tudeh-
Partei, ein Sammelbecken
radikaler linker
Gruppierungen, deren
Programm einer Reform,
Vermögensumverteilung und
Modernisierung von Moskau
massiv unterstützt wurde,
heizte die Situation weiter an.
Die Sowjetunion war derart
daran interessiert, für eine
Eskalation zu sorgen, dass sie

ihre Truppen auf dem
Höhepunkt der Spannungen an
der Seite von Tausenden
Demonstranten auf die Straße
schickte, angeblich um die
Protestierenden zu schützen.
Für viele sah es so aus, als
würden die Sowjets ihren
Willen mit dem Einsatz von
Gewalt durchsetzen und die
Einigung zunichtemachen.
Dieser Eindruck wurde von
dem rüpelhaften Sergej

Kawtaradse noch verstärkt.
Stalin hatte den
stellvertretenden Kommissar
für auswärtige Beziehungen
nach Teheran geschickt, um
alle Beteiligten zu warnen, dass
es nicht ratsam sei, die
Sowjetunion zu verärgern.^[8]

In einer Situation, die an
Dramatik kaum zu überbieten
war, hing alles von Mohammed
Mossadegh ab, einem

gewieften, redegewandten und einnehmenden Politiker, der ein besonderes Gespür für den Zeitgeist hatte. Er sei ein Mann, schrieb ein britischer Beamter, der «wie ein Droschkenpferd» aussehe und «ein wenig schwerhörig ist, sodass er mit einem angespannten, sonst aber ausdruckslosen Gesichtsausdruck zuhört. Er führt Gespräche in einem

Abstand von rund fünfzehn Zentimetern, in dem er einen leichten Opiumgeruch verbreitet. Seine Äußerungen neigen zur Weitschweifigkeit, und er vermittelt den Eindruck, für Argumente völlig unzugänglich zu sein.»^[9]

Mossadegh sei «ein Perser der alten Schule», hieß es in einem Artikel des britischen *Observer*, der im Foreign Office zu den

Akten gelegt wurde, «höflich, immer zu einer Verbeugung und zu einem Händedruck bereit».^[10] In Wirklichkeit, so sollte sich herausstellen, unterschätzten ihn die Briten sehr.

Mossadegh entwickelte eine Vision, die er zum ersten Mal Ende 1944 im Parlament darlegte. Demnach konnte und durfte der Iran es sich nicht

erlauben, von äußeren Mächten manipuliert und terrorisiert zu werden. Die Knox-D'Arcy-Konzession von 1901 und die Art, wie die Anglo-Iranian (zuvor Anglo-Persian) Oil Company auftrete, liefere ein Lehrbeispiel dafür, was passiere, wenn die Regierung nicht konsequent genug verfare. Immer wieder sei der Iran ausgenutzt und von rivalisierenden

Interessengruppen als Bauernopfer eingesetzt worden. Es sei schlichtweg falsch, sich nur für eine Seite zu entscheiden, mit der man Geschäfte machen dürfe: «Lasst uns mit jedem Staat verhandeln», erklärte er, «der Öl kaufen will, und lasst uns darangehen, das Land zu befreien.»^[11]

Mossadegh sprach aus, was

viele schon lange gedacht hatten – man stieß sich daran, dass die Schätze, die unter der Erdkruste schlummerten, dem Iran nur begrenzte Gewinne einbrachten. Dagegen ließ sich kaum etwas sagen. Im Jahr 1942 strich die britische Regierung 6,6 Millionen Pfund an Steuereinnahmen aus der Tätigkeit der Anglo-Iranian ein; der Iran bekam kaum sechzig Prozent davon als Förderlizenz.

Im Jahr 1945 war die Differenz noch größer. Während die Staatskasse in London Einnahmen in Höhe von sechzehn Millionen Pfund verbuchte, erhielt Teheran nur sechs Millionen Pfund – mit anderen Worten: wenig mehr als ein Drittel.^[12] Es ging nicht nur ums Geld, wie ein gutinformierter britischer Beobachter anmerkte, das

Problem bestand darin, dass
«kein materieller Nutzen die
persönliche Erniedrigung und
den Verlust an Würde
wettmachen konnte». ^[13]

Diese Einsicht teilten nicht
viele, wie der Autor einräumen
musste. Laurence Elwell-Sutton
hatte an der School of Oriental
and African Studies Arabisch
gelernt und war vor dem
Zweiten Weltkrieg eine Stelle

für die Anglo-Iranian Oil Company im Iran angetreten. Der begabte Sprachexperte, der eine Leidenschaft für die persische Kultur entwickelt hatte, war entsetzt über die Taktlosigkeit, mit der Mitarbeiter der Ölgesellschaft die einheimische Bevölkerung behandelten. Zu wenig Europäer machten sich die Mühe, etwas über die Perser zu erfahren, denn es sei ja viel

einfacher, «die ‹Einheimischen› [...] als schmutzige Wilde mit eigentümlichen Gewohnheiten zu betrachten, für die sich kein Mensch interessiert, allenfalls Anthropologen». Diese «rassische Antipathie» werde zwangsläufig zu einer Katastrophe führen, «wenn es nicht nach dem Willen des Unternehmens geht», schlussfolgerte er.^[14]

Unter diesen Umständen war es nicht schwer zu erkennen, dass sich hinter Reformern wie Mossadegh einige Stoßkraft aufbaute. Das Zeitalter der europäischen Imperien befand sich längst im Niedergang – wie man schon im Irak gesehen hatte, als Gertrude Bell daran erinnert wurde, dass es nicht in der Macht Großbritanniens stehe, dem Land die Unabhängigkeit zu schenken.

Unweigerlich würde im Iran und in anderen Ländern, die einer fremden Herrschaft und massivem Einfluss von außen unterworfen waren, das Bedürfnis wachsen, das eigene Schicksal selbst in die Hand zu nehmen – noch während des Krieges kristallisierte sich dafür ein Muster heraus.

Großbritannien war, als seine Seidenstraßen ausfielen, buchstäblich ein Empire auf

dem Rückzug.

Der wellenartig anrollende militärische Druck in Asien hatte im Osten eine ganze Reihe von «Düнкirchen» entstehen lassen – ein ungeordneter Abzug nach dem anderen, allesamt schmerzliche Vorzeichen auf das Ende der goldenen Ära Großbritanniens. Hunderttausende flüchteten aus Birma, als japanische

Truppen in ganz Südostasien ausschwärmten. Da die Briten und Franzosen in Europa alle Hände voll zu tun hatten, nutzten die Japaner die Gelegenheit, um in Regionen vorzustoßen, die für Tokio schon lange von strategischem und wirtschaftlichem Interesse waren. Der deutsche Verbündete im Osten erkannte schnell, dass sich ihm die Chance bot, die eigenen

imperialen Ansprüche auf ein riesiges Gebiet geltend zu machen. Die japanischen Truppen brachten ungeheures Leid mit sich. Rund achtzigtausend starben an Hunger und Krankheit. Die Szenen auf der Malaiischen Halbinsel waren ebenso dramatisch, Tausende zogen sich nach Penang und Singapur zurück – jeder, dem vor dem Fall der Stadt die Flucht

gelang, konnte sich glücklich schätzen. Eine ledige Frau, die gerade noch rechtzeitig evakuiert wurde, schrieb ein paar Wochen später, das Chaos des britischen Abzugs sei ein Erlebnis gewesen, das von denjenigen, die es erlebten oder daran teilnahmen, «mit Sicherheit nie vergessen oder verziehen wird». ^[15]

Der Rückschlag setzte sich

fort, als der Krieg in Europa und im Pazifik bereits allmählich zu Ende ging. Nach drei Jahrzehnten der Zugeständnisse und Versprechen, die Erwartungen bezüglich einer Selbstregierung, Autonomie und letztlich Unabhängigkeit in Indien geweckt hatten, entschied man sich schließlich, ganz aus dem Land abzuziehen. Am Ende des Krieges

verblasste die britische
Autorität rasch, und die Lage
drohte völlig außer Kontrolle zu
geraten, als es zu
monatelangen Unruhen,
antikolonialistischen
Demonstrationen und Streiks
kam, die Städte im gesamten
Norden des Subkontinents
lahmlegten. Erste Pläne,
«stufenweise» aus Indien
abzuziehen, die auch den
muslimischen Minderheiten

einen gewissen Schutz bieten sollten, wurden von London als zu kostspielig und zeitaufwendig abgelehnt.^[16] Stattdessen wurde Anfang 1947 bekanntgegeben, dass Großbritannien innerhalb von sechzehn Monaten abziehen werde – und prompt brach Panik aus. Es war eine katastrophale Entscheidung, wie Winston Churchill, der nach

dem Krieg abgewählt worden
war, dem Unterhaus
unmissverständlich sagte:
«Wird es nicht eine furchtbare
Schande für unseren Namen
und unsere Geschichte sein,
wenn [...] wir es zulassen, dass
ein Fünftel der
Weltbevölkerung [...] ins Chaos
und in ein Blutbad stürzt?»^[17]

Diese Warnung stieß auf
taube Ohren, und bald geriet

der ganze Subkontinent aus
den Fugen. Einst stabile
Gemeinden wurden von
Gewaltausbrüchen erschüttert.
Familien, die jahrhundertlang
in Städten und Dörfern
zusammengelebt hatten, traten
eine der größten
Massenmigrationen in der
Geschichte der Menschheit an.
Mindestens elf Millionen
Menschen überschritten die
neuen Grenzen des Punjab und

Bengalens.^[18] Unterdessen arbeiteten die Briten detaillierte Evakuierungspläne aus, mit denen sichergestellt werden sollte, dass so wenig eigene Staatsbürger wie möglich in die Kämpfe verwickelt wurden.^[19]

Allerdings galt diese Sorge nicht der einheimischen Bevölkerung.

Anderswo entwickelte sich

das Geschehen ganz ähnlich, während Großbritannien von einer Krise in die nächste stolperte. In dem Bestreben, das heikle Gleichgewicht in Palästina zu bewahren, damit London die Kontrolle über die Raffinerie und den Hafen von Haifa behielt, Suez gesichert war und freundschaftliche Beziehungen zu führenden Figuren der arabischen Welt bestehen blieben, wurden

aktive Maßnahmen ergriffen,
um die jüdische Zuwanderung
aus Europa zu begrenzen.

Nachdem der britische
Geheimdienst Pläne entwickelt
hatte, Schiffe, die Flüchtlinge
nach Palästina brachten, zu
sabotieren – und einer
vorgeblich mächtigen, aber
nicht wirklich existierenden
arabischen Terrororganisation
die Schuld in die Schuhe zu
schieben –, handelten die

Briten nunmehr offener.^[20]

Der Tiefpunkt war im Sommer 1947 erreicht, als Schiffe schikaniert wurden, die auf dem Weg zu französischen Häfen waren, um dort jüdische Emigranten an Bord zu nehmen. Ein Schiff mit über viertausend Juden an Bord, darunter Schwangere, Kinder und viele Alte, wurde von britischen Zerstörern

gerammt – obwohl man ohnehin bereits beschlossen hatte, den Passagieren die Einreise zu verweigern, sobald sie Palästina erreichten.^[21] Dass man Menschen, die die Konzentrationslager überlebt oder ihre Familie im Holocaust verloren hatten, so behandelte, wurde zu einer PR-Katastrophe: Großbritannien schreckte offenbar vor nichts

zurück, wenn es um die eigenen Interessen im Ausland ging, und dachte dabei keine Sekunde an andere.

Diese Taktlosigkeit trat bei Verhandlungen mit Abdullah, dem Herrscher Transjordaniens, der nun massiv hofiert wurde, deutlich zutage. Man versprach ihm in Geheimabkommen britische Militärhilfe für sein Regime, nachdem das Land im Jahr 1946

unabhängig geworden war. Abdullah machte sich dieses Versprechen zunutze und leitete den Plan ein, die Grenzen des eigenen Landes so weit auszudehnen, dass sie ganz Palästina umfassten, sobald die Briten abgezogen sein würden – wofür er aus London sogar grünes Licht bekam, wenn auch mit Einschränkungen.^[22] «Das

scheint mir das einzig Richtige zu sein», sagte Ernest Bevin, der britische Außenminister, dem Vernehmen nach dem jordanischen Regierungschef, «aber bitte dringen Sie nicht etwa auch in die den Juden zugeteilten Gebiete ein.»^[23]

Welcher Fingerzeig damals auch erteilt wurde – das Chaos, das in einem weiteren Teil der Welt ausbrach, aus dem sich

Großbritannien zurückzog,
lieferte den unwiderlegbaren
Beweis für die üblen
Nachwirkungen der imperialen
europäischen Macht. Der
arabisch-israelische Krieg von
1948 war vielleicht nicht
gerade das Resultat einer
Politik des grünen Lichts und
des Drängens in die
entsprechende Richtung, aber
er stand für eine Lücke, die
sich infolge des Stabwechsels

auftat. [24]

Im Irak war die Lage nicht besser. Nachdem sich der Regierungschef Salih Jabr mit Großbritannien im Jahr 1948 auf Bedingungen geeinigt hatte, unter denen London weitere fünfundzwanzig Jahre lang Luftwaffenstützpunkte im Land nutzen durfte, kam es zu Unruhen. Die Meldung der Einigung löste Streiks, Krawalle

und am Ende den Rücktritt
Jabrs aus, der von einem
aufgebrachten Mob aus dem
Amt gejagt wurde.^[25] Die
feindselige Stimmung
gegenüber Großbritannien war
durch eine Reihe von
Ereignissen geschürt worden.
Dazu gehörten die Besetzung
Bagdads im Zweiten Weltkrieg
und das Versagen der Briten,
als es darum ging, die Araber in

Palästina zu unterstützen. Die Situation wurde durch Inflation und Nahrungsmittelknappheit nach Missernten verschärft – mit dem Resultat, wie ein scharfsinniger Beobachter erkannte, dass «die innere Lage im Irak gefährlich» war. [26]

Großbritannien ergriff Maßnahmen, um dem irakischen Regierungschef zu helfen, «sich gegen die

allgemeine Agitation zu wehren». Dazu zählte das Angebot, den Luftwaffenstützpunkt bei Habbaniya gemeinsam zu nutzen. Die Iraker könnten sich über dieses «erstklassige Beispiel der Kooperation» glücklich schätzen, wie Politiker in London versicherten. Großbritannien sei «nicht bereit, [dieses Angebot] einem anderen Staat zu machen» –

und die Iraker sollten dankbar dafür sein, dass man ihnen gestatte, sich «den anderen Staaten im Nahen Osten überlegen» zu fühlen.^[27]

Zu alldem kam hinzu, dass der Irak, wie andere Länder auch, kaum etwas für das Erdöl sah, das aus seinem Boden gepumpt wurde. Im Jahr 1950 waren noch immer rund neunzig Prozent der

Bevölkerung Analphabeten.

Schlimmer noch:

Großbritannien wurde dafür verantwortlich gemacht, weil es das Land zu fest im Griff behalten habe. Als es beispielsweise darum ging, Kredite für den Ausbau des Schienennetzes einzuholen, verlangte Großbritannien die irakischen Erdölreserven als Sicherheit. Das nährte den Verdacht, dass die Ölfelder im

Falle eines Zahlungsrückstands
übernommen würden – ganz
ähnlich wie in Suez im
19. Jahrhundert, als die Briten
die Kontrolle über den
lebenswichtigen Kanal und
seine Finanzen übernahmen.

[28] Großbritannien sah sich mit
einer «Lose-lose»-Situation
konfrontiert: Es hatte sein
ganzes politisches Kapital
aufgebraucht, und niemand

traute ihm mehr. Das Misstrauen war so groß, dass sogar Einrichtungen wie das Middle East Anti-Locust Unit (MEALU), das nach seiner Gründung im Krieg zur Bekämpfung der Heuschrecken beachtliche Erfolge verbucht hatte, aufgelöst wurden – das gesamte technische Fachwissen, das sowohl im Kampf gegen die schädlichen Schwärme als auch bei der

Sicherstellung der Nahrungsversorgung hilfreich gewesen war, wurde abgezogen.^[29] Die Staaten des Nahen und Mittleren Ostens ließen die Muskeln spielen und wandten sich gegen den Westen.

Unterdessen spürte auch die Sowjetunion Aufwind. Nach dem Sieg über Deutschland wurde in der UdSSR eine neue

Version der jüngsten
Geschichte verbreitet – darin
wurde Stalins Rolle als Hitlers
Bündnispartner im Vorfeld des
Krieges stillschweigend
übergangen und durch eine
Geschichte des Triumphs und
der Bestimmung ersetzt.^[30]
Die Revolution von 1917 hatte
nicht den weltweiten Wandel
gebracht, den Marx und seine
Anhänger vorausgesagt hatten;

dreißig Jahre danach aber sah es ganz danach aus, als sei die Zeit gekommen, in der sich der Kommunismus über die ganze Welt ausbreiten und Asien beherrschen würde wie seinerzeit im 7. Jahrhundert der Islam. Er hatte bereits China durchdrungen, wo die Versprechen von Gleichheit, Gerechtigkeit und vor allem einer Landreform der Kommunistischen Partei

breiten Zulauf verschafften. So gelang es der Partei, die Regierungstruppen zurückzudrängen und sie am Ende ganz vom Festland zu vertreiben.

Auch in Europa und in den Vereinigten Staaten fanden linke Parteien allmählich immer mehr Unterstützer. Viele Menschen ließen sich von einem Ideal überzeugen, das Harmonie versprach nach den

Schrecken eines Krieges, der mit zwei Atombombenabwürfen auf Hiroshima und Nagasaki seinen tragischen Höhepunkt gefunden hatte – darunter waren sogar einige Mitarbeiter des Atomwaffenprogramms. Die Menschen waren desillusioniert, nachdem zwei gigantische Kriege zwischen europäischen Staaten in kaum mehr als drei Jahrzehnten auf der ganzen Welt verheerende

Folgen gezeitigt hatten.

Stalin schürte das Feuer geschickt in einer Rede, die im Frühjahr 1946 auf der ganzen Welt übertragen wurde. Der Zweite Weltkrieg, erklärte er, sei «ein unvermeidliches Ergebnis der Entwicklung der wirtschaftlichen und politischen Weltkräfte auf der Basis des modernen Monopolkapitalismus». ^[31] Die

Rede war eine Kampfansage:
Der Kapitalismus hatte die Welt
schon viel zu lange beherrscht
und war verantwortlich für das
Leid, den Massenmord und die
Schrecken der Kriege im
20. Jahrhundert. Der
Kommunismus war die
notwendige Reaktion auf ein
politisches System, das sich als
mangelhaft und gefährlich
erwiesen hatte. Er bot ein
neues System, das anstelle der

Unterschiede die Ähnlichkeiten hervorhob, das Hierarchien durch Gleichheit ersetzte. Mit anderen Worten: Der Kommunismus war nicht nur eine attraktive Vision, sondern eine lebensfähige Alternative.

Nicht lange davor hatte Churchill die Zukunft der Länder westlich der sowjetischen Grenzen aufs Spiel gesetzt. «Der arme Neville [Chamberlain] meinte,

er könnte Hitler trauen», sagte Churchill einem Mitglied seines Stabs unmittelbar nach den Verhandlungen in Jalta um die zukünftige Ordnung der Welt. «Da irrte er sich. Aber ich glaube nicht, dass ich bei Stalin falschliege.»^[32] Chamberlain hatte sich in der Tat geirrt; aber das galt auch für Churchill – wie er bald selbst erkannte. «Niemand weiß»,

sagte er am 5. März 1946 in seiner Rede in Fulton, Missouri, «was Sowjetrussland [...] in der nächsten Zukunft zu tun» gedenke. Allerdings bedeute schon die Tatsache, dass seine Philosophie expansionistisch sei und «Bekehrungstendenzen» aufweise, dass es eine Gefahr für den Westen darstelle. «Von Stettin an der Ostsee bis hinunter nach Triest an der Adria ist ein eiserner Vorhang

über den Kontinent
gezogen.»^[33]

Das Schicksal des Zentrums
der Welt hing in der Schwebe.
Dreh- und Angelpunkt war der
Iran. Amerikanische Strategen
waren überzeugt, dass die
Sowjets das Land vollständig
dominieren wollten, schon
wegen der Ölvorkommen, aber
auch wegen der
Marinestützpunkte und der

mittigen Lage im Netz der internationalen Flugrouten. Die iranische Regierung hatte die Konzession für das Erdöl im Norden des Landes nur aufgrund der Zusage des amerikanischen Botschafters gewährt, dass die Vereinigten Staaten wenn nötig militärischen Beistand leisten würden, falls sowjetische Truppen in das Land

einmarschieren sollten. [34]

Im Sommer 1946 nahmen die Spannungen zu, im ganzen Land brachen Streiks aus. Gerüchte und Gegengerüchte kursierten auf den Straßen Teherans, die Zukunft des Landes stand auf der Kippe. Ungeachtet des starken Wunsches, die eigenen Aktivposten beizubehalten, war schmerzlich klar, dass

Großbritannien kaum etwas tun konnte, um die Ereignisse dort zu beeinflussen, wo es entscheidend war.

Geheimdienstberichte zeichneten ein düsteres Bild von einer unmittelbar bevorstehenden Militäraktion durch Moskau gegen den Iran und den Irak. Angeblich gab es detaillierte Invasionspläne, die Informationen über die Stoßrichtung der «starken

sowjetischen Kavallerie und motorisierten Einheiten» im Falle eines Angriffs enthielten. Der sowjetische Generalstab sei zu optimistischen Einschätzungen gelangt, was die Besetzung Mossuls anging, und sei bereit, eine «iranische Volksregierung» einzusetzen, sobald der Schah gestürzt wäre. Anschließend würde man, laut britischen Informationen, Vergeltungsmaßnahmen gegen

das aktuelle Regime ergreifen, deren führende Vertreter als «Verräter und Kollaborateure» abzustempeln seien.

Sowjetische Fallschirmspringer ständen bereit, um nahe Teheran abgesetzt zu werden, sie würden sich an die Spitze eines schnellen, gezielten Angriffs stellen. [35]

In Washington herrschte regelrecht Alarmstimmung. Die

Amerikaner behielten den Iran seit Dezember 1942 im Auge, als die ersten von insgesamt zwanzigtausend US-Soldaten in Chorrumschahr am Golf eingetroffen waren, um das iranische Verkehrsnetz zu verbessern. Für die Logistik wurde in Teheran selbst ein amerikanisches Camp errichtet, das zum Hauptquartier des ganzen US Persian Gulf

Command wurde.^[36] Für die Briten und die Sowjets kamen die eigenen Interessen im Iran stets an erster Stelle, und so untergruben sie unablässig die Kriegsanstrengungen und zugleich den iranischen Staat. Das Land werde auf gefährliche Weise in verschiedenste Richtungen gezerrt, meldete General Patrick Hurley damals Präsident Roosevelt.^[37]

Die Amerikaner, die im Iran eingesetzt wurden, um während des Krieges die Nachschublinien zu unterstützen und zu überwachen, erlebten eine Art Kulturschock. Die iranische Armee sei, stellte Generalmajor Clarence Ridley fest, schlecht ausgebildet, unzureichend ausgerüstet und im Wesentlichen nutzlos. Wenn sie es aus eigener Kraft mit

feindlichen Nachbarn aufnehmen solle, seien massive Investitionen nötig, um eine neue Offiziersgeneration auszubilden und für gute Ausrüstung zu sorgen. Das war Musik in den Ohren des neuen Schahs, da er sich nichts mehr wünschte, als dem Iran durch ein Modernisierungsprogramm seinen Stempel aufzudrücken. Das Problem sei, wie sein (amerikanischer)

Haushaltsberater ihm ganz offen sagte, dass man unmöglich eine Armee nach dem westlichen Muster aufbauen könne: Wenn staatliche Mittel für das Militär umgeleitet würden, bedeute dies, dass «zu wenig für Landwirtschaft, Bildung oder öffentliche Gesundheit» bleibe.

[38]

So schlecht vorbereitet, desorganisiert und schwach,

wie der Iran war, hatte das Land allem Anschein nach kaum eine Chance, der Sowjetunion Widerstand zu leisten. Derweil lösten Stalins Posen und Auftreten in den Vereinigten Staaten tiefe Besorgnis aus. Einige, die Stalins Rede hörten, gelangten zu dem Schluss, dass sie nichts weniger als «die Erklärung des Dritten Weltkriegs» sei.^[39] George

Kennan, der Geschäftsführer der US-Botschaft in Moskau, der Stalins «Säuberungen» mit eigenen Augen verfolgt hatte, zog eine ähnliche Schlussfolgerung und warnte Anfang 1946 vor einem bevorstehenden weltweiten Konflikt. «Die neurotische Betrachtungsweise der Welthändler durch den Kreml», schrieb er, «geht zurück auf das traditionelle und instinktive

russische Gefühl der
Unsicherheit.» Die Sowjetunion
sei «eine politische Kraft [...],
die sich fanatisch zu dem
Glauben bekennt», einen
Wettbewerb mit den
Vereinigten Staaten beginnen
zu müssen. Mehr noch, sie
verfolge das Ziel, «die innere
Harmonie unserer Gesellschaft,
unsere traditionellen
Lebensgewohnheiten und das
internationale Ansehen unseres

Staates zu zerstören». [40]

Schlagartig stand der Iran auf der außenpolitischen Agenda der Vereinigten Staaten ganz oben. Man bemühte sich systematisch, das Land zu unterstützen. Im Jahr 1949 fing der Radiosender Voice of America an, Programme auf Farsi für die einheimische Bevölkerung zu übertragen,

wobei schon in der ersten Sendung Präsident Truman auftrat und von dem «historischen Band der Freundschaft» zwischen dem Iran und den Vereinigten Staaten sprach. Er gab das Versprechen, beim Aufbau einer «blühenden und [...] friedlichen Welt» mitzuhelfen, die frei von Unterdrückung sein würde.^[41] Als ein Jahr

später auf der Halbinsel Korea ein Krieg ausbrach, bot man konkreteren Beistand an. Wie es in einem Briefing des State Department hieß: Die schrumpfende Wirtschaft habe zwar «noch keine katastrophalen Verhältnisse erreicht», doch wenn jetzt keine massive Unterstützung gewährt werde, bestehe das Risiko «des völligen Zerfalls des Landes und seiner sofortigen

oder späteren Eingliederung in den sowjetischen Block». [42]

Truman selbst musste nicht lange überredet werden.

«Wenn wir untätig zusehen», hielt er fest, werden die Sowjets «in den Iran einmarschieren, und sie werden den ganzen Mittleren Osten übernehmen». [43]

Die Rundfunksendungen verschärften den Ton immer

weiter. Den Iranern wurde mitgeteilt, dass «freie Nationen zusammenhalten» müssten, dass «die Sicherheit der USA mit der Sicherheit der anderen Nationen verknüpft» sei und die «Stärke der freien Welt» stetig zunehme. Parallel dazu erschienen Berichte, die die Gefahr unterstrichen, die von der Sowjetunion für den Weltfrieden ausgehe, und erklärten, dass «das Ziel der

kommunistischen Führer die allgemeine Unterdrückung der menschlichen Freiheit» sei.

Man ging sogar so weit zu behaupten, dass «sowjetische Lehrer sich in schrottreifen Güterwaggonen häuslich einrichteten, die als ungeeignet für den Transport von Vieh ausgemustert» worden seien und weder Heizung, elementare sanitäre Einrichtungen noch sauberes

Wasser hätten. [44]

Von nun an floss finanzielle Hilfe in den Iran, sie stieg im Laufe von drei Jahren von 11,8 Millionen Dollar im Jahr 1950 auf 52,5 Millionen Dollar 1953 – eine Steigerung um beinahe das Fünffache. Die wirtschaftliche Entwicklung im Land sollte gefördert, die politische Kultur stabilisiert und die Basis für Reformen

gelegt werden, aber es sollte auch militärischer und technischer Beistand zur Selbstverteidigung geleistet werden. Das waren die ersten Phasen beim Aufbau eines amerikanischen Satellitenstaats im Mittleren Osten. [45]

Dieses Vorgehen beruhte zum einen auf der Einsicht, dass Großbritannien nicht mehr imstande war, Regime genauso

zu stützen wie früher, und zum anderen auf der nackten Erkenntnis, dass man dem sowjetischen Expansionsdrang Einhalt gebieten musste. Dies waren jedoch nicht die einzigen Gründe, weshalb man dem Iran so große Aufmerksamkeit schenkte. Im Jahr 1943 etwa, während der großen Konferenz der alliierten Führer in Teheran, hatten sich weder Winston Churchill noch

Präsident Roosevelt die Mühe gemacht, sich mit dem Schah auch nur zu treffen.

Vereinfacht gesagt, hielten beide es damals für reine Zeitverschwendung.^[46] Ganz ähnlich wurde ein Jahr danach Saudi-Arabien von den Vereinigten Staaten als ein Land von geringer Bedeutung abgetan. Die Bitte um Wirtschaftshilfe schmetterte

Präsident Roosevelt mit dem Argument ab, das Land liege «für uns ein bisschen sehr weit weg». Er fügte hinzu, es sei für die Saudis besser, Bedenken und Gesuche an Großbritannien zu richten, nicht an die Vereinigten Staaten.^[47] Als der Krieg zu Ende ging, sah das schon ganz anders aus, nun wurde Saudi-Arabien als «wichtiger für die

amerikanische Diplomatie»
angesehen «als so gut wie jede
andere kleine Nation». ^[48] Der
Grund dafür war das Erdöl.

Während des Krieges stattete
ein draufgängerischer
Geophysiker namens Everette
Lee DeGolyer, der nach einem
Geologiestudium in Oklahoma
in der amerikanischen
Petroleumindustrie gearbeitet
hatte, dem Nahen Osten einen

Besuch ab. Er sollte die Ölfelder der Region beurteilen hinsichtlich ihres langfristigen Potenzials und im Verhältnis zu den Vorkommen im Golf von Mexiko, in Venezuela und in den Staaten selbst. Sein Bericht war verblüffend, trotz sehr vieler zurückhaltender Schätzungen und Vorbehalte. «Der Schwerpunkt der Ölproduktion ist im Begriff, sich vom Gebiet des Golfs von

Mexiko in den Nahen Osten zu verschieben – in das Gebiet des Persischen Golfs –, und er wird sich voraussichtlich weiter verschieben, bis er in diesem Gebiet fest verankert ist.»^[49]

Einer seiner Begleiter drückte sich noch drastischer aus, als er dem State Department Bericht erstattete: «Das Öl in dieser Region ist der größte zu gewinnende Preis in der

Geschichte der
Menschheit.»^[50]

Das blieb den Briten nicht
verborgen, die eifersüchtig
reagierten, als sich
abzeichnete, dass die
Vereinigten Staaten der Region
mehr Aufmerksamkeit
schenken könnten. Man müsse
den Amerikanern klipp und klar
sagen, wurde Churchill von
einem führenden Industriellen

ermahnt, dass sie die Finger vom Nahen Osten und von der starken Position lassen sollten, die Großbritannien aufgebaut hatte: «Öl ist der größte Nachkriegsaktivposten, der uns noch bleibt. Wir sollten uns dagegen wehren, unseren letzten Trumpf mit den Amerikanern zu teilen.»^[51]

Dieselbe Ansicht wurde lautstark von Lord Halifax

vertreten, dem britischen Botschafter in Washington, der Anstoß daran nahm, wie Vertreter des State Department versucht hatten, ihn abzuwimmeln. Britische Politiker waren auch über die aktuellen Ereignisse besorgt und fürchteten, dass «die Vereinigten Staaten die Absicht haben, uns unsere Ölvorkommen im Nahen Osten

abzunehmen». ^[52] Der Premierminister schaltete sich persönlich ein und schickte Präsident Roosevelt ein Telegramm: Er habe «mit wachsendem Unbehagen» den Fortgang der Verhandlungen verfolgt. «Sie können sicher sein, dass ich an einen Punkt gelangen möchte, der für unsere beiden Länder fair und gerecht ist.» ^[53]

Es galt also, eine Einigung darüber zu erzielen, wie man diesen wichtigen Teil der Welt unter Großbritannien und den Vereinigten Staaten aufteilen sollte. Ein Treffen zwischen Halifax und Präsident Roosevelt löste das Problem: Was die USA anging, gehörte das «Öl in Persien» den Briten. «Das Öl im Irak und Kuwait teilen wir uns. Und was das saudische Öl [und Bahrain] betrifft, das gehört

uns», also den USA.^[54] Das war durchaus vergleichbar mit den Einigungen, die Spanien und Portugal Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts erzielt hatten, oder mit den Diskussionen unter den Großen Drei während und unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg, mit denen die Welt fein säuberlich in zwei Hälften geteilt wurde.

Die Amerikaner und die Briten schickten sich an, auf sehr verschiedene Weise mit dieser Spaltung umzugehen. Aus amerikanischer Sicht war ausschlaggebend, dass sich der Ölpreis von 1945 bis 1948 verdoppelt hatte – während die Zahl der Autos allein in den Vereinigten Staaten um über fünfzig Prozent und die Verkaufszahlen der Autoindustrie auf das

Siebenfache angestiegen waren.^[55] Als Folge wählten die Vereinigten Staaten anfangs einen Ansatz, der sinnvoll, wenn nicht hellsichtig war: Es ließ sich nicht vermeiden, dass Länder, die unverhofft auf reiche Bodenschätze stießen und von allen Seiten hofiert wurden, danach trachteten, das Beste aus ihrer eigenen Position herauszuholen.

Insofern war es nur vernünftig,
die Bedingungen der
Ölkonzessionen neu zu
verhandeln – und zwar eher
großzügig als mit Nachdruck.

Es kursierten bereits
Gerüchte und Drohungen, dass
es zu Verstaatlichungen
kommen sollte, was die neue
Weltordnung widerspiegelte.
Einerseits waren neue
Abkommen, die mit ölreichen
Ländern geschlossen wurden,

einsichtiger und attraktiver als die bislang geltenden – wie etwa die Einigung, die mit J. Paul Getty über eine Konzession in der neutralen Zone zwischen Saudi-Arabien und Kuwait erzielt wurde, nach der fast doppelt so hohe Fördergebühren pro Barrel gezahlt wurden als in anderen Teilen des Nahen und Mittleren Ostens. Dies schuf andererseits neue Rivalitäten und böses Blut

in Ländern, für die noch Verträge aus einem früheren Stadium galten. Diese Länder befeuerten nicht nur den Groll über die Art und Weise, wie die Bodenschätze enteignet wurden, und ließen die Forderung nach Verstaatlichung laut werden; darüber hinaus wurden sie anfällig für kommunistische Parolen und Offerten aus Moskau.

Die Einnahmen veränderten sich deutlich, nachdem die Vereinigten Staaten bei den Verhandlungen einen Schritt zurück getan und eine Reihe von Abkommen neu ausgehandelt hatten. Im Jahr 1949 etwa strich die amerikanische Staatskasse dreiundvierzig Millionen Dollar an Steuern von Aramco ein, einem Konsortium westlicher Ölgesellschaften, während

Saudi-Arabien neununddreißig Millionen Dollar erhielt. Zwei Jahre später, nachdem das amerikanische Steuersystem geändert worden war, das es Unternehmen erlaubte, ihre Ausgaben abzuschreiben, zahlte Aramco in den Vereinigten Staaten noch sechs Millionen, an die Saudis aber hundertzehn Millionen Dollar.

[56] Es setzte ein Dominoeffekt

ein, als auch bei anderen Konzessionen in Saudi-Arabien sowie in Kuwait, im Irak und an anderen Orten die Bedingungen zugunsten der lokalen Herrscher und Regierungen verändert wurden.

Einige Historiker haben diese Phase, in der die Geldströme neu geordnet wurden, als ebenso bedeutend bezeichnet wie die Übertragung der Macht

von London nach Indien und Pakistan.^[57] Dabei war die Auswirkung am ehesten mit der Entdeckung Amerikas und der darauffolgenden Umverteilung des globalen Reichtums vergleichbar. Westliche Unternehmen, die über Konzessionen verfügten und mehrheitlich in Europa und den Vereinigten Staaten beheimatet waren, fingen an, Geld in den

Nahen und Mittleren Osten zu schleusen, und leiteten damit wiederum eine Verlagerung des Gravitationszentrums der Welt ein. Das Netz aus Pipelines, die sich kreuz und quer durch die Region zogen und den Osten mit dem Westen verbanden, markiert ein neues Kapitel in der Geschichte dieser Region. Diesmal wanderten weder Gewürze noch Seidenstoffe, weder Sklaven noch Silber um

den Globus, sondern Öl.

Die Briten hatten die Zeichen der Zeit jedoch nicht so klar erfasst wie ihre amerikanischen Kollegen und verfolgten andere Ziele. Im Iran zog die Anglo-Iranian Oil Company geradezu magnetisch Kritik an. Man musste sich nur das riesige Ungleichgewicht vor Augen führen zwischen den Summen, die an den britischen Fiskus

flossen, und den
Lizenzgebühren, die an den
Iran gezahlt wurden.^[58] Im
Jahr 1950 hatte das iranische
Abadan, obwohl die Stadt die
inzwischen größte Raffinerie
der Welt beherbergte, so viel
Elektrizität wie eine einzige
Londoner Straße. Kaum ein
Zehntel der
fünfundzwanzigtausend Kinder
im Schulalter konnte

unterrichtet werden, so groß war der Mangel an Schulen.^[59]

Wie andernorts steckte Großbritannien in einer Zwickmühle, aus der es keinen Ausweg gab: Eine Neuverhandlung der Erdölkonzession sei so gut wie unmöglich, stellte der scharfsinnige und kundige US-Außenminister Dean Acheson fest. Die Ölgesellschaft sei

mehrheitlich im Besitz der
britischen Regierung und
werde als verlängerter Arm
Großbritanniens
wahrgenommen – und das nicht
ohne Grund. Wie seinerzeit bei
der britischen Ostindien-
Kompanie waren die
Trennlinien zwischen den
Interessen des Unternehmens
und denen der britischen
Regierung nicht klar zu
erkennen; und genau wie die

Handelsgesellschaft war auch die Anglo-Iranian Oil Company so stark, dass sie de facto einen «Staat im Staate» darstellte, während ihre Macht «letztlich die Großbritanniens» war.^[60] Sollte die Anglo-Iranian jedoch nachgeben und dem Iran ein günstigeres Abkommen anbieten, so Acheson, würde sie «den letzten Überrest an Vertrauen in die britische

Macht und in das Pfund» vernichten. Binnen weniger Monate, sagte er voraus, hätte Großbritannien überhaupt keine Aktivposten in Übersee mehr. [61]

London war von den Einkünften des Konzerns abhängig, was die Situation heikel gestaltete. «Großbritannien steht am Rande des Bankrotts», schrieb

Acheson in einem Telegramm;
ohne seine «wichtigen
Überseeinteressen und die
unsichtbaren Posten in seiner
Zahlungsbilanz [...] kann es
nicht überleben». Aus diesem
Grund griffen die Briten auf
sämtliche Tricks des
diplomatischen Geschäfts
zurück und veröffentlichten
hysterische Berichte, die
unablässig hervorhoben, dass
eine sowjetische Invasion

drohe. Acheson zumindest wollte davon nichts hören: «Das Hauptziel der britischen Politik ist es nicht zu verhindern, dass der Iran den Kommies in die Hände fällt», sondern «zu bewahren, was sie für die letzte Bastion der britischen Liquidität halten». [62]

Hässlich wurde das Ganze, als dem Irak im Jahr 1950 neue Bedingungen angeboten

wurden, die dem Iran zugleich
offenkundig verwehrt wurden.
Die Tatsache, dass die Iraqi Oil
Company zum Teil der Anglo-
Iranian gehörte, streute Salz in
die Wunde und löste im Iran
wütende Reaktionen aus.
Nationalistische Politiker
meldeten sich zu Wort und
wiesen auf die Ungerechtigkeit
des faktischen Monopols hin,
das die Ölgesellschaft
innehatte. Dabei würzten sie

ihre Kritik bewusst mit
provozierenden Äußerungen.
Die Korruption im Iran sei eine
unmittelbare und alleinige
Folge der Anglo-Iranian,
erklärte ein Mitglied des
Madschlis.^[63] Wenn man nichts
unternehme, komme es bald so
weit, dass «den Frauen der
Tschador vom Kopf gerissen
werde», behauptete ein
Demagoge.^[64] Es wäre besser,

so ein anderer, die Anlagen der iranischen Ölindustrie würden von einer Atombombe vernichtet, als es der Anglo-Iranian weiterhin zu gestatten, das Volk und das Land auszubeuten.^[65] Mossadegh drückte sich nicht ganz so drastisch aus. Sollte er Regierungschef werden, sagte er dem Vernehmen nach, hätte er «überhaupt nicht die

Absicht, sich mit den Briten zu einigen». Vielmehr werde er «die Ölbrunnen mit Lehm verschließen». [66]

Antibritische Parolen kamen seit einer Generation immer wieder auf, nunmehr drangen sie in das allgemeine Bewusstsein: Großbritannien war der Architekt sämtlicher Probleme des Iran, und man konnte ihm nicht über den Weg

trauen. Es achtete lediglich auf die eigenen Interessen und handelte imperialistisch im schlimmsten Sinne des Wortes. Die Besetzung der iranischen Identität mit einer antiwestlichen Haltung begann. Das sollte langfristig tiefgreifende Nachwirkungen haben.

Mossadegh ergriff entschlossen die Chance. Genug sei genug, erklärte er.

Es sei an der Zeit, den Wohlstand des iranischen Volkes zu garantieren und «den Weltfrieden zu sichern». Ende 1950 wurde erstmals der radikale Vorschlag diskutiert, die Einkünfte nicht mehr mit der Ölgesellschaft oder sonst jemandem zu teilen, sondern «die Ölindustrie des Iran in allen Regionen des Landes, ohne Ausnahme, für

verstaatlicht zu erklären».^[67]
Ayatollah Kaschani, ein
populistischer Geistlicher, der
erst unlängst aus dem Exil
zurückgekehrt und bereits ein
lautstarker Kritiker des
Westens war, unterstützte
dieses Anliegen voll und ganz.
Er drängte seine Anhänger
sogar, mit allen ihnen zu
Gebote stehenden Mitteln den
Wandel herbeizuführen. Im

März 1951 wurde der Regierungschef Ali Rasmara ermordet; kurz danach auch der Bildungsminister. Der Iran ließ sich hinreißen in die Anarchie.

Die schlimmsten Befürchtungen Großbritanniens wurden wahr, als Mossadeqh im Frühjahr 1951 vom Madschlis zum neuen Regierungschef gewählt wurde. Er verabschiedete ein Gesetz, das die Ölgesellschaft Anglo-

Iranian mit sofortiger Wirkung verstaatlichte. Das war eine Katastrophe, wie sowohl die Presse in London als auch das britische Kabinett erkannten. Es sei nun wichtig, erklärte der Verteidigungsminister Emmanuel Shinwell, «zu zeigen, dass man uns nicht endlos auf der Nase herumtanzen kann». Falls man es dem Iran «gestatte, damit durchzukommen», fuhr er fort,

«käme als Nächstes womöglich der Versuch, den Suezkanal zu verstaatlichen». ^[68] Pläne wurden ausgearbeitet, die Raffinerie bei Abadan wenn nötig durch den Einsatz von Fallschirmspringern zu schützen. Das waren die letzten Zuckungen eines großen Reiches, das im Rückzug begriffen war, sich aber verzweifelt an den ehemaligen

Ruhm klammerte.

Mossadegh erhöhte den Druck noch, indem er den britischen Angestellten der Ölgesellschaft im September 1951 eine Frist von einer Woche setzte, um ihre Sachen zu packen und den Iran zu verlassen. Um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, rief Ayatollah Kaschani einen landesweiten Tag des «Hasses gegen die britische Regierung»

aus. «Sie wissen nicht, wie
verschlagen [die Briten] sind»,
sagte Mossadegh zu einem
hohen amerikanischen
Gesandten. «Sie wissen nicht,
wie böse sie sind. Sie wissen
nicht, wie sie alles
beschmutzen, was sie
berühren.»^[69] Solche
Äußerungen machten ihn im
eigenen Land ungemein
beliebt – und im Ausland

berühmt: Im Jahr 1952 prangte sein Konterfei auf dem Titelblatt des amerikanischen Magazins *Time*, er war der «Mann des Jahres». [70]

In Anbetracht des Verlustes nicht nur der Ölgesellschaft, sondern vor allem auch der Einnahmen, die sie in die Kasse gespült hatte, schaltete die britische Regierung in den Krisenmodus und verhängte ein

Embargo auf das gesamte iranische Erdöl. Damit wollte sie Mossadegh treffen und zur Kapitulation zwingen. Sir William Fraser, der britische Botschafter in Teheran, meinte dazu: «Wenn [die Iraner] Geld brauchen, werden sie auf dem Bauch zu uns gekrochen kommen.»

Derartige Äußerungen, die in der Presse veröffentlicht wurden, dürften vor dem

Gericht der öffentlichen Meinung der britischen Sache kaum dienlich gewesen sein.^[71] Vielmehr stärkten sie die Haltung des Iran, und zwar so sehr, dass sich die Briten Ende 1952 nicht mehr so sicher waren, ob ihre Taktik der Sanktionen Erfolg haben werde. Also wandte man sich an die unlängst gegründete Central Intelligence Agency in

den USA mit der Bitte, «eine gemeinsame politische Aktion zur Absetzung des Regierungschefs Mossadegh» zu unterstützen – mit anderen Worten: dabei zu helfen, einen Staatsstreich zu inszenieren. Nicht zum letzten Mal schien ein Regimewechsel in diesem Teil der Welt die geeignete Lösung des Problems.

Regierungsvertreter in den

USA reagierten positiv.

Agenten vor Ort hatten bereits den Auftrag erhalten, kreative Maßnahmen im Umgang mit Machthabern auszuloten, die den Vereinigten Staaten nicht wohlgesinnt waren oder darauf erpicht schienen, mit der Sowjetunion anzubandeln. Eine Gruppe von draufgängerischen Agenten aus privilegierten Familien der Ostküste hatte schon bei einem Putsch die

Finger im Spiel gehabt, durch den 1949 die Führung in Syrien gestürzt wurde, sowie drei Jahre danach bei der Absetzung des korpulenten, korrupten und unzuverlässigen Königs von Ägypten, einer Operation, die inoffiziell unter dem Namen «Project FF» (kurz für «Project Fat Fucker») lief.

[72]

Der Eifer von Männern wie Miles Copeland und zwei

Enkelsöhnen von Präsident Theodore Roosevelt, Archie und Kermit, erinnerte an die britischen Agenten in Zentralasien ein Jahrhundert zuvor, die meinten, sie könnten die Welt gestalten, oder auch an aktuellere Gegenspieler, die fanatisch davon überzeugt waren, sie könnten den Gang der Welt verändern, wenn sie geheime Informationen an die Sowjetunion weitergaben. Nach

dem Sturz der Regierung in
Syrien etwa unternahmen die
jungen Amerikaner eine Tour
zu den «Kreuzfahrerburgen
und zu Orten abseits
ausgetretener Pfade» und
bewunderten unterwegs die
Architektur und Atmosphäre
von Aleppo. ^[73]

Entscheidungen traf man
während der Fahrt. «Was
macht es schon für einen

Unterschied», fragte Copeland den mürrischen Universalgelehrten Archie Roosevelt, «ob ich Berichte fabriziere oder Sie Ihre Agenten damit beauftragen? Meine ergeben zumindest Sinn.»^[74] Die pauschale Vorgehensweise dieser Männer vor Ort wurde in den Vereinigten Staaten kritisiert. Ein hoher Geheimdienstoffizier

ermahnte sie, dass
«unverantwortliche
Eigenmächtigkeiten künftig
nicht länger geduldet» würden.
[75] Dennoch war, als es um den
Iran ging, ihre Meinung sehr
gefragt.

Nach einem Routinetreffen in
Washington Ende 1952 kam die
Sache ins Rollen. Britische
Vertreter äußerten ihre
Befürchtungen, die die

wirtschaftlichen Folgen der Verstaatlichung betrafen, und teilten die Einschätzung der Amerikaner über die mögliche künftige Entwicklung des Iran. Die CIA-Station in Teheran riet Washington unabhängig davon, dass die Vereinigten Staaten im Iran «eine Nachfolgeregierung vorziehen» sollten. Schnell kamen die Planer zu dem Schluss, dass der Schah in die Verschwörung eingebunden

werden musste, um anschließend für Einheit und Ruhe zu sorgen und die Absetzung des Regierungsministers «legal oder halblegal» erscheinen zu lassen. [76]

Den Schah zu überreden war leichter gesagt als getan. Der nervöse und eitle Herrscher geriet in Panik, als man ihm zum ersten Mal von dem Plan

mit dem Decknamen
«Operation Ajax» erzählte. Vor
allem beunruhigte ihn, dass die
Britten daran beteiligt waren.
Einer der amerikanischen
Architekten des Plans merkte
an, der Schah habe «eine
pathologische Angst vor der
heimlichen Hand der Briten».
Er fürchte, die Operation sei
eine Falle. Man müsse ihm
Honig um den Mund
schmieren, ihn unter Druck

setzen und warnen: Bestimmte Schlüsselwörter wurden in BBC-Sendungen aus London fallengelassen, um ihm zu versichern, dass die Operation auf höchster Ebene gebilligt worden sei. Eine Rundfunkansprache, in der Präsident Eisenhower ausdrücklich amerikanische Unterstützung für den Iran versprach, trug dazu bei, ihn zu überzeugen. Unterdessen gab

man ihm unter vier Augen zu verstehen, dass der Iran, falls er nicht mit den USA und Großbritannien kooperiere, kommunistisch werde – «ein zweites Korea», wie Kermit «Kim» Roosevelt sagte. ^[77]

Damit die «öffentliche Meinung» als Vorspiel zur Absetzung Mossadeghs «aufgeheizt» wurde, stellte Washington Mittel zur

Verfügung, um zentrale Figuren anzuwerben und sie gegen den Regierungschef aufzuwiegeln. Roosevelt umwarb aller Wahrscheinlichkeit nach führende Mitglieder des Madschlis, indem er sie bestach (das Ziel sei es, schrieb er euphemistisch, sie zu «überreden», Mossadegh die Unterstützung zu entziehen).

[78] Auch anderswo wurde großzügig Geld verteilt. Laut einem Zeugen vor Ort floss derart viel amerikanische Währung nach Teheran, dass der Dollarkurs im Verhältnis zum Rial im Sommer 1953 um fast vierzig Prozent fiel. Ein Teil dieser Mittel wurde für Menschenmengen auf den Straßen der Hauptstadt ausgegeben, die von den

Hauptagenten der CIA mobilisiert worden waren. Es gab auch andere bemerkenswerte Empfänger – allen voran Geistliche wie Ayatollah Kaschani, dessen Interessen, wie man glaubte, mit den Zielen der Verschwörer durchaus kompatibel waren.^[79] Muslimische Gelehrte waren zu dem Schluss gelangt, dass die Ideologie des Kommunismus

aufgrund seiner Ablehnung der Religion absolut unvereinbar mit der Lehre des Islam sei. Hier lag für die CIA eine Schnittmenge, auf deren Grundlage man sich mit den Geistlichen einigen konnte. Nachdrücklich wurden diese vor den Gefahren eines kommunistischen Iran gewarnt.

[80]

Nach einem Treffen britischer und amerikanischer

Planer in Beirut im Juni 1953 wurde ein Plan ausgearbeitet, der Anfang Juli von Winston Churchill, dem britischen Premierminister, und ein paar Tage danach von Präsident Eisenhower persönlich gebilligt wurde. Anschließend verfeinerten Geheimdienstagenten die Ideen, wie man den «eher umständlichen und häufig unlogischen Persern» am

besten vermitteln konnte, dass der Westen einen Regimewechsel wünschte und dass dieser reibungslos ablaufen sollte.^[81]

Letztlich scheiterte die ganze Operation in Bausch und Bogen. Tarnungen flogen auf, das Timing stimmte nicht, und die Situation geriet außer Kontrolle. Entsetzt floh der Schah aus dem Land und hatte

nicht einmal Zeit, sich Socken anzuziehen. Als er auf dem Weg nach Rom in Bagdad haltmachte, traf er sich mit dem amerikanischen Botschafter im Irak, der ihm Folgendes nahelegte: «Mit Blick auf sein Prestige im Iran schlug ich ihm vor, nie auch nur eine Andeutung zu machen, dass irgendein Ausländer an den jüngsten Ereignissen beteiligt gewesen war.» Dabei ging es

weniger um das Prestige des Schahs, sondern vor allem darum, sich alle Optionen offenzuhalten und die weiße Weste der Vereinigten Staaten nicht zu beflecken. Der Schah war «nach drei schlaflosen Nächten» völlig erschöpft und «über die Wende der Ereignisse beunruhigt». Er konnte kaum noch einen klaren Gedanken fassen. Nichtsdestotrotz, meldete der

Botschafter erleichtert seiner
Regierung in Washington,
«willigte er ein». [82]

Noch während sich der Schah
auf dem Weg in ein
italienisches Exil befand,
verbreitete der iranische
Rundfunk gehässige Berichte,
und die Presse verunglimpfte
ihn als Hure, Räuber und Dieb.

[83] Das Trauma blieb auch
seiner jungen Frau Soraya

nicht verborgen (viele munkelten, sie sei bei der Heirat jünger als die angeblichen neunzehn Jahre gewesen): Sie erinnerte sich später, wie sie in einem gepunkteten rot-weißen Kleid auf der Via Veneto schlenderte, über die böswillige Politik Teherans diskutierte und ihrem Mann zuhörte, der traurig darüber nachdachte, ein kleines Stück Land zu kaufen

und ein neues Leben
anzufangen – vielleicht in den
Vereinigten Staaten. [84]

Auf die Flucht des Schahs
folgten Irrtümer und Pannen,
die genug Stoff für eine Posse
im Theater geliefert hätten. Auf
der Straße kursierten verstärkt
Gerüchte, Mossadegh habe die
Absicht, seinerseits Anspruch
auf den Thron zu erheben –
und prompt wendete sich das

Blatt. Nur wenige Tage später – und entgegen allen Erwartungen – war der Schah auf der Rückreise und machte in Bagdad halt, um die Uniform des Oberbefehlshabers der Luftwaffe anzuziehen. Bei seiner Rückkehr mit Glanz und Gloria war er mit einem Mal nicht mehr der Feigling, der in Panik geflohen war, sondern ein Held, der zurückkam, um die Kontrolle zu übernehmen.

Mossadegh wurde verhaftet, vor Gericht gestellt und zu Einzelhaft verurteilt; darauf folgte eine lange Zeit der Verbannung bis zu seinem Tod im Jahr 1967.^[85]

Mossadegh zahlte einen hohen Preis dafür, dass er eine Vision für den Nahen und Mittleren Osten entwarf, in der der Einfluss des Westens nicht nur

abgeschwächt, sondern völlig ausgeschaltet werden sollte.

Aus seinem Zweifel gegenüber der Anglo-Iranian Oil Company hatte sich eine Sichtweise des gesamten Westens entwickelt, die ebenso negativ wie verheerend war. Dadurch wurde er zu einem Störenfried erster Güte im Iran. Britischen und amerikanischen Entscheidungsträgern reichte das aus, um ihn von der

politischen Bühne entfernen zu wollen. Seine Proteste wurden zu einer Zeit laut, als auch andere die westliche Kontrolle der Verkehrsnetze, die Ost und West miteinander verbanden, scharf kritisierten. In Ägypten etwa kam es zu antibritischen Krawallen und Rufen nach einer Evakuierung der britischen Truppen in Suez. Ein Bericht, den ein Vertreter des amerikanischen

Außenministeriums von Kairo
aus an den Vereinigten
Generalstab sandte, schilderte
die Lage unmissverständlich:
«Die Briten sind verhasst», hieß
es dort. «Der Hass gegen sie ist
allgemein und stark. Er wird
von allen im Land geteilt.» Man
brauchte dringend eine
Lösung. ^[86]

Die Zeiten änderten sich.
Und Mossadeqh war der

bekannteste Redner, der die Vorstellung einer neuen Ära präsentierte. Obwohl die genauen Umstände seines Abgangs jahrzehntelang von den Geheimdiensten verheimlicht wurden, weil diese noch immer die «schädlichen Konsequenzen» fürchteten, die mit einer Freigabe des Materials verbunden waren, hatte kaum jemand Zweifel daran, dass die Absetzung

Mossadeghs von den Westmächten inszeniert worden war.^[87] So gesehen, war Mossadegh der geistige Vater zahlreicher Erben in der ganzen Region. Die Methoden, Ziele und Ambitionen von Vertretern wie Ayatollah Khomeini, Saddam Hussein, Osama bin Laden oder den Taliban wichen zwar erheblich voneinander ab, sie alle aber

vereinte die Kernthese, dass der Westen scheinheilig und böse sei und man sich von ihm wie von allen äußeren Einflüssen befreien müsse. Es gab unterschiedliche Wege, dies anzustreben; wie der Fall Mossadegh jedoch zeigte, mussten all jene, die für den Westen zu einem Problem wurden, mit ernststen Konsequenzen rechnen.

Aus psychologischer Sicht

war der Staatsstreich somit ein Schlüsselereignis. Der Schah zog daraus den Schluss, das iranische Volk würde ihn bewundern. In Wirklichkeit herrschte allenfalls eine ambivalente Haltung gegenüber diesem Mann, dessen Vater sich als Offizier der Kavallerie erst dreißig Jahre zuvor auf den Thron gesetzt hatte. Die Flucht nach Rom bewies einen

besorgniserregenden Mangel
an Rückgrat. Ob der Schah, wie
es seiner Überzeugung
entsprach, der Richtige für die
Modernisierung des Landes
war, hing von seiner Fähigkeit
ab, die vorherrschenden
politischen Tendenzen zu
deuten und unabhängig von
einer westlichen, vor allem
amerikanischen Intervention
seinen Mann zu stehen. Das
aber war viel verlangt von

jemandem, dessen umherschweifender Blick und Vorliebe für die angenehmen Seiten des Lebens den Gegnern Munition lieferten und wenig Raum für ein gutes Urteil ließen.

Vor allem markierte der von der CIA unterstützte Putsch von 1953 eine Wasserscheide für die Rolle Amerikas im Nahen und Mittleren Osten. Es biete sich eine «zweite

Chance», den Iran zu retten, so John Foster Dulles, der neue US-Außenminister, eine Chance, dafür zu sorgen, dass das Land nicht aus der Einflussosphäre des Westens ausscherte.^[88] In Anbetracht der Tatsache, dass ein «demokratischer unabhängiger Iran unter den Umständen [nicht] möglich» schien, teilte der US-Botschafter in Teheran

dem Schah mit, blieben zwei Möglichkeiten: ein freier «undemokratischer, unabhängiger Iran» oder ein «dauerhaft [...] undemokratischer, unabhängiger Iran hinter dem Eisernen Vorhang».^[89] Das stand ganz im Gegensatz zu der lautstark öffentlich propagierten Botschaft, dass der Westen in seinem Kampf

gegen den Kommunismus für Freiheit und Demokratie eintrete.

Es war der Punkt, an dem die Vereinigten Staaten in die Bresche sprangen; und es war der Punkt, an dem sie ernsthaft in Berührung mit der Region kamen, die seit Jahrhunderten von Seidenstraßen durchzogen wurde – und sich anschickten, sie zu kontrollieren. Aber es drohten etliche Gefahren. Auf

der einen Seite großspurige
Parolen von Demokratie, auf
der anderen die Bereitschaft,
Regimewechsel zu
sanktionieren und sogar zu
inszenieren – dieser Spagat
hatte zur Folge, dass man sich
mit unbequemen Weggefährten
arrangieren musste. Es konnte
riskant sein, ein doppeltes Spiel
zu spielen – nicht zuletzt weil
es früher oder später
unweigerlich zu einem Verlust

von Vertrauen und Glaubwürdigkeit kommen musste. Da der Stern Großbritanniens unaufhaltsam verblasste, hing vieles davon ab, welche Lehren Amerika aus den Ereignissen von 1953 ziehen würde.

Zweihundzwanzigstes Kapitel

Ein Riss durch den Osten - die Rivalität der Supermächte

Indem die Vereinigten Staaten eine Führungsrolle im Nahen Osten annahmen, betraten sie eine neue Welt – eine Welt, in

der offensichtlich eine Spannung bestand zwischen dem Ziel, nationale Interessen zu fördern, auf der einen Seite und der Unterstützung für abscheuliche Regime und Herrscher auf der anderen. Wenige Wochen nach dem Sturz Mossadeghs ging das US-Außenministerium daran, amerikanische Ölgesellschaften zu rekrutieren, die die Ölquellen und die Infrastruktur

der Anglo-Iranian Oil Company übernehmen sollten. Kaum eine Gesellschaft drängte sich vor, man hielt sich lieber aus den Unwägbarkeiten heraus, die auf die Rückkehr des Schahs höchstwahrscheinlich folgen würden: Die Tatsache, dass Letzterer darüber nachdachte, seinen ehemaligen Regierungschef hinrichten zu lassen, um die Lage zu beruhigen, war gewiss kein

vierversprechendes Zeichen.

Es war auch keine Hilfe, dass die Ölförderung in anderen Ländern zunahm oder dass sich neue Optionen ergaben, die zur Grundlage großer Vermögen werden konnten. Wenige Wochen vor Mossadeghs Sturz landete ein von J. Paul Getty geleitetes Unternehmen einen großen Treffer – später als «irgendwo zwischen kolossal und geschichtemachend»

beschrieben – in der neutralen Zone zwischen Saudi-Arabien und Kuwait. Verglichen damit war es verständlicherweise wenig reizvoll für ein Unternehmen, sich in die riskante Politik Teherans hineinziehen zu lassen. Für die US-Regierung hingegen hatte die Investition in den Iran nicht nur Priorität, sondern war eine Notwendigkeit: Das Land hatte während der Krise Anfang der

fünfziger Jahre den Ölexport so gut wie gestoppt. Wenn es nicht gelang, die Produktion rasch wiederaufzunehmen, würde die iranische Wirtschaft einbrechen, was mit großer Wahrscheinlichkeit subversiven Gruppierungen die Tür öffnen würde, die das Land der Sowjetunion zutreiben könnten. Das Versiegen der Vorräte und die steigenden Preise hätten zudem einen

unwillkommenen Effekt auf Europa, während es den Wiederaufbau nach dem Krieg in Angriff nahm. Aus diesem Grund leitete das amerikanische Außenministerium eine massive Kampagne ein, um die großen US-Produzenten zur Bildung eines Konsortiums zu bewegen, das die Anteile der Anglo-Iranian aufkaufte. Man ließ sogar durchblicken, dass deren

Konzessionen in Kuwait, im Irak und in Saudi-Arabien in Gefahr seien, falls man nichts unternehme.

Die US-Regierung spielte den Zirkusdirektor, als sie amerikanische Konzerne zur Kooperation drängte. Wie ein leitender Angestellter sagte: «Aus streng kommerzieller Sicht hat unser Unternehmen kein besonderes Interesse», sich mit der iranischen

Ölindustrie zu befassen, «aber wir sind uns der damit verbundenen hohen Interessen der nationalen Sicherheit durchaus bewusst. Deshalb sind wir bereit, alle vernünftigen Anstrengungen zu unternehmen.» Sie wären niemals in den Iran hineingezogen worden, sagte ein anderer Vertreter der Ölindustrie, wenn die Regierung «uns nicht geradezu

hineingeprügelt hätte». ^[1]

Die Stelle der Anglo-Iranian zu übernehmen und die Stabilität des Landes zu erhalten wurde durch den Umstand erschwert, dass das Justizministerium ausgerechnet gegen jene Gesellschaften, die man gebeten hatte, als Instrument der amerikanischen Außenpolitik zu fungieren, Ermittlungen wegen des

Verstoßes gegen Kartellgesetze einleitete. So wie sich die Botschaft, die Demokratie zu propagieren, als dehnbar entpuppt hatte, galt dies nunmehr für die Garantie, dass amerikanische Gesetze eingehalten würden: Auf Gesuch des Nationalen Sicherheitsrats hin tat der Justizminister kund, dass «die Durchsetzung der Kartellgesetze der Vereinigten

Staaten [...] womöglich gegenüber dem nationalen Sicherheitsinteresse als nachrangig bewertet wird». Im Frühjahr 1954 erhielten die Ölkonzerne förmliche Garantien der Immunität gegen Strafverfolgung. Die Kontrolle über den Iran war so wichtig, dass die US-Regierung bereit war, das eigene Recht hintanzustellen.^[2]

Anreize für die Beteiligung amerikanischer Ölkonzerne waren nur ein Teil eines umfassenderen Planes, um den Iran zu stützen und von der sowjetischen Einflussphäre fernzuhalten. So wurde etwa massiv in soziale Entwicklungsprojekte, vor allem auf dem Land, investiert. Rund drei Viertel der Bevölkerung waren Bauern, die kein eigenes Land besaßen und

ein geringes Einkommen hatten. Sie steckten in einer Welt fest, in der Grundbesitzer jede Bodenreform ablehnten und die eigenen Möglichkeiten begrenzt waren: Die Zinssätze, die Kleinbauern angeboten wurden, lagen für gewöhnlich zwischen dreißig und fünfundsiebzig Prozent – Wucherzinsen, die jede soziale Mobilität so gut wie sicher

verhinderten.^[3]

Beträchtliche Mittel wurden eingesetzt, um diese Probleme anzugehen. Die Ford Foundation, die größte philanthropische Organisation in den USA, richtete Finanzierungsprogramme für Kleinbauern in Form von Mikrokrediten ein. Die Förderung der Gründung von Genossenschaften ermöglichte

es ihnen, ihre Baumwollernte nicht mehr unrentabel auf lokalen Märkten anzubieten, sondern die Ware stattdessen zu erheblich besseren Preisen an Makler in Europa zu verkaufen. Man setzte den Schah und seine Minister verstärkt unter Druck, sich ernsthaft mit der Dorfentwicklung zu befassen – allerdings mit begrenztem Erfolg, sehr zur Verzweiflung

jener, die hohe Politiker zu überzeugen versuchten, dass mit langfristigen Konsequenzen zu rechnen sei, wenn man nichts gegen Analphabetismus und Ungleichheit auf dem Land tat. [4]

Auch die direkten Hilfsmittel der US-Regierung wurden deutlich erhöht und stiegen von durchschnittlich siebenundzwanzig Millionen

Dollar in den Jahren vor der Absetzung Mossadeghs auf beinahe das Fünffache in den Jahren danach. ^[5] Die USA gewährten außerdem Zuschüsse und Darlehen, um einen riesigen Staudamm am Fluss Karadsch zu finanzieren, rund sechzig Kilometer nordöstlich von Teheran, der im Wesentlichen die Strom- und Wasserversorgung der

Hauptstadt verbessern sollte – sowie als ein Symbol für die Modernisierung des Iran und Fortschritt allgemein diene. [6]

Solche Projekte waren Bestandteil eines systematischen Ansatzes, um weitere Gebiete des Nahen und Mittleren Ostens zu stärken. Der Ölreichtum des Iran machte das Land für den Westen besonders interessant,

aber auch die Bedeutung der Nachbarländer nahm aufgrund ihrer Lage an der Südflanke der Sowjetunion zu, als der Kalte Krieg allmählich heißer wurde.

Als Folge entstand zwischen dem Mittelmeer und dem Himalaya ein Gürtel von Staaten mit prowestlichen Regierungen, die von den USA beträchtliche wirtschaftliche, politische und militärische

Unterstützung erhielten.
Dieser Streifen von Ländern –
den der steife US-
Außenminister John Foster
Dulles «Northern Tier», also
nördliche Zone, nannte – diente
drei Zielen: Er sollte als
Bollwerk gegen die Expansion
der sowjetischen
Einflusssphäre fungieren; die
Golfregion und ihre
Bodenschätze absichern,
sodass sie weiterhin an den

Westen Öl lieferte, das die Erholung Europas anregte, zugleich aber auch Einkünfte einbrachte, die für die lokale Stabilität wichtig waren; eine Reihe von Horchposten und militärischen Stützpunkten bieten, für den Fall, dass sich die Spannungen mit dem Sowjetblock zu einem offenen Konflikt ausweiten sollten.

So hieß es in einem Bericht, der für die Vereinigten

Stabschefs 1949 angefertigt wurde, dass man Pakistan «möglicherweise als Basis für Luftoperationen gegen die zentrale UdSSR und als Aufmarschgebiet für Streitkräfte brauchen [werde], die bei der Verteidigung oder Rückeroberung der Ölregionen im Nahen Osten eingesetzt werden» – was zugleich darauf schließen ließ, dass das Land ein naheliegender Vorposten

für die Durchführung
verdeckter Operationen gegen
die Sowjetunion war.^[7] Es war
unerlässlich, Pakistan zu
unterstützen, genau wie die
anderen Länder in der
nördlichen Zone, da man sonst
nicht hätte ausschließen
können, dass die Region
insgesamt eine neutrale
Haltung gegenüber dem
Westen einnehmen oder

«schlimmstenfalls in den sowjetischen Machtbereich geraten könnte». [8]

In dem Jahrzehnt nach dem Zweiten Weltkrieg prägten solche Befürchtungen die amerikanische und die westliche Politik in einem großen Teil Asiens. Im Jahr 1955 wurde jener Streifen von Ländern, der von der Türkei im Westen über den Irak und den

Iran bis nach Pakistan im Osten reichte, in einem einzigen Abkommen miteinander vereint, das ein Geflecht von Bündnissen untereinander oder mit Großbritannien ablöste. So wurden diese Länder zu Signatarstaaten des Bagdad-Paktes, wie man ihn schon bald nannte. Das erklärte Ziel des Paktes, unter dem gegenseitige Sicherheitsgarantien ausgetauscht wurden, waren

zwar «Frieden und Sicherheit»
im Nahen Osten, in Wirklichkeit
aber war er eigens dazu
gedacht, dem Westen in einer
Region von entscheidender
strategischer und
wirtschaftlicher Bedeutung
Einfluss zu verschaffen. [9]

Trotz sorgfältiger
Überlegungen im Vorfeld, um
zu gewährleisten, dass die

lokalen Regierungen positiv auf das Vorhaben reagierten, boten einige Fehler in Washington den Sowjets die Chance, sich ins Spiel zu bringen. Ende 1954 etwa wurde eine diskrete Anfrage der afghanischen Führung mit der Bitte um Beistand und Waffen vom amerikanischen Außenministerium abgelehnt. Statt um Waffenlieferungen zu bitten, so wurde Prinz Naim,

dem Bruder des
Regierungschefs, mitgeteilt,
solle sich Afghanistan auf
Angelegenheiten vor Ort
konzentrieren, wie die
Grenzstreitigkeiten mit
Pakistan. Diese unüberlegte
Antwort, die Rückhalt für ein
Regime in Karatschi
demonstrieren sollte, das
unlängst von einem
Militärattaché als «strategisch
von weltweiter Bedeutung»

bezeichnet worden war, ging sofort nach hinten los.^[10]

Kaum war die Absage in Kabul eingetroffen, sprangen die Sowjets ein und erklärten sich bereit, militärische Ausrüstung und Hilfsmittel zu liefern – ein Angebot, das rasch angenommen wurde. Auf eine erste Finanzspritze in Höhe von hundert Millionen Dollar folgten weitere Zuwendungen,

die den Bau von Brücken, die Modernisierung der Telekommunikation und die Ausweitung des Straßennetzes ermöglichten, darunter die Schnellstraße zwischen Kandahar und Herat. Geld und Knowhow aus Moskau lagen auch dem Bau des 2,7 Kilometer langen Salangtunnels auf einer wichtigen Straße nach Norden zugrunde, die zu den

sowjetischen zentralasiatischen
Republiken führte. Diese
Route, ein Symbol der
sowjetisch-afghanischen
Freundschaft, war in den
achtziger Jahren nach der
Invasion in Afghanistan die
Hauptnachschublinie. Ironie
der Geschichte: Sie entpuppte
sich auch als lebenswichtiger
Teil der Nachschublinie, über
die Anfang des
21. Jahrhunderts

amerikanische und alliierte Konvois in das Land gelangten. Eine Schnellstraße, die gebaut wurde, um Afghanistan gegen den Westen zu wappnen, wurde zentraler Bestandteil der Bemühungen des Letzteren, das Land nach seiner Vorstellung umzugestalten.^[11]

So eindeutig ausmanövriert zu werden war eine ernüchternde Erfahrung –

zumal das Gleiche wenige Monate später wieder passierte, diesmal mit noch dramatischeren Konsequenzen. Ende 1955 wandte sich der Revolutionär Gamal Abdel Nasser, der drei Jahre zuvor beim Sturz des ägyptischen Königs Faruk mit Unterstützung der CIA eine zentrale Rolle gespielt hatte, mit der Bitte um Waffen an Moskau. Die Vereinigten

Staaten waren völlig
überrumpelt und reagierten,
indem sie finanzielle
Unterstützung für den Bau
eines riesigen Staudamms bei
Assuan in Zusammenarbeit mit
Großbritannien und der
Weltbank anboten – eine Kopie
des Staudammprojekts am
Karadsch im Iran. Zwischen
London und Washington
wurden Gespräche auf höchster
Ebene geführt, man dachte

darüber nach, wie man Nasser sonst noch besänftigen könnte. Am Ende versprach man ihm Waffen und dass man Israel unter Druck setzen werde, einem Vertrag mit Ägypten zuzustimmen, in der Hoffnung, die zunehmend angespannten Beziehungen zwischen den beiden Ländern zu verbessern.

[12]

Nasser hatte sich über den Bagdad-Pakt geärgert, den er

als ein Hindernis für die arabische Einheit und als westliches Instrument, um den Einfluss im Herzen Asiens zu bewahren, betrachtete. Wären das Geld und die Unterstützung sofort eingetroffen, wäre er womöglich zufrieden gewesen – zumindest fürs Erste. Allerdings wurden die Zusagen einer finanziellen Unterstützung zurückgezogen,

nachdem amerikanische Kongressmitglieder Bedenken geäußert hatten, der Bau eines Dammes werde zu einer drastischen Steigerung der Baumwollproduktion und einem Preisverfall führen, der die amerikanischen Farmer unmittelbar betreffen würde.

[13] Diese Selbstsüchtigkeit erwies sich als verheerend; es war der letzte Strohalm, an

den man sich hätte klammern können.

Als gewiefter Hasardeur verschärfte Nasser – dem der britische Premier Anthony Eden unterstellte, er sei entschlossen, «der Napoleon der Araber zu werden» – nunmehr die Situation.^[14] Er antwortete auf die großspurige Bemerkung des britischen Außenministers im Frühjahr

1956, dass der Suezkanal «ein integraler Teil des Ölkomplexes im Nahen Osten» und lebenswichtig für die Interessen Großbritanniens sei, mit dem Kommentar: Wenn dies der Fall sei, dann solle Ägypten doch an den Einnahmen des Kanals beteiligt werden – genau wie die Erdöl erzeugenden Staaten an den Öleinnahmen beteiligt wurden.^[15] Er war

sich durchaus darüber im Klaren, dass der Westen vor nichts zurückschrecken würde, um seine Aktivposten zu behalten, rechnete aber damit, dass eine Verstaatlichung des Kanals ihm ein Druckmittel verschaffen würde, von dem Ägypten langfristig nur profitieren konnte.

Als sich amerikanische Planer anschickten, die möglichen Auswirkungen zu berechnen,

die eine Schließung des Kanals auf die Ölpreise hätte, gerieten führende Politiker in Großbritannien in einen Sumpf der Verzweiflung. «In Wahrheit stecken wir in einem furchtbaren Dilemma», schrieb Harold Macmillan, der hochangesehene und gutvernetzte Schatzkanzler. «Wenn wir energische Maßnahmen gegen Ägypten ergreifen und infolgedessen

der Kanal geschlossen wird, die
Pipelines in die Levante
abgeschnitten sind, der
Persische Golf revoltiert und
die Ölproduktion gestoppt
wird – dann haben das
Vereinigte Königreich und
Westeuropa <es verpatzt>.»^[16]
Wenn man andererseits nichts
unternahm, dann würde Nasser
mit links gewinnen, und das
hätte anderswo katastrophale

Konsequenzen: Alle Länder des Nahen Ostens würden seinem Beispiel folgen und ihre Ölindustrien verstaatlichen.

Nasser machte dort weiter, wo Mossadegh aufgehört hatte. Westliche Diplomaten, Politiker und Geheimdienstmitarbeiter zogen allmählich eine ganz ähnliche Lösung für das Problem eines Regierungschefs, dessen Politik den westlichen Interessen

widerspruch, in Betracht. Die Briten hielten bald Ausschau nach «Mitteln und Wegen, das Regime zu stürzen». ^[17] Wie ein hoher Diplomat in London es ausdrückte:

«Möglicherweise müssen wir Nasser loswerden.» Der Premier Anthony Eden wollte Nasser nicht nur absetzen; er wünschte dessen Tod. ^[18]

Nachdem mehrere Runden

Pendeldiplomatie kein Ergebnis gebracht hatten, kamen Großbritannien und Frankreich zu dem Schluss, dass es Zeit für eine nachhaltige Machtdemonstration war. Den Machthabern im gesamten Nahen und Mittleren Osten sollte vor Augen geführt werden, dass man gegen jeden, der es wagte, sich den westlichen Zielen entgegenzustellen, direkt

vorgehen werde.

Ende Oktober 1956 begann eine Militäraktion gegen Ägypten. Britische und französische Verbände rückten vor, um die Kanalzone abzusichern, während ihre israelischen Bündnispartner tief in die Halbinsel Sinai vorstießen, um die Besetzung von Suez zu unterstützen und den Druck auf Nasser zu erhöhen. Die Invasion geriet

schon bald zu einem Fiasko.
Der Suezkanal wurde
geschlossen, nachdem die
Ägypter Schiffe, Kähne und
Reparaturschiffe in der
Fahrrinne versenkt hatten,
während die drehbare
Eisenbahnbrücke bei El Fridan
nördlich von Ismaila ins Wasser
gestürzt wurde. Die Wirkung
der geschätzt neunundvierzig
Blockaden ging über eine
Schließung des Kanals hinaus;

sie hatten «eine ernste Störung der normalen Warenbewegungen» zur Folge, wie es in einem Bericht aus der Zeit hieß. Der Transport von Erdöl nach Westeuropa wurde drastisch verringert.

Man müsse mit weiteren Konsequenzen rechnen, schloss die CIA: Die Preise «vieler Rohstoffe im Welthandel» würden zwangsläufig steigen, und «in den Ländern der freien

Welt», deren Volkswirtschaften von Lieferungen über den Suezkanal abhängig seien, werde es wahrscheinlich zu beträchtlicher Arbeitslosigkeit kommen. Auch die Sowjetunion werde die Wirkung spüren, denn ihre Schiffe, die in Fernost Handel trieben, müssten wegen der Schließung von Suez einen Umweg von über zwölftausend Kilometern um Afrika nehmen, um ihre

Heimathäfen im Schwarzen Meer zu erreichen. Die Amerikaner verfolgten aufmerksam, wie Moskau lebenswichtige Frachten auf transasiatische Eisenbahnlinien umleitete, deren Bedeutung rasch wuchs. ^[19]

Obwohl die Regierung Eisenhower über die steigenden Spannungen um Ägypten genau Bescheid

wusste, wurde sie von dem Ausbruch militärischer Feindseligkeiten überrascht, weil man sie nicht über die Invasionspläne informiert hatte. Der Präsident schäumte vor Wut und hielt dem britischen Premierminister persönlich eine Standpauke. Der Einsatz von Gewalt in der Kanalzone war ein Propagandadesaster für die selbsterklärten Wächter der «freien Welt», und das

ausgerechnet zu einem Zeitpunkt, als sowjetische Panzer durch die Straßen von Budapest rollten, um einen Volksaufstand in Ungarn niederzuschlagen. Letztlich rückte die Aktion in Suez jedoch ein ganz anderes Thema in den Vordergrund: Sie markierte den Moment, an dem sich die Vereinigten Staaten zwischen den Westmächten, deren Mission sie im

20. Jahrhundert geerbt hatten, und der ölreichen Region des Nahen und Mittleren Ostens entscheiden mussten. Sie entschieden sich für Letztere.

Es sei ganz wichtig, betonte Präsident Eisenhower, dass «die Araber nicht auf uns alle böse sind». Wenn es dazu käme, könnten die Öllieferungen aus dem Nahen Osten nämlich völlig ausbleiben, sei es wegen der

Schließung des Kanals, weil die Förderung womöglich gestoppt wurde oder weil gegen Länder in einer Region, die von Natur aus mit Ägypten Mitgefühl hatte, wenn es so massiv unter Druck gesetzt wurde, ein Embargo verhängt wurde. Wie ein hoher britischer Diplomat bereits eingeräumt hatte, hätte jede Verringerung der Öllieferungen verheerende Konsequenzen. «Wenn

[Großbritannien] ein oder zwei Jahre lang Öl aus dem Nahen Osten vorenthalten würde, so würden unsere Goldreserven schwinden. Wenn unsere Goldreserven schwinden, löst sich der Bereich des Pfund Sterling auf. Wenn sich der Bereich des Pfund auflöst und wir keine Reserven haben ... Ich bin mir nicht sicher, ob wir imstande sein werden, auch nur das Minimum zu bezahlen, das

für unsere Verteidigung nötig ist. Und ein Land, das nicht für seine eigene Verteidigung sorgen kann, ist erledigt.»^[20]

Das klang ganz nach einem Worst-Case-Szenario, es herrschte regelrecht Weltuntergangsstimmung. Es fiel tatsächlich schwer, wie Eisenhower selbst erkannte, «gegenüber der Treibstoff- und Finanznot Westeuropas

gleichgültig» zu bleiben.

Nichtsdestotrotz war es, wie er Lord Ismay, dem ersten Generalsekretär des Nordatlantikpaktes NATO, schrieb, lebenswichtig, sich «die arabische Welt nicht zum Feind zu machen». [21]

In der Praxis hieß das, Großbritannien und Frankreich in die Ecke zu treiben. Zwar wurde in Washington bereits

ein Plan für die Lieferung von Öl aus den Vereinigten Staaten nach Westeuropa ausgearbeitet, er wurde jedoch absichtlich nicht umgesetzt, um die Lösung der Angelegenheiten in Ägypten zu forcieren. In der Gewissheit, dass die britische Wirtschaft im Begriff war zu kollabieren und der Wert des Pfund abstürzte, war London gezwungen, beim Internationalen Währungsfonds

um finanzielle Unterstützung zu bitten. In knapp vier Jahrzehnten war Großbritannien vom Herrscher der Welt zu einem armen Schlucker herabgesunken, der um Almosen bettelte. Es war schon schlimm, dass der Antrag beim IWF einfach abgelehnt wurde; demütigend war es noch dazu, dass die Truppen, die man nach Ägypten ausgesandt hatte, damit sie um

eines der kostbarsten Juwelen Europas kämpften, nunmehr abgezogen werden mussten, ohne dass sie ihren Auftrag erfüllt hatten. Ihre Abberufung nach Hause, im Scheinwerferlicht der weltweiten Medien, war ein vielsagendes Zeichen dafür, wie sehr sich die Welt verändert hatte: Man hatte Indien aufgegeben, die Ölfelder des Iran waren dem Zugriff

Großbritanniens entzogen worden und nun auch noch der Suezkanal. Der Rücktritt des Premierministers Anthony Eden Anfang 1957 war lediglich eine weitere Fußnote im letzten Kapitel des Niedergangs eines Empires. [22]

Andererseits waren sich die Vereinigten Staaten ihrer neu auferlegten Verantwortung als Supermacht schmerzlich

bewusst, wenn es um die Länder ging, die auf dem Rücken des asiatischen Kontinents lagen. Sie mussten einen gefährlichen Drahtseilakt bewältigen – wie das Nachspiel der Suezkrise eindeutig zeigte. Das Ansehen und der Einfluss Großbritanniens waren ins Bodenlose abgestürzt, und es war nicht ausgeschlossen, dass die Südflanke, die als Bollwerk gegen die Sowjetunion dienen

sollte, womöglich «völlig durch kommunistische Infiltrierung und Erfolge im Nahen Osten zusammenbrechen» würde, wie Präsident Eisenhower Ende 1956 schrieb. [23]

Darüber hinaus hatte das Fiasko um die abgebrochene Militäraktion antiwestliche Stimmungen im gesamten Nahen Osten geschürt, wobei nationalistische Demagogen

neuen Mut schöpften, da sie nun Nasser vor Augen hatten, der die Nerven behalten und sich gegen den militärischen Druck aus Europa durchgesetzt hatte. Das Ansehen des ägyptischen Staatschefs nahm in der ganzen Region exponentiell zu, und allmählich kam die Idee eines arabischen Nationalismus auf. Man stellte sich vor, dass die Vereinigung aller Araber zu einem

gemeinsamen Staatswesen eine einzige Stimme schaffen würde, die den Westen auf der einen Seite und den Sowjetblock auf der anderen ausbalancieren könnte.

Scharfsinnige Beobachter hatten ebendiese Möglichkeit schon vor Nassers meisterhaftem Vabanquespiel erkannt. Der US-Botschafter in Teheran, Loy Henderson, der die Region wie kein anderer

Amerikaner kannte, war zu dem Schluss gelangt, dass nationalistische Stimmen künftig immer lauter und einflussreicher würden. «Es scheint fast unvermeidlich», schrieb er 1953, dass die Länder des Nahen Ostens «irgendwann in der Zukunft [...] eine gemeinsame Politik entwickeln werden». ^[24] Nasser war der Vorkämpfer, auf den

diese Bewegung gewartet hatte.

Dies löste eine signifikante Veränderung in der Haltung der Vereinigten Staaten aus, die sich in der sogenannten Eisenhower-Doktrin äußerte. In dem Wissen, dass die Sowjetunion nur auf eine Gelegenheit im Nahen Osten wartete, erklärte der Präsident vor dem Kongress, es sei

«unbedingt notwendig», dass «jedes Machtvakuum» im Nahen Osten von den Vereinigten Staaten ausgefüllt werde, ehe dies Russland tue. Das sei nicht nur für die amerikanischen Interessen lebenswichtig, fuhr er fort. Es sei «für den Weltfrieden» wichtig.^[25] Der Kongress wurde aufgefordert, ein ambitioniertes Budget zu

genehmigen, um wirtschaftliche und militärische Unterstützung in der ganzen Region zu finanzieren. Außerdem bat der Präsident um die Vollmacht, jedes Land, das von einer bewaffneten Aggression bedroht wurde, zu verteidigen. Ein Hauptziel war es zwar, der Sowjetunion zuvorzukommen, aber der Schritt war auch als eine Alternative zu Nassers Vision gedacht – eine attraktive

Option für Länder, die anschließend sehen konnten, welche Vorteile massive Hilfszahlungen aus Washington mit sich brachten.^[26]

Dieser Versuch, sich neu zu positionieren, überzeugte nicht alle. Die Israelis etwa ließen sich nicht von den amerikanischen Bemühungen beeindrucken. Sie konnten wenig anfangen mit den

Beteuerungen, dass auch sie die Vorteile der erhöhten Aufmerksamkeit und der neuen Rolle der USA spüren würden.

[27] Diese Bedenken waren verständlich in Anbetracht der Wut, die rings um Israel kochte, insbesondere in Saudi-Arabien und im Irak nach der verpfuschten Intervention in Suez. Gewiss war es nicht hilfreich, dass israelische

Truppen an der Seite der britischen und der französischen Soldaten gekämpft hatten; noch schwerer wog jedoch, dass das Land rasch zu einem Symbol für die Einmischung des Westens in die Angelegenheiten der Region wurde – und als deren Hauptnutznießer. Bald wurden immer aggressivere Stimmen laut, denen zufolge eine

amerikanische Unterstützung für Israel unvereinbar mit einem Beistand für die Araber war.

Der Staat Israel wurde zu einem Brennpunkt für arabische Nationalisten, die Anhänger um sich scharten. Genau wie die Kreuzfahrer Hunderte von Jahren zuvor im Heiligen Land feststellen mussten, war allein die Existenz eines Staates, der angeblich

aus Fremden bestand, ein Anlass für die Araber, die eigenen Interessen hintanzustellen. Wie die Kreuzfahrer seinerzeit nahmen nunmehr die Israelis die zwiespältige und wenig beneidenswerte Rolle eines Angriffsziels ein, das viele Feinde zu einem übermächtigen Gegner vereinte.

Antiisraelische Rhetorik hatte

Hochkonjunktur, als sich Politiker in Syrien auf Gedeih und Verderb mit Nasser und mit der Vision verbündeten, die dieser für eine vereinigte arabische Welt verkündete. Anfang 1958 entstand durch eine förmliche Fusion mit Ägypten ein neuer Staat: die Vereinigte Arabische Republik, ein Vorspiel zu einer künftigen Konsolidierung. Washington verfolgte diese Entwicklung

bekommen. Der Botschafter Henderson hatte davor gewarnt, dass das Aufkommen einer vereinten arabischen Stimme Schwierigkeiten mit sich bringen könnte – «desaströse Wirkungen», wie er sagte. Die Vereinigten Staaten hatten ihre liebe Not mit den Implikationen, und die Diskussionen im Außenministerium nahmen kein Ende, Tendenz: größtenteils

pessimistisch. Ein von der Behörde, die für den Nahen Osten, Südasien und Afrika zuständig war, vorgelegtes Papier berichtete davon, dass Nassers radikaler Nationalismus die ganze Region zu erfassen drohte.

Amerikanische «Aktivposten» im gesamten Nahen Osten seien nach dem Erfolg des ägyptischen Staatschefs und seiner Einigung mit Syrien

geschwächt oder neutralisiert worden.^[28] Nassers Fortschritte würden dem Kommunismus Tür und Tor öffnen, meinte John Foster Dulles, der US-Außenminister und ältere Bruder von Allen Dulles, dem CIA-Direktor. Es sei an der Zeit, entscheidende Maßnahmen zu ergreifen und «Sandsäcke um die Stellungen zu stapeln, die wir beschützen

müssen». [29]

Die Stimmung verschlechterte sich noch, als eine Bewegung, die wie der Beginn einer Kettenreaktion wirkte, durch die Länder des Ostens lief. Zuerst erfasste sie den Irak. Die Vereinigung von Ägypten und Syrien sorgte für viel Gesprächsstoff unter der gebildeten Elite in Bagdad, der dieser Panarabismus immer

reizvoller als ein dritter Weg zwischen der Aufmerksamkeit Washingtons und Moskaus erschien. Im Sommer 1958 wurde die Lage in der Hauptstadt brisant, Grund dafür war ein gefährlicher Aufschwung der Sympathien für Nasser und der antiwestlichen Stimmungen, die mit einer aggressiven Rhetorik gegen Israel durchsetzt waren. Am 14. Juli inszenierte eine

Gruppe hoher irakischer
Armeeoffiziere unter Führung
von Abdul Karim Qasim – einem
Mann, dem Zeitgenossen, die
zwei Jahrzehnte zuvor
gemeinsam mit ihm an einer
Ausbildung in Großbritannien
teilgenommen hatten, den
Spitznamen
«Schlangenbeschwörer»
gaben – einen Staatsstreich. [30]

Zur Frühstückszeit

marschierten die Verschwörer zum Palast, trieben führende Mitglieder der Königsfamilie, darunter König Faisal II., im Hof zusammen und erschossen sie. Der Leichnam von Kronprinz Abd al-Ilah, einem nachdenklichen und seriösen Menschen, wurde «wie ein Hund auf die Straße gezerrt» und von einem wutentbrannten Mob zerfetzt und anschließend verbrannt. Einen Tag später

wurde der irakische
Regierungschef Nuri al-Said,
ein erfahrener Politiker, der die
Transformation des Nahen
Ostens mit eigenen Augen
erlebt hatte, aufgespürt. Er
hatte sich als Frau verkleidet
und war kurz davor gewesen,
aus dem Land zu flüchten. Man
erschoss ihn, sein Leichnam
wurde verstümmelt und
hämisch durch Bagdad

getragen. ^[31]

Diese Ereignisse schienen eine bevorstehende Ausdehnung der sowjetischen Einflussphäre anzukündigen. Der Iran werde, teilte der russische Parteichef Nikita Chruschtschow Präsident John F. Kennedy bei einem Gipfeltreffen 1961 mit, in Kürze wie eine überreife Frucht den Sowjets in die Hände fallen –

eine nicht unwahrscheinliche Aussicht, bedenkt man, dass sogar der Chef der iranischen Geheimpolizei, wie man wusste, gegen den Schah intrigierte. Nachdem das Moskauer Komitee für Staatssicherheit (besser bekannt als KGB) mit einem Mordanschlag gescheitert war, richtete man das Augenmerk darauf, Landeplätze und Munitionsdepots im ganzen

Iran einzurichten – vermutlich bereits mit Blick auf die Entscheidung, die Anstrengungen zu verstärken, einen Volksaufstand zu schüren und die Monarchie zu stürzen.

[32]

Im Irak sah die Lage kaum besser aus. Ein hoher US-Politiker schrieb, das Land gerate «so gut wie sicher in etwas, das einer kommunistischen Übernahme

gleichkommt». ^[33] Eine Folge dieser Entwicklung war, dass der Westen eine neue Haltung gegenüber Nasser annahm. Auf einmal sah man ihn als das «kleinere von zwei Übeln» an. Die Vereinigten Staaten gaben sich große Mühe, Brücken zu dem launischen ägyptischen Staatschef zu bauen, der selbst einräumte, dass der arabische Nationalismus unter

Umständen von etwas kompromittiert wurde, was er dem Vernehmen nach als die zunehmende «kommunistische Durchdringung des Nahen Ostens» bezeichnete.^[34] Dass Washington und Kairo gemeinsame Sache machen wollten, wurde noch untermauert durch die Entscheidung der neuen Führung im Irak, einen eigenen

Kurs zu suchen und sich vom Panarabismus und von Nasser zu distanzieren; die Angst vor dem sowjetischen Phantom wurde dadurch noch geschürt.

[35]

Es wurden Pläne für den Umgang mit Bagdad ausgearbeitet, wobei in den USA eigens ein Komitee eingesetzt wurde, das «offene oder verdeckte Methoden» prüfen sollte, um «eine

kommunistische Übernahme im Irak» zu verhindern. Aufgrund der begrenzten Quellenlage lässt sich schwer sagen, inwieweit die CIA, wenn überhaupt, Ende 1959 an einem Putschversuch gegen Qasim, den nationalistischen Regierungschef, der die irakische Monarchie gestürzt hatte, eingebunden war. Ein Beteiligter, der sich in der Verwirrung gehörig die Finger

verbrannte, erklärte später seine Rolle in fast schon mythischer Manier, um seine Entschlossenheit und seinen Wagemut unter Beweis zu stellen. Sein Name war Saddam Hussein. [36]

Ob die Verschwörer Unterstützung der USA erhielten, ist also nicht sicher, wenn auch aus den Quellen hervorgeht, dass die

amerikanische

Geheimdienstgemeinde bereits vor der Durchführung von dem geplanten Putsch zumindest wusste.^[37] Schon die Tatsache, dass raffinierte Pläne entworfen wurden, um zentrale Figuren von ihren Machtposten zu entfernen – etwa einen namentlich nicht genannten irakischen Oberst, dem man ein Taschentuch samt Monogramm

schicken wollte, das mit Giftgas getränkt war –, zeigt darüber hinaus, dass aktive Maßnahmen unternommen wurden, um mit allen Mitteln zu gewährleisten, dass Bagdad nicht in den Einfluss Moskaus geriet.^[38] Vermutlich ist es kein Zufall, dass Qasims Sturz im Jahr 1963 für einige amerikanische Beobachter keine Überraschung war. Später

erklärten diese, dass die Ereignisse «bis ins kleinste Detail von CIA-Agenten vorhergesagt» worden seien.

[39]

Das Engagement im Irak wurde in erster Linie von dem Wunsch getrieben, die Sowjetunion aus den südlichen Nachbarländern herauszuhalten. Verbindungen entlang des Gürtels zu knüpfen, der die Seidenstraßen

umspannte, war nicht zuletzt eine Frage des politischen Prestiges. Die Vereinigten Staaten konnten es sich schlicht nicht leisten, vor den Augen der Weltöffentlichkeit gegen einen Rivalen zu verlieren, der eine vollkommen entgegengesetzte Vision für die Welt anbot. Aber es gab auch andere Gründe für das intensive und nachhaltige Interesse.

Im Jahr 1955 beschloss Moskau, bei Tjuratam, im heutigen Kasachstan, einen großen Testplatz für Langstreckenraketen anzulegen. Die Steppe bot nach russischen Überlegungen die ideale Umgebung für die Aufstellung einer Reihe von Lenkantennen, die es gestatteten, Raketen nach dem Start ungehindert zu beobachten; gleichzeitig war

der Ort so isoliert, dass die Tests keine Gefahr für bestehende städtische Ballungsräume darstellten. Der daraus hervorgehende Komplex, den man später Baikonur Kosmodrom nannte, wurde zu einem Zentrum für die Entwicklung und den Test ballistischer Raketen. ^[40]

Bereits vor dieser Gründung hatten die Sowjets die R5

gestartet, die eine Reichweite von gut tausend Kilometern hatte und mit einem atomaren Sprengkopf bestückt werden konnte. Im Jahr 1957 ging ihr Nachfolger, die R7, besser bekannt unter dem NATO-Codenamen SS6 oder «Sapwood», mit einer Reichweite von anfangs achttausend Kilometern in Produktion, was die Gefahr, die von der Sowjetunion für den

Westen ausging, dramatisch steigerte.^[41]

Der Start des Sputnik, des weltweit ersten Satelliten, im Jahr darauf sowie die Einführung einer Flotte strategischer Langstreckenbomber vom Typ Tupolew T-95 «Bear» und Mjasischtschew 3M «Bison» erregten die Aufmerksamkeit amerikanischer

Militärstrategen noch stärker. Es war lebenswichtig, dass die Vereinigten Staaten imstande waren, die Raketentests zu überwachen, und dabei die Entwicklung der ballistischen Kapazitäten im Auge behielten, genauso wie mögliche feindliche Raketenstarts.^[42]

Der Kalte Krieg löst häufig die Erinnerung an die Berliner Mauer und an Osteuropa als

Hauptschauplätze der Auseinandersetzung zwischen den Supermächten aus. Dabei war es der Gebietsstreifen im weichen Unterleib der Sowjetunion, in dem die eigentliche Schachpartie des Kalten Krieges ausgetragen wurde.

Der strategische Wert, den die Länder entlang der Südflanke der UdSSR für die Vereinigten Staaten besaßen,

war seit langem bekannt.

Nunmehr erhielten sie
entscheidende Bedeutung.

Luftstützpunkte, Horchposten
und Kommunikationsnetze in
Pakistan wurden zu einem
wesentlichen Bestandteil der
amerikanischen

Verteidigungsstrategie. Zu
jener Zeit, als die sowjetischen
Raketen interkontinentale
Reichweiten hatten, leistete der
Luftstützpunkt Peschawar im

Norden des Landes wichtige Dienste der Nachrichtenbeschaffung. Er diente als Startplatz für U2-Aufklärungsflüge, die über Baikonur und anderen großen Militäreinrichtungen wie der Plutoniumfabrik in Tscheljabinsk durchgeführt wurden. Von Peschawar aus startete Gary Powers im Jahr 1960 zu jener unglücklichen Mission, die damit endete, dass

er im sowjetischen Luftraum in der Nähe von Swerdlowsk abgeschossen wurde – einer der nervenaufreibendsten Vorfälle des Kalten Krieges.^[43]

Es entbehrt nicht einer gewissen Ironie, dass die politischen und militärischen Ziele Amerikas, die für die Verteidigung der freien Welt und des demokratischen Lebensstils so zentral waren, zu

sehr unterschiedlichen Ergebnissen führten. Die amerikanische Stellung in diesem Teil der Welt stützte sich auf eine Reihe von Potentaten, die ihre Macht mit unappetitlichen Methoden aufrechterhielten. Im Fall Pakistans hatten die Vereinigten Staaten keine Probleme, sich mit General Mohammad Ayub Khan zu einigen, nachdem dieser im

Jahr 1958 einen Putsch angeführt hatte. Er selbst gab den Putsch klugerweise als eine «Revolution weg vom Kommunismus» aus, um sich die amerikanische Unterstützung zu sichern. Es gelang ihm, das Kriegsrecht zu verhängen, ohne dass seine westlichen Unterstützer ihn dafür tadelten. Er rechtfertigte seine Vorgehensweise damit, dass sie «nur für jene hart sei,

die Pakistans Charakterstärke zerstört haben». ^[44] In Lippenbekenntnissen wurde die Wiederherstellung einer «arbeitsfähigen, verfassungsmäßigen Regierung» gefordert, obwohl den meisten bewusst gewesen sein wird, dass die Militärdiktatur über längere Zeit anhalten würde – insbesondere nachdem Ayub

erklärt hatte, dass es «einige Jahrzehnte» dauern werde, bis der Bildungsstand der Bevölkerung so weit angehoben sei, dass man ihr die Wahl der eigenen Politiker anvertrauen könne.^[45] Die Vereinigten Staaten lieferten an diesen dubiosen Bündnispartner bereitwillig in großen Mengen Waffen: Sidewinder-Raketen, Düsenjäger und taktische

Bomber vom Typ B-57 sind nur einige Beispiele für die Ausrüstung, die mit Billigung von Präsident Eisenhower verkauft wurde. ^[46]

Die Lieferungen hatten den Effekt, dass der Status und die Macht der Streitkräfte in Pakistan weiter gesteigert wurden, wo ohnehin mindestens fünfundsechzig Prozent des Staatshaushalts für

das Militär ausgegeben wurde. Diesen Preis musste man offenbar zahlen, um in diesem Teil der Welt Freundschaften zu pflegen. Den Grundstein zu sozialen Reformen zu legen war riskant und zeitraubend im Vergleich zu den unmittelbaren Gewinnen, die man erzielte, wenn man sich auf Machthaber und die Eliten in ihrem Umfeld stützte. Das Ergebnis allerdings war, dass die

Demokratie erstickt und tiefverwurzelte Probleme geschaffen wurden, die im Laufe der Zeit heranreifen würden.

Die Führung Afghanistans wurde ebenfalls eifrig hofiert. So wurde etwa der Regierungschef Daoud Khan Ende der fünfziger Jahre zu einem zweiwöchigen Besuch in die Vereinigten Staaten eingeladen. Das Bestreben, ihn

zu beeindrucken, war so stark, dass er bei der Landung sowohl von Vizepräsident Richard Nixon als auch von Außenminister John Foster Dulles begrüßt wurde, bevor Präsident Eisenhower ihn herzlich empfing. Der Präsident gab sich große Mühe, den afghanischen Regierungschef vor der Gefahr zu warnen, die der Kommunismus für die muslimischen Länder Asiens

darstelle. Die Vereinigten Staaten hatten bereits eine Reihe ambitionierter Entwicklungsprojekte in Afghanistan eingeleitet, etwa ein umfassendes Bewässerungsprojekt im Tal Helmand und einen kühnen Versuch, das Bildungssystem zu verbessern. Nun machten sie weitere Zusagen, um den beachtlichen sowjetischen Investitionen, Darlehen und

Infrastrukturprojekten, die bereits in Betrieb waren, etwas entgegenzuhalten. [47]

Natürlich dauerte es nicht lange, bis auch Politiker in anderen Ländern der Region erkannten, dass sie die beiden Supermächte gegeneinander ausspielen konnten – und in der Folge beiden Parteien immer größere Leistungen aus der

Tasche zogen. Als Präsident Eisenhower Ende der fünfziger Jahre Kabul einen Besuch abstattete, wurde er ganz unverblümt aufgefordert, mit den Hilfsleistungen, die das Land von Moskau bezogen hatte, gleichzuziehen.^[48] Sich zu weigern hatte Konsequenzen, stillzuhalten allerdings auch.

Unterdessen regten sich

amerikanische Strategen über ein, wie man meinte, deutliches Wanken im Iran Ende der fünfziger Jahre furchtbar auf, als Schah Mohammed Reza Pahlavi nach einer von der Sowjetunion finanzierten, gegen ihn selbst gerichteten Propagandakampagne im Rundfunk die Bereitschaft signalisierte, die Beziehungen zu Moskau zu verbessern. Der iranische Herrscher wurde

unablässig als Marionette des Westens präsentiert, und die Arbeiter wurden gedrängt, sich zu erheben und sein despotisches Regime zu stürzen.^[49] Dies brachte den Schah dazu, über die, wie er sagte, bislang «absolut antagonistischen» Beziehungen des Iran zur UdSSR nachzudenken wie auch darüber, versöhnliche Kanäle

der Kommunikation und Kooperation zu eröffnen. [50]

In Washington, wo die Strategen die zentrale Bedeutung des Iran an der Südflanke der Sowjetunion hervorhoben, schrillten die Alarmglocken. Anfang der sechziger Jahre war es, wie es in einem Bericht hieß, «wegen der strategischen Lage des Landes zwischen der UdSSR

und dem Persischen Golf und seinen großen Ölvorkommen außerordentlich wichtig für die Vereinigten Staaten, die Freundschaft, Unabhängigkeit und territoriale Integrität des Iran zu erhalten». [51]

Beträchtliche Energien und Ressourcen wurden in die iranische Wirtschaft und das iranische Militär investiert, die Kontrolle des Schahs über das

Land sollte gestärkt werden.

Man hielt es für so wichtig, den Schah bei Laune zu halten, dass man großzügig über Intoleranz, massive Korruption und die wirtschaftliche Stagnation, die nicht zuletzt durch die Letztere verursacht wurde, hinweg sah. Gegen die Verfolgung religiöser Minderheiten wie der Bahai, die in den fünfziger Jahren grausam gejagt wurden, wurde

nicht protestiert, geschweige
denn interveniert.^[52] Derweil
hatte das Land herzlich wenig
vorzuweisen gemessen an den
iranischen Öleinkünften, die
von 1954 bis 1960 um mehr als
das Siebenfache gestiegen
waren. Erschwingliche
Darlehen aus Washington
dienten lediglich dazu, die
eigenen Taschen etwas weniger
auf Kosten der Armen zu füllen,

die kaum mit den unerbittlich steigenden Lebenshaltungskosten Schritt halten konnten – vor allem nach Missernten in den Jahren 1959 und 1960. ^[53]

Hinzu kam, dass einige US-Projekte, die die Landwirtschaft ankurbeln sollten, grandios scheiterten. So endeten etwa Versuche, das traditionelle Saatgut durch moderne

Hybridsorten zu ersetzen, in einer Katastrophe. Die neuen Sorten erwiesen sich als ungeeignet für das Terrain, es fehlte ihnen an Widerstandskraft gegen die hiesigen Krankheiten und Insekten. Ein Projekt, das den iranischen ebenso wie den amerikanischen Geflügelfarmern helfen sollte, indem amerikanische Hühner im Iran eingeführt wurden,

endete gleichermaßen katastrophal. Der Umstand, dass kein geeignetes Futter vorhanden war und Impfstoffe fehlten, hatte Konsequenzen, die man ohne weiteres hätte voraussehen können. Das peinliche Versäumnis, sich vor Augen zu führen, wie der Wasserkreislauf im Iran funktionierte, hatte zur Folge, dass neu angelegte Brunnen die unterirdischen Reservoirs

austrockneten und damit die Lebensgrundlage vieler Farmen im ganzen Land zerstörten. [54]

Solche kontraproduktiven Projekte waren gewiss keine positiven Beispiele für die Vorzüge, die eine engere Zusammenarbeit mit dem Westen, insbesondere den USA, mit sich brachte. Sie boten darüber hinaus einen

fruchtbaren Nährboden, den Kritiker ausnutzen konnten. Niemandem gelang dies besser als dem schiitischen Gelehrten Ruhollah Musawi Khomeini, der die Stimmung einer Bevölkerung erfasste, die über die niedrigen Löhne, den ausbleibenden wirtschaftlichen Fortschritt und die unübersehbare soziale Ungerechtigkeit zunehmend aufgebracht war. «Eure

Exzellenz, Herr Schah, lässt mich Euch einen Rat geben», erklärte der Ayatollah in einer besonders hitzigen Rede Anfang der sechziger Jahre. «Sie elender Schuft, ist es nicht allmählich Zeit für Sie, ein wenig nachzudenken und sich zu überlegen, wohin das alles Sie führt? [...] Herr Schah, wollen Sie, dass ich erkläre, Sie glauben nicht an den Islam, und dass ich Sie aus dem Iran

verjage?»^[55] Dies reichte aus, um Khomeini verhaften zu lassen, worauf es im Zentrum von Teheran zu Krawallen kam. Menschenmengen skandierten: «Khomeini oder Tod!» Laut CIA-Geheimdienstberichten schlossen sich sogar Mitarbeiter der Regierung den Demonstrationen gegen das Regime an.^[56]

Statt auf die Warnungen zu

hören, machte sich der Schah seine Kritiker noch mehr zum Feind. Der iranische Klerus, erklärte er mit einem verblüffenden Mangel an Takt bei einem Besuch der heiligen Stadt Ghom, bestehe aus «ignoranten und verdorrten Männern, deren Köpfe seit Jahrhunderten nicht mehr angeregt worden sind». [57]

Man hätte Zugeständnisse

anbieten oder umfassende Reformen einleiten können, stattdessen konzentrierte man die Energie darauf, die Kontrolle zu verschärfen. Khomeini wurde gezwungen, ins Exil zu gehen. Er ließ sich über ein Jahrzehnt lang in Nadschaf im benachbarten Irak nieder, wo seine leidenschaftlichen Verunglimpfungen des Schahs und seines Regimes nicht nur

begrüßt, sondern ausdrücklich gefördert wurden. [58]

Beträchtliche Mittel wurden für den Aufbau der SAVAK, der iranischen Geheimpolizei, aufgewandt, die schon bald im ganzen Land gefürchtet wurde. Gefängnishaft ohne Prozess, Folter und Hinrichtungen wurden im großen Stil eingesetzt, um mit den Kritikern des Schahs und

seines Umfelds fertigzuwerden;
in seltenen Fällen wurden
glücklichere Widersacher,
deren hoher Bekanntheitsgrad
sie – wie Khomeini – am Leben
hielt, unter Hausarrest gestellt
und aus dem Land verbannt,
um sie von der politischen
Bühne zu vertreiben.^[59] Wenn
in der Sowjetunion solche
Mittel zum Einsatz kamen, so
wurde das von den Vereinigten

Staaten lautstark kritisiert, als das Gegenteil von Demokratie und ein Instrument des Totalitarismus angeprangert, im Iran breitete man den Mantel des Schweigens darüber.

Um die Unterstützung des Schahs abzusichern und seine Stellung zu festigen, flossen weiterhin Mittel aus Washington in den Iran, mit denen das zweitausendvierhundert

Kilometer lange Straßennetz, das den Persischen Golf mit dem Kaspischen Meer verband, angelegt und der Bau eines großen Tiefwasserhafens bei Bandar Abbas mitfinanziert wurde. Das Stromnetz konnte ausgeweitet und erneuert werden, und es ging sogar Kapital ein, um Prestigeobjekte wie eine nationale Fluglinie ins Leben zu rufen. Währenddessen ignorierten die

meisten westlichen Politiker die Zustände vor Ort und beschlossen, nur das zu sehen, was sie sehen wollten. Für viele amerikanische Beobachter erweckte der Iran den Anschein eines uneingeschränkten Triumphes. Die Wirtschaft «eines der standhaftesten Freunde der Vereinigten Staaten im Nahen Osten hat rasante Fortschritte gemacht», hieß es in einem

Bericht, der 1968 für Präsident Lyndon Johnson verfasst wurde. Das Bruttosozialprodukt wachse so schnell, dass man von «einer der bemerkenswerten Erfolgsstorys» der jüngsten Vergangenheit sprechen könne. Zur gleichen Schlussfolgerung kam man vier Jahre später sogar noch nachdrücklicher. Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs,

so die amerikanische Botschaft in Teheran, seien die Vereinigten Staaten gezwungen gewesen, im Iran ein Risiko einzugehen und das Land nach ihrem eigenen Bild zu gestalten. «Dieses Risiko hat sich ordentlich ausgezahlt – vermutlich mehr als in jedem anderen sich entwickelnden Land, das von vergleichbaren amerikanischen Investitionen profitiert hat.» Der Iran sei auf

dem besten Wege, sagte der Bericht zuversichtlich voraus, «das wohlhabendste Land in Asien nach Japan» zu werden – und auf gleicher Höhe mit vielen Ländern in Europa zu stehen. [60]

Die Skeptiker waren eindeutig in der Minderheit. Zu ihnen zählte der junge Akademiker William Polk, den die Kennedy-Administration als

außenpolitischen Berater
angestellt hatte. Es werde zu
Gewalt und womöglich zu einer
Revolution kommen, wenn der
Schah den politischen Prozess
nicht reformiere, warnte Polk;
sollte der Unmut jemals
ausbrechen, sei es nur eine
Frage der Zeit, bis die
Sicherheitskräfte sich weigern
würden, auf Demonstranten zu
schießen. Der Widerstand
gegen den Schah vereinige sich

derzeit unter «der starken islamischen Institution des Iran». [61]

Polk hatte absolut recht. Damals schien es jedoch wichtiger, weiterhin einen Verbündeten gegen den Kommunismus zu stützen, als ihn zu drängen, seine Macht zu teilen. Der Schah entwickelte immer großartigere Pläne, die das Ganze noch

verschlimmerten. Riesige Summen wurden in das Militär investiert, wobei die Rüstungsausgaben des Iran von 293 Millionen Dollar im Jahr 1963 auf 7,3 Milliarden Dollar kaum fünfzehn Jahre später schnellten. Die Luftwaffe und das Heer des Landes zählten anschließend zu den größten der Welt.^[62] Der Iran finanzierte diese

außergewöhnliche Ausweitung unter anderem mit der Militärhilfe und günstigen Darlehen aus den USA (die wiederum daraus ihren Nutzen zogen, weil der größte Teil der Ausrüstung bei amerikanischen Rüstungsbetrieben gekauft wurde). Das Land profitierte jedoch auch von dem anhaltenden Anstieg der Öleinnahmen – und von dem Mechanismus, den die

führenden Förderländer eingerichtet hatten, um als Kartell aufzutreten und auf diese Weise die Gewinne zu maximieren.

Die Gründung der Organisation der Erdöl exportierenden Länder (OPEC) im Jahr 1960 war dazu gedacht, das Angebot von Erdöl auf dem offenen Markt zu koordinieren. Die Gründungsmitglieder (Irak, Iran, Saudi-Arabien, Kuwait und

Venezuela) wollten ihre Interessen bündeln und ihre Einkünfte steigern, indem sie die Menge und damit auch die Preise kontrollierten.^[63] Es war der logische nächste Schritt für rohstoffreiche Länder, die damit liebäugelten, den westlichen Konzernen ihre Macht zu entreißen, während sie gleichzeitig von westlichen Regierungen politischen und

finanziellen Rückhalt erhielten.

Die OPEC markierte de facto einen gezielten Versuch, den Einfluss des Westens einzuschränken. Immerhin unterschied sich das westliche Interesse daran, den heimischen Märkten ausreichenden und billigen Treibstoff zu liefern, deutlich von den Interessen der Länder, die reiche Vorkommen an Öl und Gas besaßen und darauf

erpicht waren, damit selbst möglichst hohe Einkünfte zu erzielen. So unwahrscheinlich es scheinen mag, war die OPEC deshalb der geistige Protegé einer verblüffenden Reihe von Personen, zu denen trotzige Politiker wie Mossadegh, der populistische Demagoge Nasser, der Hardliner Qasim und zunehmend antiwestliche Figuren im Iran zählten, für die Ayatollah Khomeini das

charakteristische Beispiel ist. Sie alle vereinten massive Bemühungen, um ihre Staaten von einem übermächtigen äußeren Einfluss zu befreien. Die OPEC war keine politische Bewegung; aber der Zusammenschluss mehrerer Länder, der ihnen die Möglichkeit gab, mit einer Stimme zu sprechen und gemeinsam zu handeln, war ein wichtiger Schritt bei der

Übertragung der politischen Macht von Europa und von den Vereinigten Staaten an die Regierungen vor Ort.

Die riesigen Vorkommen an Erdöl in Iran, Irak, Kuwait und Saudi-Arabien, im Verein mit der weltweit steigenden Nachfrage, hatten zur Folge, dass es Mitte des 20. Jahrhunderts zu einer grundlegenden Neuausrichtung der Macht

kam. Das Ausmaß dieser Entwicklung wurde 1967 deutlich, als Israel entdeckte, dass Nasser an der Grenze Truppen zusammenzog, um einen Angriff vorzubereiten. Saudi-Arabien, der Irak und Kuwait, unterstützt von Algerien und Libyen, zwei Ländern in Nordafrika, deren Ölförderung allmählich zunahm, setzten ihre Öllieferungen an Großbritannien und die

Vereinigten Staaten aus, weil diese als Freunde Israels galten. Als Raffinerien ihren Betrieb einstellten und Pipelines geschlossen wurden, drohte ein Alptraumszenario mit spürbaren Engpässen, drastischen Preissteigerungen und einer Gefahr für die Weltwirtschaft.

Die Dinge gingen ihren Lauf, die Folgen aber waren überschaubar – Nassers

geplanter Angriff scheiterte,
und mehr noch, Nasser wurde
auf dem Schlachtfeld
entscheidend geschlagen. Es
war eine so schnelle wie
spektakuläre Niederlage: Der
sogenannte Sechstagekrieg war
vorbei, kaum dass er begonnen
hatte. Nasser und seine Träume
von einem arabischen
Nationalismus wurden auf den
Boden der Realität
zurückgeholt. Das israelische

Militär, ausgerüstet mit westlicher Technologie und politischer Rückendeckung, erwies sich als eindrucksvoller Gegner. Weder der Westen noch sein angeblicher Marionettenstaat im Nahen Osten waren bereit, jetzt schon einen entscheidenden Schlag hinzunehmen. [64]

Zwei Jahrhunderte lang hatten sich die Großmächte

Europas gegenseitig bekämpft und um die Kontrolle über die Region und die Märkte gerungen, die das Mittelmeer mit Indien und China verbanden. Das 20. Jahrhundert erlebte einen Rückschlag für die Stellung Westeuropas sowie die Stabübergabe an die Vereinigten Staaten. In mancher Hinsicht war es absolut angemessen, dass eine

Nation, die aus dem Wettstreit zwischen Großbritannien, Frankreich und Spanien hervorgegangen war, nunmehr die Bürde auf sich nahm, die Kontrolle über das Herz der Welt behalten zu müssen. Es sollte sich als eine schwere Aufgabe erweisen – nicht zuletzt deshalb, weil bald eine neue Runde des «Großen Spiels» begann.

Dreiundzwanzigstes Kapitel

Spielverlängerung - der Kampf um die Vormachtstellung

Der Krieg von 1967 war ein Warnschuss, man ließ die Muskeln spielen. Er war ein Omen für die bevorstehenden

Ereignisse. Es wurde immer schwieriger für den Westen, Macht und Einfluss im Herzen der Welt zu behalten. Für Großbritannien wurde es ganz unmöglich. Im Jahr 1968 gab Premierminister Harold Wilson bekannt, dass Großbritannien alle seine Verteidigungsengagements östlich von Suez, einschließlich des Persischen Golfs, einstellen

werde.^[1] Nun war es an den Vereinigten Staaten, ihrerseits ein Überrest und Erbe des großen Zeitalters der europäischen Imperien, die Mission, den Einfluss des Westens im Nahen Osten zu bewahren, fortzuführen.

Dies war keine einfache Aufgabe, es herrschte massiver Druck von allen Seiten. Im Irak etwa wurden im Jahr 1961

große Gebiete mit der Begründung verstaatlicht, dass man sie nicht genutzt habe. Sie waren Teil der drei Jahrzehnte zuvor gewährten Konzession an das Konsortium westlicher Produzenten, die die Iraq Petroleum Company bildeten. Die Haltung in Bagdad verhärtete sich noch, nachdem der Regierungschef Qasim abgesetzt und vor laufenden Kameras, «damit die ganze Welt

zuschauen konnte»,
hingerichtet worden war. Das
neue autoritäre Regime
erklärte, dass es den
«allgemeinen Kampf für die
Befreiung der arabischen
Nation von der Dominanz des
westlichen Imperialismus und
der Ausbeutung durch
Ölmonopolisten» anführe, und
erhöhte über Nacht die
Transitgebühren für die Banias-

Pipeline. [2]

Die Sowjets beobachteten die Entwicklung voller Schadenfreude. Die Veränderungen im Nahen Osten und die anschwellende Woge antiwestlicher Stimmungen waren in Moskau aufmerksam verfolgt worden. Seit dem arabisch-israelischen Krieg von 1967 habe die UdSSR, so ein CIA-Bericht,

«einen konsequenten Kurs verfolgt [...] und, sobald sich die Gelegenheit bot, danach getrachtet, ihren politischen und militärischen Einfluss in eine Region des traditionellen russischen Interesses auszudehnen». ^[3] Die Sowjetunion versuchte nunmehr, eifrig die Lücken auszunutzen, und schickte sich an, ein eigenes, weitläufiges

Netz aus Beziehungen im Osten zu knüpfen.

Dies war unter anderem eine Folge des politischen Vabanquespiels zwischen den beiden Supermächten. Kleine Erfolge wurden zu großen Propagandasiegen aufgebläht, wie etwa der Fall der sowjetischen finanziellen und technischen Unterstützung für das Ölfeld Rumaila im Irak zeigt. Die Zeitung *Iswestija* war

hellauf begeistert und
schwadronierte von einer
neuen Ebene der Kooperation
zwischen den «arabischen und
sozialistischen Nationen». Sie
wies dezidiert darauf hin, wie
wichtig es der UdSSR sei,
«eine nationale Ölindustrie für
die Araber» zu entwickeln. Im
Gegensatz dazu, so der Artikel
weiter, würden die westlichen
«Pläne, das Öl der Araber zu

kontrollieren, sich auflösen». [4]

Die sechziger Jahre waren eine Phase, in der die Supermächte ihre Horizonte spürbar erweiterten – und zwar nicht nur im Herzen Asiens. Anfang der Sechziger führte die sowjetische Unterstützung für das revolutionäre Kuba, die auch ein Programm für die Stationierung von Atomraketen umfasste, um ein Haar zu einem

Krieg. Nach einer angespannten Machtprobe auf See wurden die sowjetischen Schiffe schließlich zurückgerufen, statt den von amerikanischen Kriegsschiffen gebildeten Halbkreis zu durchbrechen. Zudem flammte die Auseinandersetzung, die nach dem Zweiten Weltkrieg auf der Halbinsel Korea ausgebrochen war, erneut auf, dieses Mal in Vietnam, wobei

auch Kambodscha und Laos
betroffen waren. Die
Vereinigten Staaten wurden in
einen hässlichen und
kostspieligen Krieg
hineingezogen, den viele
Amerikaner für einen Kampf
zwischen den Kräften der
freien Welt und denen des
totalitären Kommunismus
hielten. Der leidenschaftliche
Einsatz unzähliger
Bodentruppen überzeugte

jedoch nicht alle, und die zunehmende Desillusionierung im Hinblick auf Vietnam wurde zu einem Ausgangspunkt für die aufkommende Bewegung einer Gegenkultur.

Als sich die Lage in Südostasien verschlechterte, kam es zu hektischer Aktivität. Moskau etwa trachtete danach, die wachsende Enttäuschung über die Vereinigten Staaten auszunutzen, die bereits so

stark war, dass Ayatollah Khomeini im Jahr 1964 verkünden konnte: «Teilt dem amerikanischen Präsidenten mit, dass er in den Augen des iranischen Volkes das abscheulichste Mitglied der menschlichen Rasse ist.»^[5] Die Enttäuschung beschränkte sich keineswegs auf Oppositionspolitiker, Geistliche und Populisten. Der Präsident

des benachbarten Irak ging so weit, britische und amerikanische Ölonternehmer als «Blutsauger» zu beschreiben, während die wichtigsten Tageszeitungen in Bagdad anfangen, den Westen als imperialistisch, zionistisch oder gar imperialistisch-zionistisch zu bezeichnen. [6]

Trotz der Feindseligkeit solcher Äußerungen und des

fruchtbaren Bodens, auf den diese fielen, war die Haltung gegenüber dem Westen nicht ausschließlich negativ. In Wirklichkeit ging es weniger darum, dass die Vereinigten Staaten und in geringerem Ausmaß Großbritannien wegen ihrer Einmischung in die Angelegenheiten der Länder östlich des Mittelmeers oder wegen ihrer Bereitschaft, einer korrupten Elite die Taschen zu

füllen, gehasst wurden.
Vielmehr maskierte die
Rhetorik die Notwendigkeiten
einer neuen Realität, nachdem
eine Region, die
jahrhundertlang an die
Peripherie gedrängt worden
war, dank ihrer Bodenschätze
und der steigenden Nachfrage
wieder aus dem Schatten
getreten war. Das schürte
Ambitionen, insbesondere den
Wunsch, nicht länger von

äußeren Interessen und Einflüssen eingeschränkt zu werden. Somit ist es eine Ironie der Geschichte, dass sich nun ein neues Schlachtfeld abzeichnete, auf dem die Supermächte als Teil eines neuen «Großen Spiels» um die Vorrangstellung kämpften und versuchten, die Schwächen des Gegners auszunutzen.

Der Irak, Syrien und Afghanistan freuten sich

darüber, dass sie günstige Kredite bekamen, um sowjetische Waffen zu kaufen, und dass Moskau hochqualifizierte Berater und Techniker schickte, um Einrichtungen zu bauen, die sich für größere strategische Ziele als nützlich erweisen konnten. Dazu zählte der Tiefwasserhafen bei Umm Qasr am Persischen Golf, aber auch sechs militärische Landeplätze

im Irak, die womöglich dazu dienten, «eine sowjetische Marinepräsenz im Indischen Ozean zu unterstützen», wie amerikanische Geheimdienste sofort erkannten.^[7]

Dies war Teil des russischen Versuchs, ein eigenes Netz von Kontakten und Bündnissen zu knüpfen, das mit dem der Amerikaner konkurrieren konnte. Wie zu erwarten, glich

die sowjetische Politik folglich auch aufs Haar der US-amerikanischen Politik seit dem Zweiten Weltkrieg. Die Vereinigten Staaten hatten eine Reihe von Orten etabliert, mit deren Hilfe sie ein Auge auf die Sicherheit des Persischen Golfs und des Indischen Ozeans haben konnten. Zudem konnten die USA von dort aus die sowjetischen Aktivitäten überwachen oder auch

Stützpunkte für einen
Präventivangriff schaffen. Das
ahmte die UdSSR jetzt nach.
Sowjetische Kriegsschiffe
wurden Ende der sechziger
Jahre in den Indischen Ozean
verlegt, um neue revolutionäre
Regime zu unterstützen, die im
Sudan, im Jemen und in Somalia
nach jahrelanger behutsamer
Aufbauarbeit durch Moskau die
Macht übernommen hatten.
Das verschaffte den Sowjets

eine beneidenswerte Kette von Brückenköpfen in Aden, Mogadischu und Berbera. ^[8] Noch dazu erhielt die UdSSR die Möglichkeit, den Zugang zum Suezkanal zu unterbinden, ein Szenario, das amerikanische Strategen seit Jahren gefürchtet hatten. ^[9]

Die CIA beobachtete aufmerksam, wie die Sowjets systematisch die Fischerei, die

Landwirtschaft und andere Erwerbszweige in der gesamten Region des Indischen Ozeans, einschließlich Ostafrikas und des Persischen Golfs, förderten. Dazu zählten die Schulung der Fischer, der Ausbau von Hafeneinrichtungen und der Verkauf oder die Vermietung von Fischerbooten zu außerordentlich günstigen Preisen. Solche Gesten des

guten Willens wurden im Irak, in Somalia, auf Mauritius sowie in Aden und Sanaa mit freiem Zugang zum Hafen erwidert.

[¹⁰] Die Sowjets bemühten sich auch, gute Beziehungen zum Irak und zu Indien zu pflegen. Im letzteren Fall lieferte die UdSSR Rüstungsgüter, die mehr als drei Viertel sämtlicher militärischer Lieferungen ausmachten, die Neu-Delhi in

den sechziger Jahren importierte – in Mengen, die im darauffolgenden Jahrzehnt stetig anstiegen.^[11] Unter den Käufen fanden sich Moskauer Hightech-Waffen wie die Raketen Atoll und Styx, Jäger vom Typ MiG-27 und MiG-29 sowie Zerstörer auf dem neuesten Stand der Technik. Indien kam sogar in den Genuss einer Lizenz für die Produktion

von Militärflugzeugen, was man den Chinesen verweigert hatte.

[12]

Auf beiden Seiten nach Alternativen Ausschau zu halten war für die Völker in diesem Teil der Welt ganz normal; und es erwies sich weiterhin als lohnend. In Afghanistan wurde eigens ein Wort dafür geprägt, von beiden Supermächten Unterstützung einzufordern: Die Wendung *bi-*

tarafi, die wörtlich «ohne
Seiten» bedeutet, wurde zum
Grundsatz einer Außenpolitik,
die danach trachtete, die von
der UdSSR geleisteten
Zuwendungen mit denen der
USA auszugleichen. Wie ein
scharfsinniger Beobachter es in
einem 1973 veröffentlichten
Standardwerk formulierte,
verglichen afghanische
Armeeoffiziere, die man zu
offiziellen

Ausbildungsprogrammen in die Sowjetunion und in die Vereinigten Staaten geschickt hatte, um Kontakte aufzubauen und Beziehungen zu künftigen Führungspersönlichkeiten zu entwickeln, sicherlich ihre Notizen miteinander, wenn sie nach Hause zurückkehrten. Eine Sache sei den Offizieren, die man auserwählt hatte, vor allem klar geworden: «Weder die Vereinigten Staaten noch

die UdSSR entpuppten sich als die Paradiese, als die man sie in der jeweiligen Propaganda angepriesen hatte.» Statt zu neuen Anhängern zu werden, kehrte somit die überwältigende Mehrheit der ins Ausland Geschickten mit der Haltung zurück, dass Afghanistan am besten unabhängig bleibe. ^[13]

Vergleichbare Tendenzen

herrschten im Iran, wo der Schah jedem, der ihm zuhörte, erzählte, dass er der Retter des Landes sei. «Meine Visionen waren Wunder, die das Land retteten», sagte er einem Interviewer. «Meine Herrschaft hat das Land gerettet, und zwar deshalb, weil Gott an meiner Seite war.» Auf die Frage hin, warum es niemand wage, auf den Straßen Teherans seinen Namen auszusprechen, kam er

nicht etwa auf den Gedanken,
dass dies an dem
angsteinflößenden Apparat des
Polizeistaats liegen könnte, der
ihn an der Macht hielt. «Ich
würde annehmen», erwiderte
er, dass die Menschen «aus
übertriebenem Respekt» nicht
über den Schah sprechen.^[14]

Wenn dies ein Fall von
Selbsttäuschung war, so galt
dasselbe für seine Haltung

gegenüber den Kommunisten.
«Kommunismus ist gegen das
Gesetz», sagte der Schah
seinem Interviewer trotzig.
«Daraus folgt, dass ein
Kommunist kein politischer
Gefangener, sondern ein
gewöhnlicher Verbrecher ist
[...]. Das sind Menschen, die
wir ausmerzen müssen.» Fast
im gleichen Atemzug erklärte
er stolz, dass der Iran «gute
diplomatische und

wirtschaftliche Beziehungen zur Sowjetunion» pflege.^[15]

Das sagt alles aus über das heikle Gleichgewicht, das man während des Kalten Krieges anstreben musste. Der Schah hatte aus Erfahrung gelernt, dass es gravierende Folgen haben konnte, wenn er sich den mächtigen Nachbarn im Norden zum Feind machte. Es war deshalb in seinem

Interesse, Unterstützung von den Vereinigten Staaten und aus dem Westen anzunehmen, während er gleichzeitig die Beziehungen zu Moskau versüßte. Und so hatte er keinerlei Probleme damit, eine Reihe von Abkommen über den Kauf von Mörsern für raketenbetriebene Granaten, Flugabwehrgeschützen und schwerer Artillerie aus der UdSSR zu schließen.

Außerdem gestattete er es sowjetischen Technikern, beim Ausbau des großen Stahlwerks in Isfahan mitzuarbeiten.

Dies war nachvollziehbare Realpolitik, aber es veranschaulicht doch auch, in was für einer prekären Lage sich die Länder der Region befanden. Jede Bindung an eine der Supermächte löste eine Reaktion der anderen aus; jeder Versuch, sie auf Distanz

zu halten, konnte verheerende Folgen haben und ohne weiteres den Führern der Opposition eine Chance bieten. Im Jahr 1968 bot ein weiterer Putsch im Irak der Sowjetunion die Gelegenheit, Bindungen zu vertiefen, die sie das ganze Jahrzehnt davor über mühsam aufgebaut hatte. Diese Anstrengungen trugen nunmehr Früchte – in Form eines fünfzehnjährigen Paktes

der Freundschaft und Zusammenarbeit, der 1972 unterschrieben wurde. London betrachtete ihn de facto als ein förmliches «Bündnis mit der Sowjetunion». [16]

Washingtons Befürchtung, dass die Tentakel der UdSSR immer weiter ausgreifen könnten, wurde durch Ereignisse anderswo in Asien verstärkt. Im Jahr 1971

unterzeichnete Moskau einen auf fünfundzwanzig Jahre angelegten Vertrag des Friedens, der Freundschaft und Kooperation mit Indien und erklärte sich bereit, wirtschaftliche, technologische und militärische Unterstützung zu liefern. Die Lage in Afghanistan sah düster aus: Im Jahr 1973 brachte ein Putsch Mohammed Daoud an die Macht, gemeinsam mit einem

Kader linker Anhänger. Hohe islamistische Führer wurden durch das neue Regime vertrieben oder flüchteten von sich aus. Sie fanden in Pakistan eine neue Heimat, insbesondere in der Region um Quetta, wo sie von der Regierung Zulfikar Ali Bhuttos aktiv unterstützt wurden. Dieser betrachtete die Islamisten als ein Instrument, um die neue Regierung in

Afghanistan zu destabilisieren – und als ein leichtes Mittel, seine religiösen Referenzen im eigenen Land aufzupolieren.

Die Stimmung der Unruhe und des Aufbruchs zu einer neuen Weltordnung war greifbar, als die Völker des Gürtels zwischen Mittelmeer und Himalaya sich daranmachten, ihre Zukunft selbst in die Hand zu nehmen. Der eigentliche Moment, in

dem der Irak unabhängig wurde, pflegte Saddam Hussein später zu sagen, war, als das Land im Jahr 1972 seine Ölindustrie verstaatlichte – und seines eigenen Glückes Schmied wurde. Die Tage waren vorbei, als Westler einfach so auftauchen und die einheimische Bevölkerung herumkommandieren konnten. Die Zeit der «ausländischen Dominanz und fremden

Ausbeutung», erklärte Saddam Hussein, «war zu Ende».^[17]

Erdöl war die treibende Kraft hinter einem großen Teil dieser Bewegung. Es kam zu einer Kettenreaktion, die tiefgreifende, langfristige Implikationen hatte. Katalysator war ein Putsch unter Führung eines jungen und ehrgeizigen libyschen Armeeeoffiziers, den der britische Kursleiter, der

seine Ausbildung in Großbritannien beaufsichtigt hatte, als «munter, fleißig und gewissenhaft» beschrieben hatte.^[18] Muammar Gaddafi war mit Sicherheit außerordentlich findig. Ende 1969, kurz nach der Machtübernahme, forderte er eine drastische Erhöhung der Einkünfte aus libyschem Öl – das damals dreißig Prozent des

europäischen Gesamtbedarfs abdeckte. «Brüder», hatte er seinen Landsleuten verkündet, «die Revolution kann das libysche Volk nicht arm bleiben lassen, während sie enorme Ölschätze besitzt. Es gibt Menschen, die in Hütten und Zelten leben, während die Ausländer in Palästen leben.» Andere Länder schickten Männer auf den Mond, fuhr Gaddafi fort; die Libyer würden

so sehr ausgebeutet, dass sie nicht einmal elektrischen Strom oder Wasser hätten. ^[19]

Die Ölkonzerne schrien vor Empörung auf, als das neue Regime darauf bestand, einen fairen Preis für das Öl zu bekommen. Schon bald aber fügten sie sich, nachdem man ihnen zu verstehen gegeben hatte, dass eine Verstaatlichung der Ölförderung keine Option

sei – allerdings auch nicht ausgeschlossen werde. Der Umstand, dass es dem libyschen Staatschef gelungen war, eine Neuverhandlung zu erzwingen, ging auch an anderen nicht spurlos vorbei: Binnen weniger Wochen forderte die OPEC nachdrücklich, die Zuwendungen, die ihre Mitglieder von westlichen Ölförderern erhielten, zu

erhöhen, und drohte, die Ölförderung zu drosseln, um eine Einigung zu erzwingen. Das war der Moment, als die «Lawine ins Rutschen» kam, wie ein leitender Angestellter von Shell sagte. [20]

Die Folgen waren spektakulär. Der Ölpreis vervierfachte sich innerhalb von drei Jahren, was die Volkswirtschaften Europas und

der Vereinigten Staaten erheblich belastete, da ihr Bedarf rasant anstieg. Unterdessen füllten sich die Kassen der erdölproduzierenden Länder. Die Staaten im Herzen des asiatischen Kontinents und am Persischen Golf hatten beinahe von dem Moment an, in dem die Inhaber der Knox-D'Arcy-Konzession auf Öl stießen, miterleben können, wie sich

ihre Einnahmen stetig verbesserten, als die Verträge in den darauffolgenden Jahrzehnten langsam, aber sicher neu verhandelt wurden und es immer günstigere Bedingungen gab. In den siebziger Jahren vollzog sich jedoch ein Wandel, der einem Erdbeben gleichkam. Allein in den Jahren 1972 und 1973 stiegen die Öleinnahmen des Iran auf das Achtfache. Im

Laufe eines Jahrzehnts
schnellten die Staatseinnahmen
auf das Dreißigfache.^[21] Im
benachbarten Irak war der
Anstieg ebenso spektakulär, die
Einnahmen erhöhten sich von
1972 bis 1980 auf das
Fünfzigfache, von
575 Millionen Dollar auf
26 Milliarden Dollar.^[22]

Nun konnte man über das
«Ausmaß der Abhängigkeit der

westlichen Industrieländer vom Erdöl als Energiequelle» jammern, wie ein hoher amerikanischer Regierungsvertreter in einem Bericht für das US-Außenministerium.^[23] Aber es ließ sich kaum vermeiden, Macht – und Geld – an die Länder auf dem Rücken des asiatischen Kontinents zu übertragen; zudem ließ es sich

kaum vermeiden, dass die islamische Welt, die sich immer höhere Ziele steckte, wesentlich gestärkt wurde.

Am dramatischsten äußerten sich diese Ziele in einem neuerlichen Versuch, das Symbol des äußeren Einflusses im Nahen Osten ganz auszulöschen: Israel. Im Oktober 1973 starteten syrische und ägyptische Streitkräfte die Operation Badr,

benannt nach der Schlacht, die zur Zeit des Propheten Mohammed die Kontrolle über die heilige Stadt Mekka gesichert hatte.^[24] Der Überfall überrumpelte nicht nur die israelischen Verteidigungen, sondern auch die Supermächte. Wenige Stunden vor dem Angriff hatte ein CIA-Bericht noch voller Zuversicht erklärt: «Wir stufen

die Wahrscheinlichkeit für die Möglichkeit des Beginns einer Militäroperation gegen Israel durch die beiden Armeen als gering ein» – obwohl man wusste, dass ägyptische und syrische Truppen in der Nähe der Grenze aufmarschierten. Dies erfolge, so schloss der Bericht, entweder im Rahmen einer Manöverübung oder «aus Angst vor offensiven Schritten

Israels». ^[25] Auch wenn behauptet wurde, dass der KGB offenbar besser unterrichtet gewesen sei, zeigt doch die Ausweisung zahlreicher sowjetischer Beobachter aus Ägypten im Jahr zuvor, wie stark der Wunsch war, auf lokaler Ebene abzurechnen – statt auf der größeren Bühne, wo es um die Vorherrschaft im Kalten Krieg

ging.^[26] In Wirklichkeit hatte die UdSSR aktiv versucht, die Spannungen im Nahen Osten zu schlichten und eine «militärische Entspannung» in der Region zu erreichen.^[27]

Die Schockwellen des Konflikts erschütterten den ganzen Erdball. In den Vereinigten Staaten wurde die militärische Alarmstufe auf DEFCON 3 erhöht. Somit ging

man davon aus, dass das unmittelbare Risiko eines atomaren Angriffs bestand – eine höhere Stufe als während der gesamten Raketenkrise von 1962. In der Sowjetunion konzentrierte man sich ganz darauf, die Lage einzudämmen. Ägyptens Präsident Anwar Sadat wurde hinter den Kulissen unter Druck gesetzt, einem Waffenstillstand zuzustimmen; unterdessen

drängte der sowjetische
Außenminister Andrei
Gromyko – ein vollendeter
politischer
Überlebenskünstler – Präsident
Nixon und seinen frisch
ernannten Außenminister
Henry Kissinger persönlich,
gemeinsam zu handeln, um
einen «echten Flächenbrand»
zu verhindern, der ohne
weiteres eine Ausweitung des
Krieges hätte nach sich ziehen

können. [28]

Die eigentliche Bedeutung des Jom-Kippur-Kriegs, der so genannt wird, weil der Angriff am gleichnamigen jüdischen Feiertag begann, lag nicht in den Bemühungen Washingtons und Moskaus, eine gemeinsame Linie zu finden, geschweige denn in den spektakulären Ergebnissen nach der wohl größten militärischen

Kehrtwende der Geschichte:
Israel, das kurz vor der
Vernichtung gestanden hatte,
rieb die eindringenden
Truppen auf und marschierte
gegen Damaskus und Kairo.
Das Bemerkenswerte war
vielmehr die Art und Weise, wie
die arabischsprachende Welt
geschlossen handelte – als eine
Art Kalifat, nur nicht dem
Namen nach. Die Rädelsführer
waren die Saudis, die Herren

von Mekka, die nicht nur offen darüber sprachen, Erdöl als Waffe einzusetzen, sondern das auch taten. Die Förderung wurde gedrosselt, was in Verbindung mit der politischen Unsicherheit einen Preisanstieg auslöste: Der Preis pro Barrel verdreifachte sich fast über Nacht.

Als sich an den Tankstellen in den USA Schlangen bildeten, beschwerte sich der

amerikanische Außenminister Henry Kissinger über die «politische Erpressung», die Stabilität der entwickelten Welt sei gefährdet. Der Schock war immerhin so stark, dass er Diskussionen über die Entwicklung neuer Strategien anstieß, um die Abhängigkeit von Öl aus dem Nahen Osten zu verringern oder ganz zu beseitigen. Am 7. November 1973 kündigte Präsident Nixon

in einer Fernsehansprache an die Nation zur besten Sendezeit eine Reihe von Maßnahmen an, mit denen man die unbequeme Tatsache in den Griff bekommen wollte, dass «unser Energiebedarf in den jüngsten Jahren allmählich die verfügbaren Vorräte überstiegen hat». Unter anderem, so orakelte der Präsident düster, müssten Kraftwerke von dem Betrieb

mit Öl auf Kohle umgestellt werden, «unser reichhaltigster Rohstoff». Der Treibstoff für Flugzeuge sollte mit sofortiger Wirkung eingeschränkt werden; sämtliche Fahrzeuge im Besitz der Bundesregierung dürften nicht schneller als achtzig Stundenkilometer fahren, «außer in Notfällen». «Um zu gewährleisten, dass für den gesamten Winter genügend Öl zur Verfügung

steht», fuhr Nixon fort, «wird es für uns alle notwendig sein, bei niedrigeren Temperaturen zu leben und zu arbeiten. Wir müssen jeden Einzelnen bitten, das Thermostat im eigenen Haus um mindestens sechs Grad niedriger einzustellen, damit wir eine landesweite Tagesdurchschnittstemperatur von achtundsechzig Grad [Fahrenheit; entspricht zwanzig Grad Celsius]

erreichen.» Zum Trost fügte der Präsident hinzu: «Mein Arzt hat mir gesagt, [...] dass es wirklich gesünder sei, bei dieser Temperatur zu leben.» [29]

«Jetzt dürften sich manche fragen», so Nixon weiter, «ob wir die Uhr in ein anderes Zeitalter zurückdrehen. Rationierung von Gas, Ölknappheit, Tempolimits – das

klingt alles nach einer
 Lebensweise, die wir mit Glenn
 Miller und dem Krieg der
 Vierziger hinter uns gelassen
 haben. Nun, genau genommen
 stammt unser aktuelles Problem
 ebenfalls aus einem Krieg –
 dem Krieg im Nahen Osten.»
 Was man jetzt brauche, sei «ein
 nationales Ziel», einen
 ehrgeizigen Plan, der es den
 Vereinigten Staaten
 ermögliche, den eigenen

Energiebedarf zu decken,
«ohne von ausländischen
Energiequellen abhängig zu
sein». Der auf den Namen
«Project Independence»
getaufte Vorschlag sollte von
«dem Geist Apollos» (eine
Anspielung auf das
Raumfahrtprogramm) und dem
Manhattan-Projekt inspiriert
sein, das dem Westen die
Atomwaffen beschert hatte –
sowie die Fähigkeit, die Welt zu

zerstören. Die Vereinigten Staaten waren eine Supermacht; aber sie waren sich ihrer eigenen Schwächen schmerzlich bewusst. Es war an der Zeit, Alternativen zu finden und auf diese Weise die Abhängigkeit von Öl aus dem Nahen Osten – und dessen Bedeutung – zu verringern. [30]

Die Kehrtwende hatte unerwartete Nebeneffekte. Die

allgemeine Senkung des
Tempolimits auf fünfundfünfzig
Meilen pro Stunde
(achtundachtzig
Stundenkilometer) hatte nicht
nur einen Rückgang des
täglichen Verbrauchs um über
hundertfünfzigtausend Barrel
Öl zur Folge, sondern auch eine
deutliche und landesweite
Verringerung der
Verkehrsunfälle. Allein im
Dezember 1973 ließen

Statistiken der Behörde für Verkehrssicherheit darauf schließen, dass die Zahl der Todesopfer als direkte Folge des niedrigeren Tempolimits um über fünfzehn Prozent sank. ^[31] Studien, die in Utah, Illinois, Kentucky, Kalifornien und anderen Staaten durchgeführt wurden, wiesen eindeutig den positiven Effekt nach, den die Senkung der

Höchstgeschwindigkeit auf die Zahl der Verkehrstoten hatte.

[32]

Die Bedeutung, die der Verringerung des Energieverbrauchs zukam, brachte amerikanische Architekten dazu, Gebäude zu entwerfen, die verstärkt erneuerbare Energiequellen nutzten.^[33] Die Erfahrung der Ölkrise markierte auch einen

Wendepunkt bei der
Entwicklung von Elektroautos,
gefördert wurden
umfangreiche
Forschungsarbeiten zur
Stabilität und Effizienz einer
Reihe konkurrierender
Systeme, darunter Batterien
auf der Basis von wässrigen
Elektrolyten, Feststoffen und
Schmelzsalzen, die den
Grundstein für Hybridautos
legten, die Jahrzehnte später

endlich auf den Markt kamen.

[34] Energie wurde zu einem erstrangigen, politischen Thema, und der Gouverneur von Georgia – bald darauf Präsidentschaftskandidat – Jimmy Carter forderte lautstark eine «umfassende und langfristige nationale Energiepolitik». [35] Der Kongress erklärte sich bereit, massiv in Solarenergie zu

investieren, zugleich kam ein zunehmend positives Verhältnis zur Atomindustrie auf, die als technisch zuverlässige und naheliegende Lösung der Energieprobleme wahrgenommen wurde. [36]

Die steigenden Preise rechtfertigten nunmehr die Suche nach Erdöl in Regionen, wo die Förderung bislang kommerziell unrentabel oder

extrem kostspielig gewesen war, wie in der Nordsee und im Golf von Mexiko. Bohrinseln im Meer zogen rasch technische Fortschritte bei der Erschließung von Tiefwasservorkommen sowie Investitionen in Infrastruktur, Pipelines, Ausrüstungen und Arbeitskräfte nach sich.

Aber das waren keine kurzfristigen Lösungen. All diese Maßnahmen erforderten

Forschungsarbeit, Investitionen und vor allem Zeit. Das Drosseln der Klimaanlage in Regierungsgebäuden, eine «angemessene Lockerung der Kleiderordnung für Angestellte» der Regierung und die verstärkte Nutzung von Fahrgemeinschaften, die Präsident Nixon im Juni 1973 in einer Denkschrift anordnete, waren gut und schön, aber es war doch unwahrscheinlich,

dass diese Maßnahmen das Problem lösen würden.^[37] In der Zwischenzeit fuhren die Ölproduzenten im Nahen Osten große Gewinne ein. Da die Unsicherheit den Markt wie ein Schreckgespenst heimsuchte und die muslimischen Nationen der OPEC das Öl als eine «Waffe» im Kampf nutzten, wie der König von Saudi-Arabien sich ausdrückte, gerieten die

Preise praktisch völlig außer Kontrolle. In den letzten sechs Monaten des Jahres 1973 schnellte der offizielle Preis von 2,90 Dollar pro Barrel auf 11,65 Dollar.^[38]

Selbst nach dem Ende des Jom-Kippur-Kriegs, nach drei Wochen erbitterter Kämpfe, kehrte nie wieder die vorherige Normalität ein. Tatsächlich beschleunigte sich die

Umverteilung des Kapitals aus dem Westen weiter: Die Gesamteinnahmen der erdölproduzierenden Länder stiegen von dreiundzwanzig Milliarden Dollar im Jahr 1972 auf hundertvierzig Milliarden Dollar nur fünf Jahre später. ^[39] Städte blühten auf dank des Bargelds, das den Bau von Straßen, Schulen, Krankenhäusern und, im Falle

Bagdads, eines neuen Flughafens, monumentaler Architektur und sogar eines von Le Corbusier entworfenen Stadions ermöglichte. Die Veränderung war so stark, dass eine japanische Architekturzeitschrift den Wandel der irakischen Hauptstadt mit jenem von Paris im späten 19. Jahrhundert unter der Leitung von Baron Georges-Eugène Haussmann

verglichen.^[40] Selbstverständlich verschaffte dies den örtlichen Machthabern wertvolles politisches Kapital: Herrscher in der gesamten Golfregion konnten hochtrabende Reden schwingen, in denen sie den neuen Wohlstand mit ihrer persönlichen Macht verknüpften.

Somit war es kein Zufall, dass die herrschenden Klassen, als

die Geldströme, die in das Herz
Asiens flossen, zu einer Flut
anschwellen, in ihren
Anschauungen immer
demagogischer wurden. Es
standen ihnen gewaltige Mittel
zur Verfügung, und so hatten
sie schlicht zu viel zu verlieren,
als dass sie andere an der
Macht beteiligt hätten.
Immerhin setzten die
Machthaber diese Gelder nach
der traditionellen Brot-und-

Spiele-Methode autokratischer Herrschaft ein. Die Gesellschaften bewegten sich weg von einer pluralistischen Demokratie und hin zu einer verschärften Kontrolle durch kleine Gruppen – entweder blutsverwandt mit dem Herrscher und der Herrscherfamilie wie auf der Arabischen Halbinsel und im Iran oder verbunden durch eine gemeinsame politische

Sache wie im Irak und in
Syrien. Dynastische Herrschaft
wurde die Norm, und das zu
einer Zeit, als die
industrialisierte Welt aktiv
Barrieren zwischen den
Klassen niederriss, um die
soziale Mobilität zu erhöhen,
und lautstark die Verdienste
der freiheitlichen Demokratie
anpries.

Die Umverteilung des
Kapitals hin zu den ölreichen

Ländern – von denen die meisten um den Persischen Golf herum lagen – führte zu einer chronischen Krise in den Wirtschaften der entwickelten Welt, die unter der Last der Stagnation und der Rezession stöhnten. Der Nahe Osten schwamm geradezu in Geld, genau wie Großbritannien zu seinen besten Zeiten im 18. Jahrhundert, als die Nabobs mit ihrem Reichtum nur so um

sich warfen. Die siebziger Jahre waren ein Jahrzehnt der Fülle, Iran Air bestellte Flugzeuge vom Typ Concorde, und die Importe von Luxusgütern wie Stereoanlagen und Fernsehapparaten schnellten in die Höhe. Die Zahl der Fernsehzuschauer stieg von knapp über zwei Millionen im Jahr 1970 auf fünfzehn Millionen nur vier Jahre später.

[41] Die Geldverschwendung kannte keine Grenzen.

Wie schon im frühmittelalterlichen Europa, als sich die Menschen nach feinen Stoffen, Gewürzen und Luxuswaren aus dem Orient sehnten, stellte sich für den Westen die Frage, ob es nicht andere Möglichkeiten gab, die hochgeschätzten, lebensnotwendigen Rohstoffe

zu bezahlen. Tausend Jahre früher hatte man Sklaven in die muslimischen Länder verschifft, um für die Anschaffungen zu zahlen, die anschließend in die entgegengesetzte Richtung wanderten. Auch jetzt hatte die Fähigkeit, sich das Schwarze Gold leisten zu können, eine dunkle Seite: den Verkauf von Waffen und Kerntechnik.

Nationale Regierungen

machten massiv Druck, um Waffen über staatliche Unternehmen zu verkaufen, oder unterstützten Konzerne, die wichtige Arbeitgeber und Steuerzahler waren. Der Nahe Osten kam Mitte der siebziger Jahre für über fünfzig Prozent der weltweiten Waffenimporte auf. Allein im Iran erhöhten sich die Rüstungsausgaben binnen sechs Jahren bis 1978 um fast das Zehnfache, wobei

US-Unternehmen im selben Zeitraum Aufträge in Höhe von fast zwanzig Milliarden Dollar erhielten; die Militärausgaben in diesem Zeitraum sind auf über vierundfünfzig Milliarden Dollar geschätzt worden – und kletterten am Ende auf knapp sechzehn Prozent des Bruttosozialprodukts. ^[42]

Der Schah musste nicht lange überredet werden, wenn es

darum ging, Waffen zu kaufen. Er interessierte sich geradezu leidenschaftlich für Flugzeuge, Raketen und Artillerie. An den britischen Botschafter im Iran wandte er sich einmal mit der Frage: «Wie viel PS hat der Panzer Chieftain?» – was der Diplomat nicht so ohne weiteres beantworten konnte.^[43] Alle Anwörter waren erpicht darauf, ein Stück vom Kuchen

abzubekommen, von den Sowjets bis zu den Franzosen, von den Ostdeutschen bis zu den Briten. Angesichts der scheinbar unbegrenzten Mittel drehte sich alles um die Frage, welches Regime einem welche Boden-Luft-Rakete, welche Panzerabwehrwaffe und welches Jagdflugzeug abkaufte – und welchem Mittelsmann zuzutrauen war, einen Deal zustande zu bringen

in einer Welt, in der es einem Außenstehenden allem Anschein nach schwerfiel, sein Ziel zu erreichen.

Im Irak kletterten die Ausgaben für militärische Ausrüstung auf fast vierzig Prozent des Staatshaushalts, wobei sie von 1975 bis 1980 um mehr als das Sechsfache anstiegen. Die wenigsten scherten sich um die Konsequenzen einer

Entwicklung, die sich rasch zu einem regionalen Wettrüsten zwischen dem Iran und dem Irak auswuchs, oder darum, ob die stetig steigenden Ausgaben für Waffen in beiden Ländern dem Militär zu viel Macht verliehen. Im Gegenteil, solange eine Nachfrage bestand – und gezahlt wurde –, legte man den Ländern im gesamten Nahen Osten und in der Golfregion beim Erwerb

riesiger Waffenarsenale keine
Steine in den Weg. Je mehr
Chieftain-Panzer der Iran,
Mirage-Düsenjäger Israel,
Jäger vom Typ MiG-21 und
MiG-23 Syrien, sowjetische T-
72-Panzer der Irak und
amerikanische F-5-Jäger Saudi-
Arabien bestellten, desto
besser war das für die
Volkswirtschaften
Großbritanniens, Frankreichs,

der UdSSR und der USA. ^[44]

Nach dem gleichen Muster ging man auch bei der Kernenergie vor. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts war schon die Vorstellung, dass Staaten wie der Iran eine gewisse kerntechnische Kapazität entwickeln könnten, ein Anlass für internationale Verurteilung und Fassungslosigkeit. Die Frage der Kernenergie war

mittlerweile untrennbar
verknüpft mit der
Weiterverbreitung von
Massenvernichtungswaffen.
Das irakische
Atomwaffenpotenzial – und die
Unfähigkeit der Inspektoren
der Internationalen
Atomenergiebehörde, die
Einrichtungen, Laboratorien
und Zentrifugen zu inspizieren,
die man im Land vermutete
oder die man kannte – waren

ein wesentlicher Bestandteil der Rechtfertigung für die Invasion von 2003, die zum Sturz Saddam Husseins führte.

Vergleichbare Bedenken angesichts der offensichtlichen Entschlossenheit des Iran, kerntechnische Kapazitäten zu entwickeln, sowie die Möglichkeit, radioaktive Materialien weiterzuverarbeiten, haben ähnliche Impulse ausgelöst.

«Wir können nicht zulassen, dass Politik und Mythen die Realität verschleiern», sagte der US-Außenminister John Kerry im Winter 2013.

Präsident Obama habe «klargestellt, dass er bereit ist, mit Blick auf die Waffen des Iran Gewalt einzusetzen, und er hat die erforderlichen Streitkräfte und Waffen aufgestellt, um dieses Ziel zu erreichen, falls man es

erreichen muss». ^[45] Schon der Gedanke, Kernenergie entwickeln zu wollen, wurde als eine Gefahr für die regionale und globale Sicherheit angesehen. Die Iraner, sagte Vizepräsident Dick Cheney im Jahr 2005, «sitzen bereits auf einer Unmenge an Öl und Gas. Kein Mensch kann begreifen, warum sie auch noch Atomkraft brauchen, um Energie zu

erzeugen.» – «Für einen wichtigen Erdölproduzenten wie den Iran», pflichtete ihm Henry Kissinger bei, «ist Kernenergie eine Verschwendung von Bodenschätzen.»^[46]

Einige Jahrzehnte zuvor hatten beide das noch ganz anders gesehen – genau wie eine Reihe aufeinanderfolgender

Regierungen im Weißen Haus während der Nachkriegsära. Tatsächlich wurde der Erwerb nuklearer Ressourcen von den Vereinigten Staaten sogar aktiv gefördert, im Rahmen eines Programms, dessen Name und Zielrichtung heute fast schon komisch erscheinen: «Atoms for Peace». Das von der Eisenhower-Administration ausgearbeitete Programm sollte es den Vereinigten Staaten

ermöglichen, sich an einem «internationalen atomaren Pool» zu beteiligen. Letztlich ging es darum, freundlich gesinnten Regierungen Zugang zu vierzigtausend Kilogramm Uran-235 für nichtmilitärische Forschungszwecke zu gewähren. [47]

Drei Jahrzehnte lang war die Weitergabe von Kerntechnik, Komponenten und Materialien

ein wesentlicher Bestandteil
der amerikanischen
Außenpolitik – als ein konkreter
Anreiz für die Kooperation mit
den USA und Unterstützung
gegen den sowjetischen Block.
Als die UdSSR zu einer Kraft
wurde, mit der man in Asien
und am Persischen Golf
rechnen musste, hatten die
Vereinigten Staaten das
dringende Bedürfnis, ihre
Unterstützung für den Schah

zu verstärken, der scheinbar der einzige verlässliche Machthaber in der Region war – auch wenn es Leute gab, die nicht dieser Ansicht waren. Ein prominenter Saudi warnte den US-Botschafter in Riad, der Schah sei ein «Größenwahnsinniger» und «äußerst labil». Wenn Washington das nicht begreife, fügte er hinzu, «dann muss irgendetwas an der

[amerikanischen]

Beobachtungsgabe nicht
stimmen». [48]

Obwohl einige Skeptiker
davor warnten, dem iranischen
Herrscher zu geben, was dieser
forderte, brachte die
Ausdehnung des sowjetischen
Einflusses in der Region
andere, insbesondere
Kissinger, zu der
Überzeugung, dass die

Unterstützung für den Schah intensiviert werden müsse. Als Letzterer Mitte der siebziger Jahre Washington einen Besuch abstattete, lenkte die von Kissinger für den Präsidenten verfasste Denkschrift die Aufmerksamkeit auf die Bedeutung der amerikanischen Unterstützung für den Schah. Er wurde als «ein Mann von außerordentlicher Kompetenz und Wissen» bezeichnet, auch

wenn dieses Lob die chronische
Korruption und Ineffizienz
schönfärbte, die im Iran
herrschten. [49]

Die Vereinigten Staaten
legten so großen Wert darauf,
die geplante Destabilisierung
des benachbarten Irak zu
unterstützen, dass sie dabei
halfen, Unruhen unter den
Kurden zu schüren. Die
Episode endete tragisch,

nachdem eine Rebellion katastrophal gescheitert war und das Regime sich an der kurdischen Minderheit im Norden des Landes grausam rächte. Die USA hielten sich nunmehr zurück und beobachteten, wie der Iran Offerten machte und sich schon bald mit dem Irak über längst ausstehende Grenzfragen einigte, wobei er die Kurden

opferte.^[50] «Selbst im Kontext verdeckter Aktionen war unsere ein zynisches Unternehmen», urteilte das sogenannte Pike-Komitee, das in den siebziger Jahren die verdeckte amerikanische Diplomatie der Geheimdienste prüfte.^[51] Wie vielleicht zu erwarten war, hielt Kissinger, nachdem er im ersten Band seiner Memoiren erklärt hatte,

nicht genügend Raum zu haben, um dieses Ereignis näher zu erörtern, sein Versprechen nicht ein, sich im zweiten Band damit zu befassen. [52]

In anderer Beziehung machte auch der Schah Pläne für die Zukunft. Ihm war klar, dass der Ölboom der frühen siebziger Jahre nicht ewig anhalten und die Ölreserven früher oder

später erschöpft sein würden – anschließend wäre auch die Deckung des eigenen Energiebedarfs nicht mehr sicher gewesen. Obwohl die Bürger der Vereinigten Staaten die Thermostate zurückgedreht hatten, stieg die Nachfrage nach Öl weiterhin, was dem Iran – und anderen ölreichen Ländern – genug Mittel verschaffte, um langfristige Vorkehrungen zu treffen. Die

Atomenergie sei, so schloss ein
eigens vom Schah in Auftrag
gegebener Bericht, «die
wirtschaftlichste
Energiequelle», sie werde die
Versorgung des Iran
garantieren. Ausgehend von
den beiden Annahmen, dass der
Ölpreis weiterhin steigen und
dass die Kosten für den Bau
und den Betrieb von
Atomkraftwerken sinken
würden, schien der Ausbau der

Atomindustrie ein naheliegender Schritt – insbesondere weil dieses prestigeträchtige Projekt demonstrieren würde, wie weit die Modernisierung des Landes inzwischen fortgeschritten war.

[53] Der Schah kümmerte sich persönlich um die Angelegenheit und wies Dr. Akbar Etemad von der neuen

Atomenergieorganisation des Iran an, ihm direkt Bericht zu erstatten. [54]

Die erste Anlaufstelle waren die Amerikaner. Im Jahr 1974 wurde eine vorläufige Vereinbarung erzielt, nach der die Vereinigten Staaten einwilligten, zwei Reaktoren sowie angereichertes Uran an den Iran zu verkaufen. Diese Vereinbarung wurde im Jahr

1975 noch erweitert, als zwischen den beiden Ländern ein Handelsabkommen in Höhe von fünfzehn Milliarden Dollar geschlossen wurde, mit dem sich der Iran verpflichtete, den USA acht Reaktoren zu einem festen Preis von 6,4 Milliarden Dollar abzukaufen.^[55] Im darauffolgenden Jahr genehmigte Präsident Ford einen Deal, der es dem Iran

gestattete, eine in den
Vereinigten Staaten gebaute
Anlage zu erwerben und zu
betreiben. Dazu gehörte auch
eine
Wiederaufbereitungsanlage,
mit deren Hilfe man aus den
Brennelementen eines
Kernreaktors Plutonium
gewinnen konnte. Das
ermöglichte es Teheran, einen
«nuklearen
Brennstoffkreislauf» in Gang zu

setzen. Der Stabschef des US-Präsidenten zögerte keine Sekunde, den Kauf zu genehmigen: In den siebziger Jahren hatte Dick Cheney keine Probleme damit «herauszufinden», welche Ziele der Iran verfolgte.

Die Erwerbungen des Schahs in den USA waren Teil eines ehrgeizigen und viel umfassenderen Plans, der Technologie, Fachwissen und

Rohstoffe aus anderen westlichen Ländern anzog. Die Arbeit begann mit zwei Druckwasserreaktoren in der Nähe von Buschehr am Golf im Jahr 1975, nachdem die Verträge mit dem westdeutschen Unternehmen Kraftwerk Union AG unterschrieben worden waren. Letzteres verpflichtete sich zudem, eine erste Ladung sowie zehn Jahre lang nach

Bedarf Brennelemente zu liefern. Weitere Vorverträge wurden nicht nur mit Kraftwerk Union, sondern auch mit Brown Boveri und Framatome aus Frankreich abgeschlossen. Dabei ging es um den Bau von zusätzlichen acht Reaktoren, einschließlich der Bedingungen für die Lieferung von angereichertem Uran an den Iran. Darüber hinaus wurden Einzelvereinbarungen

getroffen, die es erlaubten,
dass Uran in Frankreich
wiederaufbereitet, zur
Anreicherung nach Teheran
zurückgebracht und
anschließend im eigenen Land
wiederverwendet wurde – oder
man es an eine beliebige dritte
Partei weiterverkaufte.^[56]

Obwohl der Iran den
Atomwaffensperrvertrag von
1968 unterschrieben hatte,

kursierten Gerüchte über den Aufbau eines geheimen Atomwaffenprogramms in der Geheimdienstgemeinde. Das ist alles andere als eine Überraschung, bedenkt man, dass der Schah mehrmals erklärt hatte, der Iran werde «ohne jeden Zweifel, und zwar schneller, als man meinen sollte», die Waffenfähigkeit entwickeln.^[57] Ein CIA-Bericht

aus dem Jahr 1974 über die Verbreitung von Atomwaffen kam zu dem Schluss, dass sich der Iran zwar in einem frühen Stadium der Entwicklung befinde, der Schah sein Ziel aber vermutlich erst Mitte der achtziger Jahre erreichen werde – «wenn er dann noch lebt». [58]

Auch andere Länder strebten

danach, in die Atomkraft für die zivile Nutzung zu investieren, während sie gleichzeitig die Waffenfähigkeit aufbauten. In den siebziger Jahren gab der Irak unter der Aufsicht von Saddam Hussein Unsummen aus mit dem konkreten Ziel, eine Atombombe zu bauen.^[59] Saddam war ehrgeizig und setzte laut Dr. Khidir Hamza, der in den Achtzigern die

Verantwortung für das
Programm trug, ein
«Produktionsziel von sechs
Bomben jährlich» fest. Ein
Ausbau in diesem Ausmaß hätte
dem Irak binnen zwei
Jahrzehnten ein größeres
Atomwaffenarsenal als China
verschafft. Keine Kosten
wurden gescheut. Irakische
Wissenschaftler und Ingenieure
wurden scharenweise zur
Ausbildung ins Ausland

geschickt, vor allem nach Frankreich und Italien, während im eigenen Land alles Erdenkliche unternommen wurde, um die Technologie, das Fachwissen und die Infrastruktur zu beschaffen, die für den Aufbau eines Atomwaffenarsenals unabdingbar waren. [60]

Die Iraker gingen sehr zielstrebig vor. Nachdem sie

einen Zwei-Megawatt-Forschungsreaktor aus der Sowjetunion erworben hatten, der im Jahr 1968 in Betrieb genommen wurde, widmete man sich der Anschaffung eines Gas-Graphitreaktors und einer Wiederaufbereitungsanlage wegen des Plutoniums, das bei diesem Verfahren entstand. Als Anfragen in Frankreich abgelehnt wurden, streckte das Regime seine Fühler nach

Kanada aus, in der Hoffnung, einen ähnlichen Reaktor erwerben zu können wie den, der es Indien im Jahr 1974 ermöglicht hatte, eine Atomwaffe zu testen. Das wiederum veranlasste die Franzosen, die Verhandlungen wiederaufzunehmen. Die Folge war ein Abkommen über den Bau eines Osiris-Forschungsreaktors und eines kleineren Forschungsreaktors,

beide sollten mit waffenfähigem Uran betrieben werden.

Weitere Materialien, die für eine duale Nutzung unerlässlich waren, wurden in Italien gekauft, darunter Heißzellen sowie ein Apparat zur Trennung und Verarbeitung, mit dem man aus verstrahltem Uran Plutonium gewinnen konnte. Die Produktionskapazität lag bei

acht Kilogramm pro Jahr. [61]

Kaum jemand zweifelte daran, dass hinter alldem mehr steckte, als auf den ersten Blick ersichtlich war, und dass es keineswegs ausschließlich um Energiegewinnung ging. Vor allem die Israelis verfolgten die Entwicklung mit großer Sorge und sammelten detaillierte Informationen über die Militarisierung ihrer

Nachbarstaaten – in erster Linie konzentrierten sie sich auf den Reaktor Tammuz bei al-Tuwaitha in der Nähe von Bagdad, besser bekannt als Anlage Osirak. Zudem investierte Israel massiv in das eigene Atomwaffenprogramm sowie in den Bau eines Raketensystems nach französischen Plänen, das Sprengköpfe über dreihundert Kilometer weit transportieren

konnte.^[62] Um die Zeit des Jom-Kippur-Kriegs von 1973 ging man davon aus, dass Israel ein Arsenal aus dreizehn Atomwaffen aufgebaut habe.^[63]

Der Westen sah jedes Mal, wenn es nötig gewesen wäre, genauer hinzusehen, geflissentlich weg. Im Hinblick auf den Irak gelangten etwa die Briten Anfang der siebziger Jahre zu dem Schluss, dass «die

derzeitige Regierung zwar repressiv und einzigartig unansehnlich [war], aber anscheinend die Lage gut im Griff» habe. Es sei ein stabiles Regime und insofern eines, mit dem die Briten ins Geschäft kommen könnten.^[64] Auch gegen die Aktivitäten Pakistans – den Bau von unterirdischen Anlagen in den siebziger Jahren, um versteckte

Tests zu ermöglichen, und letztlich eine erfolgreiche Detonation – wurde nichts unternommen. Fünf horizontale Tunnel wurden tief in einen Berg des Ras-Koh-Gebirges in Belutschistan getrieben, jeder sollte einer Detonation mit der Kraft von zwanzig Kilotonnen widerstehen.^[65] Wie pakistanische Wissenschaftler erklärten: «Die westliche Welt

war sich sicher, dass ein unterentwickeltes Land wie Pakistan niemals diese Technologie beherrschen könne», und dennoch unternahmen westliche Länder zugleich «hektische und hartnäckige Anstrengungen, alles an uns zu verkaufen [...]. Sie flehten uns buchstäblich an, ihre Ausrüstung zu kaufen.»^[66]

Unter den gegebenen

Umständen lässt sich leicht ausmalen, dass die strengen Worte über die Verbreitung von Kernwaffen aus Ländern wie den USA, Großbritannien und Frankreich, die es ablehnten, sich selbst den Inspektionen und Bestimmungen der Internationalen Atomenergiebehörde zu unterwerfen, schlecht ankamen bei all jenen, die dies taten und

ihre Forschungen im Verborgenen durchführen mussten. Die eigentliche Heuchelei bestand jedoch, bei Tageslicht betrachtet, in dem Eifer, mit dem die entwickelte Welt sich beeilte, Gewinne einzustreichen oder sich Zugang zu billigem Öl zu verschaffen.

Es gab halbherzige Versuche, die Verbreitung von Atomwaffenmaterial

einzuschränken. Im Jahr 1976 schlug Kissinger der Regierung in Pakistan vor, das Projekt einer Wiederaufbereitungsanlage fallenzulassen und sich stattdessen auf eine von den USA im Iran gebaute Einrichtung zu stützen. Diese war Teil eines Projekts, das kein Geringerer als Dick Cheney ausgearbeitet hatte. Das Werk im Iran sollte als Dreh- und

Angelpunkt für den Energiebedarf der ganzen Region dienen. Als der pakistanische Präsident dieses Angebot ablehnte, drohten die Vereinigten Staaten, das Hilfspaket für das Land zu streichen.^[67]

Sogar Kissinger dachte bald darüber nach, ob es klug war, ausländischen Regierungen Zugang zu Technologien und

Plänen zu verschaffen, die der Atomenergie zugutekamen. «Ich habe, offen gesagt, allmählich die Nase voll von dem Iran-Deal», sagte er auf einem Treffen des State Department im Jahr 1976, womit er jenes Abkommen über den Bau von Kernreaktoren meinte, bei dessen Aushandlung er selbst eine zentrale Rolle gespielt hatte. «Ich habe es gebilligt, aber in

jeder Region, die man näher betrachtet, ist es ein Schwindel [...]. Wir sind das einzige Land, das so fanatisch und unrealistisch ist, dass es Dinge tut, die unseren nationalen Interessen widersprechen.»^[68]

Man hatte in Washington zunehmend das Gefühl, dass die USA umzingelt seien und lediglich eine begrenzte Zahl an Optionen besäßen. Ende der

Siebziger sprachen dies
Mitglieder des Nationalen
Sicherheitsrats direkt aus.
Später erklärten sie: «Die
Vereinigten Staaten hatten
keine offensichtliche
strategische Alternative zu der
engen Beziehung mit dem
Iran», schließlich hatten sie
anderswo die Brücken
abgebrochen.^[69] Obwohl die
Kritik an dem iranischen

Regime und insbesondere an den grausamen Methoden der SAVAK in den westlichen Medien immer lauter wurde, unterstützte die US-Regierung den Schah weiterhin offen und konsequent. Präsident Carter flog am Silvester 1977 nach Teheran und war Ehrengast bei einem Bankett anlässlich des Jahresendes. «Der Iran ist», sagte der Präsident, «eine Insel der Stabilität in einer der

unruhigeren Regionen der Welt.» Das liege an der «großen Führungsstärke des Schahs». Der Erfolg des Landes sei zum großen Teil «Eurer Majestät und Eurer Führung» zu verdanken «sowie dem Respekt und der Bewunderung und der Liebe, die Ihr Volk Ihnen entgegenbringt». [70]

Das war weniger ein Blick durch die rosarote Brille als

vielmehr eine schlichte
Leugnung der Realität, denn es
brauten sich bereits
unübersehbar Gewitterwolken
zusammen. Im Iran brachte das
Bevölkerungswachstum, die
rasche Urbanisierung und die
Verschwendungssucht eines
repressiven Regimes eine
hochtoxische Mischung hervor.
Die allgegenwärtige Korruption
kam noch hinzu – wobei die
Königsfamilie und jene, die dem

Regime nahestanden, Hunderte Millionen von Dollar an «Provision» einstrichen, für jeden einzelnen Reaktor.^[71] Ende der siebziger Jahre war die Lage in Teheran aufgeladen, als die Menschen in immer größeren Zahlen auf die Straße gingen, um gegen den Mangel an sozialer Gerechtigkeit zu protestieren – und gegen die steigenden

Lebenshaltungskosten vor dem Hintergrund fallender Ölpreise, da die weltweiten Vorräte allmählich die Nachfrage übertrafen.

Die wachsende Unruhe spielte Ayatollah Khomeini in die Hände, der inzwischen in Paris im Exil lebte, nachdem er 1975 im Rahmen eines Deals mit dem Schah den Irak verlassen hatte. Khomeini – dessen ältester Sohn

vermutlich von der SAVAK im Jahr 1977 ermordet worden war – bemächtigte sich der Situation, indem er die Übel im Iran diagnostizierte und eine Vision anbot, die deren Heilung versprach. Er war ein brillanter Kommunikator und genau wie Mossadegh drei Jahrzehnte zuvor imstande, die herrschende Stimmung zu erfassen. Khomeini erklärte, es sei an der Zeit, dass der Schah

zurücktrete – was bei linken Revolutionären, islamischen Radikalen und so gut wie allen, die außerhalb des goldenen Käfigs ihr Dasein fristeten, auf außerordentliche Zustimmung traf. Die Nutznießer einer guten Führung, so Khomeini, sollten die iranische Bevölkerung und der Islam sein – nicht der Schah.

Um die Befürchtungen zu zerstreuen, dass der Iran zu

einer Theokratie werden könnte, versprach Khomeini, dass Geistliche, Prediger und Glaubenseiferer das Land nicht direkt regieren, sondern es lediglich anleiten würden. Er stellte vier Grundsätze für die Zukunft auf: die Anwendung des islamischen Rechts, die Beseitigung der Korruption, die Abschaffung ungerechter Gesetze und das Ende ausländischer Interventionen

im Hinblick auf iranische
Angelegenheiten. Das war kein
eingängiges Manifest – aber es
war ein wirkungsvolles, das
eine Vielzahl von
Wählerschaften ansprach und
die Probleme und
Schwierigkeiten nicht nur des
Iran, sondern der gesamten
islamischen Welt auf den Punkt
brachte. Das Argument, dass
der Reichtum auf Kosten vieler
in die Hände weniger

umgeleitet werde, war nicht nur sehr stark, sondern unwiderlegbar. In den siebziger Jahren waren laut Angaben der World Health Organization über vierzig Prozent der Landesbevölkerung unterernährt; die Ungleichheit war sehr ausgeprägt, wobei die Reichen immer reicher wurden und die Stellung der Armen sich kaum, wenn überhaupt,

verbessert hatte.^[72] Es sei nun Sache des iranischen Volkes zu demonstrieren, erklärte Khomeini, und an die Soldaten zu appellieren, «selbst wenn sie auf euch schießen und euch töten». Lasst Zehntausende von uns als Brüder sterben. Aber beweist, «dass Blut stärker ist als das Schwert».^[73]

Als sich die Lage immer mehr zuspitzte, fuhr der Schah – auf

den die Vereinigten Staaten so große Hoffnungen gesetzt hatten – zum Flughafen von Teheran. Dort erklärte er in einer kurzen Stellungnahme: «Ich fühle mich müde und brauche eine Rast», ehe er zum letzten Mal aus dem Land flog.

[74] Ob er hätte verhindern können, was in der Folge geschah, darüber mag man spekulieren. Die Reaktionen

einiger europäischer Politiker waren dagegen eindeutig. An «einem der schlimmsten Tage in meinem diplomatischen Leben», wie Präsident Carter es formulierte, wurde der deutsche Bundeskanzler Helmut Schmidt in Gesprächen über den Nahen Osten persönlich «ausfallend» und ließ durchblicken, dass «die amerikanische Einmischung in [dieser Region] auf der ganzen

Welt Probleme mit dem Öl verursacht hätte». [75]

Die Vereinigten Staaten hatten eine Politik der völligen Realitätsverweigerung verfolgt und die Zeichen der Zeit viel zu spät gelesen. Anfang 1979 schickte Washington General Robert Huyser, den Oberbefehlshaber des US European Command, eigens nach Teheran, um demonstrativ

die amerikanische Unterstützung für den Schah zu bestätigen und insbesondere der Armee zu signalisieren, dass die USA das Regime weiterhin stützten. Huyser brauchte nicht lange, bis er erkannte, dass das Menetekel bereits feststand – und dass sein Leben in Gefahr war. Er sah genug, um zu verstehen, dass die Tage des Schahs vorüber waren und dass man

Khomeini nicht mehr aufhalten konnte. [76]

Die amerikanische Politik war ein Scherbenhaufen. Seit dem Zweiten Weltkrieg waren Zeit, Anstrengungen und Ressourcen in den Iran genau wie in die Nachbarländer investiert worden. Man hatte Staatschefs hofiert und verhätschelt, gleichzeitig hatte man jene, die sich weigerten

mitzuspielen, abgesetzt oder ausgetauscht. Die Methoden, die angewandt wurden, um die ineinander verflochtenen Teile Asiens zu kontrollieren, waren gescheitert. Die westlichen Nationen, um Sir Anthony Parsons, den damaligen britischen Botschafter in Teheran, zu zitieren, «blickten zwar durch das richtige Teleskop [...], aber fokussierten

das falsche Ziel». ^[77] Schlimmer noch: Unter den antiamerikanischen Parolen vereinigten sich inzwischen fast alle Länder dieser Region. Syrien und der Irak orientierten sich zur UdSSR hin; Indien stand Moskau zumindest näher als Washington, während Pakistan bereit war, die amerikanische Unterstützung anzunehmen,

wie und wann es ihm beliebte. Der Iran war ein wichtiger Teil in dem Puzzle, und nun bestand auch hier die Gefahr, dass er fiel. Es wirkte wie das Ende einer Ära, als Khomeini in einer Rede 1979 sagte: «Sämtliche Probleme des Ostens stammen von diesen Ausländern aus dem Westen, und gegenwärtig von Amerika», sagte er. «Alle unsere Probleme kommen von

Amerika.»^[78]

Der Sturz des Schahs löste in Washington Panik aus – und weckte in Moskau Hoffnungen. Der Zusammenbruch des Iran schien ein Wendepunkt zu sein, der neue Möglichkeiten eröffnete. Es war fast schon komisch, wie falsch der Westen die Lage nicht nur im Iran, sondern auch anderswo

eingeschätzt hatte – etwa in Afghanistan, wo die US-Botschaft Anfang 1978 noch meldete, dass die Beziehungen ausgezeichnet seien.^[79]

Tatsächlich war Afghanistan in den optimistischen amerikanischen Augen eine große Erfolgsstory, genau wie der Iran: Die Zahl der Schulen in Afghanistan hatte sich seit 1950 verzehnfacht, immer

mehr Studenten schrieben sich für Fächer wie Medizin, Jura und Naturwissenschaft ein; auch die Bildung für Frauen blühte auf, so stieg etwa die Zahl der Mädchen, die eine Grundschulbildung abschlossen, drastisch an. Es kursierten Gerüchte, dass Präsident Daoud, der 1973 die Macht an sich gerissen hatte, von der CIA rekrutiert worden sei und dass die fortschrittliche

Agenda, die er verfolgte, von den Amerikanern eingeeimpften Ideen folge. Obwohl dieser Klatsch nicht stimmte, beweist schon die Tatsache, dass Diplomaten in Washington und in Moskau sich näher damit befassten, wie stark der Konkurrenzdruck zwischen den beiden Supermächten war – und wie ernst sie die jüngste Runde des «Großen Spiels» in

Asien nahmen. [80]

Nun war entscheidend, wie sich die Lage nach einer äußerst turbulenten Phase wieder beruhigen konnte. Im Grunde sah es ganz so aus, als seien die Vereinigten Staaten in einer aussichtslosen Position. Der Einsatz, den sie in den Schah und den Iran investiert hatten, schien verloren; es gab aber noch andere Kandidaten

entlang der alten Seidenstraße,
die für Angebote offen waren.
Da der Iran eine Revolution
durchmachte und der Irak
scheinbar mit den Sowjets
verheiratet war, mussten die
USA ihren nächsten Zug
sorgfältig abwägen. Er sollte in
einem Fiasko enden.

Vierundzwanzigstes Kapitel

Verlorene Wetten - der Iran und seine Nachbarn

Die Revolution im Iran brachte das Kartenhaus, das die USA in dieser Region errichtet hatten, zum Einsturz. Anzeichen auf

zunehmende Instabilität gab es schon seit geraumer Zeit. Die Korruption des Schah-Regimes, die wirtschaftliche Stagnation, die politische Lähmung und die Brutalität der Polizei spielten erbitterten Kritikern in die Hände, deren Reformversprechen auf fruchtbaren Boden fielen.

All jene, die sich über die Entwicklungen im Iran Sorgen machten, wurden umso

nervöser, als die UdSSR alles unternahm, um sich diese Situation zunutze zu machen. Die Bemühungen der Sowjets setzten sich auch dann noch fort, als der KGB seinen wichtigsten iranischen Informanten, General Ahmad Mogharebi, verloren hatte, den Moskau als «den besten Agenten Russlands» betrachtete und der in allen Bereichen der iranischen Elite

beste Kontakte hatte. Er wurde im September 1977 von der SAVAK verhaftet, die aufgrund der regelmäßigen Treffen mit seinen KGB-Führungsoffizieren Verdacht geschöpft hatte.^[1] Dies spornte die sowjetischen Aktivitäten jedoch nur noch weiter an.

Es gab Spekulationen, denen zufolge hinter dem ungewöhnlich großen

Handelsvolumen in iranischen Rials auf den Schweizer Devisenmärkten Anfang des Jahres 1978 sowjetische Agenten steckten, die man angewiesen hatte, Unterstützer im Iran zu finanzieren. Die bemerkenswert hohe Qualität der Zeitschrift *Navid*, die von der linksorientierten Tudeh-Partei herausgegeben wurde, brachte manche zu der Überzeugung, dass sie nicht

nur mit sowjetischer Hilfe,
sondern sogar in der
sowjetischen Botschaft in
Teheran gedruckt wurde. Die
Errichtung neuer Lager
außerhalb des Landes, in denen
auch iranische Dissidenten im
Guerillakrieg und in der
marxistischen Lehre
ausgebildet wurden, war ein
ominöses Zeichen, dass sich
Moskau darauf vorbereitete,
jedes Vakuum zu füllen, sobald

der Schah stürzen würde.^[2]
Dies war Teil eines breiteren Engagements in einer Region, die gerade eine Zeit des Wandels durchzumachen schien. Man erhöhte etwa auch die Unterstützung für Präsident Assad in Syrien, obwohl ihn der KGB für einen «kleinbürgerlichen, chauvinistischen Egomanen» hielt.^[3]

Einige aufmerksame Beobachter dieser Entwicklungen waren überzeugt, dass großes Unheil unmittelbar bevorstand. Ende 1978 schickte William Sullivan, der US-Botschafter in Teheran, eine Depesche mit dem Titel «Das Udenkbare denken» nach Washington, in der er forderte, dass man sofort Notfallpläne entwickelte. Diese Forderung wurde ignoriert,

ebenso wie Sullivans
Empfehlung, man solle
versuchen, «bei erster
Gelegenheit einen *Modus
Vivendi* zwischen den
militärischen und religiösen
[Führern] zu stiften». Er war
der Ansicht, dass die
Vereinigten Staaten einen
Kommunikationskanal zu
Khomeini aufbauen sollten,
bevor dieser an die Macht
gelangte, und nicht erst

danach.^[4] Einflussreiche Stimmen im Weißen Haus blieben jedoch bei dem Glauben, dass die Vereinigten Staaten die Lage kontrollieren und den Schah weiterhin unterstützen könnten. Sie befürworteten den Vorschlag, den Premierminister Schapur Bachtiar Ende Januar 1979 gemacht hatte: dass man Ayatollah Khomeini sofort

verhaften sollte, wenn dieser in den Iran fliegen würde. [5]

Die Hinfälligkeit dieser Überlegungen wurde innerhalb weniger Tage deutlich. Am 1. Februar 1979 landete Ayatollah Khomeini in Teheran, vierzehn Jahre nachdem man ihn ins Exil gezwungen hatte. Auf dem Flughafen drängte sich eine riesige Menschenmenge, um ihn zu begrüßen. Sie folgte

ihm, als er sich zunächst zum Friedhof der Märtyrer, zwanzig Kilometer südlich von Teheran, begab, wo etwa zweihundertfünfzigtausend Anhänger auf ihn warteten. «Ich werde dieser Regierung mit der Faust auf den Mund schlagen», donnerte er. «Von jetzt an werde ich die Regierung benennen.» In einem Bericht über diese Rede schätzte die BBC, dass fünf

Millionen Menschen die Straßen säumten, als der Ayatollah in die Hauptstadt fuhr. [6]

Die Dinge entwickelten sich schnell, als Khomeinis Anhänger die Herrschaft über das Land übernahmen. Am 11. Februar ging die US-Botschaft in den Krisenmodus. Botschafter Sullivan telegraphierte nach Washington:

«Die Armee kapituliert.
Khomeini gewinnt. Wir
zerstören alle
Geheimdokumente.» Drei Tage
später war man noch immer
dabei, sensibles Material zu
vernichten, als militante Linke
das Botschaftsgebäude
stürmten, das jedoch durch
Khomeinis Sicherheitskräfte
bald darauf wieder geräumt
wurde.^[7] Am 16. Februar traf

sich Botschafter Sullivan mit dem neu ernannten Premierminister Mehdi Bāzargān und erklärte ihm, dass die Vereinigten Staaten kein Interesse hätten, sich in die inneren Angelegenheiten des Iran einzumischen.^[8]

Weniger als eine Woche später erkannte die USA die neue Regierung offiziell an. Diese erklärte am 1. April nach einer

Volksabstimmung, dass das Land künftig «Islamische Republik Iran» heißen werde. Ein zweites Referendum am Ende des Jahres billigte eine neue Verfassung, die festlegte: «Alle zivilen, strafrechtlichen, finanziellen, ökonomischen, administrativen, kulturellen, militärischen und politischen sowie alle übrigen Gesetze und Vorschriften müssen in Einklang mit den islamischen

Maßstäben stehen.»^[9]

Die Vereinigten Staaten hatten jahrzehntelang auf den Iran und auf den Schah gesetzt. Nun mussten sie einen hohen Preis dafür zahlen, dass ihr Spiel nicht aufgegangen war. Die Revolution sandte Schockwellen um die ganze Welt und sorgte dafür, dass sich die Ölpreise fast verdreifachten. Die

wirtschaftlichen Folgen für die ölhungrigen Industrienationen waren katastrophal, die Inflation drohte außer Kontrolle zu geraten. Als eine Panik einsetzte, fürchtete man, dass die Krise eskalieren könnte. Ende Juni blieb eine alarmierend hohe Zahl von Tankstellen in den Vereinigten Staaten geschlossen, da sie nicht mehr beliefert wurden. Die Zustimmungsraten

Präsident Carters sanken auf achtundzwanzig Prozent in den Keller. Dies waren etwa dieselben Umfragewerte wie die Nixons auf dem Höhepunkt der Watergate-Affäre.^[10] Da die Wiederwahlkampagne des Präsidenten gerade in Gang kam, sah es so aus, als ob der Regimewechsel in Teheran bei den kommenden Präsidentschaftswahlen ein

gewichtiger Faktor sein würde.

Es waren jedoch nicht nur die steigenden Ölpreise, die die Wirtschaft der westlichen Länder aus der Bahn zu werfen drohten, sondern auch die massenhafte Stornierung von Aufträgen und die sofortige Verstaatlichung der Industrie. British Petroleum (BP), der direkte Erbe der Knox-D'Arcy-Konzession, war zu einer größeren Reorganisation samt

Aktienverkauf gezwungen, als Ölfelder, die vierzig Prozent seiner weltweiten Produktion ausmachten, mit einem Schlag verschwanden. Dann gab es da noch die Verträge zum Bau von Stahlfabriken, zur Modernisierung von Flughafen-Terminals und zur Entwicklung von Häfen, die über Nacht storniert wurden. Nicht zuletzt wurden die Rüstungskontrakte annulliert. Im Jahr 1979

kündigte Khomeini
Kaufaufträge bei Firmen aus
den Vereinigten Staaten in
einer Höhe von neun Milliarden
Dollar. Bei den betroffenen
Herstellern klaffte ein
empfindliches Loch in der
Bilanz. Sie mussten versuchen,
diese Waren auf anderen
Märkten abzusetzen, die nicht
so erpicht darauf waren, das
Militär auszubauen, wie es der

Schah gewesen war.^[11]

Zwar hatte die Überlastung der iranischen Wirtschaft bereits vor der Revolution dazu geführt, dass das Atomprogramm des Landes heruntergefahren wurde; nun aber wurde es vollständig eingestellt. Dadurch gingen Unternehmen wie Creusot-Loire aus Frankreich, Westinghouse Electric

Corporation aus den USA und der Kraftwerk Union aus Westdeutschland langfristig Einnahmen von etwa dreihundertdreißig Milliarden Dollar verloren.^[12] Einige nahmen diese Verluste mit stoischer Gelassenheit auf. «Wir dürfen nie vergessen, wie sehr wir vom Schah-Regime profitiert haben», schrieb der Diplomat Sir Anthony Parsons,

der seine Berufslaufbahn hauptsächlich im Nahen und Mittleren Osten absolviert hatte und bei Khomeinis Rückkehr britischer Botschafter in Teheran war. «Die britische Geschäftswelt und Industrie haben mit dem Iran eine enorme Menge Geld verdient.»^[13] Auch wenn er es nicht aussprach, war doch klar, dass die guten Zeiten zu Ende

waren. Es war also besser, die vergangenen Gewinne zu feiern, als die zukünftigen Verluste zu beklagen.

Für die Vereinigten Staaten ging es jedoch um weit mehr als die heimischen wirtschaftlichen und politischen Auswirkungen. Dabei war es ein gewisser Trost, dass Khomeini und die übrigen Geistlichen für die atheistische Politik der Sowjetunion nicht sehr viel

übrig hatten und auch ihre Sympathien für linke Gruppen im Iran äußerst begrenzt waren.^[14] Wenngleich der Sturz des Schahs nicht dazu führte, dass die UdSSR an Boden gewann, waren doch vor allem die Vereinigten Staaten davon negativ betroffen. Zahlreiche Vorteile, die sie sich im Iran gesichert hatten, waren plötzlich gefährdet oder gingen

völlig verloren.

Als Khomeini die Macht übernahm, schloss er sofort die US-Geheimdiensteinrichtungen im Iran, die bisher als Frühwarnsysteme für sowjetische Atomangriffe und Abhöranlagen für Raketentests in Zentralasien gedient hatten. Damit verloren die US-Amerikaner ein wertvolles Mittel, um Informationen über ihren Hauptrivalen zu

gewinnen. Dies wog umso schwerer, als die USA und die Sowjetunion kurz zuvor intensive Gespräche geführt hatten, ob man nicht die Zahl der Abschussrampen für Interkontinentalraketen auf dem gegenwärtigen Stand festschreiben könnte. Die Schließung der iranischen Stationen, die eine entscheidende Rolle im notwendigen

Verifikationsprozess spielen sollten, drohte nun eine ganze Reihe von Verträgen zur nuklearen Rüstungsbegrenzung scheitern zu lassen, deren Aushandlung viele Jahre gedauert hatte. Zudem behinderte sie höchst sensible Gespräche über dieses Thema, die zu dieser Zeit im Gange waren.

Der Direktor der CIA,
Admiral Stansfield Turner,

erklärte dem Geheimdienstausschuss des Senats Anfang des Jahres 1979, dass es mindestens fünf Jahre dauern werde, die vollständige Fähigkeit zur Überwachung sowjetischer Raketenversuche und -entwicklungen wiederherzustellen.^[15]

Aufgrund der Ereignisse im Iran hatte sich eine «echte Lücke» in der

geheimdienstlichen
Datensammlung der Vereinigten
Staaten aufgetan, berichtete
Robert Gates, der für die
UdSSR zuständige leitende
CIA-Beamte (und spätere
Direktor dieses Geheimdienstes
und Verteidigungsminister). Es
gab deshalb «äußerst sensible»
Bemühungen, durch neue
Bündnisse andernorts diese
Lücke zu füllen. Dazu gehörten
Gespräche auf höchster Ebene

mit der chinesischen Führung
über den Bau von
Raketenüberwachungseinrichtu
in Westchina, die im Winter
1980/81 zu einem
Geheimbesuch von Admiral
Turner und Gates in Peking
führten. Dass es dazu kam,
wurde erst viele Jahre später
(allerdings mit bedauerlich
wenigen Einzelheiten) enthüllt.

[¹⁶] Die Anlagen wurden

anschließend vom US-Office of Sigint (Signals Intelligence) Operations in Qitai und Korla in Xinjiang errichtet und danach von der Technischen Abteilung des Generalstabs der chinesischen Volksbefreiungsarmee betrieben, die eng mit den US-Beratern und -Technikern zusammenarbeitete.^[17] Die intensive Kooperation zwischen

dem amerikanischen und dem chinesischen Militär und Geheimdienst war ein Nebenprodukt des Schah-Sturzes.

Die Iranische Revolution hatte der UdSSR vielleicht nicht politisch, aber doch militärisch geholfen. Obwohl sich die amerikanische Botschaft in Teheran bemüht hatte, wichtige Dokumente zu vernichten, erlitten die USA

doch einige äußerst
schmerzliche
Geheimnisverluste. Der Schah
hatte eine ganze Flotte von F-
14-Tomcat-Kampfflugzeugen
zusammen mit einem
hochmodernen Phoenix-Luft-
Luft-Raketensystem, Hawk-
Flugabwehrraketen und eine
ganze Reihe von Hightech-
Panzerabwehrwaffen gekauft.
Die Sowjets konnten sich jetzt
unschätzbare Nahaufnahmen

und in einigen Fällen sogar die Bedienungshandbücher dieser Waffen beschaffen. Dies war nicht nur sehr bedauerlich, sondern hatte auch ernste Auswirkungen auf die nationale Sicherheit der Vereinigten Staaten und ihrer Verbündeten.^[18]

Das Gefühl einer vertrauten Welt, die gerade im Eiltempo

zusammenbrach, erfasste jetzt ganz Washington. Nicht nur im Iran sahen die Dinge plötzlich völlig anders aus. Die Vereinigten Staaten beobachteten seit langem aufmerksam die Situation in Afghanistan, dessen strategische Bedeutung nach der Revolution Khomeinis weiter wuchs. So führte etwa ein CIA-Team im Frühjahr 1979 eine Untersuchung durch, ob

das Land als Ersatzort für die Geheimdiensteinrichtungen in Frage kam, die man gerade im Iran verloren hatte.^[19] Das Problem war jedoch, dass sich auch die Lage in Afghanistan schnell veränderte und zunehmend einer Entwicklung wie jener im Iran zu folgen schien.

Die Turbulenzen hatten begonnen, als der

Schachliebhaber König Sahir
Schah von seinem Neffen
Mohammed Daoud Khan
gestürzt wurde, der sich im
Jahr 1973 selbst zum
Präsidenten erklärte. Fünf
Jahre später wurde auch Daoud
aus dem Amt gejagt und
ermordet. Sein Sturz war
angesichts der zunehmenden
Brutalität seines Regimes keine
große Überraschung. Politische
Gefangene wurden

routinemäßig ohne Prozess
hingerichtet. Sie mussten sich
auf dem Gelände des
berüchtigten und chronisch
überbelegten Pul-e-Tscharchi-
Gefängnisses vor den Toren
Kabuls mit dem Gesicht nach
unten auf den Boden legen und
wurden dann erschossen. [20]

Die kommunistischen
Hardliner, die Daouds Platz
einnahmen, erwiesen sich als

ebenso skrupellos. Gleichzeitig entwickelten sie einen ehrgeizigen Plan, das Land mit allen Mitteln zu modernisieren. Es sei Zeit, die Alphabetisierungsrate deutlich zu erhöhen, die «Feudalstrukturen» des Stammessystems aufzubrechen, die ethnischen Diskriminierungen zu beenden und den Frauen Rechte zuzugestehen, zu denen etwa

gleiche Bildung, berufliche Sicherheit und der Zugang zur Gesundheitsversorgung gehörten.^[21] Die Bemühungen, einen umfassenden gesellschaftlichen Wandel durchzusetzen, riefen vor allem bei der muslimischen Geistlichkeit wütende Reaktionen hervor. Wie am Anfang des 21. Jahrhunderts führten die Reformversuche

lediglich dazu, dass sich Traditionalisten, Grundherren, Stammesführer und Mullahs zusammenschlossen, um ihre Eigeninteressen zu verteidigen.

Diese Opposition wurde bald lautstark und gefährlich. Der erste größere Aufstand fand im März 1979 in Herat im Westen des Landes statt, wo die Befürworter nationaler Unabhängigkeit, einer

Rückkehr zur Tradition und der Abwehr äußerer Einflüsse aus den Ereignissen jenseits der Grenze im Iran Zuversicht schöpften. Die Aufständischen griffen alle möglichen Ziele an. Zum Opfer wurden vor allem die sowjetischen Bewohner der Stadt, die von einer tobenden Menge abgeschlachtet wurden.

[22] Die Unruhen dehnten sich bald auf andere Städte aus. In

Dschalalabad weigerten sich afghanische Militäreinheiten, sich den Aufständischen entgegenzustellen, und töteten stattdessen ihre sowjetischen Berater. [23]

Die UdSSR reagierte auf das Geschehen recht vorsichtig. Das alternde Politbüro beschloss, die unbequeme und schießwütige afghanische Führung zu unterstützen, die

einige langjährige persönliche Verbindungen zur Sowjetunion unterhielt. Man wollte ihr helfen, die Unruhen niederzuschlagen, die inzwischen bis nach Kabul vorgedrungen waren. Eine Reihe von Maßnahmen sollte das Regime absichern, das von dem Präsidenten Nur Muhammad Taraki angeführt wurde, der in Moskau sehr angesehen war. Einige hielten

ihn aufgrund seiner Schriften über «Themen des wissenschaftlichen Sozialismus» sogar für den «Maxim Gorki Afghanistans». Ein höheres Lob konnte man ihm fast nicht erteilen. ^[24] Großzügige Getreide- und Lebensmittellieferungen wurden über die Grenze geschickt, während man auf die Zinszahlungen für gewährte

Kredite verzichtete. Um die Staatsfinanzen zu stützen, boten die Sowjets an, für das afghanische Gas mehr als doppelt so viel zu zahlen wie im letzten Jahrzehnt.^[25] Zwar wies Moskau den Wunsch nach Chemiewaffen und Giftgas zurück, es leistete jedoch auf andere Weise großzügige militärische Unterstützung. So lieferten die Sowjets

hundertvierzig Geschütze,
achtundvierzigtausend
Gewehre und fast tausend
Granatwerfer. [26]

Dies alles wurde in
Washington genau registriert,
wo man sich über die
Auswirkungen des «allmählich,
aber eindeutig» wachsenden
sowjetischen Engagements in
Afghanistan Gedanken machte.
Wenn die UdSSR Taraki

direkten militärischen Beistand leisten und eigene Truppen ins Land schicken würde, hielt ein hochrangiger Bericht fest, hätte dies Folgen nicht nur für Afghanistan selbst, sondern auch für das «Rückgrat Asiens» vom Iran über Pakistan bis nach China und sogar noch darüber hinaus. ^[27] Wie unsicher die Entwicklung des Landes war, zeigte sich in aller Deutlichkeit,

als im Februar 1979 in Kabul
der US-Botschafter ermordet
wurde. Nur Tage nach
Khomeinis Heimkehr in den
Iran wurde das gepanzerte
Fahrzeug des Botschafters
Adolph Dubs auf den Straßen
der Hauptstadt am helllichten
Tag an einem falschen
Polizeikontrollpunkt entführt.
Dubs wurde in das Kabul Hotel
(das heutige Luxushotel Kabul
Serena) gebracht und ein paar

Stunden als Geisel
festgehalten, bevor er bei
einem missglückten
Befreiungsversuch
afghanischer
Regierungstruppen getötet
wurde. [28]

Obwohl unklar war, wer
hinter der Entführung des
Botschafters steckte oder was
deren Motiv war, beschlossen
die Vereinigten Staaten, sich

direkter in die Vorgänge in diesem Land einzumischen. Die Hilfe für Afghanistan wurde sofort zusammengestrichen, stattdessen unterstützte man jetzt die Anti-Kommunisten wie auch alle anderen, die sich der neuen Regierung entgegenstellten.^[29] Dies markierte den Beginn einer langen Periode, in der die Vereinigten Staaten willentlich

und aktiv mit den Islamisten zusammenzuarbeiten versuchten, deren Interesse, den linksgerichteten Kräften Widerstand zu leisten, sich naturgemäß mit den amerikanischen Interessen überschneidet. Es sollte Jahrzehnte dauern, bis deutlich wurde, welchen Preis dieser Handel hatte.

Hinter diesem neuen Politikansatz stand die

Befürchtung, dass Afghanistan in die Hände der Sowjets fallen könnte, die sich in der zweiten Hälfte des Jahres 1979 auf eine Militärintervention vorzubereiten schienen. Die Frage, was die UdSSR tatsächlich beabsichtigte, rückte an die Spitze der Tagesordnung von US-Geheimdienstbriefings und wurde zum Thema einer ganzen Fülle von Positionspapieren, die

die neuesten Entwicklungen bewerteten. Dies bedeutete jedoch nicht, dass man wirklich begriff, was vor sich ging.^[30]

Ein Bericht mit dem Titel «Was machen die Sowjets in Afghanistan?», der dem Nationalen Sicherheitsrat vorgelegt wurde, gab darauf die ehrliche Antwort: «Wir wissen es einfach nicht.»^[31]

Während es also schwerfiel, das

Moskauer Denken zu entschlüsseln, war doch offensichtlich, dass die Vereinigten Staaten durch den Sturz des Schahs ihren wichtigsten Verbündeten in der Region verloren hatten. Nun sah es auf beunruhigende Weise so aus, als könnte ein Dominoeffekt die Lage sogar noch weiter verschlechtern.

Tatsächlich befürchteten die Sowjets genau dasselbe. Die

Ereignisse im Iran hatten ihnen keinen wesentlichen Nutzen gebracht. Moskau war sogar der Ansicht, dass sie den Interessen der UdSSR geschadet hätten, da Khomeinis Machtergreifung die eigenen Optionen vermindert und keineswegs vermehrt hätte. Das sowjetische Militär entwickelte daher Einsatzpläne für den Fall, dass es nötig werden sollte, «der Regierung

der befreundeten Nation
Afghanistan», wie sie
Generalsekretär Leonid
Breschnew nannte, unter die
Arme zu greifen. Die
Amerikaner beobachteten
Truppenbewegungen nördlich
der iranischen wie der
afghanischen Grenze.
Außerdem registrierten sie,
dass die Sowjets neben einer
Einheit der Speznas-
Sondertruppen auch ein

Fallschirmjägerbataillon nach Kabul schickten, von dem die CIA annahm, dass es den Luftwaffenstützpunkt Bagram schützen sollte, über den ein Großteil der sowjetischen Hilfslieferungen ins Land kam.

[32]

Zu diesem kritischen Zeitpunkt wurden die Karten in Afghanistan plötzlich neu gemischt. Im September 1979 endete ein Machtkampf in der

afghanischen Führung mit dem erzwungenen Rücktritt Nur Muhammad Tarakis. Neuer starker Mann wurde Hafizullah Amin, der so ehrgeizig wie undurchsichtig war. Zuvor hatte die *Prawda*, das Zentralorgan der KPdSU, das die Ansichten des Politbüros verkündete, Amin in einigen Kommentaren die Eignung zum Regierungschef abgesprochen.

[33] Jetzt wurde er in Moskau als Feind der Revolution geschmäht, der die Stammesrivalitäten für seine eigenen Zwecke ausnutzen wolle. Zudem sei er «ein Spion für den amerikanischen Imperialismus». [34] Die Sowjets waren beunruhigt über Gerüchte, denen zufolge Amin von der CIA angeworben worden war, eine Behauptung,

die auch von seinen Gegnern in Afghanistan mit allem Nachdruck verbreitet wurde.

[35] Die Protokolle von Politbürositzungen zeigen, dass die Moskauer Führung über eine Umorientierung Amins in Richtung der Vereinigten Staaten höchst besorgt war. [36]

Amins häufige Treffen mit dem kommissarischen Leiter der US-Botschaft bereits vor

seinem Putsch schienen darauf hinzuweisen, dass sich auch die Vereinigten Staaten nach dem katastrophalen Fehlschlag ihrer Iran-Politik neu orientierten. Als Amin im Umgang mit den Sowjets in Kabul immer aggressiver wurde, während er zugleich den Amerikanern eine Reihe von Avancen machte, war für die UdSSR die Zeit zum Handeln gekommen.^[37]

Wenn man jetzt nicht standhaft sei und die Verbündeten unterstütze, so lautete das Argument, werde die UdSSR nicht nur in Afghanistan, sondern in der ganzen Region den Kürzeren ziehen. General Walentin Warennikow erinnerte sich später, dass hohe Offiziere «besorgt waren, dass die Vereinigten Staaten nach ihrer Vertreibung aus dem Iran ihre

Stützpunkte nach Pakistan verlegen und Afghanistan an sich reißen würden». ^[38] Auch die Entwicklungen andernorts vermittelten der Sowjetführung den Eindruck, dass die UdSSR in die Defensive gedrängt wurde. So diskutierte das Politbüro über die Verbesserung der Beziehungen zwischen Washington und Peking in den späten siebziger

Jahren und kam zu dem Schluss, dass Moskau auch in dieser Hinsicht ins Hintertreffen gerate.^[39]

Die Vereinigten Staaten würden versuchen, ein «neues Großosmanisches Reich» zu schaffen, das ganz Zentralasien umfasse, erklärten hohe Parteifunktionäre im Dezember 1979 Breschnew. Derartige Ängste wurden durch das

Fehlen eines umfassenden Luftverteidigungssystems entlang der Südgrenze der UdSSR noch verstärkt.

Schließlich bedeutete dies, dass Amerika mit dem Dolch auf das Herz der Sowjetunion zielen konnte. ^[40] Breschnew meinte kurz darauf in einem Interview für die *Prawda*, dass die Instabilität Afghanistans eine «sehr große Bedrohung für die

Sicherheit des Sowjetstaates» darstelle.^[41] Das Gefühl, unbedingt etwas tun zu müssen, war deutlich spürbar.

Zwei Tage nach dem Treffen zwischen Breschnew und führenden Funktionären erging der Befehl, einen Invasionsplan zu entwickeln, der auf einer anfänglichen Einsatzstärke von fünfundsiebzig- bis achtzigtausend Soldaten

basierte. Der Chef des Generalstabs, Nikolai Ogarkow, ein nüchtern denkender Offizier der alten Schule, reagierte aufgebracht. Der aus den Pioniertruppen stammende Ogarkow machte geltend, dass diese Streitmacht viel zu klein wäre, um die Verbindungswege erfolgreich offen zu halten und die Schlüsselstellungen im ganzen Land zu sichern.^[42] Er

wurde jedoch von dem
Verteidigungsminister Dmitrij
Ustinow überstimmt, einem
politischen
Überlebenskünstler, der gerne
mit der Brillanz der
sowjetischen Streitkräfte
prahlte, deren Kampfkraft
sicherstelle, dass sie «alle
Aufgaben erfüllen können, die
ihnen von der Partei und dem
Volk gestellt werden». [43]

Ob er dies wirklich glaubte, ist eine Sache. Den Ausschlag gab jetzt, dass er und seine Generation von Weltkriegsveteranen, die den Bezug zu der sich schnell verändernden Welt, die sie umgab, mehr und mehr verlor, tatsächlich sicher waren, dass die Amerikaner die UdSSR verdrängen wollten. Ustinow fragte angeblich Ende 1979: «Wenn sie all diese

Vorbereitungen direkt vor unserer Nase treffen können, warum sollten wir uns dann wegducken, zurückhalten und Afghanistan verlieren?»^[44] Auf einer Politbürositzung am 12. Dezember stimmte Ustinow neben einer ganzen Schar grauhaariger alter Männer wie Leonid Breschnew, Andrei Gromyko, Juri Andropow und Konstantin Tschernenko einem

umfassenden Truppeneinsatz in Afghanistan zu.^[45] Es sei keine einfache Entscheidung gewesen, wurde Breschnew einige Wochen später in der *Prawda* zitiert.^[46]

Einige Tage nach dieser Sitzung, am Weihnachtstag, strömten sowjetische Truppen als Teil der Operation Storm-33 über die Grenze. Es handele sich nicht um eine Invasion,

erklärte Ustinow den Kommandeuren, die die Truppen über die Grenze führten – eine Behauptung, die sowjetische Diplomaten und Politiker im darauffolgenden Jahrzehnt ständig wiederholen sollten. Vielmehr versuche man, die Stabilität wiederherzustellen, nachdem die «politische und militärische Lage im Mittleren Osten» völlig in Unordnung geraten sei.

Zudem komme man dem Wunsch der Regierung in Kabul nach, «dem befreundeten afghanischen Volk internationale Hilfe zu leisten».

[47]

Aus der Sicht Washingtons hätte der Zeitpunkt nicht schlechter sein können.

Ungeachtet aller sowjetischen Ängste vor einer amerikanischen Expansion nach

Afghanistan wurde das volle Ausmaß der amerikanischen Schwäche in der gesamten Region jetzt auf schmerzliche Weise deutlich. Nachdem er Anfang 1979 aus Teheran ausgeflogen war, zog der Schah auf der Suche nach einem dauerhaften Wohnsitz von einem Land ins andere. Im Herbst drängten führende Mitglieder seiner Regierung Präsident Carter, einem

sterbenden Mann, der ein treuer Freund der Vereinigten Staaten gewesen sei, die Einreise in die USA zu erlauben, damit er dort medizinisch behandelt werden könne. Als man darüber diskutierte, erklärte Khomeinis neuer Außenminister den Beratern des Präsidenten unverblümt, dass sie damit «die Büchse der Pandora öffnen»

würden.^[48] Die Aufzeichnungen des Weißen Hauses zeigen, dass sich Carter sehr wohl bewusst war, was auf dem Spiel stand, wenn er den Schah ins Land ließ. «Was werdet ihr Jungs mir raten, wenn [die Iraner] unsere Botschaft überrennen und unsere Leute dort als Geiseln nehmen?», fragte der Präsident. Er erhielt keine

Antwort. [49]

Am 4. November, zwei Wochen nachdem der Schah seine Behandlung im Cornell Medical Center in New York angetreten hatte, überwältigten militante iranische Studenten die Sicherheitskräfte der US-Botschaft in Teheran, besetzten das Botschaftsgelände und nahmen etwa sechzig Mitglieder des diplomatischen

Personals als Geiseln. Obwohl anfänglich wohl nur ein kurzer, scharfer Protest gegen die Aufnahme des Schahs in den Vereinigten Staaten geplant war, eskalierte die Lage schnell.^[50] Am 5. November gab Khomeini eine Erklärung über die Situation in der Botschaft ab. Dabei nahm er kein Blatt vor den Mund und rief schon gar nicht zur

Mäßigung auf. Die Botschaften in Teheran, erklärte er, seien Brutstätten für «Geheimkomplotte, die ausgeheckt werden», um die Islamische Republik Iran zu stürzen. Der «Hauptdrahtzieher» dieser Komplotte sei «der große Satan Amerika». Danach forderte er die Vereinigten Staaten auf, den «Verräter» zu überstellen, damit man ihm den Prozess

machen könne. [51]

Die ersten amerikanischen Bemühungen, die Lage zu entschärfen, reichten von Ungeschicktheiten bis hin zu absoluter Stümperei. Einem Unterhändler, der eine persönliche Botschaft des US-Präsidenten an Khomeini übergeben sollte, verweigerte man jede Audienz beim Ayatollah, sodass er

unverrichteter Dinge wieder
abreisen musste. Später stellte
sich heraus, dass ein weiterer
Unterhändler die Genehmigung
erhalten hatte, Gespräche mit
der Palästinensischen
Befreiungsorganisation PLO zu
führen, deren Mitglieder hinter
Terrorangriffen wie dem
Massaker bei den Olympischen
Spielen in München steckten
und deren Hauptziel die
Errichtung eines

palästinensischen Staates auf Kosten Israels war. Noch peinlicher als die Enthüllung, dass die Vereinigten Staaten die PLO als Verbindungskanal zu den Iranern einzusetzen versuchten, war jedoch die Nachricht, dass die Iraner selbst sich weigerten, der PLO eine Vermittlerrolle in dieser Krise zuzubilligen. ^[52]

Präsident Carter entschloss

sich, zu härteren Mitteln zu greifen, nicht nur um der Geiselnahme beizukommen, sondern auch um nach dem Sturz des Schahs zu beweisen, dass mit den Vereinigten Staaten weiterhin als Macht im Zentrum Asiens zu rechnen war. In einem Versuch, das Regime Khomeinis finanziell unter Druck zu setzen, verkündete er am 12. November 1979 ein

Embargo gegen iranisches Öl.
«Niemand sollte die
Entschlossenheit der
amerikanischen Regierung und
des amerikanischen Volkes
unterschätzen», erklärte er, als
er das Einfuhrverbot
bekanntgab.^[53] Zwei Tage
später ging der Präsident noch
weiter und gab eine
Präsidialverfügung heraus, die
iranische Vermögenswerte in

Höhe von zwölf Milliarden Dollar einfror. Dieses entschlossene Vorgehen kam in den USA selbst ausgesprochen gut an. Carters Popularität erfuhr den größten Anstieg, den jemals eine Gallup-Umfrage seit deren Erfindung bei einem Präsidenten festgestellt hatte.

[54]

Am Ende erzielte dieses Säbelrasseln jedoch kaum eine Wirkung. Teheran tat das

Ölembargo als nebensächlich
ab. «Die Welt braucht Öl»,
sagte Ayatollah Khomeini eine
Woche nach Carters
Ankündigung in einer Rede.
«Amerika braucht die Welt
dagegen nicht. Andere Länder
werden sich an diejenigen von
uns wenden, die Öl haben, und
nicht an euch.»^[55] Das
Embargo war logistisch
gesehen überhaupt nur schwer

durchzusetzen, da das iranische Öl oft über Drittstaaten ausgeführt wurde und deshalb noch immer in die USA gelangen konnte. Da der Boykott das Angebot drückte, war eine beträchtliche Erhöhung des Ölpreises zu erwarten, was wiederum dem iranischen Regime zugutekam, da es dessen Einnahmen steigerte. [56]

Noch dazu erschreckte die
Beschlagnahmung von
Vermögenswerten viele in der
arabischsprachigen Welt, die
über den Präzedenzfall besorgt
waren, den die US-Maßnahme
darstellte. Der Konflikt
verschärfte die politischen
Meinungsverschiedenheiten
zwischen den USA und
Ländern wie Saudi-Arabien, die
ohnehin nicht mit der
Washingtoner Politik im Nahen

und Mittleren Osten einverstanden waren, vor allem was die Beziehungen zu Israel betraf. ^[57] Ein CIA-Bericht, der einige Wochen nach der Einführung des Embargos verfasst wurde, hielt fest, dass «unser gegenwärtiger wirtschaftlicher Druck wohl kaum irgendwelche positiven Folgen haben wird. [Tatsächlich] wird seine

Auswirkung vielleicht sogar negativ sein.»^[58]

Darüber hinaus wollten viele westliche Länder nicht in die eskalierende Krise hineingezogen werden. «Es wurde bald deutlich», schrieb Carter später, «dass selbst unsere engsten Verbündeten in Europa sich keinem möglichen Ölboykott aussetzen oder ihre diplomatischen Verbindungen

zugunsten amerikanischer Geiseln gefährden wollten.» Der einzige Weg, die Verbündeten bei der Stange zu halten, war die «direkte Androhung weiterer Maßnahmen durch die Vereinigten Staaten».^[59] Der Präsident schickte seinen Verteidigungsminister Cyrus Vance auf eine Tour durch Westeuropa mit der Botschaft,

dass die Vereinigten Staaten einseitige Schritte unternehmen, wenn keine Sanktionen gegen den Iran verhängt würden. Zu diesen Schritten könnte notfalls eine Verminung des Persischen Golfs gehören.^[60] Dies hätte natürlich eine starke Auswirkung auf die Ölpreise und dadurch auf alle Industrieländer. Um Druck auf

Teheran auszuüben, musste Washington also seine eigenen Verbündeten bedrohen.

Gerade als man diese verzweifelten, schlecht durchdachten und kontraproduktiven Maßnahmen ergriff, um eine Einigung mit dem Iran zu erzwingen, kam die Nachricht, dass sowjetische Einheiten in Afghanistan einmarschierten. Die amerikanischen

Entscheidungsträger wurden vollkommen überrascht. Erst vier Tage vor der Invasion hatten Präsident Carter und seine Berater Pläne erörtert, die Inseln vor der iranischen Küste zu besetzen. Außerdem dachten sie ernsthaft über Militär- und Geheimdienstoperationen zum Sturz Khomeinis nach. Jetzt war eine schlimme Lage endgültig kritisch geworden.

Nachdem sie sich bereits mit dieser katastrophalen Geiselnahme auseinandersetzen mussten, waren die Vereinigten Staaten nun auch noch gezwungen, über die Folgen einer größeren sowjetischen Machtausdehnung in der Region nachzudenken. Dabei stimmten Washington und Moskau in der Ansicht überein, dass ein Angriff auf

Afghanistan

höchstwahrscheinlich nur das Vorspiel einer weiteren Expansion der einen Supermacht auf Kosten der anderen sein würde. Die Sowjets würden sicherlich als Nächstes den Iran ins Visier nehmen, wo man durch Agitatoren Unruhe stiften konnte, wie ein US-Geheimdienstbericht Anfang des Jahres 1980 feststellte. Der

Präsident sollte deshalb über die Umstände nachdenken, unter denen «wir bereit wären, US-Truppen in den Iran zu schicken». [62]

In seiner Ansprache zur Lage der Nation vom 23. Januar 1980 verschärfte Carter seine Wortwahl. Nach der sowjetischen Invasion Afghanistans sei eine Region von «größter strategischer

Bedeutung» bedroht. Moskaus Schritt habe einen Puffer beseitigt und die Sowjets in Reichweite eines Gebiets, das «mehr als zwei Drittel des exportierbaren Öls der Welt beherbergt», und der entscheidend wichtigen Straße von Hormus gebracht, «durch die ein Großteil des Öls der Welt fließen muss». Danach formulierte er sorgfältig eine Drohung. «Um unsere Position

absolut klarzustellen: Jeder Versuch einer außenstehenden Macht, die Kontrolle über den Persischen Golf zu erlangen, wird von uns als Angriff auf die Lebensinteressen der Vereinigten Staaten von Amerika angesehen. Ein solcher Angriff wird mit allen erforderlichen Mitteln, einschließlich militärischer Gewalt, zurückgeschlagen werden.» Dies war eine

Kampfansage, die auf typische Weise jene Haltung zum Öl des Nahen und Mittleren Ostens zum Ausdruck brachte, die zuerst die Briten eingenommen hatten und die jetzt von den Vereinigten Staaten übernommen wurde: Jedem Versuch, den Status quo zu verändern, werde man mit wilder Entschlossenheit entgegentreten. Das war praktisch die alte imperiale

Politik. [63]

Carters bombastische Worte standen jedoch in krassem Gegensatz zu dem, was vor Ort passierte. Zwar führte man mit den Iranern noch immer verdeckte Verhandlungen über die Freilassung der Geiseln, diese wurden jedoch zunehmend zu einer Farce. Bei mehreren Treffen zwischen Vertretern Teherans und einem

Vertrauten Carters trug
Letzterer eine Perücke, einen
falschen Schnurrbart und eine
Fensterglasbrille. Gleichzeitig
hielt Ayatollah Khomeini
weiterhin Reden über die
«weltverschlingenden USA»,
man müsse dem «großen
Satan» eine Lektion erteilen.

[64]

Um die Angelegenheit zu
Ende zu bringen, genehmigte
Präsident Carter im April 1980

die Operation Eagle Claw
(«Unternehmen Adlerklaue»),
eine Geheimmission, die die
Geiseln aus Teheran
herausholen sollte. Das
Ergebnis war ein Fiasko, das an
Peinlichkeit nicht zu überbieten
war. Acht Hubschrauber sollten
von dem atomgetriebenen
Flugzeugträger *Nimitz*
aufsteigen und sich in der Nähe
von Tabas im Zentraliran mit
einer Bodentruppe treffen,

einer neuen Spezialeinheit namens Delta Force, die von Oberst Charlie Beckwith kommandiert wurde. Die Operation war eine Totgeburt. Ein Hubschrauber musste wegen der Wetterbedingungen umkehren, ein weiterer musste aufgrund eines Rotorschadens zurückgelassen werden, wiederum ein anderer musste feststellen, dass sein Hydrauliksystem defekt war.

Beckwith erkannte, dass die Mission nicht länger durchführbar war, und erhielt die Erlaubnis des Präsidenten, sie abubrechen. Als die verbliebenen Hubschrauber zur *Nimitz* zurückkehren wollten, flog einer zu nahe an ein C-130-Tankflugzeug heran. Die anschließende Explosion brachte beide zum Absturz, wobei acht amerikanische

Soldaten umkamen. [65]

Es war ein einziges
Propagandadesaster. Es
verwundert nicht, dass
Khomeini das Ganze auf
göttliche Einwirkung
zurückführte. [66] Andere
registrierten entgeistert die
Unzulänglichkeiten der
gescheiterten Mission. Die
Tatsache, dass die Vereinigten
Staaten ihre Geiseln weder

durch Verhandlungen noch durch Gewalt befreien konnten, zeigte, wie sehr sich die Welt gerade veränderte. Noch vor dem Scheitern der Rettungsmission waren einige Berater des Präsidenten der Überzeugung gewesen, dass man nun energisch handeln müsse, um nicht als ohnmächtig zu gelten. «Wir müssen etwas tun», sagte Zbigniew Brzezinski, der Nationale

Sicherheitsberater des
Präsidenten, «um den
Ägyptern, Saudis und den
anderen auf der Arabischen
Halbinsel zu verdeutlichen,
dass die Vereinigten Staaten
bereit sind, ihre Macht zu
wahren.» Dies bedeutete, «jetzt
in diesem Gebiet eine sichtbare
Militärpräsenz» aufzubauen.

[67]

Die Vereinigten Staaten

versuchten nicht als Einzige, eine Antwort auf die turbulenten Ereignisse zu finden, die es ihnen ermöglichen würde, ihre Interessen und ihren Ruf zu schützen. Am 22. September 1980 griff der Irak ganz überraschend den Iran an. Er bombardierte die iranischen Flugplätze und startete einen Drei-Zangen-Bodenangriff auf die Provinz Chuzestan und die

Städte Abadan und Chorramschahr. Die Iraner hegten keinerlei Zweifel, wer hinter diesem Überfall steckte. «Die Hände Amerikas sind aus Saddams Ärmel aufgetaucht», donnerte Khomeini. ^[68]

Präsident Banišadr behauptete, der Angriff sei das Ergebnis eines amerikanisch-irakisch-israelischen Masterplans. Beabsichtigt sei, die islamische

Regierung abzusetzen, den Schah wiedereinzusetzen oder die Aufteilung des Iran in fünf Republiken zu erzwingen. Auf jeden Fall habe Washington den Irakern die Blaupause für die Invasion geliefert, da war sich Banisadr sicher. [69]

Wenngleich die Idee, dass die Vereinigten Staaten hinter dem Angriff standen, von einigen Kommentatoren vertreten und

von vielen anderen unterstützt wurde, gibt es kaum belastbare Beweise dafür, dass dies tatsächlich der Fall war. Im Gegenteil deuten die Quellen – zu denen Millionen Seiten an Dokumenten, Tonaufzeichnungen und Kopien gehören, die man im Jahr 2003 aus dem Präsidentenpalast von Bagdad geborgen hat – darauf hin, dass Saddam eigenständig handelte und den geeigneten

Moment wählte, um einem unzuverlässigen Nachbarn einen Schlag zu versetzen, mit dem er noch eine Rechnung offen hatte, nachdem er fünf Jahre zuvor Gebietsverluste hatte hinnehmen müssen.^[70] Die Dokumente zeigen unter anderem, dass die Tätigkeiten des irakischen Geheimdienstes in den Monaten vor der Invasion bedeutend

ausgeweitet wurden. [71]

Saddam trieb eine Mischung aus Unsicherheit und Größenwahn an. Er war besessen von Israel und der Unfähigkeit der Araber, ein Land zu besiegen, das für ihn «ein verlängerter Arm der Vereinigten Staaten von Amerika und der Engländer» war. Zugleich klagte er, dass jede Aggression der Araber

gegen Israel dazu führen würde, dass der Westen am Irak Vergeltung übe. Wenn man Israel angreife, warnte er seine höchsten Offiziere, würden die Amerikaner «eine Atombombe auf uns werfen». Das «erste Ziel» jeder westlichen Aktion werde «Bagdad und nicht Damaskus oder Amman sein». ^[72] In Saddams Vorstellungswelt

schien das irgendwie Sinn zu ergeben: Wenn er Israel angriff, würde der Irak ausgelöscht werden – deshalb sollte ein Angriff auf den Iran Vorrang genießen.

Die Verkopplung von Israel und dem Iran tauchte in der pompösen Rhetorik Saddams und anderer irakischer Führungspersönlichkeiten immer wieder auf. Dabei wurde dem Irak die Aufgabe

zugewiesen, die Führungsrolle für alle Araber zu übernehmen. Der Angriff auf den Iran im Jahr 1980 diene als Beispiel dafür, wie man Land zurückgewinnen konnte, das einem zuvor «abgepresst» worden war, im Fall des Irak bei der Gebietsvereinbarung von 1975. Er sei eine Ermutigung für andere, erklärte Saddam seinen hochrangigen Regierungsfunktionären, und

werde «alle Menschen», denen man Land abgenommen habe, dazu bringen, sich zu erheben und zurückzufordern, was rechtmäßig ihnen gehöre – eine Botschaft, die vor allem für die Palästinenser bestimmt war.^[73] Saddam überzeugte sich selbst, dass ein Einmarsch in den Iran die arabische Sache auch an anderen Orten befördern werde. Angesichts einer solch

abstrusen Logik ist es verständlich, dass der israelische Ministerpräsident Menachem Begin den Irak als «das unverantwortlichste aller arabischen Regime mit der möglichen Ausnahme Gaddafis» beschrieb. [74]

Auch Saddam hatte die islamische Revolution etwas aus der Fassung gebracht. Er ließ verlauten, dass die Vertreibung

des Schahs und der Aufstieg Ayatollah Khomeinis «zur Gänze eine amerikanische Entscheidung» gewesen sei. Die dadurch hervorgerufene Unruhe sei Teil eines Gesamtkonzepts, für das die muslimischen Geistlichen nur ein Mittel waren, um «den Menschen am Golf Angst zu machen, damit sich die Amerikaner dort festsetzen und die Lage in dieser Region nach

eigenem Gutdünken bestimmen können». ^[75] Diese Paranoia wurde immerhin von Momenten echter Einsicht unterbrochen, etwa als der irakische Staatschef sofort die Bedeutung des sowjetischen Einmarsches in Afghanistan und dessen Folgen für den Irak erkannte. Er fragte sich, ob die UdSSR ihren Willen in Bagdad auf dieselbe Weise durchsetzen

und auch hier unter dem Vorwand der Hilfeleistung eine Marionettenregierung etablieren würde. «Werdet ihr eure anderen Freunde in Zukunft ebenso behandeln?», wollte er von den Russen wissen. [76]

Saddams Zweifel nahmen noch zu, als die UdSSR versuchte, die antiamerikanische Stimmung im

Iran auszunutzen, und sich daranmachte, Khomeini und sein Umfeld zu umwerben.^[77]

Saddam verstand, dass ihm auch dies möglicherweise schaden würde und dass Moskau den Irak zugunsten seines Nachbarn fallenlassen könnte. «Der sowjetische Einfluss in der Region [...] sollte begrenzt werden», erklärte er im Jahr 1980

jordanischen Diplomaten.^[78]

Das zunehmende Gefühl der Isolation ließ ihn darüber nachdenken, ob er sich von seinen sowjetischen Unterstützern, die ihm in den siebziger Jahren bei seinem Aufstieg zur Macht stets den Rücken gestärkt hatten, abwenden sollte. Seine Enttäuschung war auch einer der Gründe, warum er den

Sowjets erst einen Tag vor
Beginn von dem kommenden
Angriff erzählte, worauf
Moskau ziemlich eisig
reagierte.^[79] Zuvor hatte der
irakische Geheimdienst
berichtet, dass der Iran an
einer «erstickenden
Wirtschaftskrise» leide und
deshalb gar nicht fähig sei,
«sich umfassend zu
verteidigen». Diese

Gelegenheit durfte man auf keinen Fall verstreichen lassen.

[80]

Auf den Sturz des Schahs folgte eine außergewöhnliche Kette von Ereignissen. Ende des Jahres 1980 befand sich das gesamte Zentrum Asiens in der Schwebe. Die Zukunft des Iran, des Irak und Afghanistans lag auf der Waagschale und hing von den Entscheidungen ihrer Führer und dem Eingriff

außenstehender Kräfte ab. Eine Voraussage zu treffen, wie sich die Dinge in jedem dieser Länder, geschweige denn in der Region als Ganzes entwickeln würden, war beinahe unmöglich. Die Vereinigten Staaten reagierten darauf mit dem Versuch, sich irgendwie durchzuwursteln, indem sie sich alle Möglichkeiten offenhielten. Das Ergebnis war katastrophal:

Wenn sich die
antiamerikanischen Gefühle
auch bis in das frühere
20. Jahrhundert
zurückverfolgen ließen, so war
es doch auf keinen Fall
unvermeidlich, dass sie sich zu
blankem Hass auswachsen
würden. Die politischen
Entscheidungen der
Vereinigten Staaten in den
beiden letzten Jahrzehnten des
Jahrhunderts sollten jedoch die

Einstellung gegenüber Amerika in der ganzen Region zwischen dem Mittelmeer und dem Himalaya vergiften.

Sicherlich gestaltete sich die Lage für die Vereinigten Staaten Anfang der achtziger Jahre nicht ganz einfach. Zu Beginn schien der irakische Angriff für die amerikanischen Entscheidungsträger ein Segen zu sein. Tatsächlich sahen sie in Saddam Husseins Aggression

die Möglichkeit, doch noch mit Teheran ins Gespräch zu kommen. Präsident Carters Nationaler Sicherheitsberater Brzezinski «machte kein Geheimnis aus der Tatsache, dass der irakische Angriff eine möglicherweise positive Entwicklung war, die Druck auf den Iran ausüben würde, die Geiseln freizulassen», wie ein hochrangiger Teilnehmer an den damaligen Krisensitzungen

später berichtete.^[81] Unter Druck schien das Khomeini-Regime auch deshalb zu stehen, weil es zur Abwehr des Angriffs Ersatzteile für Militärmaterial benötigte, die der Iran früher in den Vereinigten Staaten gekauft hatte. Washington erklärte den Iranern, dass man gewillt sei, die entsprechenden Teile zu liefern – deren Wert Hunderte

Millionen Dollar betrug –, allerdings nur unter der Voraussetzung, dass die Geiseln freigelassen würden. Teheran ignorierte jedoch einfach dieses Angebot, das der US-Präsident persönlich genehmigt hatte.^[82] Nicht zum ersten Mal war der Iran bereits einen Schritt weiter: Seine Agenten hatten ganze Arbeit geleistet und einen Großteil

der benötigten Ersatzteile anderswo beschafft, etwa in Vietnam, das noch immer bedeutende Vorräte an US-Ausrüstung besaß, die man während des Kriegs erbeutet hatte. [83]

Große Mengen erhielt der Iran auch von Israel, das der Ansicht war, dass man Saddam Hussein um jeden Preis aufhalten müsse. Die

Bereitschaft der Iraner und Israelis, miteinander Geschäfte zu machen, war in vielerlei Hinsicht erstaunlich, etwa angesichts der abfälligen Art, wie sich vor allem Khomeini regelmäßig über die Juden und Israel ausließ. «Ihren ersten Saboteur traf die islamische Bewegung im jüdischen Volk, von dem alle antiislamischen Verleumdungen und Intrigen stammen, die heute noch im

Umlauf sind», schrieb er im Jahr 1970.^[84] Der Iran und Israel wurden nun dank Saddam Husseins Golfkrieg zu unwahrscheinlichen Bettgenossen.

Dies war ein Grund, warum Khomeini gegenüber Minderheiten und anderen Religionen Anfang der achtziger Jahre mildere Töne anschlug. So bezeichnete er

inzwischen das Judentum als «eine ehrenwerte Religion, die aus dem gemeinen Volk entstanden ist». Er unterschied es vom Zionismus, der zumindest in seinen Augen eine politische (und ausbeuterische) Bewegung war, die ihrem Wesen nach der Religion widersprach. Die Einstellung gegenüber anderen Glaubensrichtungen änderte sich so umfassend, dass die

Islamische Republik Iran sogar Briefmarken mit der Silhouette Jesu Christi und mit einem auf Armenisch geschriebenen Koranvers herausgab.^[85]

Israel und Iran kooperierten nicht nur im Rahmen von Waffenverkäufen, sondern auch militärisch. Ein besonderes Ziel, für das sich beide Parteien interessierten, war der irakische Atomreaktor Osirak.

Laut einem Geheimdienstoffizier wurde bereits vor Beginn des Saddam'schen Überfalls bei Geheimgesprächen zwischen Vertretern des Irans und Israels in Paris über einen Angriff auf die Anlage diskutiert.^[86] Nur etwas mehr als eine Woche nach Ausbruch des Irak-Iran-Kriegs flogen vier iranische F-4-Phantom-

Kampfflugzeuge einen gewagten Einsatz gegen Osirak, bei dem sie die Forschungslaboratorien und das Kontrollgebäude ins Visier nahmen. Acht Monate später machten es israelische Kampfpiloten noch ein ganzes Stück besser, als sie den gesamten Reaktor kurz vor seiner Inbetriebnahme völlig zerstörten. [87]

Der irakische Angriff auf den Iran zielte auf einen schnellen, vollständigen Sieg. Am Anfang sah das Ganze aus der Sicht Bagdads trotz des Luftschlags gegen Osirak vielversprechend aus. Mit der Zeit begann sich das Blatt jedoch zu wenden. Die UdSSR bestrafte Saddam für seine einseitige Aktion, indem sie ihre Waffenlieferungen einstellte, was den irakischen Führer frustrierte und seiner

Optionen beraubte. Freimütig eingestehend, dass der Krieg nicht so gut lief wie erwartet, versammelte Saddam regelmäßig seine Getreuen um sich, um zu jammern und einer weit hergeholten Verschwörung nach der anderen die Schuld an den Rückschlägen zu geben. Unter dem Strich wurde immer deutlicher, dass die Iraker an Feuerkraft unterlegen waren

und zunehmend
niedergerungen wurden. Mitte
des Jahres 1981 sagte Saddam
beinahe hilflos zu seinen
Generälen: «Wir sollten
versuchen, uns jetzt auf dem
Schwarzmarkt Waffen zu
besorgen. Schaffen wir das so
wie die Iraner?»^[88]

Iran erwies sich tatsächlich
als erfindungsreich,
widerstandsfähig – und immer

ehrzeiziger. Im Sommer 1982 hatten die iranischen Truppen es nicht nur geschafft, die Iraker aus den besetzten persischen Gebieten zu vertreiben, sondern bereits selbst die Grenze überschritten. Ein auf Geheimdienststerkenntnissen beruhender Sonderbericht der amerikanischen National Security Agency vom Juni desselben Jahres zeichnete ein

eindeutiges Bild: «Der Irak hat den Krieg mit dem Iran im Wesentlichen verloren [...]. Die Iraker können allein oder zusammen mit anderen Arabern nur wenig tun, um die militärische Lage noch zu wenden.»^[89] Die sich im Aufwind befindlichen Iraner versuchten jetzt, die Idee einer islamischen Revolution auch in anderen Ländern zu

verbreiten. Sie leisteten radikalen schiitischen Kräften im Libanon und Organisationen wie der Hisbollah («Partei Gottes») finanzielle und logistische Unterstützung und bemühten sich, in Mekka Unruhen zu schüren und einen Staatsstreich in Bahrain anzuzetteln. «Die Iraner stellen zweifellos eine große Bedrohung für die Länder des Nahen und Mittleren Ostens

dar», wurde der US-Verteidigungsminister Caspar Weinberger im Juli 1982 zitiert. «Sie sind ein Land, das von einem Haufen Verrückter regiert wird.»^[90]

Ironischerweise waren die zunehmenden Schwierigkeiten, vor denen der Irak Saddam Husseins stand, für die Vereinigten Staaten am Ende

sogar ein Glücksfall. Denn obwohl die Geiseln aus der Botschaft in Teheran nach mehr als einem Jahr freigelassen wurden, nachdem man hinter den Kulissen eine Einigung erzielt hatte, bedeutete das Ende dieser unendlichen Geschichte keine Verbesserung der Beziehungen zwischen den USA und dem Iran. Dagegen umwarben die Sowjets weiterhin Khomeini – wie die

CIA alarmiert feststellte. Die UdSSR schien gegenwärtig im Vorteil zu sein, vor allem nach ihrem scheinbaren Erfolg in Afghanistan, wo die sowjetischen Truppen die Städte besetzt und die wichtigen Verbindungswege gesichert hatten und sie, zumindest von außen gesehen, die Lage beherrschten. Der diplomatische Druck auf die Sowjetunion, der im Boykott

der Olympischen Spiele von Moskau im Jahr 1980 gipfelte, erzielte keinerlei greifbare Ergebnisse. Aus der Sicht Washingtons gab es wenig Grund zur Hoffnung – bis den Entscheidungsträgern dämmerte, dass sich ein Schritt geradezu anbot: die Unterstützung Saddam Husseins.

Außenminister George Shultz meinte später, dass der Irak

leicht hätte zusammenbrechen können, wenn dessen Truppen weiter zurückgewichen wären. Das hätte jedoch «für die Vereinigten Staaten eine strategische Katastrophe» bedeutet. ^[91] Es hätte nicht nur am Persischen Golf und im gesamten Nahen und Mittleren Osten zu Turbulenzen geführt, auch Teherans Einfluss auf den internationalen Ölmärkten wäre

gestärkt worden. Ganz allmählich bildete sich deshalb ein neuer Politikansatz heraus. Die Vereinigten Staaten beschlossen, künftig ganz auf den Irak zu setzen. Dies war das Feld auf dem Spielbrett, von dem aus Washington die besten Chancen hatte, die Ereignisse im Zentrum Asiens beeinflussen zu können. Wenn sie Saddam halfen, blieben sie im Spiel und stellten sich dem

Vormarsch sowohl des Iran als auch der Sowjetunion entgegen.

Nachdem sie den Irak von der Liste jener Staaten, die den Terrorismus unterstützten, gestrichen hatten, griffen die Vereinigten Staaten den Irakern zunächst wirtschaftlich unter die Arme. Sie gewährten ihnen Kredite zur Unterstützung des Landwirtschaftssektors und

gestatteten Saddam den Kauf nicht nur von nichtmilitärischer Ausrüstung, sondern auch von «Dual-Use»-Technologie – also Wirtschaftsgütern, die man sowohl für zivile als auch für militärische Zwecke einsetzen konnte. Dazu gehörten etwa schwere Lastwagen, mit denen man auch Nachschub an die Front transportieren konnte. Westliche Regierungen in Europa wurden ermutigt,

Waffen an Bagdad zu verkaufen, während US-Diplomaten andere Regionalmächte wie Kuwait und Saudi-Arabien dazu zu bewegen versuchten, zur Finanzierung der irakischen Militärausgaben beizutragen. Von US-Agenten gesammelte Geheimdienstinformationen reichte man jetzt oft über König Hussein von Jordanien, einen vertrauenswürdigen

Mittelsmann, an Bagdad weiter.

[92] Außerdem förderte die US-Regierung unter Präsident Reagan die Ölexporte des Irak – und damit auch dessen Einnahmen –, indem sie einen Ausbau der Pipelines nach Saudi-Arabien und Jordanien anregte und erleichterte. Damit wollte man die Probleme umgehen, die mit einer Verschiffung durch den

Persischen Golf, hervorgerufen durch den Krieg mit dem Iran, verbunden waren. All diese Maßnahmen sollten «das Ungleichgewicht der Ölausfuhren zwischen dem Iran und dem Irak beseitigen», mit anderen Worten: die Chancengleichheit wiederherstellen. ^[93]

Darüber hinaus unternahm man ab Ende 1983 ernsthafte

Schritte, um den Verkauf von Waffen und Ersatzteilen an den Iran einzuschränken. Mit dieser Initiative namens Operation Staunch versuchte man, den iranischen Erfolgen auf dem Schlachtfeld etwas entgegenzusetzen. US-Diplomaten wurden angewiesen, ihre Gastländer zu bitten, «die Beendigung jedes Handels mit Militärausrüstung egal welchen Ursprungs

zwischen ihrem Land und dem Iran in Erwägung zu ziehen», bis man sich am Golf auf einen Waffenstillstand geeinigt habe. Die Diplomaten sollten betonen, dass die Kämpfe die «gemeinsamen Interessen bedrohen». Es sei deshalb unbedingt notwendig, «die Fähigkeit des Iran zur Fortsetzung dieses Krieges zu vermindern». [94]

Man bemühte sich, das Vertrauen der Iraker und Saddams zu gewinnen, die den Vereinigten Staaten und ihren Zielen bei allem Entgegenkommen noch zutiefst misstrauten.^[95] Als Präsident Reagan Ende 1983 seinen Sondergesandten Donald Rumsfeld nach Bagdad schickte, trug er diesem ausdrücklich auf, «einen Dialog

einzuleiten und ein
persönliches Verhältnis zu
Saddam Hussein aufzubauen». Laut Rumsfelds
Gesprächsleitfaden sollte er
dem irakischen Staatschef
versichern, dass die
Vereinigten Staaten «jeden
größeren irakischen
Rückschlag als strategische
Niederlage des Westens
betrachten würden». [96]

Rumsfelds Mission bewerteten sowohl die Amerikaner als auch die Iraker als bemerkenswerten Erfolg. «Eine sehr gute Entwicklung» war sie auch nach Meinung der Saudis, die über Khomeinis Förderung des schiitischen Islams im ganzen Nahen und Mittleren Osten besorgt waren. [97]

Die Übereinkunft mit dem Irak war Washington dermaßen

wichtig, dass es bereit war, den Einsatz chemischer Waffen durch Saddam herunterzuspielen, der laut einem Bericht «fast täglich» stattfand.^[98] Man wollte sich bemühen, die Iraker davon abzubringen – aber nur vertraulich, um den Irak nicht «durch öffentliche Stellungnahmen unangenehm zu überraschen».^[99] Zu

bedenken gab man, dass die Kritik am Einsatz chemischer Waffen (der durch das Genfer Protokoll von 1925 streng verboten war) ein Propagandasieg für den Iran wäre und nicht zur Verminderung der Spannungen beitragen würde. Andererseits versuchten die Vereinigten Staaten, die Lieferungen von Chemikalien zu verhindern, die man zur Herstellung von

Senfgas benötigte, und sie bemühten sich, auf die Iraker Druck auszuüben, solche Chemiewaffen nicht auf dem Schlachtfeld einzusetzen – vor allem nachdem der Iran die Sache im Oktober 1983 vor die Vereinten Nationen gebracht hatte. [100]

Selbst als deutlich wurde, dass der Irak bei der Badr-Offensive von 1985 gegen den

Iran Giftgas eingesetzt hatte, äußerten die Amerikaner keine öffentliche Kritik und beließen es bei der unverbindlichen Aussage, dass die Vereinigten Staaten selbst den Einsatz chemischer Waffen strikt ablehnten.^[101] Umso peinlicher war es, dass nach den Angaben eines hohen amerikanischen Offiziers die Fertigungskapazitäten des Irak

«hauptsächlich von westlichen Firmen» stammten, «möglicherweise einschließlich einer ausländischen US-Filiale». Man kann sich leicht vorstellen, dass dies unangenehme Fragen über eine Komplizenschaft bei Saddams Erwerb und Einsatz von Chemiewaffen aufwarf. ^[102]

Bald wurde sogar auf zurückhaltendere öffentliche

Kommentare und
nichtöffentliche Bitten
gegenüber irakischen
Offiziellen in Bezug auf
chemische Waffen verzichtet.
Als Mitte der achtziger Jahre
Berichte der Vereinten
Nationen festhielten, dass der
Irak chemische Waffen gegen
seine eigene Zivilbevölkerung
einsetzte, reagierten die
Vereinigten Staaten mit
Schweigen. Auch die ständigen

brutalen Übergriffe Saddams gegen die kurdische Bevölkerung des Irak verurteilte man nicht. In amerikanischen Militärberichten wurde nur kommentarlos vermerkt, dass «chemische Kampfstoffe» in hohem Maße gegen zivile Ziele eingesetzt würden. Der Irak war für die Vereinigten Staaten wichtiger als die Prinzipien des Völkerrechts – und wichtiger

als die Opfer.^[103]

In ähnlicher Weise unternahm man in Wort und Tat nichts gegen das Nuklearprogramm Pakistans, da dieses Land nach dem sowjetischen Einmarsch in Afghanistan von höchster strategischer Bedeutung war. Auf der ganzen Welt kamen die Menschenrechte weit hinter den US-Interessen.

Offensichtlich hatte man aus den Vorgängen im vorrevolutionären Iran nichts gelernt: Die Vereinigten Staaten wollten übles Verhalten ganz bestimmt nicht ausdrücklich belohnen, aber es war unvermeidlich, dass ihr Ruf Schaden nahm und sie einen Preis dafür zahlen mussten, wenn sie Diktatoren und all jene unterstützten, die bereit waren, ihre eigene

Bevölkerung zu misshandeln, oder es darauf anlegten, ihre Nachbarn zu provozieren. [104]

Ein typisches Beispiel ist die Hilfe für die Aufständischen in Afghanistan, die sich der sowjetischen Invasion entgegenstellten und in der westlichen Presse kollektiv als «Mudschaheddin» bezeichnet wurden, wörtlich «diejenigen, die am Dschihad (dem heiligen

Krieg) teilnehmen». Tatsächlich waren sie eine bunt zusammengewürfelte Truppe aus Nationalisten, früheren Armeemoffizieren, religiösen Fanatikern, Stammesführern, Opportunisten und Söldnern. Gelegentlich wurden sie auch zu Rivalen, die um Rekruten, Geld und Waffen konkurrierten, vor allem um Tausende von halbautomatischen Gewehren

und RPG-7-raketengetriebene Granatwerfer, die die CIA seit Anfang 1980 meist über Pakistan ins Land schmuggelte.

Trotz organisatorischer Unzulänglichkeiten erwies sich der Widerstand gegen die riesige russische Kriegsmaschine für diese als dauerhaft unangenehm und demoralisierend.

Terroranschläge wurden in den größeren Städten zum Alltag.

Überfälle gab es vor allem entlang der Salang-Straße und der Überlandstraße, die von Usbekistan in Richtung Süden nach Herat und Kandahar führte, den beiden Hauptarterien, die Truppen und Ausrüstung aus der UdSSR nach Afghanistan pumpeten. Berichte nach Moskau meldeten einen beunruhigenden Anstieg feindlicher Angriffe und wiesen

auf die Schwierigkeiten hin, die jeweiligen Täter zu identifizieren. Ein Memo führte aus, dass die Aufständischen angewiesen worden seien, in der Bevölkerung unterzutauchen, um unentdeckt zu bleiben. [105]

Der zunehmende Erfolg der afghanischen Rebellen war beeindruckend. So gelang es im Jahr 1983 einem der

Kommandeure, Dschalaluddin Haqqani, bei einem Angriff zwei T-55-Panzer sowie Flugabwehrgeschütze, Raketenwerfer und Haubitzen zu erbeuten, die er danach in ein Tunnelsystem bei Khost in der Nähe der pakistanischen Grenze bringen ließ. Fortan wurden sie bei Angriffen gegen Konvois eingesetzt, die auf exponierten Straßen unterwegs waren. Außerdem dienten sie

als unschätzbare
Propagandawerkzeuge, die die
Lokalbevölkerung davon
überzeugten, dass man auch
der mächtigen UdSSR eine
blutige Nase verpassen konnte.

[106]

Triumphe wie dieser
demoralisierten die
sowjetischen Soldaten, die
darauf mit Brutalität
reagierten. Einige berichteten
von «Blutdurst» und einem

unstillbaren Verlangen nach Rache, nachdem sie hatten mit ansehen müssen, wie ihre Kameraden verletzt und getötet wurden. Die Vergeltungsmaßnahmen waren entsetzlich. Kinder wurden umgebracht, Frauen vergewaltigt und jeder Zivilist als Mudschahid verdächtigt. Dies führte zu einem Teufelskreis, durch den immer mehr Afghanen dazu gebracht

wurden, die Aufständischen zu unterstützen.^[107] Für die sowjetischen Kommandeure, so ein Beobachter, sei es ernüchternd gewesen zu erkennen, dass der Vorschlaghammer der Roten Armee unfähig war, die Nuss eines schwer zu fassenden, unkoordinierten Feindes zu knacken.^[108]

Die Stärke des Aufstands

beeindruckte auch die
Vereinigten Staaten, denen die
Eindämmung der sowjetischen
Expansion in Afghanistan längst
nicht mehr genügte. Anfang
1985 sprach man bereits von
einer Niederlage der UdSSR
und davon, die Sowjets
vollkommen aus dem Land zu
vertreiben.^[109] Im März
unterzeichnete Präsident
Reagan die National Security

Decision Directive («Nationale Sicherheitsdirektive») 166, in der es heißt: «Endziel der Politik ist die Entfernung der sowjetischen Truppen aus Afghanistan.» Um dies zu erreichen, sei es notwendig, «die militärische Effektivität des afghanischen Widerstands zu verbessern». ^[110] Was dies bedeutete, war bald ersichtlich: eine dramatische Steigerung

der Waffenlieferungen an die Aufständischen. Die Entscheidung löste eine längere Diskussion darüber aus, ob dazu auch Stinger-Raketen gehören sollten, furchterregende tragbare Luftabwehr-Raketen, die Flugzeuge und Hubschrauber bis zu einer Entfernung von fünf Kilometern abschießen konnten und eine größere Treffergenauigkeit aufwiesen

als andere damals verfügbare
Waffen. [111]

Die Nutznießer der neuen
Politik waren Männer wie
Dschalaluddin Haqqani, dessen
Erfolge gegen die Sowjets und
dessen religiöse Überzeugung
den US-amerikanischen
Kongressabgeordneten Charlie
Wilson – der später in dem mit
Starschauspielern wie Tom
Hanks gespickten

Hollywoodfilm *Der Krieg des Charlie Wilson* (2007) verewigt wurde – dazu brachten, ihn als das «Gute in Person» zu bezeichnen. Als Dschalaluddin Zugang zu immer besserem Kriegsmaterial bekam, konnte er seine Stellung in Südafghanistan ausbauen, wobei seine fundamentalistischen Ansichten von dem militärischen Erfolg verstärkt wurden, den der

Zustrom amerikanischer Waffen nach 1985 ermöglichte. Dies bedeutete jedoch nicht, dass er irgendeine Loyalität gegenüber den Vereinigten Staaten empfand. Tatsächlich wurde er sogar zu einem Stachel in deren Fleisch: Nach dem 11. September wurde er zum drittmeistgesuchten Mann in Afghanistan erklärt. ^[112]

Die Vereinigten Staaten

unterstützten etwa fünfzig solcher Kommandeure und zahlten ihnen je nach Leistung und Status ein Honorar zwischen zwanzigtausend und hunderttausend Dollar im Monat. Auch aus Saudi-Arabien floss jetzt mehr Geld zur Unterstützung der Mudschaheddin nach Afghanistan. Den Saudis gefiel die islamisch geprägte militante Sprache der

Widerstandsbewegung, und sie wollten verfolgten Muslimen beistehen. Zahlreiche Saudi-Araber, die die innere Verpflichtung verspürten, in Afghanistan zu kämpfen, waren dort hoch geachtet. Männer wie Osama bin Laden – mit guten Beziehungen, beredt und von einer eindrucksvollen Persönlichkeit – waren ideal dafür geeignet, große Geldsummen saudischer

Wohltäter ins Land zu schleusen. Zwangsläufig machte sie ihr Zugang zu diesen Ressourcen zu wichtigen Figuren innerhalb der Mudschaheddin-Bewegung selbst. ^[113] Die Bedeutsamkeit dieser Entwicklung sollte sich ebenfalls erst später herausstellen.

Auch die chinesische Unterstützung der

Widerstandsbewegung hatte langfristige Auswirkungen. China hatte von Anfang an seine Gegnerschaft gegen die sowjetische Invasion bekundet, die es als expansionistische Politik mit üblen Folgen betrachtete. Laut einer chinesischen englischsprachigen Wochenzeitung aus dieser Zeit war der sowjetische Schritt von 1979 eine «Bedrohung für den

Frieden und die Sicherheit in Asien und der ganzen Welt». Afghanistan sei gar nicht das wirkliche Ziel der Sowjets. Diese wollten das Land nur «als Trittbrett für einen Vorstoß nach Süden in Richtung Pakistan und des gesamten Subkontinents» nutzen.^[114]

Wer sich der sowjetischen Armee entgegenstellte, wurde von Peking aktiv umworben und

mit Waffen versorgt, wobei diese Lieferungen im Laufe der achtziger Jahre stetig zunahmen. Als US-Truppen im Jahr 2001 die Taliban- und Al-Qaida-Stützpunkte in Tora Bora besetzten, entdeckten sie dort riesige Mengen an chinesischen raketengetriebenen Granatwerfern und Mehrfachraketenwerfern, neben Minen und Gewehren,

die zwei Jahrzehnte zuvor nach Afghanistan geliefert worden waren. In einem weiteren Schritt, den China später bereuen sollte, ermutigte, rekrutierte und trainierte man uigurische Muslime in Xinjiang und half ihnen danach, zu den Mudschaheddin Kontakt aufzunehmen und sich ihnen anzuschließen. ^[115] Die Radikalisierung in Westchina

verursachte fortan eine Menge Probleme.

Diese massive Unterstützung ließ den Widerstand gegen die Rote Armee immer weiter anwachsen. Die Sowjets gerieten in Schwierigkeiten und erlitten gewaltige Verluste an Ausrüstung, Mannschaften – und Geld. Im August 1986 wurden geschätzte vierzigtausend Tonnen Munition im Wert von etwa

zweihundertfünfzig Millionen
US-Dollar in einem Waffenlager
außerhalb Kabuls in die Luft
gejagt. Erfolgreich eingesetzt
wurden auch die
amerikanischen Stinger-
Raketen, die im Jahr 1986 in
der Nähe von Dschalalabad drei
MI-24-Kampfhubschrauber
abschossen. Sie erwiesen sich
als dermaßen wirksam, dass
sich die sowjetischen
Luftunterstützungsmethoden

völlig veränderten: Die russischen Piloten mussten ihre Landeverfahren anpassen und ihre Einsätze zunehmend nachts fliegen, um die Abschussgefahr zu verringern.

[116]

Mitte der achtziger Jahre schien es für Washington immer besser zu laufen. Man hatte beträchtliche Anstrengungen unternommen,

die Beziehungen mit Saddam Hussein zu pflegen und bei den Irakern Vertrauen aufzubauen. Die sowjetischen Truppen gerieten in die Defensive und wurden Anfang des Jahres 1989 schließlich aus dem Land vertrieben. Tatsächlich hatten es die Amerikaner nicht nur geschafft, Moskau daran zu hindern, seinen Einfluss und seine Autorität im Zentrum Asiens auszubauen, sondern sie

konnten auch neue eigene Netzwerke bilden und sich im Bedarfsfall neuen Entwicklungen anpassen.

«Angesichts der historischen und strategischen Bedeutung des Iran» war es, wie ein Geheimdienstbericht im Frühjahr 1985 anmerkte, allerdings eine Schande, dass die Beziehungen zwischen Washington und Teheran so

schlecht waren.^[117] Tatsächlich war der Iran ein Jahr zuvor sogar offiziell auf die Liste der «Unterstützerstaaten des Terrorismus» gesetzt worden. Dies bedeutete ein vollständiges Verbot von Waffenexporten und -verkäufen, strikte Kontrollen der «Dual-Use»-Technologien und -Ausrüstungsgüter und eine ganze Fülle von

finanziellen und wirtschaftlichen Beschränkungen.

Es sei wirklich bedauerlich, so ein weiterer Bericht aus etwa derselben Zeit, dass die Vereinigten Staaten bei ihrem Umgang mit dem Iran «nichts in der Hinterhand» hätten. Man solle doch vielleicht über eine «mutigere – und eventuell riskantere – Politik» nachdenken, schlug der

Verfasser vor.^[118] Dabei war für beide Seiten viel zu gewinnen. Da Khomeini immer älter und kränker wurde, wollte Washington die nächste Führungsgeneration kennenlernen, die nach ihm die Machtpositionen einnehmen würde. Laut einigen Berichten gab es in der iranischen Politik eine «gemäßigte Fraktion», die gerne zu den Vereinigten

Staaten Kontakt aufnehmen und eine Annäherung bewerkstelligen würde. Kam man mit diesen Gemäßigten ins Gespräch, würde man Verbindungen aufbauen, die sich in der Zukunft als wertvoll erweisen konnten. Außerdem bestand die Hoffnung, dass der Iran bei der Befreiung von westlichen Geiseln behilflich sein könnte, die Anfang der achtziger Jahre von militanten

Hisbollah-Terroristen im Libanon entführt worden waren. [119]

Auch aus der Perspektive des Iran hatte ein konstruktiverer Ansatz seinen Reiz. Die Entwicklung der Lage in Afghanistan, wo die iranischen und die amerikanischen Interessen weitgehend übereinstimmten, war ein vielversprechender Anfang, der

zeigte, dass eine Kooperation nicht nur möglich, sondern auch nützlich war. Darüber hinaus wollte der Iran die Beziehungen auch aus anderen Gründen verbessern. Dazu gehörten etwa die mehr als eine Million Flüchtlinge, die seit 1980 über die Grenze geströmt waren. Sie waren nicht leicht in das Land zu integrieren, weshalb die Teheraner Führung bereit zu

Freundschaften war, die halfen, die Bevölkerungsbewegungen in der Region zu verringern.

[120] Zudem hatten die Iraner Schwierigkeiten, sich für den weiterhin tobenden Krieg mit dem Irak die nötige Militärausrüstung zu beschaffen. Obwohl sich das Blatt inzwischen zu ihren Gunsten gewendet hatte und trotz der umfangreichen

Waffenkäufe auf dem schwarzen Markt war es für sie eine reizvolle Vorstellung, Waffen und Ersatzteile direkt bei den Amerikanern erwerben zu können. ^[121] Von beiden Seiten gab es daraufhin vorsichtige Gesprächsangebote.

Die ersten Treffen waren angespannt und heikel. Um die Iraner zu gewinnen,

präsentierten ihnen die
Amerikaner
Geheimdienstkenntnisse, die
sich später als «sowohl echt als
auch irreführend»
herausstellen sollten. Dabei
ging es um die sowjetischen
Absichten in Bezug auf den
Iran und vor allem um
vermeintliche territoriale
Vorstellungen im Hinblick auf
Teile des Landes. Man wollte
den Iranern zeigen, dass eine

Übereinkunft mit den
Vereinigten Staaten durchaus
Vorteile böte.^[122] Im weiteren
Verlauf der Gespräche kamen
jedoch auch Informationen auf
den Tisch, die für die
Vereinigten Staaten von
besonderem Interesse waren.
Dazu gehörten etwa
Erkenntnisse über die
Kampftauglichkeit der
sowjetischen Ausrüstung. So

zahlten die Amerikaner
fünftausend Dollar für ein in
Afghanistan erbeutetes AK-74-
Sturmgewehr, kurz nachdem es
in der Sowjetarmee eingeführt
worden war.^[123] Sie hörten
auch aufmerksam afghanischen
Kämpfern zu, die ihnen die
Vorzüge, Beschränkungen und
Schwächen des T-72-Panzers
und des MI-24-
Kampfhubschraubers

«Krokodil» erläuterten. Sie erfuhren vom extensiven Einsatz von Napalm und Giftgasen durch die Sowjets und von der einzigartigen Effektivität der Speznas-Sondertruppen bei Einsätzen im ganzen Land, die wahrscheinlich auf deren spezielle Ausbildung zurückzuführen war.^[124] Auf diese Erkenntnisse konnten die

Amerikaner noch zwei
Jahrzehnte später
zurückgreifen.

Bei alldem gab es eine
natürliche
Interessenübereinstimmung
zwischen dem Iran und den
Vereinigten Staaten. Die
Aussagen iranischer
Verhandlungspartner, dass «die
sowjetische Ideologie im
direkten Widerspruch zu der
des Iran steht», entsprachen

der amerikanischen Einstellung gegenüber dem Kommunismus, die oft ebenso emphatisch geäußert wurde. Dass die UdSSR den Irak zu dieser Zeit massiv militärisch unterstützte, spielte ebenfalls eine wesentliche Rolle. «Die Sowjets töten iranische Soldaten», sagte eine führende Persönlichkeit während der Gespräche.^[125] Innerhalb

weniger Jahre waren die Vereinigten Staaten und der Iran vielleicht nicht von schlimmsten Feinden zu besten Freunden geworden, aber sie hatten sich bereit erklärt, die Unstimmigkeiten hinter sich zu lassen und auf ein gemeinsames Ziel hinzuarbeiten. Dieser Versuch, sich einen Weg zwischen den Rivalitäten zweier Großmächte hindurch zu bahnen, war eine klassische

Form der Politik, die früheren Generationen iranischer Diplomaten und Staatslenker sofort bekannt vorgekommen wäre.

Um die neue Beziehung zu festigen, lieferten die Vereinigten Staaten nun auch Waffen in den Iran. Damit umgingen sie jedoch ihr eigenes Embargo. Gleichzeitig übten sie weiterhin Druck auf ausländische Regierungen aus,

keinesfalls Waffen an Teheran zu verkaufen. Einige sprachen sich gegen diese Entwicklung aus, vor allem der US-Außenminister George Shultz, der meinte, diese Initiative könnte zu einem iranischen Sieg und «einem frischen Kraftschub für den Antiamerikanismus überall in dieser Region» führen.^[126] Manche vertraten auch die

Ansicht, dass es den Interessen der Vereinigten Staaten dienlich wäre, wenn sich der Iran und der Irak gegenseitig erschöpfen würden. Ein Stellvertreter von Shultz, Richard Murphy, hatte bei einer Kongressanhörung im Jahr zuvor gesagt, dass «ein Sieg eines der beiden Länder weder militärisch erreichbar noch strategisch zu wünschen ist». Andere führende Offizielle

des Weißen Hauses hatten sich
ähnlich geäußert. ^[127]

Die erste Lieferung von
hundert «rohrgestarteten,
optisch verfolgten,
drahtgelenkten Flugkörpern»,
sogenannten TOWs, erfolgte im
Sommer 1985. Die Waffen
wurden über einen Mittler nach
Persien befördert, der ebenfalls
unbedingt Verbindungen zu
Teheran aufbauen wollte:

Israel. ^[128] Dieses freundschaftliche Verhältnis mag vom Standpunkt des frühen 21. Jahrhunderts aus überraschend anmuten, wo die iranischen Führer routinemäßig dazu aufrufen, Israel «von der Landkarte zu tilgen». Mitte der achtziger Jahre waren die Beziehungen jedoch so eng, dass der israelische Ministerpräsident

Jitzchak Rabin erklären konnte:
«Israel ist der beste Freund
Irans, und wir gedenken nicht,
unsere Einstellung zu
ändern.»^[129]

Die Bereitschaft Israels, sich
am US-amerikanischen
Waffenprogramm zu beteiligen,
beruhte nicht zuletzt auf dem
Wunsch, den Irak in einer Lage
zu halten, in der dieser sich
ganz auf seinen östlichen

Nachbarn konzentrieren
musste, anstatt über Aktionen
andernorts nachzudenken.
Trotzdem war diese
Vereinbarung mit dem Iran
eine äußerst sensible
Angelegenheit. Die Vereinigten
Staaten schlugen vor, Israel
solle die amerikanischen
Waffen und Ausrüstungsgüter
nach Teheran schicken, bevor
Washington dafür Ersatz liefern
würde. Dazu verlangte die

israelische Regierung jedoch die Bestätigung, dass der Handel in den Vereinigten Staaten auf höchster Ebene genehmigt worden sei. Diese bekamen sie schließlich auch. Tatsächlich hatte Präsident Reagan direkt und persönlich zugestimmt. ^[130]

Zwischen Sommer 1985 und Herbst 1986 erhielt der Iran mehrere große Lieferungen

von den USA, einschließlich mehr als zweitausend TOW-Raketen, achtzehn Hawk-Flugabwehrraketen und zwei Ersatzteillieferungen für Hawk-Systeme.^[131] Nicht alle trafen über Israel ein, schon nach kurzer Zeit schickte man die Waffen direkt aus den Vereinigten Staaten. Der gesamte Vorgang wurde noch anrühlicher, als man die

Verkaufserlöse dazu einsetzte, die Contras in Nicaragua zu finanzieren. Seit der Kubakrise trieb Washington die Angst um, dass sich der Kommunismus im Vorhof der Vereinigten Staaten breitmachen könnte. Man unterstützte daher immer wieder dynamische Gruppen, die als wirksames Bollwerk gegen linke Rhetorik und Politik dienen konnten. Fehler und Schwächen dieser

Gruppierungen wurden
schweigend übergangen. Die
Contras, in Wirklichkeit ein
loser Verbund von
Aufständischen, die oft sogar
gegeneinander kämpften,
waren ein großer Nutznießer
des amerikanischen
Antikommunismus – und der
amerikanischen
außenpolitischen Blindheit. In
einem Spiegelbild der
Diskrepanz zwischen

öffentlichen und verdeckten Aktionen im Nahen und Mittleren Osten unterstützte man diese mittelamerikanischen Oppositionskräfte, obwohl gesetzliche Bestimmungen dies der US-Regierung ausdrücklich verboten. [132]

Die Sache platzte Ende 1986, als eine Reihe von Datenlecks die Vorgänge enthüllte. Der Skandal drohte den

Präsidenten mit sich zu reißen.
Am 13. November wandte
Reagan sich zur besten
Sendezeit landesweit an sein
Volk, um über eine «äußerst
sensible und extrem wichtige
außenpolitische
Angelegenheit» zu sprechen.
Dabei ging es um die Zukunft
seiner politischen Karriere,
eine Herausforderung, die er
unter Einsatz all seines
Charmes zu meistern

versuchte. Der Präsident wollte sich keinesfalls entschuldigen oder den Eindruck erwecken, dass er sich verteidigen müsse. Was er brauchte, war eine Erklärung. Seine Bemerkungen umrissen auf perfekte Weise die Bedeutung der Staaten im Nahen und Mittleren Osten – und die Notwendigkeit für Amerika, sie mit allen Mitteln zu beeinflussen.

«Der Iran», erklärte Reagan

den gebannten
Fernsehzuschauern, «hat eine
der wichtigsten
geographischen Lagen der
Welt. Er liegt zwischen der
Sowjetunion und den
Warmwasserhäfen des
Indischen Ozeans. Die
Geographie erklärt auch,
warum die Sowjetunion eine
ganze Armee nach Afghanistan
geschickt hat, um dieses Land
und, wenn sie könnte, auch den

Iran und Pakistan zu kontrollieren. Die Geographie des Iran verleiht dem Land eine kritische Lage, von der aus unsere Gegner in den Ölfluss aus den arabischen Staaten am Persischen Golf eingreifen könnten. Abgesehen von seiner geographischen Lage sind auch die Öllagerstätten des Iran für die langfristige Gesundheit der Weltwirtschaft wichtig.» Dies rechtfertige «die Lieferung

kleiner Mengen von
Verteidigungswaffen und
Ersatzteilen», meinte er. Ohne
genau zu spezifizieren, was
man nach Teheran geschickt
hatte, behauptete er, dass
«diese bescheidenen
Lieferungen alle zusammen
leicht in ein einziges
Frachtflugzeug passen
würden». Er habe nur
versucht, «ein ehrenhaftes
Ende des sechsjährigen

blutigen Kriegs» zwischen dem Iran und dem Irak herbeizuführen, den «staatlich unterstützten Terrorismus auszuschalten» und die «sichere Rückkehr aller Geiseln zu bewerkstelligen». [133]

Dieser Auftritt konnte nicht verhindern, dass die Reaktion in Washington verheerend ausfiel, als bekannt wurde, dass die Vereinigten Staaten Waffen

an den Iran geliefert hatten,
um, so wie es aussah, dadurch
ganz konkret Geiseln
freizukaufen. Die
Angelegenheit wurde endgültig
hochbrisant, als sich
herausstellte, dass die
unmittelbar an der Iran-Contra-
Affäre Beteiligten Dokumente
vernichtet hatten, die
bewiesen, dass diese illegalen
Geheimoperationen vom
Präsidenten persönlich

genehmigt worden waren. Vor einer Untersuchungskommission, die die Hintergründe der Affäre aufklären sollte, behauptete Reagan, er könne sich nicht mehr daran erinnern, ob er die Waffenverkäufe an den Iran genehmigt habe oder nicht. Im März 1987 tat er in einer weiteren Fernsehansprache seinen Ärger über «Aktivitäten» kund, «die ohne

mein Wissen erfolgt sind» – eine Aussage, die die Wahrheit auf den Kopf stellte, wie er selbst im weiteren Verlauf der Rede zugab: «Vor einigen Monaten habe ich der amerikanischen Bevölkerung gesagt, dass ich keine Waffen für Geiseln verkauft habe. Mein Herz und meine besten Absichten sagen mir immer noch, dass dies wahr ist, doch die Fakten und Beweise sagen

mir, dass dem nicht so ist.»^[134]

Diese peinlichen Enthüllungen hatten schwerwiegende Folgen für die Reagan-Regierung, zahlreiche führende Persönlichkeiten wurden angeklagt. Die Vorwürfe reichten von Verschwörung über Meineid bis zur Zurückhaltung von Beweismitteln. Betroffen waren unter anderem der

Verteidigungsminister Caspar Weinberger, der Nationale Sicherheitsberater Robert McFarlane sowie sein Nachfolger John Poindexter, der Ministerialdirektor für interamerikanische Angelegenheiten Elliott Abrams und eine ganze Reihe hoher CIA-Beamter, einschließlich des stellvertretenden Operationsdirektors Clair George. Diese illustre Liste

zeigt, wie weit die Vereinigten Staaten zu gehen bereit waren, um ihre Stellung im Zentrum der Welt zu sichern. [135]

Das Gleiche zeigte dann allerdings auch die Tatsache, dass die Anklagen nur Augenwischerei waren. Alle führenden Beteiligten wurden später von Präsident George H.W. Bush begnadigt, ihre Verurteilungen wurden am

Heiligen Abend des Jahres 1992 aufgehoben. «Der gemeinsame Nenner ihrer Motivationen – ob ihre Aktionen nun richtig oder falsch waren – war Patriotismus», hieß es in der offiziellen Erklärung. Die Auswirkungen auf ihre persönlichen Finanzen, ihre Karrieren und Familien standen laut Präsident Bush «in einem krassen Missverhältnis zu den Vergehen oder

Fehleinschätzungen, die sie vielleicht begangen haben».

[136] Es war ein klassischer Fall von Rechtsdehnung, bei dem der Zweck die Mittel heiligte. Die Auswirkungen des Falles gingen jedoch weit über Washington hinaus.

Saddam Hussein war außer sich, als er von dem Handel zwischen den Vereinigten

Staaten und dem Iran erfuhr. Er hatte geglaubt, dass Washington den Irak gegen seinen Nachbarn und erbitterten Gegner unterstützen würde. In einer Reihe von Sitzungen, die unmittelbar nach Reagans erster Fernsehansprache vom November 1989 abgehalten wurden, um über die Aussagen des Präsidenten zu diskutieren, tobte Saddam, dass die

Waffenverkäufe ein
schändlicher «Dolchstoß in den
Rücken» seien und das
Verhalten der Vereinigten
Staaten einen neuen Tiefpunkt
«schlechten und unmoralischen
Betragens» darstelle.^[137] Die
Amerikaner seien offenbar
entschlossen, «noch mehr
[irakisches] Blut zu vergießen»,
folgerte er, während ihm
andere darin zustimmten, dass

dies alles nur die Spitze des Eisbergs sei. Die Vereinigten Staaten würden sich unweigerlich auch weiterhin gegen den Irak verschwören, meinte eine führende Persönlichkeit einige Wochen später. Dies sei typisch für imperialistische Mächte, pflichtete Vize-Ministerpräsident Tarik Asis bei. ^[138] Die Wut und das

Gefühl, betrogen worden zu sein, waren greifbar. «Vertraut den Amerikanern nicht – die Amerikaner sind Lügner –, vertraut den Amerikanern nicht», ist eine Stimme auf einem Tonband zu hören, das mehr als zwanzig Jahre später in Bagdad aufgefunden wurde.

[139]

Der Irangate-Skandal kostete einige in Washington den Job, aber er spielte vor allem eine

entscheidende Rolle bei der
Herausbildung einer
Belagerungsmentalität im Irak
Mitte der achtziger Jahre.
Nachdem sie von den
Vereinigten Staaten
hintergangen worden waren,
sahen Saddam und seine
Getreuen überall
Verschwörungen. Der irakische
Staatschef redete fortan
ständig von irgendwelchen
fünften Kolonnen und dass er

diesen Widersachern die Kehle durchschneiden werde, wenn er sie finde. Andere arabische Staaten, deren Beziehungen mit dem Iran oder den USA zu eng zu sein schienen, wurden plötzlich mit tiefem Misstrauen betrachtet. Wie ein späterer hochrangiger US-Bericht festhielt, war Saddam nach Irangate überzeugt, dass «man Washington nicht vertrauen könne und dass es darauf aus

sei, ihn persönlich zu erledigen». [140]

Die Annahme, dass die Vereinigten Staaten bereit waren, im Bedarfsfall ein doppeltes Spiel zu spielen, war keinesfalls unbegründet. Die Amerikaner waren lange Zeit gut Freund mit dem Schah gewesen, jetzt aber versuchten sie, ihre Beziehungen mit dem Regime von Ayatollah Khomeini

zu zementieren. In Afghanistan ließen sie einer Gruppe höchst zwielichtiger Gestalten beträchtliche Militär- und Wirtschaftshilfe zukommen, weil die Amerikaner sie als Werkzeuge in ihrer lang anhaltenden Rivalität mit der UdSSR einsetzen wollten. Auch Saddam selbst hatte man umworben, als es den Entscheidungsträgern in Washington dienlich war,

allerding nur, um ihn dann wieder fallenzulassen, als sie ihn nicht mehr zu benötigen glaubten.

Dass man den amerikanischen Interessen Vorrang gab, war dabei nicht das eigentliche Problem. Eine solche imperiale Außenpolitik hätte jedoch einen sorgfältigeren Ansatz erfordert. Vor allem hätte man über die langfristigen Folgen nachdenken müssen. Im Kampf

um die Kontrolle der Länder an der Seidenstraße im späten 20. Jahrhundert trafen die Vereinigten Staaten ihre Vereinbarungen stets aus dem jeweiligen Moment heraus. Sie lösten die aktuell anstehenden Probleme, ohne sich über die zukünftigen Gedanken zu machen. In einigen Fällen legte das die Grundlage für noch weit schwerer wiegende Probleme. So hatte man zwar das Ziel

erreicht, die Sowjets aus Afghanistan zu vertreiben, aber kaum einen Gedanken daran verschwendet, was danach passieren könnte.

Die nackte Realität, die die Vereinigten Staaten geschaffen hatten, war im Irak der späten achtziger Jahre und des Jahres 1990 nur allzu offensichtlich. Nach dem Irangate-Debakel taten verlegene amerikanische Verantwortliche ihr Bestes,

«um bei den arabischen Staaten Glaubwürdigkeit zurückzugewinnen», wie es der Verteidigungsminister ausdrückte.^[141] Im Fall des Irak bedeutete dies die Vergabe äußerst großzügiger Kredite, die Förderung des Handels etwa durch die Lockerung der Beschränkungen von «Dual-Use»- und anderen

Hochtechnologie-Exporten und Finanzhilfen für den ins Stocken geratenen irakischen Landwirtschaftssektor. ^[142]

Tatsächlich wurden diese Maßnahmen in Bagdad jedoch ganz anders ausgelegt: Obwohl der irakische Staatschef die angebotenen Geschäfte und Vergünstigungen akzeptierte, hielt er sie für eine weitere Falle – vielleicht waren sie das

Vorspiel für einen militärischen Angriff oder auch der Versuch, den Druck in einer Zeit zu erhöhen, als die Begleichung der Schulden, die sich während des Iran-Irak-Kriegs aufgebaut hatten, zunehmend zu einem Problem wurde.

Die Iraker, erklärte April Glaspie, die US-Botschafterin in Bagdad, seien «ziemlich davon überzeugt, dass die Vereinigten Staaten [...] den Irak ins Visier

nehmen würden. Sie beklagten sich ständig darüber [...]. Und ich glaube, Saddam Hussein ist ernsthaft dieser Ansicht.»^[143]

Ende 1989 verbreitete sich in der irakischen Führung das Gerücht, dass die Vereinigten Staaten einen Coup gegen Saddam Hussein aushecken würden. Tarik Asis sagte dem US-Außenminister James Baker auf den Kopf zu, der Irak

verfüge über Beweise, dass die Vereinigten Staaten Saddams Sturz planten.^[144] Die Belagerungsmentalität hatte sich zu einer Paranoia weiterentwickelt, die so akut war, dass jeder amerikanische Schritt falsch interpretiert werden konnte.

Andererseits waren die irakischen Befürchtungen verständlich – vor allem als die

Kreditgarantien, die Washington gegeben hatte, im Juli 1990 abrupt zurückgenommen wurden, nachdem die Bemühungen des Weißen Hauses, Bagdad finanzielle Hilfe zu leisten, vom Kongress zu Fall gebracht worden waren. Es kam sogar noch schlimmer. Neben der Streichung von Finanzmitteln im Wert von über siebenhundert Millionen Dollar

wurden jetzt auch noch
aufgrund des vergangenen
Einsatzes von Giftgas
Sanktionen gegen den Irak
verhängt. Aus der Sicht
Saddams wiederholte sich hier
die Geschichte: Die Vereinigten
Staaten versprachen eine
Sache, taten dann aber etwas
ganz anderes – und dies auf
ganz hinterhältige Weise. ^[145]

Zu dieser Zeit versammelten

sich irakische Truppen im Süden des Landes.

«Normalerweise ginge uns das nichts an», sagte die US-Botschafterin in Bagdad, als sie sich am 25. Juli 1990 mit Saddam Hussein traf. Ein durchgesickertes Protokoll der Unterredung zwischen der US-Botschafterin und dem irakischen Staatschef – eines der vernichtendsten Dokumente des späten

20. Jahrhunderts – enthüllt, dass sie Saddam versicherte, sie habe «die direkte Anweisung von Präsident Bush, unsere Beziehungen zum Irak zu verbessern». Danach meinte sie: «Ich bewundere Ihre Anstrengungen, Ihr Land wiederaufzubauen», um sofort hinzuzufügen: «Wir wissen, dass Sie Geld benötigen.»

Der Irak mache gerade schwierige Zeiten durch, gab

Saddam zu, der «während des Treffens herzlich, vernünftig und sogar warm» wirkte, wie es in einem gesonderten Memorandum heißt, das später ebenfalls veröffentlicht wurde.

[146] Das Anbohren irakischer Ölfelder durch Kuwait, langjährige Grenzkonflikte, der niedrig gehaltene Ölpreis und die Schulden durch den Krieg mit dem Iran stellten Probleme

für die Wirtschaft dar. Wenn er die Kontrolle über den gesamten Schatt al-Arab bekäme, würde er Kuwait vielleicht Zugeständnisse machen. «Wenn wir jedoch gezwungen sind, zwischen der bisherigen halben Kontrolle über den Schatt und dem Besitz des gesamten Irak [wozu seiner Ansicht nach auch Kuwait gehörte] zu entscheiden, werden wir den

ganzen Schatt aufgeben, um unsere Ansprüche auf Kuwait zu verteidigen.» Nach einer kleinen Pause stellte er dann die entscheidende Frage: «Was ist die Meinung der Vereinigten Staaten dazu?»

«Zu Ihren innerarabischen Konflikten wie etwa Ihrem Disput mit Kuwait haben wir keine Meinung», erwiderte die Botschafterin. Danach verdeutlichte sie, was das

bedeutete. «Außenminister Baker hat mich beauftragt, auf die Auskunft hinzuweisen, die wir dem Irak zum ersten Mal in den sechziger Jahren gegeben haben, dass die Kuwait-Frage nichts mit Amerika zu tun hat.»^[147] Saddam hatte die Vereinigten Staaten um grünes Licht gebeten, und er hatte es bekommen. In der Woche darauf fiel er in Kuwait ein.

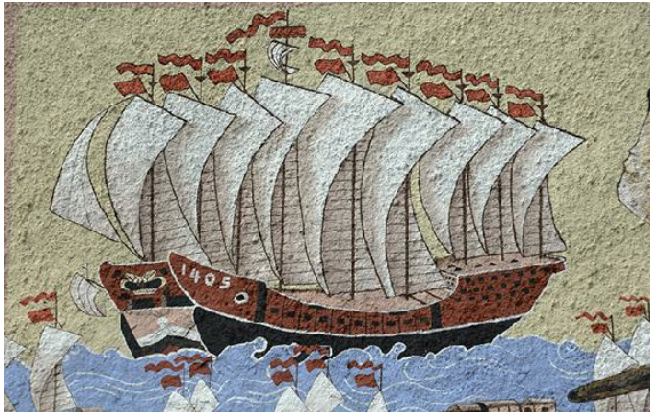
Die Folgen waren katastrophal. In den darauffolgenden drei Jahrzehnten sollte die Weltpolitik von den Ereignissen in jenen Ländern dominiert werden, die das Rückgrat Asiens bildeten. Die Auseinandersetzung um die Kontrolle und den Einfluss in diesen Ländern führte zu Kriegen, Aufständen und internationalem Terrorismus –

aber auch zu Gelegenheiten und positiven Aussichten, und dies nicht nur in Afghanistan, dem Iran und dem Irak, sondern auch in einem Ländergürtel, der sich östlich des Schwarzen Meeres erstreckte, von Syrien bis in die Ukraine, von Kasachstan nach Kirgisien, von Turkmenistan nach Aserbaidshan und nicht zuletzt von Russland nach China. In der Weltgeschichte

standen diese Länder schon immer im Mittelpunkt. Aber seit der Kuwait-Invasion drehte sich alles um die Entstehung einer neuen Seidenstraße.



Das Gold aus Mali war im gesamten Mittelmeerraum begehrt. Der große König von Mali, Mansa Musa, «der reichste und berühmteste» aller Herrscher, hält einen großen Goldklumpen in der Hand. Detail aus dem Katalanischen Weltatlas, 1375.



China begann im 15. Jahrhundert, sich immer mehr für die Welt jenseits des Pazifiks zu interessieren. Der Admiral Zheng He erforschte den Indischen Ozean und die ostafrikanische Küste. Dieses Wandgemälde aus einem chinesischen Tempel in Penang, Malaysia, zeigt eines seiner Schiffe.



Cortés und Xicoténcatl, deren Bündnis zum Untergang der Azteken führte. Cortés behauptete, er leide an einer Krankheit, die nur mit Gold geheilt werden könne.



Karte des Indischen Ozeans, des Persischen Golfs und des Golfs von

Bengalen, gezeichnet von Jan Huygen van Linschoten, einem der wichtigsten europäischen Kartenmacher der Frühen Neuzeit.



Der geschäftige Hafen von Calicut in Südwestindien, ein Jahrhundert nach Vasco

da Gamas Entdeckungsfahrt. Europäische Händler konnten mit dem Verkauf asiatischer Waren an die Neureichen in ihrer Heimat riesige Gewinne erzielen.



Das überwältigende Gur-Emir-Mausoleum in Samarkand, die Grabstätte Timurs und seiner Erben.



Das Taj Mahal, ein Symbol der Liebe – und des schnell wachsenden Reichtums im Indien des 17. Jahrhunderts.



Die holländische Gesandtschaft wird im Jahr 1711 in Udaipur vom Maharana

Sangram Singh empfangen (Ausschnitt).
Die Aushandlung – und Bestätigung – von
Handelsprivilegien war für die europäischen
Handelsinteressen entscheidend.



Das holländische Goldene Zeitalter:

Vermeers *Brieflesendes Mädchen am offenen Fenster*. Im Vordergrund liegt eine Schale, die weiß-blau bemalt ist, wie es für ostasiatische Keramiken typisch ist.



Die Britische Ostindien-Kompanie verhalf vielen ihrer Beamten und Angestellten zu beträchtlichem Reichtum. Als der Handelsgesellschaft der Bankrott drohte,

wurde sie von der Regierung durch Importzölle unterstützt, was in den britischen Kolonien großen Unmut auslöste. Im Jahr 1773 warfen als Indianer verkleidete Männer aus Protest Teekisten der Kompanie in das Hafenbecken von Boston. Die Boston Tea Party war ein entscheidendes Ereignis auf dem Weg zur amerikanischen Unabhängigkeitserklärung.



Die Ermordung von Alexander Burnes am 2. November 1841 in Kabul. Burnes war ein populärer Berichterstatter, der über die Vorgänge in Zentralasien informierte.



Sir Edward Grey, der britische Außenminister, bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Grey war überzeugt, dass gute

Beziehungen zu Russland für die
britischen Interessen in Indien und am
Persischen Golf entscheidend seien.



Schah Mozaffar ad-Din. London und

Sankt Petersburg hatten Schwierigkeiten,
den Kreditwünschen des iranischen
Herrschers nachzukommen.



Herbert Backe, der Kopf hinter dem sogenannten Hungerplan, der die

Sowjetunion in «Überschussgebiete» und «Zuschussgebiete» aufteilte und dabei den Tod von Millionen Menschen billigend in Kauf nahm.



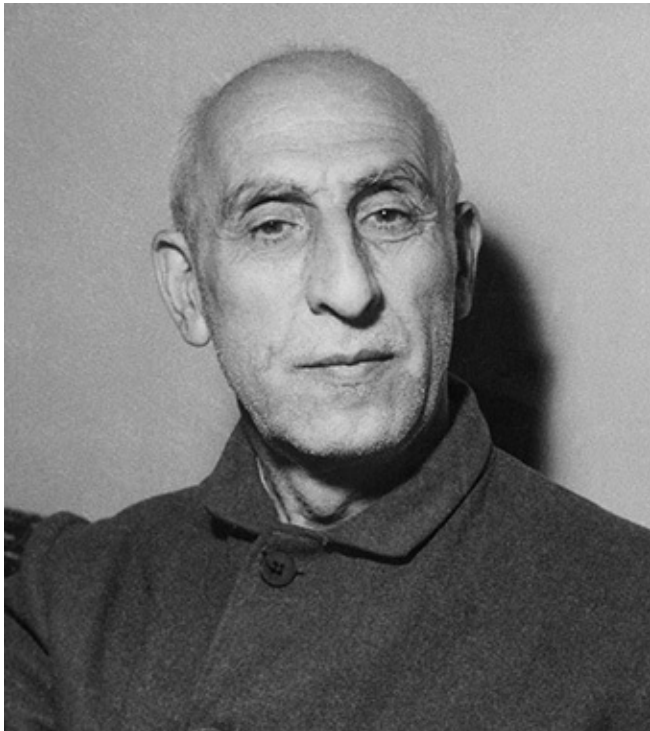
Hitlers Berghof, laut *Homes and Gardens* «die ultimative Inspirationsquelle für zeitgemäße Innenraumgestaltung». Hitler

selbst ließ sich bei der Gestaltung seines Reiches und dessen Ausdehnung nach Osten von Britisch-Indien inspirieren – wie auch von europäischen Siedlern in Nordamerika. Die Wolga, meinte er, sei der deutsche Mississippi, die einheimische Bevölkerung solle hinter diese Grenze vertrieben werden.



William Knox D'Arcy, «ein Kapitalist erster Ordnung», der sich die exklusive

Konzession sichern konnte, sechzig Jahre lang «nach Belieben die Tiefen des persischen Bodens zu sondieren und zu bohren».



Mohammed Mossadeq, Premierminister des Iran, der im Jahr 1953 durch einen von

der CIA inszenierten Putsch gestürzt wurde. Angeblich ging von ihm «ein leichter Opiumgeruch» aus.



Mohammed Mossadegh, vom *Time*-Magazin
1952 zum «Mann des Jahres» gewählt.



Schah Mohammed Reza Pahlavi und seine Frau Soraya. «Meine Visionen waren Wunder, die das Land retteten», erklärte er in einem Interview.



Die Rückkehr Ayatollah Khomeinis im Jahr 1979 wurde in Teheran stürmisch gefeiert. Nach Schätzungen der BBC strömten fünf Millionen Menschen auf die Straße.

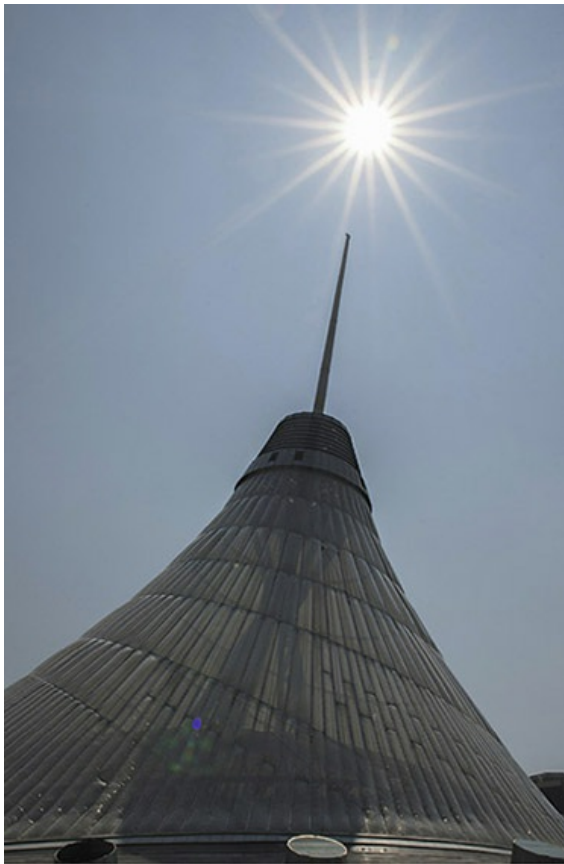


Saddam Hussein in seiner Lieblingsuniform.
Die Briten bezeichneten ihn in den
sechziger Jahren als einen Mann, «mit dem
man Geschäfte machen kann».



Osama bin Laden. us-Geheimdienstberichte

aus der Zeit vor dem 11. September meldeten, dass seine Botschaft in der arabischsprachigen Welt auf beträchtliche Sympathien stöße, jedoch nur wenige seine Terrormethoden unterstützten.



Das Khan Shatyr Entertainment Centre in Astana, Kasachstan. Das futuristisch anmutende transparente Zelt beherbergt ein Einkaufszentrum, Sportanlagen, Kinos – und einen Aquapark mit beheiztem Sandstrand.



Der Heydar Aliyev International Airport in Baku, Aserbaidshan. Eine der hochmodernen Verkehrsdrehscheiben, die entlang der neuen Seidenstraße entstehen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel

Die neuen Kreuzritter - der falsche Krieg gegen den Terror

Die Invasion Kuwaits im Jahr 1990 löste eine außergewöhnliche Folge von

Ereignissen aus, die das späte 20. und frühe 21. Jahrhundert prägen sollten. Saddam war den Briten einst als «ansehnlicher junger Mann» mit einem «gewinnenden Lächeln» und ohne die «oberflächliche Freundlichkeit» vieler seiner Kollegen aufgefallen. Bei Unterredungen kam er «ohne Umschweife direkt zur Sache». Er sei ein Mann, schloss der britische

Botschafter in Bagdad in den
späten sechziger Jahren, «mit
dem man, wenn man nur mehr
von ihm sehen würde, ins
Geschäft kommen könnte». ^[1]

Während die Franzosen
Saddam als einen «arabischen
de Gaulle» betrachteten und
Präsident Jacques Chirac
seinen «Nationalismus und
Sozialismus» wärmstens
bewunderte, setzten auch die

Vereinigten Staaten Anfang der achtziger Jahre auf ihn, um in den Worten Donald Rumsfelds die «US-amerikanische Stellung in der Region» zu verbessern. [2]

Der Angriff auf Kuwait, erklärte Saddam Hussein im Dezember 1990 seinen engsten Beratern, sei eine Form der Selbstverteidigung nach dem Irangate-Skandal und den

Enthüllungen über das Doppelspiel der Vereinigten Staaten.^[3] Der Rest der Welt sah die Sache völlig anders. Bereits kurz nach der Invasion wurden Wirtschaftssanktionen verhängt, die Vereinten Nationen verlangten einen sofortigen irakischen Abzug. Als Bagdad den wachsenden diplomatischen Druck einfach ignorierte, entwickelte man

Pläne, um die Angelegenheit ein für alle Mal zu lösen. Am 15. Januar 1991 genehmigte Präsident George H.W. Bush den Einsatz militärischer Mittel «gemäß meinen Verantwortlichkeiten und meiner Autorität auf der Grundlage der Verfassung als Präsident und Oberbefehlshaber und nach den Gesetzen und Verträgen der Vereinigten Staaten». Der

erste Satz der National Directive 54, die den Einsatz von Gewalt durch «US-amerikanische konventionelle Luft-, See- und Landstreitkräfte in Zusammenarbeit mit den Streitkräften unserer Koalitionspartner» genehmigte, erwähnte bezeichnenderweise weder die irakische Aggression noch die Verletzung der territorialen Integrität Kuwaits oder das Völkerrecht.

Stattdessen hielt der Präsident in einer Erklärung, deren Ton die amerikanische Außenpolitik der darauffolgenden drei Jahrzehnte prägen sollte, Folgendes fest: «Der Zugang zum Öl des Persischen Golfs und die Sicherheit der wichtigsten befreundeten Staaten in diesem Gebiet sind für die nationale Sicherheit der Vereinigten Staaten

unerlässlich.»^[4] Saddam
Husseins Einmarsch in Kuwait
war eine direkte
Herausforderung der Macht
und der Interessen Amerikas.

Es folgte ein ambitionierter
Militärschlag mit Truppen aus
einer breiten Staatenkoalition.
Angeführt wurden sie von
General Norman Schwarzkopf,
dessen Vater den Iran im
Zweiten Weltkrieg für die

Alliierten sichern half und der nicht nur eine Rolle bei der Operation Ajax, die Mossadegh absetzte, sondern auch bei der Gründung der SAVAK spielte, des iranischen Geheimdienstes, der von 1957 bis 1979 seine eigene Bevölkerung terrorisierte. Die alliierten Luftangriffe richteten sich gegen wichtige Verteidigungs-, Kommunikations- und Waffeneinrichtungen, während

Landstreitkräfte im Rahmen der Operation Desert Storm in den Südirak und Kuwait eindringen. Der Feldzug war nicht nur spektakulär, er war auch schnell. Bereits sechs Wochen nach dem Beginn der Operationen im Januar 1991 verkündete Präsident Bush einen Waffenstillstand und erklärte am 28. Februar in einer Fernsehansprache: «Kuwait ist befreit. Die

irakische Armee ist besiegt. Unsere militärischen Ziele wurden erreicht. Kuwait ist in der Hand der Kuwaitis, die wieder Herr über ihr eigenes Schicksal sind.» Dies sei jedoch «keine Zeit der Euphorie und ganz bestimmt keine Zeit, sich zu brüsten», fuhr er fort. «Wir müssen jetzt über den Sieg und den Krieg hinausschauen.»^[5]

Bushs Zustimmungsrate ging

steil nach oben und überstieg sogar die stratosphärische Höhe, die Präsident Trumans Beliebtheitswerte am Tag der deutschen Kapitulation im Jahr 1945 erklommen hatten.^[6]

Dies lag nicht zuletzt daran, dass die Kriegsziele klar definiert und schnell erreicht worden waren, wobei die Koalitionstruppen glücklicherweise nur wenige

Todesopfer zu beklagen hatten. Es war allerdings nicht das Ziel der Vereinigten Staaten gewesen, Saddam zu stürzen, solange dieser keine «chemischen, biologischen oder Nuklearwaffen» einsetzte, keine Terrorattentate inszenierte oder die kuwaitischen Ölfelder zerstörte. Wenn es dazu käme, hatte Präsident Bush klargestellt, werde es «zum

spezifischen Ziel der Vereinigten Staaten, die gegenwärtige Führung des Irak abzulösen». [7]

Die Entscheidung, die Militäraktion zum frühestmöglichen Zeitpunkt zu beenden, wurde in der arabischsprachigen Welt und darüber hinaus weithin anerkannt, und dies trotz der Tatsache, dass die irakischen

Truppen viele kuwaitische Ölquellen sabotierten und in Brand setzten. Man ignorierte das, nicht zuletzt weil man das Gefühl hatte, ein Vorrücken auf die irakische Hauptstadt wäre eine unzulässige «Mission Creep», eine «schleichende Ausweitung des Einsatzes» gewesen, wie der Präsident in einem Buch schrieb, das er Ende der neunziger Jahre zusammen mit seinem

Nationalen Sicherheitsberater Brent Scowcroft verfasste. Damit hätte man nicht nur die Verbündeten in der arabischen Welt und anderswo verprellt. Man erkannte auch, dass eine Ausweitung des Bodenkriegs ins Innere des Irak und «der Versuch, Saddam auszuschalten», mit einem zu hohen Preis verbunden gewesen wäre.^[8]

«Wir trafen die Entscheidung, nicht nach Bagdad zu gehen», bestätigte Verteidigungsminister Dick Cheney in einer Rede vor dem Discovery Institute im Jahr 1992, «weil das nie zu unseren Zielen gehörte. Dies hatten die [Vereinigten Staaten] nicht vereinbart. Dies hatte der Kongress nicht vereinbart. Dafür hatte man die Koalition nicht zusammengestellt.»

Außerdem wollten die Vereinigten Staaten «nicht in die Probleme hineingezogen werden, die beim Versuch einer Regierungsübernahme im Irak entstanden wären». Saddam zu stürzen wäre schwierig gewesen. «Dabei stellte sich mir die Frage: Wie viele amerikanische Gefallene ist Saddam wert? Und die Antwort war: nicht sehr viele.»^[9]

Dass man versucht habe, Saddam einzuhegen, und nicht, ihn zu stürzen, war die offizielle Position. Hinter den Kulissen stellte sich die Sache ganz anders dar. Nur einige Wochen nach der Verkündung des Waffenstillstands stimmte Präsident Bush im Mai 1991 dem Plan zu, «die Bedingungen für die Machtenthebung Saddam Husseins zu schaffen». Er stellte eine beträchtliche

Summe für Geheimoperationen bereit: hundert Millionen Dollar.^[10] Seit den zwanziger Jahren hatten die Vereinigten Staaten aktiv Regime gestützt, die ihren breiteren strategischen Interessen nützten. Jetzt zeigte Washington wieder einmal, dass es bereit war, einen Regimewechsel in Betracht zu ziehen, um die eigene Sicht der

Dinge diesem Teil der Welt aufzudrücken.

Das kraftstrotzende Verhalten der Vereinigten Staaten wurde unter anderem von einem tiefgreifenden geopolitischen Wandel befeuert, der sich Anfang der neunziger Jahre abspielte. Nicht lange vor der Befreiung Kuwaits war die Berliner Mauer gefallen, und in den Monaten nach der

Niederlage des Irak brach die Sowjetunion zusammen. Am 25. Dezember 1991 trat Michail Gorbatschow als Präsident der Sowjetunion zurück und verkündete die Aufspaltung der UdSSR in fünfzehn unabhängige Staaten. Die Welt erlebe «Veränderungen von fast biblischen Ausmaßen», erklärte Präsident Bush einige Wochen später vor dem Kongress. «Durch die Gnade

Gottes hat Amerika den Kalten Krieg gewonnen.»^[11]

In Russland selbst löste der Übergang einen erbitterten Kampf um die Herrschaft aus, der zu einer Verfassungskrise und der Absetzung der alten Garde führte, nachdem Panzer der Armee im Jahr 1993 das Weiße Haus in Moskau, den Sitz der russischen Regierung, beschossen hatten. Auch in

China vollzog sich zu dieser Zeit ein bedeutender Wandel, als die Reformen, die Deng Xiaoping und andere nach dem Tod Mao Zedongs im Jahr 1976 eingeführt hatten, Wirkung zeigten und das Land von einer isolierten Regionalmacht zu einer Weltmacht mit wachsenden wirtschaftlichen, militärischen und politischen Ambitionen machte.^[12] In

Südafrika ging endlich das unterdrückerische Apartheid-System zu Ende. Die Trommeln der Freiheit, des Friedens und des Wohlstands schienen laut und triumphierend zu schlagen.

Die Welt sei einst zweigeteilt gewesen, erklärte Präsident Bush bei einer gemeinsamen Sitzung von Senat und Repräsentantenhaus. Nun gebe es nur noch «eine einzige und

alles überragende Macht: die Vereinigten Staaten von Amerika». ^[13] Der Westen hatte gesiegt. Im Irak konnte man also durchaus ein paar Kompromisse mit der eigenen Moral schließen, solange es dem übergreifenden hehren Ziel diene, die Verbreitung einer Sache zu befördern, die ein Wesensmerkmal und das Geschenk des amerikanischen

Imperiums war: der
Demokratie.

Im Jahrzehnt nach der
Kuwait-Invasion verfolgten die
Vereinigten Staaten deshalb
eine so ehrgeizige wie
doppelgesichtige Politik. Sie
wiederholten ständig das
Mantra, Länder wie den Irak
befreien und Idee und Praxis
der Demokratie fördern zu
wollen. Andererseits
versuchten sie eifersüchtig und

manchmal auch brutal, ihre Interessen in dieser sich schnell ändernden Welt zu schützen und voranzutreiben. Die UN-Resolution vom 3. April 1991, die direkt nach dem Golfkrieg verabschiedet wurde, befasste sich mit Maßnahmen zum Schutz der kuwaitischen Souveränität. Sie verhängte jedoch auch Sanktionen gegen den Irak, zu denen «das Verbot des Verkaufs und der Lieferung

von Rohstoffen und Erzeugnissen mit Ausnahme von Medikamenten und medizinischen Versorgungsgütern an den Irak» gehörte. Nur der «Grundbedarf der Zivilbevölkerung» an «Nahrungsmitteln» durfte gedeckt werden.^[14] Diese Maßnahmen sollten den Irak zur Abrüstung einschließlich

der Beendigung des biologischen und chemischen Waffenprogramms und zur Anerkennung der kuwaitischen Souveränität zwingen.

Die umfassenden Beschränkungen der irakischen Exporte und Finanztransaktionen hatten verheerende Auswirkungen, und dies vor allem für die Armen. Erste Schätzungen in der Zeitschrift *Lancet* gingen

davon aus, dass in den ersten fünf Jahren durch diese Politik allein fünfhunderttausend irakische Kinder an Unterernährung und Krankheiten starben.^[15] Im Jahr 1996 interviewte Leslie Stahl in der Fernsehsendung *60 Minutes* Madeleine Albright, damals US-Botschafterin bei den Vereinten Nationen, und wies dabei darauf hin, dass im

Irak als Folge der Sanktionen mehr Kinder gestorben seien als im Jahr 1945 in Hiroshima. «Sicher ist das eine sehr schwere Entscheidung», erwiderte Albright. Trotzdem «glauben wir, dass es den Preis wert ist». ^[16]

Diese Sanktionen waren nicht die einzigen Maßnahmen, die man nach dem Waffenstillstand gegen den Irak unternahm.

Kurz darauf wurden nördlich
des sechsunddreißigsten
Breitengrads und südlich des
zweiunddreißigsten
Breitengrads (später erweitert
bis zum dreiunddreißigsten)
Flugverbotszonen verhängt, die
im Laufe der neunziger Jahre
durch fast zweihunderttausend
Überwachungsflüge
amerikanischer, französischer
und britischer Kampfflugzeuge

kontrolliert wurden.^[17] Diese Flugverbotszonen, die zusammen mehr als die Hälfte des irakischen Territoriums ausmachten, wurden angeblich eingerichtet, um die kurdische Minderheit im Norden und die schiitische Bevölkerung im Süden zu schützen. Dass sie einseitig und ohne ein Mandat des UN-Sicherheitsrats verhängt wurden, zeigt, dass

der Westen bereit war, sich in die inneren Angelegenheiten eines anderen Landes einzumischen und die Dinge selbst in die Hand zu nehmen, wenn es ihm passte. ^[18]

Dies erwies sich im Jahr 1998 erneut, als Präsident Clinton den Iraq Liberation Act («Irak-Befreiungsgesetz») unterzeichnete, der es zur offiziellen «Politik der

Vereinigten Staaten» machte, «alle Bemühungen zu unterstützen, das von Saddam Hussein angeführte Regime im Irak zu beseitigen und die Entstehung einer demokratischen Regierung zu fördern, um dieses Regime zu ersetzen». ^[19] Darüber hinaus verkündete Clinton, man werde «der irakischen demokratischen Opposition»

acht Millionen Dollar
zukommen lassen mit dem
ausdrücklichen Ziel, dass sich
die bisher eher zerstrittenen
Gegner Saddams «vereinigen
und effektiver
zusammenarbeiten». [20]

Die Bemühungen der
Vereinigten Staaten und ihrer
Verbündeten, ihren Willen
durchzusetzen, waren nicht auf
den Irak beschränkt. So ging

Präsident Clinton etwa auf die iranische Führung zu und versuchte, einen Dialog zu eröffnen und die Beziehungen wieder zu verbessern, die nach dem Irangate-Skandal und dem katastrophalen Abschuss eines iranischen Verkehrsflugzeugs durch die USS *Vincennes* im Jahr 1988 einen Tiefpunkt erreicht hatten. Wenn auch das volle Ausmaß der Teheraner Vergeltungsmaßnahmen immer

noch unklar ist, weisen doch zahlreiche Beweisspuren auf eine ganze Reihe von Terrorangriffen gegen US-Ziele hin. Dazu gehörten womöglich der Abschuss des Pan-Am-Flugs 103 über Lockerbie im Dezember 1988 und das Bombenattentat auf einen US-Stützpunkt in der Nähe von Dhahran in Saudi-Arabien im Jahr 1996.^[21]

Nachdem eine US-Untersuchung starke Indizien für eine iranische Verwicklung in den Dhahran-Anschlag fand, protestierte Präsident Clinton in einem Brief an Präsident Chatami, den ein Mittelsmann Ende der neunziger Jahre überbrachte. Die Iraner reagierten aggressiv und wiesen die amerikanischen Behauptungen einer iranischen Verstrickung in den Tod von

neunzehn US-Soldaten als
«unrichtig und inakzeptabel»
zurück. Es sei unredlich, wenn
sich die Vereinigten Staaten
über irgendwelche
Terrorattentate beklagten,
während sie nichts getan
hätten, um die «leicht zu
identifizierenden
amerikanischen Staatsbürger
anzuklagen oder auszuliefern,
die für den Abschuss des
iranischen Zivilflugzeugs vor

einem Jahrzehnt verantwortlich waren». Teheran gab dennoch Hoffnung für die Zukunft. Der US-Präsident könne versichert sein, heißt es in dem Antwortschreiben, dass der Iran «keine feindlichen Absichten gegen Amerikaner» hege. Tatsächlich empfinde «das iranische Volk nicht nur keine Feindschaft, sondern sogar hohe Achtung für das

große amerikanische Volk». [22]

Dieser Schritt nach vorne fand sein Echo in Afghanistan, wo man mit dem fundamentalistischen Taliban-Regime einen Kommunikationskanal öffnete, nachdem der «Oberste Führer der Gläubigen» Mullah Omar durch einen Mittelsmann im Jahr 1996 zu den Amerikanern Kontakt aufgenommen hatte.

Wieder einmal waren die ersten Anzeichen vielversprechend.

«Die Taliban halten große Stücke auf Amerika», äußerte sich ein höherer Anführer der Taliban laut dem vertraulichen Bericht über das erste Treffen, das die US-Botschaft in Kabul in die Wege geleitet hatte.

Außerdem habe man die Unterstützung, die Washington «während des Dschihad gegen die Sowjets» geleistet habe,

nicht vergessen. Vor allem wollten die Taliban «gute Beziehungen mit den Vereinigten Staaten». ^[23] Diese versöhnliche Botschaft gab Grund zum Optimismus, ebenso wie die Tatsache, dass die Amerikaner vor Ort Kontakte und alte Freunde hatten, die sich in der Zukunft als nützlich erweisen konnten. Dazu gehörte unter anderem der

Kriegsherr Dschalaluddin
Haqqani, seit der sowjetischen
Invasion ein CIA-Agent, dessen
relativ liberale
gesellschaftspolitische
Einstellungen vor allem in
Bezug auf Frauenrechte in
einem Memo hervorgehoben
wurden, das seine wachsende
Bedeutung innerhalb der
Taliban betonte. [24]

Besorgt waren die

Vereinigten Staaten dagegen über die Rolle Afghanistans als Brutstätte von militanten Kämpfern und Terroristen. Die Taliban hatten im Laufe des Jahres 1996 die Herrschaft in Kabul übernommen. Dies löste in den Nachbarstaaten wachsende Beunruhigung aus. Man befürchtete eine regionale Instabilität, den Aufstieg des religiösen Fundamentalismus und dass Russland erneut in

eine Region hineingezogen werden könnte, die es nach dem Zusammenbruch der UdSSR gerade erst verlassen hatte.

Diese Befürchtungen waren auch Thema eines hochrangigen Treffens mit führenden Taliban im Oktober 1996 in Kandahar. Den amerikanischen Teilnehmern wurde versichert, dass man die Ausbildungslager für militante

Kämpfer geschlossen habe und dass man Inspektoren den Zugang gestatten würde, sofern sie nachprüfen wollten, ob dies tatsächlich der Fall war. Die Taliban-Vertreter, zu denen unter anderem Mullah Ghaus gehörte, der afghanische De-facto-Außenminister, reagierten ermutigend, als man sie nach Osama bin Laden fragte, dessen Aktivitäten den US-Geheimdiensten immer größere

Sorgen bereiteten. Die CIA brachte bin Laden mit Attentaten auf US-Soldaten in Somalia im Jahr 1992, dem Bombenanschlag auf das New Yorker World Trade Center im Jahr 1993 und der Gründung «eines Netzwerks von Al-Qaida-Rekrutierungszentren und Unterkünften in Ägypten, Saudi-Arabien und Pakistan» in Verbindung. Ein Geheimdienstbericht

bezeichnete ihn als «einen der wichtigsten Geldgeber islamischer extremistischer Aktivitäten in der Welt». [25]

«Es wäre hilfreich», erklärten die amerikanischen Vertreter ihren afghanischen Gesprächspartnern, «wenn die Taliban uns mitteilen könnten, wo er sich befindet, und sicherstellen würden, dass er keine Terroranschläge

ausführen kann». Die Afghanen antworteten, bin Laden halte sich bei ihnen «als Gast und Flüchtling» auf. In der paschtunischen Kultur gebe es die Verpflichtung, «einen Gast mit Respekt und Gastfreundschaft zu behandeln». Gleichzeitig aber machten sie deutlich: «Die Taliban würden es niemandem erlauben, unser Territorium für terroristische Aktivitäten zu

nutzen.» Ohnehin habe bin Laden «versprochen, dass er keine Terroranschläge durchführen wird», solange er in Afghanistan lebt. Als die Taliban Verdacht geschöpft hatten, weil er sich in Höhlen südlich von Dschalalabad in der Nähe von Tora Bora zurückzog, habe er sich bereit erklärt, «auszuziehen und in einem gewöhnlichen Haus zu

wohnen». [26]

Dies klang zunächst beruhigend, es erfüllte jedoch noch nicht die Erwartungen der Amerikaner. Sie beschlossen daher, einen anderen Ton anzuschlagen. «Dieser Mann ist Gift», erklärten sie den Taliban-Abgesandten. «Alle Länder, selbst so große und mächtige wie die Vereinigten Staaten,

brauchen Freunde. Und besonders Afghanistan braucht Freunde.» Dies war ein Warnschuss. Man wies darauf hin, dass es Konsequenzen haben würde, wenn bin Laden sich an weiteren Terrorangriffen beteiligte. Die Antwort Mullah Rabbanis, eines hochrangigen Taliban-Führers, war klar und eindeutig, wiederholte aber nur das bereits Geäußerte. Seine

Aussage wurde in voller Länge in einer Depesche zitiert, die nach Washington geschickt wurde. Kopien davon leitete man den US-Missionen in Islamabad, Karatschi, Lahore, Riad und Dschidda zu: «In diesem Teil der Welt gibt es ein Gesetz, dass man jemandem, der irgendwo Zuflucht sucht, Asyl gewähren soll. Wenn es aber Leute gibt, die Terrorakte ausführen, dann können Sie

uns darauf hinweisen. Wir haben unsere Sinne beisammen und werden niemandem erlauben, diese schmutzigen Taten zu begehen.»^[27]

Wie verlässlich diese Zusicherungen waren, wurde nie vollständig geprüft. Die Amerikaner nahmen sie auch nie für bare Münze. Im Frühjahr 1998 arbeitete die

CIA an einem Plan, bin Ladens
habhaft zu werden. Für diese,
wie die Planer meinten,
«perfekte» Operation sei es
nötig, die Unterstützung und
Kooperation afghanischer
«Stammesleute» zu gewinnen.
Im Mai entwickelte sich laut
einem an vielen Stellen
geschwärzten CIA-Bericht «die
Planung für die Auslieferung
[Osama bin Ladens]
ausgesprochen gut». Der Plan

sei «detailliert, durchdacht, realistisch», aber nicht ohne Risiken. Ob man ihn genehmigen würde, war eine ganz andere Sache. Ein Beteiligter drückte es so aus: «Die Chancen, dass die Operation grünes Licht erhält, stehen fünfzig zu fünfzig.» Höhere Armeeoffiziere betrachteten die Sache weit weniger optimistisch. Der Kommandeur der Delta Force

fühlte sich bei einzelnen Details der Planung angeblich «nicht ganz wohl», während der Kommandeur der Joint-Special-Operations-Truppen glaubte, die Planung sei für die CIA «eine Nummer zu groß». Obwohl noch eine «letzte Generalprobe des Einsatzes» stattfand, die gut verlief, blies man die gesamte Operation ab.

[28]

Bevor irgendein

ernstzunehmender Versuch,
mit bin Laden fertigzuwerden,
stattfinden konnte, nahmen die
Ereignisse eine entscheidende
Wendung. Am 7. August 1998
verübte al-Qaida
Bombenanschläge auf die US-
Botschaften in Nairobi und in
Daressalam, den größten
Städten Kenias und Tansanias.
Dabei wurden
zweihundertvierundzwanzig
Menschen getötet und

Tausende verletzt. Der Verdacht fiel sofort auf bin Laden.

Innerhalb von zwei Wochen schlugen die Vereinigten Staaten zurück und feuerten siebenundachtzig Marschflugkörper auf vier mutmaßliche Al-Qaida-Stützpunkte in Afghanistan ab. «Unser Ziel war der Terror», sagte Präsident Clinton in einer Fernsehansprache am

20. August. «Unsere Mission war klar: das Netzwerk radikaler Gruppierungen zu treffen, das mit Osama bin Laden verbunden ist und von diesem finanziert wird, dem vielleicht wichtigsten Organisator und Finanzier des Terrorismus in der heutigen Welt.» Clinton, der zu diesem Zeitpunkt mitten in einem Sexskandal mit seiner Praktikantin Monica Lewinsky

steckte, der seine
Präsidentschaft zu gefährden
drohte und dem er drei Tage
zuvor eine eigene
Fernsehansprache widmen
musste, hatte sich nicht mit den
Taliban in Verbindung gesetzt,
bevor er den Drahtzieher der
Anschläge auszuschalten
versuchte. Um jeder
entsprechenden Kritik
zuvorzukommen, versicherte er
jetzt: «Ich möchte, dass die

Welt versteht, dass unsere Aktionen nicht gegen den Islam gerichtet waren.» Der Islam, fuhr der schwer bedrängte Präsident fort, sei «eine große Religion». [29]

Es war schon schlimm genug, dass die Versuche, Osama bin Laden aus dem Verkehr zu ziehen, keinen Erfolg hatten. Sie machten den USA auch die Taliban zum Feind, die sofort

ihre Empörung über den
Angriff auf afghanisches
Territorium und gegen einen
Gast zum Ausdruck brachten,
dessen Beteiligung an den
Attentaten in Ostafrika noch
gar nicht bewiesen sei. Mullah
Omar erklärte, man werde bin
Laden «niemals
irgendjemandem ausliefern»
und ihn «um jeden Preis
schützen». ^[30] Eine

amerikanische

Geheimdienstesinschätzung

hielt fest, es gebe für bin Laden

und seinen Extremismus

beträchtliche Sympathien in

der arabischen Welt, wo die

Botschaft der «ungerechten

Behandlung und Opferrolle»

der muslimischen Völker mit

der allgemeinen Überzeugung

einhergehe, dass «die US-

Politik korrupte Regime stützt

[...] und darauf angelegt ist, die

arabische Welt aufzuspalten, zu schwächen und auszubeuten». Zwar würden nur wenige bin Ladens Terrorismus befürworten, fasste der Bericht zusammen, aber viele teilten «zumindest einige seiner politischen Einstellungen». [31]

Zu Letzteren gehörte auch Mullah Omar selbst, der in einem bemerkenswerten Telefongespräch mit dem

Außenministerium in
Washington drei Tage nach den
Raketenschlägen äußerte, dass
«sich diese Angriffe als
kontraproduktiv erweisen und
in der islamischen Welt
antiamerikanische Gefühle
wecken werden». Im Laufe
dieses erst kürzlich
freigegebenen Telefonats, des
einzigen bekannten direkten
Kontakts zwischen dem
afghanischen obersten Führer

und US-Verantwortlichen,
sprach Mullah Omar auch die
«gegenwärtigen
innenpolitischen
Schwierigkeiten» Präsident
 Clintons an, womit er auf die
 Lewinsky-Affäre anspielte.
 Angesichts dessen und um die
 «Beliebtheit der USA in der
 islamischen Welt
 wiederherzustellen», die unter
 diesem katastrophalen Angriff
 gelitten habe, «sollte der

Kongress Präsident Clinton zum Rücktritt zwingen», meinte Mullah Omar. [32]

Gleichzeitig wurden die US-Raketenschläge von dem offiziellen Taliban-Sprecher Wakil Ahmed Mutawakkil als Angriff auf das «ganze afghanische Volk» verurteilt. Laut Mutawakkil fanden in Kandahar und Dschalalabad bereits antiamerikanische

Demonstrationen statt. Als er einige Zeit später mit US-Vertretern sprach, meinte er: «Wenn [die Taliban] mit ähnlichen Angriffen gegen Washington Vergeltung hätten üben können, hätten sie das getan.»^[33] Wie Saddam Hussein, als er herausfand, dass die Vereinigten Staaten dem Iran Waffen lieferten, während sie gleichzeitig behaupteten,

sie würden den Irak unterstützen, hatten jetzt die Taliban das verheerende Gefühl, betrogen und hintergangen worden zu sein. Zuerst gaben die Vereinigten Staaten freundschaftliche Botschaften ab, dann handelten sie mit äußerster Brutalität.

Wakil Ahmed drückte auch seine Empörung über die Fadenscheinigkeit der Beweise aus, die die Amerikaner nach

ihren Militärschlägen vorgelegt hatten. Die Taliban-Führung habe stets klargestellt, dass man Schritte gegen bin Laden unternehmen werde, wenn sich herausstellen sollte, dass er vom afghanischen Boden aus Terroranschläge inszeniere. [34]

Tatsächlich hatte Mullah Omar das US-Außenministerium bereits kurz nach den Anschlägen darum gebeten, die

amerikanischen Vorwürfe zu konkretisieren. ^[35] Laut Mutawakkil waren einige Taliban davon überzeugt, dass die Vorwürfe aufgebauscht seien, während andere darauf hinwiesen, dass bin Laden «einst ein ausgebildeter Guerilla war, der von den Vereinigten Staaten unterstützt wurde». Was die Amerikaner da vorgelegt hätten, seien nur

«ein paar Papiere», die kaum als Beweis gelten könnten. Eine Videokassette, die man den Taliban übergeben habe und die angeblich «etwas Neues» über bin Laden enthalten sollte, sei einfach nur peinlich und als Beweismittel vollkommen wertlos.

Der Angriff sei schändlich gewesen, fuhr Ahmed fort. Er habe zum Tod unschuldiger Afghanen geführt und die

afghanische Souveränität verletzt. Wenn die Amerikaner das Bin-Laden-Problem wirklich lösen wollten, sollten sie sich an die Saudis wenden. In diesem Fall wäre die Angelegenheit «in Minuten und nicht Stunden» erledigt. ^[36] Ironischerweise waren die Vereinigten Staaten unabhängig davon zur gleichen Einschätzung gekommen, wie eine ganze Reihe von

diplomatischen Depeschen, Forschungsberichten und Empfehlungen zeigt, die sich damit beschäftigten, wie man die Unterstützung Riads gewinnen könnte.^[37]

Eine größere US-Geheimdienststudie, die ein Jahr später verfasst wurde, zog im Hinblick auf die amerikanischen Raketenschläge ein ernüchterndes Fazit:

Abgesehen von der Tatsache, dass der Versuch, bin Laden auszuschalten, gescheitert war, hätten ihn die Angriffe in einem Großteil der arabischsprachigen Welt sowie weit darüber hinaus zu einem «Underdog» gemacht, «der sich einer einschüchternden Aggression fest und entschlossen widersetzt». Die zunehmende Vorstellung einer «amerikanischen kulturellen

Arroganz» berge große Gefahren. Zudem sei es beunruhigend, dass die US-Angriffe tatsächlich «moralisch fragwürdig» gewesen seien und in mancher Hinsicht bin Ladens eigenen Bombenattentaten glichen, bei denen ebenfalls unschuldige Opfer für eine politische Agenda leiden mussten, die angeblich den Einsatz von Gewalt rechtfertigte. Deshalb «könnte

es sich am Ende erweisen, dass diese Cruise-Missile-Vergeltungsschläge mehr geschadet als genutzt haben». Die Vereinigten Staaten sollten sich bewusst sein, fügte der Bericht prophetisch hinzu, dass diese Luftschläge wahrscheinlich «eine neue Runde terroristischer Bombenattentate auslösen werden». [38]

Noch bevor es dazu kam,
zeitigte die gescheiterte
Intervention andere
unerwünschte Folgen. Die
Ansichten der Taliban-Führung
über die Außenwelt
verhärteten sich, als sich der
Verdacht einer
Doppelzüngigkeit des Westens
immer weiter verfestigte. Es
entwickelte sich eine
Bunkermentalität, die die

Herausbildung
fundamentalistischer religiöser
Überzeugungen beförderte wie
auch das Interesse, diese Form
des radikalen Islam in die ganze
Welt zu exportieren –
wenngleich ein
zeitgenössischer CIA-Bericht
es für äußerst
unwahrscheinlich hielt, dass
dies gelingen könnte. [39]

Auf jeden Fall wurden unter

dem amerikanischen Druck
bisher sehr konservative
Stimmen zunehmend zu
fundamentalistischen. Männer
wie Mullah Rabbani, der
stellvertretende Taliban-Führer
und Vorsitzende der Kabul-
Schura («Rat»), der
befürchtete, dass sich die
Isolation Afghanistans noch
verstärken werde, wenn man
bin Laden nicht ausweise,
wurden von Mullah Omar ins

Abseits gestellt, dessen
kompromisslose Politik, niemals
mit Außenstehenden zu
kooperieren oder gar vor ihnen
zu kapitulieren, den Sieg
davontrug. Schließlich
übernahmen die Taliban
weitgehend bin Ladens
Vorschläge, die Befreiung der
Muslime aus dem Griff des
Westens und die
Wiedererrichtung einer
vormittelalterlichen

Phantasiewelt anzustreben. [40]

Genau dies war das Ziel der Anschläge vom 11. September 2001. Ein Geheimdienstbericht aus dem Jahr 1999 hatte bereits festgehalten, dass bin Laden ein «großes aufgeblasenes Ego» besitze und «sich selbst als Spieler auf einer sehr großen und sehr alten historischen Bühne» sehe. Er betrachte sich «als

Verteidiger gegen die letzten Kreuzritter». ^[41] Es war deshalb höchst bezeichnend, dass auf beinahe jedem einzelnen Audio- oder Videoband, das er nach dem Angriff auf die Twin Towers veröffentlichte, die Kreuzzüge oder die Kreuzritter als Bezugspunkt erwähnt wurden. Revolutionäre berufen sich gerne auf eine idealisierte

Vergangenheit, aber nur wenige schauen tausend Jahre zurück, um dort die Inspiration und Rechtfertigung für die eigenen Terrorakte zu finden.

In den Monaten vor dem 11. September wiesen Geheimdienstberichte immer wieder auf die wachsende Bedrohung durch al-Qaida hin. Ein «nur für den Präsidenten» bestimmtes Memo vom 6. August 2001 mit dem

ominösen Titel «Bin Ladin [sic] entschlossen, in den Vereinigten Staaten zuzuschlagen» berichtete über die Erkenntnis des FBI, dass die Informationen aus «etwa siebzig umfassenden Vor-Ort-Ermittlungen» in den gesamten Vereinigten Staaten «auf verdächtige Aktivitätsmuster in unserem Land hindeuteten, wie sie bei der Vorbereitung von Entführungen und anderen

Attentatsformen zu erwarten sind». ^[42] In der Zwischenzeit versuchten die USA in ihrer Nervosität, die Tür für das Regime in Kabul offenzuhalten, indem sie ihm versicherten, dass «die Vereinigten Staaten nicht gegen die Taliban per se sind und die Taliban nicht zerstören wollen». Das Problem sei eben bin Laden. Wenn man diesen ausschalten könnte,

rieten US-Diplomaten in der Region, «hätten wir eine ganz andere Form der Beziehung».

[43]

Aber man schaltete ihn nicht aus. Am Morgen des 11. September 2001 um acht Uhr vierundzwanzig wurde deutlich, dass etwas ganz und gar nicht stimmte. Das Flugkontrollzentrum versuchte elf Minuten lang, den American-Airlines-Flug 11 von Boston

nach Los Angeles zu erreichen, nachdem es den Piloten aufgefordert hatte, auf fünfunddreißigtausend Fuß (zehntausendsiebenhundert Meter) aufzusteigen. Als endlich eine Antwort kam, war sie völlig überraschend.

Tatsächlich war es eine Ansage an die Passagiere: «Wir haben einige Flugzeuge. Bleiben Sie einfach ruhig, und alles wird gut. Wir kehren zum Flughafen

zurück.»^[44] Um acht Uhr
sechsvierzig Ostküstenzeit
wurde die Boeing 767 in den
Nordturm des World Trade
Centers gesteuert. In den
nächsten siebenundsiebzig
Minuten wurden noch drei
weitere entführte
Passagierflugzeuge zum
Absturz gebracht: Der United-
Airlines-Flug 175 schlug im
Südturm des World Trade

Centers ein, der American-Airlines-Flug 77 flog ins Pentagon, und der United-Airlines-Flug 93 stürzte in der Nähe von Shanksville, Pennsylvania, ab. ^[45]

Zweitausendneunhundredsieb Menschen starben an diesem 11. September, darunter neunzehn Terroristen. Die psychologische Wirkung der Anschläge, die zum Einsturz

der beiden Twin Towers führten und das Gebäude des Pentagon schwer beschädigten, war immens. Terrorattentate gegen Botschaftsgebäude oder amerikanische Soldaten im Ausland waren schon schockierend genug, aber ein koordinierter Angriff auf Ziele mitten in den Vereinigten Staaten war absolut verheerend und niederschmetternd. Die entsetzlichen und quälenden

Aufnahmen der Flugzeuge, die mit voller Absicht in Gebäude gesteuert wurden, und die anschließenden Szenen der Katastrophe, des Chaos und der Tragödie erforderten eine sofortige, umfassende Reaktion. «Die Suche nach den Hintermännern dieser Übeltaten läuft», sagte Präsident George W. Bush in einer Fernsehansprache am Abend der Anschläge. «Ich

habe sämtliche Ressourcen mobilisiert, damit unsere Geheimdienste und Strafverfolgungsbehörden die Verantwortlichen ausfindig machen und vor Gericht bringen können. Wir werden keinen Unterschied machen zwischen den Terroristen, die diese Taten begangen haben, und denjenigen, die sie beherbergen», warnte er.^[46]

Umgehend strömten aus allen
Teilen der Welt
Versicherungen der Solidarität
und Unterstützung nach
Amerika, auch aus solch
unerwarteten Ecken wie
Libyen, Syrien und dem Iran,
dessen Präsident «sein tiefes
Bedauern und Mitgefühl für die
Opfer» bekundete und
hinzufügte: «Es ist eine
internationale Pflicht, dem
Terrorismus den Boden zu

entziehen.»^[47] Es war sofort offensichtlich, dass bin Laden hinter den Anschlägen steckte – auch wenn der Taliban-Botschafter in Pakistan behauptete, dieser verfüge nicht über die nötigen Ressourcen, um einen «so gut organisierten Plan» durchzuführen.^[48] Wakil Ahmed Mutawakil erklärte am Tag nach den Attentaten dem

katarischen Sender Al-Dschasira, dass die Taliban «diesen Terrorangriff verurteilen, wer auch immer dahintersteckt». [49]

Bereits Stunden nach den Anschlägen wurden Strategien entwickelt, wie man gegen bin Laden vorgehen sollte. Am Morgen des 13. September gab man im Außenministerium einen Aktionsplan heraus, der

vorsah, den Iran mit einzubeziehen und auch zu den Behörden in Turkmenistan, Usbekistan, Kirgisien, Kasachstan und China, Afghanistans Nachbarn und Fastnachbarn, Kontakt aufzunehmen. In der darauffolgenden Woche sollte ein Plan entwickelt werden, wie man «die Sechs-plus-zwei-Gespräche wiederbeleben» könnte, um deren Teilnehmer

auf eine Militäraktion gegen Afghanistan vorzubereiten.^[50]
Der erste Schritt der Antwort auf den 11. September war ein Übereinkommen mit den Ländern der Seidenstraße.

Einem der Nachbarn Afghanistans schenkten die Amerikaner besondere Aufmerksamkeit. Pakistans enge Beziehungen zu den Taliban reichten mindestens

eine, wenn nicht gar zwei Generationen zurück. Nach den Terrorangriffen müsse Islamabad jetzt eine Entscheidung treffen, erklärte man dem pakistanischen Geheimdienstchef. Dabei gebe es «nur Schwarz oder Weiß [...] und kein Grau». Das Land habe die Wahl, «mit den Vereinigten Staaten im Kampf gegen den Terrorismus zusammenzustehen oder sich

gegen uns zu stellen». [51]

Während man alle Spielfiguren für einen Angriff auf Afghanistan in Position brachte, ließ man den Taliban eine letzte, unheilverkündende Warnung zukommen, die entweder vom pakistanischen Präsidenten oder seinem Sicherheitschef persönlich überbracht wurde. «Es liegt in Ihrem Interesse und im

Interesse Ihres Überlebens,
alle Al-Qaida-Führer
auszuliefern, die Terrorcamps
zu schließen und den
Amerikanern Zugang zu den
Einrichtungen der Terroristen
zu gestatten.» Falls jedoch
«irgendeine Person oder
Gruppe, die in irgendeiner
Weise mit Afghanistan in
Verbindung steht», in die
Terrorangriffe auf die
Vereinigten Staaten verwickelt

sein sollte, werde die Reaktion «verheerend» ausfallen. «Jede Säule des Taliban-Regimes wird zerstört werden», lautete die brüske Botschaft.^[52] Das Ultimatum war klar und deutlich: Liefert bin Laden aus oder tragt die Konsequenzen.

Trotz aller Bemühungen, bin Laden aufzuspüren und al-Qaida zu zerschlagen, ging es bei der ganzen Sache um mehr

als nur eine Verbrecherjagd.
Tatsächlich wandte sich die
Aufmerksamkeit Washingtons
schon bald der entscheidenden
Frage zu: Wie konnte man das
Zentrum Asiens unter Kontrolle
bringen? Einflussreiche
Stimmen meinten, dass dafür
eine vollkommene
Umgestaltung der Länder
dieser Region entsprechend
den amerikanischen Interessen
und Sicherheitsbedürfnissen

nötig sei.

Seit Jahrzehnten würfelten die Vereinigten Staaten mit dem Teufel. Seit Jahrzehnten war das Herz Asiens von einzigartiger Wichtigkeit, sodass es nach dem Zweiten Weltkrieg üblich wurde, diese Region als entscheidend für die nationale Sicherheit der USA zu bezeichnen. Ihre Lage zwischen Ost und West machte sie für die beiden

rivalisierenden Supermächte
strategisch bedeutsam,
während aufgrund ihrer
Bodenschätze – vor allem Öl
und Gas – alles, was sich in den
Staaten am Persischen Golf und
bei deren unmittelbaren
Nachbarn abspielte, direkten
Einfluss auf die nationale
Sicherheit der Vereinigten
Staaten hatte.

Am 30. September 2001, drei

Wochen nach den Schrecken des 11. September, legte Verteidigungsminister Donald Rumsfeld dem Präsidenten seine «strategischen Überlegungen» darüber vor, was die Vereinigten Staaten in naher Zukunft als Teil ihres «Kriegsziels» erreichen konnten und sollten. «Einige Luftangriffe gegen Al-Qaida- und Taliban-Ziele sollen laut Plan bald beginnen», berichtete

er. Sie wären der Anfang von etwas, das er als «Krieg» bezeichnete. Es sei wichtig, schrieb er, «die Staaten davon zu überzeugen oder sie dazu zu zwingen, die Unterstützung des Terrorismus aufzugeben». Was er dann vorschlug, war drastisch und erstaunlich ehrgeizig. «Wenn dieser Krieg die politische Weltkarte nicht bedeutend verändert, werden die Vereinigten Staaten ihr Ziel

nicht erreichen.» Rumsfeld wurde noch deutlicher: «Die [Regierung der Vereinigten Staaten] sollte Folgendes als Ziel ins Auge fassen: neue Regime in Afghanistan und einem (oder zwei) weiteren Schlüsselstaaten.»^[53] Dabei brauchte er nicht zu sagen, welche beiden Staaten er meinte: den Irak und den Iran.

Die Anschläge vom

11. September veränderten die Art und Weise, wie die Vereinigten Staaten mit der Welt als Ganzes umgingen. Amerikas Zukunft hing davon ab, dass man das Rückgrat von Asien sicherte, das sich von der irakischen Westgrenze mit Syrien und der Türkei bis zum Hindukusch erstreckte. Diese Sicht machte Präsident Bush Ende Januar 2002 mit Nachdruck deutlich.

Inzwischen hatte man die Taliban innerhalb weniger Wochen nach Beginn der Operation Enduring Freedom entscheidend zurückgedrängt und durch heftige Luftangriffe und den Einsatz größerer Bodentruppen aus den wichtigeren Städten einschließlich Kabul vertrieben. Obwohl bin Laden noch immer nicht gefasst war, legte der Präsident in seiner Rede zur

Lage der Nation dar, warum die Vereinigten Staaten inzwischen weit ehrgeizigere Ziele verfolgten. «Einige den Terror unterstützende Regime haben sich seit dem 11. September ziemlich ruhig verhalten. Aber wir kennen ihr wahres Gesicht.» Eines davon war Nordkorea, der Schurkenstaat par excellence. Im Mittelpunkt aber stand die Bedrohung, die zwei weitere Regime

darstellten: der Iran und der Irak. Zusammen mit dem Regime in Pjöngjang bildeten diese beiden «eine Achse des Bösen, die sich bewaffnet, um die Welt zu bedrohen». Diese Achse musste unbedingt zerstört werden. «Unser Krieg gegen den Terror hat bereits seit einiger Zeit begonnen. Trotzdem steht er erst am Anfang.»^[54]

Man war absolut
entschlossen, weltweit die
Kontrolle zurückzuerlangen.
Die Absetzung von
Regierungen, die man für
destabilisierend und gefährlich
hielt, wurde ein zentrales
Moment im strategischen
Denken der Vereinigten
Staaten und ihrer
Verbündeten. Vorrangig galt es
jetzt, klar erkennbare,
gegenwärtige Gefahren zu

beseitigen. Dabei
verschwendete man kaum einen
Gedanken daran, was als
Nächstes geschehen würde,
könnte oder sollte. Die Lösung
von Kurzzeitproblemen war
einmal mehr wichtiger als
irgendwelche
Langzeitszenarien. Dies zeigte
sich auch an den Einsatzplänen
gegen Afghanistan vom Herbst
2001. «Die [US-Regierung]
sollte sich über die Verhältnisse

nach den Taliban erst einmal nicht den Kopf zerbrechen», hieß es in einem Strategieplanungspapier, das herausgegeben wurde, als die Luftangriffe bereits begonnen hatten. Entscheidend sei, al-Qaida und die Taliban zu besiegen. Über die Zeit danach könne man sich später immer noch Gedanken machen. ^[55]

Dasselbe Kurzzeitdenken

zeigte sich auch im Fall des Irak, wo man sich auf den Sturz Saddam Husseins konzentrierte und die Planung im Hinblick auf die künftige Gestalt des Landes vollkommen vernachlässigte. Der Wunsch, Saddam Hussein loszuwerden, stand seit den ersten Tagen der Bush-Regierung auf der Agenda. So bat der neue Außenminister Colin Powell bereits weniger als zweiundsiebzig Stunden nach

George Bushs

Amtseinführung – und Monate
vor dem 11. September – um
eine Klarstellung über die US-
amerikanische

«Regimeänderungspolitik im
Irak». [56] Nach den

Terrorangriffen geriet Saddam
Hussein beinahe sofort ins
Visier. Während es ganz so
aussah, als könnten sich die
US-Truppen die Kontrolle über

ganz Afghanistan sichern,
bereitete sich das
Verteidigungsministerium
schon intensiv auf einen
umfassenden Einsatz gegen
den Irak vor. Die Frage war
dabei ganz einfach, wie die
Planungsnotizen für ein Treffen
zwischen Rumsfeld und General
Tommy Franks, dem
Kommandeur des Central
Command, zeigen: «Wie

anfangen?»^[57]

Man fasste drei Auslöser ins Auge, die ein militärisches Eingreifen rechtfertigen könnten: Vielleicht würde sich Saddam «gegen die Kurden im Norden wenden», spekulierte Donald Rumsfeld im November 2001. Vielleicht ließe sich auch eine «Verbindung zu den Anschlägen vom 11. September oder zu den Milzbrand-

Anschlägen» herstellen. (Im September 2001 hatten zwei US-Senatoren und mehrere Nachrichtensender Briefe mit Milzbrandsporen erhalten.) Oder wie wäre es, wenn es einen «Streit über WMD-[Massenvernichtungswaffen]-Inspektionen» gäbe? Letzteres schien am vielversprechendsten, wie der unmittelbar folgende Kommentar enthüllt: «Fangen

Sie an, über
Inspektionsforderungen
nachzudenken.»^[58]

Das ganze Jahr 2002 über
und Anfang des Jahres 2003
erhöhte man stetig den Druck
auf den Irak, wobei die Frage
der chemischen und
biologischen Waffen und der
Massenvernichtungswaffen im
Mittelpunkt stand. Die
Vereinigten Staaten verfolgten

das Ganze mit einem beinahe missionarischen Eifer. Da es keine «unumstößlichen Beweise» für eine Verbindung zwischen dem 11. September und Bagdad gebe, heißt es in einem Geheimdienstbericht, könne man sich wohl nur bei Tony Blair darauf verlassen, dass er einen Krieg unterstütze, allerdings «zu beträchtlichen politischen Kosten». Ein anderer Bericht

unterstrich die Tatsache, dass «viele, wenn nicht die meisten Länder, die mit den Vereinigten Staaten verbündet oder befreundet sind – vor allem in Europa –, starke Bedenken gegen einen [...] umfassenden Angriff auf den Irak hegen». Da zu erwarten war, dass die Vereinten Nationen für eine solche Aktion kein eindeutiges Mandat erteilen würden, machte man sich daran, einen

eigenen rechtlichen Rahmen
für einen vollgültigen Krieg
gegen den Irak zu zimmern. [59]

Dabei legte man besonderen
Nachdruck auf die Behauptung,
dass der Irak nicht nur
entschlossen sei,
Massenvernichtungswaffen
herzustellen, sondern dies
bereits im Verborgenen tue.
Gleichzeitig behindere er die
Arbeit der Inspektoren der

Internationalen Atomenergie-Organisation (IAEO). In einigen Fällen schuf dieser Vorwurf Probleme für die Überwacher selbst, deren Einlassungen zum Teil übertrieben dargestellt oder in Frage gestellt wurden, was auch ihre eigene Position in Gefahr bringen konnte. So wurde im Frühjahr 2002 der brasilianische Generaldirektor der Organisation für das Verbot chemischer Waffen, José

Bustani, nach einer nichtöffentlichen Sondersitzung auf Betreiben der Amerikaner abgelöst. Dies war das erste Mal, dass man den Leiter einer wichtigen internationalen Organisation zur Aufgabe seines Amtes zwang.^[60] Informationen aus vereinzelt und oft recht unzuverlässigen Quellen wurden in den Vordergrund

gerückt, reine Spekulationen als Tatsachen präsentiert. Man war auf amerikanischer Seite fest entschlossen, die Vorwürfe gegen den Irak und Saddam als wasserdicht erscheinen zu lassen. «Jede Äußerung, die ich heute abgebe, beruht auf Quellen, soliden Quellen», erklärte Colin Powell am 5. Februar 2003 vor dem Sicherheitsrat der UN. «Dies sind keine bloßen

Behauptungen. Was wir Ihnen vorlegen, sind Tatsachen und Schlussfolgerungen, die auf soliden Geheimdienststerkenntnissen beruhen.»^[61]

Es gab jedoch nichts dergleichen. Erst eine Woche zuvor hatte ein Bericht der IAE O festgehalten, man habe bisher «keine Beweise» dafür gefunden, «dass der Irak seit

dem Programm der 1990er Jahre sein Nuklearwaffenprogramm wiederbelebt hat». Hinzugefügt wurde allerdings, dass «weitere Verifizierungsmaßnahmen nötig» seien.^[62] Dies stimmte mit einem aktualisierten Bericht überein, der am selben Tag, dem 27. Januar 2003, veröffentlicht wurde. Darin bestätigte der Leiter der

Überwachungs-, Verifikations-
und Inspektionskommission der
Vereinten Nationen
(UNMOVIC), Hans Blix, dass
seine Inspektoren zwar ab und
zu kleineren Belästigungen
ausgesetzt gewesen seien, aber
«der Irak im Ganzen mit der
UNMOVIC ziemlich gut
zusammengearbeitet» habe und
den Forderungen der
Inspektoren nachgekommen

sei. [63]

Wie sich später herausstellte, gab es keinerlei Verbindung zwischen Saddam Hussein und den Al-Qaida-Anschlägen des Jahres 2001. Tatsächlich enthielten die Millionen Seiten an Dokumenten, die man nach dem Beginn der Invasion am 19. März 2003 in Bagdad sicherte, auffallend wenig Hinweise auf terroristische

Aktivitäten. Stattdessen zeigten die Unterlagen des irakischen Geheimdienstes, dass man beträchtliche Anstrengungen unternommen hatte, Männer wie Abu Abbas im Zaum zu halten, den Anführer der Palästinensischen Befreiungsfront, die in den achtziger Jahren eine Reihe spektakulärer Anschläge begangen hatte. Vor allem hatten die Iraker deutlich

gemacht, dass es unter keinen Umständen Attentate auf amerikanische Ziele geben dürfe – außer im Fall eines Angriffs der Vereinigten Staaten auf den Irak. [64]

Wie wir heute wissen, hatte auch das angeblich so umfangreiche und ausgeklügelte Massenvernichtungswaffenprogramm das in den Köpfen all jener

herumspukte, die den Irak für eine Bedrohung des regionalen und des Weltfriedens hielten, kaum einen realen Hintergrund.

Lastwagenanhänger, die Colin Powell als mobile biologische Waffenanlagen beschrieb, «die sich in großen Palmenhainen verbergen und [...] alle ein bis vier Wochen bewegt werden, um ihre Entdeckung zu verhindern», stellten sich als

Abfüllanlagen für Wetterballons heraus – so wie es die Iraker immer behauptet hatten. ^[65]

Planentwürfe und Bücher, die vor und während der Invasion entstanden, beschrieben die idyllische Zukunft, die den Irak nach seiner Befreiung erwartete. Das irakische Öl sei «ein enormer Gewinn» für das Land, behauptete eine größere Studie optimistisch. Es habe

das Potenzial, «jedem einzelnen Bürger des Landes ungeachtet seiner Volkszugehörigkeit oder Religion zugutezukommen». [66]

Die naive Annahme, dass dieser Reichtum gerecht unter allen Irakern aufgeteilt werden würde, sagt viel darüber aus, wie unrealistisch die Erwartungen im Allgemeinen waren. Ein Grund für diese optimistische Sicht tauchte

immer wieder auf: «Der Irak ist im Gegensatz zu Afghanistan ein ziemlich reiches Land», erklärte der Pressesprecher des Weißen Hauses Ari Fleischer im Februar 2003 bei einem Pressebriefing. Es gebe dort «enorme Ressourcen, die dem irakischen Volk gehören. Deshalb [...] sollte der Irak mit Leichtigkeit imstande sein, einen Großteil der Lasten seines eigenen Wiederaufbaus

zu tragen.» Ähnlich äußerte sich Donald Rumsfelds Stellvertreter Paul Wolfowitz bei einer Anhörung vor dem Verteidigungsbewilligungsausschuss des Repräsentantenhauses acht Tage nach Invasionsbeginn im März 2003. Man müsse sich keine Sorgen machen, meinte er. «Wir haben es hier mit einem Land zu tun, das seinen eigenen Wiederaufbau wirklich finanzieren kann, und dies

schon relativ bald.» Die Öleinnahmen würden sich über die nächsten «zwei oder drei Jahre» auf fünfzig bis hundert Milliarden Dollar belaufen, sagte er locker flockig voraus.

[67]

Die Vorstellung, dass die Beseitigung Saddam Husseins den Irak zu einem Land machen würde, in dem Milch und Honig fließen, war ein Wunschdenken epischen Ausmaßes. Als die US-

Truppen in Afghanistan einrückten, warnten die Politikstrategen, dass sich die USA «zu keinem militärischen Engagement nach dem Ende der Taliban verpflichten sollten, da die Vereinigten Staaten weltweit stark im Kampf gegen den Terrorismus engagiert sein werden». ^[68] In Bezug auf den Irak herrschten ähnliche Erwartungen: Laut den

Planungen des US Central Command benötigte man für eine Invasion des Landes zweihundertsiebzigtausend Soldaten. Dreieinhalb Jahre später seien nur noch fünftausend Soldaten als Bodentruppen erforderlich. Dies wirkte alles recht plausibel, wenn man es auf Powerpoint-Folien jenen Leuten präsentierte, die sahen,

was sie sehen wollten.^[69] Man erwartete «leichte Kriege», die schnell erfolgreich enden und in einer asiatischen Schlüsselregion ein neues Gleichgewicht herstellen würden.

Beide Kriege erwiesen sich jedoch als langwierig und teuer. Nach dem Fall Bagdads und dem darauffolgenden

großen Aufstand versank der Irak in einem Bürgerkrieg, während die afghanische Reaktion auf die US-Intervention genauso einfallsreich und entschieden war wie jene in den achtziger Jahren gegen die Sowjetunion, wobei Pakistan auch dieses Mal die fundamentalistischen Widerstandskämpfer entscheidend unterstützte. Insgesamt verloren viele

tausend amerikanische
Soldaten ihr Leben, und mehr
als hundertfünfzigtausend US-
Veteranen erlitten
Verletzungen, durch die sie
offiziell als wenigstens siebzig
Prozent behindert eingestuft
wurden.^[70] Dazu kamen
Hunderttausende von
afghanischen und irakischen
Zivilisten, die bei
Militäraktionen getötet oder

verletzt wurden oder die, weil sie einfach zur falschen Zeit am falschen Ort waren, ins Kreuzfeuer, in einen Drohnenangriff oder in ein Autobombenattentat gerieten und dadurch zum «Kollateralschaden» wurden.

[71]

Auch die finanziellen Kosten stiegen erstaunlich schnell. Eine neuere Untersuchung hat die Kosten des Einsatzes im

Irak und in Afghanistan auf
schwindelerregende sechs
Billionen Dollar oder
fünfundsiebzigtausend Dollar
für jeden amerikanischen
Haushalt geschätzt, wobei auch
die medizinischen
Langzeitkosten und die
Invaliditätsentschädigungen
berücksichtigt wurden. Dies
entspricht etwa zwanzig
Prozent des Anstiegs der US-
Staatsschulden zwischen 2001

und 2012.^[72]

Dass der Effekt der Militärinterventionen weit begrenzter war als erhofft, macht die Sache noch schlimmer. Im Jahr 2011 hatte Präsident Obama laut seinem früheren Verteidigungsminister Robert Gates praktisch bereits aufgegeben. Gates begriff im März 2011 bei einem Treffen im Weißen Haus, wie trostlos

die Situation tatsächlich war.
«Als ich dort saß, dachte ich:
Der Präsident vertraut seinem
Kommandeur [General
Petraeus] nicht, er kann [den
afghanischen Präsidenten]
Karsai nicht ausstehen, er
glaubt nicht an seine eigene
Strategie und hält das Ganze
nicht für seinen Krieg. Für ihn
geht es nur noch darum, dort
rauszukommen.»^[73] Diese

Beschreibung erhielt ihr wütendes Echo durch Präsident Karsai, der vom Westen aufgebaut, unterstützt und nach Ansicht vieler reich gemacht worden war. «Als Nation» habe Afghanistan unter der US-Politik enorm gelitten, erklärte er dem Autor William Dalrymple. Die Amerikaner «kämpften nicht gegen den Terrorismus, wo er war und wo er immer noch ist. Sie fügen

Afghanistan und seinem Volk weiterhin großen Schaden zu.»
Es gebe keinen anderen Ausdruck dafür, meinte er:
«Dies ist ein Verrat.»^[74]

Auch im Irak hatte man für die Verluste an Menschenleben, die immensen Kosten und die zerstörten Hoffnungen nur wenig vorzuweisen. Zehn Jahre nach dem Sturz Saddam Husseins

befand sich das Land am unteren Ende aller Ranglisten, die den Übergang zu einer gesunden Demokratie anzeigen. In Bezug auf Menschenrechte, Pressefreiheit, Minderheitenrechte, Korruption und Redefreiheit schneidet der Irak nicht besser ab als unter Saddam Hussein und in einigen Fällen sogar schlechter. Das Land wird von

Unsicherheit und Unruhen
gelähmt, wobei vor allem die
Minderheiten in einer
katastrophalen Lage sind und
sich ungeheuerlicher Gewalt
ausgesetzt sehen. Die
Zukunftsaussichten sind
düster.

Dann wäre da noch der
beschädigte Ruf des Westens
im Allgemeinen und der
Vereinigten Staaten im
Besonderen. «Wir sollten es

nach Möglichkeit vermeiden,
Bilder zu erschaffen, die
zeigen, wie Amerikaner
Muslime töten», riet Donald
Rumsfeld Präsident Bush zwei
Wochen nach dem
11. September.^[75] Zu sehen
waren dafür bald die Bilder der
Gefangenen, die ohne Prozess
in der rechtlichen Grauzone
von Guantánamo Bay
festgehalten werden, ein Ort,

den man bewusst gewählt hat, weil man den Insassen dort den Schutz der US-Verfassung verweigern kann.

Untersuchungen zu der Vorgeschichte des Irakkriegs in den Vereinigten Staaten und Großbritannien haben gezeigt, dass Beweise falsch dargestellt, manipuliert und hingebogen wurden, um Entscheidungen zu unterstützen, die hinter verschlossenen Türen bereits

gefallen waren. Versuche, die Medien im Irak nach Saddams Sturz zu kontrollieren, wo zuvor das Konzept der Pressefreiheit von US-Journalisten herausposaunt worden war, die «von der US-Regierung gebilligte Informationen» nutzten, um die «Hoffnungen für eine Zukunft in Wohlstand und Demokratie» zu unterstreichen, erinnerten stark an die sowjetischen

Kommissare, die Presseartikel nicht nach den Richtlinien der Realität, sondern nach denen ihres Polittraums zuließen oder verboten. [76]

Dazu kamen die außergerichtlichen Auslieferungen von Verdächtigen, eine regelrechte Folterindustrie und Drohnenangriffe auf Personen, von denen man vermutete –

ohne dies unbedingt beweisen zu können –, dass sie «Bedrohungen» darstellten. Immerhin sagt es eine Menge über die Kultiviertheit und den Pluralismus des Westens aus, dass man diese Angelegenheiten in aller Öffentlichkeit diskutieren kann und dass viele über die Heuchelei entsetzt sind, einerseits die Überlegenheit der Demokratie zu verkünden,

andererseits jedoch als imperiale Macht aufzutreten. Einige waren dermaßen empört, dass sie Geheiminformationen offenlegten, die zeigten, wie diese Politik entwickelt wurde: pragmatisch, aus dem Stegreif und oft ohne sich allzu große Gedanken über das Völkerrecht und das Recht überhaupt zu machen. Keines dieser Datenlecks zeigte den Westen

in einem guten Licht, was vor allem den Geheimdiensten selbst sauer aufstieß, die seitdem darum kämpfen, dass Berichte über die Art und das Ausmaß der Foltermethoden weiterhin als Verschlussache eingestuft werden, obwohl sie dabei sogar auf den Widerstand des US-Senats stoßen.

Während sich die Aufmerksamkeit meist auf die Bemühungen richtet, den Irak

und Afghanistan zu beeinflussen und umzugestalten, darf man darüber nicht die Versuche übersehen, auch im Iran einen Wandel herbeizuführen. Dazu gehörten vor allem Sanktionen, die von Washington mit aller Macht durchgesetzt wurden, obwohl sie nach der Ansicht vieler kontraproduktiv waren und sind. Wie im Irak der neunziger Jahre haben diese

hauptsächlich Folgen für die Armen, deren Lage sich weiter verschlimmert. Eine Beschränkung der iranischen Ölexporte hat natürlich nicht nur Auswirkungen auf den Lebensstandard der Iraner, sondern auch auf den von Menschen, die auf der anderen Seite der Welt leben. Auf dem globalen Energiemarkt betrifft der Gas-, Strom- und Benzinpreis die Farmer in

Minnesota, die Taxifahrer in Madrid, die Studentinnen in Schwarzafrika und die Kaffeepflanzer in Vietnam gleichermaßen. Wir alle werden ganz direkt von der Machtpolitik beeinflusst, die Tausende Kilometer von uns entfernt umgesetzt wird. Man vergisst leicht, dass in den Entwicklungsländern ein paar Cent den Unterschied zwischen Leben und Tod ausmachen

können. Erzwungene Sanktionen kommen deshalb einer schleichenden Erstickung all jener gleich, deren Stimmen man nicht hören kann: der Mütter in den Slums von Mumbai, der Korbweber in den Vororten von Mombasa oder der Frauen, die sich den illegalen Bergbauaktivitäten in Südamerika entgegenstellen. Und dies alles, damit der Iran sich gezwungen sieht, ein

Nuklearprogramm einzustellen, das auf US-Technologien aufbaut, die die Amerikaner in den siebziger Jahren dem despotischen, intoleranten und korrupten Schah-Regime verkauft haben.

Dabei haben die Vereinigten Staaten neben dem diplomatischen und ökonomischen Druck auf Teheran stets deutlich gemacht, dass sie den Einsatz

von Gewalt gegen den Iran in Erwägung ziehen würden, um dessen

Anreicherungsprogramm ein Ende zu setzen. Dick Cheney gab an, er habe sich in der Endphase der zweiten Bush-Amtszeit für Luftangriffe gegen iranische Nukleareinrichtungen eingesetzt, obwohl Reaktoren wie Buschir inzwischen bekanntermaßen durch hochentwickelte russische Tor-

Flugabwehrraketen geschützt wurden. «Ich war wahrscheinlich ein größerer Befürworter einer Militäraktion als meine Kollegen», sagte er im Jahr 2009.^[77] Andere warnten ihn, dass solche Präventivschläge die Lage in der gesamten Region nur verschlimmern würden. Dennoch kehrte er wiederholt zu dieser Idee zurück.

Verhandlungen würden scheitern, wenn man nicht mit Militärschlägen drohe, sagte er etwa im Jahr 2013. «Ich kann mir nicht vorstellen, wie wir unsere Ziele ohne sie erreichen werden», erklärte er ABC News.^[78]

Die Vorstellung, dass der Westen mit Gewalt drohen muss – und auch bereit sein muss, diese einzusetzen –, um

zu bekommen, was er will, ist in Washington inzwischen zu einem Mantra geworden. «Der Iran wird beweisen müssen, dass sein Programm wirklich friedlich ist», sagte Außenminister John Kerry im Januar 2014. Der Iran sollte bedenken, warnte er, dass «der Präsident [...] ausdrücklich gesagt hat, dass er die Drohung [mit einem Militärschlag] noch nicht vom Tisch genommen

hat». ^[79] Diese Botschaft wiederholte er mehrfach. «Die militärische Option, zu der die Vereinigten Staaten greifen können, steht bereit», erklärte Kerry im Januar 2014 in einem Interview mit dem in saudischem Besitz befindlichen Al-Arabiya-Nachrichtensender. Wenn nötig, fügte er hinzu, würden die Vereinigten Staaten «tun, was sie tun müssen». ^[80]

«Wie ich im Verlauf meiner
Präsidentschaft immer wieder
deutlich gemacht habe»,
betonte Präsident Obama,
«werde ich nicht zögern,
nötigenfalls Gewalt
anzuwenden, um die
Vereinigten Staaten und ihre
Interessen zu schützen.»^[81]

Trotz solcher Drohungen, die
den Iran an den
Verhandlungstisch bringen

sollten, scheinen die
Vereinigten Staaten hinter den
Kulissen Schritte unternommen
zu haben, um ihren Willen auf
jeden Fall durchzusetzen.

Wenngleich es mehrere
mögliche Quellen für den
Stuxnet-Computervirus gibt,
der die Zentrifugen in der
iranischen

Urananreicherungsanlage in
Natanz und danach weitere
Reaktoren im ganzen Land

angriff, existieren zahlreiche Hinweise, die diese höchst raffinierte und aggressive Schadsoftware, die sich das iranische Atomprogramm zum Ziel nahm, mit den Vereinigten Staaten und direkt mit dem Weißen Haus in Verbindung bringen.^[82] Offensichtlich ist Cyber-Terrorismus akzeptabel, solange er von den westlichen Geheimdiensten betrieben

wird. Die Drohung, Gewalt gegen den Iran einzusetzen, um eine Weltordnung zu schützen, die den westlichen Interessen dient, ist nur ein weiteres Kapitel in der Geschichte des Versuchs, an einem uralten Kreuzweg der Kulturen die Stellung zu wahren. Dort steht offenbar viel zu viel auf dem Spiel, als dass man auf solche Methoden verzichten könnte.

Schluss

Licht aus dem Osten - der Wiederaufstieg der Seidenstraßen

In vieler Hinsicht sind das späte 20. und das frühe 21. Jahrhundert für die Vereinigten Staaten und

Europa eine Katastrophe gewesen. Ihr Kampf um Einfluss in den lebenswichtigen Territorien, die Ost und West miteinander verbinden, war zum Scheitern verurteilt. Das eigentlich Verblüffende an den Ereignissen der vergangenen Jahrzehnte ist, dass dem Westen der Blick für die Weltgeschichte fehlte – für das große Bild, die breiten Themen und die groben Muster, die in

der Region zum Tragen kommen. In den Köpfen der politischen Strategen, Politiker, Diplomaten und Generäle schienen die Probleme Afghanistans, des Iran und des Irak einzigartig, voneinander getrennt und nur lose miteinander verbunden.

Tritt man jedoch einen Schritt zurück, so erhält man einen wertvollen Blickwinkel sowie eine bemerkenswerte

Einsicht, die es uns ermöglicht,
eine weiträumige Region zu
erfassen, die in Unruhe geraten
ist. In der Türkei tobt ein
Kampf um die Seele des
Landes, während
Internetanbieter und soziale
Medien auf einen Wink der
Regierung hin geschlossen
werden. Diese Regierung
wiederum ist sich selbst nicht
einig, wo die Zukunft des
Landes liegt. Das Dilemma

wiederholt sich in der Ukraine, wo unterschiedliche nationale Visionen das Land zerrissen haben. Auch Syrien macht die traumatische Erfahrung eines tiefgreifenden Wandels durch, während sich die Kräfte des Konservatismus und des Liberalismus unter enormen Verlusten gegenseitig bekämpfen. Der Kaukasus hat ebenfalls eine Phase des Wandels hinter sich, in der

vielfältige Fragen der Identität und des Nationalbewusstseins hochkochten, vor allem in Tschetschenien und Georgien. Nicht zu vergessen die Region weiter östlich, wo die «Tulpenrevolution» in Kirgisistan im Jahr 2005 das Vorspiel zu einer langen Phase politischer Instabilität war, und Xinjiang im Westen Chinas, wo die uigurische Bevölkerung inzwischen immer unruhiger

und feindseliger geworden ist.
Im letzteren Fall wird die
Terrorgefahr so hoch
eingestuft, dass laut
Anweisungen der Behörden
bereits ein langer Bart auf
zweifelhafte Absichten
hindeuten kann. Zudem hat die
Regierung ein offizielles
Programm unter dem
Schlagwort «Projekt
Schönheit» gestartet, um
Frauen davon abzuhalten,

einen Schleier zu tragen.

Folglich passiert hier mehr als nur die plumpen Interventionen des Westens im Iran und in Afghanistan und der Einsatz von Druckmitteln in der Ukraine, im Iran und anderswo. Von Ost nach West erhebt sich die Region der Seidenstraße von neuem. Man fühlt sich leicht verwirrt und beunruhigt von der Vertreibung und der Gewalt in der islamischen Welt,

von dem religiösen
Fundamentalismus, von den
Zusammenstößen zwischen
Russland und seinen
Nachbarländern oder von
Chinas Kampf gegen den
Extremismus in seinen
westlichen Provinzen. Was wir
erleben, sind jedoch die
Geburtswehen einer Region,
die einst die intellektuelle,
kulturelle und wirtschaftliche
Landschaft dominierte und die

jetzt wieder aufsteigt. Wir sehen die Anzeichen dafür, dass sich das Gravitationszentrum der Welt verschiebt – zurück in die Region, wo es jahrtausendlang gelegen hat.

Dafür gibt es offensichtliche Gründe. Der wichtigste sind natürlich die Bodenschätze der Region. Die Monopolisierung der Rohstoffe Persiens, Mesopotamiens und der

Golfregion hatte im Ersten Weltkrieg Priorität; und Anstrengungen, den größten Preis in der Geschichte zu gewinnen, haben die Haltung der westlichen Welt gegenüber dieser Region seither geprägt. Heutzutage geht es eher um noch mehr als zu jener Zeit, als das Ausmaß der Funde Knox D'Arcys zum ersten Mal deutlich wurde: Allein die Rohölreserven unter dem

Kaspischen Meer sind fast doppelt so groß wie die der gesamten Vereinigten Staaten.

[¹] Von Kurdistan, wo neu entdeckte Ölvorkommen wie das Feld Tak Tak, dessen Fördermenge seit 2007 von zweitausend auf zweihundertfünfzigtausend Barrel am Tag – mit einem Wert von Hunderten Millionen Dollar monatlich – gestiegen ist, bis zu

dem riesigen Vorkommen Karatschaganak an der Grenze zwischen Kasachstan und Russland, das Schätzungen zufolge 1,35 Billionen Kubikmeter Erdgas sowie verflüssigtes Gas und Rohöl enthält, stöhnen die Länder der Region regelrecht unter der Last ihrer Bodenschätze.

Dann gibt es noch den Donbass, das Donezkbecken, das beiderseits der

ukrainischen Ostgrenze zu Russland liegt. Lange Zeit war er berühmt für seine Kohlevorkommen, deren nutzbare Reserven auf rund zehn Milliarden Tonnen geschätzt werden. Auch das ist eine Region, die aufgrund ihrer sonstigen Bodenschätze eine wachsende Bedeutung hat. Aktuelle Schätzungen des amerikanischen Geological Service gehen von Vorkommen

von 1,4 Milliarden Barrel Erdöl und 1,2 Billionen Kubikmeter Erdgas aus sowie von beträchtlichen Mengen flüssigen Erdgases.^[2] Und nicht zuletzt befinden sich in der Region die Erdgasvorkommen Turkmenistans. Mit schätzungsweise sage und schreibe neunzehn Billionen Kubikmeter Erdgas unter der

Erde kontrolliert das Land die weltweit viertgrößten Vorkommen. Ganz zu schweigen von den Minen in Usbekistan und Kirgisistan, die einen Teil der Tienschan-Kette bilden und deren Goldvorkommen lediglich vom Witwatersrandbecken in Südafrika übertroffen werden. Außerdem wurden Beryllium, Dysprosium und andere «seltene Erden» in Kasachstan

gefunden, die für die Herstellung von Mobiltelefonen, Laptops und wiederaufladbaren Batterien unerlässlich sind, sowie Uran und Plutonium, die für die Atomenergie wichtig sind – und für atomare Sprengköpfe.

Sogar der Boden selbst ist reich und wertvoll. Einst waren die Pferde Zentralasiens hochgeschätzt, am Kaiserhof in China wie auf den Märkten

Delhis. Die Chronisten von Kiew schwärmten ebenso von ihnen wie jene Konstantinopels und Pekings. Heute ist das Weideland der Steppe zu weiten Teilen in die erstaunlich ergiebigen Getreidefelder Südrusslands und der Ukraine umgewandelt worden:

Tatsächlich ist das Markenzeichen *tschernosem* (wörtlich «Schwarzerde») so fruchtbar und begehrt, dass

laut den Angaben einer NGO jährlich allein in der Ukraine Mengen dieses Bodens im Wert von knapp einer Milliarde Dollar ausgegraben und verkauft werden.^[3]

Die Auswirkungen der Instabilität, der Unruhen oder Kriege in dieser Region sind nicht nur beim Benzinpreis an den Tankstellen auf der ganzen Welt zu spüren; sie betreffen

auch den Preis der
Technologie, die wir nutzen,
und sogar den Preis des Brotes,
das wir essen. Im Sommer 2010
etwa verursachten ungünstige
Wetterbedingungen in
Russland eine Missernte, deren
Ertrag deutlich unter dem
einheimischen Bedarf lag. Als
sich das zu erwartende Defizit
abzeichnete, wurde sofort der
internationale Export von
Getreide untersagt, wobei das

Verbot nach zehn Tagen in Kraft treten sollte. Die globalen Getreidepreise reagierten umgehend darauf: Innerhalb von nur zwei Tagen stiegen sie um fünfzehn Prozent.^[4] Die Unruhen in der Ukraine zu Beginn des Jahres 2014 hatten einen ähnlichen Effekt und trieben den Weizenpreis deutlich in die Höhe, weil man gravierende Auswirkungen auf

die Agrarproduktion des drittgrößten Weizenexporteurs der Welt fürchtete.

Der Anbau anderer Produkte in diesem Teil der Welt folgt ähnlichen Gesetzmäßigkeiten. Einst war Zentralasien berühmt für Baburs Orangenbäume und später für die Tulpen, die im 17. Jahrhundert in den Hauptstädten ganz Westeuropas so sehr geschätzt waren, dass ganze

Kanalgebäude in Amsterdam
gegen Zwiebeln den Besitzer
wechselten. Heute wird um den
Mohn gekämpft: Von seinem
Anbau, in erster Linie in
Afghanistan, hängt der
weltweite Konsum von Heroin
ab; er bestimmt den Preis – und
natürlich auch die Kosten, die
sowohl bei der Behandlung und
Rehabilitation Suchtkranker
entstehen als auch bei der
Bekämpfung des organisierten

Verbrechens.^[5]

Dies ist ein Teil der Welt, der dem Westen seltsam und unvertraut erscheinen mag, vielleicht auch fremd oder sogar bizarr. In Turkmenistan wurde im Jahr 1988 eine riesige goldene Statue des Präsidenten errichtet, die sich immer mit der Sonne dreht. Vier Jahre später wurden die Monate umbenannt: Den April

etwa (bislang «Aprel») änderte man zu «Gurbansoltan», nach der inzwischen verstorbenen Mutter des Staatschefs. Im angrenzenden Kasachstan wurde der Präsident Nursultan Nasarbajew im Jahr 2011 mit beeindruckenden sechshundneunzig Prozent der Stimmen wiedergewählt. Aus durchgesickerten diplomatischen Telegrammen geht hervor, dass Popstars wie

Elton John und Nelly Furtado
der Präsidentenfamilie
Privatkonzerte gegeben haben,
nachdem man ihnen ein derart
gutes Angebot gemacht hatte,
dass sie es nicht ablehnen
konnten.^[6] In Tadschikistan
wiederum richtete sich,
nachdem das Land für kurze
Zeit den Rekord für den
höchsten Flaggenmast gehalten
hatte, nunmehr die

Aufmerksamkeit auf den Bau des größten Theatergebäudes in Zentralasien, das neben der größten Bibliothek, dem größten Museum und dem geräumigsten Teehaus der Region entstehen soll. [7]

Unterdessen musste sich in Aserbaidshan, am Westufer des Kaspischen Meeres, Präsident Alijew – dessen Familie von US-Diplomaten mit

«den Corleones vom Ruch des Paten» verglichen wurde – bei Wahlen unlängst mit nur geringfügig weniger überzeugenden sechsendachtzig Prozent der Stimmen zufriedengeben. Hier erfahren wir, dass der Sohn des Herrschers dem Vernehmen nach eine ganze Reihe von Villen und Apartments in Dubai im Wert von beachtlichen fünfundvierzig Millionen Dollar

besitzt, was etwa dem Zehntausendfachen des durchschnittlichen Jahreseinkommens eines Aseri entspricht – nicht schlecht für einen Elfjährigen.^[8] Und zuletzt der Iran im Süden, wo ein ehemaliger Präsident nachweislich den Holocaust leugnete und den «westlichen Mächten und Despoten» vorwarf, sie hätten HIV eigens

zu dem Zweck entwickelt,
«damit sie ihre Arzneien und
medizinische Ausrüstung an
arme Länder verkaufen
können». [9]

Es ist eine Region, die der
westlichen Vorstellung nach
rückständig, despotisch und
gewaltsam ist. Schon viel zu
lange, sagte die US-
Außenministerin Hillary Clinton
im Jahr 2011, sei das Herz

Asiens «von Konflikt und Spaltung zerrissen», Handel und Kooperation seien von «bürokratischen Barrieren und anderen Hindernissen für den Fluss von Waren und Menschen» erstickt worden. Der einzige Weg zu einer «besseren Zukunft für die Menschen, die hier leben», so folgerte sie, bestehe in dem Versuch, dauerhafte Stabilität und Sicherheit zu schaffen.

Erst dann werde es möglich sein, «mehr private Investitionen anzulocken», die zumindest in ihren Augen unerlässlich für die soziale und wirtschaftliche Entwicklung sind. [10]

Bei aller augenscheinlichen «Andersartigkeit» waren diese Länder doch stets in der einen oder anderen Form von

zentraler Bedeutung für die Weltgeschichte, indem sie Ost und West miteinander verbanden und wie ein Schmelztiegel wirkten, in dem vom Altertum bis zum heutigen Tag Ideen, Bräuche und Sprachen miteinander wetteiferten. Heute erheben sich die Seidenstraßen von neuem – unbemerkt und unbeachtet von vielen. Wirtschaftsexperten haben die

Schätze noch nicht recht zur Kenntnis genommen, die in oder unter dem Boden, unter den Gewässern oder in den Bergen der Ländergürtel schlummern, die das Schwarze Meer, Kleinasien und die Levante mit dem Himalaya verbinden. Stattdessen haben sie sich auf Gruppen von Ländern konzentriert, die keine historischen Bezüge zueinander haben, aber

oberflächlich ähnliche messbare Zahlen aufweisen, etwa die Schwellenländer mit dem Kürzel BRICS (Brasilien, Russland, Indien, China und Südafrika), inzwischen gerne ersetzt durch die Ländergruppe MIST (Malaysia, Indonesien, Südkorea, Türkei).

[¹¹] Tatsächlich ist es der wahre mediterrane Raum – wörtlich die «Mitte der Erde» –, auf den

wir unseren Blick richten sollten. Dort liegt kein Wilder Osten, keine Neue Welt, die darauf wartet, entdeckt zu werden – sondern eine Region und eine Reihe von Verbindungen, die vor unseren Augen wiederaufleben.

Die Städte boomen, neue Flughäfen, Tourismuszentren, Luxushotels und atemberaubende Gebäude schießen in Ländern aus dem

Boden, die feststellen, dass ihnen gewaltige Summen zur Verfügung stehen, mit denen sie ihre Träume verwirklichen können. Aschgabad in Turkmenistan hat für Hunderte Millionen Dollar einen neuen Präsidentenpalast und eine Eissporthalle errichten lassen, während die Tourismusregion Awaza an der Ostküste des Kaspischen Meeres nach zurückhaltenden Schätzungen

bereits mehr als zwei Milliarden Dollar eingebracht hat. Das moderne Terminal auf dem internationalen Flughafen Heydar Aliyev in Baku mit seinen riesigen Holzverschalungen und konkaven Glaswänden lässt bei Reisenden, die im ölreichen Aserbaidshan ankommen, kaum Zweifel am Ehrgeiz und Reichtum des Landes aufkommen. Das gilt auch für

die sogenannte Crystal Hall,
einen Konzertsaal, der eigens
für den Eurovision Song
Contest 2012 gebaut wurde. In
dem Maße, wie Baku boomte,
haben auch die Optionen für
Weltenbummler zugenommen,
die in der Hauptstadt
mittlerweile zwischen dem
Hilton, Kempinski, Radisson,
Ramada, Sheraton und Hyatt
Regency wählen können sowie
einer ganzen Reihe neuer

Luxushotels. Und das ist erst der Anfang: Allein im Jahr 2011 hat sich die Zahl der Hotelzimmer in Baku verdoppelt, und man geht davon aus, dass sich die Zahl in den kommenden vier Jahren nochmals verdoppeln wird.^[12] Oder nehmen wir Erbil, das abgesehen von Insidern der Ölindustrie nur wenige kennen – dabei ist es die

wichtigste Stadt im irakischen Kurdistan. Die Preise im neuen Hotel Rotana sind dort höher als in den meisten Hauptstädten Europas und in vielen großen Städten der USA: Einfache Zimmer fangen bei zweihundertneunzig Dollar pro Nacht an, einschließlich Frühstück und Nutzung des Wellnessbereichs (aber ohne WLAN).^[13]



[Bild vergrößern]

Große neue städtische Zentren sind gegründet worden, sogar eine ganz neue Hauptstadt: Astana in Kasachstan, das in weniger als zwanzig Jahren aus dem Boden gestampft wurde. Heute ist Astana die Heimat

eines spektakulären Palastes
des Friedens und der
Versöhnung, der von Norman
Foster entworfen wurde, genau
wie der Bajterek, ein
hundertundfünf Meter hoher
Turm in Form eines Baumes, in
dessen Spitze ein goldenes Ei
liegt. Die Besucher werden
ausdrücklich ermuntert, ihre
Hand in einen Abdruck der
Hand des Präsidenten von
Kasachstan zu legen und sich

etwas zu wünschen. Für das ungeschulte Auge scheint dies ein neues Grenzland zu sein, ein Ort, dessen Milliardäre urplötzlich auftauchen, um die schönsten Kunstwerke in den Auktionshäusern von London, New York und Paris zu kaufen oder, ohne zu zögern, die besten Immobilien auf dem Globus zu erwerben, und das zu Preisen, die sich Einheimische kaum vorstellen

können: Auf dem Londoner Immobilienmarkt ist der durchschnittliche Kaufpreis, den Käufer aus den ehemaligen Sowjetrepubliken zahlen, fast dreimal so hoch wie der von Käufern aus den USA oder China und viermal so hoch wie der einheimischer Käufer.^[14] Ein exklusives privates Heim und extravagantes Gebäude nach dem anderen in

Manhattan, Mayfair,
Knightsbridge oder im Süden
Frankreichs wird von
usbekischen Kupfermagnaten
aufgekauft oder von Tycoons,
die mit dem Kaligeschäft im
Ural ein Vermögen verdient
haben, oder von Ölmoguln aus
Kasachstan, die Spitzenpreise
zahlen – in der Regel in bar.
Einige geben ihr Vermögen für
weltberühmte Fußballer wie
Samuel Eto'o aus, der von

einem Oligarchen am Kaspischen Meer gekauft wurde, damit er für Anschi Machatschkala spielt, einen Klub mit Sitz in Dagestan – einst der am höchsten bezahlte Fußballspieler der Welt.

Andere scheuen keine Kosten, um das Ansehen ihres Landes aufzupolieren, was man beobachten konnte, als Baku 2012 Gastgeber der U17-Fußballweltmeisterschaft der

Frauen war. Höhepunkt der Eröffnungsfeier war ein Auftritt von Jennifer Lopez – ein krasser Gegensatz zu der zehnminütigen Eröffnung für das Event zwei Jahre zuvor, als es in Trinidad und Tobago stattfand. Eine kleine Tanzgruppe zeigte damals ein paar hundert Zuschauern ihr Können. ^[15]

Neue Beziehungen werden

entlang des Rückens von Asien
geknüpft, die diese
Schlüsselregion mit dem
Norden, Süden, Osten und
Westen verbinden, und zwar
über unzählige Routen, Muster
und Formen – wie schon seit
Jahrtausenden. Hinzu
gekommen sind neuartige
Arterien wie das sogenannte
Northern Distribution Network,
eine Reihe von
Transitkorridoren für die

Lieferung «nichttödlicher Waren» an die amerikanischen und die Koalitionstruppen in Afghanistan über Russland, Usbekistan, Kasachstan, Kirgisistan und Tadschikistan – dabei nutzen mehrere Korridore die Infrastruktur, die in den achtziger Jahren von der UdSSR während der Besatzung gebaut wurde. ^[16]

Nicht zu vergessen die Öl-

und Gaspipelines, die Energie zu zahlungswilligen Verbrauchern in Europa, Indien, China und darüber hinaus transportieren.

Pipelines durchlaufen die Region in jeder Richtung, verbinden sie mit der Hafenstadt Ceyhan im Südosten der Türkei oder erstrecken sich über Zentralasien, um den Bedarf an fossilen Brennstoffen in China zu decken, dessen

Wirtschaft wächst. Neue Märkte werden eröffnet und miteinander verknüpft, was eine enge Kooperation zwischen Afghanistan, Pakistan und Indien zur Folge hat. Die Interessen der drei Länder liegen eng beieinander, wenn es um den Zugang zu billigerer Energie in größeren Mengen über eine neue Pipeline geht, die eine Kapazität von über sechsundzwanzig Milliarden

Kubikmeter Erdgas jährlich haben wird. Die Route – entlang dem Highway von den Gasfeldern Turkmenistans in Richtung Herat bis Kandahar und dann weiter nach Quetta und Multan – wäre den sogdischen Händlern, die vor zweitausend Jahren tätig waren, ebenso vertraut gewesen wie den Pferdehändlern aus dem 17. Jahrhundert oder den

britischen Strategen und Planern von Eisenbahnen in der viktorianischen Ära oder Dichtern, die zum mittelalterlichen Gerichtshof der Ghaznawiden reisten, um zu dort zu arbeiten.

Die bestehenden und vorgeschlagenen Pipelines verbinden auch Europa mit den Öl- und Gasvorkommen im Herzen der Welt – und steigern damit nicht nur die politische,

wirtschaftliche und strategische Bedeutung der Exportländer, sondern auch die Bedeutung jener Länder, durch deren Gebiet die Pipelines verlaufen: Wie Russland bewiesen hat, kann die Lieferung von Energie als Waffe eingesetzt werden, sei es durch Preiserhöhungen oder indem die Lieferung schlicht eingestellt wird, wie zuletzt im Fall der Ukraine. Da viele Länder in Europa stark

von russischem Gas abhängig sind und noch mehr von Unternehmen, an denen die vom Kreml unterstützte Gazprom einen strategischen oder gar einen kontrollierenden Anteil hält, dürfte der Einsatz von Energie, Rohstoffen und Pipelines als wirtschaftliches, diplomatisches und politisches Druckmittel im 21. Jahrhundert auf der Agenda stehen. Es ist vielleicht ein

düsteres Omen, dass sich die Doktorarbeit von Präsident Wladimir Putin mit der strategischen Planung und Verwendung der russischen Bodenschätze befasst – auch wenn manche an der Originalität der Dissertation zweifeln oder sogar an der rechtmäßigen Verleihung des Dokortitels. ^[17]

Dem Osten bringen diese

Pipelines den Lebenssaft von morgen, zumal China in einem auf dreißig Jahre angelegten Vertrag im Voraus Gaslieferungen gekauft hat, im Wert von vierhundert Milliarden Dollar über die gesamte Laufzeit. Diese gigantische Summe, die zum Teil vorab bezahlt werden muss, verschafft Peking die Energiesicherheit, nach der es sich sehnt, und rechtfertigt

zugleich problemlos die geschätzten Baukosten für eine neue Pipeline in Höhe von zweiundzwanzig Milliarden Dollar. Darüber hinaus gibt sie Moskau freie Hand und noch größeres Selbstvertrauen im Umgang mit seinen Nachbarländern und Rivalen. Folglich ist es auch kein Wunder, dass China das einzige Mitglied des UN-Sicherheitsrats war, das

Russland nicht wegen seines Vorgehens während der Ukrainekrise von 2014 tadelte; die kalte Realität eines für beide Seiten vorteilhaften Geschäfts ist viel überzeugender als das politische Vabanquespiel des Westens.

Wie die Pipelines wurden auch andere Verkehrsverbindungen in den vergangenen drei Jahrzehnten

dramatisch ausgeweitet. Große Investitionen in transkontinentale Eisenbahnlinien haben Frachtrouten entlang der über elftausend Kilometer langen internationalen Eisenbahn für den Güterzug Yuxinou eröffnet, der von China bis zu einem großen Umschlaghafen in der Nähe von Duisburg in Deutschland fährt und den Präsident Xi Jinping bei seinem

Besuch 2014 persönlich
empfang. Züge mit einer Länge
von bis zu sechshundertfünfzig
Metern transportieren
inzwischen Millionen von
Laptops, Schuhen,
Kleidungsstücken und anderen
nichtverderblichen Waren in
die eine Richtung und
elektronische Güter, Autoteile
und medizinische Ausrüstung
in die andere, auf einer Reise,
die sechzehn Tage dauert –

deutlich schneller als der Seeweg von Chinas Pazifikhäfen aus.

Da Investitionen in Höhe von dreiundvierzig Milliarden Dollar für die Verbesserung der Eisenbahnverbindungen angekündigt sind, sagen manche voraus, dass die Zahl der über die Schiene transportierten Container von siebentausendfünfhundert im Jahr 2012 bis 2020 auf jährlich

siebeneinhalb Millionen steigen
wird. ^[18] Das ist nur der
Anfang. Es werden bereits
Eisenbahnlinien geplant, die
durch den Iran, die Türkei, den
Balkan und Sibirien nach
Moskau, Berlin und Paris
laufen, und neue Routen
werden Peking mit Pakistan
verbinden, Kasachstan mit
Indien. Sogar der Bau eines
über dreihundert Kilometer

langen Tunnels unter der Beringstraße ist im Gespräch, der es Zügen ermöglichen würde, von China aus über Alaska und Kanada bis in die Vereinigten Staaten zu fahren.

[19]

Die chinesische Regierung baut behutsam und gezielt Netze auf, die sie mit Bodenschätzen und Energiequellen verbinden und ihr Zugang zu Städten, Häfen

und Meeren verschaffen. Es vergeht kaum ein Monat ohne die Ankündigung einer gigantischen Investition, um die Infrastruktur zu erweitern oder ganz neu aufzubauen, die einen drastischen Anstieg der Menge und der Geschwindigkeit des Austausches ermöglicht. Das tut Peking in Partnerschaft mit Ländern, deren Status von dem eines «eisernen Freundes» aufgewertet wurde zu

Beziehungen, die «bei jedem Wetter» überdauern können.

[20]

Diese Entwicklungen haben bereits zu einem Wiedererstarken der westlichen Provinzen Chinas geführt. Da Arbeitskräfte im Landesinneren billiger sind als an der Küste, haben viele Unternehmen angefangen, in Städte nahe der Dsungarischen Pforte umzusiedeln – dem

uralten Zugang zum Westen des Landes, durch den inzwischen hochmoderne Züge fahren. Hewlett-Packard etwa hat die Produktion von Shanghai nach Chongqing im Südwesten verlegt, wo der Konzern jährlich zwanzig Millionen Laptops und fünfzehn Millionen Drucker herstellt und Millionen davon auf der Schiene zu den Märkten im Westen schickt. Andere

Unternehmen wie die Ford Motor Company sind dem Beispiel gefolgt. Auch Foxconn, ein führender IT-Hersteller und Hauptzulieferer von Apple, hat sein Werk in Chengdu auf Kosten der früheren Fabriken in Shenzhen aufgebaut. [21]

Weitere Verkehrsverbindungen sind vollends zum Leben erwacht. Täglich bringen fünf Flüge

Geschäftsleute und Touristen aus China nach Almaty in Kasachstan; Baku in Aserbaidshan schickt wöchentlich fünfunddreißig Flugzeuge nach Istanbul und von dort zurück, weit mehr noch zu Städten in ganz Russland. Die Ankunfts- und Abflugtafeln von Flughäfen wie Aschgabad, Teheran, Astana und Taschkent zeigen ein riesiges und wachsendes

Transportnetz zwischen den Städten dieser Region – gleichzeitig demonstrieren sie, wie lose der Kontakt zu Europa ist. Eingehende Flüge aus Europa sind eine Seltenheit, vor allem verglichen mit Flügen an den Golf, nach Indien und China.

Auch neue geistige Zentren entstehen in jener Region, die einst die besten Gelehrten der Welt hervorbrachte. In der

ganzen Golfregion hat man
Universitäten samt Campus
errichtet, die von lokalen
Machthabern und Magnaten
großzügig ausgestattet wurden
und von Yale, Columbia und
anderen Universitäten
gefördert werden; darüber
hinaus gibt es die sogenannten
Konfuzius-Institute,
gemeinnützige kulturelle
Zentren zur Pflege der
chinesischen Sprache und

Kultur, die in jedem einzelnen Land zwischen China und dem Mittelmeer gegründet wurden, um die Großzügigkeit und den guten Willen Pekings zu zeigen.

Neue Zentren für die Kunst wurden gebaut, vom außergewöhnlichen Nationalmuseum in Katar bis hin zum Guggenheim Museum in Abu Dhabi oder dem Museum of Modern Art in

Baku – oder auch imposante neue Gebäude wie die Nationalbibliothek in Taschkent oder die Sameba-Kathedrale in Tiflis, die von dem georgischen Tycoon Bidsina Iwanischwili bezahlt wurde. Im Jahr 2006 erwarb Iwanischwili bei einer Auktion Picassos *Dora Maar au Chat* zum Preis von fünfundneunzig Millionen Dollar.

Westliche Modehäuser wie

Prada, Burberry und Louis Vuitton bauen riesige neue Kaufhäuser und verbuchen am Persischen Golf, in Russland, China und im Fernen Osten unglaubliche Verkaufszahlen (sodass nun edle Stoffe und Seidentücher in einer feinen Ironie der Geschichte an jenen Orten verkauft werden, wo Seide und edle Stoffe ursprünglich herkamen).^[22]

Kleidung diente schon immer als Kennzeichen sozialer Differenzierung, von den Stammesoberhäuptern der Xiongnu vor zwei Jahrtausenden bis zu den Männern und Frauen der Renaissance vor fünf Jahrhunderten. Der heutige unersättliche Appetit auf die exklusivsten Marken hat eine lange Tradition – und ist ein offensichtliches Indiz für die

aufkommenden neuen Eliten in Ländern, deren Reichtum und Bedeutung zunimmt.

Für alle, die ausgefallenerere und ruchlosere Vorlieben haben, gibt es eine verschlüsselte Website, auf der anonym mit Waffen, Drogen und vielem mehr gehandelt wird – und deren Name bewusst als Anspielung auf die Verbindungsnetze und Umschlagplätze der

Vergangenheit gewählt wurde:
die «Silk Road» oder
Seidenstraße. Während
Strafverfolgungsbehörden ein
endloses Katz-und-Maus-Spiel
mit denjenigen, die neue
Technologien entwickeln, und
um die Kontrolle der Zukunft
spielen, wird auch das Ringen
um die Vergangenheit zu einem
immer wichtigeren Teil des
neuen Zeitalters, in das wir
eintreten.

Dabei geht es nicht nur darum, Geschichte um ihrer selbst willen zu studieren und neu zu bewerten, obwohl auch das geschehen wird, wenn die neuen Universitäten aufblühen und wachsen. Die Vergangenheit ist entlang den Seidenstraßen vielmehr auch ein lebendiges Objekt. Das Ringen um die Seele des Islam zwischen rivalisierenden Sekten, geistlichen Führern

und Lehren tobt immer noch genauso heftig wie im ersten Jahrhundert nach dem Tod des Propheten Mohammed, wobei viel von der Deutung der Vergangenheit abhängt; die Beziehungen zwischen Russland und seinen Nachbarländern auf der einen Seite wie mit dem Westen auf der anderen haben sich ebenfalls als wechselhaft und angespannt erwiesen. Alte

Rivalitäten und Feindseligkeiten können mit Hilfe gezielt ausgewählter Beispiele aus der Geschichte geschürt – oder gemäßigt – werden, wobei man Ereignisse sucht, bei denen alte Rechnungen beglichen oder nur aufgeschoben wurden. Es kann sehr hilfreich für die Zukunft sein herauszufinden, wie nützlich und wichtig alte Verbindungen in der

Vergangenheit waren – ein Grund, weshalb China so massiv investiert, um sich selbst in die westlich gelegenen Seidenstraßen einzubringen, und zwar gerade indem es ein gemeinsames Erbe des kommerziellen und intellektuellen Austausches bestätigt.

Tatsächlich befindet sich China an der vordersten Front der

Telekommunikationsrevolution in der ganzen Region, da es den Bau von Festnetzkabeln zusammen mit Datenübermittlern fördert, die weltweit eine der schnellsten Übertragungsgeschwindigkeiten ermöglichen. Ein großer Teil davon stammt von Huawei und ZTE, Unternehmen mit engen Verbindungen zur chinesischen Volksbefreiungsarmee. Sie profitieren von günstigen

Kreditlinien der chinesischen Entwicklungsbank oder von zwischenstaatlichen Hilfsmitteln, die den Bau modernster Einrichtungen in Tadschikistan, Kirgisistan, Usbekistan und Turkmenistan ermöglichen – Ländern, zu denen China aufgrund der regionalen Stabilität und vor allem der Bodenschätze unbedingt langfristige Beziehungen knüpfen möchte.

Die Bedenken bezüglich dieser Telekommunikationsunternehmen waren so groß, dass der US-Kongress eigens Anhörungen zu dem Thema einberief. Man kam zu dem Schluss, dass man Huawei und ZTE «nicht vertrauen» dürfe, mit der Begründung, dass sie dem «staatlichen Einfluss» Chinas unterlägen und somit «eine Sicherheitsgefahr» für die Vereinigten Staaten

darstellten – geradezu paradox in Anbetracht der Enthüllung, dass die National Security Agency ein verdecktes Programm namens «Operation Shotgiant» ins Leben rief, um die Server von Huawei zu infiltrieren und zu hacken. [23]

Dass sich der Westen verstärkt mit China befasst, ist keineswegs verwunderlich, da derzeit ein neues chinesisches

Netzwerk geschaffen wird, das sich über den ganzen Erdball erstreckt. Noch um die Mitte des 20. Jahrhunderts war es möglich, von Southampton, London oder Liverpool aus auf die andere Seite des Globus zu segeln, ohne britisches Territorium zu verlassen, indem man vor Port Said in Gibraltar und Malta anlegte, von dort nach Aden, Bombay und Colombo weitersegelte und

nach einer Rast auf der
Malaiischen Halbinsel in
Hongkong ankam. Heute
können die Chinesen ein ganz
ähnliches Kunststück
vollbringen. Die chinesischen
Investitionen in der Karibik
stiegen von 2004 bis 2009 um
mehr als das Vierfache,
gleichzeitig werden in der
ganzen Pazifikregion mit
Unterstützung aus China, sei es
über günstige Kredite oder

direkte Investitionen, Straßen, Stadien und prächtige Regierungsgebäude gebaut. Auch Afrika profitiert von einer deutlichen Intensivierung der Aktivität, während China eine Reihe von Brückenköpfen errichtet, um in den «Großen Spielen», die derzeit im Gange sind, die Nase vorn zu haben – etwa im Wettlauf um Energie, Bodenschätze, Nahrungsversorgung und

politischen Einfluss zu einer Zeit, in der sich der Klimawandel höchstwahrscheinlich deutlich auf jeden dieser Bereiche auswirken wird.

Das Zeitalter des Westens ist an einem Scheideweg angelangt, wenn nicht gar an seinem Ende. In den einleitenden Worten einer vom amerikanischen

Verteidigungsministerium 2012
erstellten Studie spricht
Präsident Barack Obama schon
mit seinem ersten Satz
unmissverständlich aus, was auf
längere Sicht in Zukunft zu
erwarten ist: «Unsere Nation
befindet sich in einem Moment
des Übergangs.» Die Welt
verändere sich derzeit vor aller
Augen, fuhr der Präsident fort,
eine Entwicklung, die «unsere
Führungsstärke erfordert,

[damit] die Vereinigten Staaten die größte Kraft für Freiheit und Sicherheit bleiben, die die Welt jemals erlebt hat.»^[24] In der Praxis bedeutet das, wie die Studie klar ausführt, nichts weniger als eine völlige Neuorientierung. «Wir werden uns notgedrungen», so heißt es dort, «wiederum zur Asien-Pazifik-Region ausrichten.» Angesichts der bereits

geplanten Kürzungen des Verteidigungshaushalts in Höhe von fünfhundert Milliarden Dollar im kommenden Jahrzehnt und zu erwartenden weiteren Einschränkungen gab sich Präsident Obama große Mühe zu betonen, dass diese Kürzungen «nicht auf Kosten dieser wichtigen [Asien-Pazifik-]Region gehen werden». [25]

Um diesen Bericht knallhart auf

den Punkt zu bringen: Gut
hundert Jahre lang haben die
Vereinigten Staaten einen
großen Teil ihrer
Aufmerksamkeit der
besonderen Beziehung zu den
Ländern Europas gewidmet;
nun ist es an der Zeit, sich
anderweitig umzusehen.

Zur gleichen
Schlussfolgerung ist
unabhängig davon auch das
Verteidigungsministerium in

London gelangt. Dessen aktueller Report geht ganz ähnlich davon aus, dass die Welt derzeit eine Phase der Unruhen und des Wandels durchmacht. Der Zeitraum bis 2040 «wird eine Zeit des Übergangs» sein, halten die Autoren der Studie fest, mit jener Untertreibung, die für britische Beamte so charakteristisch ist. Zu den Herausforderungen, denen wir

uns in den kommenden Jahrzehnten stellen müssen, zählen der Studie zufolge «die Realität eines sich verändernden Klimas, rasches Bevölkerungswachstum, Knappheit an Rohstoffen, ein Wiederaufleben der Ideologie und Verschiebungen der Macht von West nach Ost». [26]

Während das Herz der Welt eine neue Gestalt annimmt,

werden Institutionen und Organisationen ins Leben gerufen, die die Beziehungen in dieser Schlüsselregion formalisieren. Die ursprünglich zur Erleichterung der politischen, wirtschaftlichen und militärischen Zusammenarbeit zwischen Russland, Kasachstan, Kirgisistan, Tadschikistan, Usbekistan und China gegründete Shanghai Co-

Operation Organisation (SCO) gewinnt immer mehr an Einfluss und entwickelt sich allmählich zu einer ernstzunehmenden Alternative zur Europäischen Union. Manche prangern die Vereinigung als «Vehikel für Menschenrechtsverletzungen» an und weisen darauf hin, dass mehrere Mitgliedstaaten nicht die UN-Antifolterkonvention achten und nicht den

geringsten Wert auf den Schutz von Minderheiten legen; andere sehen darin die Zukunft. Länder wie Weißrussland und Sri Lanka haben offiziell die Erlaubnis, als Beobachter an den Sitzungen teilzunehmen.^[27] Der Türkei reicht dies nicht. Sie hat verlangt, als Vollmitglied aufgenommen zu werden, und will sich von Europa abwenden.

Das Land werde den langwierigen und frustrierenden Verhandlungen um einen Beitritt zur Europäischen Union den Rücken kehren, kündigte der türkische Regierungschef im Jahr 2013 in einem Fernsehinterview an, und den Blick nach Osten richten. Die SCO, erklärte er, sei «geeigneter und mächtiger, und wir teilen gewisse Werte».

Diese Äußerungen darf man womöglich nicht ganz für bare Münze nehmen, denn die Länder und Völker in diesem Teil der Welt sind es seit langem gewohnt, zwei Seiten gegeneinander auszuspielen und rivalisierende Interessen zum eigenen Vorteil zu nutzen. Dennoch ist es kein Zufall, dass in Washington, Peking, Moskau und anderswo die gleichen

Schlussfolgerungen gezogen werden, sobald man sich mit der neuen Weltordnung befasst, die im Entstehen begriffen ist. Es sei an der Zeit, sagte die damalige US-Außenministerin im Jahr 2011, «unseren Blick auf eine neue Seidenstraße» zu richten, die der Region als Ganzes zu einer Blüte verhelfen werde. [29]

Dieses Motiv wurde von dem

chinesischen Präsidenten Xi Jinping aufgegriffen. Seit mehr als zweitausend Jahren, verkündete er in Astana auf einer Tour durch das Herz Asiens im Herbst 2013, seien die Völker der Region zwischen Ost und West imstande gewesen, trotz der «Unterschiede in Rasse, Glauben und kulturellem Hintergrund» zu koexistieren, zu kooperieren und zu

gedeihen. Es habe für China
«außenpolitisch Priorität», fuhr
er fort, «freundschaftliche,
kooperative Beziehungen zu
den zentralasiatischen Ländern
zu entwickeln». Man wolle die
wirtschaftlichen Beziehungen
intensivieren, die
Kommunikation verbessern,
den Handel und den
Geldkreislauf fördern. Die Zeit
sei reif für die Errichtung eines
«Seidenstraßen-

Wirtschaftsgürtels» oder anders ausgedrückt: einer neuen Seidenstraße. [30]

Die Welt verändert sich rings um uns. Während wir in eine Ära eintreten, in der die politische, militärische und wirtschaftliche Dominanz des Westens in Frage gestellt wird, regt sich ein beunruhigendes Gefühl der Unsicherheit. Die falsche Morgenröte des

«Arabischen Frühlings», der eine Welle des Liberalismus und ein Aufblühen der Demokratie versprach, hat in dieser Region und darüber hinaus der Intoleranz, dem Leid und der Angst Platz gemacht, seitdem der «Islamische Staat in Irak und Syrien» und seine Anhänger die Herrschaft über das gesamte Territorium, das Öl und das Denken seiner Opfer zu erlangen sucht. Wenige

bezweifeln, dass es zu weiteren Turbulenzen kommen wird, nicht zuletzt wegen des dramatischen Absturzes der Ölpreise, der einen sehr negativen Einfluss auf die Stabilität der Staaten am Persischen Golf, auf der Arabischen Halbinsel und in Zentralasien zu nehmen droht. Diesen fällt es zunehmend schwer, ihren Haushalt auszugleichen. Infolgedessen

sind sie gezwungen,
empfindliche Sparmaßnahmen
durchzuführen, nachdem sie
über Generationen gut von
ihren Öl- und Gasvorkommen
leben konnten. Dabei gehen
der wirtschaftliche Druck und
die politische Unbeständigkeit
Hand in Hand, beides ist nur
selten schnell und einfach zu
bewältigen.

Nördlich des Schwarzen
Meeres haben die

Einverleibung der Krim durch
Russland und dessen
Einmischung in der Ukraine die
Beziehungen zwischen Moskau
und Washington sowie der
Europäischen Union
destabilisiert. Dies steht in
krassem Gegensatz zu dem
neuen Kurs des Iran, der lange
als Paria-Staat galt, nun jedoch
anscheinend zu seiner
traditionellen Rolle als
Ankerpunkt der Region

zurückkehrt, von dem Frieden und Wohlstand ausgehen könnten. Und dann gibt es da natürlich noch China, das eindeutig in eine Phase des Wandels eintritt, in der sich die schwindelerregende Geschwindigkeit des Wirtschaftswachstums der letzten beiden Jahrzehnte zu einem Wachstumstempo abschwächt, das oft als «neue Normalität» bezeichnet wird:

stetig, aber nicht mehr
dramatisch. Wie China mit
seinen näheren und ferneren
Nachbarn umgehen wird und
welche Rolle es künftig auf
globaler Ebene spielt, wird in
nicht geringem Maße die
Entwicklung des
21. Jahrhunderts prägen.

Die immensen Mittel, die es
in die «One Belt, One Road»-
Vision investiert, wie sie Xi
Jinping im Jahr 2013 formuliert

hat, weisen stark darauf hin,
dass China seine eigene
Zukunft genau plant. Anderswo
scheinen die Traumata und
Schwierigkeiten, die
Herausforderungen und
Probleme Geburtswehen einer
neuen Welt zu sein, die vor
unseren Augen entsteht.
Während wir im Westen noch
darüber nachdenken, woher die
nächste Gefahr drohen mag,
wie man am besten mit

religiösem Fanatismus umgeht,
wie man mit Staaten
verhandelt, die bereit sind,
internationales Recht zu
missachten, und wie man
Beziehungen zu Völkern,
Kulturen und Regionen
aufbaut, die zu verstehen wir
uns bisher kaum oder
überhaupt nicht bemüht haben,
werden klammheimlich
Netzwerke und Verbindungen
entlang des Rückens von Asien

geknüpft, genauer: Sie werden
wiederhergestellt. Die
Seidenstraßen leben wieder
auf.

Literatur

Abdulghani, J., *Iran and Iraq. The Years of Crisis*, London 1984.

Abraham, M., *Two Medieval Merchant Guilds of South India*, New Delhi 1988.

Abrahamian, E., *Iran between Two Revolutions*, Princeton

1982.

Ders., *Khomeinism. Essays on the Islamic Republic*,
London 1989.

Abulafia, D., «Asia, Africa and the Trade of Medieval Europe», in: M. Postan, E. Miller und C. Postan (Hg.), *Cambridge Economic History of Europe. Trade and Industry in the Middle Ages*, Cambridge 1987.

Ders., «Christian Merchants

in the Almohad Cities», in:
*Journal of Medieval Iberian
Studies* 2 (2010).

Ders., «Southern Italy, Sicily
and Sardinia in the
Medieval Mediterranean
Economy», in: D. Abulafia,
*Commerce and Conquest in
the Mediterranean*,
Aldershot 1993, Bd. 1.

Ders., «The Role of Trade in
Muslim-Christian Contact
during the Middle Ages»,

in: D. Agius und
R. Hitchcock (Hg.), *The
Arab Influence in Medieval
Europe*, Reading 1994.

Ders., *The Great Sea. A
Human History of the
Mediterranean*, London
2011; deutsch: *Das
Mittelmeer. Eine
Biographie*, Frankfurt a.M.
2013.

Afflerbach, H., *Der Dreibund.
Europäische Großmacht-*

und Allianzpolitik vor dem Ersten Weltkrieg, Wien 2002.

Agius, D., «Qalhat. A Port of Embarkation for India», in: S. Leder u.a. (Hg.), *Studies in Arabic and Islam*, Leuven 2002.

Akasoy, A., C. Burnett und R. Yoeli-Tialim, *Islam and Tibet. Interactions along the Musk Route*, Farnham 2011.

Akbar, F., «The Secular Roots of Religious Dissidence in Early Islam. The Case of the Qaramita of Sawad Al-Kufa», in: *Journal of the Institute of Muslim Minority Affairs* 12, Nr. 2 (1991).

Akiner, S., *Religious Language of a Belarusian Tatar Kitab*, Wiesbaden 2009.

Aksakal, M., «<Holy War Made in Germany?> Ottoman

Origins of the Jihad», in:

War in History 18.2 (2011).

Ders., *The Ottoman Road to War in 1914. The Ottoman Empire and the First World War*, Cambridge 2008.

Alam, M., «Trade, State Policy and Regional Change.

Aspects of Mughal-Uzbek

Commercial Relations, c.

1550–1750», in: *Journal of*

the Economic and Social

History of the Orient 37.3

(1994).

Al-Asad, K., und

F.M. Stepniowski, «The
Umayyad *suq* in Palmyra»,
in: *Damaszener
Mitteilungen* 4 (1989).

Al-Azmeh, A., *The Emergence
of Islam in Late Antiquity*,
Oxford 2014.

Albaum, L., *Balalyk-Tepe. K
istorii materialnoi kultury i
iskusstwa Tocharistana*,
Taschkent 1960.

Albright, D., und M. Hibbs,
«Iraq's Bomb. Blueprints
and Artifacts», in: *Bulletin
of the Atomic Scientists*
(1992).

Alef, G., «The Origin and
Development of the
Muscovite Postal System»,
in: *Jahrbücher für
Geschichte Osteuropas* 15
(1967).

Algaze, G., *Ancient
Mesopotamia at the Dawn*

*of Civilization. The
Evolution of an Urban
Landscape*, Chicago 2008.

Ali, T., *Bush in Babylon. Die
Re-Kolonisierung des Irak*,
Kreuzlingen, München
2003.

Alikhani, H., *Sanctioning
Iran. Anatomy of a Failed
Policy*, New York 2001.

Allen, M., «The Volume of the
English Currency, 1158–
1470», in: *Economic*

History Review 54.4
(2001).

Allsen, T., «The Rise of the
Mongolian Empire and
Mongolian Rule in North
China», in: *The Cambridge
History of China*, 15 Bde.,
Cambridge, 1978–, Bd. 6.

Ders., «The Yüan Dynasty and
the Uighurs of Turfan in the
13th Century», in:
M. Rossabi (Hg.), *China
among Equals. The Middle*

*Kingdom and its Neighbors,
10th–14th Centuries,
Berkeley 1983.*

*Ders., Commodity and
Exchange in the Mongol
Empire. A Cultural History
of Islamic Textiles,
Cambridge 1997.*

*Ders., Mongol Imperialism.
The Policies of the Grand
Qan Mongke in China,
Russia and the Islamic
Lands, 1251–1259,*

Berkeley 1987.

Allworth, E., *Central Asia. A Century of Russian Rule*,
New York 1967.

Alnasrawi, A., *The Economy of Iraq. Oil, Wars, Destruction of Development and Prospects, 1950-2010*,
Westport 1994.

Altabé, D., *Spanish and Portuguese Jewry before and after 1492*, Brooklyn

1983.

Altheim-Stiehl, R., «Wurde
Alexandreia im Juni
619 n. Chr. durch die
Perser erobert?», in: *Tyche*
6 (1991).

Alvandi, R., *Nixon, Kissinger,
and the Shah. The United
States and Iran in the Cold
War*, Oxford 2014.

Aly, G., «Judenumsiedlung».
Überlegungen zur
politischen Vorgeschichte

des Holocaust», in:
U. Herbert (Hg.),
*Nationalsozialistische
Vernichtungspolitik 1939–
1945. Neue Forschungen
und Kontroversen*,
Frankfurt a.M. 1998.

Ameil, G., I. Nathan und G.-
H. Soutou, *Le Congrès de
Paris (1856). Un
événement fondateur*,
Brüssel 2009.

Ames, G., «The Role of

Religion in the Transfer and Rise of Bombay», in:
Historical Journal 46, Nr. 2
(2003).

Amini, I., *Napoléon et la Perse. Les relations franco-persanes sous le Premier Empire dans le contexte des rivalités entre la France et la Russie*, Paris 1995.

Amitai, R., «Whither the Ilkhanid Army? Ghazan's

First Campaign into Syria
(1299–1300)», in: di
Cosmo, *Warfare in Inner
Asian History*.

Amitai-Preiss, R., «The
Remaking of the Military
Elite of Mamluk Egypt by
al-Nāṣir Muḥammad b.
Qalāwūn», in: *Studia
Islamica* 72 (1990).

Ders., *Mongols and Mamluks.
The Mamluk-Ilkhanid War,
1260–1281*, Cambridge

1995.

Amstutz, J., *Afghanistan. The First Five Years of Soviet Occupation*, Washington, DC 1986.

Anan'ich, B., und S. Beliaev, «St Petersburg. Banking Center of the Russian Empire», in: W. Brumfield, B. Anan'ich und Y. Petrov (Hg.), *Commerce in Russian Urban Culture, 1861-1914*, Washington,

DC 2001.

Anderson, G., «Islamic Spaces and Diplomacy in Constantinople (Tenth to Thirteenth Centuries C.E.)», in: *Medieval Encounters* 15 (2009).

Andreas, F.-C., «Bruchstücke einer Pehlevi-Übersetzung der Psalmen aus der Sassanidenzeit», in: *Sitzungsberichte der Berliner Akademie der*

Wissenschaften (1910).

Andrew, C., *Defence of the Realm*, London 2009;
deutsch: *MI 5. Die wahre Geschichte des britischen Geheimdiensts*, Berlin 2010.

Ders. und O. Gordiewsky,
KGB. The Inside Story of its Foreign Operations from Lenin to Gorbachev,
London 1990; deutsch:
KGB. Die Geschichte seiner

*Auslandsoperationen von
Lenin bis Gorbatschow,
München 1990.*

Ders. und V. Mitrokhin, *The
KGB and the World. The
Mitrokhin Archive II,*
London 2005; deutsch: *Das
Schwarzbuch des KGB,*
Bd. 2: *Moskaus
Geheimoperationen im
Kalten Krieg,* Berlin 2006.

Anfilow, W., «... Rasgowor
sakontschilsja ugrosoj

Stalina», in: *Woenno-istoritscheskij Shurnal* 3 (1995).

Angold, M., *The Fourth Crusade. Event and Context*, Harlow 2003.

Ansari, H., «Pan-Islam and the Making of Early Indian Socialism», in: *Modern Asian Studies* 20 (1986).

Ansell, M., und M. al-Arif, *The Libyan Revolution. A Sourcebook of Legal and*

Historical Documents,
Stoughton 1972.

Appadurai, A., «Introduction.
Commodities and the
Politics of Value», in:
A. Appadurai (Hg.), *The
Social Life of Things.*
*Commodities in Cultural
Perspective*, Cambridge
1986.

Applebaum, A., *Iron Curtain.*
*The Crushing of Eastern
Europe, 1944-56*, London

2012; deutsch: *Der Eiserne Vorhang. Die Unterdrückung Osteuropas 1944-1956*, München 2013.

Arfa, H., *Under Five Shahs*, London 1964.

Aricò, A. (Hg.), *La città di Venetia (De origine, situ et magistratibus Urbis Venetae) 1493-1530*, Mailand 1980.

Arjomand, S., *The Turban for*

the Crown. The Islamic Revolution in Iran, Oxford 1988.

Arnason, J., und K. Raaflaub (Hg.), *The Roman Empire in Context. Historical and Comparative Perspectives*, Oxford 2010.

Arrian, *Der Alexanderzug. Indische Geschichte*, hg. und übers. von G. Wirth und O. von Hinüber, München, Zürich 1985.

Arslanian, A., «Dunstersville's
Adventures. A
Reappraisal», in:
*International Journal of
Middle East Studies* 12.2
(1980).

Artner, A. (Hg.), *Hungary as
«Propugnaculum» of
Western Christianity.
Documents from the
Vatican Secret Archives
(ca. 1214–1606)*, Budapest
2004.

Asbridge, T., «The Significance and Causes of the Battle of the Field of Blood», in: *Journal of Medieval History* 23, Nr. 4 (1997).

Ders., *The Crusades. The War for the Holy Land*, London 2010; deutsch: *Die Kreuzzüge*, Stuttgart 2010.

Ashton, T., und B. Harrison (Hg.), *The History of the University of Oxford*,

8 Bde., Oxford 1994.

Ashtor, E., «Profits from Trade with the Levant in the Fifteenth Century», in: *Bulletin of the School of Oriental and African Studies* 38 (1975).

Ders., «The Volume of Mediaeval Spice Trade», in: *Journal of European Economic History* 9 (1980).

Asmussen, J., «Christians in Iran», in: *The Cambridge*

*History of Iran. The
Seleucid, Parthian and
Sasanian Periods,*

Cambridge 1983, Bd. 3.2.

Ders., «The Sogdian and
Uighur-Turkish Christian
Literature in Central Asia
before the Real Rise of
Islam. A Survey», in:
L. Hercus u.a. (Hg.),
*Indological and Buddhist
Studies. Volume in Honour
of Professor J.W. de Jong on*

his Sixtieth Birthday,
Canberra 1982.

Assifi, A., «The Russian Rope. Soviet Economic Motives and the Subversion of Afghanistan», in: *World Affairs* 145, Nr. 3 (1982–1983).

Astarjian, H., *The Struggle for Kirkuk. The Rise of Hussein, Oil and the Death of Tolerance in Iraq*, London 2007.

Atahmina, K., «The Tribal Kings in Pre-Islamic Arabia. A Study of the Epithet *malik* or *dhū al-tāj* in Early Arabic Traditions», in: *al-Qanṭara* 19 (1998).

Atiya, A., *A History of Eastern Christianity*, London 1968.

Attman, A., *American Bullion in European World Trade, 1600–1800*, Gothenburg 1986.

Atwell, W., «International

Bullion Flows and the Chinese Economy *circa* 1530-1650», in: *Past & Present* 95 (1982).

Ders., «Ming Observations of Ming Decline. Some Chinese Views on the <Seventeenth Century Crisis> in Comparative Perspective», in: *Journal of the Royal Asiatic Society* 2 (1988).

Ders., «Time, Money and the

Weather. Ming China and the «Great Depression» of the Mid-Fifteenth Century», in: *Journal of Asia Studies* 61.1 (2002).

Aubin, J., «Un Nouveau Classique. L'anonyme du British Museum», in: J. Aubin (Hg.), *Le Latin et l'astrolabe. Recherches sur le Portugal de la Renaissance, son expansion en Asie et les relations*

internationales, Bd. 2,
Lissabon 1996.

Aubrey, S., *The New
Dimension of International
Terrorism*, Zürich 2004.

Aurell, J., «Reading
Renaissance Merchants'
Handbooks. Confronting
Professional Ethics and
Social Identity», in:
J. Ehmer und C. Lis (Hg.),
*The Idea of Work in Europe
from Antiquity to Modern*

Times, Farnham 2009.

Avni, G., *The Byzantine-Islamic Transition in Palestine. An Archaeological Approach*, Oxford 2014.

Ayalon, D., «The Mamluks of the Seljuks. Islam's Military Might at the Crossroads», in: *Journal of the Royal Asiatic Society* 6, Nr. 3 (1996).

Ayres, P., *Classical Culture*

*and the Ideas of Rome in
Eighteenth-Century*

England, Cambridge 1997.

Back, M., «Die sassanidischen
Staatsinschriften», in: *Acta
Iranica* 18 (1978).

Bagherzadeh, F., «Mahsati
Ganjavi et les potiers de
Rey», in: *Varia Turcica* 19
(1992).

Bagnall, R., und B. Frier, *The
Demography of Roman
Egypt*, Cambridge 1994.

Baião, A., und K. Cintra, *Àsia de João de Barros. Dos feitos que os portugueses fizeram no descobrimento e conquista dos mares e terras do Oriente*, 4 Bde., Lissabon 1988-.

Bailey, M., «Demographic Decline in Late Medieval England. Some Thoughts on Recent Research», in: *Economic History Review* 49 (1996).

Ball, W., «How Far Did
Buddhism Spread West?»,
in: *Al-Rāfi dān* 10 (1989).

Banaji, J., «Islam, the
Mediterranean and the Rise
of Capitalism», in: *Historical
Materialism* 15 (2007).

Ders., «Precious-Metal
Coinages and Monetary
Expansion in Late
Antiquity», in: F. De
Romanis und S. Sorda
(Hg.), *Dal denarius al*

dinar. L'orient e la moneta romana, Rom 2006.

Banham, J., und J. Harris
(Hg.), *William Morris and the Middle Ages*,
Manchester 1984.

Bani-Sadr, A., *My Turn to Speak. Iran, the Revolution and Secret Deals with the US*, Washington, DC 1991.

Baranow, L., *Tawrika w epochu rannego srednewekowja (saltowo-*

majatskaja kultura), Kiew
1990.

Barata, F., «Portugal and the
Mediterranean Trade. A
Prelude to the Discovery of
the <New World>», in: *Al-
Masāq* 17.2 (2005).

Ders., *Navegacao, comercio e
relacoes politicas. Os
portugueses no
Mediterraneo occidental
(1385-1466)*, Lissabon
1998.

Barber, J., und M. Harrison,
*The Soviet Home Front,
1941-1945. A Social and
Economic History of the
USSR in World War II,*
New York 1991.

Barber, M., *The Crusader
States*, London 2012.

Bardy, G., «Les Trophées de
Damas. Controverse judéo-
chrétienne du VIIe siècle»,
in: *Patrologia Orientalis* 15
(1921).

Bar-Joseph, U., *The Watchman Fell Asleep. The Surprise of Yom Kippur and its Sources*, Albany 2005.

Barker, R., «Fragments from the Pepysian Library», in: *Revista da Universidade de Coimbra* 32 (1986).

Barnes, T., «Constantine and the Christians of Persia», in: *Journal of Roman Studies* 75 (1985).

Barnstone, W., *The Restored*

New Testament. A New Translation with Commentary, Including the Gnostic Gospels of Thomas, Mary and Judas, New York 2009.

Barr, J., *A Line in the Sand. Britain, France and the Struggle that shaped the Middle East, London 2011.*

Barrera, A., «Empire and Knowledge. Reporting from the New World», in:

*Colonial Latin American
Review* 15.1 (2006).

Barreto, L., «Gomes Eanes de
Zurara e o problema da
Crónica da Guiné», in:
Studia 47 (1989).

Barrett, A., «A Memoir of
Lieutenant-Colonel Joseph
d'Arcy, R.A., 1780-1848»,
in: *Iran* 43 (2005).

Barrett, R., *The Greater
Middle East and the Cold
War. US Foreign Policy*

*under Eisenhower and
Kennedy*, London 2007.

Barrett, W., «World Bullion
Flows, 1450–1800», in:
J. Tracy (Hg.), *The Rise of
Merchant Empires. Long-
Distance Trade in the Early
Modern Worlds, 1350–
1750*, Cambridge 1990.

Barrucand, M., und
A. Bednorz, *Moorish
Architecture in Andalusia*,
Köln 1999; deutsch:

Maurische Architektur in Andalusien, Köln 1991.

Bary, W. de, «Neo-Confucian Cultivation and the Seventeenth-Century Enlightenment», in: W. de Bary (Hg.), *The Unfolding of Neo-Confucianism*, New York 1975.

Batchelor, R., «The Selden Map Rediscovered. A Chinese Map of East Asian Shipping Routes, c. 1619»,

in: *Imago Mundi. The International Journal for the History of Cartography* 65.1 (2013).

Baudouï, R., «To Build a Stadium. Le Corbusier's Project for Baghdad, 1955–1973», in: *DC Papers, revista de critica y teoria de la arquitectura* 1 (2008).

Baum, W., und D. Winkler, *Die Apostolische Kirche des Ostens*, Klagenfurt 2000.

Baumer, C., *The History of Central Asia. The Age of the Steppe Warriors*, London 2012.

Baumgart, W., «Zur Ansprache Hitlers vor den Führern der Wehrmacht am 22. August 1939. Eine quellenkritische Untersuchung», in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 16 (1968).
Ders., *Der Friede von Paris*

*1856. Studien zum
Verhältnis von
Kriegführung, Politik und
Friedensbewahrung,
München, Wien 1972.*

Bavel, B. van, «People and
Land. Rural Population
Developments and Property
Structures in the Low
Countries, c. 1300–c.
1600», in: *Continuity and
Change* 17 (2002).

Bayly, C., und T. Harper,

Forgotten Armies. The Fall of British Asia, 1841-1945, London 2004.

Beal, S., *Buddhist Records of the Western World*, Neu-Delhi 1969.

Beard, M., «Was Alexander the Great a Slav?», in: *Times Literary Supplement*, 3. Juli 2009.

Bearden, M., und J. Risen, *The Main Enemy. The Inside Story of the CIA's*

Final Showdown with the KGB, New York 2003;
deutsch: *Der Hauptfeind. CIA und KGB in den letzten Tagen des Kalten Krieges*, München 2004.

Beaucamp, J., F. Briquel-Chatonnet und C. Robin (Hg.), *Juifs et chrétiens en Arabie aux Ve et VIe siècles: regards croisés sur les sources*, Paris 2010.

Becker, S., «Russia between

East and West. The
Intelligentsia, Russian
National Identity and the
Asian Borderlands», in
Central Asian Survey 10,
Nr. 4 (1991).

Beckingham, C., «The
Achievements of Prester
John», in: C. Beckingham
und B. Hamilton (Hg.),
*Prester John, the Mongols
and the Ten Lost Tribes*,
Aldershot 1996.

Beckwith, C., «The Impact of Horse and Silk Trade on the Economics of T'ang China and the Uighur Empire. On the Importance of International Commerce in the Early Middle Ages», in: *Journal of the Economic and Social History of the Orient* 34 (1991).

Beekman, E., *Paradijzen van Weeler. Koloniale Literatuur uit Nederlands-*

Indie, 1600-1950,
Amsterdam 1988.

Beevor, A., *Stalingrad*,
London 1998; deutsch:
Stalingrad, München 1999.

Bekkum, W. van, «Jewish
Messianic Expectations in
the Age of Heraclius», in:
G. Reinink und H. Stolte
(Hg.), *The Reign of
Heraclius (610-641). Crisis
and Confrontation*, Leuven
2002.

Belière, J.-M., und

L. Chabrun, *Les Policiers français sous l'Occupation, d'après les archives inédites de l'épuration*, Paris 2001.

Bellaigue, C. de, *Patriot of Persia. Muhammad Mossadegh and a Very British Coup*, London 2012.

Ben-Ari, T., u.a., «Plague and Climate. Scales Matter», in: *PLOS Pathogens* 7.9

(2011).

Benedictow, O., «Morbidity in Historical Plague Epidemics», in: *Population Studies* 41 (1987).

Ders., *The Black Death, 1346-1353. The Complete History*, Woodbridge 2004.

Ders., *What Disease was Plague? On the Controversy over the Microbiological Identity of Plague Epidemics of the*

Past, Leiden 2010.

Benjamin, D., und A. Tifrea,
«Learning by Dying.

Combat Performance in the
Age of Sail», in: *Journal of
Economic History* 67, Nr. 4
(2007).

Ders. und C. Thornberg,
«Comment. Rules,
Monitoring and Incentives
in the Age of Sail», in:
*Explorations in Economic
History* 44, Nr. 2 (2003).

Bennett, J., *Trajan. Optimus Princeps*, London 1997.

Bennett, M., *Fighting Techniques of the Medieval World AD 500-AD 1500. Equipment, Combat Skills and Tactics*, Staplehurst 2005.

Bergdolt, K., *Der Schwarze Tod in Europa. Die Große Pest und das Ende des Mittelalters*, München 1994.

Ders., *Die Pest. Geschichte des Schwarzen Todes*, München 2006.

Berkel, M. van, u.a., *Crisis and Continuity at the Abbasid Court. Formal and Informal Politics in the Caliphate of al-Muqtadir*, Leiden 2013.

Berkhoff, K., «The ‹Russian› Prisoners of War in Nazi-Ruled Ukraine as Victims of Genocidal Massacre», in:

*Holocaust and Genocide
Studies* 15, Nr. 1 (2001).

Bernard, A., «Lessons from
Iraq and Bosnia on the
Theory and Practice of No-
Fly Zones», in: *Journal of
Strategic Studies* 27
(2004).

Bernard, P., und F. Grenet
(Hg.), *Histoire des cultes
de l'Asie Centrale
préislamique*, Paris 1991.

Berry, S., und N. Gulade, «La

Peste noire dans l'Occident chrétien et musulman, 1347-1353», in: *Canadian Bulletin of Medical History* 25.2 (2008).

Besymenski, L., *Stalin und Hitler. Pokerspiel der Diktatoren*, Berlin 2002.

Ders., «O <plane> Shukowa ot 15 maja 1941 g.», in: *Nowaja i Nowejschaja Istorija* 3 (2000).

Bethencourt, F., und

D. Curto, *Portuguese Oceanic Expansion, 1400–1800*, Cambridge 2007.

Bewell, A., *Romanticism and Colonial Disease*, Baltimore 1999.

Bhattacharya, B., «Armenian European Relationship in India, 1500–1800. No Armenian Foundation for European Empire?», in: *Journal of the Economic and Social History of the*

Orient 48, Nr. 2 (2005).

Bijns, Anna, «Unyoked is Best! Happy the Woman without a Man», in:

K. Wilson, *Women Writers of the Renaissance and Reformation*, Athen 1987.

Bill, J., *The Eagle and the Lion. The Tragedy of American-Iranian Relations*, New Haven 1988.

Ders. und W. Louis,

*Musaddiq, Iranian
Nationalism, and Oil, Austin
1988.*

Bilmes, L., «The Financial
Legacy of Iraq and
Afghanistan: How Wartime
Spending Decisions Will
Constrain Future National
Security Budgets», in:
*Harvard Kennedy School
Faculty Research Working
Paper Series, März 2013.*
Bilz-Leonardt, M.,

«Deconstructing the Myth of the Tartar Yoke», in: *Central Asian Survey* 27.1 (2008).

Bingham, H., «Elihu Yale, Governor, Collector and Benefactor», in: *American Antiquarian Society. Proceedings* 47 (1937).

Ders., *Elihu Yale. The American Nabob of Queen Square*, New York 1939.

Binns, J., *Ascetics and*

Ambassadors of Christ. The Monasteries of Palestine 314-631, Oxford 1994.

Birnbaum, H., «Medieval Novgorod. Political, Social and Cultural Life in an Old Russian Urban Community», in: *California Slavic Studies* 14 (1992).

Blackwell, S., *British Military Intervention and the Struggle for Jordan. King Hussein, Nasser and the*

Middle East Crisis, London
2013.

Blair, S., «Transcribing God's Word. Qur'an Codices in Context», in: *Journal of Qur'anic Studies* 10.1 (2008).

Blake, K., *The US-Soviet Confrontation in Iran 1945-62. A Case in the Annals of the Cold War*, Lanham
2009.

Blake, S., «Shah 'Abbās and

the Transfer of the Safavid Capital from Qazvin to Isfahan», in: A. Newman (Hg.), *Society and Culture in the Early Modern Middle East. Studies on Iran in the Safavid Period*, Leiden 2003.

Blanchard, I., *Mining, Metallurgy and Minting in the Middle Age. Continuing Afro-European Supremacy, 1250-1450*, Bd. 3,

Stuttgart 2001.

Blockley, R., «Subsidies and Diplomacy. Rome and Persia in Late Antiquity», in: *Phoenix* 39 (1985).

Blois, F. de, «*Naṣṣrānī* (Ναζωραῖος) and *ḥanīf* (ἑθνικός). Studies on the Religious Vocabulary of Christianity and of Islam», in: *Bulletin of the School of Oriental and African Studies* 65 (2002).

Blöndal, S., *The Varangians of Byzantium*, übers. von B. Benedikz, Cambridge 1978.

Bloom, J., *Paper before Print. The History and Impact of Paper in the Islamic World*, New Haven 2001.

Blussé, L., *Tribuut aan China. Vier eeuwen Nederlands-Chinese betrekkingen*, Amsterdam 1989.

Bobroff, R., *Roads to Glory*.

Late Imperial Russia and the Turkish Straits, London 2006.

Bogucki, M., «The Beginning of the Dirham Import to the Baltic Sea and the Question of the Early Emporia», in: A. Bitner-Wróblewska und U. Lund-Hansen (Hg.), *Worlds Apart? Contacts across the Baltic Sea in the Iron Age. Network Denmark-Poland 2005-*

2008, Kopenhagen 2010.

Bolman, E., S. Davis und
G. Pyke, «Shenoute and a
Recently Discovered Tomb
Chapel at the White
Monastery», in: *Journal of
Early Christian Studies*
18.3 (2010).

Bondarenko, A. (Hg.), *God
krissisa: 1938–1939:
dokumenty i materialy w
dwuch tomach*, 2 Bde.,
Moskau 1990.

Booth, P., *Crisis of Empire.
Doctrine and Dissent at the
End of Late Antiquity*,
Berkeley 2014.

Bosker, M., E. Buringh und J.
van Zanden, «From
Baghdad to London. The
Dynamics of Urban Growth
and the Arab World, 800–
1800», in: *Centre for
Economic Policy Research*,
Paper 6833 (2009).

Bosworth, A., «Alexander's

Death. The Poisoning Rumors», in: J. Romm (Hg.), *The Landmark Arrian. The Campaigns of Alexander*, New York 2010.

Bosworth, C., *The Ghaznavids, 994-1040*, Cambridge 1963.

Botelho, T., «Labour Ideologies and Labour Relations in Colonial Portuguese America, 1500-1700», in: *International*

Review of Social History 56
(2011).

Bovill, E., «*The Madre de Dios*», in: *Mariner's Mirror*
54 (1968).

Bowden, M., *Guests of the Ayatollah. The First Battle in America's War with Militant Islam*, New York
2006.

Bowen, H., *The Business of Empire. The East India Company and Imperial*

Britain, 1756-1833,
Cambridge 2006.

Bowersock, G., «A Report on
Arabia Provincia», in:
Journal of Roman Studies
61 (1971).

Ders., «The New Greek
Inscription from South
Yemen», in: A. Sedov und
J.-F. Salles (Hg.), *Qāni'. Le
port antique du
Ḥaḍramawt entre la
Méditerranée, l'Afrique et*

l'Inde. Fouilles russes
1972, 1985-89, 1991,
1993-94, Turnhout 2013.

Ders., *The Throne of Adulis.*
Red Sea Wars on the Eve of
Islam, Oxford 2013.

Bowman, A., *Egypt after the*
Pharaohs 332 BC-AD 642.
From Alexander to the Arab
Conquest, Berkeley 1986.

Ders., *Life and Letters from*
the Roman Frontier.
Vindolanda and its People,

London 1994.

Bowman, J., «The Sassanian Church in the Kharg Island», in: *Acta Iranica* 1 (1974).

Bowrey, T., *Geographical Account of Countries around the Bay of Bengal 1669 to 1679*, hg. von R. Temple, London 1905.

Boxer, C., *The Christian Century in Japan, 1549-1650*, Berkeley 1951.

Ders., *The Dutch in Brazil
1624-1654*, Oxford 1957.

Boyajian, J., *Portuguese
Trade in Asia under the
Habsburgs, 1580-1640*,
Baltimore 1993.

Boyce, M., *Textual Sources
for the Study of
Zoroastrianism*,
Manchester 1984.

Dies. und F. Grenet, *A
History of Zoroastrianism*,
Leiden 1991.

Dies., *Zoroastrians. Their Religious Beliefs and Practices*, London 1979.

Bradsher, H., *Afghanistan and the Soviet Union*, Durham 1985.

Braithwaite, R., *Afgantsy. The Russians in Afghanistan, 1979-89*, London 2011.

Brand, M., und G. Lowry (Hg.), *Fatephur Sikri*, Bombay 1987.

Brands, H., «Inside the Iraqi

State Records. Saddam Hussein, «Irangate» and the United States», in: *Journal of Strategic Studies* 34, Nr. 1 (2011).

Ders., «Saddam and Israel. What Do the New Iraqi Records Reveal?», in: *Diplomacy & Statecraft* 22, Nr. 3 (2011).

Ders., «Saddam Hussein, the United States, and the Invasion of Iran. Was There

a Green Light?», in: *Cold War History* 12, Nr. 2 (2012).

Ders., «Why Did Saddam Hussein Invade Iran? New Evidence on Motives, Complexity, and the Israel Factor», in: *Journal of Military History* 75 (2011).

Ders., und D. Palkki, «Conspiring Bastards. Saddam Hussein's Strategic View of the United States»,

in: *Diplomatic History* 36,
Nr. 3 (2012).

Ders. und D. Palkki, «Saddam
Hussein, Israel, and the
Bomb. Nuclear Alarmism
Justified?», in: *International
Security* 36, Nr. 1 (2011).

Brandt, L., und T. Rawski
(Hg.), *China's Great
Economic Transformation*,
Cambridge 2008.

Brecher, M., und
J. Wilkenfeld, *A Study of*

Crisis, Ann Arbor 1997.

Bregel, Y., «Turko-Mongol Influences in Central Asia», in: R. Canfield (Hg.), *Turko-Persia in Historical Perspective*, Cambridge 1991.

Bresc-Bautier, G., *Le Cartulaire du chapitre du Saint-Sépulcre de Jérusalem*, Paris 1984.

Briant, P., «History and Ideology. The Greeks and

«Persian Decadence»», in:
T. Harrison (Hg.), *Greeks
and Barbarians*, New York
2002.

Ders., *Darius dans l'ombre
d'Alexandre*, Paris 2003.

Brink, S., *Vikingarnas slavar.
Den nordiska trældomen
under yngre järnålder och
äldsta medeltid*, Stockholm
2012.

Broadberry, S., und B. Gupta,
«The Early Modern Great

Divergence. Wages, Prices and Economic Development in Europe and Asia, 1500–1800», in: *Economic History Review* 59.1 (2006).

Brock, S., «A Martyr at the Sasanid Court under Vahran II: Candida», in: *Analecta Bollandiana* 96.2 (1978).

Ders., «From Antagonism to Assimilation. Syriac

Attitudes to Greek Learning», in: N. Garsoian, T. Mathews und T. Thomson (Hg.), *East of Byzantium. Syria and Armenia in the Formative Period*, Washington, DC 1982.

Ders., «North Mesopotamia in the Late Seventh Century. Book XV of John Bar Penkaye's *Rish Melle*», in: *Jerusalem Studies in*

Arabic and Islam 9 (1987).

Ders., «Saints in Syriac. A Little-Tapped Resource»,
in: *Journal of East Christian Studies* 16.2 (2008).

Ders., «Some New Letters of the Patriarch Severus», in:
Studia Patristica 12 (1975).

Ders., «The Christology of the Church of the East in the Synods of the Fifth to Early Seventh Centuries.

Preliminary Considerations

and Materials», in:
G. Dagrass (Hg.), *A
Festschrift for Archbishop
Methodios of Thyateira and
Great Britain*, Athen 1985.

Ders., «The Church of the
East in the Sasanian Empire
up to the Sixth Century and
its Absence from the
Councils in the Roman
Empire», in: *Syriac
Dialogue. First Non-Official
Consultation on Dialogue*

within the Syriac Tradition,
Wien 1994.

Ders., «The Conversations
with the Syrian Orthodox
under Justinian (532)», in:
Orientalia Christiana
Periodica 47 (1981).

Brook, T., *The Confusions of
Pleasure. Commerce and
Culture in Ming China,*
Berkeley 1998.

Ders., *The Troubled Empire.*
China in the Yuan and Ming

Dynasties, Cambridge (MA)
2010.

Ders., *Vermeer's Hat. The
Seventeenth Century and
the Dawn of the Global
World*, London 2008.

Ders., *Wie China nach
Europa kam. Die unerhörte
Karte des Mr. Selden*,
Berlin 2015.

Brooks, E., «Reform in the
Russian Army, 1856–1861»,
in: *Slavic Review* 43, Nr. 1

(1984).

Brosius, M., «Alexander and the Persians», in:

J. Roitman (Hg.), *Alexander the Great*, Leiden 2003.

Brotton, J., *Trading Territories. Mapping the Early Modern World*, London 1997.

Brower, D., «Russian Roads to Mecca. Religious Tolerance and Muslim Pilgrimage in the Russian

Empire», in: *Slavic Review*
55, Nr. 3 (1996).

Ders. und E. Lazzerini,
*Russia's Orient. Imperial
Borderlands and Peoples,
1700–1917*, Bloomington
(IN) 1997.

Brown, D., *Palmerston. A
Biography*, London 2010.

Brown, P., «How Muscovy
Governed. Seventeenth-
Century Russian Central
Administration», in *Russian*

History 36 (2009).

Ders., *The Body and Society. Men, Women and Sexual Renunciation in Early Christianity*, London 1988.

Browne, E., *The Persian Revolution of 1905-1909*, London 1966.

Browning, C., *The Origins of the Final Solution. The Evolution of Nazi Jewish Policy, September 1939-March 1942*, Lincoln (NE)

2004; deutsch: *Die
Entfesselung der
«Endlösung».*

*Nationalsozialistische
Judenpolitik 1939-1942,*
München 2003.

Bruce St John, R., *Libya.*

From Colony to Revolution,
Oxford 2012.

Brumberg, D., *Reinventing
Khomeini. The Struggle for
Reform in Iran,* Chicago
2001.

Brysac, S., und K. Mayer,
Tournament of Shadows.
The Great Game and the
Race for Empire in Asia,
London 2006.

Buchan, J., *Days of God. The*
Revolution in Iran and its
Consequences, London
2012.

Buchheim, H., u.a., *Anatomie*
des SS-Staates, 2 Bde.,
Olten 1965.

Budge, E. (Hg. und Übers.),

*The Chronography of
Gregory Abul Faraj, 2 Bde.,
Oxford 1932, Bd. 1.*

Budge, W., *The Monks of
Kublai Khan, Emperor of
China*, London 1928.

Buell, P., «Mongolian Empire
and Turkization. The
Evidence of Food and
Foodways», in: R. Amitai-
Preiss (Hg.), *The Mongol
Empire and its Legacy*,
Leiden 1999.

Ders., «Steppe Foodways and History», in: *Asian Medicine, Tradition and Modernity* 2.2 (2006), 190.

Ders., E. Anderson und C. Perry, *A Soup for the Qan. Chinese Dietary Medicine of the Mongol Era as Seen in Hu Szu-hui's Yin-shan Cheng-yao*, London 2000.

Bukowski, W., *Abrechnung mit Moskau. Das*

sowjetische

*Unrechtsregime und die
Schuld des Westens,*

Bergisch Gladbach 1996.

Bullard, R., *Letters from
Teheran. A British*

Ambassador in World

War II Persia, hg. von

E. Hodgkin, London 1991.

Bulliet, R., «Naw Bahar and
the Survival of Iranian

Buddhism», in: *Iran* 14

(1976).

Ders., *Cotton, Climate, and Camels in Early Islamic Iran. A Moment in World History*, New York 2009.

Bullock, A., *Hitler. A Study in Tyranny*, London 1964;
deutsch: *Hitler. Eine Studie über Tyrannei*, Düsseldorf 1967.

Bunjatow, Z., *Gosudarstwo Choresmschachow-Anuschteginidow*, Moskau 1986.

Burk, K., *Britain, America and the Sinews of War, 1914-1918*, Boston 1985.

Burman, T., *Reading the Qur'ān in Latin Christendom, 1140-1560*, Philadelphia 2007.

Burnett, C. (Hg.), *Adelard of Bath. An English Scientist and Arabist of the Early Twelfth Century*, London 1987.

Busch, B., *Britain, India and*

the Arabs, 1914-1921,
Berkeley 1971.

Buschew, P., *Istorija posolstw
i diplomatitscheskich
otnoschenii russkogo i
iranskogo gossudarstw w
1586-1612 gg*, Moskau
1976.

Bush, G., *Speaking of
Freedom. The Collected
Speeches of George H.W.
Bush*, New York 2009.

Busse, H., «Monotheismus

und islamische Christologie
in der Bauinschrift des
Felsendoms in Jerusalem»,
in: *Theologische*
Quartalsschrift 161 (1981).

Butler, F., «The
Representation of Oral
Culture in the Vita
Constantini», in: *Slavic and*
East European Review 39,
Nr. 3 (1995).

Byrne, M., «The Road to
Intervention. Factors

Influencing US Policy
toward Iran, 1945-53», in:
M. Gasiorowski und
M. Byrne (Hg.),
*Mohammad Mosaddeq and
the 1953 Coup in Iran*,
Syracuse 2004.

Cabot, S., «Ordinances,
instructions and
advertisements of and for
the direction of the
intended voyage for
Cathaye», in: Hakluyt,

Principal navigations,
Bd. 2.

Cahen, C., *Makhzumiyat.*
Études sur l'histoire
économique et financière
de l'Égypte médiéval,
Leiden 1977.

Cameron, A., *The Later*
Roman Empire, AD 284–
430, London 1993.

Dies., *The Mediterranean*
World in Late Antiquity. AD
395–700, London 1993.

Dies. und R. Hoyland (Hg.),
*Doctrine and Debate in the
East Christian World 300-
1500*, Farnham 2011.

Camp, D., *Boots on the
Ground. The Fight to
Liberate Afghanistan from
Al-Qaeda and the Taliban*,
Minneapolis 2012.

Canard, M., «Baghdad au IV^e
siècle de l'Hégire (Xe siècle
de l'ère chrétienne)», in:
Arabica 9 (1962).

Canepa, M., «Technologies of Memory in Early Sasanian Iran. Achaemenid Sites and Sasanian Identity», in: *American Journal of Archaeology* 114.4 (2010).

Ders., *The Two Eyes of the Earth. Art and Ritual of Kingship between Rome and Sasanian Iran*, Berkeley 2009.

Carey, J., und A. Carey, «Iranian Agriculture and its

Development. 1952-1973»,
in: *International Journal of
Middle East Studies* 7.3
(1976).

Carlos, A., und L. Neal,
«Amsterdam and London as
Financial Centers in the
Eighteenth Century», in:
Financial History Review
18.1 (2011).

Carver, M., *El Alamein*,
London 1962; deutsch: *El
Alamein. Der Wendepunkt*

des Zweiten Weltkriegs,
Tübingen 1963.

Casale, G., «Ottoman *Guerre de Course* and the Indian Ocean Spice Trade. The Career of Sefer Reis», in: *Itinerario* 32.1 (2008).

Ders., «The Ottoman Administration of the Spice Trade in the Sixteenth Century Red Sea and Persian Gulf», in: *Journal of the Economic and Social*

History of the Orient 49.2
(2006).

Ders., *The Ottoman Age of
Exploration*, Oxford 2010.

Casson, L., «New Light on
Maritime Loans. P. Vindob.
G 40822», in: *Zeitschrift
für Papyrologie und
Epigraphik* 84 (1990).

Caswell, F., *The Slave Girls of
Baghdad. The Qiyān in the
Early Abbasid Era*, London
2011.

Cecil, L., «Wilhelm II. und die Juden», in: W. Mosse (Hg.), *Juden im Wilhelminischen Deutschland, 1890–1914*, Tübingen 1976.

Cesarani, D., *Eichmann. His Life and Crimes*, London 2004; deutsch: *Adolf Eichmann. Bürokrat und Massenmörder*, Berlin 2004.

Chambers, D., und B. Pullan (Hg.), *Venice. A*

Documentary History,
1450-1630, Oxford 1992.

Chaney, E., *The Evolution of
the Grand Tour. Anglo-
Italian Cultural Relations
since the Renaissance,*
Portland 1998.

Chang, T., *Dunhuang Art
through the Eyes of Duan
Wenjie,* Neu-Delhi 1994.

Chaudhuri, K., *The Trading
World of Asia and the
English East India*

Company, Cambridge 2006.

Chaumont, M.-L.,

«L'Inscription de Kartir à la Ka'bah de Zoroastre. Text, traduction et commentaire», in: *Journal Asiatique* 248 (1960).

Dies., *La Christianisation de l'empire iranien, des origines aux grandes persécutions du IV^e siècle*, Louvain 1988.

Dies., *Recherches sur*

*l'histoire d'Arménie, de
l'avènement des Sassanides
à la conversion du
royaume, Paris 1969.*

Chawla, I., «Wavell's
Breakdown Plan, 1945-47.
An Appraisal», in: *Journal of
Punjabi Studies* 16.2
(2009).

Chazan, R., «<Let Not a
Remnant or a Residue
Escape>. Millenarian
Enthusiasm in the First

Crusade», in: *Speculum* 84 (2009).

Chester, L., *Borders and Conflict in South Asia. The Radcliffe Boundary Commission and the Partition of the Punjab*, Manchester 2009.

Chism, C., «Memory, Wonder and Desire in the Travels of Ibn Jubayr and Ibn Battuta», in: N. Paul und S. Yeager (Hg.),

*Remembering the
Crusades. Myth, Image and
Identity*, Cambridge 2012.

Choksy, J., «Hagiography and
Monotheism in History.

Doctrinal Encounters
between Zoroastrianism,
Judaism and Christianity»,
in: *Islam and Christian-
Muslim Relations* 14.4
(2010).

Ders., «Loan and Sales
Contracts in Ancient and

Early Medieval Iran», in:
Indo-Iranian Journal 31
(1988).

Christopher, W. (Hg.),
*American Hostages in Iran.
Conduct of a Crisis*, New
Haven 1985.

Christys, A., «The Queen of
the Franks Offers Gifts to
the Caliph Al-Muktafi», in:
W. Davies und P. Fouracre
(Hg.), *The Languages of
Gift in the Early Middle*

Ages, Cambridge 2010.

Chuan, H.-Sh., «The Inflow of American Silver into China from the Late Ming to the Mid-Ch'ing Period», in:
Journal of the Institute of Chinese Studies of the Chinese University of Hong Kong 2 (1969).

Churchill, W., *The Second World War*, 6 Bde., London 1948–1953; deutsch: *Der Zweite Weltkrieg*, Bern

1948-1954.

Ders., *The World Crisis, 1911-1918, with New Introduction by Martin Gilbert*, New York 2005.

Ciociltan, V., *The Mongols and the Black Sea Trade in the Thirteenth and Fourteenth Centuries*, Leiden 2012.

Claire, R., *Raid on the Sun. Inside Israel's Secret Campaign that Denied*

Saddam Hussein the Bomb,
New York 2004.

Clark, C., *The Sleepwalkers.*
How Europe Went to War
in 1914, London 2012;
deutsch: *Die*
Schlafwandler. Wie Europa
in den Ersten Weltkrieg
zog, übers. von
N. Juraschitz, München
2013.

Clawson, P., «Iran's Economy
between Crisis and

Collapse», in: *Middle East Research and Information Project Reports* 98 (1981).

Clayton, G.D., *Britain and the Eastern Question.*

Missolonghi to Gallipoli,
London 1971.

Clot, A., *Suleiman the Magnificent. The Man, his Life, his Epoch*, übers. von M. Reisz, New York 1992.

Clunas, C., *Empire of Great Brightness. Visual and*

Material Cultures of Ming China, 1368-1644, London 2007.

Ders., *Superfluous Things. Material Culture and Social Status in Early Modern China*, Cambridge 1991.

Coakley, R., «The Persian Corridor as a Route for Aid to the USSR», in:
M. Blumenson u.a.,
Command Decisions,
Washington, DC 1960.

Coates, T., *Convicts and Orphans. Forces and State-Sponsored Colonizers in the Portuguese Empire, 1550-1755*, Stanford 2001.

Cobb, P., *Der Kampf ums Paradies. Eine islamische Geschichte der Kreuzzüge*, Darmstadt 2015.

Cochrane, L., *Adelard of Bath. The First English Scientist*, London 1994.

Cohen, A., *Alexander Mosaic*.

*Stories of Victory and
Defeat*, Cambridge 1996.

Cohen, S., «Mesopotamia in
British Strategy, 1903–
1914», in: *International
Journal of Middle East
Studies* 9, Nr. 2 (1978).

Cohen, Z., «Administração
das ilhas de Cabo Verde e
seu Distrito no Segundo
Século de Colonização
(1560–1640)», in:
M. Santos (Hg.), *Historia*

Geral de Cabo Verde,
2 Bde., 1991, Bd. 2.

Cole, J., *Napoleon's Egypt.*
Invading the Middle East,
New York 2007; deutsch:
Die Schlacht bei den
Pyramiden. Napoleon
erobert den Orient,
Stuttgart 2010.

Coll, S., *Ghost Wars. The*
Secret History of the CIA,
Afghanistan, and Bin
Laden, from the Soviet

Intervention to September 10, 2001, New York 2004.

Coltman, V., *Classical Sculpture and the Culture of Collecting in Britain since 1760*, Oxford 2009.

Conant, J., *Staying Roman. Conquest and Identity in Africa and the Mediterranean, 439–700*, Cambridge 2012.

Connell, J., *Wavell. Supreme Commander*, London 1969.

Constable, O., *Housing the Stranger in the Mediterranean World. Lodging, Trade and Travel in Late Antiquity and the Middle Ages*, Cambridge 2003.

Conybeare, F., «Antiochos Strategos' Account of the Sack of Jerusalem in ad 614», in: *English Historical Review* 25 (1910).

Cook, M., und P. Crone,

*Hagarism. The Making of
the Islamic World,*
Cambridge 1977.

Cook, N.D., *Born to Die.
Disease and New World
Conquest, 1492-1650,*
Cambridge 1998.

Cordesman, A., *Iraq and the
War of Sanctions.
Conventional Threats and
Weapons of Mass
Destruction,* Westport
1999.

Ders., *The Iran-Iraq War and Western Security, 1984-1987*, London 1987.

Ders., *Weapons of Mass Destruction in the Middle East*, London 1992.

Cordovez, D., und
S. Harrison, *Out of Afghanistan. The Inside Story of the Soviet Withdrawal*, Oxford 1995.

Corley, T., *A History of the Burmah Oil Company*,

1886-1924, London 1983.

Corni, G., *Hitler and the Peasants. Agrarian Policy of the Third Reich, 1930-39*, New York 1990.

Corni, G., und H. Gies, *Brot – Butter – Kanonen. Die Ernährungswirtschaft in Deutschland unter der Diktatur Hitlers*, Berlin 1997.

Cortés López, J., «El tiempo africano de Cristóbal

Colón», in: *Studia Historica*
8 (1990).

Cosmo, N. di, *Ancient China
and its Enemies. The Rise
of Nomadic Power in East
Asian History*, Cambridge
2004.

Cottam, R., «US and Soviet
Responses to Islamic
Political Militancy», in:
N. Keddie und
M. Gasiorowski (Hg.),
Neither East nor West.

Iran, the Soviet Union and the United States, New Haven 1990.

Ders., *Iran and the United States. A Cold War Case Study*, Pittsburgh 1988.

Courtnay Locke, J. (Hg.), *The First Englishmen in India*, London 1930.

Courtois, S., u.a. (Hg.), *Das Schwarzbuch des Kommunismus – Unterdrückung,*

Verbrechen und Terror,
München 1998.

Crane, H., E. Akin und
G. Necipoğlu, *Sinan's
Autobiographies. Five
Sixteenth-Century Texts,*
Leiden 2006.

Creel, H., «The Role of the
Horse in Chinese History»,
in: *American Historical
Review* 70 (1965).

Cribb, J., «The Heraus Coins.
Their Attribution to the

Kushan King Kujula
Kadphises, c. ad 30–80», in:
M. Price, A. Burnett und
R. Bland (Hg.), *Essays in
Honour of Robert Carson
and Kenneth Jenkins*,
London 1993.

Ders. und G. Herrmann
(Hg.), *After Alexander.
Central Asia before Islam.
Themes in the History and
Archaeology of Western
Central Asia*, Oxford 2007.

Crinson, M., «Abadan.

Planning and Architecture
under the Anglo-Iranian Oil
Company», in: *Planning
Perspectives* 12.3 (1997).

Critchley, J., *Marco Polo's
Book*, Aldershot 1992.

Croix, G. de Ste, *Christian
Persecution, Martyrdom
and Orthodoxy*, Oxford
2006.

Crone, P., «Quraysh and the
Roman Army. Making Sense

of the Meccan Leather Trade», in: *Bulletin of the School of Oriental and African Studies* 70.1 (2007).

Dies., «The Religion of the Qur'ānic Pagans. God and the Lesser Deities», in: *Arabica* 57 (2010).

Dies., «Zoroastrian Communism», in: *Comparative Studies in Society and History* 36.4

(1994).

Dies., *Meccan Trade and the Rise of Islam*, Princeton 1977.

Dies. und M. Hinds, *God's Caliph. Religious Authority in the First Centuries of Islam*, Cambridge 1986.

Cronin, S., «Importing Modernity. European Military Missions to Qajar Iran», in: *Comparative Studies in Society and*

History 50.1 (2008).

Crosby, A., *The Columbian Exchange. Biological and Cultural Consequences of 1492*, Westport 2003.

Cross, H., «South American Bullion Production and Export, 1550–1750», in: Richards, *Precious Metals*.

Crowley, R., *Conquerors. How Portugal Seized the Indian Ocean and Forged the First Global Empire*,

London 2015; deutsch: *Die Eroberer. Portugals Kampf um ein Weltreich*, Darmstadt 2016.

Cullen, C., «The Science/Technology Interface in Seventeenth-Century China. Song Yingxing on *Qi* and the *Wu Xing*», in: *Bulletin of the School of Oriental and African Studies* 53.2 (1990).

Curtis, J., und St. J. Simpson
(Hg.), *The World of
Achaemenid Persia.
History, Art and Society in
Iran and the Ancient Near
East*, London 2010.

Dabhoiwala, F., *The Origins of
Sex. A History of the First
Sexual Revolution*, London
2012; deutsch: *Die
Geschichte der ersten
sexuellen Revolution*,
Stuttgart 2014.

Dabiri, G., «The Shahnama.
Between the Samanids and
the Ghaznavids», in:
Iranian Studies 43, Nr. 1
(2010).

Dagron, G., und V. Déroche,
«Juifs et chrétiens en
Orient byzantine», in:
Travaux et Memoires 11
(1994).

Dalby, A., *Empire of
Pleasures. Luxury and
Indulgence in the Roman*

World, London 2000.

Dale, S., *Indian Merchants and Eurasian Trade, 1600–1750*, Cambridge 1994.

Dalrymple, W., *Return of a King. The Battle for Afghanistan*, London 2013.

Dam, J. van, *Dutch Delftware 1620–1850*, Amsterdam 2004.

Ders., *Gedateerd Delfts aardwek*, Amsterdam 1991.

Danielsen, A., *The Evolution*

of OPEC, New York 1982.

Daryaei, T., «Memory and History. The Construction of the Past in Late Antiquity», in: *Name-ye Iran-e Bastan* 1.2 (2001/02).

Ders., «The Persian Gulf Trade in Late Antiquity», in: *Journal of World History* 14.1 (2003).

Ders., *Šahrestānīhā ī Ērānšahr. A Middle Persian*

*Text on Late Antique
Geography, Epic, and
History*, Costa Mesa (CA)
2002.

Ders., *Sasanian Persia. The
Rise and Fall of an Empire*,
London 2009.

Datta, R., *Society, Economy
and the Market.
Commercialization in Rural
Bengal, c. 1760–1800*, Neu-
Delhi 2000.

David, S., *Victoria's Wars*.

The Rise of Empire, London
2006.

Davidson, B., *The African
Past. Chronicles from
Antiquity to Modern Times*,
Boston 1964.

Davies, J., *Gentlemen and
Tarpaulins. The Officers
and Men of the Restoration
Navy*, Oxford 1991.

Dawson, C., *Mongol Mission.
Narratives and Letters of
the Franciscan*

*Missionaries in Mongolia
and China in the Thirteenth
and Fourteenth Centuries,*
London 1955.

Debnath, L., *The Legacy of
Leonhard Euler. A
Tricentennial Tribute,*
London 2010.

Deist, W., u.a. (Hg.),
*Germany and the Second
World War, 9 Bde.,* Oxford
1998.

Delaney, C., «Columbus's

Ultimate Goal: Jerusalem»,
in: *Comparative Studies in
Society and History* 48
(2006).

Dies., *Columbus and the
Quest for Jerusalem*,
London 2012.

Delgoda, S., «‹Nabob,
Historian and Orientalist›.
Robert Orme. The Life and
Career of an East India
Company Servant (1728–
1801)», in: *Journal of the*

Royal Asiatic Society 2,
Nr. 3 (1992).

Dennison, T., *The
Institutional Framework of
Russian Serfdom*,
Cambridge 2011.

Derrett, J., «Early Buddhist
Use of Two Western
Themes», in: *Journal of the
Royal Asiatic Society* 12.3
(2002).

Ders., «Homer in India. The
Birth of the Buddha», in:

Journal of the Royal Asiatic Society 2.1 (1992).

Devaney, T., «‹Like an Ember Buried in Ashes›. The Byzantine-Venetian Conflict of 1119–1126», in:

T. Madden, J. Naus und V. Ryan (Hg.), *Crusades – Medieval Worlds in Conflict*, Farnham 2010.

DeWitte, S., «Mortality Risk and Survival in the Aftermath of the Medieval

Black Death», in: *PloS ONE*
9.5 (2014).

Deyell, J., «The China
Connection. Problems of
Silver Supply in Medieval
Bengal», in: J. Richards
(Hg.), *Precious Metals in
the Later Medieval and
Early Modern World*,
Durham 1983.

Ders., «The China
Connection. Problems of
Silver Supply in Medieval

Bengal», in: Richards,
Precious Metal.

Dharm, P., und B. Prasad
(Hg.), *Official History of the
Indian Armed Forces in the
Second World War, 1939–
1945. The Campaign in
Western Asia*, Kalkutta
1957.

Dias, J., «As primeiras
penetrações portuguesas
em África», in: L. de
Albuquerque (Hg.),

Portugal no Mundo, 6 Bde.,
Lissabon 1989, Bd. 1.

Dickens, M., «Patriarch
Timothy II and the
Metropolitan of the Turks»,
in: *Journal of the Royal
Asiatic Society* 20.2 (2010).

Dickson, M., «The Canons of
Painting by Şādiqī Bek», in:
M. Dickson und S. Cary
Welch (Hg.), *The Houghton
Shahnameh*, 2 Bde.,
Cambridge (MA) 1989,

Bd. 1.

*Die Italiener im Heiligen
Land vom ersten Kreuzzug
bis zum Tode Heinrichs von
Champagne (1098-1197),
Amsterdam 1989.*

Dieten, J.-L. van, «Das
Lateinische Kaiserreich von
Konstantinopel und die
Verhandlungen über
kirchliche
Wiedervereinigung», in: V.
van Aalst und K. Ciggaar

(Hg.), *The Latin Empire.
Some Contributions*,
Hernen 1990.

Diffie, B., und G. Winius,
*Foundations of the
Portuguese Empire, 1415–
1580*, Oxford 1977.

Dignas, B., und E. Winter,
*Rom und das Perserreich.
Zwei Weltmächte zwischen
Konfrontation und
Koexistenz*, Berlin 2001.

Dimitrakis, P., *The Secret*

War in Afghanistan. The Soviet Union, China and Anglo-American Intelligence in the Afghan War, London 2013.

Ding, N., *Obscene Things. Sexual Politics in Jin Ping Mei*, Durham 2002.

Diodoros. Griechische Weltgeschichte. Buch XVII: Alexander der Große, übers. von O. Veh, Stuttgart 2009.

Dionisotti, C., «Lepanto nella cultura italiana del tempo», in: G. Benzoni (Hg.), *Il Mediterraneo nella seconda meta del '500 alla luce di Lepanto*, Florenz 1974.

Dirks, N., *Scandal of Empire. India and the Creation of Imperial Britain*, Cambridge (MA) 2006.

Djait, H., *Al-Kūfa. Naissance de la ville islamique*, Paris

1986.

Dodgeon, M., und S. Lieu
(Hg.), *The Roman Eastern
Frontier and the Persian
Wars A.D. 226-363. A
Documentary History*,
London 1991.

Dods, M., «Ibn al-Wardi's
‹Risalah al-naba› an al-
waba», in: D. Kouymjian
(Hg.), *Near Eastern
Numismatics, Iconography,
Epigraphy and History*,

Beirut 1974.

Dols, M., «Plague in Early Islamic History», in: *Journal of the American Oriental Society* 94.3 (1974).

Ders., *The Black Death in the Middle East*, Princeton 1977.

Donaldson, R. (Hg.), *The Soviet Union in the Third World*, Boulder 1981.

Donner, F., *Muhammad and the Believers. At the*

Origins of Islam, Cambridge (MA) 2010.

Ders., *Narratives of Islamic Origins. The Beginnings of Islamic Historical Writing*, Princeton 1998.

Ders., *The Early Islamic Conquests*, Princeton 1981.

Donzel, E. van, und
A. Schmidt, *Gog and Magog in Early Christian and Islamic Sources. Sallam's Quest for Alexander's Wall*,

Leiden 2010.

Dörrie, H., «Drei Texte zur
Geschichte der Ungarn und
Mongolen. Die
Missionsreisen des fr.
Julianus O.P. ins Ural-
Gebiet (1234/5) und nach
Rußland (1237) und der
Bericht des Erzbischofs
Peter über die Tartaren»,
in: *Nachrichten der
Akademie der
Wissenschaften in*

Göttingen, phil.-hist. Klasse
6 (1956).

Drake, S., *Galileo at work.*
His Scientific Biography,
Chicago 1978.

Drelichman, M., und H.-
J. Voth, «The Sustainable
Debts of Philip II. A
Reconstruction of Spain's
Fiscal Position, 1560–
1598», in: *Centre for*
Economic Policy Research,
Discussion Paper DP6611

(2007).

Druhe, D., *Russo-Indian Relations, 1466-1917*, New York 1970.

Duczko, W., *Viking Rus. Studies on the Presence of Scandinavians in Eastern Europe*, Leiden 2004.

Dufourcq, C.-E., «Les Communications entre les royaumes chrétiens et les pays de l'Occident musulman dans les derniers

siècles du Moyen Age», in:
*Les Communications dans
la Péninsule Ibérique au
Moyen Âge. Actes du
Colloque*, Paris 1981.

Dumbrell, J., *The Carter
Presidency. A Re-
Evaluation*, Manchester
2005.

Duncan-Jones, R., *Money and
Government in the Roman
Empire*, Cambridge 1994.

Dunlop, D., *The History of the*

Jewish Khazars, Princeton
1954.

Durrant, S., *The Cloudy
Mirror. Tension and
Conflict in the Writings of
Sima Qian*, Albany 1995.

Dwyer, D., *Fact and Legend
in the Catalan Atlas of
1375*, Chicago 1997.

Eadie, J., «The
Transformation of the
Eastern Frontier 260–305»,
in: R. Mathisen und

H. Sivan (Hg.), *Shifting Frontiers in Late Antiquity*, Aldershot 1996.

Echevarría Bacigalupe, M.,
«Un notable episodio en la guerra económica hispanoholandesa. El decreto Guana 1603», in:
Hispania. Revista española de historia 162 (1986).

Edmonds, R., «Churchill and Stalin», in: R. Blake und R. Louis (Hg.), *Churchill*,

Oxford 1996.

Ehrenkreutz, A., «Strategic Implications of the Slave Trade between Genoa and Mamluk Egypt in the Second Half of the Thirteenth Century», in: A. Udovitch (Hg.), *The Islamic Middle East, 700–1900*, Princeton 1981.

Eichengreen, B., *Golden Fetters. The Gold Standard and the Great Depression*,

1919–1939, Oxford 1992.

Eidelberg, S. (Übers.), *The Jews and the Crusaders*, Madison 1977.

Ekbo, S., «Finnish Ruotsi and Swedish Roslagen – What Sort of Connection?», in: *Medieval Scandinavia* 13 (2000).

El-Badawi, E., *The Qur'ān and the Aramaic Gospel Traditions*, London 2013.

Ellenblum, R., *The Collapse of*

*the Eastern
Mediterranean. Climate
Change and the Decline of
the East, 950–1072,*
Cambridge 2012.

Elm, M., *Oil, Power, and
Principle. Iran's Oil
Nationalization and its
Aftermath*, Syracuse 1992.

Elwell-Sutton, L., *Persian Oil.
A Study in Power Politics*,
London 1955.

Emadi, H., *Politics of the*

Dispossessed. Superpowers and Developments in the Middle East, Westport 2001.

Emery, C., «The Transatlantic and Cold War Dynamics of Iran Sanctions, 1979–80», in: *Cold War History* 10, Nr. 3 (2010).

Endicott-West, E., «The Yuan Government and Society», in: *Cambridge History of China*, Bd. 6.

Ensalaco, M., *Middle Eastern Terrorism. From Black September to September 11*, Philadelphia 2008.

Epstein, S., *Freedom and Growth. The Rise of States and Markets in Europe, 1300–1750*, London 2000.

Ders., *Genoa and the Genoese. 958–1528*, Chapel Hill (NC) 1996.

Erickson, K., und N. Wright,
«The ‹Royal Archer› and

Apollo in the East. Greco-Persian Iconography in the Seleukid Empire», in:

N. Holmes (Hg.),

Proceedings of the XIVth International Numismatic Congress, Glasgow 2011.

Ericson, E., *Feeding the German Eagle. Soviet Economic Aid to Nazi Germany, 1939-1941*, Westport (CT) 1999.

Etro, F., und L. Pagani, «The

Market for Paintings in Italy during the Seventeenth Century», in: *Journal of Economic History* 72.2 (2012).

Falk, H., *Asokan Sites and Artefacts. A Source-book with Bibliography*, Mainz 2006.

Faller, S., *Taprobane im Wandel der Zeit*, Stuttgart 2000.

Farber, D., *Taken Hostage*.

*The Iran Hostage Crisis
and America's First
Encounter with Radical
Islam, Princeton 2005.*

Fatemi, N., *Oil Diplomacy.
Powder Keg in Iran, New
York 1954.*

Fayazmanesh, S., *The United
States and Iran. Sanctions,
Wars and the Policy of Dual
Containment, New York
2008.*

Fedorov, V., «Plague in

Camels and its Prevention
in the USSR», in: *Bulletin
of the World Health
Organisation* 23 (1960).

Fedorow, W., *Istorija Rossii
XIX-nachala XX w.*, Moskau
1998.

Fedorowna, S., *Russkaja
Amerika w <sapiskach>
K.T. Chlebnikowa*, Moskau
1985.

Fedtschenko, A., *Irak w
borbe sa nesawissimost,*

Moskau 1970.

Feldman, L., «Proselytism by Jews in the Third, Fourth and Fifth Centuries», in: *Journal for the Study of Judaism* 24.1 (1993).

Fenlon, I., ««In destructione Turcharum». The Victory of Lepanto in Sixteenth-Century Music and Letters», in: E. Degreda (Hg.), *Andrea Gabrieli e il suo tempo. Atti del*

*Convengo internazionale
(Venezia 16-18 settembre
1985), Florenz 1987.*

Ders., «Lepanto. The Arts of
Celebration in Renaissance
Venice», in: *Proceedings of
the British Academy* 73
(1988).

Ferguson, N., *The Pity of
War*, London 1998;
deutsch: *Der falsche Krieg.
Der Erste Weltkrieg und
das 20. Jahrhundert*,

München 2001.

Ferrier, R., «The Terms and Conditions under which English Trade was Transacted with Safavid Persia», in: *Bulletin of the School of Oriental and African Studies* 49.1 (1986).

Ders. und J. Bamburg, *The History of the British Petroleum Company*, 3 Bde., London 1982–2000.

Fichter, J., *So Great a Proffit.
How the East Indies Trade
Transformed Anglo-
American Capitalism,*
Cambridge (MA) 2010.

Fichtner, P., *Protestantism
and Primogeniture in Early
Modern Germany,* London
1989.

Figes, O., *A People's Tragedy.
The Russian Revolution,
1891-1924,* London 1996;
deutsch: *Die Tragödie eines*

Volkes. Die Epoche der russischen Revolution 1891 bis 1924, Berlin 1998.

Ders., *Crimea. The Last Crusade*, London 2010;
deutsch: *Krimkrieg*, Berlin 2014.

Finlay, R., «Crisis and Crusade in the Mediterranean. Venice, Portugal, and the Cape Route to India (1498–1509)», in: *Studi Veneziani*

28 (1994).

Ders., «Prophecy and Politics in Istanbul. Charles V, Sultan Suleyman and the Habsburg Embassy of 1533–1534», in: *Journal of Early Modern History* 2 (1998).

Finn, R., *Asceticism in the Graeco-Roman World*, Cambridge 2009.

Fischer, D., *The Great Wave. Price Revolutions and the*

Rhythm of History, Oxford
1996.

Fischer, H., «US Military
Casualty Statistics:
Operation New Dawn,
Operation Iraqi Freedom
and Operation Enduring
Freedom», in:
*Congressional Research
Service*, RS22452,
Washington, DC 2014.

Fisher, G., «From Mavia to al-
Mundhir. Arab Christians

and Arab Tribes in the Late
Antique Roman East», in:
I. Toral-Niehoff und
K. Dimitriev (Hg.),
*Religious Culture in Late
Antique Arabia*, Leiden
2012.

Fitzgerald, E.S., «France's
Middle Eastern Ambitions,
the Sykes-Picot
Negotiations, and the Oil
Fields of Mosul, 1915–
1918», in: *Journal of*

Modern History 66.4
(1994).

Fitzherbert, M., *The Man
Who was Greenmantle. A
Biography of Aubrey
Herbert*, London 1985.

Fitzpatrick, M.,
«Provincializing Rome. The
Indian Ocean Trade
Network and Roman
Imperialism», in: *Journal of
World History* 22.1 (2011).

Flint, V., *The Imaginative*

Landscape of Christopher Columbus, Princeton 1992.

Flood, B., *The Great Mosque of Damascus. Studies on the Makings of an Umayyad Visual Culture*, Leiden 2001.

Flood, F., «Between Cult and Culture. Bamiyan, Islamic Iconoclasm, and the Museum», in: *Art Bulletin* 84.4 (2002).

Flores, J., «The Sea and the

World of the Mutasaddi. A Profile of Port Officials from Mughal Gujarat (c. 1600–1650)», in: *Journal of the Royal Asiatic Society* 3, Nr. 21 (2011).

Flynn, D., «Sixteenth-Century Inflation from a Production Point of View», in: E. Marcus und N. Smukler (Hg.), *Inflation through the Ages. Economic, Social, Psychological, and*

Historical Aspects, New York 1983.

Ders. und A. Giráldez, «Arbitrage, China and World Trade in the Early Modern Period», in: *Journal of the Economic and Social History of the Orient* 6.2 (1995).

Ders. und A. Giráldez, «Born with a <Silver Spoon>. The Origin of World Trade in 1571», in: *Journal of World*

History 6.2 (1995).

Fogel, R., «Economic Growth, Population Theory, and Physiology. The Bearing of Long-Term Processes on the Making of Economic Policy», in: *American Economic Review* 84, Nr. 3 (1994).

Foltz, R., «Buddhism in the Iranian World», in: *Muslim World* 100.2-3 (2010).

Ders., «Cultural Contacts

between Central Asia and
Mughal India», in: S. Levi
(Hg.), *India and Central
Asia*, Neu-Delhi 2007.

Ders., «When was Central
Asia Zoroastrian?», in:
Mankind Quarterly (1988).

Ders., «Zoroastrian Attitudes
toward Animals», in:
Society and Animals 18
(2010).

Ders., *Religions of the Silk
Road. Premodern Patterns*

of Globalization,
Basingstoke 2010.

Formisano, L. (Hg.), *Letters
from a New World.
Amerigo Vespucci's
Discovery of America*, New
York 1992.

Forrest, D., *Tea for the
British. The Social and
Economic History of a
Famous Trade*, London
1973.

Forsmann, J., *Testfall für die*

*«Großen Drei». Die
Besetzung Irans durch
Britten, Sowjets und
Amerikaner 1941–1946,
Köln, Weimar, Wien 2009.*

Förster, J., «Hitler's Decision
in Favour of War against
the Soviet Union», in:
H. Boog u.a. (Hg.),
*Germany and the Second
World War*, Bd. 4: *The
Attack on the Soviet Union*,
Oxford 1996.

Fouracre, S., u.a. (Hg.), *The New Cambridge Medieval History*, 7 Bde., Cambridge 1995–2005.

Fowden, G., *Empire to Commonwealth. Consequences of Monotheism in Late Antiquity*, Princeton 1993.

Franklin, S., und J. Shepard, *The Emergence of Rus' 750–1200*, London 1996.

Frankopan, P., «Byzantine

Trade Privileges to Venice
in the Eleventh Century.
The Chrysobull of 1092»,
in: *Journal of Medieval
History* 30 (2004).

Ders., «Levels of Contact
between West and East.
Pilgrims and Visitors to
Constantinople and
Jerusalem in the 9th–12th
Centuries», in: S. Searight
und M. Wagstaff (Hg.),
Travellers in the Levant.

Voyagers and Visionaries,
Durham 2001.

Ders., «The Literary, Cultural
and Political Context for the
Twelfth-Century
Commentary on the
Nicomachean Ethics», in:
C. Barber (Hg.), *Medieval
Greek Commentaries on
the Nicomachean Ethics*,
Leiden 2009.

Fraser, P., *Cities of Alexander
the Great*, Oxford 1996.

Frazer, J., *The Fasti of Ovid*,
London 1929; J. Lallemant,
«Une Source de l'Enéide.
Le Mahabharata», in:
Latomus 18 (1959).

Fredman, Z., «Shoring up
Iraq, 1983 to 1990.
Washington and the
Chemical Weapons
Controversy», in:
Diplomacy & Statecraft 23,
Nr. 3 (2012).

Freedman, S., «Spices and

Late-Medieval European Ideas of Scarcity and Value», in: *Speculum* 80.4 (2005).

Freivalds, J., «Farm Corporations in Iran. An Alternative to Traditional Agriculture», in: *Middle East Journal* 26.2 (1972).

Frenkel, Z., «Sapiski o shisnennom puti», in: *Woprosy istorii* 1 (2007).

Frieser, K.H., *Blitzkrieg-*

*Legende. Der Westfeldzug
1940, München 1990.*

Fritschy, W., «A <Financial
Revolution> Reconsidered.
Public Finance in Holland
during the Dutch Revolt,
1568–1648», in: *Economic
History Review* 56.1
(2003).

Dies., «State Formation and
Urbanization Trajectories.
State Finance in the
Ottoman Empire before

1800, as seen from a Dutch Perspective», in: *Journal of Global History* 4 (2009).

Dies., «The Efficiency of Taxation in Holland», in: O. Gelderblom (Hg.), *The Political Economy of the Dutch Republic* (2003).

Fritz, S., *Ostkrieg. Hitler's War of Extermination in the East*, Lexington 2011.

Fromherz, A., «North Africa and the Twelfth-Century

Renaissance. Christian Europe and the Almohad Islamic Empire», in: *Islam and Christian Muslim Relations* 20.1 (2009).

Fromkin, D., «The Great Game in Asia», in: *Foreign Affairs* (1980).

Frye, R., «Sasanian Seal Inscriptions», in: R. Stiehl und H. Stier (Hg.), *Beiträge zur alten Geschichte und deren*

Nachleben, 2 Bde., Berlin
1969/70, Bd. 1.

Ders., «The Political History
of Iran under the
Sasanians», in: *Cambridge
History of Iran*, Bd. 3.1.

Fuhrmann, M., *Der Traum
vom deutschen Orient.
Zwei deutsche Kolonien im
Osmanischen Reich, 1851–
1918*, Frankfurt a.M. 2006.

Fussman, G., «The Mat
Devakula. A New Approach

to its Understanding», in:
D. Srivasan (Hg.), *Mathurā.
The Cultural Heritage*,
Neu-Delhi 1989.

G. Ramusio, «Navigazione
verso le Indie Orientali di
Tomé Lopez», in:
M. Milanesi (Hg.),
Navigazioni e viaggi, Turin
1978.

Gabriele, M., «Against the
Enemies of Christ. The Role
of Count Emicho in the

Anti-Jewish Violence of the First Crusade», in: M. Frassetto (Hg.), *Christian Attitudes towards the Jews in the Middle Ages. A Casebook*, Abingdon 2007.

Gabrieli, F. (Hg.), *Die Kreuzzüge aus arabischer Sicht*, Zürich, München 1973.

Gaibov, V., «Ancient Tajikistan Studies in

History, Archaeology and Culture (1980–1991)», in: *Ancient Civilizations from Scythia to Siberia* 1.3 (1995).

Gaj, D., und W. Snegirew, *Wtorsheniye*, Moskau 1991.

Gammer, M., «Russian Strategy in the Conquest of Chechnya and Dagestan, 1825–59», in: M. Broxup (Hg.), *The North Caucasus Barrier. The Russian*

Advance towards the Muslim World, New York 1992.

García, C., *Vida del Comendador Diego de Ordaz, Descubridor del Orinoco*, Mexico City 1952.

Garitte, G., «‹Histoires édifiantes› géorgiennes», in: *Byzantion* 36 (1966).

Garthoff, R., *Detente and Confrontation. Soviet-American Relations from*

Nixon to Reagan,

Washington, DC 1985.

Gasiorowski, M., «The Causes of Iran's 1953 Coup. A Critique of Darioush Bayandor's Iran and the CIA», in: *Iranian Studies* 45.5 (2012).

Ders., *US Foreign Policy and the Shah. Building a Client State in Iran*, Ithaca 1991.

Gatrell, P., «The Meaning of the Great Reforms in

Russian Economic History»,
in: B. Eklof, J. Bushnell und
L. Zakharova (Hg.),
*Russia's Great Reforms,
1855-1881*, Bloomington
(IN) 1994.

*Geheime Geschichte der
Mongolen. Herkunft, Leben
und Aufstieg Dschingis
Khans*, hg. und übers. von
Manfred Taube, München
2005.

Gelderblom, O., «The

Organization of Long-Distance Trade in England and the Dutch Republic, 1550–1650», in: Gelderblom, *Political Economy of the Dutch Republic*.

Ders., *Cities of Commerce. The Institutional Foundations of International Trade in the Low Countries, 1250–1650*, Princeton 2013.

Gelderen, M. van, *The Political Thought of the Dutch Revolt, 1555-1590*, Cambridge 2002.

Genç, M., «A Study of the Feasibility of Using Eighteenth-Century Ottoman Financial Records as an Indicator of Economic Activity», in: H. İslamoğlu-İnan (Hg.), *The Ottoman Empire and the World-Economy*, Cambridge 1987.

*Genghis Khan. The History of
the World-Conqueror,*
2 Bde., Cambridge (MA)
1958.

Gerhard, G., «Food and
Genocide. Nazi Agrarian
Politics in the Occupied
Territories of the Soviet
Union», in: *Contemporary
European History* 18, Nr. 1
(2009).

Gerlach, C., «The Wannsee
Conference, the Fate of

German Jews, and Hitler's Decision in Principle to Exterminate All European Jews», in: *Journal of Modern History* 70 (1998).

Gewecke, F., *Christoph Kolumbus. Leben, Werk, Wirkung*, Frankfurt a.M. 2006.

Geyikdagi, V., «French Direct Investments in the Ottoman Empire Before World War I», in: *Enterprise & Society*

12.3 (2011).

Ghirshman, R., *Iran. From the Earliest Times to the Islamic Conquest*, Harmondsworth 1954.

Ghods, M., *Iran in the Twentieth Century. A Political History*, Boulder (CO) 2009.

Gholi Majd, M., *From Qajar to Pahlavi. Iran, 1919–1930*, Lanham 2008.

Gibson, B., *Covert*

Relationship. American Foreign Policy, Intelligence and the Iran-Iraq War, 1980-1988, Santa Barbara 2010.

Giès, R., G. Feugère und A. Coutin (Hg.), *Painted Buddhas of Xinjiang. Hidden Treasures from the Silk Road*, London 2002.

Gignoux, P. (Hg. und Übers.), *Les Quatre Inscriptions du mage Kirdir, textes et*

concordances, Paris 1991.

Gilbert, M., *Churchill. A Life*,
London 1991.

Ders., *Winston S. Churchill*,
8 Bde., London 1966–1988.

Gillespie, S., *The Aztec King.
The Construction of
Rulership in Mexican
History*, Tucson 1989.

Gillman, I., und H.-J. Klimkeit,
*Christians in Asia before
1500*, Ann Arbor 1999.

Ginatempo, M., und

L. Sandri, *L'Italia delle città. Il popolamento urbano tra Medioevo e Rinascimento (secoli XIII-XVI)*, Florenz 1990.

Ginés de Sepúlveda, J.,
Democrates Segundo o de la Justas causas de la Guerra contra los indios,
hg. von A. Losada, Madrid
1951.

Glad, B., *An Outsider in the White House. Jimmy*

Carter, his Advisors, and the Making of American Foreign Policy, Ithaca (NY) 1979.

Glahn, R. von, «Myth and Reality of China's Seventeenth-Century Monetary Crisis», in: *Journal of Economic History* 56.2 (1996).

Ders., «Revisiting the Song Monetary Revolution. A Review Essay», in:

*International Journal of
Asian Studies* 1.1 (2004).

Ders., *Fountain of Fortune.*

*Money and Monetary Policy
in China 1000–1700,*

Berkeley 1996.

Glete, J., *Navies and Nations.*

*Warships, Navies and State
Building in Europe and*

America, 1500–1860,

2 Bde., Stockholm 1993.

Glick, T., «Hydraulic

Technology in al-Andalus»,

in: M. Morony (Hg.),
*Production and the
Exploitation of Resources*,
Aldershot 2002.

Gnoli, G., «Nuovi studi sul
Mazdakismo», in: *Convegno
internazionale. La Persia e
Bisanzio*, Rom 2004.

Göbl, R., *Sasanidische
Numismatik*, Braunschweig
1968.

Göckenjan, H., und I. Zimony
(Hg.), *Orientalische*

*Berichte über die Völker
Osteuropas und
Zentralasiens im
Mittelalter, Wiesbaden
2001.*

Godbold, E.S., *Jimmy and
Rosalynn Carter. The
Georgian Years, 1924–
1974, Oxford 2010.*

Gohlman, W., *The Life of Ibn
Sina. A Critical Edition and
Annotated Translation,
New York 1974.*

Goitein, D., *A Mediterranean Society. The Jewish Communities of the Arab World as Portrayed in the Documents of the Cairo Geniza*, 6 Bde., Berkeley 1967-1993.

Golan, G., «The Cold War and the Soviet Attitude towards the Arab-Israeli Conflict», in: N. Ashton (Hg.), *The Cold War in the Middle East. Regional Conflict and*

the Superpowers, 1967-73,
London 2007.

Dies., «The Soviet Union and
the Yom Kippur War», in:
P. Kumaraswamy, *Revisiting
the Yom Kippur War*,
London 2000.

Golb, N., und O. Pritsak
(Hg.), *Khazarian Hebrew
Documents of the Tenth
Century*, London 1982.

Golden, P., «<I Will Give the
People unto Thee>. The

Činggisid Conquests and
their Aftermath in the
Turkic World», in: *Journal
of the Royal Asiatic Society*
10, Nr. 1 (2000).

Ders., «Irano-Turcica. The
Khazar Sacral Kingship»,
in: *Acta Orientalia* 60, Nr. 2
(2007).

Ders., «The Conversion of the
Khazars to Judaism», in:
Golden, Ben-Shammai und
Róna-Tas, *World of the*

Khazars.

Ders., «The Peoples of the
South Russian Steppes», in:
*The Cambridge History of
Early Inner Asia*,
Cambridge 1990.

Golombek, L., «The Draped
Universe of Islam», in:
P. Parsons Soucek (Hg.),
*Content and Context of
Visual Arts in the Islamic
World. Papers from a
Colloquium in Memory of*

Richard Ettinghausen,

University Park (PA) 1988.

Gommans, J., «Mughal India and Central Asia in the Eighteenth Century. An Introduction to a Wider Perspective», in: *Itinerario* 15, Nr. 1 (1991).

Ders., «Warhorse and Post-Nomadic Empire in Asia, c. 1000–1800», in: *Journal of Global History* 2 (2007).

Ders., *Mughal Warfare.*

Indian Frontiers and High Roads to Empire, 1500-1700, London 2002.

Gooch, G., und H. Temperley (Hg.), *British Documents on the Origins of the War, 1898-1914*, 11 Bde., London 1926-1938.

Good, R., «Double Staircases and the Vertical Distribution of Housing in Venice 1450-1600», in: *Architectural Research*

Quarterly 39.1 (2009).

Goodman, M., G. van Kooten
und J. van Ruiten,
*Abraham, the Nations and
the Hagarites. Jewish,
Christian and Islamic
Perspectives on Kinship
with Abraham*, Leiden
2010.

Gorjatschewa, W.,
*Srednewekowyje
gorodskije zentry i
architekturnyje ansambli*

Kirgisii, Frunse 1983.

Gorodetsky, G., *Grand Delusion. Stalin and the German Invasion of Russia*, New Haven 1999; deutsch: *Die große Täuschung.*

Hitler, Stalin und das «Unternehmen

Barbarossa», Berlin 2001.

Goschew, W., *SSSR i strany Persidskogo saliwa*, Moskau 1988.

Gosman, M., «La Légende du

Prêtre Jean et la
propagande auprès des
croisés devant Damiette
(1228-1221)», in:

D. Buschinger (Hg.), *La
Croisade. Réalités et
fictions. Actes du colloque
d'Amiens 18-22 mars 1987*,
Göppingen 1989.

Gow, A., «Gog and Magog on
Mappaemundi and Early
Printed World Maps.
Orientalizing Ethnography

in the Apocalyptic Tradition», in: *Journal of Early Modern History* 2, Nr. 1 (1998).

Grabar, O., *The Dome of the Rock*, Cambridge (MA) 2006.

Graf, D., «The Persian Royal Road System», in: H. Sancisi-Weerdenburg, A. Kuhrt und M. Root (Hg.), *Continuity and Change*, Leiden 1994.

Graff, D., «Strategy and Contingency in the Tang Defeat of the Eastern Turks, 629–30», in: N. di Cosmo (Hg.), *Warfare in Inner Asian History, 500–1800*, Leiden 2002.

Graham, W., und N. Kermani, «Recitation and Aesthetic Reception», in: J. McAuliffe (Hg.), *The Cambridge Companion to the Qur'ān*, Cambridge 2005.

Gray, C., «From Unity to Polarization. International Law and the Use of Force against Iraq», in: *European Journal of International Law* 13, Nr. 1 (2002).

Greatrex, G., und S. Lieu, *The Roman Eastern Frontier and the Persian Wars, Part II, AD 363–630*, London 2002.

Greaves, R., «British Policy in Persia, 1892–1903, II», in:

*Bulletin of the School of
Oriental and African
Studies* 28, Nr. 2 (1965).

Dies., «Sistan in British
Indian Frontier Policy», in:
*Bulletin of the School of
Oriental and African
Studies* 49, Nr. 1 (1986).

Green, N., «The Survival of
Zoroastrianism in Yazd», in:
Iran 28 (2000).

Gregoratti, L., «A Parthian
Port on the Persian Gulf.

Characene and its Trade»,
in: *Anabasis* 2 (2011).

Greif, A., «Reputation and
Coalitions in Medieval
Trade. Evidence on the
Maghribi Traders», in:
*Journal of Economic
History* 49, Nr. 4 (1989).

Grenet, F., «Crise et sortie de
crise en Bactriane-
Sogdiane aux I^{er}-V^e
siècles. De l'héritage
antique à l'adoption de

modèles sassanides», in: *La Persia e l'Asia Centrale da Alessandro al X secolo. Atti dei Convegni Lincei* 127, Rom 1996.

Ders. und E. de la Vaissière,
«The Last Days of
Panjikent», in: *Silk Road
Art and Archaeology* 8
(2002).

Ders. und N. Sims-Williams,
«The Historical Context of
the Sogdian Ancient

Letters», in: *Transition Periods in Iranian History, Studia Iranica* 5 (1987).

Griffioen, P., und R. Zeller, «Anti-Jewish Policy and Organization of the Deportations in France and the Netherlands, 1940–1944. A Comparative Study», in: *Holocaust and Genocide Studies* 20, Nr. 3 (2005).

Grig, L., und G. Kelly (Hg.),

Two Romes. Rome and Constantinople in Late Antiquity, Cambridge 2012.

Grinev, A., «Russian Politarism as the Main Reason for the Selling of Alaska», in: K. Matsuzato (Hg.), *Imperiology. From Empirical Knowledge to Discussing the Russian Empire*, Sapporo 2007.

Groenveld, S., «The English Civil Wars as a Cause of the

First Anglo-Dutch War,
1640–1652», in: *Historical
Journal* 30, Nr. 3 (1987).

Grogan, J., *The Persian
Empire in English
Renaissance Writing, 1549–
1622*, London 2014.

Gross, G., «There was a
Schlieffen Plan. New
Sources on the History of
German Military Planning»,
in *War in History* 15
(2008).

Grossman, P., D. Brooks-Hedstrom und M. Abdal-Rassul, «The Excavation in the Monastery of Apa Shnute (Dayr Anba Shinuda) at Suhag», in: *Dumbarton Oaks Papers* 58 (2004).

Grube, E., *Cobalt and Lustre. The First Centuries of Islamic Pottery*, London 1994.

Grupper, S., «The Buddhist

Sanctuary-Vihara of
Labnasagut and the Il-qan
Hülegü. An Overview of Il-
Qanid Buddhism and
Related Matters», in:
*Archivum Eurasiae Medii
Aevi* 13 (2004).

Guérin, S., «Forgotten
Routes? Italy, Ifriqiya and
the Trans-Saharan Ivory
Trade», in: *Al-Masāq* 25.1
(2013).

Guglielmo, M., «The

Contribution of Economists
to Military Intelligence
during World War II», in:
*Journal of Economic
History* 66, Nr. 1 (2008).

Gutas, D., *Greek Thought,
Arabic Culture. The
Graeco-Arabic Translation
Movement in Baghdad and
Early 'Abbasid Society
(2nd-4th/8th-10th
Centuries)*, London 1998.

Guzman, G., «European

Clerical Envoys to the Mongols. Reports of Western Merchants in Eastern Europe and Central Asia, 1231–1255», in: *Journal of Medieval History* 22.1 (1996).

Gyselen, R., *La géographie administrative de l'empire sassanide. Les témoignages sigillographiques*, Paris 1989.

Habibi, M., «France and the

Anglo-Russian Accords. The Discreet Missing Link», in: *Iran* 41 (2003).

Hackel, S., «Under Pressure from the Pagans? The Mongols and the Russian Church», in: J. Breck und J. Meyendorff (Hg.), *The Legacy of St Vladimir. Byzantium, Russia, America*, Crestwood 1990.

Hadfield, A., «Late Elizabethan Protestantism,

Colonialism and the Fear of the Apocalypse», in:

Reformation 3 (1998).

Hadid, F., *Iraq's Democratic Moment*, London 2012.

Hagen, V. von, *The Aztec. Man and Tribe*, New York 1961.

Hahn, P., *The United States, Great Britain, and Egypt, 1945-1956. Strategy and Diplomacy in the Early Cold War*, Chapel Hill 1991.

Hahn, S., «Securing the Middle East. The Eisenhower Doctrine of 1957», in: *Presidential Studies Quarterly* 36.1 (2006).

Hair, S., *The Founding of the Castelo de Sao Jorge da Mina. An Analysis of the Sources*, Madison 1994.

Hakluyt, R., *The principal navigations, voyages, traffiques and discoveries*

of the English nations,
12 Bde., Glasgow 1903–
1905.

Halamish, A., *The Exodus
Affair. Holocaust Survivors
and the Struggle for
Palestine*, Syracuse 1998.

Haldon, J., «A Possible
Solution to the Problem of
Greek Fire», in:
*Byzantinische
Zeitschrift* 70 (1977).

Halikowski-Smith, S.,

««Profits Sprout Like Tropical Plants». A Fresh Look at What Went Wrong with the Eurasian Spice Trade, c. 1550–1800», in: *Journal of Global History* 3 (2008).

Ders., «The Mid-Atlantic Islands. A Theatre of Early Modern Ecocide», in: *International Review of Social History* 65 (2010).

Ders., «The Mystification of

Spices in the Western Tradition», in: *European Review of History. Revue Européenne d'Histoire* 8.2 (2001).

Hall, K., «Local and International Trade and Traders in the Straits of Melaka Region. 600–1500», in: *Journal of Economic and Social History of the Orient* 47.2 (2004).

Hall, R., *Isaac Newton*.

Adventurer in Thought,
Cambridge 1992.

Halliday, F., *Iran,*
Dictatorship and
Development,

Harmondsworth 1979.

Halm, H., *Das Reich des*
Mahdi. Der Aufstieg der
Fatimiden (875–973),
München 1991.

Halperin, C., «Know Thy
Enemy. Medieval Russian
Familiarity with the

Mongols of the Golden Horde», in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 30 (1982).

Hamdani, A., «An Islamic Background to the Voyages of Discovery», in: S. Khadra Jayyusi (Hg.), *The Legacy of Muslim Spain*, Leiden 1992.

Hamilton, R., und H. Herwig, *The Origins of the First World War*, Cambridge

2003.

Hamza, K., und J. Stein,
«Behind the Scenes with
the Iraqi Nuclear Bomb»,
in: M. Sifry und C. Cerf
(Hg.), *The Iraq War
Reader. History,
Documents, Opinions*, New
York 2003.

Hansen, V., *The Silk Road*,
Oxford 2012.

Hanson, C., *The English
Virtuoso. Art, Medicine and*

Antiquarianism in the Age of Empiricism, Chicago
2009.

Hargreaves, R., *Blitzkrieg Unleashed. The German Invasion of Poland*, London
2008.

Harle, J., *The Art and Architecture of the Indian Subcontinent*, New Haven
1994.

Harmatta, J., «Late Bactrian Inscriptions», in: *Acta*

Antiqua Hungaricae 17
(1969).

Harris, D., *The Crisis. The President, the Prophet, and the Shah. 1979 and the Coming of Militant Islam*, New York 2004.

Hartwell, R., «Demographic, Political and Social Transformations of China, 750–1550», in: *Harvard Journal of Asiatic Studies* 42.2 (1982).

Harva, U., *Die religiösen Vorstellungen der altaischen Völker*, Helsinki 1938.

Harvey, R., Clive. *The Life and Death of a British Emperor*, London 1998.

Hastings, M., *All Hell Let Loose. The World at War, 1939-1945*, London 2011.

Hauner, M., «Afghanistan between the Great Powers, 1938-1945», in:

*International Journal of
Middle East Studies* 14,
Nr. 4 (1982).

Ders., «Anspruch und
Wirklichkeit. Deutschland
als Dritte Macht in
Afghanistan, 1915–1939»,
in: K. Kettenacker u.a.
(Hg.), *Festschrift für Paul
Kluge*, München 1981.

Ders., «One Man against the
Empire. The Faqir of Ipi
and the British in Central

Asia on the Eve of and during the Second World War», in: *Journal of Contemporary History* 16, Nr. 1 (1981).

Ders., «The Soviet Threat to Afghanistan and India, 1938–1940», in: *Modern Asian Studies* 15, Nr. 2 (1981).

Ders., *India in Axis Strategy. Germany, Japan and Indian Nationalists in the Second*

World War, Stuttgart 1981.

Hauser, S., «German

Research on the Ancient
Near East and its Relation
to Political and Economic
Interests from Kaiserreich
to World War II», in:

W. Schwanitz (Hg.),

*Germany and the Middle
East, 1871-1945*, Princeton
2004.

Hayes, A., «The Boland

Amendments and Foreign

Affairs Deference», in:
Columbia Law Review 88,
Nr. 7 (1988).

Heather, P., *Empires and Barbarians*, London 2009;
deutsch, leicht gekürzt:
Invasion der Barbaren. Die Entstehung Europas im ersten Jahrtausend nach Christus, Stuttgart 2011.
Ders., *The Fall of the Roman Empire. A New History of Rome and the Barbarians*,

Oxford 2006; deutsch: *Der Untergang des Römischen Weltreiches*, Stuttgart 2007.

Heck, G., ««Arabia without Spices». An Alternative Hypothesis. The Issue of «Makkan Trade and the Rise of Islam»», in: *Journal of the American Oriental Society* 123.3 (2003).

Hegner, H., *Die Reichskanzlei 1933–1945*.

*Anfang und Ende des
Dritten Reiches*, Frankfurt
a.M. 1959.

Heidemann, S., «The Evolving
Representation of the Early
Islamic Empire and its
Religion on Coin Imagery»,
in: A. Neuwirth, N. Sinai
und M. Marx (Hg.), *The
Qur'ān in Context.
Historical and Literary
Investigations into the
Qur'ānic Milieu*, Leiden

2010.

Heijne, C. von, *Särpräglat. Vikingatida och tidigmedeltida myntfynd från Danmark, Skane, Blekinge och Halland (ca. 800–1130)*, Stockholm 2004.

Heikal, M., *Iran. The Untold Story*, New York 1982.

Ders., *Nasser. The Cairo Documents*, London 1972; deutsch: *Das Kairo-Dossier*.

*Aus den Geheimpapieren
des Gamal Abdel Nasser,
Wien 1972.*

Helgeland, J., R. Daly und
P. Patout Burns (Hg.),
*Christians and the Military.
The Early Experience,*
Philadelphia 1985.

Heller, J., *The Stern Gang.
Ideology, Politics and
Terror, 1940-1949,* London
1995.

Hendrick, B., *The Life and*

Letters of Walter H. Page,
2 Bde., London 1930.

Henning, J., «Slavery or
Freedom? The Causes of
Early Medieval Europe's
Economic Advancement»,
in: *Early Medieval Europe*
12, Nr. 3 (2003).

Ders., «Strong Rulers – Weak
Economy? Rome, the
Carolingians and the
Archaeology of Slavery in
the First Millennium AD»,

in: J. Davis und
M. McCormick (Hg.), *The
Long Morning of Medieval
Europe. New Directions in
Early Medieval Studies*,
Aldershot 2008.

Herf, J., *The Jewish Enemy.
Nazi Propaganda during
World War II and the
Holocaust*, Cambridge (MA)
2006.

Herlihy, D., «The Generation
in Medieval History», in:

Viator 5 (1974).

Ders., *The Black Death and the Transformation of the West*, Cambridge 1997;
deutsch: *Der Schwarze Tod und die Verwandlung Europas*, Berlin 1997.

Herrmann, A., «Die älteste türkische Weltkarte (1076 n. Chr.)», in: *Imago Mundi* 1.1 (1935).

Hershberg, J., «The War in Afghanistan and the Iran-

Contra Affair: Missing Links?», in: *Cold War History* 3, Nr. 3 (2003).

Higuchi, T., *Japan-Afghanistan Joint Archaeological Survey 1974, 1976, 1978*, Kyoto 1976-1980.

Ders. und G. Barnes, «Bamiyan: Buddhist Cave Temples in Afghanistan», in: *World Archaeology* 27.2 (1995).

Hill, J., *Through the Jade Gate to Rome. A Study of the Silk Routes during the Late Han Dynasty, 1st to 2nd Centuries CE. An Annotated Translation of the Chronicle of the <Western Regions> from the Hou Hanshu*, Charleston 2009.

Hillenbrand, C., *The Crusades. Islamic Perspectives*, Edinburgh

1999.

Dies., *Turkish Myth and Muslim Symbol*, Edinburgh 2007.

Hillenbrand, R., «Anjar and Early Islamic Urbanism», in: G.-P. Brogiolo und B. Ward-Perkins (Hg.), *The Idea and Ideal of the Town between Late Antiquity and the Early Middle Ages*, Leiden 1999.

Hillgruber, A., *Hitlers*

*Strategie. Politik und
Kriegführung 1940-1941,*
Frankfurt a.M. 1965.

Ders., *Staatsmänner und
Diplomaten bei Hitler.
Vertrauliche
Aufzeichnungen über
Unterredungen mit
Vertretern des Auslandes
1939-1941,* Frankfurt a.M.
1967.

Hiltermann, J., *A Poisonous
Affair. America, Iraq and*

the Gassing of Halabja,
Cambridge 2007.

Hiro, D., *Longest War. The
Iran-Iraq Military Conflict,*
New York 1991.

Hirsch, R., «Printed Reports
on the Early Discoveries
and their Reception», in:
M. Allen und R. Benson
(Hg.), *First Images of
America. The Impact of the
New World on the Old,*
New York 1974.

Hirth, F., «Die Länder des Islam nach chinesischen Quellen», in: Supplément au Volume V du *T'oung Pao*, hg. von G. Schlegel und H. Cortier, Leiden 1894.

Ders., *China and the Roman Orient*, Leipzig 1885.

Ders. und W. Rockhill, *Chau Ju-Kua. His Work on the Chinese and Arab Trade in the Twelfth and Thirteenth Centuries, Entitled Chu-*

fan-chi, Sankt Petersburg
1911.

Hittle, J., *The Service City.
State and Townsmen in
Russia, 1600-1800*,
Cambridge (MA) 1979.

Hoch, S., «Bankowskij krisis,
krestjanskaja reforma i
wykupnaja operazija w
Rossii, 1857-1861», in:
L. Sacharowa, B. Eklof und
J. Bushnell (Hg.), *Welikije
reformy w Rossii, 1856-*

1874, Moskau 1991.

Hodgson, G., *A Great and Godly Adventure. The Pilgrims and the Myth of the First Thanksgiving*, New York 2006.

Hoffman, F., M. Minas-Nerpel und S. Pfeiffer, *Die dreisprachige Stele des C. Cornelius Gallus. Übersetzung und Kommentar*, Berlin 2009.

Hoffman, P., «Prices, the

Military Revolution, and Western Europe's Comparative Advantage in Violence», in: *Economic History Review*, 64.1 (2011).

Hoffmann, D., *Der Sprung ins Dunkle oder wie der 1. Weltkrieg entfesselt wurde*, Leipzig 2010.

Hoffmann, H., «Die Anfänge der Normannen in Süditalien», in: *Quellen und*

*Forschungen aus
italienischen Archiven und
Bibliotheken* 47 (1967).

Holcombe, C., *A History of
East Asia. From the Origins
of Civilization to the
Twenty-First Century*,
Cambridge 2010.

Holland, M., *America and
Egypt. From Roosevelt to
Eisenhower*, Westport
1996.

Holland, T., *In the Shadow of*

*the Sword. The Battle for
Global Empire and the End
of the Ancient World,*

London 2012; deutsch: *Im
Schatten des Schwertes.*

*Mohammed und die
Entstehung des arabischen
Weltreiches, Stuttgart
2012.*

Holmes, P., *Resistance and
Compromise. The Political
Thought of the Elizabethan
Catholics, Cambridge 2009.*

Holt, F., *Thundering Zeus.*

The Making of Hellenistic Bactria, London 1999.

Hooglund, E., «The Policy of the Reagan Administration toward Iran», in: Keddie und Gasiorowski, *Neither East nor West*.

Hopkins, B., «The Bounds of Identity. The Goldsmid Mission and Delineation of the Perso-Afghan Border in the Nineteenth Century»,

in: *Journal of Global History*
2, Nr. 2 (2007).

Hopkins, H., *Charles Simeon
of Cambridge*, London
1977.

Ders., *Sublime Vagabond.
The Life of Joseph Wolff –
Missionary Extraordinary*,
Worthing 1984.

Hopkirk, P., *The Great Game.
On Secret Service in High
Asia*, London 2001.

Horn, C.B., *Asceticism and*

*Christological Controversy
in Fifth-Century Palestine.
The Career of Peter the
Iberian, Oxford 2006.*

Horn, M., *Britain, France and
the Financing of the First
World War, Montreal 2002.*

Horne, A., Macmillan. *The
Official Biography, London
2008.*

Horton, M., Shanga. *The
Archaeology of a Muslim
Trading Community on the*

Coast of East Africa,
London 1996.

Howard-Johnston, J.,
«Byzantine Sources for
Khazar History», in:
Golden, Ben-Shammai und
Róna-Tas, *World of the
Khazars*.

Ders., «Heraclius' Persian
Campaigns and the Revival
of the Roman Empire», in:
War in History 6 (1999).

Ders., «The Siege of

Constantinople in 626», in:
C. Mango und G. Dagron
(Hg.), *Constantinople and
its Hinterland*, Aldershot
1995.

Ders., «The Two Great
Powers in Late Antiquity. A
Comparison», in:
A. Cameron, G. King und
J. Haldon (Hg.), *The
Byzantine and Early Islamic
Near East*, 3 Bde.,
Princeton 1992-1996,

Bd. 3.

Ders., «Trading in Fur, from Classical Antiquity to the Early Middle Ages», in:
E. Cameron (Hg.), *Leather and Fur. Aspects of Early Medieval Trade and Technology*, London 1998.

Ders., *Witnesses to a World Crisis. Historians and Histories of the Middle East in the Seventh Century*, Oxford 2010.

Howgego, C., «The Supply and Use of Money in the Roman World 200 b.c. to a.d. 300», in: *Journal of Roman Studies* 82 (1992).

Hoyland, R., «Arab Kings, Arab Tribes and the Beginnings of Arab Historical Memory in Late Roman Epigraphy», in: H. Cotton, R. Hoyland, J. Price und D. Wasserstein (Hg.), *From Hellenism to*

*Islam. Cultural and
Linguistic Change in the
Roman Near East,*
Cambridge 2009.

Ders., «Jacob of Edessa on
Islam», in: G. Reinink und
A. Cornelis Klugkist (Hg.),
*After Bardasian. Studies on
Continuity and Change in
Syriac Christianity*, Leuven
1999.

Ders., «New Documentary
Texts and the Early Islamic

State», in: *Bulletin of the School of Oriental and African Studies* 69.3 (2006).

Ders., «Theonmestus of Magnesia, Hunayn ibn Ishaq and the Beginnings of Islamic Veterinary Science», in: R. Hoyland und P. Kennedy (Hg.), *Islamic Reflections, Arabic Musings*, Oxford 2004.

Ders., «Writing the

Biography of the Prophet Muhammad. Problems and Sources», in: *History Compass* 5.2 (2007).

Ders., *In God's Path. The Arab Conquests and the Creation of an Islamic Empire*, Oxford 2015.

Ders., *Seeing Islam as Others Saw It. A Survey and Evaluation of Christian, Jewish and Zoroastrian Writings on Early Islam*,

Princeton 1997.

Huang, R., *Taxation and Governmental Finance in Sixteenth-Century Ming China*, Cambridge 1974.

Hubatsch, W., *Hitlers Weisungen für die Kriegführung 1939-1945. Dokumente des Oberkommandos der Wehrmacht*, München 1965.

Hudson, B., *Viking Pirates*

*and Christian Princes.
Dynasty, Religion and
Empire in the North
Atlantic, Oxford 2005.*

Hughes, G., «Britain, the
Transatlantic Alliance, and
the Arab-Israeli War of
1973», in: *Journal of Cold
War Studies* 10.2 (2008).

Hui Li, *Life of Hiuen-tsang*,
übers. von Samuel Beal,
Westport 1973.

Hull, I., «Kaiser Wilhelm II

and the ‹Liebenberg Circle›», in: J. Röhl und N. Sombart (Hg.), *Kaiser Wilhelm II. New Interpretations*, Cambridge 1982.

Huneidi, S., *A Broken Trust. Herbert Samuel, Zionism and the Palestinians*, London 2001.

Hunt, M. (Hg.), *Crises in US Foreign Policy. An International History*

Reader, New York 1996.

Hürter, J., *Hitlers*

*Heerführer. Die deutschen
Oberbefehlshaber im Krieg
gegen die Sowjetunion*

1941/1942, München 2006.

Hutter, M., «Manichaeism in
the early Sasanian Empire»,
in: *Numen* 40 (1993).

Imlay, T., «A Reassessment of
Anglo-French Strategy
during the Phony War,
1939–1940», in: *English*

Historical Review 119,
Nr. 481 (2004).

İnalcık, H., «The Ottoman
State. Economy and
Society, 1300–1600», in: H.
İnalcık und D. Quataert
(Hg.), *An Economic and
Social History of the
Ottoman Empire, 1300–
1914*, Cambridge 1994.

Irving, D., *Colonial
Counterpoint. Music from
Early Modern Manila*,

Oxford 2010.

Isaac, B., *The Limits of Empire. The Roman Army in the East*, Oxford 1990.

Isitt, G., «Vikings in the Persian Gulf», in: *Journal of the Royal Asiatic Society* 17, Nr. 4 (2007).

Ismael, Y., *The Rise and Fall of the Communist Party of Iraq*, Cambridge 2008.

Israel, J., *Empires and Entrepots. The Dutch, the*

Spanish Monarchy and the Jews, 1585-1713, London 1990.

Ders., *The Dutch Republic. Its Rise, Greatness and Fall 1477-1806*, Oxford 1995.

Iwanisziw, S., «Intermarriage in Late-Eighteenth-Century British Literature. Currents in Assimilation and Exclusion», in: *Eighteenth-Century Life* 31, Nr. 2 (2007).

Jackson, P., «The Crusade against the Mongols (1241)», in: *Journal of Ecclesiastical History* 42 (1991).

Ders., «World-Conquest and Local Accommodation: Threat and Blandishment in Mongol Diplomacy», in: J. Woods u.a. (Hg.), *History and Historiography of Post-Mongol Central Asia and the Middle East. Studies in*

Honor of John E. Woods,
Wiesbaden 2006.

Ders., *The Mongols and the West*, London 2005.

Jackson, S., «Hülegü Khan and the Christians. The Making of a Myth», in: J. Phillips und S. Edbury (Hg.), *The Experience of Crusading*, 2 Bde., Cambridge 2003, Bd. 2.

Jacoby, D., «Byzantine Trade with Egypt from the Mid-

Tenth Century to the
Fourth Crusade», in:
Thesaurismata 30 (2000).

Jairazbhoy, R., *Foreign
Influence in Ancient India*,
New York 1963.

Jakobsson, J., «Who Founded
the Indo-Greek Era of
186/5 bce?», in: *Classical
Quarterly* 59.2 (2009).

Jansen, H., *Der Madagaskar-
Plan. Die beabsichtigte
Deportation der*

*europäischen Juden nach
Madagaskar, München
1997.*

Jansen, M., und N. Petrov,
*Stalin's Loyal Executioner.
People's Commissar Nikolai
Ezhov, 1895-1940,*
Stanford 2002.

Jansson, S., *Västmanlands
runinskrifter*, Stockholm
1964.

Jara, A., «Economía minera e
historia económica hispano-

americana», in: *Tres ensayos sobre economía minera hispano-americana*, Santiago 1966.

Jarausch, K., «The Illusion of Limited War. Bethmann Hollweg's Calculated Risk, July 1914», in: *Central European History* 2 (1969).

Ders., *The Enigmatic Chancellor. Bethmann Hollweg and the Hubris of Imperial Germany*, London

1973.

Jardine, L., «Gloriana Rules the Waves. Or, the Advantage of Being Excommunicated (and a Woman)», in: *Transactions of the Royal Historical Society* 14 (2004).

Dies., *Going Dutch. How England Plundered Holland's Glory*, London 2008.

Dies. und J. Brotton, *Global*

*Interests. Renaissance Art
between East and West,*
London 2005.

Dies., *Worldly Goods. A New
History of the Renaissance,*
London 1996; deutsch: *Der
Glanz der Renaissance. Ein
Zeitalter wird neu
entdeckt,* München 1999.

Jeffrey, K., *MI6. The History
of the Secret Intelligence
Service, 1909-1949,*
London 2010.

Jehei, G., «The Struggle for
Hegemony in the Eastern
Mediterranean. An Episode
in the Relations between
Venice and Genoa
According to the Chronicles
of Ogerio Pane», in:
*Mediterranean Historical
Review* 11, Nr. 2 (1996).

Jenkins, P., *The Lost History
of Christianity*, Oxford
2008; deutsch: *Das
Goldene Zeitalter des*

Christentums. Die vergessene Geschichte der größten Weltreligion, Freiburg 2013.

Jennings, E., «Writing Madagascar Back into the Madagascar Plan», in: *Holocaust and Genocide Studies* 21, Nr. 2 (2007).

Jentleson, B., *Friends Like These. Reagan, Bush, and Saddam, 1982-1990*, New York 1994.

Jersak, T., «Blitzkrieg
Revisited. A New Look at
Nazi War and
Extermination Planning»,
in: *Historical Journal* 43,
Nr. 2 (2000).

Jettmar, K., «Sogdians in the
Indus Valley», in:
P. Bertrand und F. Grenet
(Hg.), *Histoire des cultes
de l'Asie centrale
préislamique*, Paris 1991.

Johns, J., «Archaeology and

the History of Early Islam.
The First Seventy Years»,
in: *Journal of the Economic
and Social History of the
Orient* 46.4 (2003).

Johnson Brummett, P.,
*Ottoman Seapower and
Levantine Diplomacy in the
Age of Discovery*, Albany
1994.

Johnson, A., «Eusebius'
Praeparatio Evangelica as
Literary Experiment», in:

S. Johnson (Hg.), *Greek Literature in Late Antiquity. Dynamism, Didacticism, Classicism*, Aldershot 2006.

Johnson, R., ««Russians at the Gates of India»? Planning the Defence of India, 1885–1900», in: *Journal of Military History* 67, Nr. 3 (2003).

Jones, G., «The British Government and the Oil

Companies 1912-24. The Search for an Oil Policy», in: *Historical Journal* 20.3 (1977).

Jones, P., *The Italian City State. From Commune to Signoria*, Oxford 1997.

Jones, S., und J. Holmes, «Regime Type, Nuclear Reversals, and Nuclear Strategy. The Ambiguous Case of Iran», in:
T. Yoshihara und J. Holmes

(Hg.), *Strategy in the
Second Nuclear Age.
Power, Ambition and the
Ultimate Weapon*,
Washington, DC 2012.

Jong, J. de, *De waaier van het
fortuin. De Nederlands in
Asie de Indonesische
archipel, 1595-1950*,
Zoetermeer 1998.

Ders., *Het Koninkrijk der
Nederlanden in de Tweede
Wereldoorlog*, 14 Bde., Den

Haag 1969-1991.

Ju-kang, T., «Cheng Ho's Voyages and the Distribution of Pepper in China», in: *Journal of the Royal Asiatic Society* 2 (1981).

Jullien, C., und F. Jullien, «Aux frontières de l'iranité. <Nasraye> et <kristyone> des inscriptions du mobad Kirdir. Enquête littéraire et historique», in: *Numen*

49.3 (2002).

Kaegi, W.E. Jr., «New Evidence on the Early Reign of Heraclius», in: *Byzantinische Zeitschrift* 66 (1973).

Kaegi, W., «Reconceptualizing Byzantium's Eastern Frontiers», in: Mathisen und Sivan, *Shifting Frontiers*.

Kahan, A., «Natural

Calamities and their Effect upon the Food Supply in Russia», in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 16 (1968).

Kampen, W., *Studien zur deutschen Türkeipolitik in der Zeit Wilhelms II.*, Kiel 1968.

Kappeler, A., «Czarist Policy toward the Muslims of the Russian Empire», in:
A. Kappeler, G. Simon und

G. Brunner (Hg.), *Muslim Communities Reemerge. Historical Perspectives on Nationality, Politics, and Opposition in the Former Soviet Union and Yugoslavia*, Durham (NC) 1994.

Kapr, A., *Johannes Gutenberg. Persönlichkeit und Leistung*, München 1987.

Karam Skaaf, J., *Sui-Tang*

China and Its Turko-Mongol Neighbours. Culture, Power, and Connections, 580–800,
Oxford 2012.

Karaman, K., und S. Pamuk,
«Ottoman State Finances in
European Perspective,
1500–1914», in: *Journal of
Economic History* 70, Nr. 3
(2010).

Karl, B., ««Galanterie di cose
rare ...». Filippo Sassetti's

Indian Shopping List for
the Medici Grand Duke
Francesco and his Brother
Cardinal Ferdinando», in:
Itinerario 32.3 (2008).

Karlsch, R., und R. Stokes,
*Faktor Öl. Die
Mineralölwirtschaft in
Deutschland 1859-1974*,
München 2003.

Karpov, S., «The Grain Trade
in the Southern Black Sea
Region. The Thirteenth to

the Fifteenth Century», in:
*Mediterranean Historical
Review* 8.1 (1993).

Karsh, E., *Rethinking the
Middle East*, London 2003.

Ders. und I. Karsh, «Myth in
the Desert, or Not the
Great Arab Revolt», in:
Middle Eastern Studies
33.2 (1997).

Kasijew, S., *Imam Schamil*,
Moskau 2001.

Katouzian, H., «Nationalist

Trends in Iran, 1921–6», in:
*International Journal of
Middle Eastern Studies*
10.4 (1979).

Ders., «The Campaign against
the Anglo-Iranian
Agreement of 1919», in:
*British Journal of Middle
Eastern Studies* 25.1
(1998).

Ders., *Iranian History and
Politics. The Dialectic of
State and Society*, London

2003.

Kauz, R., «The Maritime Trade of Kish during the Mongol Period», in:
L. Komaroff (Hg.), *Beyond the Legacy of Genghis Khan*, Leiden 2006.

Ders. und L. Yingsheng, «Armenia in Chinese Sources», in: *Iran and the Caucasus* 12 (2008).

Kay, A., «Germany's Staatssekretäre, Mass

Starvation and the Meeting of 2 May 1941», in: *Journal of Contemporary History* 41, Nr. 4 (2006).

Ders., *Exploitation, Resettlement, Mass Murder. Political and Economic Planning for German Occupation Policy in the Soviet Union, 1940–1941*, Oxford 2006.

Kazemzadeh, S., *Russia and Britain in Persia, 1864–*

*1914. A Study in
Imperialism*, New Haven
1968.

Kedar, B., «Genoa's Golden
Inscription in the Church of
the Holy Sepulchre. A Case
for the Defence», in:
G. Airaldi und B. Kedar
(Hg.), *I Comuni italiani nel
regno crociato di
Gerusalemme*, Genua 1986.

Keddie, N., *Modern Iran.
Roots and Results of*

Revolution, New Haven
2003.

Kedourie, E., *In the Anglo-Arab Labyrinth. The McMahan-Husayn Correspondence and its Interpretations, 1914-1939*, Abingdon 2000.

Kelly, L., *Diplomacy and Murder in Teheran. Alexander Griboyedov and Imperial Russia's Mission to the Shah of Persia*, London

2002.

Kennedy, H., *The Great Arab Conquests*, London 2007.

Kennedy, P., und J. Siegel, *Endgame. Britain, Russia and the Final Struggle for Central Asia*, London 2002.

Kenoyer, J., *Ancient Cities of the Indus Valley*, Oxford 1998.

Kernan, A., *The Unknown Battle of Midway. The Destruction of the*

*American Torpedo
Squadrons*, New Haven
2005.

Kershaw, I., *Fateful Choices.
Ten Decisions that
Changed the World, 1940–
1941*, London 2007;
deutsch: *Wendepunkte.
Schlüsselentscheidungen
im Zweiten Weltkrieg*,
München 2010.

Ders., *Hitler. 1936–45:
Nemesis*, London 2000;

deutsch: *Hitler. 1936–1945*, Stuttgart 2000.

Khairy, N., und A.-J. ‘Amr, «Early Islamic Inscribed Pottery Lamps from Jordan», in: *Levant* 18 (1986).

Khalilieh, H., *Admiralty and Maritime Laws in the Mediterranean Sea (ca. 800–1050). The Kitāb Akriyat al Sufun vis-à-vis the Nomos Rhodion*

Nautikos, Leiden 2006.

Khan, F., *Eating Grass. The Making of the Pakistani Bomb*, Stanford 2012.

Khazanov, A., «The Spread of World Religions in Medieval Nomadic Societies of the Eurasian Steppes», in: M. Gervers und W. Schlepp (Hg.), *Nomadic Diplomacy, Destruction and Religion from the Pacific to the Adriatic*, Toronto 1994.

Khodarkovsky, M., *Russia's Steppe Frontier. The Making of a Colonial Empire, 1500-1800*,
Bloomington (IN) 2002.

Ders., *Where Two Worlds Met. The Russian State and the Kalmyk Nomads 1600-1771*, London 1992.

Kielinger, T., *Winston Churchill. Der späte Held*,

München 2014.

King, D., «A Christian Qur'ān? A Study in the Syriac background to the language of the Qur'ān as presented in the work of Christoph Luxenberg», in: *Journal for Late Antique Religion and Culture* 3 (2009).

King, D., *Red Star over Russia. A Visual History of the Soviet Union from 1917*

to the Death of Stalin,
London 2009; deutsch:
Roter Stern über Russland.
Eine visuelle Geschichte
der Sowjetunion von 1917
bis zum Tode Stalins, Essen
2010.

King, K., *What is Gnosticism?*,
Cambridge (MA) 2003.

Kinsella, D., «Conflict in
Context. Arms Transfers
and Third World Rivalries
during the Cold War», in:

*American Journal of
Political Science* 38, Nr. 3
(1994).

Kinsley, S., «Mapping Trade
by Shipwrecks», in:
M. Mundell Mango (Hg.),
*Byzantine Trade, 4th-12th
Centuries*, Farnham 2009.

Kirk, T., «The Political
Topography of Modern
Rome, 1870-1936. Via XX
Settembre to Via
dell'Impero», in:

D. Caldwell und L. Caldwell
(Hg.), *Rome. Continuing
Encounters between Past
and Present*, Farnham
2011.

Kisatsky, D., «Voice of
America and Iran, 1949–
1953. US Liberal
Developmentalism,
Propaganda and the Cold
War», in: *Intelligence and
National Security* 14.3
(1999).

Kister, M., «The Struggle against Musaylima and the Conquest of Yamāma», in: *Jerusalem Studies in Arabic and Islam* 27 (2002).

Klee, E., und W. Dressen (Hg.), *Gott mit uns. Der deutsche Vernichtungskrieg im Osten*, Frankfurt a.M. 1988.

Klein, I., «The Anglo-Russian Convention and the

Problem of Central Asia,
1907-1914», in: *Journal of
British Studies* 11, Nr. 1
(1971).

Klimkeit, H.-J., *Gnosis on the
Silk Road. Gnostic Texts
from Central Asia*, San
Francisco 1993.

Knight, L., «The Royal Titles
Act and India», in:
Historical Journal 11, Nr. 3
(1968).

Knighton, C., «A Century on.

Pepys and the Elizabethan Navy», in: *Transactions of the Royal Historical Society* 14 (2004).

Knottnerus, O., «Malaria in den Nordseemarschen. Gedanken über Mensch und Umwelt», in: M. Jakubowski-Tiessen und J. Lorenzen-Schmidt, *Dünger und Dynamit. Beiträge zur Umweltgeschichte*

*Schleswig-Holsteins und
Dänemarks, Neumünster
1999.*

Knowles, R., *Energy and
Form. Approach to Urban
Growth*, Cambridge (MA)
1974.

Kohler, J. (Hg.), *Der Prozess
gegen die Attentäter von
Sarajewo. Nach dem
amtlichen Stenogramm der
Gerichtsverhandlung
aktenmäßig dargestellt,*

Berlin 1918.

Kolbas, J., «Khukh Ordnung. A Uighur Palace Complex of the Seventh Century», in: *Journal of the Royal Asiatic Society* 15.3 (2005).

Konrad, M., «Research on the Roman and Early Byzantine Frontier in North Syria», in: *Journal of Roman Archaeology* 12 (1999).

Koot, C., *Empire at the Periphery. British*

Colonists, Anglo-Dutch Trade, and the Development of the British Atlantic, 1621-1713, New York 2011.

Korres, T., *Hygron pyr. Ena hoplo tes Vizantines nautikes taktikes*, Thessaloniki 1989.

Koshelenko, G., «The Beginnings of Buddhism in Margiana», in: *Acta Antiqua Academiae Scientiarum*

Hungaricae 14 (1966).

Kovalev, R., «Commerce and Caravan Routes along the Northern Silk Road (Sixth–Ninth Centuries). Part I: The Western Sector», in: *Archivum Eurasiae Medii Aevi* 14 (2005).

Ders., «Creating <Khazar Identity> through Coins – the <Special Issue> Dirhams of 837/8», in: F. Curta (Hg.), *East Central and*

Eastern Europe in the Early Middle Ages, Ann Arbor 2005.

Ders., «Dirham Mint Output of Samanid Samarqand and its Connection to the Beginnings of Trade with Northern Europe (10th Century)», in: *Histoire & Mesure* 17, Nr. 3-4 (2002).

Ders., «Mint Output in Tenth Century Bukhara. A Case Study of Dirham Production

with Monetary Circulation
in Northern Europe», in:
*Russian History/Histoire
Russe* 28 (2001).

Ders., «The Infrastructure of
the Northern Part of the
«Fur Road» between the
Middle Volga and the East
during the Middle Ages»,
in: *Archivum Eurasiae
Medii Aevi* 11 (2000–2001).

Kowalenko, L., und
W. Maniak, *33'i: Golod:*

Narodna kniga-memorial,
Kiew 1991.

Kratschowski, I., *Arabskaja
geografitscheskaja
literatura*, Moskau 2004.

Krause, A., *Die Welt der
Wikinger*, Frankfurt a.M.
2006.

Krekic, B., «L'Abolition de
l'esclavage à Dubrovnik
(Raguse) au XVe siècle.
Mythe ou réalité?», in:
Byzantinische Forschungen

12 (1987).

Kremenetski, C., «Human Impact on the Holocene Vegetation of the South Russian Plain», in:

J. Chapman und

P. Dolukhanov (Hg.),

Landscapes in Flux. Central and Eastern Europe in Antiquity, Oxford 1997.

Kreutz, B., «Ghost Ships and Phantom Cargoes.

Reconstructing Early

Amalfitan Trade», in:
Journal of Medieval History
20 (1994).

Kubiak, W., *Al-Fustiat, Its
Foundation and Early
Urban Development*, Kairo
1987.

Kuipers, E., *Migrantenstad.
Immigratie en Sociale
Verboudingen in 17e-
Eeuws Amsterdam*,
Hilversum 2005.

Kulke, H., und

D. Rothermund, *Geschichte Indiens*, Stuttgart 1982.

Kumar, S., «The Ignored Elites. Turks, Mongols and a Persian Secretarial Class in the Early Delhi Sultanate», in: *Modern Asian Studies* 43.1 (2009).

Kuniholm, B., *The Origins of the Cold War in the Near East. Great Power Conflict and Diplomacy in Iran, Turkey and Greece*,

Princeton 1980.

Kunt, M., *The Sultan's Servants. The Transformation of Ottoman Provincial Government, 1550-1650*, New York 1983.

Kunz, D., *The Economic Diplomacy of the Suez Crisis*, Chapel Hill 1991.

Kupfer, M., «The Lost Wheel Map of Ambrogio Lorenzetti», in: *Art Bulletin*

78.2 (1996).

Kuran, T., «The Islamic Commercial Crisis. Institutional Roots of Economic Underdevelopment in the Middle East», in: *Journal of Economic History* 63, Nr. 2 (2003).

Kuroda, A., «The Eurasian Silver Century, 1276–1359. Commensurability and Multiplicity», in: *Journal of*

Global History 4 (2009).

Kusber, J., «‹Entdecker› und
‹Entdeckte›. Zum
Selbstverständnis von Zar
und Elite im
frühneuzeitlichen
Moskauer Reich zwischen
Europa und Asien», in:
*Zeitschrift für Historische
Forschung* 34 (2005).

Kutchins, T., T. Sanderson
und D. Gordon, *The
Northern Distribution*

Network and the Modern Silk Road. Planning for Afghanistan's Future,
Center for Strategic and International Studies,
Washington, DC 2009.

Kux, D., *The United States and Pakistan, 1947-2000. Disenchanted Allies,*
Washington, DC 2001.

Kwarteng, K., *Ghosts of Empire. Britain's Legacies in the Modern World,*

London 2011.

Kyle, J., und J. Eidson, *The Guts to Try. The Untold Story of the Iran Hostage Rescue Mission by the On-Scene Desert Commander*, New York 1990.

Labib, S., «Egyptian Commercial Policy in the Middle Ages», in: M. Cook (Hg.), *Studies in the Economic History of the Middle East*, London 1970.

Lagardère, V., *Histoire et société en Occident musulman. Analyse du Mi'yar d'al-Wansharisi*, Madrid 1995.

Laird, G., *North American Air Defense. Past, Present and Future*, Maxwell 1975.

Lambeth, B., *The Unseen War. Allied Air Power and the Takedown of Saddam Hussein*, Annapolis 2013.

Lane, F., «The Mediterranean

Spice Trade. Further Evidence of its Revival in the Sixteenth Century», in: *American Historical Review* 45.3 (1940).

Lane, G., *Early Mongol Rule in Thirteenth-Century Iran. A Persian Renaissance*, London 2003.

Langdon, J., «Byzantium's Initial Encounter with the Chinggisids. An Introduction to the

Byzantino-Mongolica», in:
Viator 29 (1998).

Lange, C., und S. Mecit (Hg.),
*The Seljuqs. Politics,
Society and Culture*,
Edinburgh 2011.

Laufer, B., *Sino-Iranica.
Chinese Contributions to
the History of Civilisation in
Ancient Iran*, Chicago
1919.

Lavery, B. (Hg.), *Deane's
Doctrine of Naval*

Architecture, 1670, London
1981.

Lawson, P., *The East India*
Company. A History,
London 1993.

Le Queux, W., *The Invasion of*
1910, London 1906;
deutsch: *Die Invasion von*
1910. Einfall der
Deutschen in England,
Berlin 1911.

Lecker, M., *The «Constitution*
of Medina». Muhammad's

First Legal Document,
Princeton 2004; eine
deutsche Übersetzung ist
erhältlich unter

<http://www.eslam.de/manusl>

Lee, D., *Europe's Crucial
Years. The Diplomatic
Background of World
War 1, 1902-1914*,
Hanover (NH) 1974.

Lee, S., *King Edward VII*,
2 Bde., New York 1935-
1937.

Lenski, N. (Hg.), *The Cambridge Companion to the Age of Constantine*, Cambridge 2012.

Lentz, T., und G. Lowry, *Timur and the Princely Vision. Persian Art and Culture in the Fifteenth Century*, Los Angeles 1989.

Leslie, D., und K. Gardiner, *The Roman Empire in Chinese Sources*, Rom 1996.

Lev, E., und L. Chipman, «A Fragment of a Judaeo-Arabic Manuscript of Sābūrb. Sahl's Al-Aqrābādhīn al-Ṣaghīr Found in the Taylor-Schechter Cairo Genizah Collection», in: *Medieval Encounters* 13 (2007).

Levi, S., «India, Russia and the Eighteenth-Century Transformation of the Central Asian Caravan

Trade», in: *Journal of the Economic and Social History of the Orient* 42, Nr. 4 (1999).

Ders., «The Ferghana Valley at the Crossroads of World History. The Rise of Khoqand 1709–1822», in: *Journal of Global History* 2 (2007).

Levin, T., *The Hundred Thousand Fools of God. Musical Travels in Central*

Asia, Bloomington (IN)
1996.

Levtzion, N., «Islam in West
Africa», in: W. Kasinec und
M. Polushin (Hg.),
*Expanding Empires.
Cultural Interaction and
Exchange in World
Societies from Ancient to
Early Modern Times*,
Wilmington 2002.

Ders. und J. Hopkins (Hg.),
Corpus of Early Arabic

Sources for West African History, Cambridge 1981.

Lewicki, T., «The Role of the Sahara and Saharians in the Relationship between North and South», in: M. El Fasi (Hg.), *Africa from the Seventh to Eleventh Centuries*, London 1988.

Lewis, B. (Hg.), *Islam. From the Prophet Muhammad to the Capture of Constantinople*, New York

1987; deutsch: *Der Islam von den Anfängen bis zur Eroberung von Konstantinopel*, Zürich, München 1982.

Ders., «An Apocalyptic Vision of Islamic History», in: *Bulletin of the School of Oriental and African Studies* 13 (1950).

Lewis, N., *Life in Egypt under Roman Rule*, Oxford 1983.

Lewschin, A., *Opissanije*

*Kirgis-Kasatschich, ili
Kirgis-Kaisazkich ord i
stepei*, Almaty 1996.

Libanius, *Antioch as a Centre
of Hellenic Culture as
Observed by Libanius*,
übers. von A. Norman,
Liverpool 2001.

Lieu, S., «Captives, Refugees
and Exiles. A Study of
Cross-Frontier Civilian
Movements and Contacts
between Rome and Persia

from Valerian to Jovian», in:
P. Freeman und
D. Kennedy (Hg.), *The
Defence of the Roman and
Byzantine East*, Oxford
1986.

Ders., *History of
Manichaeism in the Later
Roman Empire and
Medieval China. A
Historical Survey*,
Manchester 1985.

Lieven, D., *Russia and the*

Origins of the First World War, London 1983.

Lilie, R.-J., «Noch einmal zu dem Thema ‹Byzanz und die Kreuzfahrerstaaten›», in: *Poikila Byzantina* 4 (1984).

Ders., *Byzanz und die Kreuzfahrerstaaten*, München 1981.

Ders., *Die byzantinische Reaktion auf die Ausbreitung der Araber*.

*Studien zur
Strukturwandlung des
byzantinischen Staates im
7. und 8. Jahrhundert,
München 1976.*

Lim, R., *Public Disputation.
Power and Social Order in
Late Antiquity*, Berkeley
1991.

Litvinsky, B., «Ancient
Tajikistan. Studies in
History, Archaeology and
Culture (1980–1991)», in:

Ancient Civilisations 1.3
(1994).

Liu, M.-T., *Die chinesischen Nachrichten zur Geschichte der Ost-Türken (T'u-kue)*, 2 Bde., Wiesbaden 2009.

Liu, X., *Ancient India and Ancient China. Trade and Religious Exchanges AD 1–600*, Oxford 1988.

Ljachowskij, A., *Tragedija i doblest Afgana*, Moskau

1995.

Lo Cascio, E., «State and Coinage in the Late Republic and Early Empire», in: *Journal of Roman Studies* 81 (1981).

Loades, D., *The Making of the Elizabethan Navy 1540–1590. From the Solent to the Armada*, London 2009.

Lockhart, L., «The Relations between Edward I and Edward II of England and

the Mongol Il-Khans of
Persia», in: *Iran* 6 (1968).

Loomba, A., «Of Gifts,
Ambassadors, and Copy-
cats. Diplomacy, Exchange
and Difference in Early
Modern India», in:
B. Charry und G. Shahani
(Hg.), *Emissaries in Early
Modern Literature and
Culture. Mediation,
Transmission, Traffic,
1550-1700*, Aldershot

2009.

Lopez, R., «Nuove luci sugli italiani in Estremo Oriente prima di Colombo», in:
Studi Colombiani 3 (1952).

Ders., H. Miskimin und
A. Udovitch, «England to Egypt, 1350–1500. Long-Term Trends and Long-Distance Trade», in:
M. Cook (Hg.), *Studies in the Economic History of the Middle East from the Rise*

of Islam to the Present Day,
London 1970.

Loud, G., *The Age of Robert
Guiscard. Southern Italy
and the Norman Conquest,*
Singapur 2000.

Louis, W., «Britain and the
Overthrow of the Mosaddeq
Government», in:
Gasiorowski und Byrne,
Mohammad Mosaddeq.

Ders., *The British Empire in
the Middle East, 1945-51.*

Arab Nationalism, the United States and Postwar Imperialism, Oxford 1984.

Ders. und R. Owen, *A Revolutionary Year. The Middle East in 1958*, London 2002.

Ders. und R. Owen, *Suez 1956. The Crisis and its Consequences*, Oxford 1989.

Lower, W., «On Him Rests the Weight of the

Administration». Nazi
Civilian Rulers and the
Holocaust in Zhytomyr», in:
R. Brandon und W. Lower
(Hg.), *The Shoah in
Ukraine. History,
Testimony,
Memorialization*,
Bloomington (IN) 2008.

Dies., *Nazi Empire Building
and the Holocaust in
Ukraine*, Chapel Hill (NC)
2007.

Loyn, H., und R. Percival
(Hg.), *The Reign of
Charlemagne. Documents
on Carolingian Government
and Administration*, London
1975.

Lúcio de Azevedo, J., *Epocas
de Portugal Economico*,
Lissabon 1973.

Luiten van Zanden, J., «The
‹Revolt of the Early
Modernists› and the ‹First
Modern Economy›. An

Assessment», in: *Economic History Review* 55 (2002).

Lüling, G., *Die Wiederentdeckung des Propheten Muhammad. Eine Kritik am <christlichen> Abendland*, Erlangen 1981.

Luxenberg, C., *Die syro-aramäische Lesart des Koran. Ein Beitrag zur Entschlüsselung der Koransprache*, Berlin 2000;

englisch: *The Syro-Aramaic Reading of the Koran. A Contribution to the Decoding of the Language of the Koran*, Berlin 2007.

Luz, N., «The Construction of an Islamic City in Palestine. The Case of Umayyad al-Ramla», in: *Journal of the Royal Asiatic Society* 7.1 (1997).

Luzzato, G., *An Economic History of Italy from the*

*Fall of the Roman Empire
to the Sixteenth Century,*
übers. von P. Jones, London
1961.

Lyon, E., *The Enterprise of
Florida. Pedro Menendez
de Aviles and the Spanish
Conquest of 1565-1568,*
Gainesville 1986.

Lyons, W., *Joseph of
Arimathea. A Study in
Reception History,* Oxford
2014.

Maalouf, A., *The Crusade through Arab Eyes*, London 1984.

Maas, M., «<Delivered from their Ancient Customs>. Christianity and the Question of Cultural Change in Early Byzantine Ethnography», in: K. Mills und A. Grafton (Hg.), *Conversion in Late Antiquity and the Early Middle Ages*, Rochester

2003.

MacDaniel, R., *The Shuster Mission and the Persian Constitutional Revolution*, Minneapolis 1974.

MacDowall, D., «Soter Megas, the King of Kings, the Kushana», in: *Journal of the Numismatic Society of India* (1968).

MacEachin, D., *Predicting the Soviet Invasion of Afghanistan. The*

*Intelligence Community's
Record*, Washington, DC
2002.

MacKenzie, J., *Orientalism.
History, Theory and the
Arts*, Manchester 1995.

Mackerras, C., *The Uighur
Empire According to the
T'ang Dynastic Histories*,
Canberra 1972.

Mackey, S., *The Iranians.
Persia, Islam and the Soul
of a Nation*, New York

1996.

Maclean, G., *The Rise of Oriental Travel. English Visitors to the Ottoman Empire, 1580-1720*, London 2004.

MacMillan, M., *Peacemakers. Six Months that Changed the World*. London 2001; deutsch: *Die Friedensmacher. Wie der Versailler Vertrag die Welt veränderte*, Berlin 2015.

Madden, T., «The Fires of the Fourth Crusade in Constantinople, 1203–1204. A Damage Assessment», in: *Byzantinische Zeitschrift* 84/85 (1992).

Ders., «Venice and Constantinople in 1171 and 1172. Enrico Dandolo's Attitudes towards Byzantium», in: *Mediterranean Historical*

Review 8, Nr. 2 (1993).

Ders., «Venice, the Papacy and the Crusades before 1204», in: S. Ridyard (Hg.), *The Medieval Crusade*, Woodbridge 2004.

Ders., *Enrico Dandolo and the Rise of Venice*, Baltimore 2003.

Maenchen-Helfen, O., *The World of the Huns*, Los Angeles 1973; deutsch: *Die Welt der Hunnen. Eine*

*Analyse ihrer historischen
Dimension, Wien u.a. 1978.*

Magdalino, P., «Isaac II,
Saladin and Venice», in:
J. Shepard (Hg.), *The
Expansion of Orthodox
Europe. Byzantium, the
Balkans and Russia*,
Aldershot 2007.

Maghraoui, A., *Liberalism
without Democracy.
Nationhood and Citizenship
in Egypt, 1922-1936*,

Durham 2006.

Mahmoud, K., *A Nuclear Weapons-Free Zone in the Middle East. Problems and Prospects*, New York 1988.

Mahmud Ali, S., *US-China Cold War Collaboration. 1971-1989*, Abingdon 2005.

Majd, M., *August 1941. The Anglo-Russian Occupation of Iran and Change of Shahs*, Lanham 2012.

Makiya, K., *The Monument.
Art, Vulgarity, and
Responsibility in Iraq*,
Berkeley 1991.

Mako, G., «The Possible
Reasons for the Arab-
Khazar Wars», in: *Archivum
Eurasiae Medii Aevi* 17
(2010).

Malanima, P., «The Long
Decline of a Leading
Economy. GDP in Central
and Northern Italy, 1300–

1913», in: *European Review of Economic History* 15 (2010).

Ders., *L'economia italiana. Dalla crescita medievale alla crescita contemporanea*, Bologna 2002.

Mango, C., «Deux études sur Byzance et la Perse sassanide», in: *Travaux et Mémoires* 9 (1985).

Ders., *The Homilies of*

Photius Patriarch of Constantinople, Cambridge (MA) 1958.

Manucci, N., *A Pepys of Mogul India, 1653-1708. Being an Abridged Edition of the «Storia do Mogor» of Niccolao Manucci*, New-Delhi 1991.

Marder, A. (Hg.), *Fear God and Dread Nought. The Correspondence of Admiral the First Sea Lord Lord*

Fisher of Kilverstone,
3 Bde., Cambridge (MA)
1952.

Marques, J., *Descobrimentos
Portugueses - Documentos
para a sua Historia*, 3 Bde.,
Lissabon 1944-1971.

Marr, P., *Modern History of
Iraq*, London 2004.

Marsh, S., «Anglo-American
Crude Diplomacy.

Multinational Oil and the
Iranian Oil Crisis, 1951-

1953», in: *Contemporary British History Journal* 21.1 (2007).

Marshall, P., *East India Fortunes. The British in Bengal in the Eighteenth Century*, Oxford 1976.

Martel, W., *Victory in War. Foundations of Modern Strategy*, Cambridge 2011.

Martin, C., und G. Parker, *The Spanish Armada*, Manchester 1988.

Martinez, A., «Gardīzī's Two Chapters on the Turks», in: *Archivum Eurasiae Medii Aevi* 2 (1982).

Mason, R., «The Religious Beliefs of the Khazars», in: *Ukrainian Quarterly* 51, Nr. 4 (1995).

Ders., *Shine Like the Sun. Lustre-Painted and Associated Pottery from the Medieval Middle East*, Toronto 2004.

Masson Smith, J., «Mongol Society and Military in the Middle East. Antecedents and Adaptations», in: Y. Lev (Hg.), *War and Society in the Eastern Mediterranean, 7th-15th Centuries*, Leiden 1997.

Masson, V., u.a. (Hg.), *History of Civilizations of Central Asia*, 6 Bde., Paris 1992-2005.

Matar, F., *Saddam Hussein*.

The Man, the Cause and his Future, London 1981.

Matar, N., *Britain and Barbary, 1589-1689*,
Gainesville 2005.

Ders., *Turks, Moors, and Englishmen in the Age of Discovery*, New York 1999.

Mattern, S., *Rome and the Enemy. Imperial Strategy in the Principate*, Berkeley 1999.

Matthew, L., «Vendecolori a

Venezia». The
Reconstruction of a
Profession», in: *Burlington
Magazine* 114/1196
(2002).

Matthews, K.,
«Britannus/Britto. Roman
Ethnographies, Native
Identities, Labels and Folk
Devils», in: A. Leslie,
*Theoretical Roman
Archaeology and
Architecture. The Third*

Conference Proceedings,
Glasgow 1999.

Mattingly, G., *The Armada*,
New York 2005; deutsch:
*Die Armada. Sieben Tage
machen Weltgeschichte*,
München 1959.

Mattingly, H. (Hg.), *A
Catalogue of the Coins of
the Roman Empire in the
British Museum*, 6 Bde.,
London 1940–1962.

Mawdsley, E., «Crossing the

Rubicon. Soviet Plans for
Offensive War in 1940–
1941», in: *International
History Review* 25 (2003).

Mazower, M., *Hitlers
Imperium. Europa unter
der Herrschaft des
Nationalsozialismus*,
München 2009.

McAlister, L., *Spain and
Portugal in the New World,
1492–1700*, Minneapolis
1984.

McCaa, R., «Spanish and Nahuatl Views on Smallpox and Demographic Catastrophe in Mexico», in: *Journal of Interdisciplinary History* 25 (1995).

McCabe, A., *A Byzantine Encyclopedia of Horse Medicine*, Oxford 2007.

McCabe, I., *Shah's Silk for Europe's Silver. The Eurasian Trade of the Julfa Armenians in Safavid Iran*

and India, 1530–1750,
Atlanta 1999.

McCall, D., «The Afroasiatic Language Phylum. African in Origin, or Asian?», in:
Current Anthropology 39.1
(1998).

McChesney, R., «Four Sources on Shah ‘Abbas’s Building of Isfahan», in:
Muqarnas 5 (1988).

McCormick, M., «New Light on the <Dark Ages>. How

the Slave Trade Fuelled the
Carolingian Economy», in:
Past & Present 177 (2002).

Ders., *Origins of the
European Economy.
Communications and
Commerce, AD 300–900*,
Cambridge 2001.

McDermott, J., *Martin
Frobisher. Elizabethan
Privateer*, New Haven
2001.

McKay, J., *Pioneers for Profit.*

*Foreign Entrepreneurship
and Russian
Industrialization, 1885–
1913, Chicago 1970.*

McLane, J., *Land and Local
Kingship in Eighteenth-
Century Bengal*, Cambridge
1993.

McLaughlin, R., *Rome and
the Distant East. Trade
Routes to the Ancient
Lands of Arabia, India and
China*, London 2010.

McMahon, R., *The Cold War on the Periphery. The United States, India and Pakistan*, New York 1994.

McMeekin, S., *The Russian Origins of the First World War*, Cambridge (MA) 2011.

McMichael, S.G., «Francis and the Encounter with the Sultan [1219]», in: *The Cambridge Companion to Francis of Assisi*, hg. von

M. Robson, Cambridge
2012.

McNamara, R., *Britain,
Nasser and the Balance of
Power in the Middle East,
1952-1967*, London 2003.

Medvedev, R., und
Z. Medvedev, *The
Unknown Stalin. His Life,
Death and Legacy*, London
2003.

Meho, L., *The Kurdish
Question in US Foreign*

Policy. A Documentary Sourcebook, Westport 2004.

Mehrotra, S., «The Political Economy of Indo-Soviet Relations», in: R. Cassen (Hg.), *Soviet Interests in the Third World*, London 1985.

Mejcher, H., *Imperial Quest for Oil. Iraq 1910-1928*, London 1976.

Menocal, M., *The Arabic Role*

in Medieval Literary History. A Forgotten Heritage, Philadelphia 1987.

Menon, R., *Soviet Power and the Third World*, New Haven 1986.

Mentz, S., *The English Gentleman Merchant at Work. Madras and the City of London 1660-1740*, Copenhagen 2005.

Merbs, C., «A New World of

Infectious Disease», in:
*Yearbook of Physical
Anthropology* 35.3 (1993).

Merkelbach, R., *Mani und
sein Religionssystem*,
Opladen 1986.

Meshkat, K., «The Journey of
Master Anthony Jenkinson
to Persia, 1562–1563», in:
*Journal of Early Modern
History* 13 (2009).

Messier, R., «The Almoravids.
West African Gold and the

Gold Currency of the
Mediterranean Basin», in:
*Journal of the Economic
and Social History of the
Orient* 17 (1974).

Ders., *The Almoravids and
the Meanings of Jihad*,
Santa Barbara 2010.

Messing, J., «Observations
and Beliefs. The World of
the Catalan Atlas», in:
J. Levenson (Hg.), *Circa
1492. Art in the Age of*

Exploration, New Haven
1991.

Meuwese, M., «Antioch and
the Crusaders in Western
Art», in: *East and West in
the Medieval
Mediterranean*, Löwen
2006.

Meyvaert, P., und P. Devos,
«Trois énigmes cyrillo-
méthodiennes de la
«Légende Italique» résolues
grâce à un document

inédit», in: *Analecta
Bollandiana* 75 (1955).

Mgaloblishvili, T., und
I. Gagoshidze, «The Jewish
Diaspora and Early
Christianity in Georgia», in:
T. Mgaloblishvili (Hg.),
*Ancient Christianity in the
Caucasus*, London 1998.

Millar, F., «Looking East from
the Classical World», in:
*International History
Review* 20.3 (1998).

Miller, A., *Search for Security. Saudi Arabian Oil and American Foreign Policy, 1939-1949*, Chapel Hill 1980.

Millspaugh, A., *Americans in Persia*, Washington, DC 1946.

Milward, A., *War, Economy and Society, 1939-45*, Berkeley 1977.

Milwright, M., *An Introduction to Islamic*

Archaeology, Edinburgh
2010.

Miola, R. (Hg.), *Early Modern Catholicism. An Anthology of Primary Sources*, Oxford
2007.

Misdaq, N., *Afghanistan. Political Frailty and External Interference*, New York
2006.

Mishin, D., «The Saqaliba Slaves in the Aghlabid State», in: M. Sebök (Hg.),

*Annual of Medieval Studies
at CEU 1996/1997,*
Budapest 1998.

Miskimin, H., *The Economy of
Early Renaissance Europe,
1300–1460*, Cambridge
1975.

Ders., *The Economy of Later
Renaissance Europe, 1460–
1600*, Cambridge 1977.

Mitchell, G., und S. Johar,
«The Maratha Complex at
Ellora», in: *Modern Asian*

Studies 28.1 (2012).

Moberly, F., *History of the Great War Based on Official Documents. The Campaign in Mesopotamia 1914-1918*, 4 Bde., London 1923.

Mody Cissoko, S.,
«L'Intelligentsia de Tombouctou aux 15^e et 16^e siècles», in: *Presence Africaine* 72 (1969).

Moens, A., «President Carter's Advisors», in:

Political Science Quarterly
106, Nr. 2 (1991).

Moffett, S., *A History of Christianity in Asia*, 2 Bde.,
San Francisco 1998.

Mokyr, J., «Why was the Industrial Revolution a European Phenomenon?»,
in: *Supreme Court Economic Review* 10
(2003).

Mombauer, A., *Helmuth von Moltke and the Origins of*

the First World War,
Cambridge 2001.

Momen, M., «The Babi and the Baha'i Community of Iran. A Case of <Suspended Genocide>?», in: *Journal of Genocide Research* 7.2 (2005).

Moncrieff, A., *Suez. Ten Years After*, New York 1966.

Monteil, V., «Routier de l'Afrique blanche et noire

du Nord-Ouest. Al-Bakri
(cordue 1068)», in: *Bulletin
de l'Institut Fondamental
d'Afrique Noire* 30.1
(1968).

Montgomery, B., *Richard B.
Cheney and the Rise of the
Imperial Vice Presidency*,
Westport 2009.

Monypenny, W., und
G. Buckle (Hg.), *The Life of
Benjamin Disraeli, Earl of
Beaconsfield*, London

1910–1920, Bd. 6.

Moon, D., *The Abolition of Serfdom in Russia, 1762–1907*, London 2001.

Moor, T. de, und J. Luiten van Zanden, «Girl Power. The European Marriage Pattern and Labour Markets in the North Sea Region in the Late Medieval and Early Modern Period», in: *Economic History Review* (2009).

Moore, J.G., «The Role of Congress», in: R. Larson und R. Vest, *Implementation of Solar Thermal Technology*, Cambridge (MA) 1996.

Moorhouse, R., *The Devil's Alliance. Hitler's Pact with Stalin*, London 2014.

Moran, T., «Iranian Defense Expenditures and the Social Crisis», in: *International Security* 3.3

(1978).

Morgan, D., «Mongol or Persian. The Government of Īl-khānid Iran», in: *Harvard Middle Eastern and Islamic Review* 3 (1996).

Ders., «The Mongol Armies in Persia», in: *Der Islam* 56, Nr. 1 (2009).

Ders., *The Mongols*, Oxford 1986.

Morgan, L., *The Buddhas of Bamiyan*, London 2012.

Morony, M., «Land Use and Settlement Patterns in Late Sasanian and Early Islamic Iraq», in: A. Cameron, G. King und J. Haldon (Hg.), *The Byzantine and Early Islamic Near East*, 3 Bde., Princeton 1992–1996, Bd. 2.

Ders., «Land Use and Settlement Patterns in Late Sasanian and Early Islamic Iraq», in: Cameron, King

und Haldon, *The Byzantine and Early Islamic Near East*, Bd. 2.

Ders., «The Late Sasanian Economic Impact on the Arabian Peninsula», in: *Nāme-ye Irān-e Bāstān* 1.2 (201/2).

Morris, L., «British Secret Missions in Turkestan, 1918–19», in: *Journal of Contemporary History* 12.2 (1977).

Ders., «British Secret Service Activity in Khorasan, 1887–1908», in: *Historical Journal* 27, Nr. 3 (1984).

Morrison, A., «Russian Rule in Turkestan and the Example of British India, c. 1860–1917», in: *Slavonic and East European Review* 84, Nr. 4 (2006).

Mosca, M., *From Frontier Policy to Foreign Policy. The Question of India and*

*the Transformation of
Geopolitics in Qing China,*
Stanford 2013.

Mosher Stuard, S., «Dowry
Increase and Increment in
Wealth in Medieval Ragusa
(Dubrovnik)», in: *Journal of
Economic History* 41.4
(1981).

Mossavar-Rahmani, B.,
«Iran's Nuclear Power
Programme Revisited», in:
Energy Policy 8.3 (1980).

Ders., *Energy Policy in Iran. Domestic Choices and International Implications*, New York 1981.

Mosse, W., «Public Opinion and Foreign Policy. The British Public and the War-Scare of November 1870», in: *Historical Journal* 6, Nr. 1 (1963).

Ders., «The End of the Crimean System. England, Russia and the Neutrality of

the Black Sea, 1870-1», in:
Historical Journal 4, Nr. 2
(1961).

Motter, T., *The Persian
Corridor and Aid to Russia*,
Washington, DC 1952.

Motzki, H., «The Collection of
the *Qur'ān*. A
Reconsideration of Western
Views in Light of Recent
Methodological
Developments», in: *Der
Islam* 78 (2001).

Muller, J. (Hg.), *Churchill's
«Iron Curtain» Speech Fifty
Years Later*, London 1999.

Müller, K.-J., *Das Heer und
Hitler. Armee und
nationalsozialistisches
Regime 1933-1940*,
Stuttgart 1969.

Müller, R.-D., «Das
«Unternehmen Barbarossa»
als wirtschaftlicher
Raubkrieg», in:
G. Ueberschär und

W. Wette, *Unternehmen Barbarossa. Der deutsche Überfall auf die Sowjetunion, 1941. Berichte, Analysen, Dokumente*, Paderborn 1984.

Ders., «Die Konsequenzen der ‹Volksgemeinschaft›: Ernährung, Ausbeutung und Vernichtung», in: W. Michalka (Hg.), *Der Zweite Weltkrieg*.

*Analysen – Grundzüge –
Forschungsbilanz*, Weyarn
1989.

Ders., «The Failure of the
Economic ‹Blitzkrieg
Strategy›», in: H. Boog u.a.
(Hg.), *The Attack on the
Soviet Union*, Bd. 4.

Munro, J., «Bullion Flows and
Monetary Contraction in
Late-Medieval England and
the Low Countries», in:
J. Richards (Hg.), *Precious*

*Metals in the Later
Medieval and Early Modern
Worlds*, Durham 1983.

Ders., «Precious Metals and
the Origins of the Price
Revolution Reconsidered.
The Conjecture of
Monetary and Real Forces
in the European Inflation of
the Early to Mid-16th
Century», in: C. Núñez
(Hg.), *Monetary History in
Global Perspective, 1500–*

1808, Sevilla 1998.

Murawiec, L., *The Mind of Jihad*, Cambridge 2008.

Murphy, D., *What Stalin Knew. The Enigma of Barbarossa*, New Haven 2005.

Murray, D., *US Foreign Policy and Iran. American-Iranian Relations since the Islamic Revolution*, London 2010.

Naismith, R., «Islamic Coins

from Early Medieval
England», in: *Numismatic
Chronicle* 165 (2005).

Ders., «The Coinage of Offa
Revisited», in: *British
Numismatic Journal* 80
(2010).

Nardo, R. di, *Mechanized
Juggernaut or Military
Anachronism? Horses and
the German Army of World
War II*, Westport (CT)
1991.

Nath Sen, S., *Ancient Indian History and Civilisation*, Delhi 1988.

Neal, L., *The Rise of Financial Capitalism. International Capitalism in the Age of Reason*, Cambridge 1990.

Nechtman, T., «A Jewel in the Crown? Indian Wealth in Domestic Britain in the Late Eighteenth Century», in: *Eighteenth-Century Studies* 41, Nr. 1 (2007).

Neff, D., «The US, Iraq, Israel and Iran. Backdrop to War», in: *Journal of Palestinian Studies* 20, Nr. 4 (1991).

Neier, A., «Human Rights in the Reagan Era. Acceptance by Principle», in: *Annals of the American Academy of Political and Social Science* 506, Nr. 1 (1989).

Neilson, K., *Britain and the*

Last Tsar. British Policy and Russia, 1894-1917, Oxford 1995.

Nemchenok, V., «<That So Fair a Thing Should Be So Frail>. The Ford Foundation and the Failure of Rural Development in Iran, 1953-1964», in: *Middle East Journal* 63.2 (2009).

Ders., «In Search of Stability amid Chaos. US Policy toward Iran, 1961-63», in:

Cold War History 10.3
(2010).

Németh, G., «Wanderungen
des mongolischen Wortes
Nökür <Genosse>», in: *Acta
Orientalia Academiae
Scientiarum Hungaricae* 3
(1952).

Neuwirth, A., N. Sinai und
M. Marx (Hg.), *The Qur'ān
in Context. Historical and
Literary Investigations into
the Qur'ānic Milieu*, Leiden

2010.

Newell, N., und R. Newell,
*The Struggle for
Afghanistan*, Ithaca (NY)
1981.

Newitt, M., *A History of
Portuguese Overseas
Expansion, 1400–1668*,
London 2005.

Dies., *Portugal in European
and World History*, 2009.

Newman, R., «Opium
Smoking in Late Imperial

China. A Reconsideration»,
in: *Modern Asian Studies*
29, Nr. 4 (1995).

Newsom, L., «Conquest,
Pestilence and
Demographic Collapse in
the Early Spanish
Philippines», in: *Journal of
Historical Geography* 32
(2006).

Dies., «Disease and Immunity
in the Pre-Spanish
Philippines», in: *Social*

Science & Medicine 48
(1999).

Nicol, D., *Byzantium and Venice. A Study in Diplomatic and Cultural Relations*, Cambridge 1988.

Nicosia, F., «Für den Status-Quo. Deutschland und die Palästinafrage in der Zwischenkriegszeit», in: L. Schatkowski Schilcher und C. Scharf (Hg.), *Der Nahe Osten in der*

Zwischenkriegszeit 1919–1939. Die Interdependenz von Politik, Wirtschaft und Ideologie, Stuttgart 1989.

Nielsen, I. (Hg.), *The Royal Palace Institution in the First Millennium BC*, Athen 2001.

Nimwegen, O. van, *«Deser landen krijchsvolck». Het Staatse leger en de militaire revoluties 1588–1688*, Amsterdam 2006.

Nish, I., «Politics, Trade and Communications in East Asia. Thoughts on Anglo-Russian Relations, 1861–1907», in: *Modern Asian Studies* 21, Nr. 4 (1987).

Njølstad, O., «Shifting Priorities. The Persian Gulf in US Strategic Planning in the Carter Years», in: *Cold War History* 4, Nr. 3 (2004).

Nobutaka, N., «The Rank and

Status of Military Refugees
in the Mamluk Army. A
Reconsideration of the
Wāfidīyah», in: *Mamluk
Studies Review* 10, Nr. 1
(2006).

Noelle, C., *State and Tribe in
Nineteenth-Century
Afghanistan. The Reign of
Amir Dost Muhammad Khan
(1826–1863)*, London 1997.

Nokandeh, J., u.a., «Linear
Barriers of Northern Iran.

The Great Wall of Gorgan and the Wall of Tammishe», in: *Iran* 44 (2006).

Noonan, T., «Dirham Exports to the Baltic in the Viking Age», in: K. Jonsson und B. Malmer (Hg.), *Sigtuna Papers. Proceedings of the Sigtuna Symposium on Viking-Age Coinage, 1-4 June 1989*, Stockholm 1990.

Ders., «Early Abbasid Mint

Output», in: *Journal of Economic and Social History* 29 (1986).

Ders., «Some Observations on the Economy of the Khazar Khaganate», in: P. Golden, H. Ben-Shammai und A. Róna-Tas (Hg.), *The World of the Khazars*, Leiden 2007.

Ders., «Why Dirhams First Reached Russia. The Role of Arab-Khazar Relations in

the Development of the
Earliest Islamic Trade with
Eastern Europe», in:
*Archivum Eurasiae Medii
Aevi* 4 (1984).

Ders. und R. Kovalev,
«Prayer, Illumination and
Good Times. The Export of
Byzantine Wine and Oil to
the North of Russia in Pre-
Mongol Times», in:
*Byzantium and the North.
Acta Fennica* 8 (1997).

Ders. und R. Kovalev, «The Dirham Output and Monetary Circulation of a Secondary Samanid Mint. A Case Study of Balkh», in: R. Kiernowski (Hg.), *Moneta Mediævalis. Studia numizmatyczne i historyczne ofiarowane Profesorowi Stanisławowi Suchodolskiemu w 65. rocznicę urodzin*, Warschau 2002.

Norris, J., «East or West? The Geographic Origin of the Black Death», in: *Bulletin of the History of Medicine* 51 (1977).

Ders., *The First Afghan War 1838-42*, Cambridge 1967.

Norris, R., *The Christological Controversy*, Philadelphia 1980.

Northedge, A., «Thoughts on the Introduction of Polychrome Glazed Pottery

in the Middle East», in:
E. Villeneuve und
P. Watson (Hg.), *La
Céramique byzantine et
proto-islamique en Syrie-
Jordanie (IVe-VIIIe siècles
apr. J.-C.)*, Beirut 2001.

Noth, A., *Quellenkritische
Studien zu Themen,
Formen und Tendenzen
frühislamischer
Geschichtsüberlieferung*,
Bonn 1973.

Nowoselzew, A., *Chasarskoje gossudarstwo i ego rol w istorii Wostotschnoi Ewropy i Kawkasa*, Moskau 1990.

O'Callaghan, J., «Castile, Portugal, and the Canary Islands. Claims and Counterclaims», in: *Viator* 24 (1993).

O'Neill, J., *The Growth Map. Economic Opportunity in the BRICs and Beyond*,

London 2011.

Oberhänsli, H., u.a.,

«Variability in Precipitation,
Temperature and River
Runoff in W. Central Asia
during the Past ~2000
Yrs», in: *Global and
Planetary Change* 76
(2011).

Occhipinti, E., *Italia dei
comuni. Secoli XI-XIII*,
Rom 2000.

Oddy, A., «The Christian

Coinage of Early Muslim
Syria», in: *ARAM* 15
(2003).

Offner, A., *Another Such
Victory. President Truman
and the Cold War, 1945–
53*, Stanford 2002.

Ohlig, K.-H. (Hg.), *Der frühe
Islam. Eine historisch-
kritische Rekonstruktion
anhand zeitgenössischer
Quellen*, Berlin 2007.

Oikonomides, N.,

«Correspondence between Heraclius and Kavadh-Siroe in the *Paschal Chronicle* (628)», in: *Byzantion* 41 (1971).

Ders., «La Decomposition de l'Empire byzantin à la veille de 1204 et les origines de l'Empire de Nicée. À propos de la <Partitio Romaniae>», in: *XV Congrès international d'études byzantines*, Athen 1976,

Bd. 1.

Olbryct, M., *Aleksander Wielki i swiat iranski*,
Gdańsk 2004.

Olsson, J., «Coup d'état,
Coronation and Conversion.
Some Reflections on the
Adoption of Judaism by the
Khazar Khaganate», in:
*Journal of the Royal Asiatic
Society*, 23, Nr. 4 (2013).

Olster, D., *Roman Defeat,
Christian Response and the*

Literary Construction of the Jew, Philadelphia 1994.

Oppenheim, M., *A History of the Administration of the Royal Navy, 1509-1660*, London 1896.

Oren, M., *Six Days of War. June 1967 and the Making of the Modern Middle East*, Oxford 2002.

Orlow, M., *Kapitulazija Parisha. Polititscheskije sotschinenija. Pisma*,

Moskau 1963.

Osterhammel, J., *China und die Weltgesellschaft vom 18. Jahrhundert bis in unsere Zeit*, München 1989.

Ostrowski, D., *Muscovy and the Mongols. Cross-Cultural Influences on the Steppe Frontier, 1304-1589*, Cambridge 1998.

Otte, T., *The Foreign Office Mind. The Making of British*

Foreign Policy, 1965-1914,
Cambridge 2011.

Otten-Froux, C., «Identities
and Allegiances. The
Perspective of Genoa and
Pisa», in: Herrin und Saint-
Guillan, *Identities and
Allegiances*.

Overmans, R., «Die
Kriegsgefangenenpolitik
des Deutschen Reiches
1939 bis 1945», in:
J. Echternkamp (Hg.), *Das*

*Deutsche Reich und der
Zweite Weltkrieg*, 10 Bde.,
München 1979–2008,
Bd. 9, Teil 2.

Overy, R., *War and the
Economy in the Third
Reich*, Oxford 1994.

Pagani, C., «Objects and the
Press. Images of China in
Nineteenth-Century
Britain», in: J. Codell (Hg.),
*Imperial Co-Histories.
National Identities and the*

British and Colonial Press,
Madison (NJ) 2003.

Pagden, A., *Natural Fall of
Man. The American Indian
and the Origins of
Comparative Ethnology,*
Cambridge 1982.

Ders., *Spanish Imperialism
and the Political
Imagination. Studies in
European and Spanish-
American Social and
Political Theory, 1513–*

1830, New Haven 1990.

Pagels, E., *Versuchung durch Erkenntnis. Die gnostischen Evangelien*, Frankfurt a.M. 1981.

Paine, S.C.M., *Imperial Rivals. China, Russia and their Disputed Frontier, 1858-1924*, New York 1996.

Paléologue, M., *La Russie des tsars pendant la grande guerre*, 3 Bde., Paris 1921.

Pamuk, S., «In the Absence of Domestic Currency.

Debased European Coinage in the Seventeenth-Century Ottoman Empire», in:

Journal of Economic History 57.2 (1997).

Ders., «The Black Death and the Origins of the ‹Great Divergence› across Europe, 1300–1600», in: *European Review of Economic History* 11 (2007).

Ders., «Urban Real Wages around the Eastern Mediterranean in Comparative Perspective, 1100–2000», in: *Research in Economic History* 12 (2005).

Pany, D., und K. Wiltshcke-Schrotta, «Artificial Cranial Deformation in a Migration Period Burial of Schwarzenbach, Central Austria», in: *VIAVIAS* 2

(2008).

Panzac, D., «International and Domestic Maritime Trade in the Ottoman Empire during the 18th Century», in:

International Journal of Middle East Studies 24,
Nr. 2 (1992).

Papadopoulos-Kermeus, A.,

«Tou en hagiois patros
hemon Sophroniou
archiepiskopou

Hierosolymon logos eis to

hagion baptisma», in:
Analekta Hierosolymitikes
Stakhiologias 5, Sankt
Petersburg 1898.

Parker, C., *The Reformation
of Community. Social
Welfare and Calvinist
Charity in Holland, 1572–
1620*, Cambridge 1998.

Parker, G., *The Making of
Roman India*, Cambridge
2008.

Parker, J., *Books to Build an*

Empire, Amsterdam 1965.

Ders., *Persian Dreams*.

*Moscow and Teheran since
the Fall of the Shah*,

Washington, DC 2009.

Parra, F., *Oil Politics. A*

Modern History of

Petroleum, London 2004.

Parry, L., «The Tapestries of

Sir Edward Burne-Jones»,

in: *Apollo* 102 (1972).

Parry-Giles, S., *The*

Rhetorical Presidency,

Propaganda, and the Cold War, 1945-55, Westport 2002.

Parsi, T., *The Treacherous Alliance. The Secret Dealings of Iran, Israel and the United States*, New Haven 2007.

Partington, J., *A History of Greek Fire and Gunpowder*, Cambridge 1960.

Paul, J., «Islamizing Sufis in

Pre-Mongol Central Asia»,
in: de la Vaissière,
*Islamisation de l'Asie
Centrale*.

Paviot, J., «England and the
Mongols (c. 1260–1330)»,
in: *Journal of the Royal
Asiatic Society* 10.3 (2000).

Payton, G., «The Somali Coup
of 1969. The Case for
Soviet Complicity», in:
*Journal of Modern African
Studies* 18.3 (1980).

Peacock, A., *Early Seljuq History. A New Interpretation*, Abingdon 2010.

Pearson, M., *Spices in the Indian Ocean World*, Aldershot 1998.

Pedersen, S., «Getting Out of Iraq – in 1932. The League of Nations and the Road to Normative Statehood», in: *American Historical Review* 115.4 (2010).

Penati, B., «Notes on the Birth of Russian Turkestan's Fiscal System. A View from the Fergana Oblast», in: *Journal of the Economic and Social History of the Orient* 53 (2010).

Perdue, P., «Empire and Nation in Comparative Perspective. Frontier Administration in Eighteenth-Century

China», in: *Journal of Early Modern History* 5.4 (2001).

Perkins, F., *Leibniz and China. A Commerce of Light*, Cambridge 2004.

Perri, M., ««Ruined and Lost». Spanish Destruction of the Pearl Coast in the Early Sixteenth Century», in: *Environment and History* 15 (2009).

Perry, D., «The *Translatio Symonensis* and the Seven

Thieves. Venetian Fourth Crusade *Furta Sacra* Narrative and the Looting of Constantinople», in: T. Madden (Hg.), *The Fourth Crusade. Event, Aftermath and Perceptions*, Aldershot 2008.

Pesaran, H., «System of Dependent Capitalism in Pre- and Post-Revolutionary Iran», in: *International Journal of Middle East*

Studies 14 (1982).

Petrukhin, V., «The Decline and Legacy of Khazaria», in: P. Urbanczyk (Hg.), *Europe around the Year 1000*, Warschau 2001.

Pham, P., *Ending «East of Suez». The British Decision to Withdraw from Malaysia and Singapore, 1964–1968*, Oxford 2010.

Phang, S., *Marriage of Roman Soldiers (13 BC–AD*

235). *Law and Family in the Imperial Army*, Leiden 2001.

Dies., *Roman Military Service. Ideologies of Discipline in the Late Republic and Early Principate*, Cambridge 2008.

Phillips, J., *Holy Warriors. A Modern History of the Crusades*, London 2009; deutsch: *Heiliger Krieg*.

*Eine neue Geschichte der
Kreuzzüge*, übers. von
N. Juraschitz, München
2011.

Ders., *The Crusades 1095-
1197*, London 2002.

Ders., *The Fourth Crusade
and the Sack of
Constantinople*, London
2004.

Phillips, W., *Slavery from
Roman Times to the Early
Transatlantic Trade*,

Manchester 1985.

Ders. und C. Rahn Phillips,
*Worlds of Christopher
Columbus*, Cambridge
1992.

Piacentini, V., «Merchant
Families in the Gulf. A
Mercantile and
Cosmopolitan Dimension.
The Written Evidence», in:
ARAM 11-12 (1999-2000).

Pieper, R., *Die Vermittlung
einer neuen Welt. Amerika*

*im Nachrichtennetz des
Habsburgischen
Imperiums, 1493–1598,*
Mainz 2000.

Pieper, W. (Hg.), *Nazis on
Speed. Drogen im Dritten
Reich*, Lohrbach 2003.

Pierre, M.-J., *Aphraate le
sage persan. Les exposés*,
Paris 1988/89.

Pierson, S., «The Movement
of Chinese Ceramics.
Appropriation in Global

History», in: *Journal of World History* 23, Nr. 1 (2012).

Pike, R., «Seville in the Sixteenth Century», in: *Hispanic American Historical Review* 41.1 (1961).

Pilipko, W., *Rospissi Staroi Nisy*, Taschkent 1992.

Pimlott, B. (Hg.), *The Second World War Diary of Hugh Dalton, 1940-45*, London

1986.

Pincus, S., *Protestantism and Patriotism. Ideologies and the Making of English Foreign Policy, 1650-1668*, Cambridge 1996.

Plato, A. von, A. Leh und C. Thonfeld (Hg.), *Hitlers Sklaven. Lebensgeschichtliche Analysen zur Zwangsarbeit im internationalen Vergleich*, Wien, Köln,

Weimar 2008.

Plokhoy, S., *The Last Empire.*

The Final Days of the Soviet Union, New York 2014.

Podeh, E., «From

Indifference to Obsession.

The Role of National State

Celebrations in Iraq, 1921–

2003», in: *British Journal of Middle Eastern Studies*

37.2 (2010).

Pogge von Strandmann, H.,

«Germany and the Coming

of War», in: R. Evans und
H. Pogge von Strandmann
(Hg.), *The Coming of the
First World War*, Oxford
2001.

Pögl, G., und R. Kroboth
(Hg.), *Heinrich der
Seefahrer oder die Suche
nach Indien. Eine
Dokumentation mit Alvise
da Cà da Mostos erstem
Bericht über Westafrika
und den Chroniken Zuraras*

*und Barros' über den
Infanten, Stuttgart, Wien
1989.*

Polachek, J., *The Inner Opium
War, Cambridge (MA)
1991.*

Pollack, K., *Persian Puzzle.
The Conflict between Iran
and America, New York
2004.*

Polmar, N., *Spyplane. The U-
2 History Declassified,
Osceola 2001.*

Poneman, D., *Nuclear Power in the Developing World*, London 1982.

Popp, R., «Accommodating to a Working Relationship. Arab Nationalism and US Cold War Policies in the Middle East», in: *Cold War History* 10.3 (2010).

Ders., «An Application of Modernization Theory during the Cold War? The Case of Pahlavi Iran», in:

International History
Review 30.1 (2008).

Poppe, A., «The Building of the Church of St Sophia in Kiev», in: *Journal of Medieval History* 7, Nr. 1 (1981).

Pormann, P. und E. Savage-Smith, *Medieval Islamic Medicine*, Edinburgh 2007.

Postma, J. (Hg.), *Riches from Atlantic Commerce. Dutch Transatlantic Trade and*

Shipping, 1585–1817,
Leiden 2003.

Postnikov, A., «The First
Russian Voyage around the
World and its Influence on
the Exploration and
Development of Russian
America», in: *Terrae
Incognitae* 37 (2005).

Poulter, A., «Cataclysm on the
Lower Danube. The
Destruction of a Complex
Roman Landscape», in:

N. Christie (Hg.),
Landscapes of Change.
Rural Evolutions in Late
Antiquity and the Early
Middle Ages, Aldershot
2004.

Pourshariati, P., *Decline and*
Fall of the Sasanian
Empire. The Sasanian-
Parthian Confederacy and
the Arab Conquest of Iran,
London 2009.

Power, T., *The Red Sea from*

Byzantium to the Caliphate,
AD 500-1000, Kairo 2012.

Pozza, M., und G. Ravegnani,
I Trattati con Bisanzio 992-1198, Venedig 1993.

Prawer, J., «The Italians in
the Latin Kingdom», in:
J. Prawer, *Crusader
Institutions*, Oxford 1980.

Ders., *The Crusaders'
Kingdom. European
Colonialism in the Middle
Ages*, London 2001.

Prazmowska, A., *Britain, Poland and the Eastern Front, 1939*, Cambridge 1987.

Prazniak, R., «Siena on the Silk Roads. Ambrozio Lorenzetti and the Mongol Global Century, 1250–1350», in: *Journal of World History* 21.2 (2010).

Price, R., *The Acts of the Council of Constantinople of 553. Edited with an*

introduction and notes,
2 Bde., Liverpool 2009.

Pryor, J., «The Oath of the
Leaders of the Crusade to
the Emperor Alexius
Comnenus. Fealty,
Homage», in: *Parergon*,
New Series 2 (1984).

Puin, G.-R., *Der Dīwān von*
‘Umar Ibn al-Ḥattab, Bonn
1970.

Pym, A., *Negotiating the*
Frontier. Translators and

Intercultures in Hispanic History, Manchester 2000.

Queller, D., und I. Katele,
«Venice and the Conquest
of the Latin Kingdom of
Jerusalem», in: *Studi
Veneziani* 21 (1986).

Ders. und T. Madden, «Some
Further Arguments in
Defence of the Venetians on
the Fourth Crusade», in:
Byzantion 62 (1992).

Ders. und T. Madden, *The*

*Fourth Crusade. The
Conquest of
Constantinople,*
Philadelphia 1997.

Quintus Curtius Rufus,
*Geschichte Alexanders des
Großen. Lateinisch und
Deutsch*, hg. von K. Müller
und übers. von
H. Schönfeld, München
1954.

Rabe, H., *Deutsche
Geschichte 1500–1600. Das*

*Jahrhundert der
Glaubensspaltung,
München 1991.*

Rabinovich, A., *The Yom
Kippur War. The Epic
Encounter that
Transformed the Middle
East*, New York 2004.

Racagni, M., «The French
Economic Interests in the
Ottoman Empire», in:
*International Journal of
Middle East Studies* 11,

Nr. 3 (1980).

Raccagni, M., «The French Economic Interests in the Ottoman Empire», in:
International Journal of Middle East Studies 11.3
(1980).

Rachewiltz, I. de, «The Title Činggis Qan/Qayan Re-examined», in: W. Hessig und K. Sangster (Hg.),
Gedanke und Wirkung,
Wiesbaden 1989.

Racioppi, L., *Soviet Policy towards South Asia since 1970*, Cambridge 1994.

Rader Marcus, J. (Hg.), *The Jew in the Medieval World*, Cincinnati 1999.

Radzinsky, E., *Stalin*, London 1996.

Rahimi-Laridjani, F., *Die Entwicklung der Bewässerungslandwirtschaft im Iran bis in sasanidisch-frühislamische Zeit*,

Wiesbaden 1988.

Ramazani, R., *Iran's Foreign Policy, 1941-1973. A Study of Foreign Policy in Modernizing Nations*, Charlottesville 1975.

Rand, D., «Battery Systems for Electric Vehicles – a State-of-the-Art Review», in: *Journal of Power Sources* 4 (1979).

Rao Bandela, P., *Coin Splendour. A Journey into*

the Past, Neu-Delhi 2003.

Raphael, K., «Mongol Siege Warfare on the Banks of the Euphrates and the Question of Gunpowder (1260–1312)», in: *Journal of the Royal Asiatic Society*, 19, Nr. 3 (2009).

Rashid, A., *Taliban. The Power of Militant Islam in Afghanistan and Beyond*, London 2008.

Rawlinson, H., «The Persian

Cuneiform Inscription at Behistun, Decyphered and Translated», in: *Journal of the Royal Asiatic Society* 11 (1849).

Ray, H., *Trade and Trade Routes between India and China, c. 140 BC-AD 1500*, Kalkutta 2003.

Records of the Grand Historian by Sima Qian, Han Dynasty, übers. von B. Watson, 2 Bde., überarb.

Aufl., New York 1971.

Reeves, J., *Trajectories in Near Eastern Apocalyptic. A Postrabbinic Jewish Apocalypse Reader*, Leiden 2006.

Renfrew, C., «Inception of Agriculture and Rearing in the Middle East», in: *C.R. Palevol* 5 (2006).

Reynolds, D., *From World War to Cold War. Churchill, Roosevelt, and the*

International History of the 1940s, Oxford 2006.

Reynolds, P., *Trade in the Western Mediterranean, AD 400–700. The Ceramic Evidence*, Oxford 1995.

Rhie, M., *Early Buddhist Art of China and Central Asia*, Bd. 1, Leiden 1999.

Ribeiro da Silva, F., *Dutch and Portuguese in Western Africa. Empires, Merchants and the Atlantic System*,

1580-1674, Leiden 2011.

Riberio, L., «O Primeiro Cerco de Diu», in: *Studia* 1 (1958).

Richard, J., «Une Ambassade mongole à Paris en 1262», in: *Journal des Savants* 4 (1979).

Ders., *La Papauté et les missions d'Orient au moyen âge (XIIIe-XVe siècles)*, Rom 1977.

Richelson, J., «The Wizards of

Langley. The CIA's
Directorate of Science and
Technology», in:
R. Jeffreys-Jones und
C. Andrew (Hg.), *Eternal
Vigilance? 50 Years of the
CIA*, London 1997.

Richthofen, F. von, «Über die
zentralasiatischen
Seidenstraßen bis zum
2. Jahrhundert. n. Chr.»,
in: *Verhandlungen der
Gesellschaft für Erdkunde*

zu Berlin 4 (1877).

Riese, A. (Hg.), *Geographi latini minores*, Hildesheim 1964.

Riley-Smith, J., «The Venetian Crusade of 1122–1124», in: Airaldi und Kedar, *I Comuni italiani*.

Ders., *The Crusades. A History*, London 1987;
deutsch: *Die Kreuzzüge*, Darmstadt 2016.

Ders., *The First Crusaders*,

1095-1131, Cambridge
1997.

Rist, J., «Die Verfolgung der
Christen im spätkirchlichen
Sasanidenreich. Ursachen,
Verlauf und Folgen», in:
Oriens Christianus 80
(1996).

Ders., «Luke 2:2. Making
Sense of the Date of Jesus'
Birth», in: *Journal of
Theological Studies* 56.2
(2005).

Ritner, R., «Egypt under
Roman Rule: The Legacy of
Ancient Egypt», in:
*Cambridge History of
Egypt*, Bd. 1.

Ders., «Poll Tax on the Dead»,
in: *Enchoria* 15 (1988).

Robert, L., «De Delphes à
l'Oxus. Inscriptions
grecques nouvelles de la
Bactriane», in: *Comptes
Rendus de l'Academie des
Inscriptions* (1968).

Roberts, A., *A History of the English-Speaking Peoples since 1900*, London 2006.

Roberts, G., *The Unholy Alliance. Stalin's Pact with Hitler*, London 1989.

Roberts, M., «Analysis of Radio Propaganda in the 1953 Iran Coup», in: *Iranian Studies* 45.6 (2012).

Roberts, M., *Poetry and the Cult of the Martyrs*, Ann

Arbor 1993.

Robertson, J., «The Caribbean Islands. British Trade, Settlement, and Colonization», in: L. Breen (Hg.), *Converging Worlds. Communities and Cultures in Colonial America*, Abingdon 2012.

Robin, C., «Arabia and Ethiopia», in: S. Johnson (Hg.), *Oxford Handbook of Late Antiquity*, Oxford

2012.

Ders., «Joseph, dernier roi de Himyar (de 522 à 525, ou une des années suivantes)», in: *Jerusalem Studies in Arabic and Islam* 34 (2008).

Robinson, C., «The Rise of Islam», in: M. Cook u.a. (Hg.), *The New Cambridge History of Islam*, 6 Bde., Cambridge 2010.

Rogowin, W., *Partija Rasstreljanych*, Moskau

1997.

Röhl, J.C.G., *Kaiser, Hof und Staat. Wilhelm II. und die deutsche Politik*, München 1995.

Ders., *Wilhelm II. Der Weg in den Abgrund. 1900 bis 1941*, München 2008.

Roll, I., und E. Ayalon, «The Market Street at Apollonia – Arsuf», in: *BASOR* 267 (1987).

Romero, A., S. Chilbert und

M. Eisenhart, «Cubagua's Pearl-Oyster Beds. The First Depletion of a Natural Resource Caused by Europeans in the American Continent», in: *Journal of Political Ecology* 6 (1999).

Romero, J., *The Iraqi Revolution of 1958. A Revolutionary Quest for Unity and Security*, Lanham 2011.

Romm, J., *Ghost on the*

Throne. The Death of Alexander the Great and the War for Crown and Empire, New York 2011.

Rose, N., *«A Senseless, Squalid War»*. *Voices from Palestine 1890 s-1948*, London 2010.

Rose, P.-L., «Galileo's Theory of Ballistics», in: *The British Journal for the History of Science* 4.2 (1968).

Rosenstein, N., *Imperatores*

victim. Military Defeat and Aristocratic Competition in the Middle and Late Republic, Berkeley 1990.

Rositzke, H., *The CIA's Secret Operations. Espionage, Counterespionage and Covert Action*, Boulder 1977.

Roslund, M., «Brosamen vom Tisch der Reichen.
Byzantinische Funde aus

Lund und Sigtuna (ca. 980–1250)», in: M. Müller-Wille (Hg.), *Rom und Byzanz im Norden. Mission und Glaubenswechsel im Ostseeraum während des 8.–14. Jahrhunderts*, Stuttgart 1997, Bd. 2.

Ross, S., *Roman Edessa. Politics and Culture on the Eastern Fringes of the Roman Empire, 114–242 CE*, London 2001.

Rostunow, I., *Russkij front
perwoj mirowoj wojny*,
Moskau 1976.

Rothwell, V., «Mesopotamia in
British War Aims, 1914-
1918», in: *The Historical
Journal* 13.2 (1970).

Rouse, I., *The Tainos. Rise
and Decline of the People
who Greeted Columbus*,
New Haven 1992.

Roxburgh, D., «The <Journal>
of Ghiyath al-Din Naqqash,

Timurid Envoy to Khan
Baligh, and Chinese Art and
Architecture», in:

L. Saurma-Jeltsch und
A. Eisenbeiss (Hg.), *The
Power of Things and the
Flow of Cultural
Transformations. Art and
Culture between Europe
and Asia*, Berlin 2010.

Rubenstein, J., *Armies of
Heaven. The First Crusade
and the Quest for*

Apocalypse, New York
2011.

Rubin, B., *The Great Powers
in the Middle East, 1941–
1947. The Road to the Cold
War*, London 1980.

Ders. und W. Schwanitz,
*Nazis, Islamists, and the
Making of the Modern
Middle East*, New Haven
2014.

Rubin, M., «Stumbling
through the ‹Open Door›.

The US in Persia and the
Standard-Sinclair Oil
Dispute, 1920–1925», in:
Iranian Studies 28.3/4
(1995).

Rubin, Z., «The Reforms of
Khusro Anushirwān», in:
Cameron, *Islamic Near
East*, Bd. 3.

Rubinstein, A., «The Soviet
Union and Iran under
Khomeini», in:
International Affairs 57,

Nr. 4 (1981).

Ders., *Soviet Foreign Policy toward Turkey, Iran and Afghanistan. The Dynamics of Influence*, New York 1982.

Ruggles, F., «Humayun's Tomb and Garden.

Typologies and Visual Order», in: A. Petruccioli (Hg.), *Gardens in the Time of the Great Muslim Empires*, Leiden 1997.

Ruhani, H., *Nehzat-e Imam-e Khomeini*, 2 Bde., Teheran 1979.

Rürup, R. (Hg.), *Der Krieg gegen die Sowjetunion 1941–1945. Eine Dokumentation*, Berlin 1991.

Russell, J., «Kartir and Mani. A Shamanistic Model of their Conflict», in: *Iranica Varia. Papers in Honor of Professor Ehsan Yarshater*,

Leiden 1990.

Russell, S., *Prince Henry the Navigator. A Life*, New Haven 2000.

Russo, L., «Il viaggio di Boemundo d'Altavilla in Francia», in: *Archivio storico italiano* 603 (2005).

Ryan, J., «Preaching Christianity along the Silk Route. Missionary Outposts in the Tartar <Middle Kingdom> in the Fourteenth

Century», in: *Journal of Early Modern History* 2.4 (1998).

Ryan, P., *The Iranian Rescue Mission. Why It Failed*, Annapolis 1985.

Sabra, A., *Poverty and Charity in Medieval Islam. Mamluk Egypt 1250-1517*, Cambridge 2000.

Sachoder, B., *Kaspijski swod swedenii o Wostotschnoi Ewrope*, 2 Bde., Moskau

1962, Bd. 1.

Saeki, Y., *The Nestorian Documents and Relics in China*, Tokio 1951.

Safi, O., *Politics of Knowledge in Pre-Modern Islam. Negotiating Ideology and Religious Inquiry*, Chapel Hill (NC) 2006.

Said, E., *Orientalism*, New York 1978; deutsch: *Orientalismus*, Frankfurt a.M., Berlin, Wien 1981.

Saint-Prot, C., *Saddam Hussein: un gaullisme arabe?*, Paris 1987.

Saldanha, A., «The Itineraries of Geography. Jan Huygen van Linschoten's Itinerario and Dutch Expeditions to the Indian Ocean, 1594–1602», in: *Annals of the Association of American Geographers* 101.1 (2011).

Salmon, C., «Les Persans à l'extrémité orientale de la

route maritime (IIe
A.E.-XVIIe siècle)», in:
Archipel 68 (2004).

Salomon, R., *Ancient
Buddhist Scrolls from
Gandhara*, Seattle 1999.

Sanborn, J., *Imperial
Apocalypse. The Great War
and the Destruction of the
Russian Empire*, Oxford
2014.

Sanger, D., *Confront and
Conceal. Obama's Secret*

Wars and Surprising Use of American Power, New York 2012.

Sanghvi, R., Aryamehr. *The Shah of Iran. A Political Biography*, London 1968.

Sargent, T., und F. Velde, *The Big Problem of Small Change*, Princeton 2002.

Sarin, O., und L. Dvoretzky, *The Afghan Syndrome. The Soviet Union's Vietnam*, Novato 1993.

Sarris, P., «Plague in Byzantium. The Evidence of Non-Literary Sources», in: Lester, *Plague and the End of Antiquity*.

Ders., «The Justinianic Plague. Origins and Effects», in: *Continuity and Change* 17.2 (2002).

Ders., *Economy and Society in the Age of Justinian*, Cambridge 2006.

Ders., *Empires of Faith*,

Oxford 2012.

Sauer, C., *The Early Spanish Main*, Berkeley 1966.

Saunders, A., *A Social History of Black Slaves and Freemen in Portugal, 1441-1555*, Cambridge 1982.

Savoskul, O., und
O. Solomina, «Late-Holocene Glacier Variations in the Frontal and Inner Ranges of the Tian Shan,

Central Asia», in: *Holocene* 6.1 (1996).

Scammell, G., «After da Gama. Europe and Asia since 1498», in: *Modern Asian Studies* 34.3 (2000).

Ders., «England, Portugal and the Estado da India, c. 1500–1635», in: *Modern Asian Studies* 16.2 (1982).

Ders., «European Exiles, Renegades and Outlaws and the Maritime Economy of

Asia, c. 1500–1750», in:
Modern Asian Studies 26.4
(1992).

Ders., *The First Imperial Age.
European Overseas
Expansion, c. 1400–1715*,
London 1989.

Schafer, E., «Tang», in:
K. Chang (Hg.), *Food in
Chinese Culture.
Anthropological and
Historical Perspective*, New
Haven 1977.

Ders., *The Golden Peaches of Samarkand. A Study of Tang Exotics*, Berkeley 1963.

Schäfer, P., *Jesus im Talmud*, Tübingen 2007.

Ders., M. Meerson und Y. Deutsch (Hg.), *Toledot Yeshu (<The Life Story of Jesus>) Revisited*, Tübingen 2011.

Schama, S., *The Embarrassment of Riches*,

New York 1985.

Schayegh, C., «Iran's Karaj Dam Affair. Emerging Mass Consumerism, the Politics of Promise, and the Cold War in the Third World», in: *Comparative Studies in Society and History* 54.3 (2012).

Scheidel, W., «The Roman Slave Supply», in: K. Bradley u.a. (Hg.), *The Cambridge World History*

of Slavery, 3 Bde.,

Cambridge 2011–, Bd. 1.

Schein, S., «Gesta Dei per

Mongolos 1300. The

Genesis of a Non-Event»,

in: *English Historical*

Review 94, Nr. 272 (1979).

Schenk, H., «Parthian Glazed

Pottery from Sri Lanka and

the Indian Ocean Trade»,

in: *Zeitschrift für*

Archäologie

Außereuropäischer

Kulturen 2 (2007).

Schick, R., *The Christian Communities of Palestine from Byzantine to Islamic Rule*, Princeton 1995.

Schiettecatte, J., und
C. Robin, *L'Arabie à la veille de l'Islam. Un bilan Clinique*, Paris 2009.

Schlumberger, D., M. Le Berre und G. Fussman (Hg.), *Surkh Kotal en Bactriane*, Bd. 1: *Les*

*Temples. Architecture,
sculpture, inscriptions,*
Paris 1983.

Schmidt, G., «Contradictory
Postures and Conflicting
Objectives. The July Crisis»,
in: G. Schöllgen, *Escape
into War? The Foreign
Policy of Imperial Germany*,
Oxford 1990.

Schmidt, H., *Menschen und
Mächte*, 2 Bde., Berlin
1987.

Schmieder, F., *Europa und die Fremden. Die Mongolen im Urteil des Abendlandes vom 13. bis in das 15. Jahrhundert*, Sigmaringen 1994.

Schmitt, E. (Hg.), *Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion*. München 1984ff.

Schneider, H., «Kosmas Indikopleustes, Christliche Topographie. Probleme der

Überlieferung und
Editionsgeschichte», in:
Byzantinische Zeitschrift
99.2 (2006).

Schoff, W., *Parthian Stations
of Isidore of Charax. An
Account of the Overland
Trade between the Levant
and India in the First
Century BC*, Philadelphia
1914.

Schostakowitsch, S.,
Diplomatischeskaja

dejatelnost, Moskau 1960.

Schott-Hamburg, G., «Der persische Golf und die Verkehrspolitik der Mittelmächte», in:

Europäische Staats und Wirtschaftszeitung,
18. August 1916.

Schukow, G., *Wospominanija i rasmyschlenija*, 3 Bde.,
Moskau 1995.

Schultz, W., «Mansa Musa's Gold in Mamluk Cairo. A

Reappraisal of a World
Civilizations Anecdote», in:
J. Pfeiffer und S. Quinn
(Hg.), *History and
Historiography of Post-
Mongol Central Asia and
the Middle East. Studies in
Honor of John E. Woods*,
Wiesbaden 2006.

Schulze, I. und W., «The
Standing Caliph Coins of al-
Jazīra. Some Problems and
Suggestions», in:

Numismatic Chronicle 170
(2010).

Schulze-Holthus, B., *Frührot
in Iran*, Esslingen 1952.

Schurz, W., *The Manila
Galleon*, New York 1959.

Schwaab, E., *Hitler's Mind. A
Plunge into Madness*, New
York 1992.

Scott, D., «Christian
Responses to Buddhism in
Pre-Medieval Times», in:
Numen 32.1 (1985).

Seabra, M.-T., *Perspectives da colonizacao portuguesa na costa occidental Africana. Analise organizacional de S. Jorge da Mina*, Lissabon 2000.

Sebag Montefiore, S., *Stalin. The Court of the Red Tsar*, London 2004; deutsch: *Stalin. Am Hof des Roten Zaren*, Frankfurt a.M. 2006.

Segal, R., *Islam's Black*

*Slaves. The Other Black
Diaspora*, New York 2001.

Segni, L. di, «Greek
Inscriptions in Transition
from the Byzantine to the
Early Islamic Period», in:
Hoyland, *Hellenism to
Islam*.

Seldeslachts, E., «Greece, the
Final Frontier? – The
Westward Spread of
Buddhism», in: A. Heirman
und S. Bumbacher (Hg.),

The Spread of Buddhism,
Leiden 2007.

Ders., «Greece, the Final
Frontier? The Westward
Spread of Buddhism», in:
A. Heirman und
S. Bumbacher (Hg.), *The
Spread of Buddhism,*
Leiden 2007.

Sen, S., *Indian Travels of
Thevenot and Careri,* Neu-
Delhi 1949.

Sen, T., «The Formation of

Chinese Maritime Networks to Southern Asia, 1200–1450», in: *Journal of the Economic and Social History of the Orient*, 49.4 (2006).

Serjeant, R., «Meccan Trade and the Rise of Islam.

Misconceptions and Flawed Polemics», in: *Journal of the American Oriental Society* 110.3 (1990).

Setton, K., *The Papacy and*

the Levant, 1204-1571,
4 Bde., Philadelphia 1976-
1984.

Seydi, S., «Intelligence and
Counter-Intelligence
Activities in Iran during the
Second World War», in:
Middle Eastern Studies
46.5 (2010).

Sezgin, F.,
Anthropogeographie,
Frankfurt a.M. 2010.

Shahbazi, A., «Iranians and

Alexander», in: *American Journal of Ancient History* 2.1 (2003).

Shahid, I., «The Martyrdom of Early Arab Christians. Sixth Century Najran», in: G. Corey u.a. (Hg.), *The First One Hundred Years. A Centennial Anthology Celebrating Antiochian Orthodoxy in North America*, Englewood 1996.

Ders., *Byzantium and the*

Arabs in the Sixth Century,
2 Bde., Washington, DC
1995–2009.

Shaked, S., «Administrative
Functions of Priests in the
Sasanian Period», in:
G. Gnoli und A. Panaino
(Hg.), *Proceedings of the
First European Conference
of Iranian Studies*, 2 Bde.,
Rom 1991, Bd. 1.

Shaksan Bumash, E., «The
Cannibal Butcher Shop.

Protestant Uses of Las Casas's ‹Brevísima Relación› in Europe and the American Colonies», in: *Early American Literature* 35.2 (2000).

Shalem, A., *Islam Christianised. Islamic Portable Objects in the Medieval Church Treasuries of the Latin West*, Frankfurt a.M. 1998.

Shapur Shahbāzī, A.,

Ferdowsī. A Critical Biography, Costa Mesa (CL) 1991.

Sharma, R., *Breakout Nations. In Pursuit of the Next Economic Miracles*, London 2012.

Shawcross, T., «The Lost Generation (c. 1204–c. 1222). Political Allegiance and Local Interests under the Impact of the Fourth Crusade», in: J. Herrin und

G. Saint-Guillain (Hg.),
*Identities and Allegiances
in the Eastern
Mediterranean after 1204*,
Farnham 2011.

Shawcross, W., *The Shah's
Last Ride*, London 1989.

Shayegan, M.R., *Arsacids and
Sasanians. Political
Ideology in Post-Hellenistic
and Late Antique Persia*,
Cambridge 2011.

Sheedy, K., «Magically Back

to Life. Some Thoughts on Ancient Coins and the Study of Hellenistic Royal Portraits», in: K. Sheedy (Hg.), *Alexander and the Hellenistic Kingdoms. Coins, Image and the Creation of Identity*, Sydney 2007.

Shelton, C., «The Roots of Analytic Failure in the US Intelligence Community», in: *International Journal of*

*Intelligence and
CounterIntelligence* 24,
Nr. 4 (2011).

Shepard, J., «The Uses of the
Franks in 11th-Century
Byzantium», in: *Anglo-
Norman Studies* 15 (1992).

Ders., «The Viking Rus' and
Byzantium», in: S. Brink
und N. Price (Hg.), *The
Viking World*, Abingdon
2008.

Shepard, W., *Sayyid Qutb*

and Islamic Activism. A Translation and Critical Analysis of Social Justice in Islam, Leiden 2010.

Shepherd, D., «Sasanian Art», in: *Cambridge History of Iran*, Bd. 3.2.

Shoemaker, S., *The Death of a Prophet. The End of Muhammad's Life and the Beginnings of Islam*, Philadelphia 2012.

Shukla, R., *Britain, India and*

the Turkish Empire, 1853-1882, Neu-Delhi 1973.

Shultz, G., *Turmoil and Triumph. Diplomacy, Power and the Victory of the American Deal*, New York 1993.

Sick, D., «When Socrates Met the Buddha. Greek and Indian Dialectic in Hellenistic Bactria and India», in: *Journal of the Royal Asiatic Society* 17.3

(2007).

Sick, G., *All Fall Down.*

America's Tragic

Encounter with Iran, New
York 1987.

Siddiqi, A., *Challenge to*

Apollo. The Soviet Union

*and the Space Race, 1945-
1974*, Washington, DC
2000.

Ders., *Sputnik and the Soviet
Space Challenge,*

Gainesville 2003.

Silva, C., *O Fundador do
«Estado Portugues da
India», D. Francisco de
Almeida, 1457(?)–1510,*
Lissabon 1996.

Simonian, A., «An Episode
from the History of the
Armenian-Azerbaijani
Confrontation (January–
February 1919)», in: *Iran &
the Caucasus* 9.1 (2005).

Simonsohn, S. (Hg.), *The
Apostolic See and the Jews.*

Documents, 492-1404,
Toronto 1988, Bd. 1.

Ders., *The Jews of Sicily 383-1300*, Leiden 1997.

Simpson, M. (Hg.), *Anglo-American Naval Relations, 1917-19*, Aldershot 1991.

Sims-Williams, N., «Indian Elements in Parthian and Sogdian», in: R. Röhrborn und W. Veenker (Hg.), *Sprachen des Buddhismus in Zentralasien*, Wiesbaden

1983.

Ders., «Sogdian Ancient Letter II», in: A. Juliano und J. Lerner (Hg.), *Monks and Merchants. Silk Road Treasures from Northern China. Gansu and Ningxia 4th-7th Century*, New York 2001.

Ders., «Towards a New Edition of the Sogdian Letters», in: E. Trembert und E. de la Vaissière (Hg.),

Les Sogdiens en Chine,
Paris 2005.

Singh, C., *Region and
Empire. Punjab in the
Seventeenth Century*, Neu-
Delhi 1991.

Sinor, D., «The Mongols in
the West», in: *Journal of
Asian History* 33, Nr. 1
(1999).

Sizgorich, T., *Violence and
Belief in Late Antiquity.
Militant Devotion in*

Christianity and Islam,
Philadelphia 2009.

Skilliter, S., «Three Letters
from the Ottoman <Sultana>
Safiye to Queen
Elizabeth I», in: S. Stern
(Hg.), *Documents from
Islamic Chanceries,*
Cambridge (MA) 1965.

Dies., *William Harborne and
the Trade with Turkey
1578-1582. A Documentary
Study of the First Anglo-*

Ottoman Relations, Oxford
1977.

Sladkovskii, M., *History of
Economic Relations
between Russia and China.
From Modernization to
Maoism*, New Brunswick
2008.

Slive, S., *Dutch Painting,
1600–1800*, New Haven
1995.

Sluitter, E., «Dutch-Spanish
Rivalry in the Caribbean

Area», in: *Hispanic American Historical Review* 28.2 (1948).

Smith, J., «Demographic Considerations in Mongol Siege Warfare», in: *Archivum Ottomanicum* 13 (1994).

Ders., «Mongol Manpower and Persian Population», in: *Journal of Economic and Social History of the Orient* 18, Nr. 3 (1975).

Smolansky, O., und

B. Smolansky, *The USSR and Iraq. The Soviet Quest for Influence*, Durham 1991.

Smylitopoulos, C., «Rewritten and Reused. Imagining the Nabob through <Upstart Iconography>», in: *Eighteenth-Century Life* 32, Nr. 2 (2008).

Snyder, J., «The Road to Osirak. Baghdad's Quest for

the Bomb», in: *Middle East Journal* 37 (1983).

Snyder, T., *Bloodlands*.

Europe between Hitler and Stalin, London 2010;

deutsch: *Bloodlands*.

Europa zwischen Hitler und Stalin, München 2014.

Sollbach, G. (Hg. und Übers.), *Chroniken des Vierten Kreuzzugs*, Pfaffenweiler 1998.

Soroka, M., *Britain, Russia*

*and the Road to the First
World War. The Fateful
Embassy of Count
Aleksandr Benckendorff
(1903-16), Farnham 2011.*

Sorrel, P., u.a., «Climate
Variability in the Aral Sea
Basin (Central Asia) during
the Late Holocene Based on
Vegetation Changes», in:
Quaternary Research 67.3
(2007).

Souresrafil, B., *Khomeini and*

Israel, London 1988.

Spain, J., *The Pathan
Borderland, Den Haag
1963.*

Spufford, S., *Money and its
Use in Medieval Europe,
Cambridge 1988.*

Spuler, B., *Geschichte der
Mongolen, Zürich,
Stuttgart 1968.*

Ders., *Iran in früh-
islamischer Zeit,
Wiesbaden 1952.*

- Sreedhar und J. Cavanagh,
«US Interests in Iran.
Myths and Realities», in:
ISDA Journal 11.4 (1979).
- Stahel, D., *Kiev 1941. Hitler's
Battle for Supremacy in the
East*, Cambridge 2012.
- Stargardt, J., «Indian Ocean
Trade in the Ninth and
Tenth Centuries. Demand,
Distance, and Profit», in:
South Asian Studies 30.1
(2014).

Stark, R., *Cities of God. The Real Story of How Christianity Became an Urban Movement and Conquered Rome*, San Francisco 2006.

Ders., *The Rise of Christianity. A Sociologist Reconsiders History*, Princeton 1996.

Starr, F., *Lost Enlightenment. Central Asia's Golden Age from the*

*Arab Conquest to
Tamerlane*, Princeton
2014.

Stathakopoulos, D., *Famine
and Pestilence in the Late
Roman and Early Byzantine
Empire. A Systematic
Survey of Subsistence
Crises and Epidemics*,
Birmingham 2004.

Steadman, P., *Energy,
Environment and Building*,
Cambridge 1975.

Stearns, P., *Consumerism in World History. The Global Transformation of Desire*, London 2001.

Steinhart, E., «Policing the Boundaries of
‹Germandom› in the East. SS Ethnic German Policy and Odessa's
‹Volksdeutsche›, 1941–1944», in: *Central European History* 43, Nr. 1 (2010).

Stenseth, N., u.a., «Plague Dynamics are Driven by Climate Variation», in: *Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America* 103 (2006).

Stensgaard, N., *The Asian Trade Revolution of the Seventeenth Century. The East India Companies and the Decline of Caravan Trade*, Chicago 1974.

Sterk, A., «Mission from Below. Captive Women and Conversion on the East Roman Frontiers», in: *Church History* 79.1 (2010).

Stern, P., «Rethinking Institutional Transformation in the Making of Empire. The East India Company in Madras», in: *Journal of Colonialism and Colonial History* 9, Nr. 2 (2008).

Stern, S., «Ramisht of Siraf. A Merchant Millionaire of the Twelfth Century», in:
Journal of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland 1, Nr. 2 (1967).

Stewart, R., *Sunrise at Abadan. The British and Soviet Invasions of Iran, 1941*, New York 1988.

Stillman, N., *The Jews of Arab Lands. A History and Source Book*, Philadelphia

1979.

Stocking, G., *Middle East Oil. A Study in Political and Economic Controversy*, Nashville 1970.

Stone, L., «Social Mobility in England, 1500–1700», in: *Past & Present* 33 (1966).

Stone, T., «The Consumption of Field Crops in Late Medieval England», in: C. Woolgar, D. Serjeantson und T. Waldron (Hg.), *Food*

in Medieval England. Diet and Nutrition, Oxford 2006.

Stoumsa, G., *Barbarian Philosophy. The Religious Revolution of Early Christianity*, Tübingen 1999.

Strachan, H., *Financing the First World War*, Oxford 2004.

Ders., *The Outbreak of the First World War*, Oxford

2004.

Streit, C., «The German Army and the Politics of Genocide», in:
G. Hirschfeld (Hg.), *The Policies of Genocide. Jews and Soviet Prisoners of War in Nazi Germany*, London 1986.

Ders., *Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941-*

1945, Stuttgart 1978.

Strémooukhoff, D., «Moscow the Third Rome. Sources of the Doctrine», in:
Speculum (1953).

Strien, C. van, *British Travellers in Holland during the Stuart Period. Edward Browne and John Locke as Tourists in the United Provinces*, Leiden 1993.

Stroganowa, M. (Hg.),

*Sapowedniki ewropejskoi
tschasti RSFSR, Moskau
1989.*

Strohmaier, G., *Avicenna*,
München 1999.

Stroumsa, G., *Barbarian
Philosophy. The Religious
Revolution of Early
Christianity*, Tübingen
1999.

Styan, D., *France and Iraq.
Oil, Arms and French
Policy-Making in the Middle*

East, London 2006.

Subrahmanyam, S.,

«Commerce and Conflict.

Two Views of Portuguese

Melaka in the 1620 s», in:

Journal of Southeast Asian Studies 19.1 (1988).

Ders., «Letters from a

Sinking Sultan», in:

L. Thomasz (Hg.), *Aquém e Além da Taprobana*.

Estudos Luso-Orientais à Memória de Jean Aubin e

Denys Lombard, Lissabon
2002.

Ders., «The Birth-Pangs of
Portuguese Asia. Revisiting
the Fateful ‹Long Decade›
1498–1509», in: *Journal of
Global History* 2 (2007).

Ders., «The Trading World of
the Western Indian Ocean,
1546–1565. A Political
Interpretation», in: A. de
Matos und L. Thomasz
(Hg.), *A Carreira da India e*

as Rotas dos Estreitos,
Braga 1998.

Ders., *The Career and
Legend of Vasco da Gama,*
Cambridge 1997.

Subtelny, M., «A Medieval
Persian Agricultural Manual
in Context. The Irshad al-
Zira'a in Late Timurid and
Early Safavid Khorasan», in:
Studia Iranica 22.2 (1993).

Dies., «Mirak-i Sayyid Ghiyas
and the Timurid Tradition

of Landscape

Architecture», in: *Studia Iranica* 24.1 (1995).

Sullivan, W., *Mission to Iran. The Last Ambassador*, New York 1981.

Sundermann, W., «Die Bedeutung des Parthischen für die Verbreitung buddhistischer Wörter indischer Herkunft», in: *Altorientalische Forschungen* 9 (1982).

Sussman, N., «Debasements, Royal Revenues and Inflation in France during the Hundred Years War, 1415-1422», in: *Journal of Economic History* 53.1 (1993).

Ders., «The Late Medieval Bullion Famine Reconsidered», in: *Journal of Economic History* 58.1 (1998).

Tabbaa, Y., «The Functional

Aspects of Medieval Islamic Hospitals», in: M. Boner, M. Ener und A. Singer (Hg.), *Poverty and Charity in Middle Eastern Contexts*, Albany (NY) 2003.

Taffazoli, A., «List of Trades and Crafts in the Sassanian Period», in: *Archaeologische Mitteilungen aus Iran* 7 (1974).

Takeyh, R., «The Iran-Iraq

War. A Reassessment», in:
Middle East Journal 64
(2010).

Talbot, I., «Safety First. The
Security of Britons in India,
1946–1947», in:
Transactions of the RHS 23
(2013).

Tanner, N., *The Decrees of
the Ecumenical Councils*,
2 Bde., Washington, DC
1990.

Tavares, M.-J., *Estudos de*

*Historia Monetaria
Portuguesa (1383-1438),
Lissabon 1974.*

Taylor, A., *Book Arts of
Isfahan. Diversity and
Identity in Seventeenth-
Century Persia*, Malibu
1995.

Teicher, H., und G. Teicher,
*Twin Pillars to Desert
Storm. America's Flawed
Vision in the Middle East
from Nixon to Bush*, New

York 1993.

Teixeira da Mota, A. (Hg.), *A viagem de Fernão de Magalhães e a questão das Molucas*, Lissabon 1975.

Teixidor, J., *Un Port roman du desert. Palmyre et son commerce d'Auguste a Caracalla*, Paris 1984.

TePaske, J., «New World Silver, Castile, and the Philippines, 1590-1800», in: Richards, *Precious*

Metals.

Teyssier, S., und S. Valentin,
Voyages de Vasco da Gama.
Relations des expéditions
de 1497-1499 et 1502-3,
Paris 1995.

Thackston, W. (Hg. und
Übers.), *The Reign of the*
Mongol and the Turk,
2 Bde., Cambridge (MA)
1994.

Ders., «Treatise on
Calligraphic Arts. A

Disquisition on Paper,
Colors, Inks and Pens by
Simi of Nishapur», in:
M. Mazzaoui und
V. Moreen (Hg.),
*Intellectual Studies on
Islam. Essays written in
Honor of Martin B.
Dickinson*, Salt Lake City
1990.

*The Book of the Laws of the
Countries. Dialogue on the
Fate of Bardaisan of*

Edessa, übers. von
H. Drijvers, Assen 1965;
aktuelle deutsche
Übersetzung: T. Krannich
und P. Steiner, «Das ‹Buch
der Gesetze der Länder›
des Bardesanes von
Edessa», in: *Zeitschrift für
antikes Christentum* 8
(2004).

Thompson, D., «Nile Grain
Transport under the
Ptolemies», in: P. Garnsey,

K. Hopkins und
C. Whittaker (Hg.), *Trade
in the Ancient Economy*,
Berkeley 1983.

Thompson, D., *Stucco from
Chal-Tarkhan-Eshqabad
near Rayy*, Warminster
1976.

Thomson, R. (Hg. und
Übers.), *The Lives of St
Gregory. The Armenian,
Greek, Arabic and Syriac
Versions of the History*

Attributed to Agathaneglos,
Ann Arbor 2010.

Ders., *The Armenian History*
Attributed to Sebeos.

Part I: Translation and
Notes, Liverpool 1999.

Thorley, J., «The
Development of Trade
between the Roman Empire
and the East under
Augustus», in: *Greece and*
Rome 16.2 (1969).

Tihansky, D., «Impact of the

Energy Crisis on Traffic Accidents», in: *Transport Research* 8 (1974).

Tilly, C. (Hg.), *The Formation of National States in Western Europe*, Princeton 1975.

Tolan, J., *Saint Francis and the Sultan. The Curious History of a Christian-Muslim Encounter*, Oxford 2009.

Tomalin, V., u.a., «The

Thaikkal-Kadakkarapally
Boat. An Archaeological
Example of Medieval Ship
Building in the Western
Indian Ocean», in:
*International Journal of
Nautical Archaeology* 33.2
(2004).

Tomaszewski, F., *A Great
Russia. Russia and the
Triple Entente, 1905-1914*,
Westport (CT) 2002.

Tomes, J., *Balfour and*

Foreign Policy. The International Thought of a Conservative Statesman, Cambridge 1997.

Tomsen, S., *The Wars of Afghanistan. Messianic Terrorism, Tribal Conflicts and the Failures of the Great Powers*, New York 2011.

Tooze, A., *The Wages of Destruction. The Making and Breaking of the Nazi*

Economy, New York 2006;
deutsch: *Ökonomie der
Zerstörung. Die Geschichte
der Wirtschaft im
Nationalsozialismus*,
München 2007.

Topsfield, A., «Ketelaar's
Embassy and the Farengi
Theme in the Art of
Udaipur», in: *Oriental Art*
30, Nr. 4 (1985).

Townsend, C., «Burying the
White Gods. New

Perspectives on the
Conquest of Mexico», in:
American Historical Review
108.3 (2003).

Tracy, J., *A Financial
Revolution in the Habsburg
Netherlands. Renten and
Renteniers in the County of
Holland, 1515-1565*,
Berkeley 1985.

Ders., *Emperor Charles V,
Impresario of War*,
Cambridge 2002.

Trěštík, D., «‹Eine große Stadt der Slawen namens Prag›. Staaten und Sklaven in Mitteleuropa im 10. Jahrhundert», in: P. Sommer (Hg.), *Boleslav II. Der tschechische Staat um das Jahr 1000*, Prag 2001.

Trevelyan, G., *Grey of Fallodon*, London 1937; deutsch: *Sir Edward Grey. Sein Leben und Werk*,

Essen 1938.

Tricht, F. van, *The Latin Renovatio of Byzantium. The Empire of Constantinople (1204-1228)*, Leiden 2011.

Tripp, C., *A History of Iraq*, Cambridge 2000.

Tritton, A., *The Caliphs and their Non-Muslim Subjects. A Critical Study of the Covenant of Umar*, London 1970.

Tsai, H., *The Eunuchs in the Ming Dynasty*, New York 1996.

Tschertok, B., *Rakety i ljudi. Fili Podlipki Tjuratam*, Moskau 1996.

Tumarkin, N., «The Great Patriotic War as Myth and Memory», in: *European Review* 11.4 (2003).

Tunzelmann, A. von, *Indian Summer. The Secret History of the End of an*

Empire, London 2007.

Twitchett, D., «Population and Pestilence in T'ang China», in: W. Bauer (Hg.), *Studia Sino-Mongolica*, Wiesbaden 1979.

Tyerman, C., *England and the Crusades, 1095-1588*, London 1988.

Ders., *God's War. A New History of the Crusades*, London 2006.

Unger, R., «Dutch Ship

Design in the Fifteenth and Sixteenth Centuries», in: *Viator* 4 (1973).

Ursano, R., u.a.,

«Posttraumatic Stress Disorder and Traumatic Stress. From Bench to Bedside, from War to Disaster», in: *Annals of the New York Academy of Sciences* 1208 (2010).

Vaissière, E. de la, «Huns et Xiongnu», in: *Central*

Asiatic Journal 49.1 (2005).

Ders., *Islamisation de l'Asie Centrale: processus locaux d'acculturation du VIIe au XIe siècle*, Paris 2008.

Ders., *Sogdian Traders. A History*, Leiden 2005.

Vaksberg, A., *Stalin's Prosecutor. The Life of Andrei Vyshinsky*, New York 1990; deutsch: *Gnadenlos. Andrei Wyschinski – Mörder im*

Dienste Stalins, Bergisch
Gladbach 1991.

Valérian, D., «Ifriqiyan
Muslim Merchants in the
Mediterranean at the End
of the Middle Ages», in:
*Mediterranean Historical
Review* 14, Nr. 2 (2008).

Valtrovà, J., «Beyond the
Horizons of Legends.
Traditional Imagery and
Direct Experience in
Medieval Accounts of Asia»,

in: *Numen* 57 (2010).

Vance, C., *Hard Choices.*

*Critical Years in America's
Foreign Policy*, New York
1983.

Vandiver, E., *Stand in the
Trench, Achilles. Classical
Receptions in British Poetry
of the Great War*, Oxford
2010.

Vantini, G., *Oriental Sources
concerning Nubia*,
Heidelberg 1975.

Vasil'ev, A., «Medieval Ideas
of the End of the World.
West and East», in:
Byzantion 16 (1942/43).

Vedeler, M., *Silk for the
Vikings*, Oxford 2014.

Velho, A., *Roteiro da Primeira
Viagem de Vasco da Gama*,
hg. von N. Águas, Lissabon
1987.

Veluwenkamp, J.-W.,
«Merchant Colonies in the
Dutch Trade System (1550–

1750)», in: K. Davids,
J. Fritschy und P. Klein
(Hg.), *Kapitaal,
ondernemerschap en
beleid. Studies over
economie en politiek in
Nederland, Europe en Azie
van 1500 tot heden*,
Amsterdam 1996.

*Verbrechen der Wehrmacht.
Dimensionen des
Vernichtungskrieges 1941–
1945. Ausstellungskatalog,*

Hamburg 2002.

Verlinden, C., *L'Esclavage dans l'Europe médiévale*,
2 Bde., Brügge 1955-1977.

Vickers, M., «Nabataea, India, Gaul, and Carthage.

Reflections on Hellenistic and Roman Gold Vessels and Red-Gloss Pottery», in:
American Journal of Archaeology 98 (1994).

Vilches, E., «Columbus' Gift. Representations of Grace

and Wealth and the
Enterprise of the Indies»,
in: *Modern Language
Notes* 119.2 (2004).

Dies., *New World Gold.
Cultural Anxiety and
Monetary Disorder in Early
Modern Spain*, Chicago
2010.

Vogel, H.U., *Marco Polo was
in China. New Evidence
from Currencies, Salts and
Revenues*, Leiden 2013.

Voigtländer, N., und H.-
J. Voth, «Why England?
Demographic Factors,
Structural Change and
Physical Capital
Accumulation during the
Industrial Revolution», in:
*Journal of Economic
Growth* 11 (2006).

Volkogonov, D., *Stalin.
Triumph and Tragedy*, New
York 1991.

Vorderstrasse, T., «Trade and

Textiles from Medieval Antioch», in: *Al-Masāq* 22, Nr. 2 (2010).

Vos, S. de, «The Science of Spices. Empiricism and Economic Botany in the Early Spanish Empire», in: *Journal of World History* 17.4 (2006).

Voth, H.-J., «Time and Work in Eighteenth-Century London», in: *Journal of Economic History* 58

(1998).

Vries, J. de, «Between Purchasing Power and the World of Goods. Understanding the Household Economy in Early Modern Europe», in: J. Brewer und R. Porter (Hg.), *Consumption and the World of Goods*, London 1993.

Ders., «The Industrial Revolution and the

Industrious Revolution», in:
*Journal of Economic
History* 54.2 (1994).

Ders., *The Industrious
Revolution. Consumer
Behavior and the
Household Economy, 1650
to the Present*, Cambridge
2008.

Wade, G., «An Early Age of
Commerce in Southeast
Asia, 900–1300 CE», in:
Journal of Southeast Asia

Studies 40.2 (2009).

Wadud, A., *Qur'ān and Woman. Rereading the Sacred Text from a Woman's Perspective*, Oxford 1999.

Wake, C., «The Great Ocean-Going Ships of Southern China in the Age of Chinese Maritime Voyaging to India, Twelfth to Fifteenth Centuries», in:
International Journal of

Maritime History 9.2
(1997).

Waldron, A., «The Problem of
the Great Wall of China»,
in: *Harvard Journal of
Asiatic Studies* 43.2 (1983).

Walker, J., *The Legend of
Mar Qardagh. Narrative
and Christian Heroism in
Late Antique Iraq*, Berkeley
2006.

Wallach, J., *Königin der
Wüste. Das*

*außergewöhnliche Leben
der Gertrude Bell,
München 1999.*

Walmsley, A., und
K. Damgaard, «The
Umayyad Congregational
Mosque of Jerash in Jordan
and its Relationship to Early
Mosques», in: *Antiquity* 79
(2005).

Walsh, L., *Final Report of the
Independent Counsel for
Iran/Contra Matters,*

4 Bde., Washington, DC
1993.

Ward-Perkins, B., *The Fall of Rome and the End of Civilization*, Oxford 2005;
deutsch: *Der Untergang des Römischen Reiches und der Untergang der Zivilisation*, Darmstadt 2007.

Washbrook, D., «India in the Early Modern World Economy. Modes of

Production, Reproduction and Exchange», in: *Journal of Global History* 2 (2007).

Waterfield, R., *Dividing the Spoils. The War for Alexander the Great's Empire*, Oxford 2011.

Watson, A., «Back to Gold – and Silver», in: *Economic History Review* 20.1 (1967).

Ders., *Agricultural Innovation in the Early Islamic World*,

Cambridge 1983.

Watson, O., *Ceramics from Islamic Lands*, London 2004.

Weber, U., «Wahram II: König der Könige von Eran und Aneran», in: *Iranica Antiqua* 44 (2009).

Wehler, H.-U., *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, 5 Bde., Bd. 3: *Von der «Deutschen Doppelrevolution» bis zum*

*Beginn des Ersten
Weltkrieges 1849-1914,*
München 2008.

Wei, R., *Ancient Chinese
Architecture. Buddhist
Buildings*, Wien 2000.

Weitz, J., *Hitler's Diplomat.
The Life and Times of
Joachim von Ribbentrop*,
New York 1992.

Westcoat, J., «Gardens of
Conquest and
Transformation. Lessons

from the Earliest Mughal
Gardens in India», in:
Landscape Journal 10.2
(1991).

Ders., M. Brand und N. Mir,
«The Shedara Gardens of
Lahore. Site Documentation
and Spatial Analysis», in:
Pakistan Archaeology 25
(1993).

Wheelis, M., «Biological
Warfare at the 1346 Siege
of Caffa», in: *Emerging*

Infectious Diseases 8.9
(2002).

Whelan, E., «Forgotten
Witnesses. Evidence for the
Early Codification of the
Qur'an», in: *Journal of the
American Oriental Society*
118.1 (1998).

Whitcomb, D., «The Mistr of
Ayla. New Evidence for the
Early Islamic City», in:
G. Bisheh (Hg.), *Studies in
the History and*

Archaeology of Jordan,
Amman 1995.

White, S., *The Climate of
Rebellion in the Early
Modern Ottoman Empire*,
Cambridge 2011.

Whitmore, J., «Vietnam and
the Monetary Flow of
Eastern Asia, Thirteenth to
Eighteenth Centuries», in:
Richards, *Precious Metal*.

Whittow, M., «Rome and the
Jafnids. Writing the History

of a Sixth-Century Tribal
Dynasty», in: J. Humphrey
(Hg.), *The Roman and
Byzantine Near East. Some
Recent Archaeological
Research*, Ann Arbor 1999.

Whittow, M., *The Making of
Orthodox Byzantium, 600–
1025*, London 1996.

Wickham, C., *The Inheritance
of Rome. A History of
Europe from 400 to 1000*,
London 2009.

Wicks, R., «Monetary
Developments in Java
between the Ninth and
Sixteenth Centuries. A
Numismatic Perspective»,
in: *Indonesia* 42 (1986).

Wiegrefe, K., *Das Zerwürfnis.
Helmut Schmidt, Jimmy
Carter und die Krise der
deutsch-amerikanischen
Beziehungen*, Berlin 2005.

Wiesehöfer, J., *Das antike
Persien. Von 550 v. Chr. bis*

650 n. Chr., München,
Zürich 1994.

Wilford, H., *America's Great Game. The CIA's Secret Arabists and the Shaping of the Modern Middle East*, New York 2013.

Wilks, I., «Wangara, Akan and Portuguese in the Fifteenth and Sixteenth Centuries. 1. The Matter of Bitu», in: *Journal of African History* 23.3 (1982).

Will, E., *Les Palmyréniens, la Venise des sables (Ier siècle avant-IIIème siècle après J.-C.)*, Paris 1992.

Williams, N., *The Maritime Trade of the East Anglian Ports, 1550-1590*, Oxford 1988.

Willmott, H., *The Second World War in the Far East*, London 1999; deutsch: *Der Zweite Weltkrieg im Pazifik*, Berlin 2001.

Wilson, A., *South West Persia. Letters and Diary of a Young Political Officer, 1907-1914*, London 1941.

Wilson, C., *Profit and Power. A Study of England and the Dutch Wars*, London 1957.

Wilson, K., «Imperial Interests in the British Decision for War, 1914. The Defence of India in Central Asia», in: *Review of International Studies* 10

(1984).

Ders., *Empire and Continent. Studies in British Foreign Policy from the 1880s to the First World War*, London 1987.

Ders., *The Policy of the Entente. Essays on the Determinants of British Foreign Policy*, Cambridge 1985.

Winroth, A., *The Conversion of Scandinavia*, New Haven

2012.

Wolf, E., *Europe and the People without History*, Berkeley 1982; deutsch: *Die Völker ohne Geschichte. Europa und die andere Welt seit 1400*, Frankfurt a.M. 1986.

Wolin, R., *French Intellectuals, the Cultural Revolution and the Legacy of the 1960s. The Wind from the East*, Princeton

2010.

Wolpert, S., *Morley and India, 1906-1910*, Berkeley 1967.

Wood, P., *The Chronicle of Seert. Christian Historical Imagination in Late Antique Iraq*, Oxford 2013.

Woodard, J., *The America that Reagan Built*, Westport 2006.

Woodman, R., *Arctic Convoys, 1941-1945*, London 2004.

Woodrow Wilson Center, *The Origins, Conduct, and Impact of the Iran-Iraq War, 1980–1988. A Cold War International History Project Document Reader*, Washington, DC 2004.

Woods, K., D. Palkki und M. Stout (Hg.), *The Saddam Tapes. The Inner Workings of a Tyrant's Regime*, Cambridge 2011.

Ders., J. Lacey und

W. Murray, «Saddam's Delusions. The View from the Inside», in: *Foreign Affairs* 85, Nr. 3 (2006).

Ders., *Mother of All Battles. Saddam Hussein's Strategic Plan for the Persian Gulf War*, Annapolis 2008.

Ders. und M. Stout, «New Sources for the Study of Iraqi Intelligence during the Saddam Era», in:

Intelligence and National Security 25, Nr. 4 (2010).

Wortley, J., *Studies on the Cult of Relics in Byzantium up to 1204*, Farnham 2009.

Woude, A. van der, «The Volume and Value of Paintings in Holland at the Time of the Dutch Republic», in: J. de Vries und D. Freedberg (Hg.), *Art in History, History in Art. Studies in*

*Seventeenth-Century
Dutch Culture*, Santa
Monica 1991.

Wright, D., «Prince ‘Abd ul-
Husayn Mirza Framan-
Farma. Notes from British
Sources», in: *Iran* 38
(2000).

Wright, R., *Stolen
Continents. Five Hundred
Years of Conquest and
Resistance in the Americas*,
New York 1992.

Wright, S., *Iron Curtain.*

From Stage to Cold War,
Oxford 2007.

Wyatt, D., *Slaves and*

Warriors in Medieval

Britain and Ireland, 800–
1200, Leiden 2009.

Yaphe, J., und C. Lutes,

Reassessing the

Implications of a Nuclear-
Armed Iran, Washington,
DC 2005.

Yapp, M., *Strategies of*

British India. Britain, Iran and Afghanistan 1798–1850, Oxford 1980.

Yapp, W., «Disturbances in Eastern Afghanistan, 1839–42», in: *Bulletin of the School of Oriental and African Studies* 25, Nr. 1 (1962).

Ders., «Disturbances in Western Afghanistan, 1839–42», in: *Bulletin of the School of Oriental and*

African Studies 26, Nr. 2
(1963).

Yaqub, S., *Containing Arab Nationalism. The Eisenhower Doctrine and the Middle East*, Chapel Hill 2004.

Yergin, D., *Der Preis. Die Jagd nach Öl, Geld und Macht*, Frankfurt a.M. 1991.

Yesilbursa, B., *Baghdad Pact. Anglo-American Defence*

Policies in the Middle East, 1950-59, Abingdon 2005.

Yetiv, S., *The Absence of Grand Strategy. The United States in the Persian Gulf, 1972-2005*, Baltimore 2008.

Yingsheng, L., «A Lingua Franca along the Silk Road. Persian Language in China between the 14th and the 16th Centuries», in:
R. Kauz (Hg.), *Aspects of*

*the Maritime Silk Road
from the Persian Gulf to the
East China Sea, Wiesbaden
2010.*

Yisraeli, D., *The Palestinian
Problem in German Politics,
1889-1945, Ramat-Gan
1974.*

Young, K., *Churchill and
Beaverbrook. A Study in
Friendship and Politics,
London 1966.*

Yousaf, M., und M. Adkin, *The*

Bear Trap, London 1992.

Yu, Y., *Trade and Expansion in Han China. A Study in the Structure of Sino-Barbarian Economic Relations*, Berkeley 1967.

Zaehner, R., *The Teachings of the Magi. A Compendium of Zoroastrian Beliefs*, New York 1956.

Zahedi, D., *The Iranian Revolution. Then and Now*, Boulder 2000.

Zakai, A., *Exile and Kingdom. History and Apocalypse in the Puritan Migration to America*, Cambridge 1992.

Zakharova, L., «The Reign of Alexander II. A Watershed?», in: *The Cambridge History of Russia*, hg. von D. Lieven, Cambridge 2006.

Zaloga, S., «Most Secret Weapon. The Origins of Soviet Strategic Cruise

Missiles, 1945–1960», in:
*Journal of Slavic Military
Studies* 6.2 (1993).

Zamora, M., «Christopher
Columbus' <Letter to the
Sovereigns>. Announcing
the Discovery», in:
S. Greenblatt (Hg.), *New
World Encounters*,
Berkeley 1993.

Zanden, J. van, «Wages and
the Standard of Living in
Europe, 1500–1800», in:

*European Review of
Economic History* 3 (1999).

Zandvliet, K., *Mapping for
Money. Maps, Plans and
Topographic Paintings and
their Role in Dutch
Overseas Expansion during
the 16th and 17th
Centuries*, Amsterdam
1998.

Zandvliet, K., *The Dutch
Encounter with Asia, 1600–
1950*, Amsterdam 2002.

Zanker, P., *Augustus und die Macht der Bilder*, München 1987.

Zarncke, F., «Der Priester Johannes», Teil II, in: *Abhandlungen der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, Phil.-hist. Klasse* 8, Leipzig 1876.

Zilch, R., *Die Reichsbank und die finanzielle Kriegsvorbereitung von*

1907 bis 1914, Berlin 1987.

Zirinsky, M., «Imperial Power and Dictatorship. Britain and the Rise of Reza Shah, 1921–1926», in:

International Journal of Middle East Studies 24.4 (1992).

Zuber, T., *Inventing the Schlieffen Plan*, Oxford 2002.

Ders., *The Real German War Plan*, Stroud 2011.

Zubok, V., *A Failed Empire. The Soviet Union in the Cold War from Stalin to Gorbachev*, Chapel Hill 2007.

Zuckerman, C., «La Petite Augusta et le Turc. Epiphania-Eudocie sur les monnaies d'Héraclius», in: *Revue Numismatique* 150 (1995).

Ders., «On the Date of the Khazars' Conversion to

Judaism and the
Chronology of the Kings of
the Rus' Oleg and Igor. A
Study of the Anonymous
Khazar Letter from the
Genizah of Cairo», in:
*Revue des Etudes
Byzantines* 53 (1995).

Personen

A

Abbas I. (persischer
Herrscher) 335

Abbas Mirza (persischer
Prinz) 407

Abd al-Ilah (irakischer
Kronprinz) 609

Abd al-Malik (Kalif der

Umayyaden) 138

Abd as-Salam Arif 624

Abdullah I. (Emir von
Jordanien) 575

Abraham 119, 122, 128f.,
132, 170

Abrams, Elliot 688

Abu Abbas 716

Abu Nasr al-Farabi
(islamischer Gelehrter)
150f.

Abu Rayhan al-Biruni
(islamischer Gelehrter) 20,

Abu Ya‘qub ibn Ishaq al-Kindi
(arabischer Gelehrter) 151

Acheson, Dean 586f.

Acosta, José de (Jesuit) 348

Adam von Bremen (Kleriker)
177

ad-Din al-Afghani, Saijid
Deschemal 463

ad-Din, Mozaffar (persischer
Schah) 432–434, 461, 463–
467, 471

Adelard von Bath 217

Afonso I. (König des Kongo)

314

Agathias (oströmischer
Geschichtsschreiber) 95f.

Ahmad Sandschar

(seldschukischer Sultan)

233

Ahmad Schah Kadschar 485,
494f.

Ahmadinedschad, Mahmud
727, 728

Aischylos 26

Akbar I. (Herrscher des

Mogulreichs) 339, 389

Alarich I. (Anführer der
Goten) 84f.

al-Askari, Dschafar 506

al-Assad, Baschar 651

al-Baladhuri (arabischer
Geschichtsschreiber) 138

Albright, Madeleine 699

Albuquerque, Afonso de 329

Alexander der Große 26–32,
40, 47, 50, 58f., 65f., 241,
264, 301, 324

Alexander II. (russischer Zar)

416, 420

Alexios I. (oströmischer
Kaiser) 200, 206f., 211–213
al-Husseini, Mohammed Amin
(Großmufti von Jerusalem)
522, 545, 556f., 562

Ali (Vetter Mohammeds) 153

Aligrodo, James 354

Alijew, Ilcham 727

al-Jahiz (arabischer
Schriftsteller) 151, 182f.

al-Kāmil (ägyptischer Sultan)
232

Allenby, Edmund 487

Allsen, Thomas T. 249

al-Masudi (arabischer
Geschichtsschreiber) 152,
162f., 171

Almeida, Francisco de 328

al-Muktafi (Kalif der
Abbasiden) 181

al-Muqaddasi (arabischer
Geograph) 19, 146, 148,
152, 164

al-Muqtadir (Kalif der
Abbasiden) 158

al-Mustaʿsim (Kalif der
Abbasiden) 248

al-Said, Nuri 609

al-Utbi (islamischer
Geschichtsschreiber) 196

al-Wāthiq (Kalif der
Abbasiden) 156f.

Amanullah Khan
(afghanischer Herrscher)
491f., 522

Amery, Leopold 547

Amin, Hafizullah 660

An Lushan (sogdischer

General) 143

Andropow, Juri 662

Anna Komnena (Tochter
Kaiser Alexios' I.) 218,
222f.

Aphrahat (syrischer
Kirchenvater) 79f.

Apollo 31f., 78

Ardaschir I. (Begründer des
Sassanidenreichs) 65, 67

Arghun (mongolischer
Herrscher) 254f.

Aristoteles 27, 150, 152, 218

Arp Arslan (Sultan der
Seldschuken) 199

Arsakes I. (Begründer des
Partherreichs) 38

Ashoka (indischer Herrscher)
31, 58

Asis, Tarik 689, 691

Asquith, Herbert Henry 473

Assarsson, Vilhelm 541

Ata-Malik Juvaynī (persischer
Geschichtsschreiber) 235,
237, 240, 262

Attila 85, 87

Auchinleck, Claude 546f.

Augustinus 152

Augustus (Octavius) 40–43,
49, 54

Aurangzeb (Herrscher des
Mogulreichs) 389f.

Avicenna (Abu Ali Hussain ibn
Sina) 20, 150f.

Avilés, Pedro Menéndez de
316

Ayub Khan, Mohammad 613

B

Babur (Begründer des
Mogulreichs) 18, 337, 339
Backe, Herbert 528f., 531,
533f., 554
Backe, Ursula 533
Baeza, Pedro 345
Bahram (persischer General)
109
Bajesid II. (osmanischer
Sultan) 292
Baker, James 691f.
Baker, Matthew 349
Balduin I. (König von

Jerusalem) 211

Balduin II. (König von
Jerusalem) 213, 216

Balfour, Arthur (Lord
Balfour) 477, 482, 484,
488, 490

Ban Chao (chinesischer
General) 48

Banisadr, Abolhassan 668

Barakatullah, Muhammad 491

Basileios II. (oströmischer
Kaiser) 190

Bāzargān, Mehdi 652

Beckwith, Charlie 667

Becudo, Matteo 330

Begin, Menachem 669

Béla IV. (König von Ungarn)
242f.

Bell, Gertrude 486, 494, 501,
506, 572

Bell, John (britischer
Reisender) 401

Ben Gurion, David 556

Benckendorff, Alexander von
438

Berke Khan (mongolischer

Herrscher) 254

Bernhard von Clairvaux 214

Berry, Burton Y. 592

Bertha von Lothringen

(Tochter König Lothars II.)

181

Bertie, Francis 441

Bethmann Hollweg, Theobald
von 451

Bevin, Ernest 575

Bhutto, Zulfikar Ali 628

Bicker, Andries 367

Bijns, Anna (niederländische

Schriftstellerin) 282

bin Laden, Osama 522, 594,
680, 702–708, 710–712

Blair, Tony 714

Blake, Robert 381

Blake, William (englischer
Dichter) 257

Blix, Hans 715f.

Boccaccio, Giovanni 274, 277

Bohemund 203f., 206f., 231

Boleyn, Anne 313

Bonifaz VIII. (Papst) 259

Borodin, Alexander 406

Bowrey, Thomas 392

Brackenbury, Henry 425

Brahms, Johannes 508

Breschnew, Leonid 659, 661f.

Brooke, Rupert 455

Brownell, Herbert (junior)
598

Brydon, William 410

Brzezinski, Zbigniew 667f.,
671

Buchanan, George William
450f., 477f.

Bucharin, Nikolai 515

Bullard, Reader 546, 549,
569, 570

Bulwer-Lytton, Robert (Lord
Lytton) 423

Bunsen, Maurice de 478

Burckhardt, Carl Jacob 518

Burke, Edmund 393

Burne-Jones, Edward 459

Burnes, Alexander 410-412

Bush, George H.W. 688, 692,
695-698

Bush, George W. 709-712,
721

Bustani, José 715

Buyl, Bernardo

(aragonesischer Mönch)

306

C

Cadman, John 503–505

Caldwell, John 496

Calvin, Johannes 360

Cambon, Paul 495

Candida (römische Bürgerin)

73

Cão, Diogo (portugiesischer

Seefahrer) 303

Carter, Jimmy 634, 645, 647,
653, 662–667, 671

Cavour, Camillo Benso von
414

Ch'angch'un (chinesischer
Mönch) 239

Chamberlain, Neville 510,
578

Chatami, Mohammad 700f.,
710

Chau Ju-Kua (chinesischer
Beamter) 271f.

Chaudhry, Fazal Ilahi 644

Cheney, Dick 638, 641, 644,
696f., 721

Chirac, Jacques 694

Choe Pu (koreanischer
Reisender) 318f.

Chosrau I. (persischer
Herrscher) 95f., 106f.

Chosrau II. (persischer
Herrscher) 109–112, 114

Chruschtschow, Nikita
Sergejewitsch 514, 610

Churchill, Winston 453, 472–

474, 500, 511f., 523f., 545,
548, 564–566, 570, 574,
578, 582f., 592

Ciano, Galeazzo 510

Cicero, Marcus Tullius 42

Cieza de León, Pedro de 311,
370

Clark, Christopher 449

Clavijo, Ruy Gonzáles de
(spanischer Schriftsteller)
287

Clemenceau, Georges 487

Clemens V. (Papst) 263, 276

Clemens VII. (Papst) 313
Clerk, George Russel 11, 450
Clinton, Bill 699–701, 704f.
Clinton, Hillary 728, 741
Clive, Robert 394, 396
Clynn, John (Chronist) 277
Conolly, Arthur 411f.
Constantinus I. 54
Copeland, Miles 590
Cornwallis, Charles 397f.
Cortés, Hernán 309, 311
Cotte, Edouard 464
Cox, Percy 475, 483f.

Curzon, George (Lord
Curzon) 425, 433, 474,
495, 500

D

D'Arcy, Joseph (britischer
Offizier) 403

Dahl, Roald 550

Daladier, Édouard 523

Daleep Singh (Maharadscha
von Punjab) 426

Dallam, Thomas 352

Dalrymple, William 719

Dandolo, Enrico (Doge von
Venedig) 226, 230

Daoud Khan, Mohammed 600,
614, 628, 649, 656

Dareios I. (persischer
Herrscher) 25, 65

Dareios III. (persischer
Herrscher) 27f.

Darré, Richard Walter 528

Daschle, Tom 714

Dashti, Ali 569

David (mythischer Regent)
234

DeGolyer, Everette Lee 582f.

Delaney, Carol 293

Demetrius (Bischof von
Antiochia) 73

Deng Xiaoping 698

Detti, Guido 326

Dewaschtitsch (Herrscher
von Pandschakent) 142

Diaghilev, Sergei 432

Dias, Bartolomeu
(portugiesischer Seefahrer)
303f.

Diokletian 53f., 76

Dionysos 26

Dionysius (König von
Portugal) 299

Disraeli, Benjamin 420–423

Dost Mohammed
(afghanischer Herrscher)
409f.

Dostojewski, Fjodor 407

Dreyfus, Louis G. 568f.

Drummond-Wolff, Henry 460,
462, 464

Dschingis Khan 235–238,
240f., 244–246, 248, 251,

261f., 265, 273, 550

Dubs, Adolph 658

Dulles, Allen 609

Dulles, John Forster 595,
599, 609, 614

Dunsterville, Lionel 489

Durand, Mortimer 433

Dürer, Albrecht 311

E

Eden, Anthony 602–604, 606

Eduard I. (England) 255f.

Eduard III. (England) 277

Eduard VII. (England) 434,
461

Eichmann, Adolf 557, 559

Eisenhower, Dwight D. 591f.,
604–607, 613f., 639

Elisabeth I. (England) 349–
352, 355, 357

Elphinstone, William George
Keith 410

Elwell-Sutton, Laurence 572

Erasmus von Rotterdam 332

Erdoğan, Recep Tayyip 741

Esfandiary Bakhtiary, Soraya

593

Etemad, Akbar 641

Eto'o, Samuel 732

Ettel, Erwin 546

Eudokia (Tochter Herakleios')
113

Euklid 152

Euler, Leonhard 372

Euripides 26, 32

Eusebius von Caesarea 74, 76

Evelyn, John 368

F

Faisal I. (König von Syrien
und Irak) 493

Faisal II. (König von Irak) 609

Falkenhayn, Erich von 487

Farman-Farma, Abdol
Hossein (persischer Prinz)
485, 495

Faruk I. (König von Ägypten)
590, 601

Fat Ali (persischer Schah)
402–404, 407f.

Ferdinand (König von
Kastilien und Aragon)

304f., 324

Ferdinando I. de' Medici 337

Firdausi (persischer Dichter)

196

Fisher, John 468, 471f.

Fleischer, Ari 717

Ford, Gerald 639, 641

Foster, Norman 732

Fra Angelico 284

Francesco I. de' Medici 336

Franks, Tommy 714

Franz Ferdinand 400, 447,

449, 474, 480

Franz von Assisi 232

Fraser, William 589

Fraser-Tytler, Kerr 520, 526

Friedrich Barbarossa 225f.

Friedrich II. (Heiliges

Römisches Reich) 242, 249

Frobishers, Martin 356

Fulcher von Chartres 203,
213

Furtado, Nelly 727

G

Gabriel de Mussis

(italienischer Schreiber)

275

Gaddafi, Muammar 629, 669

Galilei, Galileo 372

Gama, Vasco da 20, 293, 319–
321, 324, 326f., 330f., 347,
368

Gamelin, Claude 523

Gardane, Comte de 402

Gascoyne-Cecil, Robert (Lord
Salisbury) 432f.

Gates, Robert 655, 718

Gaulle, Charles de 694

Geoffroi de Villehardouin 226

Georg III. (Großbritannien)

403, 428

Georg V. (Großbritannien)

473

George, Clair 688

George, David Lloyd 479,

482, 484, 487f.

Georges-Picot, François 479

Getty, J. Paul 584, 596

Ghaus, Mohammed (Mullah

Ghaus) 702

Giers, Michail Nikolajewitsch

de 446

Gladstone, William 420

Glaspie, April 691f.

Glinka, Michail 406

Goebbels, Joseph 530f., 534,
545, 551

Goltz, Colmar von der 444f.

Gómara, Francisco López de
313

Gorbatschow, Michail 697

Göring, Hermann 531f., 555

Gorki, Maxim 657

Gortschakow, Alexander

Michailowitsch 416, 419

Gregor der Erleuchter (Sankt
Gregorius) 75

Gregor IX. (Papst) 242

Gregor VIII. (Papst) 225

Gregor von Nazianz (Bischof
von Konstantinopel) 91

Gregorius Bar-Hebraeus
(syrischer Gelehrter) 187

Grey, Edward 11, 436, 438–
441, 449, 454, 478

Gribojedow, Alexander 407f.

Gromyko, Andrei 631, 662

Grotius, Hugo 362

Guderian, Heinz 525

Gutenberg, Johannes 354

Güyük Khan (mongolischer
Herrscher) 245–247

Gytha (Tochter König
Harolds II.) 194

H

Habibullah Khan (Emir von
Afghanistan) 490

Haddon, Dick 15

Hadrian I. (Papst) 183

Haedo, Diego de 315

Hakluyt, Richard 354f.

Halder, Franz 519, 534f., 551

Hals, Frans 367

Hamilton-Gordon, George
(Lord Aberdeen) 414

Hammurabi 23

Hamza, Khidir 642

Hankey, Maurice 482

Hanks, Tom 680

Haqqani, Dschalaluddin 678,
680, 701

Harald Hardrada (König von

Norwegen) 193

Hardinge, Arthur 466f.

Hardinge, Charles (Lord
Hardinge) 431, 438, 486

Harold II. (König von
England) 194

Harun ar-Raschid (Kalif der
Abbasiden) 145

Haschim Ibn Abd Manaf
(Urgroßvater Mohammeds)
476

Ḥasḏai ben Shaprūt
(jüdischer Diplomat) 168,

171

Haussmann, Georges-Eugène
635

Hawkins, John 355

Heinrich der Seefahrer 299

Heinrich II. (Herzog von
Schlesien) 242

Heinrich III. (England) 219

Heinrich IV. (Deutschland)
194

Heinrich VIII. (England) 13,
312f.

Helena (Mutter Kaiser

Konstantins) 192

Helena (mythologische Figur)

32

Helios 78

Helst, Bartholomeus van der

367

Henderson, Loy Wesley 595,

607, 608

Herakleios (oströmischer

Kaiser) 111–115, 124, 128f.

Herodot 23f., 267

Hickey, William 391

Hieronimus 85

Hilal as-Sabi' (irakischer
Geschichtsschreiber) 144

Himmeler, Heinrich 538

Hiob 130

Hitler, Adolf 443, 508–511,
513f., 516–519, 521–525,
528–531, 533, 535, 537–
541, 543–549, 552, 554f.,
557–559, 561–563, 566,
577f.

Hiyya der Große (Rabbi) 97f.

Hobbes, Thomas 372

Hoepner, Erich 537

Hohenberg, Sophie Herzogin
von 449

Homer 32, 152

Honorius (weströmischer
Kaiser) 84

Honorius II. (Papst) 214

Höppner, Rolf-Heinz 559

Horaz 49

House, Edward 480

Houtman, Frederick de 363

Huan (chinesischer Kaiser)
49

Hülegü (mongolischer

Herrscher) 263f.

Hülgeüs (mongolischer
Feldherr) 254

Humajun (Herrscher des
Mogulreichs) 339f.

Hurley, Patrick 580

Hussein I. (König von
Jordanien) 675

Hussein ibn Ali (Scherif von
Mekka) 476, 479

Hussein, Saddam 594, 611,
629, 638, 642, 668–677,
682, 688–692, 694–697,

700, 705, 713–717, 719

Huyser, Robert 647

I

Ibn al-Athīr (arabischer
Geschichtsschreiber) 208,
237f.

Ibn al-Faqīh (persischer
Geograph) 172

Ibn al-Haytham (islamischer
Gelehrter) 150

Ibn al-Wardi (arabischer
Geschichtsschreiber) 277

Ibn Battuta (islamischer
Reisender) 269, 272, 297

Ibn Butlan (persischer Arzt)
179f.

Ibn Dschubair (arabischer
Schriftsteller) 223

Ibn Fadlān (arabischer
Reiseschriftsteller) 11,
158f., 161f., 163, 174

Ibn Hauqal (arabischer
Schriftsteller) 178, 186

Ibn Khaldūn
(nordafrikanischer

Geschichtsschreiber) 209

Ibn Rusta (arabischer

Geograph) 174, 176

Ibrāhīm ibn Ya'qūb (jüdischer

Reisender) 181

Ignatjew, Nikolai 416f.

Imam Schamil

(tschetschenischer

Anführer) 405, 413

Ingvar Widtfarne

(mythologische Figur) 192

Innozenz III. (Papst) 227

Innozenz IV. (Papst) 244–246

Ironside, Edmund 496

Isaak (biblische Figur) 132

Isaak II. (oströmischer
Kaiser) 222

Isabella (Königin von
Kastilien und Aragon)
304f., 324

Ismael (biblische Figur) 122,
132

Ismay, Hastings (Lord Ismay)
605

Israel (Sohn Seldschuks) 198

Iwan I. (Fürst von Moskau)

Iwan IV. (russischer
Herrscher) 356

Iwanischwili, Bidsina 737

J

Jabr, Salih 575f.

Jahangi (Herrscher des
Mogulreichs) 388

Jakob (biblische Figur) 132

Jaroslaw der Weise (Fürst von
Kiew) 193

Jellicoe, John 483

Jermolow, Alexej

(tschetschenischer
General) 405, 407

Jeschow, Nikolai 512

Jesus Christus 42, 75, 80, 88,
92f., 98, 103, 111, 128f.,
132, 138f., 192f., 229, 291,
293, 320f., 672

Jodl, Alfred 521f., 528

Johann I. (König von
Portugal) 299

Johann II. (König von
Portugal) 303f.

Johannes (mythischer
Regent) 11, 232f., 241

Johannes Chrysostomos
(Bischof von
Konstantinopel) 97

Johannes der Täufer 192

Johannes II. (oströmischer
Kaiser) 213f.

Johannes von Damaskus
(Kirchenvater) 139

Johannes von Dasen
(Metropolit von Nisibis)
129

Johannes von Montecorvino
263

Johannes von Nikiu
(ägyptischer
Geschichtsschreiber) 134f.

Johannes von Plano Carpini
245f.

John, Elton 727

Johnson, Lyndon 618, 624

Jona (Sohn Seldschuks) 198

Jones, Harford 408

Jordanes (römisch-gotischer
Geschichtsschreiber) 85

Josef (chazarischer

Herrscher) 168, 170

Julius Cäsar 40, 55

Justin II. (oströmischer
Kaiser) 106f.

Justinian (oströmischer
Kaiser) 94, 105f.

Juvenal 45

K

Kamenew, Lew 515

Kandinsky, Wassily 432

Kannenbergh, Arthur 509

Karl II. (England) 387

Karl Martell 140

Karl V. (Heiliges Römisches Reich) 312f., 315

Karsai, Hamid 718f.

Kartir (zoroastrischer Priester) 67f., 74, 88

Kaschani, Abol-Ghasem (Ayatollah Kaschani) 588f., 591f.

Katharina von Aragon 313

Katharina von Braganza 387

Kavadh II. (persischer

Herrscher) 113, 115
Kavanagh, Charles 492
Kawtaradse, Sergej 570
Kennan, George 580
Kennedy, John F. 610
Kerry, John 638, 722
Kershaw, Ian 517, 537
Khomeini, Mostafa 646
Khomeini, Ruhollah Musawi
(Ayatollah Khomeini) 594,
616f., 620, 624, 646–648,
651–654, 656, 658f., 662–
665, 667–672, 674, 676,

682, 689

Kissinger, Henry 631f., 638–
640, 644f.

Kitabgi, Antoine 460, 462–
464

Kitchener, Herbert (Lord
Kitchener) 479

Kleopatra 40

Knox D'Arcy, William 458–
460, 462–469, 471, 725

Kolumbus, Christoph 11, 20,
172, 292–295, 298, 303–
306, 308, 314, 319–321,

324, 337, 347, 359, 368f.,
471

König Offa von Mercia 181

Konstantin I. 54f., 57, 75–80,
88–90

Kovalev, Roman 163

Kublai Khan (mongolischer
Herrscher) 248, 263, 266

Kuropatkin, Alexei 425

Kvaternik, Slavko 559

Kyrill (oströmischer
Gelehrter) 167

Kyrill (Patriarch von

Alexandria) 91f.

Kyros (Patriarch von
Alexandria) 134

Kyros II. (persischer
Herrscher) 25f., 28, 65

L

Lambton, Ann 546

Las Casas, Bartolomé de 308,
353f.

Law, Edward (Lord
Ellenborough) 408

Lawrence, Thomas Edward

487

Le Corbusier (Charles-
Édouard Jeanneret-Gris)

635

Leahy, Patrick 714

Leibniz, Gottfried Wilhelm
384

Lenin, Wladimir Iljitsch 492,
543

Leo X. (Papst) 332

Leonardo da Vinci 284

Le-Queux, William 444

Lermontow, Michael 406

Letts, Winifred Mary 455

Leveson-Gower, Granville
(Lord Granville) 420f.

Levi, Primo 415

Lewinsky, Monica 704f.

Lewschins, Alexej 412

Lichnowsky, Karl Max Fürst
449

Lindemann, Hans 545

Linschoten, Jan Huygen van
363

Litwinow, Maxim 511

Liu Dong 344

Lloyd, Selwyn 602

Lopez, Jennifer 732

Lorraine, Percy 495f., 500

Lothar II. (fränkischer König)
180

Lowe, Robert 421f.

Lu Zhi (chinesischer
Künstler) 345

Ludwig IX. (König von
Frankreich) 245, 249

Luther, Martin 353, 360

M

Ma Huan (chinesischer
Reisender) 285

Macarius (Bischof von
Jerusalem) 77

Macmillan, Harold 603

Magellan, Ferdinand 325

Magno, Alessandro 331

Maḥmūd al-Kāschgharī
(türkischer Gelehrter) 196

Mahsati Ganjavi (persische
Dichterin) 151

Maiski, Iwan 510

Mālik ibn Anas (islamischer

Gelehrter) 121

Mani (Prophet) 68

Manners, Diana 453

Mansa Musa (König von Mali)
296–298

Manuel I. (oströmischer
Kaiser) 221

Manuel I. (König von
Portugal) 319–321, 324,
328

Mao Zedong 698

Marcus Antonius 40

Margarit, Pedro (spanischer

Seefahrer) 306

Maria (Mutter Jesu) 92, 130,
139, 192

Maria I. (England) 349

Maria Theresia (Österreich-
Ungarn) 387

Marriott, Alfred 464f.

Martial 45

Marx, Karl 400, 414, 577

Matthias von Edessa

(armenischer

Geschichtsschreiber) 187

Maurikios (oströmischer

Kaiser) 109f.

Maxentius (römischer Kaiser)
75

Mazdak (zoroastrischer
Prediger) 100f.

McFarlane, Robert 688

Mehmed III. (osmanischer
Sultan) 352

Mehmed V. (osmanischer
Sultan) 475

Menander (baktrischer
König) 59f.

Method (oströmischer

Gelehrter) 167

Mexía, Pedro 313

Meynell, Alice 448

Michael (Sohn Seldschuks)
198

Michelangelo 284

Michiel, Domenico (Doge von
Venedig) 213

Mill, John Stuart 420

Miller, Glenn 633

Mirza Ali Khan (Fakir von Ipi)
522

Mitteis, Ludwig 449

Moctezuma (Herrscher der
Azteken) 309

Mogharebi, Ahmad 650

Mohammed Schah 409

Mohammed (Prophet) 104,
116–123, 125–133, 137–
139, 145, 153–155, 158,
161, 164, 170, 188, 198f.,
276, 278, 476, 630, 738

Molotow, Wjatscheslaw

Michailowitsch 511, 513f.,
518, 520, 542, 548

Moltke, Helmuth von 444

Möngke Khan (mongolischer Herrscher) 245, 248

Morley, Daniel von 217f.

Morris, William 459

Moses (Sohn Seldschuks) 198

Moses 132f., 170

Mossadegh, Mohammed 570–572, 587–589, 591, 593f., 596, 599, 603, 620, 646, 695

Mozart, Wolfgang Amadeus 508

Muhammad ibn Musa al-

Chwarizmi (islamischer
Gelehrter) 20, 151

Mumtaz Mahal (Gattin
Jahans) 340f.

Mun, Thomas 377

Mundy, Peter 367

Munro, Hector Hugh (Saki)
444

Muqarrab Khan (Gouverneur
in Gujarat) 388

Murad III. (osmanischer
Sultan) 353

Murphy, Richard 685

Musharraf, Pervez 711

Musil, Robert 444

Mussolini, Benito 510

Mutawakkil, Wakil Ahmed
705f., 710

N

Naim Khan, Mohammed
(afghanischer Prinz) 600

Napoleon 402–405, 408, 543

Nasarbajew, Nursultan 11,
727, 732

Naser-e-Khosrou (persischer

Schriftsteller) 191

Nasser, Gamal Abdel 601–
603, 606–610, 620

Nestorius (Patriarch von
Konstantinopel) 91f.

Newton, Isaac 372

Nicks, Elihu 384

Nicolson, Arthur 438, 440f.,
447f.

Nikolaus I. (Zar) 408

Nikolaus II. (Zar) 441, 477

Nikolaus IV. (Papst) 263

Nikolaus V. (Papst) 291

Nixon, Richard 614, 631–634,
653

Noah 130

Nóbrega, Manoel da 314f.

Noonan, Thomas S. 175

North, Frederick (Lord
North) 395

Nyýazow, Saparmyrat 727

O

Obama, Barack 638, 718,
722, 740

Ogarkow, Nikolai 661

Ögödei Kahn (mongolischer Herrscher) 241, 243f.

Oleg (Anführer der Rus) 185f.

Omar, Mohammed (Mullah Omar) 701, 705–707

Ordás, Diego de 311

Orme, Robert 391

Ouseley, Gore 402–405

P

Page, Walter 483

Pahlavi, Mohammad Reza

549, 579f., 582, 590–596,
598, 610, 616–619, 627,
637, 639, 640–642, 645–
655, 659, 662–664, 668,
670, 689, 721

Pahlavi, Reza Schah (Reza
Khan) 495f., 503, 546,
548f., 569, 615

Paris von Troja

(mythologische Figur) 32

Parsons, Anthony 648, 654

Pascha, Enver 475

Paul V. (Papst) 335

Paulus 89

Pegolotti, Francesco

(italienischer Kaufmann)

268f.

Pepys, Samuel 381

Peter IV. (König von Aragon)

298

Petraeus, David 718

Petrarca, Francesco

(italienischer Dichter) 279

Petrus Venerabilis (Abt des

Klosters Cluny) 218

Petty-FitzMaurice, Henry

(Lord Landsdowne) 433f.,
461, 467

Philipp II. (König von
Makedonien) 27

Philipp II. (König von
Spanien) 361

Philipp II. August (König von
Frankreich) 225

Phokas (oströmischer Kaiser)
110–112

Photios I. (Patriarch von
Konstantinopel) 188

Piero della Francesca 284

Pilger, Hans 525

Pitt, William der Ältere 392

Pius II. (Papst) 299

Pius V. (Papst) 349, 352

Plinius der Ältere 46, 267

Plinius der Jüngere 69

Plutarch 27, 32

Poindexter, John 688

Polk, William 618f.

Polo, Marco 259, 267, 272,
470

Pontius Pilatus 57, 103

Powell, Colin 713, 715f.

Powers, Gary 613

Princip, Gavriilo 449

Priscus (römischer
Geschichtsschreiber) 86f.

Priuli, Girolamo 326

Prokopios von Caesarea 105,
109, 385

Ptolemaios I. (Leibwächter
Alexander des Großen) 40

Ptolemäus 152

Puschkin, Alexander 406, 416

Putin, Wladimir 734

Q

Qardagh (christlicher
Märtyrer) 99

Qasim, Abdul Karim 609, 611,
620, 622

Qianlong (chinesischer
Kaiser) 428

Querini, Vincenzo 327

Qutuz (ägyptischer Sultan)
251

R

Rabban Bar Sauma (Bischof

von Uigurien) 255

Rabbani, Mohammed (Mullah
Rabbani) 703, 707

Rabia Balchi (persische
Dichterin) 151

Rabin, Jitzchak 685

Rachmaninow, Sergei
Wassiljewitsch 564

Radek, Karl 515

Raffael 284

Raimund von Aguilers
(Chronist des ersten
Kreuzzugs) 201

Raimund von Toulouse 207

Rainald von Châtillon 224f.

Rama (mythologische Figur)

32

Rāmisht (islamischer

Händler) 220

Rasmara, Ali 588

Ravana (mythologische Figur)

32

Rawlinson, Henry 412f.

Reagan, Ronald 675f., 679,

685–688

Redwood, Boverton 463

Reichenau, Walter von 517,
552

Rembrandt van Rijn 367

Reuter, Baron Julius de 462f.

Reynolds, George 469f., 503

Ribbentrop, Joachim von
512f., 518, 520

Ricci, Matteo 344

Richard I. (König von
England) 225f.

Richthofen, Ferdinand von 18

Richthofen, Manfred von 18

Ridley, Clarence 580

Rijcksen, Jan 367

Rimbert (Erzbischof von
Bremen) 183f.

Robert Guiskard 203

Roberts, Frederick (Lord
Roberts) 425, 430

Roger von Sizilien 208

Romanos IV. Diogenes
(oströmischer Kaiser) 199

Rommel, Erwin 562

Roosevelt, Archie 590

Roosevelt, Franklin D. 548f.,
580, 582–584

Roosevelt, Kermit 590f.

Roosevelt, Theodore 590

Rosenberg, Alfred 538

Rothschild, Baron Alphonse
de 468

Rothschild, Lionel Walter
(Lord Rothschild) 488

Rumsfeld, Donald 676, 694,
712, 714, 717, 719

Rustichello (italienischer
Schriftsteller) 259

Rustico da Caschifellone,
Caffaro di (genuesischer

S

Sadat, Anwar 631

Sahir Schah, Mohammed
(König von Afghanistan)
656

Saladin (Ṣalāḥ al-Dīn al-
Ayyubī) 222, 224

Sallām (Vertrauter des
Kalifen al-Wāthiq) 157

Sallust 42

Salvian (christlicher

Schriftsteller) 88

Sande, Duarte de 339

Sasonow, Sergej 439, 451

Sasseti, Filippo 336

Scavenius, Erik 552

Schah Schudscha

(afghanischer Herrscher)

409f.

Schamir, Yitzhak 558

Schapur I. (persischer

Herrscher) 67f., 73

Schapur II. (persischer

Herrscher) 78–81

Scharbaraz (persischer
Feldherr) 114

Schimon b. Yohai (Rabbi) 128

Schlieffen, Graf Alfred von
442, 444

Schmidt, Helmut 647

Schukow, Georgi 540f.

Schulenburg, Graf Friedrich-
Werner von der 511

Schwarzkopf, Herbert
Norman 695

Schwarzkopf, Norman
(junior) 695

Scowcroft, Brent 696

Sefer (osmanischer Kapitän)
333

Selden, John 346

Seldschuk (Anführer der
Seldschuken) 198

Seleukos I. (Begründer des
Seleukidenreichs) 30f., 38

Selim II. (osmanischer
Sultan) 334

Seneca 45f.

Sepúlveda, Juan Ginés de
(spanischer

Geschichtsschreiber) 309

Shah Alam II. (indischer
Mogul) 394

Shah Jahan (Herrscher des
Mogulreichs) 340, 389

Shakespeare, William 72,
228, 351, 353

Shaw Stewart, Patrick 453

Shen Zhou 345

Shinwell, Emmanuel 588

Shultz, George 674, 684f.

Sima Qian (chinesischer
Geograph) 17, 36

Simi Nischaburi (persischer
Bibliothekar) 19

Sinan (osmanischer
Architekt) 334

Sinowjew, Grigori 491, 515

Sita (mythologische Figur) 32

Sizabul (türkischer
Herrscher) 106

Slade, Edmond 473, 486

Smith, Adam 347

Song Yingxing (chinesischer
Gelehrter) 345

Sophronius (Patriarch von

Jerusalem) 133

Sozomenos

(Kirchengeschichtsschreiber)

76

Speer, Albert 509, 563

Spring-Rice, Cecil 434f.

St John, Oliver 380

Stahl, Leslie 699

Stalin, Josef 509, 511–519,
526, 539–543, 547f., 564–
566, 570, 577f., 580

Stargardt, Janice 147

Stern, Avraham 557–559

Stewart, Robert (Lord
Castlereagh) 404

Stoddart, James 411f.

Stolypin, Pjotr 427

Strabon 43

Strauss, Richard 449

Sueton 55

Suleiman der Prächtige
(osmanischer Sultan) 334

Sullivan, William 651f.

Sulu (Anführer türkischer
Nomaden) 142

Sykes, Mark 479

T

Tacitus 264, 267

Taraki, Nur Muhammad
657f., 660

Tatar Tonga (uigurischer
Schreiber) 237

Taylor, Elizabeth 307

Temple, Henry (Lord
Palmerston) 409, 413

Tertullian 72

Theodoros (Bruder
Herakleios') 124

Theodosius II. (oströmischer
Kaiser) 86

Thesiger, Frederic (Lord
Chelmsford) 490

Thomas (Jünger Jesu) 321

Thomas von Aquin 218

Timoschenko, Semjon
Konstantinowitsch 540

Timotheus (Oberhaupt der
Kirche in Bagdad) 152f.,
198

Timur (Begründer der
Dynastie der Timuriden)

287f., 290, 335, 337

Tipu Sultan 402

Tiridates III. (König von
Armenien) 75

Titon, Maximilian 371

Titus Petronius 44

Tizian 284

Tolstoi, Leo 432

Toscanelli, Paolo
(italienischer Kartograph)
292

Townley, William 448

Trajan 50, 69

Trotzki, Leo 490f.

Truman, Harry S. 581, 696

Tschaadajew, Pjotr 406

Tschagatai Khan

(mongolischer Herrscher)

254

Tschaikowsky, Peter 432

Tschernenko, Konstantin 662

Tschitscherin, Georgi

Wassiljewitsch 494f.

Tughrul Beg (seldschukischer
Anführer) 198

Turner, Stansfield 655

U

Urban II. (Papst) 200f., 205

Urban III. (Papst) 225

Usama ibn Munqidh

(arabischer Schriftsteller)

216

Ustinow, Dmitrij 661f.

Uthman (König von Mekka)

108f.

V

Valens 83

Valerian 51

Vance, Cyrus 665

Vaughan, Edward Champion
454

Velázquez, Diego 307

Vermeer, Jan 367

Vespucci, Amerigo 307

Victoria (England) 420–423,
452

Viktor Emanuel II. (König von
Sardinien-Piemont) 414

Vitale Michiel II. (Doge von
Venedig) 221

Vuillemin, Joseph 524

W

Waghenaer, Lucas Janszoon
363

Wallace, William (schottischer
Freiheitskämpfer) 256

Walujew, Pjotr 327

Ward-Perkins, Bryan 87

Warennikow, Walentin 660

Washington, George 397f.

Wassaf, Abdallah ibn
Fadlallah (persischer

Geschichtsschreiber) 248

Wavell, Archibald 545

Weinberger, Caspar 674,
688, 690

Wellesly, Arthur (Herzog von
Wellington) 408

Wilhelm II. (Deutsches Reich)
441f., 447f., 450, 556

Wilhelm von Rubruk 245,
247, 262

Wilhelm von Tyrus 226f.

Willoughby, Hugh 356

Wilson, Arnold 470

Wilson, Charlie 680

Wilson, Harold 622

Wilson, Woodrow 480, 497

Witsen, Nicolaes 381

Wladimir (Fürst der Rus) 189

Wladimir II. Monomach

(Fürst von Kiew) 194

Wolf, Eric 13f.

Wolff, Joseph 411f.

Wolfowitz, Paul 717

Wood, Edward (Lord Halifax)

510, 583f.

Wu-ling (chinesischer

Herrscher) 20

Wyschinski, Andrej 515

X

Xi Jinping 734, 741–743

Xicoténcatl (Herrscher der
Tlaxcalan) 309

Y

Yale, Elihu 383, 384

Yazdegerd I. (persischer
Herrscher) 88

Yazdegerd III. (persischer

Herrscher) 134

Yūsuf Khāṣ Ḥājib (türkischer
Dichter) 196f.

Z

Zacharias (biblische Figur)
130

Zarathustra 66, 108

Zenos (oströmischer Kaiser)
93

Zeus 21f.

Zheng He (chinesischer
Admiral) 270, 286

Zosimos (oströmischer
Geschichtsschreiber) 88

Zurara, Gomes Eanes de
(portugiesischer
Geschichtsschreiber) 301f.

Dank

Für einen Historiker gibt es keinen besseren Ort, um zu arbeiten, als Oxford. Die dortigen Bibliotheken und Sammlungen sind unübertrefflich, und die Bibliothekarinnen und Bibliothekare verstehen es

glänzend, auch noch das
abgelegenste Material
aufzuspüren. Besonders
dankbar bin ich der Bodleian
Library, der Oriental Institute
Library, der Sackler Library,
der Taylor Slavonic and Modern
Greek Library, der Middle
Eastern Library im St. Antony's
College und allen ihren
Mitarbeitern. Ohne die
erstaunlichen Ressourcen der
Universität Oxford und die

Unterstützung und Geduld derer, die sich um sie kümmern, hätte ich dieses Buch niemals schreiben können.

Ich habe viel Zeit im Nationalarchiv in Kew verbracht, um Briefe, Depeschen und Denkschriften aus den Beständen des Foreign Office zu lesen, die Protokolle von Kabinettsitzungen durchzuarbeiten oder Vorschläge des

Verteidigungsministeriums zu untersuchen, wobei ich alle diese Akten innerhalb von vierzig Minuten vorgelegt bekam. Ich bin für die Effizienz und Höflichkeit all jener dankbar, die dort arbeiten.

Die Universitätsbibliothek von Cambridge erlaubte mir, die Papiere Lord Hardinges einzusehen, während das Churchill Archives Centre im Churchill College von

Cambridge mich
freundlicherweise die
Privattagebücher Maurice
(Lord) Hankeys lesen ließ und
mir Zugang zum
bemerkenswerten Archiv der
Propaganda Research Section
Papers verschaffte, das von
Mark Abrams zusammengestellt
wurde. Weiterhin bin ich dem
BP-Archiv an der Universität
Warwick zu Dank verpflichtet
und vor allem dem Archivleiter

Peter Housego, der eine große Zahl von Akten mit Bezug auf BP und dessen Vorgänger, die Anglo-Persian und die Anglo-Iranian Oil Company, für mich ausgrub.

Ebenso dankbar bin ich dem National Security Archive an der George Washington University, einer nicht regierungsgebundenen Sammlung freigegebener Dokumente, die sich mit den

internationalen Beziehungen und vor allem der Geschichte der Vereinigten Staaten im 20. und 21. Jahrhundert befassen. Sie ist eine wahre Fundgrube für Quellenmaterial aus den letzten Jahrzehnten. Die Möglichkeit, so viele Dokumente an einem einzigen Ort zu finden, ersparte mir mehrere frustrierende und zeitraubende Reisen über den Atlantik.

Ich möchte auch dem Provost und den Fellows des Oxforder Worcester College danken, die stets wunderbar freundlich zu mir waren, seit ich vor fast zwanzig Jahren als Junior Research Fellow an dieses College kam. Ich kann mich glücklich schätzen, mit einer bemerkenswerten Gruppe von Wissenschaftlern am Oxford Centre for Byzantine Research zusammenarbeiten zu dürfen,

wo besonders Mark Whittow eine nie versiegende Quelle der Inspiration und Ermutigung war. Gespräche und Diskussionen mit Kollegen und Freunden in Oxford und anderswo sowie auf Reisen durch Großbritannien, Europa, Asien und Afrika brachten mich dazu, gute Ideen zu verfeinern, und manchmal auch, schlechte zu verwerfen.

Mehrere Kollegen und

Freunde lasen einzelne Kapitel des Buches, und ich bin jedem von ihnen zu Dank verpflichtet. Paul Cartledge, Averil Cameron, Christopher Tyerman, Marek Jankowiak, Dominic Parviz Brookshaw, Lisa Jardine, Mary Laven, Seena Fazel, Colin Greenwood, Anthony McGowan und Nicholas Windsor halfen mit präzisen Kommentaren, das Buch zu verbessern. Ich danke auch Angela McLean, dass sie

mich auf die neuesten
Forschungen über die Pest und
die Ausbreitung von
Infektionskrankheiten in
Zentralasien hingewiesen hat.

In jüngster Zeit
konzentrieren sich
Geschichtsbücher meist auf
stetig enger gefasste Themen
innerhalb eines stetig kürzer
werdenden Zeitrahmens. Ich
freue mich umso mehr, dass der
Verlag Bloomsbury and Knopf

bereit war, ein so groß
angelegtes Buch zu verlegen,
das Jahrhunderte, Kontinente
und Kulturen überspannt. Mein
Lektor Michael Fishwick war
für mich von Anfang an eine
große Stütze. Er forderte mich
immer wieder auf, den Horizont
weit zu fassen, und er wartete
geduldig, während ich dies tat.
Sein Humor, sein scharfes Auge
und seine Unterstützung waren
verlässlich und unbezahlbar.

Ich danke auch Andrew Miller vom Verlag Knopf für seine scharfsinnigen Bemerkungen, Fragen und Ideen, die hilfreich waren und immer zum richtigen Zeitpunkt kamen.

Bei Bloomsbury gibt es viele, denen ich danken möchte. Anna Simpson spielte die Rolle der Zirkusdirektorin mit beispielhaftem Charme und stellte sicher, dass alles am richtigen Platz und in guter

Ordnung war – von der
Schrifttype bis zu den Karten,
von den Bildern bis zur
Seitenzählung. Dadurch
verwandelte sich ein
Computerdokument zu einem
wunderschönen richtigen
Buch. Peter James arbeitete das
gesamte Manuskript mehr als
einmal durch und machte gute
Vorschläge, wie und wo man
das Buch verbessern könnte.
Sein herausragendes

Urteilsvermögen kam mir sehr zugute. Catherine Best war eine ausgezeichnete Korrekturleserin und stieß auf Probleme, an die ich nie gedacht hätte, während David Atkinson den Index erstellte. Die Karten sind das Werk von Martin Lubikowski, dessen Geschick nur durch seine Geduld übertroffen wird, während Phil Beresford half, die tollen Bilder

zusammenzustellen. Ich danke
Jude Drake und Helen Flood,
dass sie Leute dazu ermuntern,
das zu lesen, was ich
geschrieben habe.

Besonderen Dank schulde ich
Catherine Clark. Sie erklärte
mir vor einigen Jahren bei
einem Mittagessen in Oxford,
dass sie mich für fähig hielt,
vielfältige Einzelstränge in
einem einzigen Buch
zusammenzuführen, was mir

damals noch etwas zweifelhaft
erschien. Diese Zweifel
tauchten bei der Niederschrift
dann oft wieder auf, meist spät
in der Nacht. Ich bin dankbar
für ihren Rat, ihre
Unterstützung und ihre
Ermunterung. Dies gilt auch
für die unermüdliche Zoe
Pagnamenta, meine New Yorker
Agentin. Chloe Campbell war
mein Schutzengel. Sie las alle
Kapitel meines Entwurfs und

bügelte alle möglichen kleinen
Mängel und schlechte
sprachliche Gewohnheiten
taktvoll und diplomatisch aus.

Meine Eltern erinnern mich
gerne daran, dass sie mir das
Gehen und Sprechen
beigebracht haben. Von ihnen
bekam ich auch meine
heißgeliebte Weltkarte, als ich
etwas älter war, und sie
erlaubten mir, sie an meiner
Schlafzimmerwand

aufzuhängen. (Allerdings erlaubten sie mir nicht, dazu Klebeband zu benutzen oder Star-Wars-Sticker auf die Ozeane zu kleben.) Sie lehrten mich, selbstständig zu denken und alles, was ich hörte und las, zu hinterfragen. Meine Geschwister und ich hatten das große Glück, in einem Haushalt aufzuwachsen, wo man am Esstisch viele Sprachen hören konnte und wo von uns

erwartet wurde, dass wir der Konversation folgten und an ihr teilnahmen. Verstehen zu lernen, was andere Leute sagten, aber auch, was sie wirklich meinten, erwies sich als unersetzliche Erfahrung. Ich bin meinen Brüdern und Schwestern, meinen besten Freunden seit dem Kindergarten, dankbar, dass sie immer hohe Maßstäbe setzten und meine härtesten Kritiker

waren. Sie sind die einzigen Menschen, die ich kenne, die meinen, das Studium der Vergangenheit sei einfach.

Meine Frau Jessica steht mir seit fünfundzwanzig Jahren zur Seite und inspiriert mich, seitdem wir ehrgeizige Studienanfänger waren, über den Sinn des Lebens diskutierten, über die Bedeutung der Stammesvölker sprachen und in den Kellern

der Cambridge-Colleges
tanzten. Ich muss mich jeden
Tag zwicken, um glauben zu
können, wie viel Glück ich
habe. *Licht aus dem Osten*
hätte ohne sie nie geschrieben
werden können.

Gewidmet ist dieses Buch
unseren vier Kindern, die mich
beobachtet, mir zugehört und
immer bessere Fragen gestellt
haben, wenn ich aus meinem
Arbeitszimmer kam oder aus

irgendeinem klimatisierten
oder exotischen Archiv
auftauchte, um über das
Problem des Tages
nachzudenken. Katarina, Flora,
Francis und Luke, ihr seid mein
Stolz und meine Freude. Jetzt,
wo dieses Buch fertig ist, kann
ich mit euch endlich so lange im
Garten spielen, wie ihr
möchtet.

Bildnachweis

Tafelteil eins

I. The Vincent Astor
Foundation

Gift/Metropolitan Museum
of Art

II. Feng Wei

Photography/Getty Images

III. Pictures from

History/Bridgeman Images
(oben), Pictures from
History/David Henley
(Mitte), Walter
Callens/Getty Images
(unten)

IV. Kaveh Kazemi/Getty Images
(oben links), Afghan
School/Valley of the
Buddhas, Bamyan,
Afghanistan/Bridgeman
Images (oben rechts),
Pictures from

History/Bridgeman Images
(Mitte)

V. Photo12/UIG via Getty
Images (oben links), Marie-
Lan Nguyen/Commons
(oben rechts), Tokapi
Palace Museum, Istanbul,
Turkey/Bridgeman Images
(unten)

VI. PVDE/Bridgeman Images
(oben), Pictures from
History/Bridgeman Images
(unten)

- II. De Agostini/Getty Images
(oben), Ben
Stansall/AFP/Getty Images
(unten links)
- III. Fine Art Images/Heritage
Images/Getty Images
(oben), Pictures from
History/Bridgeman Images
(unten)

Tafelteil zwei

- I. Bibliothèque Nationale,

Paris/Bridgeman Images
(oben), Chris Hellier/Alamy
(unten)

II. Culture Club/Getty Images
(oben links), Private
Collection/The Stapleton
Collection/Bridgeman
Images (unten)

III. Getty Images (oben links
und oben rechts), Victoria
and Albert Museum,
London (unten links), Fine
Art Images/Heritage

Images/Getty Images
(unten rechts)

IV. De Agostini/Getty Images
(oben), Private
Collection/Look and
Learn/Elgar
Collection/Bridgeman
Images (unten links), Getty
Images (unten rechts)

V. Bundesarchiv (oben
rechts), Heinrich
Hoffmann/ullstein bild via
Getty Images (unten)

- VI. General Photographic
Agency/Getty Images (oben
links), Keystone-
France/Gamma-Keystone
via Getty Images (oben
rechts), Dimitri Kessel/The
LIFE Picture
Collection/Getty Images
(unten rechts)
- 7II. Associated Press (oben),
Pierre PERRIN/Gamma-
Rapho via Getty Images
(unten links), Getty Images

(unten rechts)

III. Edson Walker/Getty Images
(oben)

Anmerkungen

Vorwort

1

E. Wolf, *Europe and the People without History*, Berkeley 1982, S. 5; deutsch: *Die Völker ohne Geschichte. Europa und die andere Welt seit 1400*, Frankfurt a.M. 1986, S. 19f.

2

A. Herrmann, «Die älteste türkische Weltkarte (1076 n. Chr.)», in: *Imago Mundi* 1.1 (1935), S. 21–28, sowie Maḥmud al-Kashghari, *Dīwān lughāt al-turk. Compendium of the Turkic Dialects*, hg. und übers. von R. Dankhoff und J. Kelly, 3 Bde., Cambridge (MA) 1982–1985, Bd. 1, S. 82f. Zur Lage der Stadt siehe W. Gorjatschewa, *Srednewekowyje gorodskije*

*zentry i architekturnyje
ansambli Kirgisii*, Frunse 1983,
insbes. S. 54–61.

3

Zur steigenden Nachfrage nach
Luxuswaren in China siehe zum
Beispiel Credit Lyonnais
Securities Asia, *Dipped in Gold*.
Luxury Lifestyles in China
(2011); zu Indien siehe
Ministry of Home Affairs,
Houselisting and Housing

Census Data, Neu-Delhi 2012.

4

Siehe beispielsweise

Transparency International,

Corruption Perception Index

2013 (www.transparency.org);

Reporters without Borders,

World Press Freedom Index

2013-2014 (www.rsf.org);

Human Rights Watch, *World*

Report 2014 (www.hrw.org).

5

1. Moses 2,8-9. Näheres über die Anschauungen zur Lage des Gartens Eden siehe

J. Dulumeau, *History of Paradise. The Garden of Eden in Myth and Tradition*, New York 1995.

6

Zu Mohenjo-Daro und anderen Städten siehe J. Kenoyer, *Ancient Cities of the Indus*

Valley, Oxford 1998.

7

Records of the Grand Historian
by Sima Qian, Han Dynasty,
übers. von B. Watson, 2 Bde.,
überarb. Aufl., New York 1971,
Bd. 2, S. 234f.

8

F. von Richthofen, «Über die
zentralasiatischen
Seidenstraßen bis zum

2. Jahrhundert. n. Chr.», in:
*Verhandlungen der
Gesellschaft für Erdkunde zu
Berlin* 4 (1877), S. 96–122.

9

E. Said, *Orientalism*, New York
1978; deutsch: *Orientalismus*,
Frankfurt a.M., Berlin, Wien
1981. Umgekehrt ist auch die
überwiegend positive und
extrem romantisierende
Reaktion französischer Denker

wie Foucault, Sartre und Godard auf den Osten und insbesondere auf China zu beachten, siehe R. Wolin, *French Intellectuals, the Cultural Revolution and the Legacy of the 1960s. The Wind from the East*, Princeton 2010.

10

Babur-Nama, *Memoirs of Babur, Prince and Emperor*, übers. von W. Thackston,

London 2006, S. 173f.;
deutsch: Zahiruddin
Muhammad Babur, *Die
Erinnerungen des ersten
Großmoguls von Indien. Das
Babur-nama*, übers. von
W. Stammer, Zürich 1988.

11

W. Thackston, «Treatise on
Calligraphic Arts. A Disquisition
on Paper, Colors, Inks and Pens
by Simi of Nishapur», in:

M. Mazzaoui und V. Moreen
(Hg.), *Intellectual Studies on
Islam. Essays written in Honor
of Martin B. Dickinson*, Salt
Lake City 1990, S. 219.

12

Al-Muqaddasī, *Aḥsanu-t-
taqāsīm fī maʿrifati-l-aqālīm*,
übers. von B. Collins: *Best
Division of Knowledge*, Reading
2001, S. 252; Ibn al-Faqīh,
Kitāb al-buldān, übers. von

P. Lunde und C. Stone, «Book of Countries», in: *Ibn Fadlan and the Land of Darkness. Arab Travellers in the Far North*, London 2011, S. 113.

13

Zitiert von N. di Cosmo,
Ancient China and its Enemies. The Rise of Nomadic Power in East Asian History, Cambridge 2002, S. 137.

14

Siehe etwa S. Freud,
Gesammelte Werke, Bd. 2/3:
Die Traumdeutung, Frankfurt
a.M. 1948; J. Derrida,
Résistances de la psychanalyse,
Paris 1996, S. 8–14.

Erstes Kapitel Wo alles seinen
Anfang nimmt – die Mitte der
Welt

1

C. Renfrew, «Inception of

Agriculture and Rearing in the Middle East», in: *C.R. Palevol* 5 (2006), S. 395–404; G. Algaze, *Ancient Mesopotamia at the Dawn of Civilization. The Evolution of an Urban Landscape*, Chicago 2008.

2

Herodotos, *Historiai*, 1.135, in: Herodot. *Historien. Deutsche Gesamtausgabe*, übers. von A. Horneffer, Stuttgart 1971,

S. 63.

3

Siehe dazu allgemein J. Curtis und St. J. Simpson (Hg.), *The World of Achaemenid Persia. History, Art and Society in Iran and the Ancient Near East*, London 2010.

4

Herodotos, *Historiai*, 8.98, S. 561; D. Graf, «The Persian

Royal Road System», in:
H. Sancisi-Weerdenburg,
A. Kuhrt und M. Root (Hg.),
Continuity and Change, Leiden
1994, S. 167–189.

5

H. Rawlinson, «The Persian
Cuneiform Inscription at
Behistun, Decyphered and
Translated», in: *Journal of the
Royal Asiatic Society* 11 (1849),
S. 1–192.

6

Esra, 1,2. Siehe dazu auch
Jesaja, 44,24, 45,3.

7

R. Kent, *Old Persian Grammar,
Texts, Lexicon*, New Haven
1953, S. 142ff.

8

Herodotos, *Historiai*, 1.135,
S. 63.

9

Ebd., 1.214, S. 97f.

10

Aischylos, *Die Perser*. Man beachte auch ambivalentere Haltungen, P. Briant, «History and Ideology. The Greeks and <Persian Decadence>», in: T. Harrison (Hg.), *Greeks and Barbarians*, New York 2002, S. 193–210.

11

Euripides, *Bakchai*, in:
Euripides, *Werke*, metrisch
übers. von G. Ludwig, Stuttgart
1853, Bd. 8, S. 1140f.

12

Plutarch, *Bioi Paralleloi*.
Alexandros, S. 32f., in:
Plutarch, *Griechische
Heldenleben*, hg. und übers.
von W. Ax, Stuttgart 1953,
S. 205f. Nach einem
berühmten Mosaik, das das

größte Haus in Pompeji
schmückte, trug er eine
glückbringende Rüstung,
A. Cohen, *Alexander Mosaic.
Stories of Victory and Defeat*,
Cambridge 1996.

13

Quintus Curtius Rufus,
*Historiae Alexandri Magni
Macedonis*, 5.1, in: Quintus
Curtius Rufus, *Geschichte
Alexanders des Großen*.

Lateinisch und Deutsch, hg.
von K. Müller und übers. von
H. Schönfeld, München 1954,
S. 213–217.

14

M. Beard, «Was Alexander the
Great a Slav?», in: *Times
Literary Supplement*, 3. Juli
2009.

15

Arrian, *Anabasis*, 6.29, S. 525f.;

Plutarch erwähnt ebenfalls
Alexanders friedfertiges und
großzügiges Vorgehen,
Alexandros, 59, S. 233f.

16

Arrian, *Anabasis*, 3.22, in:
Arrian, *Der Alexanderzug*.
Indische Geschichte, hg. und
übers. von G. Wirth und O. von
Hinüber, München, Zürich
1985, S. 251.

17

Quintus Curtius Rufus,
Historiae, 8.8, S. 537ff.

18

A. Shahbazi, «Iranians and Alexander», in: *American Journal of Ancient History* 2.1 (2003), S. 5–38. Siehe dazu auch M. Olbryct, *Aleksander Wielki i swiat iranski*, Gdansk 2004; M. Brosius, «Alexander and the Persians», in:

J. Roitman (Hg.), *Alexander the Great*, Leiden 2003, S. 169–193.

19

Siehe vor allem P. Briant, *Darius dans l'ombre d'Alexandre*, Paris 2003.

20

Zu Huaxia siehe C. Holcombe, *A History of East Asia. From the Origins of Civilization to the*

Twenty-First Century,
Cambridge 2010; zur Großen
Mauer siehe A. Waldron, «The
Problem of the Great Wall of
China», in: *Harvard Journal of
Asiatic Studies* 43.2 (1983),
S. 643–663, und insbes. N. di
Cosmo, *Ancient China and its
Enemies. The Rise of Nomadic
Power in East Asian History*,
Cambridge 2004.

Siehe unlängst J. Romm, *Ghost on the Throne. The Death of Alexander the Great and the War for Crown and Empire*, New York 2011. Verschiedene Historiker legen dar, Alexander sei an Typhus, Malaria, Leukämie, einer Alkoholvergiftung oder der Infektion einer Wunde gestorben, andere behaupten, er sei ermordet worden, A. Bosworth, «Alexander's

Death. The Poisoning Rumors»,
in: J. Romm (Hg.), *The
Landmark Arrian. The
Campaigns of Alexander*, New
York 2010, S. 407-411.

22

Siehe R. Waterfield, *Dividing
the Spoils. The War for
Alexander the Great's Empire*,
Oxford 2011.

23

K. Sheedy, «Magically Back to Life. Some Thoughts on Ancient Coins and the Study of Hellenistic Royal Portraits», in: K. Sheedy (Hg.), *Alexander and the Hellenistic Kingdoms. Coins, Image and the Creation of Identity*, Sydney 2007, S. 11–16; K. Erickson und N. Wright, «The ‹Royal Archer› and Apollo in the East. Greco-Persian Iconography in the Seleukid Empire», in: N. Holmes (Hg.),

*Proceedings of the XIVth
International Numismatic
Congress, Glasgow 2011,*
S. 163–168.

24

L. Robert, «De Delphes à
l'Oxus. Inscriptions grecques
nouvelles de la Bactriane», in:
*Comptes Rendus de l'Academie
des Inscriptions* (1968), S. 416–
457. Eine englische
Übersetzung findet sich in

F. Holt, *Thundering Zeus. The Making of Hellenistic Bactria*, London 1999, S. 175.

25

J. Jakobsson, «Who Founded the Indo-Greek Era of 186/5 bce?», in: *Classical Quarterly* 59.2 (2009), S. 505–510.

26

D. Sick, «When Socrates Met the Buddha. Greek and Indian

Dialectic in Hellenistic Bactria and India», in: *Journal of the Royal Asiatic Society* 17.3 (2007), S. 253f.

27

J. Derrett, «Early Buddhist Use of Two Western Themes», in: *Journal of the Royal Asiatic Society* 12.3 (2002), S. 343–355.

28

B. Litvinsky, «Ancient Tajikistan. Studies in History, Archaeology and Culture (1980–1991)», in: *Ancient Civilisations* 1.3 (1994), S. 295.

29

S. Nath Sen, *Ancient Indian History and Civilisation*, Delhi 1988, S. 184. Siehe auch R. Jairazbhoy, *Foreign Influence in Ancient India*, New York 1963, S. 48–109.

30

Plutarch, *Von Alexanders des Großen Glück oder Tapferkeit*, 5.4, in: *Plutarch. Moralia*, hg. von Ch. Weise und M. Vogel, 2 Bde., Wiesbaden 2012, Bd. 2, S. 574f.; J. Derrett, «Homer in India. The Birth of the Buddha», in: *Journal of the Royal Asiatic Society* 2.1 (1992), S. 47–57.

31

J. Frazer, *The Fasti of Ovid*, London 1929; J. Lallemant, «Une Source de l'Enéide. Le Mahabharata», in: *Latomus* 18 (1959), S. 262-287; Jairazbhoy, *Foreign Influence*, S. 99.

32

C. Baumer, *The History of Central Asia. The Age of the Steppe Warriors*, London 2012, S. 290-295.

33

V. Hansen, *The Silk Road*,
Oxford 2012, S. 9f.

34

Sima Qian, *Records of the
Grand Historian of China*, 123,
Bd. 2, S. 238.

35

Ebd., 129, Bd. 2, S. 440.

36

H. Creel, «The Role of the

Horse in Chinese History», in:
American Historical Review 70
(1965), S. 647–672. In den
Höhlen von Dunhuang wurden
viele himmlische Pferde an die
Wände gemalt, T. Chang,
*Dunhuang Art through the
Eyes of Duan Wenjie*, Neu Delhi
1994, S. 27f.

37

Aktuelle Ausgrabungen des
Mausoleums von Kaiser Wu in

Xian im Jahr 2011, *Xinhua*,
21. Februar 2011.

38

Huan Kuan, *Yan Tie Lun*, zitiert
von Y. Yu, *Trade and Expansion
in Han China. A Study in the
Structure of Sino-Barbarian
Economic Relations*, Berkeley
1967, S. 40.

39

Zum Beispiel Sima Qian,

Records of the Grand Historian of China, 110, Bd. 2, S. 145f.

Einige Bemerkungen zur Erziehung, zu den Sitten und Bräuchen der Xiongnu finden sich auf S. 129f.

40

Siehe Yu, *Trade and Expansion in Han China*, S. 48–54.

41

Ebd., S. 47, Anm. 33; siehe

dazu auch R. McLaughlin,
Rome and the Distant East.
Trade Routes to the Ancient
Lands of Arabia, India and
China, London 2010, S. 83ff.

42

Sima Qian, *Records of the*
Grand Historian of China, 110,
Bd. 2, S. 143.

43

S. Durrant, *The Cloudy Mirror*.

Tension and Conflict in the Writings of Sima Qian, Albany 1995, S. 8ff.

44

Sima Qian, *Records of the Grand Historian of China*, 123, Bd. 2, S. 235.

45

E. Schafer, *The Golden Peaches of Samarkand. A Study of Tang Exotics*, Berkeley 1963, S. 13f.

46

Hansen, *Silk Road*, S. 14.

47

T. Burrow, *A Translation of Kharoshthi Documents from Chinese Turkestan*, London 1940, S. 95.

48

Hansen, *Silk Road*, S. 17.

49

R. de Crespigny, *Biographical*

Dictionary of Later Han to the Three Kingdoms (23-220 AD), Leiden 2007.

50

M.R. Shayegan, *Arsacids and Sasanians. Political Ideology in Post-Hellenistic and Late Antique Persia*, Cambridge 2011.

51

N. Rosenstein, *Imperatores*

victim. Military Defeat and Aristocratic Competition in the Middle and Late Republic, Berkeley 1990; dazu auch S. Phang, *Roman Military Service. Ideologies of Discipline in the Late Republic and Early Principate*, Cambridge 2008.

52

P. Heather, *The Fall of the Roman Empire. A New History of Rome and the Barbarians*,

Oxford 2006, S. 6; deutsch: *Der Untergang des Römischen Weltreiches*, Stuttgart 2007.
Zum Verbot der Eheschließung siehe vor allem S. Phang, *Marriage of Roman Soldiers (13 BC-AD 235). Law and Family in the Imperial Army*, Leiden 2001.

53

C. Howgego, «The Supply and Use of Money in the Roman

World 200 b.c. to a.d. 300», in:
Journal of Roman Studies 82
(1992), S. 4f.

54

A. Bowman, *Life and Letters
from the Roman Frontier.
Vindolanda and its People*,
London 1994.

55

Diodoros, *Bibliothèque Historique*,
17.52, in: *Diodoros*.

Griechische Weltgeschichte.
Buch XVII: Alexander der
Große, übers. von O. Veh,
Stuttgart 2009, S. 71. Heutige
Historiker schätzen die
Bevölkerung Alexandrias auf
eine halbe Million Menschen,
siehe etwa R. Bagnall und
B. Frier, *The Demography of*
Roman Egypt, Cambridge
1994, S. 54, 104.

D. Thompson, «Nile Grain Transport under the Ptolemies», in: P. Garnsey, K. Hopkins und C. Whittaker (Hg.), *Trade in the Ancient Economy*, Berkeley 1983, S. 70f.

57

Strabon, *Geographika*, 17.1, in: *Strabons Geographika*, Bd. 4: *Buch XIV-XVII*, hg. und übers. von S. Radt, 8 Bde., Göttingen

2005, Bd. 4, S. 409.

58

Cassius Dio, *Historia Romana*,
51.21, in: *Cassius Dio*.

Römische Geschichte, hg. und
übers. von O. Veh, 5 Bde.,
Düsseldorf 2007, Bd. 4,
S. 34ff.; Suetonius, *De Vita*
Caesarum. Divus Augustus, 41,
in: Sueton, *Werke in einem*
Band, übers. von A. Stahr,
Berlin, Weimar 1985,

«Augustus», 41, S. 86;
R. Duncan-Jones, *Money and Government in the Roman Empire*, Cambridge 1994, S. 21; M. Fitzpatrick, «Provincializing Rome. The Indian Ocean Trade Network and Roman Imperialism», in: *Journal of World History* 22.1 (2011), S. 34.

59

Suetonius, *Divus Augustus*, 41,

S. 86.

60

Ebd., 28, S. 76; die
Behauptung des Augustus wird
von dem archäologischen
Befund bestätigt, siehe
P. Zanker, *Augustus und die
Macht der Bilder*, München
1987.

61

Zu den Steuern auf den

Karawanenrouten: J. Thorley, «The Development of Trade between the Roman Empire and the East under Augustus», in: *Greece and Rome* 16.2 (1969), S. 211; Jones, *History of Rome*, S. 256f., 259f.; R. Ritner, «Egypt under Roman Rule: The Legacy of Ancient Egypt», in: *Cambridge History of Egypt*, Bd. 1, S. 10; N. Lewis, *Life in Egypt under Roman Rule*, Oxford 1983, S. 180.

62

Siehe Lewis, *Life in Egypt*, S. 33f.; Ritner, «Egypt under Roman Rule», in: *Cambridge History of Egypt*, Bd. 1, S. 7f.; A. Bowman, *Egypt after the Pharaohs 332 BC-AD 642. From Alexander to the Arab Conquest*, Berkeley 1986, S. 92f.

63

Zur Registrierung der

Geburten und Todesfälle im römischen Ägypten siehe R. Ritner, «Poll Tax on the Dead», in: *Enchoria* 15 (1988), S. 205ff. Zur Volkszählung siehe J. Rist, «Luke 2:2. Making Sense of the Date of Jesus' Birth», in: *Journal of Theological Studies* 56.2 (2005), S. 489ff.

64

Cicero, *De imperio Gn. Pompei*

[Pro lege Manilia], 6, 14, in:
Marcus Tullius Cicero,
Sämtliche Reden, hg. und
übers. von M. Fuhrmann,
7 Bde., Bd. 1, Stuttgart, Zürich
1970, S. 331, 334f.

65

Sallust, *De Catilinae
Coniuratione*, 11.5–6, in:
Sallust, *Werke. Die
Verschwörung des Catilina.
Jugurthinischer Krieg*, hg. und

übers. von W. Schöne,
München 1950, S. 23; A. Dalby,
*Empire of Pleasures. Luxury
and Indulgence in the Roman
World*, London 2000, S. 162.

66

F. Hoffman, M. Minas-Nerpel
und S. Pfeiffer, *Die
dreisprachige Stele des
C. Cornelius Gallus.
Übersetzung und Kommentar*,
Berlin 2009, S. 5ff.;

G. Bowersock, «A Report on Arabia Provincia», in: *Journal of Roman Studies* 61 (1971), S. 227.

67

W. Schoff, *Parthian Stations of Isidore of Charax. An Account of the Overland Trade between the Levant and India in the First Century BC*, Philadelphia 1914. Häufig wurde der Text so interpretiert, als befasse er sich

mit Handelsrouten; Millar weist nach, dass dies falsch ist, siehe «Caravan Cities», S. 119ff. Zur Identifizierung von Alexandropolis siehe P. Fraser, *Cities of Alexander the Great*, Oxford 1996, S. 132–140.

68

Strabon, *Geographika*, 2.5.12, Bd. 1, S. 287; Parker, «Ex Oriente», S. 64ff.; Fitzpatrick, «Provincializing Rome», S. 49f.

Parker, «Ex Oriente», S. 64ff.;
M. Vickers, «Nabataea, India,
Gaul, and Carthage. Reflections
on Hellenistic and Roman Gold
Vessels and Red-Gloss Pottery»,
in: *American Journal of
Archaeology* 98 (1994), S. 242;
E. Lo Cascio, «State and
Coinage in the Late Republic
and Early Empire», in: *Journal
of Roman Studies* 81 (1981),
S. 82.

70

Zitiert von G. Parker, *The Making of Roman India*, Cambridge 2008, S. 173.

71

Zitiert in H. Kulke und D. Rothermund, *Geschichte Indiens*, Stuttgart 1982, S. 118.

72

L. Casson (Hg.), *The Periplus Maris Erythraei. Text with*

Introduction, Translation and Commentary, Princeton 1989, 48f., S. 80; 56, S. 84.

73

W. Wendrich, R. Tomber, S. Sidebotham, J. Harrell, R. Cappers und R. Bagnall, «Berenike Crossroads. The Integration of Information», in: *Journal of the Economic and Social History of the Orient* 46.1 (2003), S. 59–62.

74

V. Begley, «Arikamedu Reconsidered», in: *American Journal of Archaeology* 87.4 (1983), S. 461–481; Parker, «Ex Oriente», S. 47f.

75

Siehe T. Power, *The Red Sea from Byzantium to the Caliphate, AD 500–1000*, Kairo 2012.

76

Tacitus, *Annales*, hg. von
H. Heubner, Stuttgart 1983,
2.33, S. 63.

77

Petronius, *Satyrical*, hg. von
K. Müller, München 2003, 30–
38, S. 23–31; 55, S. 49.

78

Martial, *Epigrams*, 5.37, in:
Martial, *Epigramme*, hg. und

übers. von W. Hofmann,
Frankfurt a.M., Leipzig 1997,
S. 208f.

79

Talmud Bavli, zitiert von Dalby,
Empire of Pleasures, S. 266.

80

Juvenal, *Satire* 3, in: *Juvenal
Satiren. Lateinisch-Deutsch*,
hg. und übers. von J. Adamietz,
München, Zürich 1993, S. 41.

81

Casson, *Periplus Maris*

Erythraei, 49, S. 80; 56, S. 84;
64, S. 90.

82

Seneca, *De Beneficiis*, 7.9, in:

L. Annaeus Seneca,

Philosophische Schriften, Bd. 5:

Über die Milde. Über die

Wohltaten, hg. und übers. von

M. Rosenbach, 5 Bde.,

Darmstadt 1989, Bd. 5, S. 547.

83

Tacitus, *Annales*, 2.33, S. 63.

84

Plinius der Ältere, *Naturalis Historia*, 6.20, in: C. Plinius Secundus d.Ä.: *Naturkunde. Lateinisch – Deutsch*, hg. und übers. von K. Brodersen, Darmstadt 1996, VI, S. 47.

85

Ebd., 6.26, S. 77.

86

Ebd.

87

H. Harrauer und P. Sijpesteijn,
«Ein neues Dokument zu Roms
Indienhandel, P. Vindob.

G40822», in: *Anzeiger der
Österreichischen Akademie der
Wissenschaften, phil.-
hist.Kl.* 122 (1985), S. 124–155;
siehe auch L. Casson, «New
Light on Maritime Loans.

P. Vindob. G 40822», in:
*Zeitschrift für Papyrologie und
Epigraphik* 84 (1990), S. 195–
206, und F. Millar, «Looking
East from the Classical World»,
in: *International History
Review* 20.3 (1998), S. 507–
531.

Erstes Kapitel Wo alles seinen Anfang nimmt – die Mitte der Welt

88

Casson, *Periplus Maris Erythraei*, 39, S. 74.

89

J. Teixidor, *Un Port roman du desert. Palmyre et son commerce d'Auguste a Caracalla*, Paris 1984; E. Will,

Les Palmyréniens, la Venise des sables (Ier siècle avant-III^eme siècle après J.-C.), Paris 1992.

90

Ammianus Marcellinus, *Rerum Gestarum Libri Qui Supersunt*, 14.3, in: *Ammianus Marcellinus. Römische Geschichte. Lateinisch und Deutsch*, hg. von W. Seyfrath, Berlin 1968, Bd. 1, S. 67.

91

J. Cribb, «The Heraus Coins. Their Attribution to the Kushan King Kujula Kadphises, c. ad 30–80», in: M. Price, A. Burnett und R. Bland (Hg.), *Essays in Honour of Robert Carson and Kenneth Jenkins*, London 1993, S. 107–134.

92

Casson, *Periplus Maris Erythraei*, 43, S. 76ff.; 46,

S. 78ff.

93

Ebd., 39, S. 76; 48–9, S. 81.

Zum Reich Kuschana siehe die Sammlung von Aufsätzen in V. Masson u.a. (Hg.), *History of Civilizations of Central Asia*, 6 Bde., Paris 1992–2005, Bd. 2, S. 247–396.

94

D. Leslie und K. Gardiner, *The*

Roman Empire in Chinese Sources, Rom 1996, insbes. S. 131–162; siehe auch R. Kauz und L. Yingsheng, «Armenia in Chinese Sources», in: *Iran and the Caucasus* 12 (2008), S. 157–190.

95

Sima Qian, *Records of the Grand Historian of China*, 123, Bd. 2, S. 241.

96

Siehe dazu immer noch

B. Laufer, *Sino-Iranica. Chinese Contributions to the History of Civilisation in Ancient Iran*, Chicago 1919, und

R. Ghirshman, *Iran. From the Earliest Times to the Islamic Conquest*, Harmondsworth 1954.

97

Power, *Red Sea*, S. 58.

98

Schafer, *Golden Peaches of Samarkand*, S. 1.

99

Der Umstand, dass die Delegation Schildpatt, das Horn eines Nashorns und Elfenbein brachte, lässt darauf schließen, dass die Gesandten über den chinesischen Geschmack gut informiert waren, siehe F. Hirth, *China and the Roman*

Orient, Leipzig 1885, S. 42, 94.
Siehe hier R. McLaughlin,
Rome and the Distant East.
Trade Routes to the Ancient
Lands of Arabia, India and
China, London 2010.

100

Fitzpatrick, «Provincializing
Rome», S. 36; Horatius, *Odes*,
1.12, in: Horaz, *Sämtliche*
Werke. Lateinisch und Deutsch,
hg. von H. Färber, München

1957, Oden 1.12: «Roms Götter und Helden», S. 27ff.

101

B. Isaac, *The Limits of Empire. The Roman Army in the East*, Oxford 1990, S. 43; S. Mattern, *Rome and the Enemy. Imperial Strategy in the Principate*, Berkeley 1999, S. 37.

102

Cassius Dio, 68.28f., Bd. 5,

S. 218f.; H. Mattingly (Hg.), *A Catalogue of the Coins of the Roman Empire in the British Museum*, 6 Bde., London 1940–1962, Bd. 3, S. 606. Zum Feldzug Trajans siehe J. Bennett, *Trajan. Optimus Princeps*, London 1997, S. 183–204.

103

Cassius Dio, 68.28f., Bd. 5, S. 218f.; vgl. Jordanes,

Romana, in: *Iordanis Romana et Getica*, S. 34f.

104

Laktanz, *De Mortibus Persecutorum – Die Todesarten der Verfolger*, hg. und übers. von A. Städele, Turnhout 2003, S. 100–103.

105

A. Invernizzi, «Arsacid Palaces», in: I. Nielsen (Hg.),

The Royal Palace Institution in the First Millennium BC, Athen 2001, S. 295–312; ders., «The Culture of Nisa, between Steppe and Empire», in: J. Cribb und G. Herrmann (Hg.), *After Alexander. Central Asia before Islam. Themes in the History and Archaeology of Western Central Asia*, Oxford 2007, S. 163–177. Das in Vergessenheit geratene Nisa ist die Heimat vieler prächtiger

Beispiele hellenistischer Kunst;
siehe W. Pilipko, *Rospissi Staroi*
Nisy, Taschkent 1992;
P. Bernard und F. Grenet
(Hg.), *Histoire des cultes de*
l'Asie Centrale préislamique,
Paris 1991.

106

Zu Charax siehe L. Gregoratti,
«A Parthian Port on the Persian
Gulf. Characene and its Trade»,
in: *Anabasis* 2 (2011), S. 209–

229. Zur Keramik siehe beispielsweise H. Schenk, «Parthian Glazed Pottery from Sri Lanka and the Indian Ocean Trade», in: *Zeitschrift für Archäologie Außereuropäischer Kulturen* 2 (2007), S. 57–90.

107

F. Rahimi-Laridjani, *Die Entwicklung der Bewässerungslandwirtschaft im Iran bis in sasanidisch-*

frühislamische Zeit, Wiesbaden
1988; R. Gyselen, *La*
géographie administrative de
l'empire sassanide. Les
temoignages sigillographiques,
Paris 1989.

108

A. Taffazoli, «List of Trades and
Crafts in the Sassanian Period»,
in: *Archaeologische*
Mitteilungen aus Iran 7 (1974),
S. 192-196.

109

T. Daryaei, *Šahrestānīhā ī Ērānšahr. A Middle Persian Text on Late Antique Geography, Epic, and History*, Costa Mesa (CA) 2002.

110

M. Morony, «Land Use and Settlement Patterns in Late Sasanian and Early Islamic Iraq», in: A. Cameron, G. King und J. Haldon (Hg.), *The*

*Byzantine and Early Islamic
Near East*, 3 Bde., Princeton
1992–1996, Bd. 2, S. 221–229.

111

R. Frye, «Sasanian Seal
Inscriptions», in: R. Stiehl und
H. Stier (Hg.), *Beiträge zur
alten Geschichte und deren
Nachleben*, 2 Bde., Berlin
1969/70, Bd. 1, S. 77–84;
J. Choksy, «Loan and Sales
Contracts in Ancient and Early

Medieval Iran», in: *Indo-Iranian Journal* 31 (1988), S. 120.

112

T. Daryaei, «The Persian Gulf Trade in Late Antiquity», in: *Journal of World History* 14.1 (2003), S. 1–16.

113

Laktanz, *De Mortibus Persecutorum*, 7, S. 105.

114

Ebd., 23, S. 153.

115

Museum für

Unterwasserarchäologie

Bodrum. Soweit mir bekannt,
ist die Inschrift, die 2011
entdeckt wurde, noch nicht
veröffentlicht worden.

116

Sextus Aurelius Victor, *Epitome
de Caesaribus*, übers. von

A. Cloß, *Sextus Aurelius Victor. Kaisergeschichten*, Stuttgart 1857, 39, S. 302.

117

Suetonius, *Divus Julius*, 79, in: Sueton, *Werke in einem Band*, übers. von A. Stahr, Berlin, Weimar 1985, «Julius Caesar», S. 48.

118

Libanius, *Antioch as a Centre of*

*Hellenic Culture as Observed
by Libanius*, übers. A. Norman,
Liverpool 2001, S. 145–167.

119

Eine energische Ablehnung des
«Mythos von der *translatio
imperii*» findet sich etwa in
L. Grig und G. Kelly (Hg.), *Two
Romes. Rome and
Constantinople in Late
Antiquity*, Cambridge 2012.

Zweites Kapitel Wege zur Erleuchtung – der Wettlauf der Religionen

1

H. Falk, *Asokan Sites and Artefacts. A Source-book with Bibliography*, Mainz 2006, S. 13; E. Selleslachts, «Greece, the Final Frontier? – The Westward Spread of Buddhism», in: A. Heirman und S. Bumbacher (Hg.), *The Spread of Buddhism*, Leiden

2007, insbes. S. 158ff.

2

Sick, «When Socrates Met the Buddha», S. 271; zur zeitgenössischen Pali-Literatur siehe O. v. Hinüber, *A Handbook of Pali Literature*, Berlin 1996.

3

G. Fussman, «The Mat Devakula. A New Approach to

its Understanding», in:

D. Srivasan (Hg.), *Mathurā.*

The Cultural Heritage, Neu-

Delhi 1989, S. 193–199.

4

Zum Beispiel P. Rao Bandela,

Coin Splendour. A Journey into

the Past, Neu-Delhi 2003,

S. 32–35.

5

D. MacDowall, «Soter Megas,

the King of Kings, the Kushana», in: *Journal of the Numismatic Society of India* (1968), S. 28–48.

6

Man beachte beispielsweise die Schilderung im Buch der Psalmen als «Gott aller Götter ... Herrn der Herren» (Ps. 136,2–3) oder «der Gott aller Götter und der Herr über alle Herren» (5. Mose 10,17).

Das Buch der Offenbarung
schildert, wie das Biest besiegt
werden wird, weil das Lamm
«der Herr aller Herren und der
König aller Könige» ist
(Off. 17,14).

7

*The Lotus of the Wonderful
Law or The Lotus Gospel.*

Saddharma Pundarīka

Sūtra/Miao-Fa Lin Hua Chung,
übers. von W. Soothill, London

1987, S. 77.

8

X. Liu, *Ancient India and Ancient China. Trade and Religious Exchanges AD 1–600*, Oxford 1988, S. 102.

9

Sukhāvatī-vyūha. Description of Sukhāvatī, the Land of Bliss, übers. von F. Müller, Oxford 1883, S. 33f.; *Lotus of the*

Wonderful Law, S. 107, 114.

10

D. Schlumberger, M. Le Berre
und G. Fussman (Hg.), *Surkh
Kotal en Bactriane*, Bd. 1: *Les
Temples. Architecture,
sculpture, inscriptions*, Paris
1983; V. Gaibov, «Ancient
Tajikistan Studies in History,
Archaeology and Culture
(1980–1991)», in: *Ancient
Civilizations from Scythia to*

Siberia 1.3 (1995), S. 289–304.

11

R. Salomon, *Ancient Buddhist Scrolls from Gandhara*, Seattle 1999.

12

J. Harle, *The Art and Architecture of the Indian Subcontinent*, New Haven 1994, S. 43–57.

13

Siehe vor allem E. de la
Vaissière, *Sogdian Traders. A
History*, Leiden 2005.

14

K. Jettmar, «Sogdians in the
Indus Valley», in: P. Bertrand
und F. Grenet (Hg.), *Histoire
des cultes de l'Asie centrale
préislamique*, Paris 1991,
S. 251ff.

15

C. Huart, *Le Livre de Gerchāsp, poème persan d'Asadī junior de Toūs*, 2 Bde., Paris 1926-1929, Bd. 2, S. 111.

16

R. Giès, G. Feugère und A. Coutin (Hg.), *Painted Buddhas of Xinjiang. Hidden Treasures from the Silk Road*, London 2002; T. Higuchi und G. Barnes, «Bamiyan: Buddhist Cave Temples in Afghanistan»,

in: *World Archaeology* 27.2
(1995), S. 282ff.

17

M. Rhie, *Early Buddhist Art of China and Central Asia*, Bd. 1, Leiden 1999; R. Wei, *Ancient Chinese Architecture. Buddhist Buildings*, Wien 2000.

18

G. Koshelenko, «The Beginnings of Buddhism in

Margiana», in: *Acta Antiqua Academiae Scientiarum Hungaricae* 14 (1966), S. 175–183; R. Foltz, *Religions of the Silk Road. Premodern Patterns of Globalization*, 2. Aufl., Basingstoke 2010, S. 47f.; ders., «Buddhism in the Iranian World», in: *Muslim World* 100.2–3 (2010), S. 204–214.

19

N. Sims-Williams, «Indian

Elements in Parthian and Sogdian», in: R. Röhrborn und W. Veenker (Hg.), *Sprachen des Buddhismus in Zentralasien*, Wiesbaden 1983, S. 132–141; W. Sundermann, «Die Bedeutung des Parthischen für die Verbreitung buddhistischer Wörter indischer Herkunft», in: *Altorientalische Forschungen* 9 (1982), S. 99–113.

20

W. Ball, «How Far Did Buddhism Spread West?», in: *Al-Rāfi dān* 10 (1989), S. 1–11.

21

T. Daryaee, *Sasanian Persia. The Rise and Fall of an Empire*, London 2009, S. 2–5.

22

Viele Historiker haben sich der Frage von Kontinuität und

Wandel gewidmet. Siehe hier
M. Canepa, *The Two Eyes of
the Earth. Art and Ritual of
Kingship between Rome and
Sasanian Iran*, Berkeley 2009.

23

M. Canepa, «Technologies of
Memory in Early Sasanian Iran.
Achaemenid Sites and Sasanian
Identity», in: *American Journal
of Archaeology* 114.4 (2010),
S. 563–596; U. Weber,

«Wahram II: König der Könige von Eran und Aneran», in: *Iranica Antiqua* 44 (2009), S. 559–643.

24

Zu den Münzen der Sassaniden allgemein siehe R. Göbl, *Sasanidische Numismatik*, Braunschweig 1968.

25

M. Boyce, *Zoroastrians. Their*

Religious Beliefs and Practices,
London 1979.

26

R. Foltz, «Zoroastrian Attitudes toward Animals», in: *Society and Animals* 18 (2010), S. 367–378.

27

The Book of the Counsel of Zartusht, S. 2–8, in:

R. Zaehner, *The Teachings of*

the Magi. A Compendium of Zoroastrian Beliefs, New York 1956, S. 21f. Siehe dazu auch M. Boyce, *Textual Sources for the Study of Zoroastrianism*, Manchester 1984.

28

Siehe beispielsweise Boyce, *Textual Sources*, S. 104ff.

29

M. Boyce und F. Grenet, A

History of Zoroastrianism,
Leiden 1991, S. 30–33. Zu den
zarathustrischen
Anschauungen einschließlich
der Gebete und Glaubenslehre
siehe Boyce, *Textual Sources*,
S. 53–61; zu Riten und
Bräuchen S. 61–70.

30

J. Harmatta, «Late Bactrian
Inscriptions», in: *Acta Antiqua
Hungaricae* 17 (1969),

S. 386ff.

31

M. Back, «Die sassanidischen Staatsinschriften», in: *Acta Iranica* 18 (1978), S. 287f.

32

S. Shaked, «Administrative Functions of Priests in the Sasanian Period», in: G. Gnoli und A. Panaino (Hg.), *Proceedings of the First*

European Conference of Iranian Studies, 2 Bde., Rom 1991, Bd. 1, S. 261–273;
T. Daryaee, «Memory and History. The Construction of the Past in Late Antiquity», in: *Name-ye Iran-e Bastan* 1.2 (2001/02), S. 1–14.

33

Back, «Sassanidischen Staatsinschriften», S. 384, 419f. Zum vollen Wortlaut der

Inschrift siehe M.-L. Chaumont, «L'Inscription de Kartir à la Ka'bah de Zoroastre. Text, traduction et commentaire», in: *Journal Asiatique* 248 (1960), S. 339–380.

34

M.-L. Chaumont, *La Christianisation de l'empire iranien, des origines aux grandes persécutions du IVE siècle*, Louvain 1988, S. 111;

G. Fowden, *Empire to Commonwealth. Consequences of Monotheism in Late Antiquity*, Princeton 1993, S. 28f.

35

R. Merkelbach, *Mani und sein Religionssystem*, Opladen 1986; J. Russell, «Kartir and Mani. A Shamanistic Model of their Conflict», in: *Iranica Varia. Papers in Honor of*

Professor Ehsan Yarshater,
Leiden 1990, S. 180–193;
S. Lieu, *History of*
Manicheanism in the Later
Roman Empire and Medieval
China. A Historical Survey,
Manchester 1985. Zu Schapur
und Mani siehe M. Hutter,
«Manichaeism in the early
Sasanian Empire», in: *Numen*
40 (1993), S. 2–15.

P. Gignoux (Hg. und Übers.),
*Les Quatre Inscriptions du
mage Kirdir, textes et
concordances*, Paris 1991.

Dazu auch C. Jullien und
F. Jullien, «Aux frontières de
l'iranité. <Nasraye> et
<kristyone> des inscriptions du
mobad Kirdir. Enquête
littéraire et historique», in:
Numen 49.3 (2002), S. 282–
335; F. de Blois, «*Naṣrānī*
(Ναζωραῖος) and *ḥanīf*

(ἐθνικός). Studies on the Religious Vocabulary of Christianity and of Islam», in: *Bulletin of the School of Oriental and African Studies* 65 (2002), S. 7f.

37

S. Lieu, «Captives, Refugees and Exiles. A Study of Cross-Frontier Civilian Movements and Contacts between Rome and Persia from Valerian to

Jovian», in: P. Freeman und D. Kennedy (Hg.), *The Defence of the Roman and Byzantine East*, Oxford 1986, S. 475–505.

38

A. Kitchen, C. Ehret, S. Assefa und C. Mulligan, «Bayesian Phylogenetic Analysis of Semitic Languages Identifies an Early Bronze Age Origin of Semitic in the Near East», in: *Proceedings of the Royal Society B*,

276.1668 (2009), S. 2702–2710. Einige Wissenschaftler deuten einen nordafrikanischen Ursprung der semitischen Sprachgruppe an, siehe etwa D. McCall, «The Afroasiatic Language Phylum. African in Origin, or Asian?», in: *Current Anthropology* 39.1 (1998), S. 139–144.

39

R. Stark, *The Rise of*

*Christianity. A Sociologist
Reconsiders History*, Princeton
1996, und ders., *Cities of God.
The Real Story of How
Christianity Became an Urban
Movement and Conquered
Rome*, San Francisco 2006.
Starks Anschauungen und
methodologische
Vorgehensweise sind sehr
umstritten, siehe *Journal of
Early Christian Studies* 6.2
(1998).

40

Plinius der Jüngere, 10. Buch,
Brief 96, in: Gaius Plinius
Caecilius Secundus, *Briefe*.
Epistularum Libri Decem, hg.
und übers. von H. Kasten,
Düsseldorf, Zürich o.J.,
S. 641ff.

41

Ebd., Brief 97, S. 645.

42

J. Helgeland, R. Daly und
P. Patout Burns (Hg.),
*Christians and the Military. The
Early Experience*, Philadelphia
1985.

43

M. Roberts, *Poetry and the Cult
of the Martyrs*, Ann Arbor
1993; G. de Ste Croix,
*Christian Persecution,
Martyrdom and Orthodoxy*,
Oxford 2006.

Tertullian, *Apologeticum*, 42,
in: Tertullian, *Apologeticum –
Verteidigung des Christentums.
Lateinisch und Deutsch*, hg.
und übers. von C. Becker,
München 1952, S. 195;
G. Stoumsa, *Barbarian
Philosophy. The Religious
Revolution of Early Christianity*,
Tübingen 1999, S. 69f.

Tertullian, *Apologeticum*, 8,
S. 85ff.

46

W. Baum und D. Winkler, *Die
Apostolische Kirche des Ostens*,
Klagenfurt 2000, S. 13-17.

47

S. Ross, *Roman Edessa. Politics
and Culture on the Eastern
Fringes of the Roman Empire,
114-242 CE*, London 2001.

48

T. Mgaloblishvili und

I. Gagoshidze, «The Jewish Diaspora and Early Christianity in Georgia», in:

T. Mgaloblishvili (Hg.), *Ancient Christianity in the Caucasus*, London 1998, S. 39-48.

49

J. Bowman, «The Sassanian Church in the Kharg Island», in: *Acta Iranica* 1 (1974),

S. 217-220.

50

The Book of the Laws of the Countries. Dialogue on the Fate of Bardaisan of Edessa, übers. von H. Drijvers, Assen 1965, S. 61; aktuelle deutsche Übersetzung: T. Krannich und P. Steiner, «Das ‹Buch der Gesetze der Länder› des Bardesanes von Edessa», in: *Zeitschrift für antikes*

Christentum 8 (2004), S. 203–229.

51

J. Asmussen, «Christians in Iran», in: *The Cambridge History of Iran. The Seleucid, Parthian and Sasanian Periods*, Cambridge 1983, Bd. 3.2, S. 929f.

52

S. Brock, «A Martyr at the

Sasanid Court under Vahran II:
Candida», in: *Analecta*
Bollandiana 96.2 (1978),
S. 167–181.

53

Eusebius, *Evangelike*
Proparaskes, hg. von K. Mras,
Eusebius Werke. Die
Praeparatio Evangelica, Berlin
1954, 1.4, S. 16; A. Johnson,
«Eusebius' *Praeparatio*
Evangelica as Literary

Experiment», in: S. Johnson
(Hg.), *Greek Literature in Late
Antiquity. Dynamism,
Didacticism, Classicism*,
Aldershot 2006, S. 85.

54

P. Brown, *The Body and
Society. Men, Women and
Sexual Renunciation in Early
Christianity*, London 1988;
C. Wickham, *The Inheritance of
Rome. A History of Europe*

from 400 to 1000, London
2009, S. 55f.

55

B. Dignas und E. Winter, *Rom
und das Perserreich. Zwei
Weltmächte zwischen
Konfrontation und Koexistenz*,
Berlin 2001, S. 229–250.

56

Siehe A. Sterk, «Mission from
Below. Captive Women and

Conversion on the East Roman Frontiers», in: *Church History* 79.1 (2010), S. 1–39.

57

Zur Konversion siehe
R. Thomson (Hg. und Übers.),
*The Lives of St Gregory. The
Armenian, Greek, Arabic and
Syriac Versions of the History
Attributed to Agathanegeios*,
Ann Arbor 2010. Zum heiß
umstrittenen Datum der

Bekehrung siehe W. Seibt, *Die Christianisierung des Kaukasus = The Christianisation of Caucasus (Armenia, Georgia, Albania)*, Wien 2002, und M.-L. Chaumont, *Recherches sur l'histoire d'Arménie, de l'avènement des Sassanides à la conversion du royaume*, Paris 1969, S. 131–146.

58

Eusebius von Caesarea, *Bios*

tou megalou Konstantinou, hg.
von F. Winkelmann, *Über das
Leben des Kaisers Konstantin*,
Berlin 1992, 1.28–30, S. 29f.;
zitiert nach deutscher
Übersetzung: Eusebius von
Caesarea, *De Vita Constantini –
Über das Leben Konstantins*,
hg. und übers. von
H. Schneider, Turnhout 2007,
S. 183ff. Zur Konversion
Konstantins und allgemein
siehe die Aufsatzsammlung in:

N. Lenski (Hg.), *The Cambridge Companion to the Age of Constantine*, überarb. Aufl., Cambridge 2012.

59

Sozomen, *Ekklesiastike Historia*, hg. von J. Bidez, *Sozomenus. Kirchengeschichte*, Berlin 1995, 2.3, S. 52.

60

Eusebius, *De vita Constantini*,

2.44, S. 273.

61

A. Lee, «Traditional Religions»,
in: Lenski, *Age of Constantine*,
S. 159–180.

62

Codex Theodosianus, übers.
von C. Pharr, *The Theodosian
Code and Novels and the
Simondian Constitutions*,
Princeton 1952, 15.12, S. 436.

63

Eusebius, *De vita Constantini*,
3.27–8, S. 347ff.

64

Ebd., 3.31–2, S. 353ff.

65

P. Sarris, *Empires of Faith*,
Oxford 2012, S. 22f.

66

Eusebius, *Vita Constantini*,
4.13, S. 425ff.; dazu auch

Dodgeon und Lieu (Hg.), *The Roman Eastern Frontier and the Persian Wars A.D. 226–363. A Documentary History*, London 1991, S. 152. Zum Datum siehe G. Fowden, *Empire to Commonwealth. Consequences of Monotheism in Late Antiquity*, Princeton 1993, S. 94–99.

67

J. Eadie, «The Transformation

of the Eastern Frontier 260–305», in: R. Mathisen und H. Sivan (Hg.), *Shifting Frontiers in Late Antiquity*, Aldershot 1996, S. 72–82;
M. Konrad, «Research on the Roman and Early Byzantine Frontier in North Syria», in: *Journal of Roman Archaeology* 12 (1999), S. 392–410.

68

Sterk, «Mission from Below»,

S. 10f.

69

Eusebius, *Vita Constantini*,
4.56, S. 477f.; 4.62, S. 485.

Zweites Kapitel Wege zur Erleuchtung – der Wettlauf der Religionen

70

T. Barnes, «Constantine and the Christians of Persia», in: *Journal of Roman Studies* 75 (1985), S. 132.

71

Aphrahat, *Unterweisungen*, übers. von P. Bruns, 2 Bde.,

Freiburg u.a. 1991, Nr. 5,
S. 179; vgl. M.-J. Pierre,
*Aphraate le sage persan. Les
exposés*, Paris 1988/89, Nr. 5.

72

J. Walker, *The Legend of Mar
Qardagh. Narrative and
Christian Heroism in Late
Antique Iraq*, Berkeley 2006,
Bd. 6, S. 22.

73

Siehe allgemein J. Rist, «Die Verfolgung der Christen im spätkirchlichen Sasanidenreich. Ursachen, Verlauf und Folgen», in: *Oriens Christianus* 80 (1996), S. 17–42. Allerdings birgt die Interpretation des Materials einige Probleme, S. Brock, «Saints in Syriac. A Little-Tapped Resource», in: *Journal of East Christian Studies* 16.2 (2008), insbes. S. 184ff.

J. Wiesehöfer, *Das antike Persien. Von 550 v.Chr. bis 650 n.Chr.*, München, Zürich 1994, S. 270.

Drittes Kapitel Rom liegt jetzt im Osten – das neue christliche Reich

1

O. Kottnerus, «Malaria in den Nordseemarschen. Gedanken über Mensch und Umwelt», in:

M. Jakubowski-Tiessen und
J. Lorenzen-Schmidt, *Dünger
und Dynamit. Beiträge zur
Umweltgeschichte Schleswig-
Holsteins und Dänemarks*,
Neumünster 1999, S. 25–39;
P. Sorrel u.a., «Climate
Variability in the Aral Sea Basin
(Central Asia) during the Late
Holocene Based on Vegetation
Changes», in: *Quaternary
Research* 67.3 (2007), S. 357–
370; H. Oberhänsli u.a.,

«Variability in Precipitation, Temperature and River Runoff in W. Central Asia during the Past ~2000 Yrs», in: *Global and Planetary Change* 76 (2011), S. 95–104; O. Savoskul und O. Solomina, «Late-Holocene Glacier Variations in the Frontal and Inner Ranges of the Tian Shan, Central Asia», in: *Holocene* 6.1 (1996), S. 25–35.

N. Sims-Williams, «Sogdian Ancient Letter II», in: A. Juliano und J. Lerner (Hg.), *Monks and Merchants. Silk Road Treasures from Northern China. Gansu and Ningxia 4th–7th Century*, New York 2001, S. 47ff. Siehe auch F. Grenet und N. Sims-Williams, «The Historical Context of the Sogdian Ancient Letters», in: *Transition Periods in Iranian History, Studia Iranica* 5

(1987), S. 101–122; N. Sims-Williams, «Towards a New Edition of the Sogdian Letters», in: E. Trembert und E. de la Vaissière (Hg.), *Les Sogdiens en Chine*, Paris 2005, S. 181–193.

3

E. de la Vaissière, «Huns et Xiongnu», in: *Central Asiatic Journal* 49.1 (2005), S. 3–26.

P. Heather, *Empires and Barbarians*, London 2009, S. 151–188; deutsch, leicht gekürzt: *Invasion der Barbaren. Die Entstehung Europas im ersten Jahrtausend nach Christus*, Stuttgart 2011, S. 165–193; A. Poulter, «Cataclysm on the Lower Danube. The Destruction of a Complex Roman Landscape», in: N. Christie (Hg.),

Landscapes of Change. Rural Evolutions in Late Antiquity and the Early Middle Ages,
Aldershot 2004, S. 223–254.

5

Siehe F. Grenet, «Crise et sortie de crise en Bactriane-Sogdiane aux IVe–Ve siècles. De l'héritage antique à l'adoption de modèles sassanides», in: *La Persia e l'Asia Centrale da Alessandro al*

*X secolo. Atti dei Convegni
Lincei* 127, Rom 1996, S. 367–
390; de la Vaissière, *Sogdian
Traders*, S. 97–103.

6

G. Greatrex und S. Lieu, *The
Roman Eastern Frontier and
the Persian Wars, Part II,
AD 363–630*, London 2002,
S. 17ff.; O. Maenchen-Helfen,
The World of the Huns, Los
Angeles 1973, S. 58; deutsch:

Die Welt der Hunnen. Eine Analyse ihrer historischen Dimension, Wien u.a. 1978.

7

Auch wenn die Datierung dieses Bauwerks lange umstritten war, haben unlängst erzielte Fortschritte bei der Radiokarbondatierung und der Datierung mit Hilfe optisch stimulierter Lumineszenz inzwischen den Bau der

riesigen Befestigungsanlage eindeutig in diesen Zeitraum verlegt, siehe J. Nokandeh u.a., «Linear Barriers of Northern Iran. The Great Wall of Gorgan and the Wall of Tammishe», in: *Iran* 44 (2006), S. 121–173.

8

J. Howard-Johnston, «The Two Great Powers in Late Antiquity. A Comparison», in: A. Cameron, G. King und J. Haldon (Hg.),

*The Byzantine and Early
Islamic Near East*, 3 Bde.,
Princeton 1992–1996, Bd. 3,
S. 190–197.

9

R. Blockley, «Subsidies and
Diplomacy. Rome and Persia in
Late Antiquity», in: *Phoenix* 39
(1985), S. 66f.

10

Greatrex und Lieu, *Roman*

Eastern Frontier, S. 32f.

11

Siehe Heather, *Fall of the Roman Empire*, S. 191–250.

12

St. Jerome [Hieronimus], «Ad Principiam», *Select Letters of St Jerome*, hg. und übers. von F. Wright, Cambridge (MA) 1933, 127, S. 462.

13

Jordanes, *Getica*, 30, in:
Iordanis Romana et Getica, hg.
von T. Mommsen, Berlin 1882,
S. 98f.

14

J. Hill, *Through the Jade Gate
to Rome. A Study of the Silk
Routes during the Late Han
Dynasty, 1st to 2nd
Centuries CE. An Annotated
Translation of the Chronicle of
the ‹Western Regions› from the*

Hou Hanshu, Charleston 2009.

15

Sarris, *Empires of Faith*,
S. 41ff.

16

Eine Quelle aus dem frühen
4. Jahrhundert zählt die
Stämme auf, die in das
Römische Reich geströmt
waren, siehe A. Riese (Hg.),
Geographi latini minores,

Hildesheim 1964, S. 1280–1289. Eine weitere Quelle dazu ist Sidonius Apollinaris, «Panegyric on Avitus», in: *Sidonius Apollinaris: Poems and Letters*, hg. und übers. von W. Anderson, 2 Bde., Cambridge (MA) 1935–1956, Bd. 1, S. 146.

17

Zitiert nach P. Heather, *Invasion der Barbaren. Die*

Entstehung Europas im ersten Jahrtausend nach Christus, Stuttgart 2011, S. 196; vgl. Ammianus Marcellinus, *Rerum Gestarum Libri XXX*, 31.2, 3, S. 708ff.

18

Priscus, *Testimonia*, Fragment 49, in: R. Blockley (Hg. und Übers.), *The Fragmentary Classicising Historians of the Later Roman*

*Empire. Eunapius,
Olympiodorus, Priscus, and
Malchus*, 2 Bde., Liverpool
1981–1983, Bd. 2, S. 356.

19

Ammianus Marcellinus, *Rerum
Gestarum Libri XXX*, 31.2, 3,
S. 709.

20

D. Pany und K. Wiltshcke-
Schrotta, «Artificial Cranial

Deformation in a Migration
Period Burial of
Schwarzenbach, Central
Austria», in: *VIAVIAS* 2 (2008),
S. 18-23.

21

Priscus, *Testimonia*,
Fragment 24, 2, S. 316f. Zu
den Erfolgen der Hunnen siehe
Heather, *Fall of the Roman
Empire*, S. 300-348.

22

B. Ward-Perkins, *The Fall of Rome and the End of Civilization*, Oxford 2005, S. 91ff.; deutsch: *Der Untergang des Römischen Reiches und der Untergang der Zivilisation*, Darmstadt 2007.

23

Salvian, *Œuvres*, hg. und übers. von C. Lagarrigue, 2 Bde., Paris 1971–1975, Bd. 2,

4.12; zitiert nach Salvianus von Massilia, *Von der Weltregierung Gottes*, hg. und übers. von A. Mayer, Kempten, München 1935, online verfügbar unter <https://www.unifr.ch/bkv/kapitel11.htm>.

24

Zosimos, *Historias Neas*, II.7, in: Zosimos, *Neue Geschichte*, hg. und übers. von O. Veh,

Stuttgart 1990, 2.7, S. 81f.

25

Asmussen, «Christians in Iran»,
S. 929f.

26

S. Brock, «The Church of the
East in the Sasanian Empire up
to the Sixth Century and its
Absence from the Councils in
the Roman Empire», in: *Syriac
Dialogue. First Non-Official*

*Consultation on Dialogue
within the Syriac Tradition,*
Wien 1994, S. 71.

27

A. Cameron und R. Hoyland
(Hg.), *Doctrine and Debate in
the East Christian World 300–
1500*, Farnham 2011, S. xi.

28

W. Barnstone, *The Restored
New Testament. A New*

*Translation with Commentary,
Including the Gnostic Gospels
of Thomas, Mary and Judas,*
New York 2009.

29

N. Tanner, *The Decrees of the
Ecumenical Councils*, 2 Bde.,
Washington, DC 1990, S. 1;
A. Cameron, *The Later Roman
Empire, AD 284-430*, London
1993, S. 59-70.

30

Siehe P. Wood, *The Chronicle of Seert. Christian Historical Imagination in Late Antique Iraq*, Oxford 2013, S. 23f.

31

Zitiert nach Baum und Winkler, *Apostolische Kirche*, S. 22;
dazu auch S. Brock, «The Christology of the Church of the East in the Synods of the Fifth to Early Seventh

Centuries. Preliminary
Considerations and Materials»,
in: G. Dagrass (Hg.), A
*Festschrift for Archbishop
Methodios of Thyateira and
Great Britain*, Athen 1985,
S. 125-142.

32

Baum und Winkler,
Apostolische Kirche, S. 19-25.

33

Synode des Dadisho, *Synodicon orientale, ou Recueil de synods nestoriens*, hg. von J. Chabot, Paris 1902, S. 285–298; Brock, «Christology of the Church of the East», S. 125–142; Brock, «Church of the East», S. 73f.

34

Wood, *Chronicle of Seert*, S. 32–37.

35

Gregor von Nazianz, *De Vita Sua. Einleitung, Text, Übersetzung, Kommentar*, hg. und übers. von C. Jungck, Heidelberg 1974, S. 104ff.

36

Hl. Kyrill von Alexandria, Brief an Paul den Präfekten, in: J. McEnerney (Übers.), *Letters of St Cyril of Alexandria*, 2 Bde., Washington, DC 1985–1987, Bd. 2, 96, S. 151ff.

S. Brock, «From Antagonism to Assimilation. Syriac Attitudes to Greek Learning», in:

N. Garsoian, T. Mathews und T. Thomson (Hg.), *East of Byzantium. Syria and Armenia in the Formative Period*,

Washington, DC 1982, S. 17–34; dazu auch ders.,

«Christology of the Church of the East», S. 165–173.

38

R. Norris, *The Christological Controversy*, Philadelphia 1980, S. 156f.

39

Brock, «Christology of the Church of the East», S. 125–142; siehe auch Baum und Winkler, *Apostolische Kirche*, S. 31–34.

40

F.-C. Andreas, «Bruchstücke einer Pehlevi-Übersetzung der Psalmen aus der Sassanidenzeit», in:

Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften (1910), S. 869-872;

J. Asmussen, «The Sogdian and Uighur-Turkish Christian Literature in Central Asia before the Real Rise of Islam. A Survey», in: L. Hercus u.a. (Hg.), *Indological and Buddhist*

*Studies. Volume in Honour of
Professor J.W. de Jong on his
Sixtieth Birthday, Canberra
1982, S. 11-29.*

41

Sarris, *Empires of Faith*,
S. 153.

42

Zum Konzil von 553 siehe
R. Price, *The Acts of the
Council of Constantinople of*

553. *Edited with an introduction and notes*, 2 Bde., Liverpool 2009. Zum syrischen Text samt Übersetzung S. Brock, «The Conversations with the Syrian Orthodox under Justinian (532)», in: *Orientalia Christiana Periodica* 47 (1981), S. 87-121, und ders., «Some New Letters of the Patriarch Severus», in: *Studia Patristica* 12 (1975), S. 17-24.

43

Evagrios Scholastikos,
Ekklesiastike historia, 5.1, in:
ders., *Historia ecclesiastica –
Kirchengeschichte*, übers. von
A. Hübner, 2 Bde., Turnhout
2007, Bd. 2, S. 551.

44

Zur Entstehung des Textes und
zu seinem Datum siehe R. Lim,
*Public Disputation. Power and
Social Order in Late Antiquity*,

Berkeley 1991, S. 227.

45

Sterk, «Mission from Below»,
S. 10ff.

46

Zu den dreihundert Märtyrern
von Nadschran siehe I. Shahid,
«The Martyrdom of Early Arab
Christians. Sixth Century
Najran», in: G. Corey u.a. (Hg.),
The First One Hundred Years.

*A Centennial Anthology
Celebrating Antiochian
Orthodoxy in North America,*
Englewood 1996, S. 177–180.

Zur Reise des Cosmas

Indicopleustes siehe S. Faller,
Taprobane im Wandel der Zeit,
Stuttgart 2000; H. Schneider,
«Kosmas Indikopleustes,
Christliche Topographie.

Probleme der Überlieferung
und Editions-geschichte», in:
Byzantinische Zeitschrift 99.2

(2006), S. 605–614.

47

Theophylaktos Simokates,
Geschichte, übers. von
P. Schreiner, Stuttgart 1985,
5.10, S. 155; vgl. *The History of
Theophylact Simocatta. An
English Translation with
Introduction and Notes*, hg.
und übers. von M. Whitby und
M. Whitby, Oxford 1986, 5.10,
S. 147.

48

See *Wood, Chronicle of Seert*,
S. 23.

49

B. Spuler, *Iran in früh-
islamischer Zeit*, Wiesbaden
1952, S. 210–213; P. Jenkins,
The Lost History of Christianity,
Oxford 2008, S. 14, 53;
deutsch: *Das Goldene Zeitalter
des Christentums. Die
vergessene Geschichte der*

größten Weltreligion, Freiburg 2013; siehe auch S. Moffett, *A History of Christianity in Asia*, 2 Bde., San Francisco 1998; J. Asmussen, «Christians in Iran», S. 924–948.

50

A. Atiya, *A History of Eastern Christianity*, London 1968, S. 239ff.

51

Agathias, *Historion*, 2.28, ders.:
The Histories, übers. von
J. Frendo, Berlin 1975, S. 77.

52

Zu den Gebeten siehe Brock,
«Church of the East», S. 76;
zur Wahl auf der Synode von
Mar, Gregor I, *Synodicon
orientale*, S. 471.

53

T. Daryaei (Hg. und Übers.),

Šahrestānīhā-ī Ērānšahr. A Middle Persian Text on Late Antique Geography, Epic and History, Costa Mesa, Kal. 2002.

54

M. Morony, «Land Use and Settlement Patterns in Late Sasanian and Early Islamic Iraq», in: Cameron, King und Haldon, *The Byzantine and Early Islamic Near East*, Bd. 2, S. 221–229; F. Rahimi-

Laridjani, *Die Entwicklung der Bewässerungslandwirtschaft im Iran bis in sasanidisch-frühislamische Zeit*, Wiesbaden 1988; R. Gyselen, *La géographie administrative de l'empire sasanide. Les témoignages sigillographiques*, Paris 1989.

55

P. Pourshariati, *Decline and Fall of the Sasanian Empire*.

*The Sasanian-Parthian
Confederacy and the Arab
Conquest of Iran*, London 2009,
S. 33–60. Siehe auch Z. Rubin,
«The Reforms of Khusro
Anushirwān», in: Cameron,
Islamic Near East, Bd. 3,
S. 225–297.

56

D. Shepherd, «Sasanian Art»,
in: *Cambridge History of Iran*,
Bd. 3.2, S. 1085f.

57

Zum Osterfest siehe Eusebius, *Vita Constantini*, 3.18, S. 90.

Beispiele für Gesetze gegen Mischehen finden sich im *Codex Theodosianus*, 16.7, S. 466; 16.8, S. 467f.

58

L. Feldman, «Proselytism by Jews in the Third, Fourth and Fifth Centuries», in: *Journal for the Study of Judaism* 24.1

(1993), S. 9f.

59

P. Schäfer, *Jesus im Talmud*,
Tübingen 2007; P. Schäfer,
M. Meerson und Y. Deutsch
(Hg.), *Toledot Yeshu* (‹*The Life
Story of Jesus*›) *Revisited*,
Tübingen 2011.

60

G. Bowersock, «The New Greek
Inscription from South Yemen»,

in: A. Sedov und J.-F. Salles
(Hg.), *Qāni'. Le port antique du
Ḥaḍramawt entre la
Méditerranée, l'Afrique et
l'Inde. Fouilles russes 1972,
1985-89, 1991, 1993-94,*
Turnhout 2013, S. 393-396.

61

J. Beaucamp, F. Briquel-
Chatonnet und C. Robin (Hg.),
*Juifs et chrétiens en Arabie aux
Ve et VIe siècles: regards*

croisés sur les sources, Paris 2010; C. Robin, «Joseph, dernier roi de Himyar (de 522 à 525, ou une des années suivantes)», in: *Jerusalem Studies in Arabic and Islam* 34 (2008), S. 1-124.

62

G. Bowersock, *The Throne of Adulis. Red Sea Wars on the Eve of Islam*, Oxford 2013, S. 78-91.

63

Brock, «Church of the East»,
S. 73.

64

Walker, *The Legend of Mar
Qardagh*; Text, S. 19–69.

65

Y. Saeki, *The Nestorian
Documents and Relics in China*,
2. Aufl., Tokio 1951, S. 126f.;
D. Scott, «Christian Responses

to Buddhism in Pre-Medieval Times», in: *Numen* 32.1 (1985), S. 91f.

66

Siehe E. Pagels, *Versuchung durch Erkenntnis. Die gnostischen Evangelien*, Frankfurt a.M. 1981; H.-J. Klimkeit, *Gnosis on the Silk Road. Gnostic Texts from Central Asia*, San Francisco 1993; K. King, *What is*

Gnosticism?, Cambridge (MA)
2003.

67

P. Crone, «Zoroastrian
Communism», in: *Comparative
Studies in Society and History*
36.4 (1994), S. 447–462;

G. Gnoli, «Nuovi studi sul
Mazdakismo», in: *Convegno
internazionale. La Persia e
Bisanzio*, Rom 2004, S. 439–
456.

68

Hui Li, *Life of Hiuen-tsang*,
übers. von Samuel Beal,
Westport 1973, S. 45.

69

Ebd., S. 46; R. Foltz, «When
was Central Asia Zoroastrian?»,
in: *Mankind Quarterly* (1988),
S. 189–200.

70

S. Beal, *Buddhist Records of*

the Western World, Neu-Delhi
1969, S. 44ff.

71

G. Mitchell und S. Johar, «The
Maratha Complex at Ellora», in:
Modern Asian Studies 28.1
(2012), S. 69–88.

72

Ausgrabungen und Studien
wurden in den 1970er Jahren
von gemeinsamen Teams aus

Japan und Afghanistan
durchgeführt. Siehe T. Higuchi,
*Japan-Afghanistan Joint
Archaeological Survey 1974,
1976, 1978*, Kyoto 1976–1980.

73

Zur Datierung des Bamiyan-
Komplexes auf um 600 siehe
D. Klimburg-Salter, «Buddhist
Painting in the Hindu Kush c.
VIIth to Xth Centuries:
Reflections of the Co-existence

of Pre-Islamic and Islamic
Artistic Cultures during the
Early Centuries of the Islamic
Era», in: E. de la Vaissière,
*Islamisation de l'Asie Centrale:
processus locaux
d'acculturation du VIIe au XIe
siècle*, Paris 2008, S. 140ff.;
siehe auch F. Flood, «Between
Cult and Culture. Bamiyan,
Islamic Iconoclasm, and the
Museum», in: *Art Bulletin* 84.4
(2002), S. 641ff. Dazu auch

L. Morgan, *The Buddhas of Bamiyan*, London 2012.

74

Zitiert von Power, *Red Sea*,
S. 58.

75

I. Gillman und H.-J. Klimkeit,
Christians in Asia before 1500,
Ann Arbor 1999, S. 265–305.

76

J. Choksy, «Hagiography and

Monotheism in History.

Doctrinal Encounters between Zoroastrianism, Judaism and Christianity», in: *Islam and Christian-Muslim Relations* 14.4 (2010), S. 407–421.

77

G. Stroumsa, *Barbarian Philosophy. The Religious Revolution of Early Christianity*, Tübingen 1999, S. 80, 274–281.

Viertes Kapitel Zeiten des Aufruhrs – die revolutionäre Offenbarung

1

Pseudo-Dionysius von Tel Mahre, *Chronicle (known also as the Chronicle of Zuqnin), Part III*, übers. von W. Witakowski, Liverpool 1996, S. 77.

2

Prokopios, *Hyper ton polemon*,

2.22-3, in: Prokop, *Werke*,
Bd. 3: *Perserkriege*, hg. und
übers. von O. Veh, 5 Bde.,
München 1970, Bd. 3, 2.22f.,
S. 355-371.

3

M. Morony, «‹For Whom Does
the Writer Write?›. The First
Bubonic Plague Pandemic
According to Syriac Sources»,
in: K. Lester (Hg.), *Plague and
the End of Antiquity. The*

Pandemic of 541–750,
Cambridge 2007, S. 64;
D. Twitchett, «Population and
Pestilence in T'ang China», in:
W. Bauer (Hg.), *Studia Sino-
Mongolica*, Wiesbaden 1979,
S. 42, 62.

4

P. Sarris, *Economy and Society
in the Age of Justinian*,
Cambridge 2006; ders.,
«Plague in Byzantium. The

Evidence of Non-Literary Sources», in: Lester, *Plague and the End of Antiquity*, S. 119–134; A. Cameron, *The Mediterranean World in Late Antiquity. AD 395–700*, London 1993, S. 113ff.;

D. Stathakopoulos, *Famine and Pestilence in the Late Roman and Early Byzantine Empire. A Systematic Survey of Subsistence Crises and Epidemics*, Birmingham 2004,

S. 110–165.

5

Sarris, *Empires of Faith*,
S. 145ff.

6

Prokopios, *Geheimgeschichte
des Kaiserhofs von Byzanz*, in:
Prokop, *Werke*, Bd. 1:
Anekdoten, übers. von O. Veh,
München 1961, S. 97; vgl.
Procopius, *The Secret History*,

übers. von P. Sarris, London
2007, S. 80.

7

Johannes von Ephesus, *Die
Kirchen-Geschichte*, übers. von
J.M. Schönfelder, München
1862, 6.24, S. 253.

8

M.-T. Liu, *Die chinesischen
Nachrichten zur Geschichte
der Ost-Türken (T'u-kue)*,

2 Bde., Wiesbaden 2009, Bd. 1, S. 87. Dazu auch J. Banaji, «Precious-Metal Coinages and Monetary Expansion in Late Antiquity», in: F. De Romanis und S. Sorda (Hg.), *Dal denarius al dinar. L'oriente e la moneta romana*, Rom 2006, S. 265–303.

9

The History of Menander the Guardsman, übers. von

R. Blockley, Liverpool 1985,
S. 121ff.

10

Ebd., S. 110–117.

11

Sarris, *Empires of Faith*,
S. 230f.

12

Menander the Guardsman,
S. 173ff.

13

Zu den Quellen diesbezüglich
siehe Greatrex und Lieu,
Roman Eastern Frontier,
Teil II, S. 153–158.

14

R. Thomson, *The Armenian
History Attributed to Sebeos*.
Part I: Translation and Notes,
Liverpool 1999, 8, S. 9.

15

Agathias, *Historion*, 2.24, S. 72.

16

G. Fisher, «From Mavia to al-Mundhir. Arab Christians and Arab Tribes in the Late Antique Roman East», in: I. Toral-Niehoff und K. Dimitriev (Hg.), *Religious Culture in Late Antique Arabia*, Leiden 2012, S. x; M. Maas, «<Delivered from their Ancient Customs>.
Christianity and the Question of

Cultural Change in Early Byzantine Ethnography», in: K. Mills und A. Grafton (Hg.), *Conversion in Late Antiquity and the Early Middle Ages*, Rochester 2003, S. 152–188.

17

R. Hoyland, «Arab Kings, Arab Tribes and the Beginnings of Arab Historical Memory in Late Roman Epigraphy», in: H. Cotton, R. Hoyland, J. Price

und D. Wasserstein (Hg.), *From Hellenism to Islam. Cultural and Linguistic Change in the Roman Near East*, Cambridge 2009, S. 374-400.

18

M. Whittow, «Rome and the Jafnids. Writing the History of a Sixth-Century Tribal Dynasty», in: J. Humphrey (Hg.), *The Roman and Byzantine Near East. Some Recent*

Archaeological Research, Ann Arbor 1999, S. 215–233.

19

K. Atahmina, «The Tribal Kings in Pre-Islamic Arabia. A Study of the Epithet *malik* or *dhū al-tāj* in Early Arabic Traditions», in: *al-Qanṭara* 19 (1998), S. 35;
M. Morony, «The Late Sasanian Economic Impact on the Arabian Peninsula», in: *Nāme-ye Irān-e Bāstān* 1.2 (201/2),

S. 35f.; I. Shahid, *Byzantium and the Arabs in the Sixth Century*, 2 Bde., Washington, DC 1995–2009, Bd. 2.2, S. 53f.

Viertes Kapitel Zeiten des Aufruhrs – die revolutionäre Offenbarung

20

Sarris, *Empires of Faith*,
S. 234ff.

21

Prokopios, *Bauten*, 3.3, 7, in:
Prokop, *Werke*, Bd. 5: *Bauten*,
übers. von O. Veh, München
1977, S. 149ff.

22

J. Howard-Johnston, *Witnesses to a World Crisis. Historians and Histories of the Middle East in the Seventh Century*, Oxford 2010, S. 438f.

23

Synode von Mar, Gregor I, *Synodicon orientale*, S. 471.
Siehe dazu auch Walker, *Mar Qardagh*, S. 87ff.

F. Conybeare, «Antiochos Strategos' Account of the Sack of Jerusalem in ad 614», in: *English Historical Review* 25 (1910), S. 506ff., siehe aber dazu Howard-Johnston, *Witnesses to a World Crisis*, S. 164f. Zur Propaganda, J. Howard-Johnston, «Heraclius' Persian Campaigns and the Revival of the Roman Empire», in: *War in History* 6 (1999),

S. 36–39.

25

Chronicon Paschale, übers. von
M. Whitby und M. Whitby,
Liverpool 1989, S. 161f.;
Howard-Johnston, «Heraclius’
Persian Campaigns», S. 3;
Sarris, *Empires of Faith*,
S. 248.

26

Chronicon Paschale, S. 158,

164.

27

Howard-Johnston, «Heraclius' Persian Campaigns», S. 37.

28

Die genaue Jahreszahl ist umstritten, siehe R. Altheim-Stiehl, «Wurde Alexandria im Juni 619 n.Chr. durch die Perser erobert?», in: *Tyche* 6 (1991), S. 3–16.

29

J. Howard-Johnston, «The Siege of Constantinople in 626», in: C. Mango und G. Dagron (Hg.), *Constantinople and its Hinterland*, Aldershot 1995, S. 131-142.

30

Howard-Johnston, «Heraclius' Persian Campaigns», S. 23f.; C. Zuckerman, «La Petite Augusta et le Turc. Epiphania-

Eudocie sur les monnaies
d'Héraclius», in: *Revue
Numismatique* 150 (1995),
S. 113-126.

31

Siehe N. Oikonomides,
«Correspondence between
Heraclius and Kavadh-Siroe in
the *Paschal Chronicle* (628)»,
in: *Byzantion* 41 (1971),
S. 269-281.

32

Sebeos, *Armenian History*, 40, S. 86f.; Theophanes, *The Chronicle of Theophanes Confessor. Byzantine and Near Eastern History, AD 284–813*, übers. von C. Mango und R. Scott, Oxford 1997, S. 455f.

33

Chronicon Paschale, S. 166f.; Sebeos, *Armenian History*, 38, S. 79ff.

34

G. Dagron und V. Déroche,
«Juifs et chrétiens en Orient
byzantine», in: *Travaux et
Memoires* 11 (1994), S. 28ff.

35

Cameron und Hoyland,
Doctrine and Debate, S. xxif.

36

Brief der Bischöfe Persiens,
Synodicon orientale, S. 584f.

37

Theophanes, *Chronicle*, S. 459;
Mango, «Deux études sur
Byzance et la Perse sassanide»,
in: *Travaux et Mémoires* 9
(1985), S. 117.

38

M. Dols, «Plague in Early
Islamic History», in: *Journal of
the American Oriental Society*
94.3 (1974), S. 376; P. Sarris,
«The Justinianic Plague. Origins

and Effects», in: *Continuity and Change* 17.2 (2002), S. 171.

39

Bowersock, *Throne of Adulis*, S. 106–133. Dazu auch G. Lüling, *Die Wiederentdeckung des Propheten Muhammad. Eine Kritik am <christlichen> Abendland*, Erlangen 1981.

40

C. Robin, «Arabia and Ethiopia», in: S. Johnson (Hg.), *Oxford Handbook of Late Antiquity*, Oxford 2012, S. 302.

41

Koran, 96.1, *Der Koran*, übers. von M. Henning, Stuttgart 1991.

42

Ibn Hisham, *Sīrat rasūl Allāh*;
Ibn Ishâq, Das Leben des

Propheten, übers. von
G. Rotter, Tübingen, Basel
1976, S. 44; vgl. *The Life of
Muhammad. A Translation of
Ishāq's Sīrat rasūl Allāh*, übers.
von A. Guillaume, Oxford 1955,
S. 106; *Koran*, 81.23, S. 581.

43

Siehe H. Motzki, «The
Collection of the *Qur'ān*. A
Reconsideration of Western
Views in Light of Recent

Methodological Developments»,
in: *Der Islam* 78 (2001), S. 1–
34, sowie A. Neuwirth, N. Sinai
und M. Marx (Hg.), *The Qur'ān
in Context. Historical and
Literary Investigations into the
Qur'ānic Milieu*, Leiden 2010.

44

Koran, 18.56, S. 285.

45

Koran, 16.98f., S. 264.

46

Zum Beispiel *Koran*, 2.165; 2.197; 2.211.

47

Siehe vor allem F. Donner, *Narratives of Islamic Origins. The Beginnings of Islamic Historical Writing*, Princeton 1998. Dazu beispielsweise auch T. Holland, *In the Shadow of the Sword. The Battle for Global Empire and the End of*

the Ancient World, London
2012; deutsch: *Im Schatten des
Schwertes. Mohammed und die
Entstehung des arabischen
Weltreiches*, Stuttgart 2012.

48

E. El-Badawi, *The Qur'ān and
the Aramaic Gospel Traditions*,
London 2013.

49

P. Crone, *Meccan Trade and*

the Rise of Islam, Princeton 1977; sowie R. Serjeant, «Meccan Trade and the Rise of Islam. Misconceptions and Flawed Polemics», in: *Journal of the American Oriental Society* 110.3 (1990), S. 472f.

50

C. Robinson, «The Rise of Islam», in: M. Cook u.a. (Hg.), *The New Cambridge History of Islam*, 6 Bde., Cambridge 2010,

S. 180f.; M. Kister, «The Struggle against Musaylima and the Conquest of Yamāma», in: *Jerusalem Studies in Arabic and Islam* 27 (2002), S. 1–56.

51

G. Heck, ««Arabia without Spices». An Alternative Hypothesis. The Issue of «Makkan Trade and the Rise of Islam»», in: *Journal of the American Oriental Society*

123.3 (2003), S. 547–576;
J. Schiettecatte und C. Robin,
L'Arabie à la veille de l'Islam.
Un bilan Clinique, Paris 2009.

52

P. Crone, «Quraysh and the
Roman Army. Making Sense of
the Meccan Leather Trade», in:
*Bulletin of the School of
Oriental and African Studies*
70.1 (2007), S. 63–88.

Ibn al-Kalbī, *Kitāb al-aṣnām*,
übers. von N. Faris, *The Book
of Idols Being a Translation
from the Arabic of the Kitāb al-
aṣnām*, Princeton 1952, S. 23f.;
deutsche Übersetzung: *Das
Götzenbuch Kitāb Al-Asnām des
Ibn al-Kalbī*, übers. und erläut.
von R. Klinke-Rosenberger,
Dissertation Universität Zürich,
Winterthur 1942, S. 43f.

Koran, 36.33–6, S. 423;

G. Reinink, «Heraclius, the New Alexander. Apocalyptic Prophecies during the Reign of Heraclius», S. 81–94;

W.E. Kaegi Jr, «New Evidence on the Early Reign of Heraclius», in: *Byzantinische Zeitschrift* 66 (1973), S. 308–330.

Koran, 47.15, S. 490.

56

Koran, 5.33, S. 119.

57

Koran, 4.56, S. 98f. Siehe auch W. Shepard, *Sayyid Qutb and Islamic Activism. A Translation and Critical Analysis of Social Justice in Islam*, Leiden 2010. Man beachte dazu auch die wichtigen Beobachtungen zur

geschlechtsspezifischen und sozialen Gerechtigkeit in der Frühzeit des Islam, A. Wadud, *Qur'ān and Woman. Rereading the Sacred Text from a Woman's Perspective*, Oxford 1999.

58

Koran, 47.15, S. 490.

59

P. Crone, «The Religion of the

Qur'ānic Pagans. God and the Lesser Deities», in: *Arabica* 57 (2010), S. 151–200.

60

R. Hoyland, «New Documentary Texts and the Early Islamic State», in: *Bulletin of the School of Oriental and African Studies* 69.3 (2006), S. 395–416. Zum Zeitpunkt der Flucht Mohammeds siehe A. Noth, *Quellenkritische Studien zu*

*Themen, Formen und
Tendenzen frühislamischer
Geschichtsüberlieferung*, Bonn
1973, S. 40f.; M. Cook und
P. Crone, *Hagarism. The
Making of the Islamic World*,
Cambridge 1977, S. 24, 157.

61

Nikephoros von
Konstantinopel,
Chronographikon syntomon,
hg. und übers. von C. Mango,

Short History, Washington, DC
1990, S. 68f.; Theophylaktos
Simokates, *Geschichte*, 3.17,
S. 111f. Zur arabischen
«Identität» vor dem Aufstieg
des Islam siehe A. Al-Azmeh,
*The Emergence of Islam in Late
Antiquity*, Oxford 2014, S. 147;
siehe auch W. Kaegi,
«Reconceptualizing
Byzantium's Eastern
Frontiers», in: Mathisen und
Sivan, *Shifting Frontiers*, S. 88.

62

Koran, 43.3, S. 470.

63

C. Robinson, «Rise of Islam»,
S. 181.

64

Malik dokumentiert zwei
ähnliche Fassungen, was
vermutlich die Authentizität der
Äußerung belegen soll, Mālik
ibn Anas, *al-Muwaṭṭa*, 45.5,

übers. von A. Abdarahman und
Y. Johnson, Norwich 1982,
S. 429.

65

Koran, 2.143f., S. 44f.; dazu
auch Al-Azmeh, *Emergence of
Islam*, S. 419.

66

Koran, 22.27–29, S. 320f.

67

R. Frye, «The Political History

of Iran under the Sasanians»,
in: *Cambridge History of Iran*,
Bd. 3.1, S. 178; Tabarī, *The
Battle of al-Qādisiyyah and the
Conquest of Syria and
Palestine*, übers. von
Y. Friedmann, Albany 1992,
S. 45f.

68

H. Kennedy, *The Great Arab
Conquests*, London 2007,
S. 103ff.

69

Tabarī, *Battle of al-Qādisiyyah*,
S. 63.

70

Ebd.

71

Koran, 29.1–7, S. 380.

72

Crone, *Meccan Trade*, S. 245.

73

C. Robinson, *The First Islamic Empire*, in: J. Arnason und K. Raaflaub (Hg.), *The Roman Empire in Context. Historical and Comparative Perspectives*, Oxford 2010, S. 239; G.-R. Puin, *Der Dīwān von ‘Umar Ibn al-Ḥattab*, Bonn 1970; F. Donner, *The Early Islamic Conquests*, Princeton 1981, S. 231f., 261ff.

Pourshariati, *Decline and Fall of the Sasanian Empire*, S. 161ff. Dazu auch Donner, *Early Islamic Conquests*, S. 176–190; Kennedy, *Arab Conquests*, S. 105ff.

75

Zum Datum der Eroberung von Jerusalem siehe P. Booth, *Crisis of Empire. Doctrine and Dissent at the End of Late Antiquity*, Berkeley 2014,

S. 243.

76

Sebeos, *Armenian History*, 42,
S. 98.

77

Siehe Howard-Johnston,
Witnesses to Crisis, S. 373ff.

Fünftes Kapitel Von Mekka bis
Cordoba – der Siegeszug des
Islam

Zum Wortlaut siehe die
englische Übersetzung von
F. Donner, *Muhammad and the
Believers. At the Origins of
Islam*, Cambridge (MA) 2010,
S. 228–232. Dazu auch
M. Lecker, *The «Constitution of
Medina». Muhammad's First
Legal Document*, Princeton
2004. Eine deutsche
Übersetzung ist erhältlich
unter
<http://www.eslam.de/manuskript>

2

Siehe die wichtige Aufsatzsammlung in M. Goodman, G. van Kooten und J. van Ruiten, *Abraham, the Nations and the Hagarites. Jewish, Christian and Islamic Perspectives on Kinship with Abraham*, Leiden 2010.

3

Doctrina Jacobi, in: Dagron und Déroche, «Juifs et chrétiens»,

S. 209. Hier zitiert nach K.-
H. Ohlig (Hg.), *Der frühe Islam.
Eine historisch-kritische
Rekonstruktion anhand
zeitgenössischer Quellen*,
Berlin 2007, S. 238. Siehe auch
R. Hoyland, *Seeing Islam as
Others Saw It. A Survey and
Evaluation of Christian, Jewish
and Zoroastrian Writings on
Early Islam*, Princeton 1997,
S. 57.

4

Man beachte deshalb W. van Bekkum, «Jewish Messianic Expectations in the Age of Heraclius», in: G. Reinink und H. Stolte (Hg.), *The Reign of Heraclius (610-641). Crisis and Confrontation*, Leuven 2002, S. 95-112.

5

Dagron und Déroche, «Juifs et chrétiens», S. 240-247; hier

zitiert nach Ohlig, *Der frühe Islam*, S. 238. Zur Verlässlichkeit eines großen Teils der Informationen im Text siehe Howard-Johnston, *Witnesses to a World Crisis*, S. 155ff.; zur vermutlichen Zielgruppe und zum Zweck des Textes siehe D. Olster, *Roman Defeat, Christian Response and the Literary Construction of the Jew*, Philadelphia 1994. Vor allem hier auch Hoyland,

Seeing Islam as Others Saw It.

6

J. Reeves, *Trajectories in Near Eastern Apocalyptic. A Postrabbinic Jewish Apocalypse Reader*, Leiden 2006, S. 78–89;
B. Lewis, «An Apocalyptic Vision of Islamic History», in: *Bulletin of the School of Oriental and African Studies* 13 (1950), S. 321–330. Siehe dazu auch S. Shoemaker, *The Death*

*of a Prophet. The End of
Muhammad's Life and the
Beginnings of Islam,*
Philadelphia 2012, S. 28–33.

7

*Canonici Hebronensis
Tractatus de invention
sanctorum patriarchum
Abraham, Ysaac et Yacob, in:
Recueil des Historiens des
Croisades. Historiens
Occidentaux 1, S. 309;*

englische Übersetzung von
N. Stillman, *The Jews of Arab
Lands. A History and Source
Book*, Philadelphia 1979,
S. 152.

8

J. Binns, *Ascetics and
Ambassadors of Christ. The
Monasteries of Palestine 314–
631*, Oxford 1994; C.B. Horn,
*Asceticism and Christological
Controversy in Fifth-Century*

Palestine. The Career of Peter the Iberian, Oxford 2006;
Cameron und Hoyland,
Doctrine and Debate, S. xxix.

9

S. Brock, «North Mesopotamia in the Late Seventh Century. Book XV of John Bar Penkaye's Rish Melle», in: *Jerusalem Studies in Arabic and Islam* 9 (1987), S. 65.

10

*Corpus Scriptorum
Christianorum Orientalium,*
Serie 3, 64, S. 248–251;
Donner, *Muhammad and the
Believers*, S. 114.

11

Koran, 2.87, S. 37.

12

Koran, 3.3, S. 67.

13

Koran, 3.42f., S. 72.

14

Cameron und Hoyland,
Doctrine and Debate, S. xxxii.

15

Koran, 3.65, S. 74.

16

Koran, 3.103; 105, S. 78f.

17

Koran, 2.62, S. 34, 5.69,

S. 124.

18

R. Hoyland, *In God's Path. The Arab Conquests and the Creation of an Islamic Empire*, Oxford 2015, S. 224–229.

19

Robinson, «The Rise of Islam», S. 186.

20

C. Luxenberg, *Die syro-*

*aramäische Lesart des Koran.
Ein Beitrag zur
Entschlüsselung der
Koransprache*, Berlin 2000;
englisch: *The Syro-Aramaic
Reading of the Koran. A
Contribution to the Decoding of
the Language of the Koran*,
Berlin 2007; siehe außerdem
D. King, «A Christian Qur'ān? A
Study in the Syriac background
to the language of the Qur'ān
as presented in the work of

Christoph Luxenberg», in:
*Journal for Late Antique
Religion and Culture* 3 (2009),
S. 44–71.

21

Koran, 30.2–4, S. 387.

22

Koran, 30.6, S. 387.

23

R. Finn, *Asceticism in the
Graeco-Roman World*,

Cambridge 2009.

24

T. Sizgorich, *Violence and Belief in Late Antiquity. Militant Devotion in Christianity and Islam*, Philadelphia 2009, S. 160f.

25

Koran, 3.84, S. 77.

26

Koran, 10.19, S. 203.

Sophronius von Jerusalem,
«Logos eis to hagion baptisma»,
in: A. Papadopoulos-Kermeus,
«Tou en hagiois patros hemon
Sophroniou archiepiskopou
Hierosolymon logos eis to
hagion baptisma», in: *Analekta
Hierosolymitikes Stakhiologias*
5, Sankt Petersburg 1898,
S. 166f.

G. Avni, *The Byzantine-Islamic Transition in Palestine. An Archaeological Approach*, Oxford 2014; R. Schick, *The Christian Communities of Palestine from Byzantine to Islamic Rule*, Princeton 1995.

29

al-Balādhurī, *Kitab futuḥ al-buldan*, übers. von P. Hitti, *The Origins of the Islamic State*, New York 1916, Bd. 8, S. 187.

30

Johannes von Nikiu, *Khronike*,
übers. von R. Charles, *The
Chronicle of John of Nikiu*,
London 1916, 120.17–28,
S. 193f.

31

G. Garitte, «‹Histoires
édifiantes› géorgiennes», in:
Byzantion 36 (1966), S. 414ff.;
Hoyland, *Seeing Islam as
Others Saw It*, S. 63.

32

Robinson, *First Islamic Empire*, S. 239ff.

33

W. Kubiak, *Al-Fustiat, Its Foundation and Early Urban Development*, Kairo 1987;

N. Luz, «The Construction of an Islamic City in Palestine. The Case of Umayyad al-Ramla», in: *Journal of the Royal Asiatic Society* 7.1 (1997), S. 27-54;

H. Djaït, *Al-Kūfa. Naissance de la ville islamique*, Paris 1986;

D. Whitcomb, «The Misr of Ayla. New Evidence for the Early Islamic City», in:

G. Bisheh (Hg.), *Studies in the History and Archaeology of Jordan*, Amman 1995, S. 277–288.

34

J. Conant, *Staying Roman. Conquest and Identity in Africa*

and the Mediterranean, 439–700, Cambridge 2012, S. 362–370. Dazu auch P. Grossman, D. Brooks-Hedstrom und M. Abdal-Rassul, «The Excavation in the Monastery of Apa Shnute (Dayr Anba Shinuda) at Suhag», in: *Dumbarton Oaks Papers* 58 (2004), S. 371–382; E. Bolman, S. Davis und G. Pyke, «Shenoute and a Recently Discovered Tomb Chapel at the

White Monastery», in: *Journal of Early Christian Studies* 18.3 (2010), S. 453–462; zu Palästina siehe L. di Segni, «Greek Inscriptions in Transition from the Byzantine to the Early Islamic Period», in: Hoyland, *Hellenism to Islam*, S. 352–373.

35

N. Green, «The Survival of Zoroastrianism in Yazd», in:

Iran 28 (2000), S. 115–122.

36

A. Tritton, *The Caliphs and their Non-Muslim Subjects. A Critical Study of the Covenant of Umar*, London 1970;
Hoyland, *God's Path*, insbes.
S. 207–231.

37

N. Khairy und A.-J. 'Amr, «Early Islamic Inscribed Pottery Lamps

from Jordan», in: *Levant* 18 (1986), S. 152.

38

G. Bardy, «Les Trophées de Damas. Controverse judéo-chrétienne du VIIe siècle», in: *Patrologia Orientalis* 15 (1921), S. 222.

39

J. Johns, «Archaeology and the History of Early Islam. The First

Seventy Years», in: *Journal of the Economic and Social History of the Orient* 46.4 (2003), S. 411–436; A. Oddy, «The Christian Coinage of Early Muslim Syria», in: *ARAM* 15 (2003), S. 185–196.

40

E. Whelan, «Forgotten Witnesses. Evidence for the Early Codification of the Qur'an», in: *Journal of the*

American Oriental Society
118.1 (1998), S. 1-14;
W. Graham und N. Kermani,
«Recitation and Aesthetic
Reception», in: J. McAuliffe
(Hg.), *The Cambridge
Companion to the Qur'ān*,
Cambridge 2005, S. 115-143;
S. Blair, «Transcribing God's
Word. Qur'an Codices in
Context», in: *Journal of
Qur'anic Studies* 10.1 (2008),
S. 72-97.

41

R. Hoyland, «Jacob of Edessa on Islam», in: G. Reinink und A. Cornelis Klugkist (Hg.), *After Bardasian. Studies on Continuity and Change in Syriac Christianity*, Leuven 1999, S. 158f.

42

M. Whittow, *The Making of Orthodox Byzantium, 600–1025*, London 1996, S. 141f.

R. Hoyland, «Writing the Biography of the Prophet Muhammad. Problems and Sources», in: *History Compass* 5.2 (2007), S. 593–596. Siehe auch I. und W. Schulze, «The Standing Caliph Coins of al-Jazīra. Some Problems and Suggestions», in: *Numismatic Chronicle* 170 (2010), S. 331–353; S. Heidemann, «The Evolving Representation of the

Early Islamic Empire and its Religion on Coin Imagery», in: A. Neuwirth, N. Sinai und M. Marx (Hg.), *The Qur'ān in Context. Historical and Literary Investigations into the Qur'ānic Milieu*, Leiden 2010, S. 149–195.

Fünftes Kapitel Von Mekka bis Cordoba – der Siegeszug des Islam

44

B. Flood, *The Great Mosque of Damascus. Studies on the Makings of an Umayyad Visual Culture*, Leiden 2001.

45

Johns, «Archaeology and History of Early Islam», S. 424f.

Siehe dazu auch Hoyland,
Seeing Islam as Others Saw It,
insbes. S. 550–553, 694f., und
allgemein P. Crone und
M. Hinds, *God's Caliph*.
*Religious Authority in the First
Centuries of Islam*, Cambridge
1986.

46

Zitiert nach H. Busse,
«Monotheismus und islamische
Christologie in der Bauinschrift

des Felsendoms in Jerusalem»,
in: Theologische Quartalsschrift
161 (1981), S. 168–178, hier
173f.; dazu auch O. Grabar,
The Dome of the Rock,
Cambridge (MA) 2006, S. 91f.

47

Johannes von Damaskus, *On
Heresies*, übers. von F. Chase,
The Fathers of the Church,
Washington, DC 1958, 101,
S. 153; Sarris, *Empires of*

Faith, S. 266; dazu auch K.-H. Ohlig, «Hinweise auf eine neue Religion», in: ders. (Hg.), *Der frühe Islam*, S. 299ff.

48

Zum Beispiel, M. Bennett, *Fighting Techniques of the Medieval World AD 500–AD 1500. Equipment, Combat Skills and Tactics*, Staplehurst 2005.

P. Reynolds, *Trade in the Western Mediterranean, AD 400–700. The Ceramic Evidence*, Oxford 1995;

S. Kinsley, «Mapping Trade by Shipwrecks», in: M. Mundell Mango (Hg.), *Byzantine Trade, 4th–12th Centuries*, Farnham 2009, S. 31–36. Siehe M. McCormick, *Origins of the European Economy. Communications and*

Commerce, AD 300–900,
Cambridge 2001; Wickham,
Inheritance of Rome, insbes.
S. 255ff.

50

de la Vaissière, *Sogdian
Traders*, S. 279–286.

51

al-Ya‘qūbī und al-Balādhurī
zitiert von J. Banaji, «Islam, the
Mediterranean and the Rise of

Capitalism», in: *Historical Materialism* 15 (2007), S. 47–74, insbes. S. 59f.

52

Zu den weitläufigen Strukturen in der damaligen sogdischen Welt siehe de la Vaissière, *Marchands sogdiens*, S. 144–176.

53

Siehe hierzu F. Grenet und E.

de la Vaissière, «The Last Days of Panjikent», in: *Silk Road Art and Archaeology* 8 (2002), S. 155–196.

54

Siehe hierzu J. Karam Skaff, *Sui-Tang China and Its Turko-Mongol Neighbours. Culture, Power, and Connections, 580–800*, Oxford 2012.

55

D. Graff, «Strategy and Contingency in the Tang Defeat of the Eastern Turks, 629–30», in: N. di Cosmo (Hg.), *Warfare in Inner Asian History, 500–1800*, Leiden 2002, S. 33–72.

56

de la Vaissière, *Sogdian Traders*, S. 217–220.

57

C. Mackerras, *The Uighur*

*Empire According to the T'ang
Dynastic Histories*, Canberra
1972; T. Allsen, *Commodity and
Exchange in the Mongol
Empire. A Cultural History of
Islamic Textiles*, Cambridge
1997, S. 65.

58

C. Beckwith, «The Impact of
Horse and Silk Trade on the
Economics of T'ang China and
the Uighur Empire. On the

Importance of International Commerce in the Early Middle Ages», in: *Journal of the Economic and Social History of the Orient* 34 (1991), S. 183–198.

59

J. Kolbas, «Khukh Ordnung. A Uighur Palace Complex of the Seventh Century», in: *Journal of the Royal Asiatic Society* 15.3 (2005), S. 303–327.

60

L. Albaum, *Balalyk-Tepe. K istorii materialnoi kultury i iskusstva Tocharistana*, Taschkent 1960; F. Starr, *Lost Enlightenment. Central Asia's Golden Age from the Arab Conquest to Tamerlane*, Princeton 2014, S. 104.

61

A. Walmsley und K. Damgaard, «The Umayyad Congregational

Mosque of Jerash in Jordan and its Relationship to Early Mosques», in: *Antiquity* 79 (2005), S. 362–378; I. Roll und E. Ayalon, «The Market Street at Apollonia – Arsuf», in: *BASOR* 267 (1987), S. 61–76; K. al-Asad und F.M. Stepniowski, «The Umayyad *suq* in Palmyra», in: *Damazener Mitteilungen* 4 (1989), S. 205–223; R. Hillenbrand, «Anjar and

Early Islamic Urbanism», in: G.-P. Brogiolo und B. Ward-Perkins (Hg.), *The Idea and Ideal of the Town between Late Antiquity and the Early Middle Ages*, Leiden 1999, S. 59–98.

62

Hilāl al-Ṣābi', *Rusūm dār al-khilāfah*, in: *The Rules and Regulations of the Abbasid Court*, übers. von E. Salem, Beirut 1977, S. 21f.

63

Ibn al-Zubayr, *Kitāb al-hadāyā wa al-tuḥaf*, in: *Book of Gifts and Rarities. Selections Compiled in the Fifteenth Century from an Eleventh-Century Manuscript on Gifts and Treasures*, übers. von G. al-Qaddūmī, Cambridge (MA) 1996, S. 121f.

64

B. Lewis (Hg.), *Islam. From the*

*Prophet Muhammad to the
Capture of Constantinople,*
New York 1987, S. 140f.;
deutsch: ders., *Der Islam von
den Anfängen bis zur
Eroberung von Konstantinopel,*
Zürich, München 1982,
S. 177ff.

65

Muqaddasī, *Best Divisions for
Knowledge*, S. 60.

66

Ebd., S. 107, 117, 263; ein Auszug der Beschreibung Muqaddasīs ist enthalten in Lewis (Hg.), *Der Islam von den Anfängen bis zur Eroberung von Konstantinopel*, S. 103–107.

67

J. Bloom, *Paper before Print. The History and Impact of Paper in the Islamic World*,

New Haven 2001.

68

Muqaddasī, *Best Divisions for Knowledge*, S. 6, 133f., 141.

69

Two Arabic travel books.

Accounts of China and India,

hg. und übers. von

T. Mackintosh-Smith und

J. Montgomery, New York

2014, S. 37.

70

Ebd., S. 59, 63.

71

J. Stargardt, «Indian Ocean Trade in the Ninth and Tenth Centuries. Demand, Distance, and Profit», in: *South Asian Studies* 30.1 (2014), S. 35–55.

72

A. Northedge, «Thoughts on the Introduction of Polychrome

Glazed Pottery in the Middle East», in: E. Villeneuve und P. Watson (Hg.), *La Céramique byzantine et proto-islamique en Syrie-Jordanie (IVe-VIIIe siècles apr. J.-C.)*, Beirut 2001, S. 207-214; R. Mason, *Shine Like the Sun. Lustre-Painted and Associated Pottery from the Medieval Middle East*, Toronto 2004; M. Milwright, *An Introduction to Islamic Archaeology*, Edinburgh 2010,

S. 48f.

73

H. Khalilieh, *Admiralty and Maritime Laws in the Mediterranean Sea (ca. 800–1050). The Kitāb Akriyat al Sufun vis-à-vis the Nomos Rhodion Nautikos*, Leiden 2006, S. 212ff.

74

Muqaddasī, *Best Divisions for*

Knowledge, S. 347.

75

Daryaei, «Persian Gulf Trade»,
S. 1-16; Banaji, «Islam, the
Mediterranean and the Rise of
Capitalism», S. 61f.

76

E. Grube, *Cobalt and Lustre.
The First Centuries of Islamic
Pottery*, London 1994;
O. Watson, *Ceramics from*

Islamic Lands, London 2004.

77

Du Huan, Jinxing Ji, zitiert von
X. Liu, *The Silk Road in World
History*, Oxford 2010, S. 101.

78

Kitāb al-Tāj (fī akhlāq al-mulūk)
in: *Le Livre de la couronne*.
Ouvrage attribué à Ġāhiz,
übers. von C. Pellat, Paris 1954,
S. 101.

79

Zur Entlehnung von sassanidischen Idealen siehe Walker, *Qardagh*, S. 139. Zu Jagdszenen (in der Nähe von Teheran) siehe D. Thompson, *Stucco from Chal-Tarkhan-Eshqabad near Rayy*, Warminster 1976, S. 9–24.

80

D. Gutas, *Greek Thought, Arabic Culture. The Graeco-*

Arabic Translation Movement in Baghdad and Early 'Abbasid Society (2nd-4th/8th-10th Centuries), London 1998;

R. Hoyland, «Theonmestus of Magnesia, Hunayn ibn Ishaq and the Beginnings of Islamic Veterinary Science», in:

R. Hoyland und P. Kennedy (Hg.), *Islamic Reflections, Arabic Musings*, Oxford 2004, S. 150-169; A. McCabe, *A Byzantine Encyclopedia of*

Horse Medicine, Oxford 2007,
S. 182ff.

81

V. van Bladel, «The Bactrian
Background of the Barmakids»,
in: A. Akasoy, C. Burnett und
R. Yoeli-Tialim, *Islam and Tibet.
Interactions along the Musk
Route*, Farnham 2011, S. 82f.;
Gutas, *Greek Thought, Arabic
Culture*, S. 13.

Siehe P. Pormann und
E. Savage-Smith, *Medieval
Islamic Medicine*, Edinburgh
2007; Y. Tabbaa, «The
Functional Aspects of Medieval
Islamic Hospitals», in:
M. Boner, M. Ener und
A. Singer (Hg.), *Poverty and
Charity in Middle Eastern
Contexts*, Albany (NY) 2003,
S. 97f.

83

Pormann und Savage-Smith,
Medieval Islamic Medicine,
S. 55.

84

E. Lev und L. Chipman, «A
Fragment of a Judaeo-Arabic
Manuscript of Sābūrb. Sahl's
Al-Aqrābādhīn al-Ṣaghīr Found
in the Taylor-Schechter Cairo
Genizah Collection», in:
Medieval Encounters 13

(2007), S. 347–362.

85

Ibn al-Haytham, *The Optics of Ibn al-Haytham, Books I–III: On Direct Vision*, übers. von A. Sabra, 2 Bde., London 1989.

86

W. Gohlman, *The Life of Ibn Sina. A Critical Edition and Annotated Translation*, New York 1974, S. 35; zitiert nach

G. Strohmaier, *Avicenna*,
München 1999, S. 24f.

87

al-Jāḥiẓ, *Kitāb al-Ḥayawān*,
zitiert von Pormann und
Savage-Smith, *Medieval Islamic
Medicine*, S. 23.

88

Mahsatī, *Mahsati Ganjavi. La
luna e le perle*, übers. von
R. Bargigli, Mailand 1999; dazu

auch F. Bagherzadeh, «Mahsati Ganjavi et les potiers de Rey», in: *Varia Turcica* 19 (1992), S. 161–176.

89

Augustinus,
Bekenntnisse/Confessiones,
Lateinisch/Deutsch, übers., hg.
und komm. von K. Flasch und
B. Mojsisch, Stuttgart 2009,
S. 541.

90

al-Masudi, zitiert von Gutas,
Greek Thought, Arabic Culture,
S. 89.

91

Muqaddasī, *Best Divisions for
Knowledge*, S. 8.

92

M. Barrucand und A. Bednorz,
*Moorish Architecture in
Andalusia*, Köln 1999, S. 40;

deutsch: *Maurische Architektur in Andalusien*, Köln 1991, S. 43ff.

93

Siehe beispielsweise
M. Dickens, «Patriarch Timothy II and the Metropolitan of the Turks», in: *Journal of the Royal Asiatic Society* 20.2 (2010), S. 117–139.

94

Conant, *Staying Roman*,
S. 362–370.

95

Narshakhī, *The History of Bukhara. Translated from a Persian Abridgement of the Arabic Original by Narshakhī*,
übers. von N. Frye, Cambridge (MA) 1954, S. 48f.

96

A. Watson, *Agricultural*

Innovation in the Early Islamic World, Cambridge 1983;

T. Glick, «Hydraulic Technology in al-Andalus», in: M. Morony (Hg.), *Production and the Exploitation of Resources*, Aldershot 2002, S. 327–339.

Sechstes Kapitel Schätze der Steppe – der neue Welthandel

1

W. Davis, *Readings in Ancient History. Illustrative Extracts*

from the Sources, 2 Bde.,
Boston 1912–1913, Bd. 2,
S. 365ff.

2

Ibn Khurradādhbih, *Kitāb al-masālik wa-l-mamālik*, übers.
von Lunde und Stone, «Book of
Roads and Kingdoms», in: *Ibn
Fadlan and the Land of
Darkness*, S. 99–104.

3

E. van Donzel und A. Schmidt,
*Gog and Magog in Early
Christian and Islamic Sources.
Sallam's Quest for Alexander's
Wall*, Leiden 2010; siehe auch
F. Sezgin,
Anthropogeographie, Frankfurt
a.M. 2010, S. 95ff.;

I. Kratschowski, *Arabskaja
geografitscheskaja literatura*,
Moskau 2004, insbes. S. 138–
141.

4

A. Gow, «Gog and Magog on *Mappaemundi* and Early Printed World Maps.

Orientalizing Ethnography in the Apocalyptic Tradition», in: *Journal of Early Modern History* 2, Nr. 1 (1998), S. 61f.

5

Ibn Faḍlān's Reisebericht, hg. und übers. von A. Zeki Valdi Togan, Leipzig 1939, Reprint

Saarbrücken 2009, S. 19ff.

6

Ebd., S. 35.

7

Ebd., S. 20. Für Teñri oder Tengri siehe U. Harva, *Die religiösen Vorstellungen der altaischen Völker*, Helsinki 1938, S. 140–153.

8

R. Mason, «The Religious

Beliefs of the Khazars», in:
Ukrainian Quarterly 51, Nr. 4
(1995), S. 383-415.

9

In diesem Zusammenhang ist jedoch auf eine kürzlich erschienenene Untersuchung hinzuweisen, die diese enge Verbindung zwischen dem Sufismus und der nomadischen Welt bezweifelt: J. Paul, «Islamizing Sufis in Pre-Mongol

Central Asia», in: de la
Vaissière, *Islamisation de l'Asie
Centrale*, S. 297-317.

10

Abū Hāmid al-Gharnātī, *Tuḥfat
al-albāb wa-nukhbat al-i'jāb wa-
Riḥlah ila Ūrubbah wa-Āsiyah*,
übers. von Lunde und Stone,
«The Travels», in: *The Land of
Darkness*, S. 68.

11

A. Khazanov, «The Spread of World Religions in Medieval Nomadic Societies of the Eurasian Steppes», in:
M. Gervers und W. Schlepp (Hg.), *Nomadic Diplomacy, Destruction and Religion from the Pacific to the Adriatic*, Toronto 1994, S. 11–34.

12

E. Seldeslachts, «Greece, the Final Frontier? The Westward

Spread of Buddhism», in:
A. Heirman und S. Bumbacher
(Hg.), *The Spread of Buddhism*,
Leiden 2007; R. Bulliet, «Naw
Bahar and the Survival of
Iranian Buddhism», in: *Iran* 14
(1976), S. 144f.; Narshakhī,
History of Bukhara, S. 49.

13

*Die Byzantiner und ihre
Nachbarn. Die De
Administrando imperio*

*benannte Lehrschrift des
Kaisers Konstantinos
Porphyrogennetos für seinen
Sohn Romanos, übers. und hg.
von Klaus Belke und Peter
Soustal, Wien 1995, S. 184–
187.*

14

Ibn Faḍlān's Reisebericht,
S. 33. Einige Forscher
schätzen die Bedeutung der
Viehnomadenwirtschaft in den

Steppengebieten weit geringer
ein, z.B. B. Sachoder, *Kaspijski
swod swedenii o Wostotschnoi
Ewrope*, 2 Bde., Moskau 1962,
Bd. 1, S. 139f.

15

D. Dunlop, *The History of the
Jewish Khazars*, Princeton
1954, S. 83; L. Baranow,
*Tawrika w epochu rannego
srednewekowja (saltowo-
majatskaja kultura)*, Kiew 1990,

S. 76–79.

16

A. Martinez, «Gardīzī's Two Chapters on the Turks», in: *Archivum Eurasiae Medii Aevi* 2 (1982), S. 155; T. Noonan, «Some Observations on the Economy of the Khazar Khaganate», in: P. Golden, H. Ben-Shammai und A. Róna-Tas (Hg.), *The World of the Khazars*, Leiden 2007, S. 214f.

17

Baranow, *Tawrika*, S. 72–76.

18

Al-Muqaddasī, *Land of Darkness*, S. 169f.

19

Abū Hāmid, «Travels», S. 67.

20

McCormick, *Origins of the European Economy*, S. 369–384.

21

J. Howard-Johnston, «Trading in Fur, from Classical Antiquity to the Early Middle Ages», in: E. Cameron (Hg.), *Leather and Fur. Aspects of Early Medieval Trade and Technology*, London 1998, S. 65–79.

22

Mas'ūdī, *Kitāb al-tanbīh wa-al-ishrāf*, übers. von Lunde und Stone, «The Meadows of Gold

and Mines of Precious Gems»,
in: *Land of Darkness*, S. 161.

23

Muqaddasī, *Aḥsanu-t-taqāsīm fī
ma‘ri-fati-l-aqālīm*, übers. von
Lunde und Stone, «Best
Divisions for the Knowledge of
the Provinces», in: *Land of
Darkness*, S. 169.

24

R. Kovalev, «The Infrastructure

of the Northern Part of the ‹Fur Road› between the Middle Volga and the East during the Middle Ages», in: *Archivum Eurasiae Medii Aevi* 11 (2000–2001), S. 25–64.

25

Muqaddasī, *Best Division of Knowledge*, S. 60.

26

Ibn al-Faqīh, in: *Land of*

Darkness, S. 113.

27

Muqaddasī, *Best Division of Knowledge*, S. 245.

28

Für eine neuere Übersicht siehe G. Mako, «The Possible Reasons for the Arab–Khazar Wars», in: *Archivum Eurasiae Medii Aevi* 17 (2010), S. 45–57.

29

R.-J. Lilie, *Die byzantinische Reaktion auf die Ausbreitung der Araber. Studien zur Strukturwandlung des byzantinischen Staates im 7. und 8. Jahrhundert*, München 1976, S. 157–160; J. Howard-Johnston, «Byzantine Sources for Khazar History», in: Golden, Ben-Shammai und Róna-Tas, *World of the Khazars*, S. 163–194.

30

Die Verheiratung der Tochter des Kaisers Herakleios mit dem türkischen Khagan auf dem Höhepunkt der kriegerischen Auseinandersetzung mit den Persern im frühen

7. Jahrhundert war die einzige Ausnahme, siehe C. Zuckerman, «La Petite Augusta et le Turc. Epiphania-Eudocie sur les monnaies d'Héraclius», in: *Revue numismatique* 150

(1995), S. 113–126.

31

Ibn Faḍlāns Reisebericht,
S. 100.

32

Dunlop, *The History of the
Jewish Khazars*, S. 141.

33

Siehe P. Golden, «The Peoples
of the South Russian Steppes»,
in: *The Cambridge History of*

Early Inner Asia, Cambridge
1990, S. 256–284;

A. Nowoselzew, *Chasarskoje
gossudarstwo i ego rol w istorii
Wostotschnoi Ewropy i
Kawkasa*, Moskau 1990.

34

P. Golden, «Irano-Turcica. The
Khazar Sacral Kingship», in:
Acta Orientalia 60, Nr. 2
(2007), S. 161–194. Einige
Wissenschaftler führen die

Veränderung der Rolle des
Khagans auf einen Wandel der
religiösen

Glaubensvorstellungen und
Praktiken während dieser Zeit
zurück. Siehe z.B. J. Olsson,
«Coup d'état, Coronation and
Conversion. Some Reflections
on the Adoption of Judaism by
the Khazar Khaganate», in:
*Journal of the Royal Asiatic
Society*, 23, Nr. 4 (2013),
S. 495–526.

35

R. Kovalev, «Commerce and Caravan Routes along the Northern Silk Road (Sixth–Ninth Centuries). Part I: The Western Sector», in: *Archivum Eurasiae Medii Aevi* 14 (2005), S. 55–105.

36

Al-Mas'ūdī, *Bis zu den Grenzen der Erde*, übers. von G. Rotter, Tübingen und Basel 1978,

S. 86ff.; Noonan, «Some
Observations on the Economy
of the Khazar Khaganate»,
S. 211.

37

Istakhrī, *Kitāb suwar al-aqalīm*,
übers. von Lunde und Stone,
«Book of Roads and Kingdoms»,
in: *Land of Darkness*, S. 153ff.

38

J. Darrouzès, *Notitiae*

*Episcopatum Ecclesiae
Constantinopolitanae*, Paris
1981, S. 31f., 241f., 245.

39

Istakhrī, «Book of Roads and
Kingdoms», S. 154f.

40

Mason, «The Religious Beliefs
of the Khazars», S. 411.

41

C. Zuckerman, «On the Date of

the Khazars' Conversion to Judaism and the Chronology of the Kings of the Rus' Oleg and Igor. A Study of the Anonymous Khazar Letter from the Genizah of Cairo», in: *Revue des Etudes Byzantines* 53 (1995), S. 245.

42

Ebd., S. 243f. Für Übernahmen aus Konstantins Schriften siehe P. Meyvaert und P. Devos, «Trois énigmes cyrillo-

méthodiennes de la ‹Légende Italique› résolues grâce à un document inédit», in: *Analecta Bollandiana* 75 (1955), S. 433–440.

43

P. Lawrow (Hg.), *Materialy po istorii wosniknowenija drevnischej slawjanskoi pismennosti*, Leningrad 1930, S. 21; F. Butler, «The Representation of Oral Culture

in the Vita Constantini», in:
*Slavic and East European
Review* 39, Nr. 3 (1995),
S. 372.

44

«The Letter of Rabbi Hasdai»,
in: J. Rader Marcus (Hg.), *The
Jew in the Medieval World*,
Cincinnati 1999, S. 227f. Siehe
auch N. Golb und O. Pritsak
(Hg.), *Khazarian Hebrew
Documents of the Tenth*

Century, London 1982.

45

«The Letter of Joseph the King», in: J. Rader Marcus (Hg.), *The Jew in the Medieval World*, S. 300; P. Cassel, *Der Chazarische Königsbrief aus dem 10. Jahrhundert*, Berlin 1877. Für eine Diskussion über das Datum und den Kontext siehe P. Golden, «The Conversion of the Khazars to

Judaism», in: Golden, Ben-Shammai und Róna-Tas, *World of the Khazars*, S. 123–162.

46

R. Kovalev, «Creating <Khazar Identity> through Coins – the <Special Issue> Dirhams of 837/8», in: F. Curta (Hg.), *East Central and Eastern Europe in the Early Middle Ages*, Ann Arbor 2005, S. 220–253. Für den Wandel der

Begräbnissitten siehe
V. Petrukhin, «The Decline and
Legacy of Khazaria», in:
P. Urbanczyk (Hg.), *Europe
around the Year 1000*,
Warschau 2001, S. 109–122.

47

Koran, 2.285, S. 66; 3.84,
S. 76f.

48

Zuckerman, «On the Date of the

Khazars' Conversion», S. 241.

Siehe auch Golb und Pritsak,
Khazarian Hebrew Documents,
S. 130.

Sechstes Kapitel Schätze der Steppe – der neue Welthandel

49

Al-Mas'ūdī, *Bis zu den Grenzen der Erde*, S. 87; für das Judentum der Elite siehe Mason, «The Religious Beliefs of the Khazars», S. 383–415.

50

Golb und Pritsak, *Khazarian Hebrew Documents*; Cassel,

*Der Chazarische Königsbrief
aus dem 10. Jahrhundert,
S. 77; Al-Mas'ūdī, Bis zu den
Grenzen der Erde, S. 88;
Istakhrī, «Book of Roads and
Kingdoms», S. 154.*

51

Ibn Khurradādhbih, «Book of
Roads and Kingdoms», S. 110.

52

Ebd., S. 111f.

53

Ebd., S. 112.

54

Ibn al-Faqīh, «Book of Countries», S. 114.

55

Liudprand von Cremona, der im 10. Jahrhundert Konstantinopel besuchte, dachte, dass der Name der Rus vom griechischen Wort *Rusios*, «die

Roten», stamme und auf ihre auffallende Haarfarbe zurückgehe. *Liudprands von Cremona Werke*, in: *Quellen zur Geschichte der sächsischen Kaiserzeit*, hg. von Albert Bauer und Reinhold Rau, Darmstadt 1977, S. 461. Tatsächlich kommt das Wort jedoch von den skandinavischen Wörtern *roþrsmenn* («Ruderer») und *roðr* («rudern»). S. Ekbo,

«Finnish Ruotsi and Swedish Roslagen – What Sort of Connection?», in: *Medieval Scandinavia* 13 (2000), S. 64–69; W. Duczko, *Viking Rus. Studies on the Presence of Scandinavians in Eastern Europe*, Leiden 2004, S. 22f.

56

S. Franklin und J. Shepard, *The Emergence of Rus' 750–1200*, London 1996.

57

*Die De Administrando imperio
benannte Lehrschrift des
Kaisers Konstantinos
Porphyrogennetos, S. 80f.*

58

Ebd., S. 82ff.

59

Ibn Rusta, *Kitāb al-a'lāq an-
nafīsa*, übers. von Lunde und
Stone, «Book of Precious

Gems», in: *Land of Darkness*,
S. 127.

60

Ibn Faḍlāns Reisebericht,
S. 82.

61

Ibn Rusta, «Book of Precious
Gems», S. 127.

62

Ibn Faḍlāns Reisebericht,
S. 83–88.

63

A. Winroth, *The Conversion of Scandinavia*, New Haven 2012, S. 78f.

64

M. Bogucki, «The Beginning of the Dirham Import to the Baltic Sea and the Question of the Early Emporia», in: A. Bitner-Wróblewska und U. Lund-Hansen (Hg.), *Worlds Apart? Contacts across the Baltic Sea*

*in the Iron Age. Network
Denmark-Poland 2005-2008,*
Kopenhagen 2010, S. 351-361.
Für Schweden siehe
I. Hammarberg, *Byzantine Coin
found in Sweden* (1989); C. von
Heijne, *Särpräglat. Vikingatida
och tidigmedeltida myntfynd
från Danmark, Skåne, Blekinge
och Halland (ca. 800-1130),*
Stockholm 2004.

T. Noonan, «Why Dirhams First Reached Russia. The Role of Arab-Khazar Relations in the Development of the Earliest Islamic Trade with Eastern Europe», in: *Archivum Eurasiae Medii Aevi* 4 (1984), S. 151-182; und vor allem ders., «Dirham Exports to the Baltic in the Viking Age», in: K. Jonsson und B. Malmer (Hg.), *Sigtuna Papers. Proceedings of the Sigtuna*

*Symposium on Viking-Age
Coinage, 1-4 June 1989,
Stockholm 1990, S. 251-257.*

Siebttes Kapitel Was West und
Ost verbindet – der lange Weg
der Sklaven

1

Ibn Rusta, «Book of Precious
Gems», S. 126f.

2

Ebd.

3

*Die De Administrando imperio
benannte Lehrschrift des
Kaisers Konstantinos
Porphyrogennetos, S. 82.*

4

*Ibn Faḍlāns Reisebericht,
S. 85.*

5

*D. Wyatt, Slaves and Warriors
in Medieval Britain and Ireland,*

800-1200, Leiden 2009.

6

L. Delisle (Hg.), *Littérature latine et histoire du moyen âge*, Paris 1890, S. 17.

7

Siehe J. Henning, «Strong Rulers – Weak Economy? Rome, the Carolingians and the Archaeology of Slavery in the First Millennium AD», in:

J. Davis und M. McCormick
(Hg.), *The Long Morning of
Medieval Europe. New
Directions in Early Medieval
Studies*, Aldershot 2008, S. 33–
53; für Nowgorod siehe
H. Birnbaum, «Medieval
Novgorod. Political, Social and
Cultural Life in an Old Russian
Urban Community», in:
California Slavic Studies 14
(1992), S. 11.

8

Adam von Bremen,
*Bischofsgeschichte der
Hamburger Kirche*, IV,6, übers.
von W. Trillmich, in: *Quellen
des 9. und 11. Jahrhunderts
zur Geschichte der
hamburgischen Kirche und des
Reiches*, Darmstadt 1978,
S. 443.

9

B. Hudson, *Viking Pirates and*

Christian Princes. Dynasty, Religion and Empire in the North Atlantic, Oxford 2005, S. 41; allgemein siehe auch S. Brink, *Vikingarnas slavar. Den nordiska trældomen under yngre järnålder och äldsta medeltid*, Stockholm 2012.

10

T. Noonan, «Early Abbasid Mint Output», in: *Journal of Economic and Social History* 29

(1986), S. 113–175; R. Kovalev, «Dirham Mint Output of Samanid Samarqand and its Connection to the Beginnings of Trade with Northern Europe (10th Century)», in: *Histoire & Mesure* 17, Nr. 3–4 (2002), S. 197–216; T. Noonan und R. Kovalev, «The Dirham Output and Monetary Circulation of a Secondary Samanid Mint. A Case Study of Balkh», in: R. Kiernowski (Hg.),

Moneta Mediævalis. Studia numizmatyczne i historyczne ofiarowane Profesorowi Stanisławowi Suchodolskiemu w 65. rocznicę urodzin, Warschau 2002, S. 163–174.

11

R. Segal, *Islam's Black Slaves. The Other Black Diaspora*, New York 2001, S. 121.

12

Ibn Ḥawqal, *Kītāb ṣūrat al-ard*,
zitiert in: D. Ayalon, «The
Mamluks of the Seljuks. Islam's
Military Might at the
Crossroads», in: *Journal of the
Royal Asiatic Society* 6, Nr. 3
(1996), S. 312.

13

W. Scheidel, «The Roman Slave
Supply», in: K. Bradley u.a.
(Hg.), *The Cambridge World
History of Slavery*, 3 Bde.,

Cambridge 2011–, Bd. 1,
S. 287–310.

14

Siehe F. Caswell, *The Slave Girls of Baghdad. The Qiyān in the Early Abbasid Era*, London 2011, S. 13.

15

Tacitus, *Annalen*, 15,69, S. 384.

16

Ibn Buṭlān, *Taqwīm al-ṣiḥḥa*,

zitiert bei G. Vantini, *Oriental Sources concerning Nubia*, Heidelberg 1975, S. 238f.

17

Kaikā'ūs Ibn-Iskandar, *Das Qābusnāme. Ein Denkmal persischer Lebensweisheit*, übers. von Seifeddin Najmabadi, Wiesbaden 1988, S. 140.

18

Ebd., S. 142–145.

19

D. Abulafia, «Asia, Africa and the Trade of Medieval Europe», in: M. Postan, E. Miller und C. Postan (Hg.), *Cambridge Economic History of Europe. Trade and Industry in the Middle Ages*, Cambridge 1987, S. 417. Siehe auch D. Mishin, «The Saqaliba Slaves in the Aghlabid State», in: M. Sebök

(Hg.), *Annual of Medieval Studies at CEU 1996/1997*, Budapest 1998, S. 236–244.

20

Ibrāhīm ibn Ya‘qūb, übers. von Lunde und Stone, in: *Land of Darkness*, S. 164f.; *Arabische Berichte von Gesandten an germanische Fürstenhöfe aus dem 9. und 10. Jahrhundert*, übers. von Georg Jacob, Berlin, Leipzig 1927, S. 12f. Für Prags

Rolle als
Sklavenhandelszentrum siehe
D. Třeštík, «‹Eine große Stadt
der Slawen namens Prag›.
Staaten und Sklaven in
Mitteleuropa im
10. Jahrhundert», in:
P. Sommer (Hg.), *Boleslav II.
Der tschechische Staat um das
Jahr 1000*, Prag 2001, S. 93–
138.

Ibn al-Zubayr, *Book of Gifts and Rarities*, S. 91f. Siehe
A. Christys, «The Queen of the Franks Offers Gifts to the Caliph Al-Muktafi», in:
W. Davies und P. Fouracre (Hg.), *The Languages of Gift in the Early Middle Ages*,
Cambridge 2010, S. 140–171.

22

Ibrāhīm ibn Ya‘qūb, *Arabische Berichte von Gesandten an*

germanische Fürstenhöfe,
S. 31.

23

R. Naismith, «Islamic Coins from Early Medieval England», in: *Numismatic Chronicle* 165 (2005), S. 193–222; ders., «The Coinage of Offa Revisited», in: *British Numismatic Journal* 80 (2010), S. 76–106.

24

M. McCormick, «New Light on the <Dark Ages>. How the Slave Trade Fuelled the Carolingian Economy», in: *Past & Present* 177 (2002), S. 17–54; siehe auch J. Henning, «Slavery or Freedom? The Causes of Early Medieval Europe's Economic Advancement», in: *Early Medieval Europe* 12, Nr. 3 (2003), S. 269–277.

Ibn Khurradādhbih, «Book of Roads and Kingdoms», S. 111.

26

Ibn Ḥawqal, *Kītāb ṣūrat al-ard*, übers. von Lunde und Stone, «Book of the Configuration of the Earth», in: *Land of Darkness*, S. 173.

27

Ebd. Siehe auch Al-Muqaddasī, *Land of Darkness*, S. 170.

28

al-Jāḥiẓ, *Kitāb al-Ḥayawān*,
zitiert in: C. Verlinden,
*L'Esclavage dans l'Europe
médiévale*, 2 Bde., Brügge
1955–1977, Bd. 1, S. 213.

29

Ebd.

30

Verlinden, *L'Esclavage*, Bd. 2,
S. 218–230, 731f.; W. Phillips,

Slavery from Roman Times to the Early Transatlantic Trade,
Manchester 1985, S. 62.

31

H. Loyn und R. Percival (Hg.),
The Reign of Charlemagne.
Documents on Carolingian
Government and
Administration, London 1975,
S. 129.

32

Auch in Deutschland ist
«Servus» in einigen Regionen
seit langem ein gängiger Gruß.

33

Adam von Bremen,
*Bischofsgeschichte der
Hamburger Kirche*, I,39-41,
S. 211-215.

34

«Pactum Hlotharii I.», in:
Monumenta Germaniae

Historica, Capitularia regum Francorum, hg. von A. Boretius, Bd. 2, Hannover 1897, S. 130–135; McCormick, «New Light on the ‹Dark Ages›. How the Slave Trade Fuelled the Carolingian Economy», S. 47.

35

G. Luzzato, *An Economic History of Italy from the Fall of the Roman Empire to the*

Sixteenth Century, übers. von
P. Jones, London 1961, S. 35,
51ff.; Phillips, *Slavery*, S. 63.

36

McCormick, «New Light on the
‹Dark Ages›», S. 48f.

37

Hudūd al-‘Ālam, in:

H. Göckenjan und I. Zimony
(Hg.), *Orientalische Berichte
über die Völker Osteuropas und*

Zentralasiens im Mittelalter,
Wiesbaden 2001, S. 218.

38

Ibn Faḍlāns Reisebericht,
S. 80; Ibn Khurradādhbih,
«Book of Roads and Kingdoms»,
S. 112; Gardīzī, «Abhandlung
über die Türkenstämme», in:
Göckenjan und Zimony,
*Orientalische Berichte über die
Völker Osteuropas und
Zentralasiens im Mittelalter,*

S. 167.

39

Die Nestorchronik, übers. von
L. Müller, München 2001,
S. 24.

40

Annales Bertiniani, hg. von
G. Waitz, Hannover 1885,
S. 35.

41

Al-Mas'ūdī, Bis zu den Grenzen

der Erde, S. 91f.; Ibn Ḥawqal,
«Book of the Configuration of
the Earth», S. 175.

42

Ibn Ḥawqal, «Book of the
Configuration of the Earth»,
S. 178.

43

R. Kovalev, «Mint Output in
Tenth Century Bukhara. A Case
Study of Dirham Production

with Monetary Circulation in Northern Europe», in: *Russian History/Histoire Russe* 28 (2001), S. 250–259.

44

Die Nestorchronik, S. 83.

45

Ebd., S. 90.

46

H. Halm, *Das Reich des Mahdi. Der Aufstieg der Fatimiden*

(875-973), München 1991;
F. Akbar, «The Secular Roots of Religious Dissidence in Early Islam. The Case of the Qaramita of Sawad Al-Kufa», in: *Journal of the Institute of Muslim Minority Affairs* 12, Nr. 2 (1991), S. 376-390. Für den Niedergang des Kalifats in dieser Zeit siehe M. van Berkel u.a., *Crisis and Continuity at the Abbasid Court. Formal and Informal Politics in the*

Caliphate of al-Muqtadir,
Leiden 2013.

47

Bar Hebraeus, *Ktābā d-maktbānūt zabnē*; E. Budge (Hg. und Übers.), *The Chronography of Gregory Abul Faraj*, 2 Bde., Oxford 1932, Bd. 1, S. 164.

48

Matthäus von Edessa, *The*

Chronicle of Matthew of Edessa, übers. von A. Dostourian, Lanham 1993, I.1, S. 19; M. Canard, «Baghdad au IV^e siècle de l'Hégire (Xe siècle de l'ère chrétienne)», in: *Arabica* 9 (1962), S. 282f. Siehe hierzu R. Bulliet, *Cotton, Climate, and Camels in Early Islamic Iran. A Moment in World History*, New York 2009, S. 79ff.; R. Ellenblum, *The Collapse of*

the Eastern Mediterranean.

*Climate Change and the
Decline of the East, 950–1072,*
Cambridge 2012, S. 32–36.

49

Ellenblum, *The Collapse of the
Eastern Mediterranean,*
S. 41ff.

50

C. Mango, *The Homilies of
Photius Patriarch of*

Constantinople, Cambridge
(MA) 1958, S. 88f.

51

Die Nestorchronik, S. 59f.

52

J. Shepard, «The Viking Rus' and Byzantium», in: S. Brink und N. Price (Hg.), *The Viking World*, Abingdon 2008, S. 498–501.

53

Siehe z.B. A. Poppe, «The Building of the Church of St Sophia in Kiev», in: *Journal of Medieval History* 7, Nr. 1 (1981), S. 15–66.

54

Shepard, «The Viking Rus' and Byzantium», S. 510.

55

T. Noonan und R. Kovalev, «Prayer, Illumination and Good

Times. The Export of Byzantine Wine and Oil to the North of Russia in Pre-Mongol Times», in: *Byzantium and the North. Acta Fennica* 8 (1997), S. 73–96; M. Roslund, «Brosamen vom Tisch der Reichen.

Byzantinische Funde aus Lund und Sigtuna (ca. 980–1250)», in: M. Müller-Wille (Hg.), *Rom und Byzanz im Norden. Mission und Glaubenswechsel im Ostseeraum während des 8.–*

14. Jahrhunderts, Stuttgart
1997, Bd. 2, S. 325–385.

56

L. Golombek, «The Draped
Universe of Islam», in:
P. Parsons Soucek (Hg.),
*Content and Context of Visual
Arts in the Islamic World.
Papers from a Colloquium in
Memory of Richard
Ettinghausen*, University Park
(PA) 1988, S. 97–114. Für die

Textilherstellung in Antiochia
nach 1098 siehe

T. Vorderstrasse, «Trade and
Textiles from Medieval
Antioch», in: *Al-Masāq* 22,
Nr. 2 (2010), S. 151–171.

57

D. Jacoby, «Byzantine Trade
with Egypt from the Mid-Tenth
Century to the Fourth
Crusade», in: *Thesaurismata* 30
(2000), S. 36.

58

V. Piacentini, «Merchant Families in the Gulf. A Mercantile and Cosmopolitan Dimension. The Written Evidence», in: *ARAM* 11-12 (1999-2000), S. 145-148.

59

D. Goitein, *A Mediterranean Society. The Jewish Communities of the Arab World as Portrayed in the Documents*

of the Cairo Geniza, 6 Bde.,
Berkeley 1967–1993, Bd. 4,
S. 168; Jacoby, «Byzantine
Trade with Egypt», S. 41 ff.

60

Naser-e-Khosrou, *Safarname*.
*Ein Reisebericht aus dem
Orient des 11. Jahrhunderts*,
hg. und übers. von
S. Najmabadi und S. Weber,
München 1993, S. 78.

61

Jacoby, «Byzantine Trade with Egypt», S. 42; S. Simonsohn, *The Jews of Sicily 383–1300*, Leiden 1997, S. 314ff.

62

M. Vedeler, *Silk for the Vikings*, Oxford 2014.

63

A. Krause, *Die Welt der Wikinger*, Frankfurt a.M. 2006,

S. 144; E. Brate und
E. Wessén, *Sveriges
Runinskrifter. Södermanlands
Runinskrifter*, Stockholm 1924–
1936, S. 154.

64

S. Jansson, *Västmanlands
runinskrifter*, Stockholm 1964,
S. 6–9.

65

G. Isitt, «Vikings in the Persian

Gulf», in: *Journal of the Royal Asiatic Society* 17, Nr. 4 (2007), S. 389–406.

66

P. Frankopan, «Levels of Contact between West and East. Pilgrims and Visitors to Constantinople and Jerusalem in the 9th–12th Centuries», in: S. Searight und M. Wagstaff (Hg.), *Travellers in the Levant. Voyagers and Visionaries*,

Durham 2001, S. 87–108.

67

Siehe J. Wortley, *Studies on the Cult of Relics in Byzantium up to 1204*, Farnham 2009.

68

S. Blöndal, *The Varangians of Byzantium*, übers. von B. Benedikz, Cambridge 1978;
J. Shepard, «The Uses of the Franks in 11th-Century

Byzantium», in: *Anglo-Norman Studies* 15 (1992), S. 275–305.

69

P. Frankopan, *The First Crusade. The Call from the East*, London 2012, S. 87f.

70

H. Hoffmann, «Die Anfänge der Normannen in Süditalien», in: *Quellen und Forschungen aus Italienischen Archiven und*

Bibliotheken 47 (1967), S. 95–144; G. Loud, *The Age of Robert Guiscard. Southern Italy and the Norman Conquest*, Singapur 2000.

71

al-‘Utbī, *Kitāb-i Yamīnī*, übers. von J. Reynolds, *Historical memoirs of the amir Sabaktagīn, and the sultān Mahmūd of Ghazna*, London 1868, S. 140. Siehe allgemein

C. Bosworth, *The Ghaznavids, 994-1040*, Cambridge 1963.

72

A. Shapur Shahbāzī, *Ferdowsī. A Critical Biography*, Costa Mesa (CL) 1991, insbes.

S. 91ff.; siehe auch G. Dabiri, «The Shahnama. Between the Samanids and the Ghaznavids», in: *Iranian Studies* 43, Nr. 1 (2010), S. 13-28.

73

Y. Bregel, «Turko-Mongol Influences in Central Asia», in: R. Canfield (Hg.), *Turko-Persia in Historical Perspective*, Cambridge 1991, S. 53ff.

74

Herrmann, «Die älteste türkische Weltkarte», S. 21–28.

75

Yūsuf Khāṣṣ Ḥājib, *Kutadgu*

Bilig, übers. von R. Dankoff,
Wisdom of Royal Glory
(*Kutadgu Bilig*). A Turko-
Islamic Mirror for Princes,
Chicago 1983, S. 192.

76

Für den Aufstieg der
Seldschuken siehe C. Lange
und S. Mecit (Hg.), *The*
Seljuqs. Politics, Society and
Culture, Edinburgh 2011.

Für eine Diskussion über einige Widersprüche in den entsprechenden Quellen siehe O. Safi, *Politics of Knowledge in Pre-Modern Islam. Negotiating Ideology and Religious Inquiry*, Chapel Hill (NC) 2006, S. 35f.

Dunlop, *History of the Jewish Khazars*, S. 260; A. Peacock, *Early Seljuq History. A New*

Interpretation, Abingdon 2010,
S. 33f.; Dickens, «Patriarch
Timothy», S. 117–139.

79

Aristakes von Lastivert,
*Patmut'iwn Aristakeay
Vardapeti Lasstivertts'woy*,
übers. von R. Bedrosian,
Aristakēs Lastivertc'is History,
New York 1985, S. 64.

80

Für eine Sammlung der Quellen
für die Schlacht von Manzikert
siehe C. Hillenbrand, *Turkish
Myth and Muslim Symbol*,
Edinburgh 2007, S. 26ff.

81

Frankopan, *The First Crusade*,
S. 57–86.

82

Ebd., S. 13–25.

83

Bernold von Konstanz, *Die Chroniken Bertholds von Reichenau und Bernolds von Konstanz*, hg. von I. Robinson, Hannover 2003, S. 520.

84

Frankopan, *The First Crusade*, S. 1ff., 101–113.

Siebtes Kapitel Was West und Ost verbindet – der lange Weg der Sklaven

85

Ebd., passim. Für die Angst vor der Apokalypse siehe

J. Rubenstein, *Armies of Heaven. The First Crusade and the Quest for Apocalypse*, New York 2011.

Achtes Kapitel Kein Paradies auf Erden – das Zeitalter der

Kreuzzüge

1

Albert von Aachen, *Geschichte des ersten Kreuzzugs*, Erster Teil: *Die Eroberung des heiligen Landes*, übers. von H. Hefele, Jena 1923, 5,45, S. 277; Frankopan, *The First Crusade*, S. 173.

2

Raimund von Aguilers, *Historia Francorum qui ceperunt*

Jerusalem, übers. von J. Hill und L. Hill, *Le <Liber> de Raymond d'Aguilers*, Paris 1969, 14, S. 127. Für den Feldzug und die Kreuzzüge im Allgemeinen siehe C. Tyerman, *God's War. A New History of the Crusades*, London 2006.

3

Fulcher von Chartres, *Gesta Francorum Iherusalem Peregrinantium*, übers. von

F. Ryan, *A History of the Expedition to Jerusalem 1095-1127*, Knoxville 1969, I,27, S. 122. Neueste Forschungen bieten Erhellendes über das Verhältnis zwischen psychischer Verfassung und extremer Gewalt in einer Kampfsituation. Siehe z.B. R. Ursano u.a., «Posttraumatic Stress Disorder and Traumatic Stress. From Bench to Bedside, from War to Disaster», in:

*Annals of the New York
Academy of Sciences* 1208
(2010), S. 72–81.

4

Anna Komnene, *Alexias*, übers.
von D.R. Reinsch, Köln 1996,
13,10, S. 459f.; für Bohemunds
Rückkehr nach Europa siehe
L. Russo, «Il viaggio di
Boemundo d'Altavilla in
Francia», in: *Archivio storico
italiano* 603 (2005), S. 3–42;

Frankopan, *The First Crusade*,
S. 188f.

5

R. Chazan, «<Let Not a
Remnant or a Residue Escape>.
Millenarian Enthusiasm in the
First Crusade», in: *Speculum*
84 (2009), S. 289–313.

6

al-Harawī, *Kitāb al-ishārāt ilā
maʿrifat al-ziyārāt*, in:

A. Maalouf, *The Crusade through Arab Eyes*, London 1984, S. XIII. Vgl. Ibn al-Jawzī', *al-Muntaẓam fī tārīkh al-mulūk wa-al-umam*, in: C. Hillenbrand, *The Crusades. Islamic Perspectives*, Edinburgh 1999, S. 78. Siehe allgemein P. Cobb, *Der Kampf ums Paradies. Eine islamische Geschichte der Kreuzzüge*, Darmstadt 2015.

Für Berichte über dieses Leid
siehe S. Eidelberg (Übers.),
The Jews and the Crusaders,
Madison 1977; M. Gabriele,
«Against the Enemies of Christ.
The Role of Count Emicho in
the Anti-Jewish Violence of the
First Crusade», in: M. Frassetto
(Hg.), *Christian Attitudes
towards the Jews in the Middle
Ages. A Casebook*, Abingdon
2007, S. 61–82.

8

Frankopan, *The First Crusade*, S. 133ff., 167–171; J. Pryor, «The Oath of the Leaders of the Crusade to the Emperor Alexius Comnenus. Fealty, Homage», in: *Parergon*, New Series 2 (1984), S. 111–141.

9

Raimund von Aguilers, *Le* *«Liber»*, 10, S. 74f.

10

Frankopan, *The First Crusade*, insbes. S. 186ff.

11

Ibn al-Athīr, in: F. Gabrieli (Hg.), *Die Kreuzzüge aus arabischer Sicht*, Zürich, München 1973, S. 42.

12

Jacoby, «Byzantine Trade with Egypt», S. 44f.

13

Goitein, *A Mediterranean Society*, Bd. 1, S. 45.

14

A. Greif, «Reputation and Coalitions in Medieval Trade. Evidence on the Maghribi Traders», in: *Journal of Economic History* 49, Nr. 4 (1989), S. 861.

15

Ibn Khaldūn, *Dīwān al-mubtada'*, übers. von V. Monteil, *Discours sur l'histoire universelle (al-Muqaddima)*, Paris 1978, S. 522.

16

Frankopan, *The First Crusade*, S. 29f.

17

E. Occhipinti, *Italia dei*

communi. Secoli XI-XIII, Rom
2000, S. 20f.

18

J. Riley-Smith, *The First
Crusaders, 1095-1131*,
Cambridge 1997, S. 17.

19

Der Mönch vom Lido, *Monachi
Anonymi Littorensis Historia de
Translatio Sanctorum Magni
Nicolai*, in: *Recueil des*

Historiens des Croisades.
Historiens Occidentaux 5,
S. 272–275; J. Prawer, *The*
Crusaders' Kingdom. European
Colonialism in the Middle Ages,
London 2001, S. 489.

20

Codice diplomatico della
repubblica di Genova, 3 Bde.,
Rom 1859–1940, Bd. 1, S. 20.

21

B. Kedar, «Genoa's Golden Inscription in the Church of the Holy Sepulchre. A Case for the Defence», in: G. Airaldi und B. Kedar (Hg.), *I Comuni italiani nel regno crociato di Gerusalemme*, Genua 1986, S. 317-335. Siehe auch M.-L. Favreau-Lilie, die behauptet, dieses Dokument sei später verfälscht worden: *Die Italiener im Heiligen Land vom ersten Kreuzzug bis zum Tode*

Heinrichs von Champagne
(1098–1197), Amsterdam 1989,
S. 328.

22

Andrea Dandolo, *Chronica per
extensum descripta*, in: *Rerum
Italicarum Scriptores*, 25 Bde.,
Bologna 1938–1958, Bd. 12,
S. 221. Siehe auch *Der Mönch
vom Lido, Monachi Anonymi*,
S. 258f.

M. Pozza und G. Ravegnani, *I Trattati con Bisanzio 992-1198*, Venedig 1993, S. 38-45. Für den Zeitpunkt dieser Konzessionen, die lange auf die achtziger Jahre des 11. Jahrhunderts datiert wurden, siehe P. Frankopan, «Byzantine Trade Privileges to Venice in the Eleventh Century. The Chrysobull of 1092», in: *Journal of Medieval History* 30

(2004), S. 135–160.

24

Der Mönch vom Lido, *Monachi Anonymi*, S. 258f.; Dandolo, *Chronica*, S. 221. Siehe auch D. Queller und I. Katele, «Venice and the Conquest of the Latin Kingdom of Jerusalem», in: *Studi Veneziani* 21 (1986), S. 21.

25

F. Miklosich und J. Müller, *Acta et Diplomata graeca medii aevi sacra et profana*, 6 Bde.,
Venedig 1860–1890, Bd. 3,
S. 9–13.

26

R.-J. Lilie, *Byzanz und die Kreuzfahrerstaaten*, München 1981, S. 79–84; ders., «Noch einmal zu dem Thema <Byzanz und die Kreuzfahrerstaaten>», in: *Poikila Byzantina* 4 (1984),

S. 121–174. Für den Vertrag von Devol zwischen Alexios und Bohemund siehe A. Komnene, *Alexias*, 13,11–12, S. 460–474.

27

S. Epstein, *Genoa and the Genoese. 958–1528*, Chapel Hill (NC) 1996, S. 40f.; D. Abulafia, «Southern Italy, Sicily and Sardinia in the Medieval Mediterranean Economy», in: ders., *Commerce and Conquest*

in the Mediterranean,

Aldershot 1993, Bd. 1, S. 24–27.

28

T. Asbridge, «The Significance and Causes of the Battle of the Field of Blood», in: *Journal of Medieval History* 23, Nr. 4 (1997), S. 301–316.

29

Fulcher von Chartres, *Gesta*

Francorum, S. 238.

30

G. Tafel und G. Thomas,
*Urkunden zur älteren Handels-
und Staatsgeschichte der
Republik Venedig*, 3 Bde., Wien
1857, Bd. 1, S. 78; Queller und
Katele, «Venice and the
Conquest», S. 29f.

31

Tafel und Thomas, *Urkunden*,

Bd. 1, S. 95–98. Siehe hierzu auch Lilie, *Byzanz und die Kreuzfahrerstaaten*, S. 89–93; T. Devaney, «‹Like an Ember Buried in Ashes›. The Byzantine–Venetian Conflict of 1119–1126», in: T. Madden, J. Naus und V. Ryan (Hg.), *Crusades – Medieval Worlds in Conflict*, Farnham 2010, S. 127–147.

Tafel und Thomas, *Urkunden*, Bd. 1, S. 84–89. Siehe hierzu auch J. Prawer, «The Italians in the Latin Kingdom», in: ders., *Crusader Institutions*, Oxford 1980, S. 224; M. Barber, *The Crusader States*, London 2012, S. 139–142; J. Riley-Smith, «The Venetian Crusade of 1122–1124», in: Airaldi und Kedar, *I Comuni italiani*, S. 339–350.

33

G. Bresc-Bautier, *Le Cartulaire du chapitre du Saint-Sépulcre de Jérusalem*, Paris 1984, S. 51f.

34

Bernhard von Clairvaux,
«Brief 363», in: G.B. Winkler
(Hg.), *Sämtliche Werke*, Bd. 3,
Innsbruck 1992, S. 657.

35

Annali Genovesi di Caffaro e dei suoi Continuatori, 1099-1240,
5 Bde., Genua 1890-1929,
Bd. 1, S. 48.

36

D. Abulafia, *The Great Sea. A Human History of the Mediterranean*, London 2011,
S. 298. Siehe auch ders.,
«Christian Merchants in the Almohad Cities», in: *Journal of Medieval Iberian Studies* 2

(2010), S. 251-257;

O. Constable, *Housing the Stranger in the Mediterranean World. Lodging, Trade and Travel in Late Antiquity and the Middle Ages*, Cambridge 2003, S. 278.

37

P. Jones, *The Italian City State. From Commune to Signoria*, Oxford 1997. Siehe auch M. Ginatempo und L. Sandri,

*L'Italia delle città. Il
popolamento urbano tra
Medioevo e Rinascimento
(secoli XIII–XVI), Florenz 1990.*

38

Usâma ibn Munqidh, *Kitāb al-
i'tibār*, übers. von G. Rotter,
*Ein Leben im Kampf gegen
Kreuzritterheere*, Tübingen,
Basel 1978, S. 153.

39

V. Lagardère, *Histoire et société en Occident musulman. Analyse du Mi'yar d'al-Wansharisi*, Madrid 1995, S. 128; D. Valérian, «Ifriqiyan Muslim Merchants in the Mediterranean at the End of the Middle Ages», in: *Mediterranean Historical Review* 14, Nr. 2 (2008), S. 50.

40

Gesta Francorum et aliorum

Hierosolimitanorum, hg. und
übers. von R. Hill, London
1962, Buch 3, S. 21.

41

Siehe C. Burnett (Hg.), *Adelard
of Bath. An English Scientist
and Arabist of the Early Twelfth
Century*, London 1987;

L. Cochrane, *Adelard of Bath.
The First English Scientist*,
London 1994.

42

Adelard von Bath, *Adelard of Bath, Conversations with his Nephew. On the Same and the Different, Questions on Natural Science and on Birds*, hg. und übers. von C. Burnett, Cambridge 1998, S. 83.

43

A. Pym, *Negotiating the Frontier. Translators and Intercultures in Hispanic*

History, Manchester 2000,
S. 41.

44

T. Burman, *Reading the Qur'ān
in Latin Christendom, 1140–
1560*, Philadelphia 2007.

45

P. Frankopan, «The Literary,
Cultural and Political Context
for the Twelfth-Century
Commentary on the

Nicomachean Ethics», in:
C. Barber (Hg.), *Medieval
Greek Commentaries on the
Nicomachean Ethics*, Leiden
2009, S. 45–62.

46

Abulafia, *The Great Sea*,
S. 298.

47

A. Shalem, *Islam Christianised.
Islamic Portable Objects in the*

Medieval Church Treasuries of the Latin West, Frankfurt a.M. 1998.

48

Vorderstrasse, «Trade and Textiles from Medieval Antioch», S. 168–171;

M. Meuwese, «Antioch and the Crusaders in Western Art», in: *East and West in the Medieval Mediterranean*, Löwen 2006, S. 337–355.

49

R. Falkner, «Taxes of the Kingdom of Jerusalem», in: *Statistical Documents of the Middle Ages. Translations and Reprints from the Original Sources of European History*, 3.2, Philadelphia 1907, S. 19–23.

50

C. Cahen, *Makhzumiyyat. Études sur l'histoire*

économique et financière de l'Égypte médiéval, Leiden 1977; Abulafia, «Asia, Africa and the Trade of Medieval Europe», S. 402-473.

51

S. Stern, «Ramisht of Siraf. A Merchant Millionaire of the Twelfth Century», in: *Journal of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland* 1, Nr. 2 (1967), S. 10-14.

52

T. Madden, «Venice and Constantinople in 1171 and 1172. Enrico Dandolo's Attitudes towards Byzantium», in: *Mediterranean Historical Review* 8, Nr. 2 (1993), S. 166–185.

53

D. Nicol, *Byzantium and Venice. A Study in Diplomatic and Cultural Relations*,

Cambridge 1988, S. 107.

54

P. Magdalino, «Isaac II, Saladin and Venice», in: J. Shepard (Hg.), *The Expansion of Orthodox Europe. Byzantium, the Balkans and Russia*, Aldershot 2007, S. 93–106.

55

Ibn Shaddād, *Life of Saladin by Baha ad-Din*, London 1897,

S. 121f.; G. Anderson, «Islamic Spaces and Diplomacy in Constantinople (Tenth to Thirteenth Centuries C.E.)», in: *Medieval Encounters* 15 (2009), S. 104f.

56

Anna Komnene, *Alexias*, 10,5, S. 334–337.

57

Ibn Dschubair, *Riḥlat Ibn*

Jubayr, hg. und übers. von
R. Günther, *Tagebuch eines
Mekkapilgers*, Stuttgart 1985,
S. 213.

58

Ebd., S. 223. Siehe auch
C. Chism, «Memory, Wonder
and Desire in the Travels of Ibn
Jubayr and Ibn Battuta», in:
N. Paul und S. Yeager (Hg.),
*Remembering the Crusades.
Myth, Image and Identity*,

Cambridge 2012, S. 35f.

59

Ibn al-Athīr, *al-Kāmil fī l-ta'rīkh*,
übers. von D. Richards, *The
Chronicle of Ibn al-Athir for the
Crusading Period from al-Kāmil
fī l-ta'rīkh*, Aldershot 2006,
S. 289f.; Barber, *The Crusader
States*, S. 284.

60

Barber, *The Crusader States*,

S. 296f.; Imād al-Dīn, *al-Fath al-qussī fī l-fath al-qudsī*, übers. von H. Massé, *Conquête de la Syrie et de la Palestine par Saladin*, Paris 1972, S. 27f.

61

Barber, *The Crusader States*, S. 305–313; T. Asbridge, *The Crusades. The War for the Holy Land*, London 2010, S. 342–364; deutsch: *Die Kreuzzüge*, Stuttgart 2010.

62

J. Riley-Smith, *The Crusades. A History*, London 1987, S. 137;
deutsch: *Die Kreuzzüge*,
Darmstadt 2016.

63

J. Phillips, *The Crusades 1095–1197*, London 2002, S. 146–150; J. Phillips, *Holy Warriors. A Modern History of the Crusades*, London 2009, S. 136–165; deutsch: *Heiliger*

Krieg. Eine neue Geschichte der Kreuzzüge, übers. von N. Juraschitz, München 2011, S. 231–276.

64

Geoffroy de Villehardouin, *Die Eroberung von Konstantinopel*, in: G. Sollbach (Hg. und Übers.), *Chroniken des Vierten Kreuzzugs*, Pfaffenweiler 1998, S. 26.

65

Wilhelm von Tyrus, *Chronicon*,
R. Huygens (Hg.), 2 Bde.,
Turnhout 1986, Bd. 2, S. 408;
J. Phillips, *The Fourth Crusade
and the Sack of Constantinople*,
London 2004, S. 67f.

66

D. Queller und T. Madden,
«Some Further Arguments in
Defence of the Venetians on the
Fourth Crusade», in: *Byzantion*

62 (1992), S. 438.

67

T. Madden, «Venice, the Papacy and the Crusades before 1204», in: S. Ridyard (Hg.), *The Medieval Crusade*, Woodbridge 2004, S. 85–95.

68

D. Queller und T. Madden, *The Fourth Crusade. The Conquest of Constantinople*, Philadelphia

1997, S. 55ff.

69

Tafel und Thomas, *Urkunden*,
Bd. 1, S. 444–452.

70

Robert von Clari, *Die
Eroberung von Konstantinopel*,
72–73, in: Sollbach, *Chroniken
des Vierten Kreuzzugs*, S. 118f.

71

Niketas Choniates, *Chronike*

dieegesis, übers. von
F. Grabler, *Die Kreuzfahrer
erobern Konstantinopel. Aus
dem Geschichtswerk des
Niketas Choniates*, Graz, Wien,
Köln 1958, S. 149f.

72

Gunther von Pairis, *Die
Geschichte der Eroberung von
Konstantinopel*, übers. von
E. Assmann, Köln 1956, S. 85;
P. Riant, *Exuviae sacrae*

constantinopolitanae, 2 Bde.,
Genf 1876, Bd. 1, S. 104f.

73

Choniates, *Die Kreuzfahrer
erobern Konstantinopel*,
S. 170. Für eine wichtige
Neueinschätzung der Schäden
in der Stadt siehe T. Madden,
«The Fires of the Fourth
Crusade in Constantinople,
1203–1204. A Damage
Assessment», in: *Byzantinische*

Zeitschrift 84/85 (1992), S. 72–93.

74

Siehe M. Angold, *The Fourth Crusade. Event and Context*, Harlow 2003, S. 219–267; siehe auch D. Perry, «The *Translatio Symonensis* and the Seven Thieves. Venetian Fourth Crusade *Furta Sacra* Narrative and the Looting of Constantinople», in: T. Madden

(Hg.), *The Fourth Crusade. Event, Aftermath and Perceptions*, Aldershot 2008, S. 89-112.

75

R. Gallo, «La tomba di Enrico Dandolo in Santa Sofia a Costantinopoli», in: *Rivista Mensile della Città di Venezia* 6 (1927), S. 270-283; T. Madden, *Enrico Dandolo and the Rise of Venice*, Baltimore 2003,

S. 193f.

76

Michael Choniates, *Michaelis Choniatae Epistulae*, hg. von F. Kolovou, Berlin 2001, Briefe 145, 165, 100;
T. Shawcross, «The Lost Generation (c. 1204–c. 1222). Political Allegiance and Local Interests under the Impact of the Fourth Crusade», in: J. Herrin und G. Saint-Guillain

(Hg.), *Identities and Allegiances in the Eastern Mediterranean after 1204*, Farnham 2011, S. 9–45.

77

Tafel und Thomas, *Urkunden*, Bd. 1, S. 464–488;

N. Oikonomides, «La Decomposition de l'Empire byzantin à la veille de 1204 et les origines de l'Empire de Nicée. À propos de la <Partitio

Romaniae»», in: *XV Congrès international d'études byzantines*, Athen 1976, Bd. 1, S. 3-22.

78

C. Otten-Froux, «Identities and Allegiances. The Perspective of Genoa and Pisa», in: Herrin und Saint-Guillan, *Identities and Allegiances*, S. 265ff.; siehe auch G. Jehei, «The Struggle for Hegemony in the Eastern

Mediterranean. An Episode in the Relations between Venice and Genoa According to the Chronicles of Ogerio Pane», in: *Mediterranean Historical Review* 11, Nr. 2 (1996), S. 196-207.

79

F. Van Tricht, *The Latin Renovatio of Byzantium. The Empire of Constantinople (1204-1228)*, Leiden 2011,

insbes. S. 157ff.

80

Siehe S. McMichael, «Francis and the Encounter with the Sultan [1219]», in: *The Cambridge Companion to Francis of Assisi*, hg. von M. Robson, Cambridge 2012, S. 127–142; J. Tolan, *Saint Francis and the Sultan. The Curious History of a Christian-Muslim Encounter*, Oxford

2009.

81

Dulumeau, *History of Paradise*,
S. 71–96.

82

M. Gosman, «La Légende du
Prêtre Jean et la propagande
auprès des croisés devant
Damiette (1228–1221)», in:
D. Buschinger (Hg.), *La
Croisade. Réalités et fictions.*

Actes du colloque d'Amiens 18-22 mars 1987, Göppingen 1989, S. 133-142; J. Valtrovà, «Beyond the Horizons of Legends. Traditional Imagery and Direct Experience in Medieval Accounts of Asia», in: *Numen* 57 (2010), S. 166f.

83

C. Beckingham, «The Achievements of Prester John», in: C. Beckingham und

B. Hamilton (Hg.), *Prester John, the Mongols and the Ten Lost Tribes*, Aldershot 1996, S. 1–22; P. Jackson, *The Mongols and the West*, London 2005, S. 20f.

84

F. Zarncke, «Der Priester Johannes», Teil II, in:
Abhandlungen der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften, Phil.-hist.

Klasse 8, Leipzig 1876, S. 9.

85

Jackson, The Mongols and the West, S. 48f.

Neuntes Kapitel Herrschaft der
Nomaden – das mongolische
Großreich

1

*Het'um, Patmich' T'at'arats', La
flor des estoires de la terre
d'Orient, in: Recueil des*

Historiens des Croisades.

Historiens Arméniens, Bd. 1,
S. X.

2

'Ata-Malik Juvaynī, *Ta'rīx-i*
Jahān-Guṣā, übers. von
J. Boyle, *Genghis Khan. The*
History of the World-
Conqueror, 2 Bde., Cambridge
(MA) 1958, 1, Bd. 1, S. 21f.

3

Für die Bedeutung des Wortes «Dschingis» als Titel siehe I. de Rachewiltz, «The Title Činggis Qan/Qayan Re-examined», in: W. Hessig und K. Sangster (Hg.), *Gedanke und Wirkung*, Wiesbaden 1989, S. 282–288; T. Allsen, «The Rise of the Mongolian Empire and Mongolian Rule in North China», in: *The Cambridge History of China*, 15 Bde., Cambridge 1978–, Bd. 6,

S. 321ff.

4

Geheime Geschichte der Mongolen. Herkunft, Leben und Aufstieg Dschingis Khans, hg. und übers. von Manfred Taube, München 2005, S. 18.

5

Allsen, «Rise of the Mongolian Empire», S. 321ff.; G. Németh, «Wanderungen des

mongolischen Wortes *Nökür*
«Genosse»», in: *Acta Orientalia*
Academiae Scientiarum
Hungaricae 3 (1952), S. 1–23.

6

T. Allsen, «The Yüan Dynasty
and the Uighurs of Turfan in
the 13th Century», in:
M. Rossabi (Hg.), *China among*
Equals. The Middle Kingdom
and its Neighbors, 10th–14th
Centuries, Berkeley 1983,

S. 246ff.

7

P. Golden, ««I Will Give the People unto Thee». The Činggisid Conquests and their Aftermath in the Turkic World», in: *Journal of the Royal Asiatic Society* 10, Nr. 1 (2000), S. 27.

8

Z. Bunjatow, *Gosudarstwo Choresmschachow-*

Anuschteginidow, Moskau
1986, S. 128–132; Golden,
«Činggisid Conquests», S. 29.

9

Juvaynī, *The History of the
World-Conqueror*, 16, Bd. 1,
S. 107.

10

Ibn al-Athīr, in: B. Spuler,
Geschichte der Mongolen,
Zürich, Stuttgart 1968, S. 37.

11

D. Morgan, *The Mongols*,
Oxford 1986, S. 74.

12

Nasawī, *Sīrat al-ṣultān Jalāl al-Dīn Mangubirtī*, übers. von
O. Houdas, *Histoire du sultan
Djelāl ed-Dīn Mankobirti,
prince du Khārezm*, Paris 1891,
16, S. 63.

13

K. Raphael, «Mongol Siege Warfare on the Banks of the Euphrates and the Question of Gunpowder (1260–1312)», in: *Journal of the Royal Asiatic Society*, 19, Nr. 3 (2009), S. 355–370.

14

A. Waley (Übers.), *The Travels of an Alchemist. The Journey of the Taoist, Ch'angch'un, from China to the Hindukush at the*

*Summons of Chingiz Khan,
Recorded by his Disciple, Li
Chih-ch'ang, London 1931,
S. 92f.*

15

Siehe die bahnbrechenden
Arbeiten von Allsen,
*Commodity and Exchange in
the Mongol Empire*, und
G. Lane, *Early Mongol Rule in
Thirteenth-Century Iran. A
Persian Renaissance*, London

2003.

Neuntes Kapitel Herrschaft der Nomaden – das mongolische Großreich

16

Juvaynī, *The History of the World-Conqueror*, 27, Bd. 1, S. 161–164.

17

J. Smith, «Demographic Considerations in Mongol Siege Warfare», in: *Archivum*

Ottomanicum 13 (1994),
S. 329–334; ders., «Mongol
Manpower and Persian
Population», in: *Journal of
Economic and Social History of
the Orient* 18, Nr. 3 (1975),
S. 271–299; D. Morgan, «The
Mongol Armies in Persia», in:
Der Islam 56, Nr. 1 (2009),
S. 81–96.

18

Nowgorodskaja Pjerwaja

*Letopis starschewo i
mladschewo iswodow*, hg. von
A. Nasonow, Leningrad 1950,
S. 61.

19

Ebd., S. 74f.

20

E. Petruchow, *Serapion
Wladimirskij, russkij
propowednjenik XIII weka*,
Sankt Petersburg 1888,

Anhang, S. 8.

21

Obwohl die mittelalterlichen Kommentatoren eine Beziehung zwischen den Tataren und dem Tartarus herstellten, war «Tatar» ursprünglich eine in der ganzen Steppe gebräuchliche Bezeichnung für die Angehörigen von Nomadenstämmen. Der Begriff

geht wahrscheinlich auf das tungusische Wort *ta-ta* zurück, das «ziehen» oder «schleppen» bedeutet. Siehe S. Akiner, *Religious Language of a Belarusian Tatar Kitab*, Wiesbaden 2009, S. 13f.

22

Jackson, *The Mongols and the West*, S. 59f.; D. Sinor, «The Mongols in the West», in: *Journal of Asian History* 33,

Nr. 1 (1999), S. 1-44.

23

C. Rodenburg (Hg.), *MGH.*

Epistulae saeculi XIII e regestis pontificum Romanorum selectae, 3 Bde., Berlin, 1883-1894, Bd. 1, S. 723; Jackson, *The Mongols and the West*, S. 65-69.

24

P. Jackson, «The Crusade

against the Mongols (1241)»,
in: *Journal of Ecclesiastical
History* 42 (1991), S. 1–18.

25

H. Dörrie, «Drei Texte zur
Geschichte der Ungarn und
Mongolen. Die Missionsreisen
des fr. Julianus O.P. ins Ural-
Gebiet (1234/5) und nach
Rußland (1237) und der
Bericht des Erzbischofs Peter
über die Tartaren», in:

*Nachrichten der Akademie der
Wissenschaften in Göttingen,
phil.-hist. Klasse 6 (1956),
S. 179; siehe auch Jackson, *The
Mongols and the West*, S. 61.*

26

Archidiakon Thomas, *Historia
Salonitanorum atque
Spalatinorum pontificum*, hg.
und übers. von D. Krabić,
M. Sokol und J. Sweeney,
Budapest 2006, S. 302;

Jackson, *The Mongols and the West*, S. 65.

27

Abschriften zweier dieser Briefe sind erhalten geblieben: C. Rodenberg (Hg.), *Epistolae saeculi XII e regestis pontificum romanorum*, 3 Bde., Berlin 1883–1894, Bd. 2, S. 72; Bd. 3, S. 75.

28

Valtrovà, «Beyond the Horizons of Legends», S. 154–185.

29

Wilhelm von Rubruk, *Reise zu den Mongolen*, hg. von H.D. Leicht, Wiesbaden 2013, S. 124.

30

Ebd., S. 66, zu Nahrung und Milchwirtschaft siehe S. 42ff.; Jackson, *The Mongols and the*

West, S. 140.

31

Johannes von Plano Carpini,
Kunde von den Mongolen,
übers. von F. Schmieder,
Wiesbaden 2015, S. 53, 68f.

32

Ebd., S. 101f.

33

«Antwort des Groß-Chans
Göjük an Papst Innozenz IV.

(1246)», in: Spuler, *Geschichte der Mongolen*, S. 83f.

34

C. Dawson, *Mongol Mission. Narratives and Letters of the Franciscan Missionaries in Mongolia and China in the Thirteenth and Fourteenth Centuries*, London 1955, S. 44f.

35

P. Jackson, «World-Conquest and Local Accommodation: Threat and Blandishment in Mongol Diplomacy», in: J. Woods u.a. (Hg.), *History and Historiography of Post-Mongol Central Asia and the Middle East. Studies in Honor of John E. Woods*, Wiesbaden 2006, S. 3–22.

36

R. Thomson, «The Eastern

Mediterranean in the
Thirteenth Century. Identities
and Allegiances. The
Peripheries: Armenia», in:
Herrin und Saint-Gobain,
Identities and Allegiances,
S. 202ff.

37

J.-L. van Dieten, «Das
Lateinische Kaiserreich von
Konstantinopel und die
Verhandlungen über kirchliche

Wiedervereinigung», in: V. van Aalst und K. Ciggaar (Hg.), *The Latin Empire. Some Contributions*, Hernen 1990, S. 93–125.

38

Wilhelm von Rubruk, *Reise zu den Mongolen*, S. 174.

39

Georgios Pachymeres, *Chronikon*, hg. und übers. von

A. Faillier, *Relations historiques*, 2 Bde., Paris 1984, Bd. 2, S. 108f.; J. Langdon, «Byzantium's Initial Encounter with the Chinggisids. An Introduction to the Byzantino-Mongolica», in: *Viator* 29 (1998), S. 130–133.

40

Abdallāh b. Faḍlallāh Waṣṣāf, *Tarjiyat al-amṣār wa-tajziyat al-aʿṣār*, in: Spuler, *Geschichte*

der Mongolen, S. 150.

41

Allsen, *Commodity and Exchange*, S. 28f.

42

J. Richard, «Une Ambassade mongole à Paris en 1262», in: *Journal des Savants* 4 (1979), S. 295–303; Jackson, *The Mongols and the West*, S. 123.

43

N. Nobutaka, «The Rank and Status of Military Refugees in the Mamluk Army. A Reconsideration of the *Wāfidīyah*», in: *Mamluk Studies Review* 10, Nr. 1 (2006), S. 55–81; R. Amitai-Preiss, «The Remaking of the Military Elite of Mamluk Egypt by al-Nāṣir Muḥammad b. Qalāwūn», in: *Studia Islamica* 72 (1990), S. 148ff.

44

P. Jackson, «The Crisis in the Holy Land in 1260», in: *English Historical Review* 95 (1980), S. 481–513.

45

R. Amitai-Preiss, *Mongols and Mamluks. The Mamluk–Ilkhanid War, 1260–1281*, Cambridge 1995.

46

Jūzjānī, *Tabakāt-i-Nāṣirī*, übers.
von H. Raverty, *A general
history of the Muhammadan
dynasties of Asia, including
Hindūstān, from 810 A.D. to
1260 A.D., and the irruption of
the infidel Mugh̃als into Islam*,
Kalkutta 1881, 23, 3-4,
S. 1104, 1144f.

47

L. Lockhart, «The Relations
between Edward I and

Edward II of England and the Mongol Il-Khans of Persia», in: *Iran* 6 (1968), S. 23. Für Eduards Kreuzzug siehe C. Tyerman, *England and the Crusades, 1095–1588*, London 1988, S. 124–132.

48

W. Budge, *The Monks of Kublai Khan, Emperor of China*, London 1928, S. 186f.

49

S. Schein, «Gesta Dei per Mongolos 1300. The Genesis of a Non-Event», in: *English Historical Review* 94, Nr. 272 (1979), S. 805–819.

50

R. Amitai, «Whither the Ilkhanid Army? Ghazan's First Campaign into Syria (1299–1300)», in: di Cosmo, *Warfare in Inner Asian History*, S. 221–

51

William Blake, «Jerusalem», in:
W. von Koppenfels und
M. Pfister (Hg.), *Englische und
amerikanische Dichtung*, Bd. 2,
München 2000, S. 227.

Legenden, dass Josef von
Arimathäa die Britischen Inseln
besucht habe, sind in England
seit dem Mittelalter im Umlauf:
W. Lyons, *Joseph of Arimathea*.

A Study in Reception History,
Oxford 2014, S. 72–104.

Zehntes Kapitel Der Schwarze Tod – von Entdeckungen und Katastrophen

1

S. Karpov, «The Grain Trade in
the Southern Black Sea Region.
The Thirteenth to the Fifteenth
Century», in: *Mediterranean
Historical Review* 8.1 (1993),
S. 55–73.

2

A. Ehrenkreutz, «Strategic Implications of the Slave Trade between Genoa and Mamluk Egypt in the Second Half of the Thirteenth Century», in:

A. Udovitch (Hg.), *The Islamic Middle East, 700-1900*, Princeton 1981, S. 335-343.

3

G. Lorenzi, *Monumenti per servire alla storia del Palazzo*

*Duca di Venezia. Parte I. Dal
1253 al 1600, Venedig 1868,
S. 7.*

4

«Anonimo Genovese», in:
G. Contini (Hg.), *Poeti del
Duecento*, 2 Bde., Mailand
1960, 1, S. 751–759.

5

V. Ciociltan, *The Mongols and
the Black Sea Trade in the*

Thirteenth and Fourteenth Centuries, Leiden 2012, S. 16, 21; S. Labib, «Egyptian Commercial Policy in the Middle Ages», in: M. Cook (Hg.), *Studies in the Economic History of the Middle East*, London 1970, S. 74.

6

Siehe D. Morgan, «Mongol or Persian. The Government of Īl-khānid Iran», in: *Harvard*

Middle Eastern and Islamic Review 3 (1996), S. 62–76, und vor allem Lane, *Early Mongol Rule in Thirteenth-Century Iran*.

7

G. Alef, «The Origin and Development of the Muscovite Postal System», in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 15 (1967), S. 1–15.

8

Morgan, *The Mongols*, S. 88ff.;
Golden, «Činggisid Conquests»,
S. 38ff.; T. Allsen, *Mongol
Imperialism. The Policies of the
Grand Qan Mongke in China,
Russia and the Islamic Lands,
1251-1259*, Berkeley 1987,
S. 189-216.

9

Juvaynī, *History of the World
Conqueror*, 3, 1, S. 26.

10

Das Unterfangen hatte bereits Mitte des 13. Jahrhunderts begonnen, wie Schilderungen von Missionaren und Gesandten belegen, siehe G. Guzman, «European Clerical Envoys to the Mongols. Reports of Western Merchants in Eastern Europe and Central Asia, 1231–1255», in: *Journal of Medieval History* 22.1 (1996), S. 57–67.

11

Wilhelm von Rubruk, *Reise zu den Mongolen*, S. 191f.

12

J. Ryan, «Preaching Christianity along the Silk Route.

Missionary Outposts in the Tartar <Middle Kingdom> in the Fourteenth Century», in: *Journal of Early Modern History* 2.4 (1998), S. 350–373.
Zu Persien siehe R. Lopez,

«Nuove luci sugli italiani in Estremo Oriente prima di Colombo», in: *Studi Colombiani* 3 (1952), S. 337–398.

13

Dawson, *Mission to Asia*, S. 224ff.; de Rachewiltz, *Papal Envoys*, S. 160–178; siehe dazu auch J. Richard, *La Papauté et les missions d'Orient au moyen âge (XIIIe–XVe siècles)*, Rom 1977, S. 144ff. Johannes gibt

den Nestorianern die Schuld daran, dass nicht mehr Menschen bekehrt wurden. Angeblich hätten sie ihn als einen Spion und Zauberer ausgegeben. Die Rivalitäten unter den Christen wirkten sich in China aus, genau wie in Persien und anderswo.

14

S. Jackson, «Hülegü Khan and the Christians. The Making of a

Myth», in: J. Phillips und S. Edbury (Hg.), *The Experience of Crusading*, 2 Bde., Cambridge 2003, Bd. 2, S. 196–213; S. Grupper, «The Buddhist Sanctuary-Vihara of Labnasagut and the Il-qan Hülegü. An Overview of Il-Qanid Buddhism and Related Matters», in: *Archivum Eurasiae Medii Aevi* 13 (2004), S. 5–77; Foltz, *Religions of the Silk Road*, S. 122.

S. Hackel, «Under Pressure from the Pagans? The Mongols and the Russian Church», in: J. Breck und J. Meyendorff (Hg.), *The Legacy of St Vladimir. Byzantium, Russia, America*, Crestwood 1990, S. 47–56; C. Halperin, «Know Thy Enemy. Medieval Russian Familiarity with the Mongols of the Golden Horde», in: *Jahrbücher für Geschichte*

Osteuropas 30 (1982), S. 161–175.

16

D. Ostrowski, *Muscovy and the Mongols. Cross-Cultural Influences on the Steppe Frontier, 1304–1589*, Cambridge 1998; M. Bilz-Leonardt, «Deconstructing the Myth of the Tartar Yoke», in: *Central Asian Survey* 27.1 (2008), S. 35f.

R. Hartwell, «Demographic, Political and Social Transformations of China, 750–1550», in: *Harvard Journal of Asiatic Studies* 42.2 (1982), S. 366–369; R. von Glahn, «Revisiting the Song Monetary Revolution. A Review Essay», in: *International Journal of Asian Studies* 1.1 (2004), S. 159.

18

Siehe beispielsweise G. Wade, «An Early Age of Commerce in Southeast Asia, 900–1300 CE», in: *Journal of Southeast Asia Studies* 40.2 (2009), S. 221–265.

19

S. Kumar, «The Ignored Elites. Turks, Mongols and a Persian Secretarial Class in the Early Delhi Sultanate», in: *Modern*

Asian Studies 43.1 (2009),
S. 72–76.

20

P. Buell, E. Anderson und
C. Perry, *A Soup for the Qan.
Chinese Dietary Medicine of
the Mongol Era as Seen in Hu
Szu-hui's Yin-shan Cheng-yao*,
London 2000.

21

P. Buell, «Steppe Foodways and

History», in: *Asian Medicine, Tradition and Modernity* 2.2 (2006), S. 179f., 190.

22

P. Buell, «Mongolian Empire and Turkization. The Evidence of Food and Foodways», in: R. Amitai-Preiss (Hg.), *The Mongol Empire and its Legacy*, Leiden 1999, S. 200–223.

23

Allsen, *Commodity and Exchange*, S. 1–2, 18; J. Paviot, «England and the Mongols (c. 1260–1330)», in: *Journal of the Royal Asiatic Society* 10.3 (2000), S. 317f.

24

S. Freedman, «Spices and Late-Medieval European Ideas of Scarcity and Value», in: *Speculum* 80.4 (2005), S. 1209–1227.

25

S. Halikowski-Smith, «The Mystification of Spices in the Western Tradition», in: *European Review of History. Revue Européenne d'Histoire* 8.2 (2001), S. 119–125.

26

A. Appadurai, «Introduction. Commodities and the Politics of Value», in: A. Appadurai (Hg.), *The Social Life of Things*.

Commodities in Cultural Perspective, Cambridge 1986, S. 3–63.

27

Francesco Pegolotti, *Libro di divisamenti di paesi (e di misure di mercatantie)*, englische Übersetzung: H. Yule, *Cathay and the Way Thither*, 4 Bde., London 1913–1916, Bd. 3, S. 151–155. Siehe dazu auch J. Aurell, «Reading

Renaissance Merchants'
Handbooks. Confronting
Professional Ethics and Social
Identity», in: J. Ehmer und
C. Lis (Hg.), *The Idea of Work
in Europe from Antiquity to
Modern Times*, Farnham 2009,
S. 75ff.; in Auszügen übers. in:
E. Schmitt (Hg.), *Dokumente
zur Geschichte der
europäischen Expansion*, Bd. 1:
*Die mittelalterlichen
Ursprünge der europäischen*

Expansion, München 1986,
S. 117ff.

28

R. Prazniak, «Siena on the Silk Roads. Ambrozio Lorenzetti and the Mongol Global Century, 1250–1350», in: *Journal of World History* 21.2 (2010), S. 179ff.; M. Kupfer, «The Lost Wheel Map of Ambrogio Lorenzetti», in: *Art Bulletin* 78.2 (1996), S. 286–310.

29

Ibn Baṭṭūṭa, *al-Riḥla*, in: Ibn Battuta, *Die Wunder des Morgenlandes. Reisen durch Afrika und Asien*, übers. von R. Elger, München 2010, S. 153.

30

E. Endicott-West, «The Yuan Government and Society», in: *Cambridge History of China*, Bd. 6, S. 599f.; vgl.

F. Schmieder, *Europa und die Fremden. Die Mongolen im Urteil des Abendlandes vom 13. bis in das 15. Jahrhundert*, Sigmaringen 1994, S. 166f.

31

Allsen, *Commodity and Exchange*, S. 31–39.

32

C. Salmon, «Les Persans à l'extrémité orientale de la route

maritime (Ile A.E. – XVIIe siècle)», in: *Archipel* 68 (2004), S. 23–58; dazu auch L. Yingsheng, «A Lingua Franca along the Silk Road. Persian Language in China between the 14th and the 16th Centuries», in: R. Kauz (Hg.), *Aspects of the Maritime Silk Road from the Persian Gulf to the East China Sea*, Wiesbaden 2010, S. 87–95.

F. Hirth und W. Rockhill, *Chau Ju-Kua. His Work on the Chinese and Arab Trade in the Twelfth and Thirteenth Centuries, Entitled Chu-fan-chi*, Sankt Petersburg 1911, S. 124f., 151, 142f.; siehe dazu auch F. Hirth, «Die Länder des Islam nach chinesischen Quellen», in: *Supplément au Volume V du T'oung Pao*, hg. von G. Schlegel und H. Cortier,

Leiden 1894, S. 33f., 55, 49f.

34

Siehe R. Kauz, «The Maritime Trade of Kish during the Mongol Period», in: L. Komaroff (Hg.), *Beyond the Legacy of Genghis Khan*, Leiden 2006, S. 51–67.

35

Marco Polo, *Le Devisament dou monde*, übers. von A. Moule

und P. Pelliot, *Die Wunder der Welt*, hg. von E. Guignard, Frankfurt a.M. 2003; Ibn Baṭṭūṭa, *Wunder des Morgenlands*, S. 154.

36

Zu Marco Polo siehe J. Critchley, *Marco Polo's Book*, Aldershot 1992, und ganz aktuell dazu H.U. Vogel, *Marco Polo was in China. New Evidence from Currencies*,

Salts and Revenues, Leiden
2013.

37

C. Wake, «The Great Ocean-Going Ships of Southern China in the Age of Chinese Maritime Voyaging to India, Twelfth to Fifteenth Centuries», in:
International Journal of Maritime History 9.2 (1997),
S. 51–81.

38

E. Schafer, «Tang», in:
K. Chang (Hg.), *Food in
Chinese Culture*.

*Anthropological and Historical
Perspective*, New Haven 1977,
S. 85-140.

39

V. Tomalin u.a., «The Thaikkal-
Kadakkarapally Boat. An
Archaeological Example of
Medieval Ship Building in the

Western Indian Ocean», in:
*International Journal of
Nautical Archaeology* 33.2
(2004), S. 253–263.

40

R. von Glahn, *Fountain of
Fortune. Money and Monetary
Policy in China 1000–1700*,
Berkeley 1996, S. 48.

41

A. Watson, «Back to Gold – and

Silver», in: *Economic History Review* 20.1 (1967), S. 26f.;
I. Blanchard, *Mining, Metallurgy and Minting in the Middle Age. Continuing Afro-European Supremacy, 1250-1450*, Stuttgart 2001, Bd. 3, S. 945-948.

42

T. Sargent und F. Velde, *The Big Problem of Small Change*, Princeton 2002, S. 166;

J. Deyell, «The China Connection. Problems of Silver Supply in Medieval Bengal», in: J. Richards (Hg.), *Precious Metals in the Later Medieval and Early Modern World*, Durham 1983; M. Allen, «The Volume of the English Currency, 1158–1470», in: *Economic History Review* 54.4 (2001), S. 606f.

Das belegt eindeutig die Geschichte Japans im 14. Jahrhundert, siehe A. Kuroda, «The Eurasian Silver Century, 1276–1359. Commensurability and Multiplicity», in: *Journal of Global History* 4 (2009), S. 245–269.

44

V. Fedorov, «Plague in Camels and its Prevention in the

USSR», in: *Bulletin of the World Health Organisation* 23 (1960), S. 275–281. Zu früheren Experimenten siehe beispielsweise A. Zeiss, «Infekzionnyje sabolewanija u werbljudow, neiswestnogo do sich por proischoschdenija», in: *Westnik mikrobiologii, epidemiologii i parasitologii* 7.1 (1928), S. 98–105.

Boccaccio, *Decamerone*;
deutsch: *Das Decameron*,
übers. von P. Brockmeier,
Stuttgart 2012, S. 31.

46

T. Ben-Ari u.a., «Plague and
Climate. Scales Matter», in:
PLOS Pathogens 7.9 (2011),
S. 1–6. Dazu auch B. Krasnov,
I. Khokhlova, L. Fielden und
N. Burdelova, «Effect of Air
Temperature and Humidity on

the Survival of Pre-Imaginal Stages of Two Flea Species (Siphonaptera: Pulicidae)», in: *Journal of Medical Entomology* 38 (2001), S. 629–637;

K. Gage, T. Burkot, R. Eisen und E. Hayes, «Climate and Vector-Borne Diseases», in: *American Journal of Preventive Medicine* 35 (2008), S. 436–450.

N. Stenseth u.a., «Plague Dynamics are Driven by Climate Variation», in: *Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America* 103 (2006), S. 13110–13115.

48

Manche Wissenschaftler geben an, die früheste Identifizierung könne von Grabsteinen aus den dreißiger Jahren des

14. Jahrhunderts auf einem Friedhof im östlichen Kirgisistan stammen, siehe S. Berry und N. Gulade, «La Peste noire dans l'Occident chrétien et musulman, 1347–1353», in: *Canadian Bulletin of Medical History* 25.2 (2008), S. 466. Diese These beruht jedoch auf einem Missverständnis. Dazu J. Norris, «East or West? The Geographic Origin of the Black

Death», in: *Bulletin of the History of Medicine* 51 (1977), S. 1-24.

49

Gabriele de Mussis, *Historia de Morbo*, in: *The Black Death*, übers. von R. Horrox, Manchester 2001, S. 14-17;
M. Wheelis, «Biological Warfare at the 1346 Siege of Caffa», in: *Emerging Infectious Diseases* 8.9 (2002), S. 971-975; zitiert

nach: K. Bergdolt, *Der Schwarze Tod in Europa. Die Große Pest und das Ende des Mittelalters*, München 1994, S. 36; vgl. Schmieder, *Europa und die Fremden*, S. 239f.

50

M. de Piazza, *Chronica*, in: Horrox, *Black Death*, S. 35–41.

51

Anonimale Chronicle, in:

Horrox, *Black Death*, S. 62.

52

John of Reading, *Chronica*, in:
Horrox, *Black Death*, S. 74.

53

Ibn al-Wardī, *Risālat al-naba'*
'*an al-waba*', zitiert von
M. Dols, *The Black Death in the
Middle East*, Princeton 1977,
S. 57-63.

54

M. Dods, «Ibn al-Wardi's
«Risalah al-naba» an al-waba»,
in: D. Kouymjian (Hg.), *Near
Eastern Numismatics,
Iconography, Epigraphy and
History*, Beirut 1974, S. 454.

55

M. Dols, *Black Death in the
Middle East*, S. 160f.

56

Boccaccio, *Das Decameron*,

S. 30, 38.

57

de Mussis, *Historia de Morbo*,
S. 20; «Continuation
Novimontensis», in:
*Monumenta Germaniae
Historica, Scriptores*, Bd. 9,
S. 675.

58

John Clynn, *Annalium Hibernae
Chronicon*, in: Horrox, *Black*

Death, S. 82; zitiert nach:
Bergdolt, *Der Schwarze Tod in Europa*, S. 97.

59

Louis Heylgen, *Breve Chronicon Clerici Anonymi*, in:
Horrox, *Black Death*, S. 41f.;
zitiert nach: K. Bergdolt, *Die Pest. Geschichte des Schwarzen Todes*, München 2006, S. 45.

60

Horrox, *Black Death*, S. 44, 117f.; Dols, *Black Death in the Middle East*, S. 126.

61

Bengt Knutsson, *A Little Book for the Pestilence*, in: Horrox, *Black Death*, S. 176; John of Reading, *Chronica*, S. 133f.

62

S. Simonsohn (Hg.), *The*

Apostolic See and the Jews.

Documents, 492-1404, Toronto
1988, Bd. 1, Nr. 373.

63

Allgemein dazu siehe

O. Benedictow, *The Black*
Death, 1346-1353. The

Complete History, Woodbridge
2004, S. 380ff.

64

O. Benedictow, «Morbidity in

Historical Plague Epidemics»,
in: *Population Studies* 41
(1987), S. 401–431; ders.,
*What Disease was Plague? On
the Controversy over the
Microbiological Identity of
Plague Epidemics of the Past*,
Leiden 2010, insbes. 289ff.

65

Petrarca, *Epistolae*, übers. in:
Petrarca, *Dichtungen, Briefe*,
Schriften, hg. von

H. Eppelsheimer, Frankfurt
a.M. 1980, S. 67; zu Petrarcas
Haltung siehe Bergdolt, *Der
Schwarze Tod in Europa*,
S. 98-107.

Zehntes Kapitel Der Schwarze Tod – von Entdeckungen und Katastrophen

66

Historia Roffensis, in: Horrox, *Black Death*, S. 70.

67

S. Pamuk, «Urban Real Wages around the Eastern Mediterranean in Comparative Perspective, 1100–2000», in:

Research in Economic History
12 (2005), S. 213–232.

68

S. Pamuk, «The Black Death and the Origins of the ‹Great Divergence› across Europe, 1300–1600», in: *European Review of Economic History* 11 (2007), S. 308f.; S. Epstein, *Freedom and Growth. The Rise of States and Markets in Europe, 1300–1750*, London

2000, S. 19–26. Dazu auch
M. Bailey, «Demographic
Decline in Late Medieval
England. Some Thoughts on
Recent Research», in:
Economic History Review 49
(1996), S. 1–19.

69

H. Miskimin, *The Economy of
Early Renaissance Europe,
1300–1460*, Cambridge 1975;
D. Herlihy, *The Black Death*

and the Transformation of the West, Cambridge 1997;
deutsch: *Der Schwarze Tod und die Verwandlung Europas*, Berlin 1997.

70

D. Herlihy, «The Generation in Medieval History», in: *Viator* 5 (1974), S. 347–364.

71

Zum wirtschaftlichen Rückgang

in Ägypten und der Levante
siehe A. Sabra, *Poverty and
Charity in Medieval Islam.
Mamluk Egypt 1250–1517*,
Cambridge 2000.

72

S. DeWitte, «Mortality Risk and
Survival in the Aftermath of the
Medieval Black Death», in: *PloS
ONE* 9.5 (2014), S. 1–8. Zur
verbesserten Ernährung siehe
T. Stone, «The Consumption of

Field Crops in Late Medieval England», in: C. Woolgar, D. Serjeantson und T. Waldron (Hg.), *Food in Medieval England. Diet and Nutrition*, Oxford 2006, S. 11–26.

73

Epstein, *Freedom and Growth*, S. 49–68; B. van Bavel, «People and Land. Rural Population Developments and Property Structures in the Low

Countries, c. 1300–c. 1600», in:
Continuity and Change 17
(2002), S. 9–37.

74

Pamuk, «Urban Real Wages»,
S. 310f.

75

Anna Bijns, «Unyoked is Best!
Happy the Woman without a
Man», in: K. Wilson, *Women
Writers of the Renaissance and*

Reformation, Athen 1987,
S. 382. Siehe hierzu T. de
Moor und J. Luiten van Zanden,
«Girl Power. The European
Marriage Pattern and Labour
Markets in the North Sea
Region in the Late Medieval
and Early Modern Period», in:
Economic History Review
(2009), S. 1–33.

76

J. de Vries, «The Industrial

Revolution and the Industrious Revolution», in: *Journal of Economic History* 54.2 (1994), S. 249–270; J. Luiten van Zanden, «The ‹Revolt of the Early Modernists› and the ‹First Modern Economy›. An Assessment», in: *Economic History Review* 55 (2002), S. 619–641.

Mediaeval Spice Trade», in:
*Journal of European Economic
History* 9 (1980), S. 753–757;
ders., «Profits from Trade with
the Levant in the Fifteenth
Century», in: *Bulletin of the
School of Oriental and African
Studies* 38 (1975), S. 256–287;
Freedman, «Spices and Late
Medieval European Ideas»,
S. 1212–1215.

Zum venezianischen Import von Pigmenten siehe L. Matthew, ««Vendecolori a Venezia». The Reconstruction of a Profession», in: *Burlington Magazine* 114/1196 (2002), S. 680–686.

79

Marin Sanudo, «Laus Urbis Venetae», in: A. Aricò (Hg.), *La città di Venetia (De origine, situ et magistratibus Urbis Venetae)*

1493–1530, Mailand 1980,
S. 21ff.; zu den Veränderungen
des Innenraums in dieser
Epoche siehe R. Good, «Double
Staircases and the Vertical
Distribution of Housing in
Venice 1450–1600», in:
*Architectural Research
Quarterly* 39.1 (2009), S. 73–
86.

80

B. Krekic, «L'Abolition de

l'esclavage à Dubrovnik
(Raguse) au XVe siècle. Mythe
ou réalité?», in: *Byzantinische
Forschungen* 12 (1987),
S. 309-317.

81

S. Mosher Stuard, «Dowry
Increase and Increment in
Wealth in Medieval Ragusa
(Dubrovnik)», in: *Journal of
Economic History* 41.4 (1981),
S. 795-811.

82

M. Abraham, *Two Medieval Merchant Guilds of South India*, New Delhi 1988.

83

Ma Huan, *Ying-yai sheng-lan*,
übers. von J. Mills, *The Overall
Survey of the Ocean's Shores*,
Cambridge 1970, S. 140.

84

T. Sen, «The Formation of

Chinese Maritime Networks to Southern Asia, 1200–1450», in: *Journal of the Economic and Social History of the Orient*, 49.4 (2006), S. 427, 439f.; H. Ray, *Trade and Trade Routes between India and China, c. 140 BC–AD 1500*, Kalkutta 2003, S. 177–205.

85

H. Tsai, *The Eunuchs in the Ming Dynasty*, New York 1996,

S. 148; T. Ju-kang, «Cheng Ho's Voyages and the Distribution of Pepper in China», in: *Journal of the Royal Asiatic Society* 2 (1981), S. 186-197.

86

W. Atwell, «Time, Money and the Weather. Ming China and the <Great Depression> of the Mid-Fifteenth Century», in: *Journal of Asia Studies* 61.1 (2002), S. 86.

87

T. Brook, *The Troubled Empire. China in the Yuan and Ming Dynasties*, Cambridge (MA) 2010, S. 107ff.

88

Ruy González de Clavijo, *Embajada a Tamorlan*, übers. von G. Le Strange, *Embassy to Tamerlane 1403–1406*, London 1928, 11, S. 208f.; deutsch: U. Lindgren, *Clavijos Reise*

nach Samarkand 1403–1406,
München 1993, S. 101, 142.

89

Le Strange, *Embassy to*
Tamerlane, 14, S. 270.

90

Ebd., S. 291f.; vgl. Lindgren,
Clavijos Reise nach Samarkand,
S. 143. Zur Ausbreitung der
timuridischen Vision in der
Kunst und Architektur siehe

T. Lentz und G. Lowry, *Timur and the Princely Vision. Persian Art and Culture in the Fifteenth Century*, Los Angeles 1989, S. 159–232.

91

Khvānd Mīr, *Habibu's-siyar*, Bd. 3, hg. und übers. von W. Thackston, *The Reign of the Mongol and the Turk*, 2 Bde., Cambridge (MA) 1994, Bd. 1, S. 294; D. Roxburgh, «The

«Journal» of Ghiyath al-Din Naqqash, Timurid Envoy to Khan Baligh, and Chinese Art and Architecture», in:
L. Saurma-Jeltsch und A. Eisenbeiss (Hg.), *The Power of Things and the Flow of Cultural Transformations. Art and Culture between Europe and Asia*, Berlin 2010, S. 90.

92

R. Lopez, H. Miskimin und

A. Udovitch, «England to Egypt, 1350–1500. Long-Term Trends and Long-Distance Trade», in: M. Cook (Hg.), *Studies in the Economic History of the Middle East from the Rise of Islam to the Present Day*, London 1970, S. 93–128.

J. Day, «The Great Bullion Famine», in: *Past & Present* 79 (1978), S. 3–54, J. Munro, «Bullion Flows and Monetary Contraction in Late-Medieval

England and the Low Countries», in: J. Richards (Hg.), *Precious Metals in the Later Medieval and Early Modern Worlds*, Durham 1983, S. 97–158.

93

R. Huang, *Taxation and Governmental Finance in Sixteenth-Century Ming China*, Cambridge 1974, S. 48–51.

94

T. Brook, *The Confusions of Pleasure. Commerce and Culture in Ming China*, Berkeley 1998.

95

N. Sussman, «Debasements, Royal Revenues and Inflation in France during the Hundred Years War, 1415–1422», in: *Journal of Economic History* 53.1 (1993), S. 44–70; ders.,

«The Late Medieval Bullion
Famine Reconsidered», in:
Journal of Economic History
58.1 (1998), S. 126–154.

96

R. Wicks, «Monetary
Developments in Java between
the Ninth and Sixteenth
Centuries. A Numismatic
Perspective», in: *Indonesia* 42
(1986), S. 59–65; J. Whitmore,
«Vietnam and the Monetary

Flow of Eastern Asia,
Thirteenth to Eighteenth
Centuries», in: Richards,
Precious Metal, S. 363–93;
J. Deyell, «The China
Connection. Problems of Silver
Supply in Medieval Bengal», in:
Richards, *Precious Metal*,
S. 207–227.

97

Atwell, «Time, Money and the
Weather», S. 92–96.

A. Vasil'ev, «Medieval Ideas of the End of the World. West and East», in: *Byzantion* 16 (1942/43), S. 497ff.;

D. Strémooukhoff, «Moscow the Third Rome. Sources of the Doctrine», in: *Speculum* (1953), S. 89; «Drewnjije russkije paschalii na wosmuju tysjatschu let ot sotwerenija mira», in: *Prawoslawny Sobessednik* 3 (1860), S. 333f.

99

A. Bernáldez, *Memorias de los reyes catolicos*, hg. von M. Gómez-Moreno und J. Carriazo, Madrid 1962, S. 254.

100

I. Aboab, *Nomologia, o Discursos legales compuestos*, Amsterdam 1629, S. 195;
D. Altabé, *Spanish and Portuguese Jewry before and*

after 1492, Brooklyn 1983,
S. 45.

101

Freedman, «Spices and Late
Medieval European Ideas»,
S. 1220-1227.

102

V. Flint, *The Imaginative
Landscape of Christopher
Columbus*, Princeton 1992,
S. 47-64.

103

C. Delaney, «Columbus's Ultimate Goal: Jerusalem», in: *Comparative Studies in Society and History* 48 (2006), S. 260ff.

104

Ebd., 264f.; M. Menocal, *The Arabic Role in Medieval Literary History. A Forgotten Heritage*, Philadelphia 1987, S. 12. Zum Wortlaut der Briefe siehe S. Morison, *Journals and*

Other Documents on the Life and Voyages of Christopher Columbus, New York 1963, S. 30.

Elftes Kapitel Wo das Gold lockt – die Eroberung der Neuen Welt

1

O. Dunn und J. Kelley (Hg. und Übers.), *The Diario of Christopher Columbus's First Voyage to America, 1492-1493*,

Norman 1989, S. 19; deutsch:
Christoph Columbus, *Bordbuch,
Briefe, Berichte, Dokumente*,
hg. von E.G. Jacob, Bremen
1956, S. 77f.

2

Ibn al-Faqīh, in: N. Levtzion
und J. Hopkins (Hg.), *Corpus of
Early Arabic Sources for West
African History*, Cambridge
1981, S. 28.

3

R. Messier, *The Almoravids and the Meanings of Jihad*, Santa Barbara 2010, S. 21–34. Siehe auch ders., «The Almoravids. West African Gold and the Gold Currency of the Mediterranean Basin», in: *Journal of the Economic and Social History of the Orient* 17 (1974), S. 31–47.

4

V. Monteil, «Routier de

l'Afrique blanche et noire du Nord-Ouest. Al-Bakri (cordue 1068)», in: *Bulletin de l'Institut Fondamental d'Afrique Noire* 30.1 (1968), S. 74; I. Wilks, «Wangara, Akan and Portuguese in the Fifteenth and Sixteenth Centuries. 1. The Matter of Bitu», in: *Journal of African History* 23.3 (1982), S. 333f.

N. Levtzion, «Islam in West Africa», in: W. Kasinec und M. Polushin (Hg.), *Expanding Empires. Cultural Interaction and Exchange in World Societies from Ancient to Early Modern Times*, Wilmington 2002, S. 103–114; T. Lewicki, «The Role of the Sahara and Saharians in the Relationship between North and South», in: M. El Fasi (Hg.), *Africa from the Seventh to Eleventh*

Centuries, London 1988,
S. 276–313.

6

S. Mody Cissoko,
«L'Intelligentsia de
Tombouctou aux 15^e et 16^e
siècles», in: *Presence Africaine*
72 (1969), S. 48–72. Diese
Manuskripte wurden im
16. Jahrhundert von
Muḥammad al-Wangari
katalogisiert und bildeten einen

Teil der prächtigen Sammlung,
die bis heute seinen
Nachfahren gehört. Erste
Meldungen, dass die
Dokumente im Jahr 2012 von
den Tuareg zerstört worden
seien, erwiesen sich als falsch.

7

Ibn Faḍl Allāh al-'Umarī,
Masālik al-abṣār fī mamālik al-
amṣār, übers. von Levtzion und
Hopkins, *Corpus of Early*

Arabic Sources, S. 270f. Das Absinken des Goldwertes wird von modernen Historikern weitgehend anerkannt; skeptischer äußert sich dazu W. Schultz, «Mansa Musa's Gold in Mamluk Cairo. A Reappraisal of a World Civilizations Anecdote», in: J. Pfeiffer und S. Quinn (Hg.), *History and Historiography of Post-Mongol Central Asia and the Middle East. Studies in*

Honor of John E. Woods,
Wiesbaden 2006, S. 451–457.

8

Ibn Battuta, *Wunder des
Morgenlandes*, S. 175f.; vgl.
Ibn Baṭṭuṭa, *Travels*, 25, 4,
S. 957.

9

B. Kreutz, «Ghost Ships and
Phantom Cargoes.
Reconstructing Early Amalfitan

Trade», in: *Journal of Medieval History* 20 (1994), S. 347–357;

A. Fromherz, «North Africa and the Twelfth-Century Renaissance. Christian Europe and the Almohad Islamic Empire», in: *Islam and Christian Muslim Relations* 20.1 (2009), S. 43–59;

D. Abulafia, «The Role of Trade in Muslim–Christian Contact during the Middle Ages», in: D. Agius und R. Hitchcock

(Hg.), *The Arab Influence in Medieval Europe*, Reading 1994, S. 1-24.

10

Siehe dazu die bahnbrechende Arbeit von M. Horton, *Shanga. The Archaeology of a Muslim Trading Community on the Coast of East Africa*, London 1996; sowie S. Guérin, «Forgotten Routes? Italy, Ifriqiya and the Trans-Saharan

Ivory Trade», in: *Al-Masāq* 25.1 (2013), S. 70–91.

11

Der katalanische Weltatlas vom Jahre 1375, hg. und übers. von H.-C. Freiesleben, Stuttgart 1977, S. 30; vgl. D. Dwyer, *Fact and Legend in the Catalan Atlas of 1375*, Chicago 1997; J. Messing, «Observations and Beliefs. The World of the Catalan Atlas», in: J. Levenson

(Hg.), *Circa 1492. Art in the Age of Exploration*, New Haven 1991, S. 27.

12

S. Halikowski-Smith, «The Mid-Atlantic Islands. A Theatre of Early Modern Ecocide», in: *International Review of Social History* 65 (2010), S. 51–77;
J. Lúcio de Azevedo, *Epocas de Portugal Economico*, Lissabon 1973, S. 222f.

13

F. Barata, «Portugal and the Mediterranean Trade. A Prelude to the Discovery of the <New World>», in: *Al-Masāq* 17.2 (2005), S. 205–219.

14

Brief des Königs Dionysius von Portugal, 1293, J. Marques, *Descobrimentos Portugueses – Documentos para a sua Historia*, 3 Bde., Lissabon

1944-1971, Bd. 1, Nr. 29; zu den Mittelmeerrouten siehe C.-E. Dufourcq, «Les Communications entre les royaumes chrétiens et les pays de l'Occident musulman dans les derniers siècles du Moyen Age», in: *Les Communications dans la Péninsule Ibérique au Moyen Âge. Actes du Colloque*, Paris 1981, S. 30f.

Gomes Eanes de Zurara,
Cronica da Tomada de Ceuta,
Lissabon 1992, S. 271–276; A.
da Sousa, «Portugal», in:
S. Fouracre u.a. (Hg.), *The
New Cambridge Medieval
History*, 7 Bde., Cambridge
1995–2005, Bd. 7, S. 636f.

16

A. Dinis (Hg.), *Monumenta
Henricina*, 15 Bde., Lissabon
1960–1974, Bd. 12, S. 73f.;

übers. in: S. Russell, *Prince Henry the Navigator. A Life*, New Haven 2000, S. 121; vgl. Schmitt, *Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion*, Bd. 1, S. 222.

17

S. Hair, *The Founding of the Castelo de Sao Jorge da Mina. An Analysis of the Sources*, Madison 1994.

18

J. Dias, «As primeiras penetrações portuguesas em África», in: L. de Albuquerque (Hg.), *Portugal no Mundo*, 6 Bde., Lissabon 1989, Bd. 1, S. 281-289.

19

M.-T. Seabra, *Perspectives da colonizacao portuguesa na costa occidental Africana. Analise organizacional de*

S. Jorge da Mina, Lissabon
2000, S. 80–93; Z. Cohen,
«Administração das ilhas de
Cabo Verde e seu Distrito no
Segundo Século de Colonização
(1560–1640)», in: M. Santos
(Hg.), *Historia Geral de Cabo
Verde*, 2 Bde., 1991, Bd. 2,
S. 189–224.

20

L. McAlister, *Spain and
Portugal in the New World*,

1492–1700, Minneapolis 1984,
S. 60–63; J. O’Callaghan,
«Castile, Portugal, and the
Canary Islands. Claims and
Counterclaims», in: *Viator* 24
(1993), S. 287–310.

21

Gomes Eanes de Zurara,
Cronica de Guine, übers. von
C. Beazley, *The chronicle of the
discovery and conquest of
Guinea*, 2 Bde., London 1896–

1899, 18, 1, S. 61; zitiert nach:
G. Pögl und R. Kroboth (Hg.),
*Heinrich der Seefahrer oder
die Suche nach Indien. Eine
Dokumentation mit Alvise da
Cà da Mostos erstem Bericht
über Westafrika und den
Chroniken Zuraras und Barros'
über den Infanten*, Stuttgart,
Wien 1989, S. 204. Allgemein
zu Portugal in diesem Zeitraum
siehe M.-J. Tavares, *Estudos de
Historia Monetaria Portuguesa*

(1383–1438), Lissabon 1974;
F. Barata, *Navegacao, comercio
e relacoes politicas. Os
portgueses no Mediterraneo
occidental (1385–1466)*,
Lissabon 1998.

22

Gomes Eanes de Zurara,
Chronicle, 25, 1, S. 81f.; zitiert
nach: Pögl und Kroboth,
*Heinrich der Seefahrer oder
die Suche nach Indien*, S. 218.

Einige Anmerkungen zu dieser vielschichtigen Quelle finden sich in L. Barreto, «Gomes Eanes de Zurara e o problema da Crónica da Guiné», in: *Studia* 47 (1989), S. 311–369.

23

A. Saunders, *A Social History of Black Slaves and Freeman in Portugal, 1441–1555*, Cambridge 1982; T. Coates, *Convicts and Orphans. Forces*

*and State-Sponsored
Colonizers in the Portuguese
Empire, 1550–1755*, Stanford
2001.

24

Gomes Eanes de Zurara,
Chronicle, 87, 2, S. 259.

25

Ebd., 18, 1, S. 62; Pögl und
Kroboth, *Heinrich der
Seefahrer oder die Suche nach*

Indien, S. 205.

26

*H. Hart, Sea Road to the Indies.
An Account of the Voyages and
Exploits of the Portuguese
Navigators, Together with the
Life and Times of Dom Vasco da
Gama, Capitaõ Mor, Viceroy of
India and Count of Vidigueira,
New York 1950, S. 44f.;*
*deutsch: Vasco da Gama und
der Seeweg nach Indien,*

Bremen 1950, S. 76f.

27

Gomes Eanes de Zurara,
Chronicle, 87, 2, S. 259.

28

J. Cortés López, «El tiempo africano de Cristóbal Colón», in:
Studia Historica 8 (1990),
S. 313–326.

29

A. Brásio, *Monumenta*

Missionaria Africana, 15 Bde.,
Lissabon 1952, Bd. 1, S. 84f.

30

Ferdinand Columbus, *The Life
of the Admiral Christopher
Columbus by his Son*

Ferdinand, übers. von B. Keen,
New Brunswick 1992, S. 35;
C. Delaney, *Columbus and the
Quest for Jerusalem*, London
2012, S. 48f.

31

C. Jane (Hg.), *Select Documents Illustrating the Four Voyages of Columbus*, 2 Bde., London 1930/31, Bd. 1, S. 2-19; deutsch: Columbus, *Bordbuch, Briefe, Berichte, Dokumente*, S. 201-210.

32

O. Dunn und J. Kelley (Hg.), *The Diario of Christopher Columbus's First Voyage to*

America, 1492-3, Norman
1989, S. 67; Columbus,
Bordbuch, Briefe, Berichte,
Dokumente, S. 90; vgl.
F. Gewecke, *Christoph*
Kolumbus. Leben, Werk,
Wirkung, Frankfurt a.M. 2006,
S. 72f.

33

Dunn und Kelley, *Diario of*
Christopher Columbus's First
Voyage, S. 143ff.; Columbus,

*Bordbuch, Briefe, Berichte,
Dokumente*, S. 121f.

34

W. Phillips und C. Rahn Phillips,
*Worlds of Christopher
Columbus*, Cambridge 1992,
S. 185. Zur Veröffentlichung
des Briefes in ganz Europa
siehe R. Hirsch, «Printed
Reports on the Early
Discoveries and their
Reception», in: M. Allen und

R. Benson (Hg.), *First Images of America. The Impact of the New World on the Old*, New York 1974, S. 90f.

35

M. Zamora, «Christopher Columbus' <Letter to the Sovereigns>. Announcing the Discovery», in: S. Greenblatt (Hg.), *New World Encounters*, Berkeley 1993, S. 7.

36

Delaney, *Columbus and the Quest for Jerusalem*, S. 144.

37

Bartolomé de las Casas,
Historia de las Indias, 1.92,
übers. von S. Sullivan, *Indian Freedom. The Cause of*
Bartolomé de las Casas, 1484–
1566, Kansas City 1995, S. 33f.

38

E. Vilches, «Columbus' Gift. Representations of Grace and Wealth and the Enterprise of the Indies», in: *Modern Language Notes* 119.2 (2004), S. 213f.

39

C. Sauer, *The Early Spanish Main*, Berkeley 1966, S. 109.

40

L. Formisano (Hg.), *Letters*

from a New World. Amerigo Vespucci's Discovery of America, New York 1992, S. 84; M. Perri, ««Ruined and Lost». Spanish Destruction of the Pearl Coast in the Early Sixteenth Century», in: *Environment and History* 15 (2009), S. 132ff.

41

Dunn und Kelley, *The Diario of Christopher Columbus's First*

Voyage, S. 235; Columbus,
Bordbuch, Briefe, Berichte,
Dokumente, S. 141.

42

Dunn und Kelley, *The Diario of Christopher Columbus's First Voyage*, S. 285ff.; Columbus,
Bordbuch, Briefe, Berichte,
Dokumente, S. 165.

43

Ebd., S. 235ff.; Columbus,

*Bordbuch, Briefe, Berichte,
Dokumente*, S. 141.

44

Bartolomé de las Casas,
Historia, 3.29, S. 146; deutsch:
Bartolomé de las Casas,
*Kurzgefasster Bericht von der
Verwüstung der Westindischen
Länder*, übers. von
U. Kunzmann, Frankfurt a.M.
2006, S. 39f.

45

Francisco López de Gómara,
*Cortes. The Life of the
Conqueror by his Secretary*,
übers. von L. Byrd Simpson,
Berkeley 1964, 27, S. 58.

46

Bernardino de Sahagún,
*Florentine Codex. General
History of the Things of New
Spain. Book 12*, übers. von
A. Anderson und C. Dibble,

Santa Fe 1975, S. 45; deutsch:
*Aus der Welt der Azteken. Die
Chronik des Fray Bernardino
de Sahagún*, Frankfurt a.M.
1989, S. 265; R. Wright, *Stolen
Continents. Five Hundred
Years of Conquest and
Resistance in the Americas*,
New York 1992, S. 29.

47

S. Gillespie, *The Aztec King.
The Construction of Rulership*

in Mexican History, Tucson
1989, S. 173–207;

C. Townsend, «Burying the
White Gods. New Perspectives
on the Conquest of Mexico», in:
American Historical Review
108.3 (2003), S. 659–687.

48

Ein Bild, das inzwischen in der
Huntington Art Gallery in
Austin, Texas, aufbewahrt wird,
zeigt Cortés, wie er Xicotencatl,

den Stammesführer der Tlaxcala, begrüßt, der seine große Stunde gekommen sah. Er meinte, er könne die Neuankömmlinge zur Stärkung seiner eigenen Stellung in Mittelamerika nutzen.

49

J. Ginés de Sepúlveda,
Democrates Segundo o de la Justas causas de la Guerra contra los indios, hg. von

A. Losada, Madrid 1951, S. 35, 33. Der Vergleich mit Affen war aus dem von Losada benutzten Manuskript gestrichen worden, siehe A. Pagden, *Natural Fall of Man. The American Indian and the Origins of Comparative Ethnology*, Cambridge 1982, S. 231, Anm. 45.

50

Sahagún, *Florentine Codex*, 12, S. 49; *Aus der Welt der*

Azteken, Buch XII, S. 267f.;
Wright, *Stolen Continents*,
S. 37f.

51

Sahagún, *Florentine Codex*, 12,
S. 55f.; der Sieg über
Moctezuma wird in Auszügen
geschildert in *Aus der Welt der
Azteken*, Buch XII, S. 272–283.

52

I. Rouse, *The Tainos. Rise and*

Decline of the People who Greeted Columbus, New Haven 1992; N.D. Cook, *Born to Die. Disease and New World Conquest, 1492-1650*, Cambridge 1998.

53

R. McCaa, «Spanish and Nahuatl Views on Smallpox and Demographic Catastrophe in Mexico», in: *Journal of Interdisciplinary History* 25

(1995), S. 397-431. Allgemein dazu siehe A. Crosby, *The Columbian Exchange. Biological and Cultural Consequences of 1492*, Westport 2003.

54

Bernardino de Sahagún, *Historia general de las cosas de Nueva Espana*, Mexico City 1992, S. 491; López de Gómara, *Life of the Conqueror*,

141/42, S. 285ff.

55

Cook, *Born to Die*, S. 15–59.

Dazu auch Crosby, *Columbian Exchange*, S. 56, 58; C. Merbs, «A New World of Infectious Disease», in: *Yearbook of Physical Anthropology* 35.3 (1993), S. 4.

56

Fernández de Enciso, *Suma de*

geografia, zitiert von
E. Vilches, *New World Gold.
Cultural Anxiety and Monetary
Disorder in Early Modern
Spain*, Chicago 2010, S. 24.

57

A. Dürer, *Schriften,
Tagebücher, Briefe*, hg. von
M. Steck, Stuttgart 1961,
S. 47f.; vgl. V. von Hagen, *The
Aztec. Man and Tribe*, New
York 1961, S. 155.

58

S. Cieza de León, *Cronica del Peru*, übers. von A. Cook und N. Cook, *The Discovery and Conquest of Peru*, Durham 1998, S. 361; deutsch: *Auf den Königsstraßen der Inkas*, hg. von V. von Hagen, Stuttgart 1971, S. 513.

59

Zu Diego de Ordás siehe C. García, *Vida del*

*Comendador Diego de Ordaz,
Descubridor del Orinoco,*
Mexico City 1952.

60

A. Barrera, «Empire and
Knowledge. Reporting from the
New World», in: *Colonial Latin
American Review* 15.1 (2006),
S. 40f.

61

H. Rabe, *Deutsche Geschichte*

*1500–1600. Das Jahrhundert
der Glaubenspaltung,*
München 1991, S. 149–153.

62

Brief von Pietro Pasqualigo, in:
J. Brewer (Hg.), *Letters and
Papers, Foreign and Domestic,
of the Reign of Henry VIII,*
23 Bde., London 1867, Bd. 1.1,
S. 116f.

Elftes Kapitel Wo das Gold lockt – die Eroberung der Neuen Welt

63

Zu Anne Boleyn in *Calendar of State Papers and Manuscripts, Relating to English Affairs, Existing in the Archives and Collections of Venice, and in Other Libraries of Northern Italy*, hg. von R. Brown u. a., 38 Bde., London 1970, Bd. 4,

S. 824.

64

Francisco López de Gómara,
Historia general de las Indias,
hg. von J. Gurriá Lacroix,
Caracas 1979, Bd. 1, S. 7.

65

Pedro Mexía, *Historia del
emperador Carlos V*, hg. von J.
de Mata Carrizo, Madrid 1945,
S. 543. Dazu hier auch Vilches,

New World Gold, S. 26.

66

F. Ribeiro da Silva, *Dutch and Portuguese in Western Africa. Empires, Merchants and the Atlantic System, 1580-1674*, Leiden 2011, S. 116f.; Coates, *Convicts and Orphans*, S. 42-62.

67

E. Donnan (Hg.), *Documents*

*Illustrative of the History of the
Slave Trade to America*, 4 Bde.,
Washington, DC 1930, Bd. 1,
S. 41f.

68

B. Davidson, *The African Past.
Chronicles from Antiquity to
Modern Times*, Boston 1964,
S. 194–197.

69

Brásio, *Missionaria Africana*,

Bd. 1, S. 521–527.

70

A. Pagden, *Spanish Imperialism and the Political Imagination. Studies in European and Spanish-American Social and Political Theory, 1513–1830*, New Haven 1990.

71

Brief von Manoel da Nóbrega, zitiert von T. Botelho, «Labour

Ideologies and Labour
Relations in Colonial
Portuguese America, 1500–
1700», in: *International Review
of Social History* 56 (2011),
S. 288.

72

M. Cortés, *Breve compendio de
la sphere y el arte de navegar*,
zitiert von Vilches, *New World
Gold*, S. 24f.

73

R. Pieper, *Die Vermittlung einer neuen Welt. Amerika im Nachrichtennetz des Habsburgischen Imperiums, 1493-1598*, Mainz 2000, S. 162-210.

74

Diego de Haëdo, *Topografia e historia general de Arge*, übers. von H. de Grammont, *Histoire des rois d'Alger*, Paris

1998, 1, S. 18.

75

E. Lyon, *The Enterprise of Florida. Pedro Menendez de Aviles and the Spanish Conquest of 1565-1568*, Gainesville 1986, S. 9f.

76

José de Acosta, *Historia natural y moral de las Indias*, in: Vilches, *New World Gold*,

S. 27.

Zwölftes Kapitel Zu Gast bei Osmanen, Persern und Moguln – der neue Reichtum des Ostens

1

H. Miskimin, *The Economy of
Later Renaissance Europe,
1460–1600*, Cambridge 1977,
S. 32; J. Munro, «Precious
Metals and the Origins of the
Price Revolution Reconsidered.

The Conjecture of Monetary and Real Forces in the European Inflation of the Early to Mid-16th Century», in: C. Núñez (Hg.), *Monetary History in Global Perspective, 1500-1808*, Sevilla 1998, S. 35-50; H. İnalcık, «The Ottoman State. Economy and Society, 1300-1600», in: H. İnalcık und D. Quataert (Hg.), *An Economic and Social History of the Ottoman Empire, 1300-*

1914, Cambridge 1994, S. 58ff.

2

S. Spufford, *Money and its Use in Medieval Europe*, Cambridge 1988, S. 377.

3

Ch'oe P'u, *Ch'oe P'u's Diary. A Record of Drifting Across the Sea*, übers. von J. Meskill, Tucson 1965, S. 93f.

4

Vélez de Guevara, *El diablo conjuelo*, zitiert von R. Pike, «Seville in the Sixteenth Century», in: *Hispanic American Historical Review* 41.1 (1961), S. 6.

5

Francisco de Ariño, *Sucesos de Sevilla de 1592 a 1604*, in: ebd., S. 12f.; Vilches, *New World Gold*, S. 25f.; zitiert nach: E. Schmitt (Hg.),

Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion, Bd. 4: *Wirtschaft und Handel der Kolonialreiche*, München 1988, S. 620.

6

G. de Correa, *Lendas de India*, 4 Bde., Lissabon 1858–1864, Bd. 1, S. 7; A. Baião und K. Cintra, *Àsia de João de Barros. Dos feitos que os portugueses fi zeram no*

*descombrimento e conquista
dos mares e terras do Oriente*,
4 Bde., Lissabon 1988–, Bd. 1,
S. 1f.

7

A. Velho, *Roteiro da Primeira
Viagem de Vasco da Gama*, hg.
von N. Águas, Lissabon 1987,
S. 22; zitiert nach *Vasco da
Gama. Die Entdeckung des
Seewegs nach Indien. Ein
Augenzeugenbericht 1497–*

1499, hg. von G. Giertz,
Tübingen, Basel 1980, S. 38.

8

S. Subrahmanyam, *The Career and Legend of Vasco da Gama*,
Cambridge 1997, S. 79–163.

9

Velho, *Roteiro de Vasco da Gama*, S. 54f.; zitiert nach:
Vasco da Gama, Die Entdeckung des Seewegs nach

Indien, S. 79f.

10

Velho, Roteiro de Vasco da Gama, S. 58; vgl. *Vasco da Gama. Die Entdeckung des Seewegs nach Indien*, S. 83–86.

11

S. Subrahmanyam, «The Birth-Pangs of Portuguese Asia. Revisiting the Fateful <Long

Decade» 1498–1509», in:
Journal of Global History 2
(2007), S. 262.

12

Velho, *Roteiro de Vasco da
Gama*, S. 60; vgl. *Vasco da
Gama. Die Entdeckung des
Seewegs nach Indien*, S. 90–93,
104.

13

Siehe Subramanyam, *Vasco da*

Gama, S. 162f., S. 194f.

14

Brief von König Manuel, zitiert von Subrahmanyam, *Vasco da Gama*, S. 165; zitiert nach Schmitt (Hg.), *Dokumente zur Geschichte der europäischen Expansion*, Bd. 2: *Die großen Entdeckungen*, München 1984, S. 144ff.

15

B. Diffie und G. Winius,
*Foundations of the Portuguese
Empire, 1415–1580*, Oxford
1977, S. 172ff.; M. Newitt,
*Portugal in European and
World History*, 2009, S. 62–65;
Delaney, *Columbus and the
Quest for Jerusalem*, S. 124f.;
J. Brotton, *Trading Territories.
Mapping the Early Modern
World*, London 1997, S. 71f.

M. Guedes, «Estreito de Magalhães», in: L. Albuquerque und F. Domingues (Hg.), *Dicionario de historia dos descobrimentos portugueses*, 2 Bde., Lissabon 1994, Bd. 2, S. 640–644.

17

M. Newitt, *A History of Portuguese Overseas Expansion, 1400–1668*, London 2005, S. 54–57; A. Teixeira da

Mota (Hg.), *A viagem de Fernão de Magalhães e a questão das Molucas*, Lissabon 1975.

18

R. Finlay, «Crisis and Crusade in the Mediterranean. Venice, Portugal, and the Cape Route to India (1498–1509)», in: *Studi Veneziani* 28 (1994), S. 45–90.

19

Girolamo Priuli, *I Diarii di Girolamo Priuli*, übers. von D. Weinstein, *Ambassador from Venice*, Minneapolis 1960, S. 29f.

20

«La lettre de Guido Detti», in: S. Teyssier und S. Valentin, *Voyages de Vasco da Gama. Relations des expéditions de 1497-1499 et 1502-3*, Paris 1995, S. 183-188.

21

«Relazione delle Indie Orientali di Vincenzo Quirininel 1506», in: E. Albèri, *Le relazioni degli Ambasciatori Veneti al Senato durante il secolo decimosesto*, 15 Bde., Florenz 1839-1863, Bd. 15, S. 3-19;
Subrahmanyam, «Birth-Pangs of Portuguese Asia», S. 265.

22

P. Johnson Brummett, *Ottoman*

*Seapower and Levantine
Diplomacy in the Age of
Discovery*, Albany 1994, S. 33–
36; Subrahmanyam, «Birth-
Pangs of Portuguese Asia»,
S. 274.

23

G. Ramusio, «Navigazione verso
le Indie Orientali di Tomé
Lopez», in: M. Milanese (Hg.),
Navigazioni e viaggi, Turin
1978, S. 683–73;

Subrahmanyam, *Vasco da Gama*, S. 205; siehe dazu R. Crowley, *Conquerors. How Portugal Seized the Indian Ocean and Forged the First Global Empire*, London 2015; deutsch: *Die Eroberer. Portugals Kampf um ein Weltreich*, Darmstadt 2016.

24

D. Agius, «Qalhat. A Port of Embarkation for India», in:

S. Leder u.a. (Hg.), *Studies in Arabic and Islam*, Leuven 2002, S. 278.

25

C. Silva, *O Fundador do «Estado Portugues da India»*, D. Francisco de Almeida, 1457(?)–1510, Lissabon 1996, S. 284.

26

J. Aubin, «Un Nouveau

Classique. L'anonyme du
British Museum», in: J. Aubin
(Hg.), *Le Latin et l'astrolabe.
Recherches sur le Portugal de
la Renaissance, son expansion
en Asie et les relations
internationales*, Bd. 2, Lissabon
1996, S. 553;

S. Subrahmanyam, «Letters
from a Sinking Sultan», in:
L. Thomasz (Hg.), *Aquém e
Além da Taprobana. Estudos
Luso-Orientais à Memória de*

Jean Aubin e Denys Lombard,
Lissabon 2002, S. 239–269.

27

Silva, *Fundador do ‹Estado Português da Índia›*, S. 387f.

Zu den Zielen und zur
Vorgehensweise der
Portugiesen im Atlantik, im
Persischen Golf, Indischen
Ozean und darüber hinaus
siehe F. Bethencourt und
D. Curto, *Portuguese Oceanic*

Expansion, 1400–1800,
Cambridge 2007.

28

G. Scammell, *The First Imperial Age. European Overseas Expansion, c. 1400–1715,*
London 1989, S. 79.

29

A. Hamdani, «An Islamic Background to the Voyages of Discovery», in: S. Khadra

Jayyusi (Hg.), *The Legacy of Muslim Spain*, Leiden 1992, S. 288. Zur Bedeutung Malakkas vor der portugiesischen Eroberung siehe K. Hall, «Local and International Trade and Traders in the Straits of Melaka Region. 600–1500», in: *Journal of Economic and Social History of the Orient* 47.2 (2004), S. 213–260.

30

S. Subrahmanyam, «Commerce and Conflict. Two Views of Portuguese Melaka in the 1620s», in: *Journal of Southeast Asian Studies* 19.1 (1988), S. 62–79.

31

Atwell, «Time, Money and the Weather», S. 100.

32

S. de Vos, «The Science of Spices. Empiricism and Economic Botany in the Early Spanish Empire», in: *Journal of World History* 17.4 (2006), S. 410.

33

‘Umar ibn Muḥammad, *Rawḍ al-wāṭir fī nuz’hat al-khāṭir*, übers. von R. Burton, *The Perfumed Garden of the Shaykh Nefzawi*, New York 1964, S. 117.

34

F. Lane, «The Mediterranean Spice Trade. Further Evidence of its Revival in the Sixteenth Century», in: *American Historical Review* 45.3 (1940), S. 584f.; M. Pearson, *Spices in the Indian Ocean World*, Aldershot 1998, S. 117.

35

Lane, «Mediterranean Spice Trade», S. 582f.

36

S. Halikowski-Smith, «‹Profits Sprout Like Tropical Plants›. A Fresh Look at What Went Wrong with the Eurasian Spice Trade, c. 1550–1800», in: *Journal of Global History* 3 (2008), S. 390f.

37

Brief von Alberto da Carpi, in: K. Setton, *The Papacy and the Levant, 1204–1571*, 4 Bde.,

Philadelphia 1976–1984, Bd. 3,
S. 172, Anm. 3.

38

An Bernard Boerio, 11. April
1531, in: S. Allen (Hg.), *Opus
Epistolarum Desiderii Erasmi
Roterodami*, 12 Bde., Oxford
1906–1958, Bd. 9, S. 254;
J. Tracy, *Emperor Charles V,
Impresario of War*, Cambridge
2002, S. 27.

A. Clot, *Suleiman the Magnificent. The Man, his Life, his Epoch*, übers. von M. Reisz, New York 1992, S. 79;

R. Finlay, Prophecy and Politics in Istanbul. Charles V, Sultan Suleyman and the Habsburg Embassy of 1533–1534», in: *Journal of Early Modern History* 2 (1998), S. 1–31.

G. Casale, «The Ottoman Administration of the Spice Trade in the Sixteenth Century Red Sea and Persian Gulf», in: *Journal of the Economic and Social History of the Orient* 49.2 (2006), S. 170–198.

41

L. Riberio, «O Primeiro Cerco de Diu», in: *Studia* 1 (1958), S. 201–295; G. Casale, *The Ottoman Age of Exploration*,

Oxford 2010, S. 56–75.

42

G. Casale, «Ottoman *Guerre de Course* and the Indian Ocean Spice Trade. The Career of Sefer Reis», in: *Itinerario* 32.1 (2008), S. 66f.

43

Corpo diplomatico portuguez,
hg. von J. da Silva Mendes Leal
und J. de Freitas Moniz,

14 Bde., Lissabon 1862–1910,
Bd. 9, S. 110f.

44

Halikowski-Smith, «Eurasian
Spice Trade», S. 411;

J. Boyajian, *Portuguese Trade
in Asia under the Habsburgs,
1580–1640*, Baltimore 1993,
S. 43f. und Tabelle 3.

45

Casale, «Ottoman

Administration of the Spice Trade», S. 170–198; siehe dazu auch N. Stensgaard, *The Asian Trade Revolution of the Seventeenth Century. The East India Companies and the Decline of Caravan Trade*, Chicago 1974.

46

S. Subrahmanyam, «The Trading World of the Western Indian Ocean, 1546–1565. A

Political Interpretation», in: A. de Matos und L. Thomasz (Hg.), *A Carreira da India e as Rotas dos Estreitos*, Braga 1998, S. 207-229.

47

S. Pamuk, «In the Absence of Domestic Currency. Debased European Coinage in the Seventeenth-Century Ottoman Empire», in: *Journal of Economic History* 57.2 (1997),

S. 352f.

48

H. Crane, E. Akin and
G. Necipoğlu, *Sinan's
Autobiographies. Five
Sixteenth-Century Texts*,
Leiden 2006, S. 130.

49

R. McChesney, «Four Sources
on Shah 'Abbas's Building of
Isfahan», in: *Muqarnas* 5

(1988), S. 103–134; Iskandar Munshī, *'Tārīk-e 'ālamārā-ye 'Abbāsī*, übers. von R. Savory, *History of Shah 'Abbas the Great*, 3 Bde., Boulder 1978, S. 1038; S. Blake, «Shah 'Abbās and the Transfer of the Safavid Capital from Qazvin to Isfahan», in: A. Newman (Hg.), *Society and Culture in the Early Modern Middle East. Studies on Iran in the Safavid Period*, Leiden 2003, S. 145–

164.

50

M. Dickson, «The Canons of Painting by Şādiqī Bek», in: M. Dickson und S. Cary Welch (Hg.), *The Houghton Shahnameh*, 2 Bde., Cambridge (MA) 1989, Bd. 1, S. 262.

51

A. Taylor, *Book Arts of Isfahan. Diversity and Identity in*

Seventeenth-Century Persia,
Malibu 1995.

52

H. Cross, «South American
Bullion Production and Export,
1550–1750», in: Richards,
Precious Metals, S. 402ff.

53

A. Jara, «Economía minera e
historia económica hispano-
americana», in: *Tres ensayos*

*sobre economía minera
hispano-americana*, Santiago
1966.

54

A. Attman, *American Bullion in
European World Trade, 1600-
1800*, Gothenburg 1986, S. 6,
81; H.-Sh. Chuan, «The Inflow
of American Silver into China
from the Late Ming to the Mid-
Ch'ing Period», in: *Journal of
the Institute of Chinese Studies*

of the Chinese University of Hong Kong 2 (1969), S. 61–75.

55

B. Karl, ««Galanterie di cose rare ...». Filippo Sassetti's Indian Shopping List for the Medici Grand Duke Francesco and his Brother Cardinal Ferdinando», in: *Itinerario* 32.3 (2008), S. 23–41. Eine zeitgenössische Beschreibung der aztekischen Gesellschaft ist

enthalten in Diego Durán, *Book of the Gods and Rites and the Ancient Calendar*, übers. von F. Horcasitas und D. Heyden (1971), S. 273f.

56

J. Richards, *The Mughal Empire*, Cambridge 1993, S. 6ff.

57

Ibn Baṭṭūṭa, *Travels*, 8, 2,

S. 478.

58

J. Gommans, *Mughal Warfare.*

Indian Frontiers and High

Roads to Empire, 1500–1700,

London 2002, S. 112f. Zur

Größe der indischen Pferde

siehe J. Tavernier, *Travels in*

India, hg. von V. Ball, 2 Bde.,

London 1889, Bd. 2, S. 263. Zu

den Pferden aus Zentralasien

siehe J. Masson Smith, «Mongol

Society and Military in the Middle East. Antecedents and Adaptations», in: Y. Lev (Hg.), *War and Society in the Eastern Mediterranean, 7th-15th Centuries*, Leiden 1997, S. 247-264.

59

L. Jardine und J. Brotton, *Global Interests. Renaissance Art between East and West*, London 2005, S. 146ff.

60

J. Gommans, «Warhorse and Post-Nomadic Empire in Asia, c. 1000–1800», in: *Journal of Global History* 2 (2007), S. 1–21.

61

Siehe S. Dale, *Indian Merchants and Eurasian Trade, 1600–1750*, Cambridge 1994, S. 41f.

Zitiert von M. Alam, «Trade, State Policy and Regional Change. Aspects of Mughal-Uzbek Commercial Relations, c. 1550-1750», in: *Journal of the Economic and Social History of the Orient* 37.3 (1994), S. 221; siehe dazu auch C. Singh, *Region and Empire. Punjab in the Seventeenth Century*, Neu-Delhi 1991, S. 173-203.

63

J. Gommans, *Mughal Warfare. Indian Frontiers and Highroads to Empire, 1500–1700*, London 2002, S. 116.

64

D. Washbrook, «India in the Early Modern World Economy. Modes of Production, Reproduction and Exchange», in: *Journal of Global History* 2 (2007), S. 92f.

65

Brief von Duarte de Sande, in:
Documenta Indica, hg. von
J. Wicki und J. Gomes, 18 Bde.,
Rom 1948–1988, Bd. 9, S. 676.

66

R. Foltz, «Cultural Contacts
between Central Asia and
Mughal India», in: S. Levi (Hg.),
India and Central Asia, New
Delhi 2007, S. 155–175.

67

M. Subtelny, «Mirak-i Sayyid Ghiyas and the Timurid Tradition of Landscape Architecture», in: *Studia Iranica* 24.1 (1995), S. 19–60.

68

J. Westcoat, «Gardens of Conquest and Transformation. Lessons from the Earliest Mughal Gardens in India», in: *Landscape Journal* 10.2 (1991),

S. 105–114; F. Ruggles,
«Humayun's Tomb and Garden.
Typologies and Visual Order»,
in: A. Petruccioli (Hg.),
*Gardens in the Time of the
Great Muslim Empires*, Leiden
1997, S. 173–186. Zum
zentralasiatischen Einfluss
siehe vor allem M. Subtelny, «A
Medieval Persian Agricultural
Manual in Context. The Irshad
al-Zira'a in Late Timurid and
Early Safavid Khorasan», in:

Studia Iranica 22.2 (1993),
S. 167–217.

69

J. Westcoat, M. Brand und
N. Mir, «The Shedara Gardens
of Lahore. Site Documentation
and Spatial Analysis», in:
Pakistan Archaeology 25
(1993), S. 333–366.

70

M. Brand und G. Lowry (Hg.),

Fatephur Sikri, Bombay 1987.

71

*The Shah Jahan Nama of
'Inayat Khan, hg. und übers.
von W. Begley und Z. Desai,
Delhi 1990, S. 70f.*

72

J. Hoil, *The Book of Chilam
Balam of Chumayel*, übers. von
R. Roys, Washington, DC 1967,
S. 19f.

73

Brief von John Newbery, in:
J. Courtney Locke (Hg.), *The
First Englishmen in India*,
London 1930, S. 42.

74

Samuel Purchas, *Hakluytus
posthumus, or, Purchas His
Pilgrimes*, 20 Bde., Glasgow
1905–1907, Bd. 3, S. 93;
G. Scammell, «European Exiles,
Renegades and Outlaws and the

Maritime Economy of Asia, c.1500–1750», in: *Modern Asian Studies* 26.4 (1992), S. 641–661.

75

L. Newsom, «Disease and Immunity in the Pre-Spanish Philippines», in: *Social Science & Medicine* 48 (1999), S. 1833–1850; ders., «Conquest, Pestilence and Demographic Collapse in the

Early Spanish Philippines», in:
Journal of Historical Geography
32 (2006), S. 3–20.

76

Antonio de Morga, in:
W. Schurz, *The Manila Galleon*,
New York 1959, S. 69–75; dazu
auch Brook, *Confusions of
Pleasure*, S. 205f.

77

D. Irving, *Colonial*

Counterpoint. Music from Early Modern Manila, Oxford 2010, S. 19.

78

Zur Krise des Osmanischen Reiches siehe Pamuk, «In the Absence of Domestic Currency», S. 353–358.

79

W. Barrett, «World Bullion Flows, 1450–1800», in: J. Tracy

(Hg.), *The Rise of Merchant Empires. Long-Distance Trade in the Early Modern Worlds, 1350-1750*, Cambridge 1990, S. 236f.; D. Flynn und A. Giráldez, «Born with a ‹Silver Spoon›. The Origin of World Trade in 1571», in: *Journal of World History* 6.2 (1995), S. 201-221; J. TePaske, «New World Silver, Castile, and the Philippines, 1590-1800», in: Richards, *Precious Metals*,

S. 439.

80

S. D'Elia, *Documenti originali concernenti Matteo Ricci e la storia delle prime relazioni tra l'Europa e la Cina (1579-1615)*, 4 Bde., Rom 1942, Bd. 1, S. 91.

81

Brook, *Confusions of Pleasure*, S. 225f. Zur chinesischen Haltung gegenüber der Antike

und der Vergangenheit siehe
C. Clunas, *Superfluous Things.
Material Culture and Social
Status in Early Modern China*,
Cambridge 1991, S. 91–115.

82

W. Atwell, «International
Bullion Flows and the Chinese
Economy *circa* 1530–1650», in:
Past & Present 95 (1982),
S. 86.

83

Richard Hakluyt, *The Principal Navigation, Voyages, Traffiques, & Discoveries of the English Nations*, 12 Bde., Glasgow 1903–1905, Bd. 5, S. 498.

84

C. Boxer, *The Christian Century in Japan, 1549–1650*, Berkeley 1951, S. 425ff. Siehe dazu vor allem R. von Glahn,

«Myth and Reality of China's Seventeenth-Century Monetary Crisis», in: *Journal of Economic History* 56.2 (1996), S. 429–454; D. Flynn und A. Giráldez, «Arbitrage, China and World Trade in the Early Modern Period», in: *Journal of the Economic and Social History of the Orient* 6.2 (1995), S. 201–221.

C. Clunas, *Empire of Great Brightness. Visual and Material Cultures of Ming China, 1368–1644*, London 2007; Brook, *Confusions of Pleasure*.

86

The Plum in the Golden Vase, or, Chin P'ing Mei, übers. von D. Roy, 5 Bde., Princeton 1993–2013; deutsch: *Djin Ping Meh – Schlehenblüten in goldener Vase. Ein Sittenroman aus der*

Ming-Zeit, übers. von O. und A. Kibat, 5 Bde, Hamburg 1967-1983. Siehe dazu N. Ding, *Obscene Things. Sexual Politics in Jin Ping Mei*, Durham 2002.

87

C. Cullen, «The Science/Technology Interface in Seventeenth-Century China. Song Yingxing on *Qi* and the *Wu Xing*», in: *Bulletin of the*

*School of Oriental and African
Studies* 53.2 (1990), S. 295–
318.

Zwölftes Kapitel Zu Gast bei Osmanen, Persern und Moguln – der neue Reichtum des Ostens

88

W. de Bary, «Neo-Confucian Cultivation and the Seventeenth-Century Enlightenment», in: W. de Bary (Hg.), *The Unfolding of Neo-Confucianism*, New York 1975, S. 141–216.

Die Selden-Karte dürfte auf diese Weise erbeutet worden sein, siehe R. Batchelor, «The Selden Map Rediscovered. A Chinese Map of East Asian Shipping Routes, c. 1619», in: *Imago Mundi. The International Journal for the History of Cartography* 65.1 (2013), S. 37–63; dazu auch: T. Brook, *Wie China nach Europa kam. Die unerhörte*

Karte des Mr. Selden, Berlin
2015.

90

W. Atwell, «Ming Observations of Ming Decline. Some Chinese Views on the <Seventeenth Century Crisis> in Comparative Perspective», in: *Journal of the Royal Asiatic Society* 2 (1988), S. 316–348.

91

A. Smith, *An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations*, 4.7, hg. von R. Campbell und A. Skinner, 2 Bde., Oxford 1976, Bd. 2, S. 626; deutsch: *Der Wohlstand der Nationen. Eine Untersuchung seiner Natur und seiner Ursachen*, übers. von H.C. Recktenwald, München 1999, S. 526.

Dreizehntes Kapitel Herrscher

der Meere – die Handelsmächte des Nordens

1

José de Acosta, *Historia natural y moral de las Indias*, übers.
von E. Mangan, *Natural and Moral History of the Indies*,
Durham 2002, S. 179.

2

Regnans in excelsis, in:
R. Miola (Hg.), *Early Modern Catholicism. An Anthology of*

Primary Sources, Oxford 2007,
S. 486ff.; siehe P. Holmes,
*Resistance and Compromise.
The Political Thought of the
Elizabethan Catholics*,
Cambridge 2009.

3

D. Loades, *The Making of the
Elizabethan Navy 1540–1590.
From the Solent to the Armada*,
London 2009.

4

C. Knighton, «A Century on. Pepys and the Elizabethan Navy», in: *Transactions of the Royal Historical Society* 14 (2004), S. 143f.; R. Barker, «Fragments from the Pepysian Library», in: *Revista da Universidade de Coimbra* 32 (1986), S. 161–178.

5

M. Oppenheim, *A History of the*

Administration of the Royal Navy, 1509-1660, London 1896, S. 172ff.; N. Williams, *The Maritime Trade of the East Anglian Ports, 1550-1590*, Oxford 1988, S. 220f.

6

C. Martin und G. Parker, *The Spanish Armada*, Manchester 1988; G. Mattingly, *The Armada*, New York 2005; deutsch: *Die Armada. Sieben*

Tage machen Weltgeschichte,
München 1959.

7

E. Bovill, «The *Madre de Dios*»,
in: *Mariner's Mirror* 54 (1968),
S. 129–152; G. Scammell,
«England, Portugal and the
Estado da India, c. 1500–
1635», in: *Modern Asian
Studies* 16.2 (1982), S. 180.

8

*The Portable Hakluyt's
Voyages*, hg. von R. Blacker,
New York 1967, S. 516;
J. Parker, *Books to Build an
Empire*, Amsterdam 1965,
S. 131; N. Matar, *Turks, Moors,
and Englishmen in the Age of
Discovery*, New York 1999.

9

N. Matar, *Britain and Barbary,
1589–1689*, Gainesville 2005,
S. 21; *Kaufmann von Venedig*,

I.1.

10

C. Dionisotti, «Lepanto nella cultura italiana del tempo», in: G. Benzoni (Hg.), *Il Mediterraneo nella seconda metà del '500 alla luce di Lepanto*, Florenz 1974, S. 127–151; I. Fenlon, «‹In destructione Turcharum›. The Victory of Lepanto in Sixteenth-Century Music and Letters», in:

E. Degreda (Hg.), *Andrea Gabrieli e il suo tempo. Atti del Convegno internazionale (Venezia 16-18 settembre 1985)*, Florenz 1987, S. 293-317; I. Fenlon, «Lepanto. The Arts of Celebration in Renaissance Venice», in: *Proceedings of the British Academy* 73 (1988), S. 201-236.

S. Skilliter, «Three Letters from the Ottoman ‹Sultana› Safiye to Queen Elizabeth I», in: S. Stern (Hg.), *Documents from Islamic Chanceries*, Cambridge (MA) 1965, S. 119–157.

12

G. Maclean, *The Rise of Oriental Travel. English Visitors to the Ottoman Empire, 1580–1720*, London 2004, S. 1–47;
L. Jardine, «Gloriana Rules the

Waves. Or, the Advantage of Being Excommunicated (and a Woman)», in: *Transactions of the Royal Historical Society* 14 (2004), S. 209-222.

13

A. Artner (Hg.), *Hungary as <Propugnaculum> of Western Christianity. Documents from the Vatican Secret Archives (ca. 1214-1606)*, Budapest 2004, S. 112.

14

Jardine, «Gloriana Rules the Waves», S. 210.

15

S. Skilliter, *William Harborne and the Trade with Turkey 1578–1582. A Documentary Study of the First Anglo-Ottoman Relations*, Oxford 1977, S. 69.

16

Ebd., S. 37.

17

L. Jardine, *Worldly Goods. A New History of the Renaissance*, London 1996, S. 373–376; deutsch: *Der Glanz der Renaissance. Ein Zeitalter wird neu entdeckt*, München 1999.

18

Shakespeare, *Kaufmann von*

Venedig, II, Szene 1 und 7;
Othello I, Szene 3.

19

J. Grogan, *The Persian Empire in English Renaissance Writing, 1549-1622*, London 2014.

20

A. Kapr, *Johannes Gutenberg. Persönlichkeit und Leistung*, München 1987.

21

E. Shaksan Bumas, «The Cannibal Butcher Shop.

Protestant Uses of Las Casas's
«Brevísima Relación» in Europe
and the American Colonies», in:
Early American Literature 35.2
(2000), S. 107–136; die
Brevisima ist erstmals 1597 auf
Deutsch erschienen; aktuelle
Ausgabe: Bartolomé de las
Casas, *Kurzgefasster Bericht
von der Verwüstung der
Westindischen Länder*, übers.

von U. Kunzmann, Frankfurt
a.M. 2006.

22

A. Hadfield, «Late Elizabethan Protestantism, Colonialism and the Fear of the Apocalypse», in: *Reformation* 3 (1998), S. 311–320.

23

R. Hakluyt, «A Discourse on Western Planting, 1584», in:

The Original Writings and Correspondence of the Two Richard Hakluyts, hg. von E. Taylor, 2 Bde., London 1935, Bd. 2, S. 211–326.

24

M. van Gelderen, *The Political Thought of the Dutch Revolt, 1555–1590*, Cambridge 2002.

25

«The First Voyage of the right

worshipful and valiant knight,
Sir John Hawkins», in: *The
Hawkins Voyages*, hg. von
C. Markham, London 1878,
S. 5. Dazu hier auch Kelsey, *Sir
John Hawkins*, S. 52–69; sowie
E. Schmitt (Hg.), *Dokumente
zur Geschichte der
europäischen Expansion*, Bd. 4:
Wirtschaft und Handel,
München 1988, S. 71ff.

Hakluyt, «A Discourse on
Western Planting», 20, S. 315.

27

Siehe J. McDermott, *Martin
Frobisher. Elizabethan
Privateer*, New Haven 2001.

28

*Calendar of State Papers and
Manuscripts, Venedig*, 6.i,
S. 240.

29

P. Buschew, *Istorija posolstw i diplomatitscheskich otnoschenii russkogo i iranskogo gossudarstw w1586-1612gg*, Moskau 1976, S. 37-62.

30

R. Hakluyt, *The principal navigations, voyages, traffiques and discoveries of the English nations*, 12 Bde., Glasgow 1903-1905, Bd. 3, S. 15f.;

R. Ferrier, «The Terms and

Conditions under which English Trade was Transacted with Safavid Persia», in: *Bulletin of the School of Oriental and African Studies* 49.1 (1986), S. 50f.; K. Meshkat, «The Journey of Master Anthony Jenkinson to Persia, 1562–1563», in: *Journal of Early Modern History* 13 (2009), S. 209–228.

S. Cabot, «Ordinances, instructions and advertisements of and for the direction of the intended voyage for Cathaye», in: Hakluyt, *Principal navigations*, Bd. 2, S. 202.

32

Vilches, *New World Gold*, S. 27.

33

A. Romero, S. Chilbert und

M. Eisenhart, «Cubagua's Pearl-Oyster Beds. The First Depletion of a Natural Resource Caused by Europeans in the American Continent», in: *Journal of Political Ecology* 6 (1999), S. 57–78.

34

M. Drelichman und H.-J. Voth, «The Sustainable Debts of Philip II. A Reconstruction of Spain's Fiscal Position, 1560–

1598», in: *Centre for Economic Policy Research*, Discussion Paper DP6611 (2007).

35

D. Fischer, *The Great Wave. Price Revolutions and the Rhythm of History*, Oxford 1996. Sowie D. Flynn, «Sixteenth-Century Inflation from a Production Point of View», in: E. Marcus und N. Smukler (Hg.), *Inflation*

through the Ages. Economic, Social, Psychological, and Historical Aspects, New York 1983, S. 157–169.

36

O. Gelderblom, *Cities of Commerce. The Institutional Foundations of International Trade in the Low Countries, 1250–1650*, Princeton 2013.

37

J. Tracy, *A Financial Revolution in the Habsburg Netherlands. Renten and Renteniers in the County of Holland, 1515-1565*, Berkeley 1985.

38

O. van Nimwegen, *Deser landen krijchsvolck*. *Het Staatse leger en de militaire revoluties 1588-1688*, Amsterdam 2006.

39

J. Israel, *The Dutch Republic. Its Rise, Greatness and Fall 1477-1806*, Oxford 1995, S. 308-312.

40

W. Fritschy, «The Efficiency of Taxation in Holland», in:
O. Gelderblom (Hg.), *The Political Economy of the Dutch Republic* (2003), S. 55-84.

C. Koot, *Empire at the Periphery. British Colonists, Anglo-Dutch Trade, and the Development of the British Atlantic, 1621–1713*, New York 2011, S. 19–22; E. Sluiter, «Dutch–Spanish Rivalry in the Caribbean Area», in: *Hispanic American Historical Review* 28.2 (1948), S. 173–178.

Israel, *Dutch Republic*, S. 320f.

43

M. Echevarría Bacigalupe, «Un notable episodio en la guerra económica hispanoholandesa.

El decreto Guana 1603», in:

Hispania. Revista española de historia 162 (1986), S. 57-97;

J. Israel, *Empires and*

Entrepots. The Dutch, the

Spanish Monarchy and the

Jews, 1585-1713, London

1990, S. 200.

44

R. Unger, «Dutch Ship Design in the Fifteenth and Sixteenth Centuries», in: *Viator* 4 (1973), S. 387-415.

45

A. Saldanha, «The Itineraries of Geography. Jan Huygen van Linschoten's Itinerario and Dutch Expeditions to the Indian

Ocean, 1594–1602», in: *Annals of the Association of American Geographers* 101.1 (2011), S. 149–177.

46

K. Zandvliet, *Mapping for Money. Maps, Plans and Topographic Paintings and their Role in Dutch Overseas Expansion during the 16th and 17th Centuries*, Amsterdam 1998, S. 37–49, 164–189.

47

E. Beekman, *Paradijzen van Weeler. Koloniale Literatuur uit Nederlands-Indie, 1600–1950*, Amsterdam 1988, S. 72.

48

D. Lach, *Asia in the Making of Europe*, 3 Bde., Chicago 1977, Bd. 2, S. 492–545.

49

O. Gelderblom, «The

Organization of Long-Distance Trade in England and the Dutch Republic, 1550–1650», in: Gelderblom, *Political Economy of the Dutch Republic*, S. 223–254.

50

J.-W. Veluwenkamp, «Merchant Colonies in the Dutch Trade System (1550–1750)», in: K. Davids, J. Fritschy und P. Klein (Hg.), *Kapitaal*,

*ondernemerschap en beleid.
Studies over economie en
politiek in Nederland, Europe
en Azie van 1500 tot heden,
Amsterdam 1996, S. 141-164.*

51

Vgl. C. Boxer, *The Dutch in
Brazil 1624-1654*, Oxford
1957, S. 2f.

52

Zu Goa am Anfang des

17. Jahrhunderts siehe A. Gray und H. Bell (Hg.), *The Voyage of Francois Pyrard of Laval to the East Indies, the Maldives, the Moluccas and Brazil*, 2 Bde., London 1888, Bd. 2, S. 2-139.

53

J. de Jong, *De waaier van het fortuin. De Nederlands in Asie de Indonesische archipel, 1595-1950*, Zoetermeer 1998, S. 48.

54

K. Zandvliet, *The Dutch Encounter with Asia, 1600–1950*, Amsterdam 2002, S. 152.

55

Siehe dazu die Aufsatzsammlung in J. Postma (Hg.), *Riches from Atlantic Commerce. Dutch Transatlantic Trade and Shipping, 1585–1817*, Leiden 2003.

56

J. van Dam, *Gedateerd Delfts aardwek*, Amsterdam 1991;
ders., *Dutch Delftware 1620–1850*, Amsterdam 2004.

57

A. van der Woude, «The Volume and Value of Paintings in Holland at the Time of the Dutch Republic», in: J. de Vries und D. Freedberg (Hg.), *Art in History, History in Art. Studies*

in Seventeenth-Century Dutch Culture, Santa Monica 1991, S. 285–330.

58

Siehe allgemein dazu

S. Schama, *The Embarrassment of Riches*, New York 1985;

S. Slive, *Dutch Painting, 1600–1800*, New Haven 1995.

59

T. Brook, *Vermeer's Hat. The*

Seventeenth Century and the Dawn of the Global World,
London 2008, S. 5–83.

60

The Travels of Peter Mundy in Europe and Asia, 1608–1667,
hg. von R. Temple, 5 Bde.,
Cambridge 1907–1936, S. 70f.;
J. de Vries, *The Industrious Revolution. Consumer Behavior and the Household Economy, 1650 to the Present,*

Cambridge 2008, S. 54.

61

J. Evelyn, *Diary of John Evelyn*,
hg. von E. de Beer, 6 Bde.,
Oxford 1955, Bd. 1, S. 39f.

62

Siehe hier C. van Strien, *British Travellers in Holland during the Stuart Period. Edward Browne and John Locke as Tourists in the United*

Provinces, Leiden 1993.

63

G. Scammell, «After da Gama. Europe and Asia since 1498», in: *Modern Asian Studies* 34.3 (2000), S. 516.

64

Pedro de Cieza de León, *The Incas of Pedro de Cieza de Leon*, übers. von H. de Onis (1959), 52, S. 171; zitiert nach

Pedro de Cieza de León, *Auf den Königsstraßen der Inkas*, Stuttgart 1971, 52, S. 307.

65

Léon, *Auf den Königsstraßen der Inkas*, 55, S. 315.

66

S. Hill (Hg.), *Bengal in 1756–7. A Selection of Public and Private Papers Dealing with the Affairs of the British in Bengal*

during the Reign of Siraj-uddaula, 3 Bde., London 1905, Bd. 1, S. 3ff.

67

P. Perdue, «Empire and Nation in Comparative Perspective. Frontier Administration in Eighteenth-Century China», in: *Journal of Early Modern History* 5.4 (2001), S. 282;
C. Tilly (Hg.), *The Formation of National States in Western*

Europe, Princeton 1975, S. 15.

68

P. Hoffman, «Prices, the Military Revolution, and Western Europe's Comparative Advantage in Violence», in: *Economic History Review*, 64.1 (2011), S. 49–51.

69

Siehe dazu beispielsweise R. Hall, *Isaac Newton*.

Adventurer in Thought,
Cambridge 1992, S. 152, 164–
166, 212–216; L. Debnath, *The
Legacy of Leonhard Euler. A
Tricentennial Tribute*, London
2010, S. 353–358; P.-L. Rose,
«Galileo's Theory of Ballistics»,
in: *The British Journal for the
History of Science* 4.2 (1968),
S. 156–159, und allgemein
S. Drake, *Galileo at work. His
Scientific Biography*, Chicago
1978.

70

T. Hobbes, *Leviathan*, hg. von
N. Malcolm, Oxford 2012;
aktuelle deutsche Ausgabe:
*Leviathan oder Stoff, Form und
Gewalt eines kirchlichen und
bürgerlichen Staates*, übers.
von W. Euchner, Frankfurt
a.M. 2011.

71

A. Carlos und L. Neal,
«Amsterdam and London as

Financial Centers in the Eighteenth Century», in: *Financial History Review* 18.1 (2011), S. 21–27.

72

M. Bosker, E. Buringh und J. van Zanden, «From Baghdad to London. The Dynamics of Urban Growth and the Arab World, 800–1800», in: *Centre for Economic Policy Research*, Paper 6833 (2009), S. 1–38;

W. Fritschy, «State Formation and Urbanization Trajectories. State Finance in the Ottoman Empire before 1800, as seen from a Dutch Perspective», in: *Journal of Global History* 4 (2009), S. 421f.

73

E. Kuipers, *Migrantenstad. Immigratie en Sociale Verbouwingen in 17e-Eeuws Amsterdam*, Hilversum 2005.

W. Fritschy, «A ‹Financial Revolution› Reconsidered. Public Finance in Holland during the Dutch Revolt, 1568–1648», in: *Economic History Review* 56.1 (2003), S. 57–89;
L. Neal, *The Rise of Financial Capitalism. International Capitalism in the Age of Reason*, Cambridge 1990.

P. Malanima, *L'economia italiana. Dalla crescita medievale alla crescita contemporanea*, Bologna 2002; ders., «The Long Decline of a Leading Economy. GDP in Central and Northern Italy, 1300–1913», in: *European Review of Economic History* 15 (2010), S. 169–219.

76

S. Broadberry und B. Gupta,

«The Early Modern Great Divergence. Wages, Prices and Economic Development in Europe and Asia, 1500–1800», in: *Economic History Review* 59.1 (2006), S. 2–31; J. van Zanden, «Wages and the Standard of Living in Europe, 1500–1800», in: *European Review of Economic History* 3 (1999), S. 175–197.

Sir Dudley Carleton, «The English Ambassador's Notes, 1612», in: D. Chambers und B. Pullan (Hg.), *Venice. A Documentary History, 1450–1630*, Oxford 1992, S. 3f.

78

G. Bistort (Hg.), *Il magistrato alle pompe nella repubblica di Venezia*, Venedig 1912, S. 403ff., 378–381.

E. Chaney, *The Evolution of the Grand Tour. Anglo-Italian Cultural Relations since the Renaissance*, Portland 1998. Zu den Preisen von Kunstwerken siehe F. Etro und L. Pagani, «The Market for Paintings in Italy during the Seventeenth Century», in: *Journal of Economic History* 72.2 (2012), S. 414–438.

Siehe beispielsweise C. Vout, «Treasure, Not Trash. The Disney Sculpture and its Place in the History of Collecting», in: *Journal of the History of Collections* 24.3 (2012), S. 309–326. Dazu auch V. Coltman, *Classical Sculpture and the Culture of Collecting in Britain since 1760*, Oxford 2009.

81

C. Hanson, *The English Virtuoso. Art, Medicine and Antiquarianism in the Age of Empiricism*, Chicago 2009.

82

Siehe allgemein dazu P. Ayres, *Classical Culture and the Ideas of Rome in Eighteenth-Century England*, Cambridge 1997.

Vierzehntes Kapitel Von East India bis New England – das

britische Weltreich

1

D. Panzac, «International and Domestic Maritime Trade in the Ottoman Empire during the 18th Century», in:

International Journal of Middle East Studies 24, Nr. 2 (1992),

S. 189–206; M. Genç, «A Study of the Feasibility of Using Eighteenth-Century Ottoman Financial Records as an

Indicator of Economic Activity»,
in: H. İslamoğlu-İnan (Hg.), *The Ottoman Empire and the World-Economy*, Cambridge 1987, S. 345–373.

2

Siehe hierzu S. White, *The Climate of Rebellion in the Early Modern Ottoman Empire*, Cambridge 2011.

3

T. Kuran, «The Islamic Commercial Crisis. Institutional Roots of Economic Underdevelopment in the Middle East», in: *Journal of Economic History* 63, Nr. 2 (2003), S. 428-431.

4

M. Kunt, *The Sultan's Servants. The Transformation of Ottoman Provincial Government, 1550-1650*, New York 1983, S. 44-

56.

5

Schama, *Embarrassment of Riches*, S. 330–335; deutsch: *Überfluss und schöner Schein*, S. 356–361.

6

Thomas Mun, *Englands Schatz durch den Außenhandel*, übers. von R. Biach, Wien, Leipzig 1911, S. 191. Englisch

Original: *England's Treasure by Foreign Trade*, London 1664.

7

C. Parker, *The Reformation of Community. Social Welfare and Calvinist Charity in Holland, 1572-1620*, Cambridge 1998.

8

S. Pierson, «The Movement of Chinese Ceramics.

Appropriation in Global

History», in: *Journal of World History* 23, Nr. 1 (2012), S. 9–39; S. Iwanisziw, «Intermarriage in Late-Eighteenth-Century British Literature. Currents in Assimilation and Exclusion», in: *Eighteenth-Century Life* 31, Nr. 2 (2007), S. 56–82; F. Dabhoiwala, *The Origins of Sex. A History of the First Sexual Revolution*, London 2012; deutsch: *Die Geschichte*

*der ersten sexuellen
Revolution*, Stuttgart 2014.

9

W. Bradford, *History of
Plymouth Plantation, 1606–
1646*, hg. von W. Davis, New
York 1909, S. 46f.

10

Für den Exodus nach
Nordamerika siehe A. Zakai,
Exile and Kingdom. History and

Apocalypse in the Puritan Migration to America,
Cambridge 1992; für die
Debatte über den Ursprung
von Thanksgiving siehe
G. Hodgson, *A Great and Godly
Adventure. The Pilgrims and
the Myth of the First
Thanksgiving*, New York 2006.

11

K. Chaudhuri, *The Trading
World of Asia and the English*

East India Company,
Cambridge 2006.

12

Gelderblom, «The Organization of Long-Distance Trade»,
S. 232ff.

13

S. Groenveld, «The English Civil Wars as a Cause of the First Anglo-Dutch War, 1640–1652», in: *Historical Journal*

30, Nr. 3 (1987), S. 541–566.
Für die englisch-holländische
Rivalität in dieser Zeit siehe
L. Jardine, *Going Dutch. How
England Plundered Holland's
Glory*, London 2008.

14

S. Pincus, *Protestantism and
Patriotism. Ideologies and the
Making of English Foreign
Policy, 1650–1668*, Cambridge
1996. Siehe auch C. Wilson,

*Profit and Power. A Study of
England and the Dutch Wars,*
London 1957.

15

J. Davies, *Gentlemen and
Tarpaulins. The Officers and
Men of the Restoration Navy,*
Oxford 1991, S. 15.

Vierzehntes Kapitel Von East India bis New England – das britische Weltreich

16

J. Glete, *Navies and Nations. Warships, Navies and State Building in Europe and America, 1500–1860*, 2 Bde., Stockholm 1993, S. 192–195.

17

Witsens Buch, das 1671

veröffentlichte *Aeloude en Hedendaegsche Scheeps-bouw en Bestier*, war die einflussreichste einschlägige Schrift der damaligen Zeit. Für Pepys' Exemplar siehe N. Smith u.a., *Catalogue of the Pepys Library at Magdalene College, Cambridge*, Bd. 1 (1978), S. 193. Der Tagebuchschreiber spielte eine wichtige Rolle bei der Neuausrichtung von Christ's Hospital, bis heute eine

der führenden Schulen
Großbritanniens, siehe hierzu
E. Pearce, *Annals of Christ's
Hospital*, London 1901, S. 99–
126; für neue
Schiffskonstruktionen siehe
B. Lavery (Hg.), *Deane's
Doctrine of Naval Architecture*,
1670, London 1981.

18

D. Benjamin und A. Tifrea,
«Learning by Dying. Combat

Performance in the Age of Sail», in: *Journal of Economic History* 67, Nr. 4 (2007), S. 968–1000.

19

E. Lazear und S. Rosen, «Rank-Order Tournaments as Optimum Labor Contracts», in: *Journal of Political Economy* 89, Nr. 5 (1981), S. 841–864; siehe auch D. Benjamin und C. Thornberg, «Comment.

Rules, Monitoring and
Incentives in the Age of Sail»,
in: *Explorations in Economic
History* 44, Nr. 2 (2003),
S. 195–211.

20

J. Robertson, «The Caribbean
Islands. British Trade,
Settlement, and Colonization»,
in: L. Breen (Hg.), *Converging
Worlds. Communities and
Cultures in Colonial America*,

Abingdon 2012, S. 176–217.

21

P. Stern, «Rethinking Institutional Transformation in the Making of Empire. The East India Company in Madras», in: *Journal of Colonialism and Colonial History* 9, Nr. 2 (2008), S. 1–15.

22

H. Bowen, *The Business of*

Empire. The East India Company and Imperial Britain, 1756-1833, Cambridge 2006.

23

H. Bingham, «Elihu Yale, Governor, Collector and Benefactor», in: *American Antiquarian Society. Proceedings* 47 (1937), S. 93-144; ders., *Elihu Yale. The American Nabob of Queen Square*, New York 1939.

24

J. Osterhammel, *China und die Weltgesellschaft vom 18. Jahrhundert bis in unsere Zeit*, München 1989, S. 112.

25

Siehe zum Beispiel F. Perkins, *Leibniz and China. A Commerce of Light*, Cambridge 2004.

26

Zitiert bei S. Mentz, *The English Gentleman Merchant at Work. Madras and the City of London 1660–1740*,
Kopenhagen 2005, S. 162.

27

Prokopios, *Hyper ton polemon*,
8.20, in: Prokop, *Werke*, Bd. 2:
Gotenkriege, übers. von
O. Veh, München 1966, S. 875.

28

K. Matthews, «Britannus/Britto. Roman Ethnographies, Native Identities, Labels and Folk Devils», in: A. Leslie, *Theoretical Roman Archaeology and Architecture. The Third Conference Proceedings*, Glasgow 1999, S. 15.

29

R. Fogel, «Economic Growth, Population Theory, and

Physiology. The Bearing of Long-Term Processes on the Making of Economic Policy», in: *American Economic Review* 84, Nr. 3 (1994), S. 369–395;

J. Mokyr, «Why was the Industrial Revolution a European Phenomenon?», in: *Supreme Court Economic Review* 10 (2003), S. 27–63.

30

J. de Vries, «Between

Purchasing Power and the World of Goods. Understanding the Household Economy in Early Modern Europe», in: J. Brewer und R. Porter (Hg.), *Consumption and the World of Goods*, London 1993, S. 85–132; ders., *The Industrious Revolution*; H.-J. Voth, «Time and Work in Eighteenth-Century London», in: *Journal of Economic History* 58 (1998), S. 29–58.

N. Voigtländer und H.-J. Voth, «Why England? Demographic Factors, Structural Change and Physical Capital Accumulation during the Industrial Revolution», in: *Journal of Economic Growth* 11 (2006), S. 319–361; L. Stone, «Social Mobility in England, 1500–1700», in: *Past & Present* 33 (1966), S. 16–55; siehe auch P. Fichtner, *Protestantism and*

Primogeniture in Early Modern Germany, London 1989, für eine Einschätzung der Verbindung zwischen Religion und Erstgeburtsrecht.

32

K. Karaman und S. Pamuk, «Ottoman State Finances in European Perspective, 1500–1914», in: *Journal of Economic History* 70, Nr. 3 (2010), S. 611f.

33

G. Ames, «The Role of Religion in the Transfer and Rise of Bombay», in: *Historical Journal* 46, Nr. 2 (2003), S. 317–340.

34

J. Flores, «The Sea and the World of the Mutasaddi. A Profile of Port Officials from Mughal Gujarat (c.1600–1650)», in: *Journal of the Royal Asiatic Society* 3, Nr. 21

(2011), S. 55–71.

35

Tūzuk-i-Jahāngīrī, übers. von W. Thackston, *The Jahangirnama. Memoirs of Jahangir, Emperor of India*, Oxford 1999, S. 108.

36

A. Loomba, «Of Gifts, Ambassadors, and Copy-cats. Diplomacy, Exchange and

Difference in Early Modern India», in: B. Charry und G. Shahani (Hg.), *Emissaries in Early Modern Literature and Culture. Mediation, Transmission, Traffic, 1550–1700*, Aldershot 2009, S. 43ff. und *passim*.

37

Rev. E. Terry, *A Voyage to East India*, London 1655, S. 397, zitiert bei T. Foster, *The*

Embassy of Sir Thomas Roe to India, London 1926, S. 225f., Anm. 1. Der Reisende Peter Mundy sah zwei Dodos, als er Surat besuchte. Diese könnten ebenfalls Geschenke von Händlern gewesen sein, die Jahangirs Gunst gewinnen wollten, *Travels of Peter Mundy*, Bd. 2, S. 318.

38

L. Blussé, *Tribuut aan China*.

*Vier eeuwen Nederlands-
Chinese betrekkingen,*
Amsterdam 1989, S. 84–87.

39

Für die Geschenkeliste siehe
J. Vogel (Hg.), *Journaal van
Ketelaar's hofreis naar den
Groot Mogol te Lahore*, Den
Haag 1937, S. 357–393;
A. Topsfield, «Ketelaar's
Embassy and the Farengi
Theme in the Art of Udaipur»,

in: *Oriental Art* 30, Nr. 4
(1985), S. 350–367.

40

Für Einzelheiten dieses
Wiegens siehe *Shah Jahan
Nama*, S. 28; Jean de Thévenot,
der im 17. Jahrhundert Indien
bereiste, hinterließ eine
lebendige Beschreibung der
Wiegezeremonie in: S. Sen,
*Indian Travels of Thevenot and
Careri*, Neu-Delhi 1949, 26,

S. 66f.

41

P. Mundy, *Travels*, Bd. 2,
S. 298ff.

42

N. Manucci, *A Pepys of Mogul India, 1653-1708. Being an Abridged Edition of the «Storia do Mogor» of Niccolao Manucci*, Neu-Delhi 1991,
S. 197, 189.

J. Gommans, «Mughal India and Central Asia in the Eighteenth Century. An Introduction to a Wider Perspective», in:

Itinerario 15, Nr. 1 (1991),

S. 51–70. Für Tributzahlungen

siehe J. Spain, *The Pathan*

Borderland, Den Haag 1963,

S. 32ff.; siehe auch C. Noelle,

State and Tribe in Nineteenth-

Century Afghanistan. The

Reign of Amir Dost Muhamad

Khan (1826–1863), London
1997, S. 164.

44

S. Levi, «The Ferghana Valley
at the Crossroads of World
History. The Rise of Khoqand
1709–1822», in: *Journal of
Global History* 2 (2007),
S. 213–232.

45

S. Levi, «India, Russia and the

Eighteenth-Century
Transformation of the Central
Asian Caravan Trade», in:
*Journal of the Economic and
Social History of the Orient* 42,
Nr. 4 (1999), S. 519–548.

46

Siehe I. McCabe, *Shah's Silk
for Europe's Silver. The
Eurasian Trade of the Julfa
Armenians in Safavid Iran and
India, 1530–1750*, Atlanta

1999. Siehe auch
B. Bhattacharya, «Armenian
European Relationship in India,
1500–1800. No Armenian
Foundation for European
Empire?», in: *Journal of the
Economic and Social History of
the Orient* 48, Nr. 2 (2005),
S. 277–322.

47

S. Delgoda, «<Nabob, Historian
and Orientalist>. Robert Orme.

The Life and Career of an East India Company Servant (1728–1801)», in: *Journal of the Royal Asiatic Society* 2, Nr. 3 (1992), S. 363f.

48

Zitiert bei T. Nechtman, «A Jewel in the Crown? Indian Wealth in Domestic Britain in the Late Eighteenth Century», in: *Eighteenth-Century Studies* 41, Nr. 1 (2007), S. 73.

49

A. Bewell, *Romanticism and Colonial Disease*, Baltimore 1999, S. 13.

50

T. Bowrey, *Geographical Account of Countries around the Bay of Bengal 1669 to 1679*, hg. von R. Temple, London 1905, S. 80f.

51

C. Smylitopoulos, «Rewritten and Reused. Imagining the Nabob through ‹Upstart Iconography›», in: *Eighteenth-Century Life* 32, Nr. 2 (2008), S. 39-59.

52

P. Lawson, *The East India Company. A History*, London 1993, S. 120.

53

Nechtman, «A Jewel in the Crown? Indian Wealth in Domestic Britain», S. 76.

54

E. Burke, *The Writings and Speeches of Edmund Burke*, hg. von W. Todd, 9 Bde., Oxford 2000, Bd. 5, S. 403.

55

D. Forrest, *Tea for the British. The Social and Economic*

History of a Famous Trade,
London 1973, Teekonsum in
Großbritannien, Anhang II,
Tabelle 1, S. 284.

56

Für Bengalen siehe R. Datta,
*Society, Economy and the
Market. Commercialization in
Rural Bengal, c. 1760–1800*,
Neu-Delhi 2000; R. Harvey,
*Clive. The Life and Death of a
British Emperor*, London 1998.

57

P. Marshall, *East India*

*Fortunes. The British in Bengal
in the Eighteenth Century*,
Oxford 1976, S. 179.

58

J. McLane, *Land and Local*

*Kingship in Eighteenth-Century
Bengal*, Cambridge 1993,
S. 194–207.

59

Siehe N. Dirks, *Scandal of Empire. India and the Creation of Imperial Britain*, Cambridge (MA) 2006, S. 15ff.

60

P. Lawson, *The East India Company. A History*, London 1993.

61

J. Fichter, *So Great a Proffit. How the East Indies Trade*

Transformed Anglo-American Capitalism, Cambridge (MA) 2010, S. 7–30.

62

Noch Monate später beschwerten sich Bostoner Einwohner in Briefen über «den veränderten Geschmack ihrer Fische». Sie äußerten die Befürchtung, der Tee «könnte das Hafenwasser dermaßen verseucht haben, dass die

Fische sich eine
Gesundheitsstörung, nicht
unähnlich der
Nervenbeschwerden des
menschlichen Körpers,
zugezogen haben könnten»,
Virginia Gazette, 5. Mai 1774.

63

Zitiert bei Dirks, *Scandal of
Empire*, S. 17.

Fünfzehntes Kapitel Ein Bär
zieht in den Süden – der Streit

um Persien

1

Karl Marx, *Die Geschichte der Geheimdiplomatie des 18. Jahrhunderts. Über den asiatischen Ursprung der russischen Despotie*, hg. von U. Wolter, Berlin 1977.

2

A. Kappeler, «Czarist Policy toward the Muslims of the Russian Empire», in:

A. Kappeler, G. Simon und
G. Brunner (Hg.), *Muslim
Communities Reemerge.
Historical Perspectives on
Nationality, Politics, and
Opposition in the Former
Soviet Union and Yugoslavia*,
Durham (NC) 1994, S. 141–
156; siehe auch D. Brower und
E. Lazzerini, *Russia's Orient.
Imperial Borderlands and
Peoples, 1700–1917*,
Bloomington (IN) 1997.

3

Die besten

Überblicksdarstellungen der russischen Expansion sind

M. Khodarkovsky, *Russia's Steppe Frontier. The Making of a Colonial Empire, 1500-1800*,

Bloomington (IN) 2002; und

J. Kusber, «<Entdecker> und <Entdeckte>. Zum

Selbstverständnis von Zar und Elite im frühneuzeitlichen Moskauer Reich zwischen

Europa und Asien», in:
*Zeitschrift für Historische
Forschung* 34 (2005), S. 97–
115.

4

J. Bell, *Travels from St
Petersburg in Russia to Various
Parts of Asia*, Glasgow 1764,
S. 29; M. Khodarkovsky, *Where
Two Worlds Met. The Russian
State and the Kalmyk Nomads
1600–1771*, London 1992.

A. Kahan, «Natural Calamities and their Effect upon the Food Supply in Russia», in: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 16 (1968), S. 353–377; J. Hittle, *The Service City. State and Townsmen in Russia, 1600–1800*, Cambridge (MA) 1979, S. 3–16; P. Brown, «How Muscovy Governed. Seventeenth-Century Russian Central Administration», in

Russian History 36 (2009),
S. 467f.

6

L. de Bourrienne, *Memoiren
des Staatsministers Bourrienne
über Napoleon*, Bd. 2, Leipzig
1826, S. 118f.

7

J. Cole, *Napoleon's Egypt.
Invading the Middle East*, New
York 2007, S. 213ff.; deutsch:

*Die Schlacht bei den
Pyramiden. Napoleon erobert
den Orient*, Stuttgart 2010,
S. 247ff.

8

C. de Gardane, *Mission du
Général Gardane en Perse*,
Paris 1865. Für Frankreich und
Persien in dieser Zeit und den
Versuch, das Land als Brücke
nach Indien zu benutzen, siehe
I. Amini, *Napoléon et la Perse*.

*Les relations franco-persanes
sous le Premier Empire dans le
contexte des rivalités entre la
France et la Russie, Paris 1995.*

9

Ouseley an Wellesley, 30. April
1810, FO 60/4.

10

Ouseley an Wellesley,
30. November 1811, FO 60/6.

11

Für diese Episode siehe
A. Barrett, «A Memoir of
Lieutenant-Colonel Joseph
d'Arcy, R.A., 1780–1848», in
Iran 43 (2005), S. 241–247.

12

Ebd., S. 248–253.

13

Ouseley an Castlereagh,
16. Januar 1813, FO 60/8.

14

Abul Hassan an Castlereagh,
6. Juni 1816, FO 60/11.

15

A. Postnikov, «The First
Russian Voyage around the
World and its Influence on the
Exploration and Development
of Russian America», in: *Terrae
Incognitae* 37 (2005), S. 60f.

16

S. Fedorowna, *Russkaja*

Amerika w <sapiskach>

K.T. Chlebnikowa, Moskau
1985.

17

M. Gammer, «Russian Strategy in the Conquest of Chechnya and Dagestan, 1825–59», in: M. Broxup (Hg.), *The North Caucasus Barrier. The Russian Advance towards the Muslim World*, New York 1992, S. 47–61; für Schamil siehe

S. Kasijew, *Imam Schamil*,
Moskau 2001.

18

Für deutsche Übersetzungen
dieser Gedichte siehe
Alexander Puschkin, «Der
Gefangene im Kaukasus», in:
Gesammelte Werke, Bd. 2:
Poeme und Märchen, hg. von
H. Raab, Berlin 1966, S. 121–
148; Michael Lermontow,
«Kosakisches Wiegenlied», in:

Gedichte, übers. von
K. Borowsky und R. Pollach,
Stuttgart 2000, S. 89.

19

M. Orlow, *Kapitulazija Parishas*.
Polititscheskije sotschinenija.
Pisma, Moskau 1963, S. 47.

20

P. Tschaadajew, *Schriften und*
Briefe, übers. von E. Hurwicz,
München 1921, S. 35.

21

S. Becker, «Russia between East and West. The Intelligentsia, Russian National Identity and the Asian Borderlands», in *Central Asian Survey* 10, Nr. 4 (1991), S. 51f.

22

T. Levin, *The Hundred Thousand Fools of God. Musical Travels in Central Asia*, Bloomington (IN) 1996, S. 13ff.

23

J. MacKenzie, *Orientalism. History, Theory and the Arts*, Manchester 1995, S. 154ff.

24

F.M. Dostojewski, «Was ist Asien für uns?», in: *Sämtliche Werke*, Bd. 13, *Politische Schriften*, übers. von E.K. Rahsin, München, Leipzig 1907, S. 500.

25

Gammer, «Russian Strategy in the Conquest of Chechnya and Dagestan», S. 47; J. Baddeley, *The Russian Conquest of the Caucasus*, London 1908, S. 152-163.

26

L. Kelly, *Diplomacy and Murder in Teheran. Alexander Griboyedov and Imperial Russia's Mission to the Shah of*

Persia, London 2002. Für die Ansichten Gribojedows siehe S. Schostakowitsch, *Diplomatscheskaja dejatelnost*, Moskau 1960.

27

«Peridskoje posolstwo w Rossii 1828 goda», in: *Russkij Archiw* 1 (1889), S. 209–260.

28

Zitiert bei W. Dalrymple,

Return of a King. The Battle for Afghanistan, London 2013, S. 50f.

29

J. Norris, *The First Afghan War 1838-42*, Cambridge 1967;

M. Yapp, *Strategies of British India. Britain, Iran and Afghanistan 1798-1850*, Oxford 1980, S. 96-152; E. Allworth, *Central Asia. A Century of Russian Rule*, New York 1967,

S. 12-24.

30

Palmerston an Lamb, 22. Mai
1838, Beauvale Papers,
MS 60466; D. Brown,
Palmerston. A Biography,
London 2010, S. 216.

31

Palmerston an Lamb, 22. Mai
1838, zitiert in: ebd., S. 216.

32

Palmerston an Lamb, 23. Juni 1838, zitiert in: ebd., S. 216f.

33

S. David, *Victoria's Wars. The Rise of Empire*, London 2006, S. 15-47; A. Burnes, *Travels into Bokhara. Being an account of a Journey from India to Cabool, Tartary and Persia*, 3 Bde., London 1834; deutsch: *Reisen in Indien und nach Bukhara*, 2 Bde., Tübingen

1835–1836. Für Burnes' Ermordung siehe Dalrymple, *Return of a King*, S. 30–35.

34

W. Yapp, «Disturbances in Eastern Afghanistan, 1839–42», in: *Bulletin of the School of Oriental and African Studies* 25, Nr. 1 (1962), S. 499–523; ders., «Disturbances in Western Afghanistan, 1839–42», in: *Bulletin of the School*

of Oriental and African Studies
26, Nr. 2 (1963), S. 288–313;
Dalrymple, *Return of a King*,
S. 378–388.

35

A. Conolly an Rawlinson 1839;
siehe S. Brysac und K. Mayer,
*Tournament of Shadows. The
Great Game and the Race for
Empire in Asia*, London 2006.

36

«Proceedings of the Twentieth Anniversary Meeting of the Society», in: *Journal of the Royal Asiatic Society* 7 (1843), S. Xf. Für Stoddart, Conolly und andere wie sie siehe P. Hopkirk, *The Great Game. On Secret Service in High Asia*, London 2001.

37

H. Hopkins, *Charles Simeon of Cambridge*, London 1977,

S. 79.

38

J. Wolff, *Narrative of a Mission to Bokhara. In the Years 1843-1845*, 2 Bde., London 1845; für Wolff selbst siehe H. Hopkins, *Sublime Vagabond. The Life of Joseph Wolff – Missionary Extraordinary*, Worthing 1984, S. 286-322.

39

A. Lewschin, *Opissanije Kirgis-Kasatschich, ili Kirgis-Kaisazkich ord i stepei*, Almaty 1996, 13, S. 297.

40

Burnes, *Travels into Bokhara*, 11, Bd. 2, S. 381.

41

R. Shukla, *Britain, India and the Turkish Empire, 1853–1882*, Neu-Delhi 1973, S. 27.

42

O. Figes, *Crimea. The Last Crusade*, London 2010, S. 52;
deutsch: *Krimkrieg*, Berlin
2014, S. 98.

43

Für Frankreich siehe
M. Racagni, «The French
Economic Interests in the
Ottoman Empire», in:
*International Journal of Middle
East Studies* 11, Nr. 3 (1980),

S. 339–376.

44

W. Baumgart, *Der Friede von Paris 1856. Studien zum Verhältnis von Kriegführung, Politik und Friedensbewahrung*, München, Wien 1972, S. 26–36, 130f., 148–151, 236–241.

45

K. Marx, *The Eastern Question*.

*A Reprint of Letters Written
1853-1856 Dealing with the
Events of the Crimean War,
London 1969; deutsch: Marx
contra Russland. Berichte von
Karl Marx als europäischer
Korrespondent der New York
Daily Tribune, 1853-1856,
übers. von I. Peter, Stuttgart
1960; ders., Dispatches for the
New York Tribune. Selected
Journalism of Karl Marx, hg.
von F. Wheen und J. Ledbetter,*

London 2007.

46

G. Ameil, I. Nathan und G.-
H. Soutou, *Le Congrès de Paris
(1856). Un événement
fondateur*, Brüssel 2009.

47

P. Levi, «Il monumento
dell'unità Italiana», in: *La
Lettura*, 4. April 1904; T. Kirk,
«The Political Topography of

Modern Rome, 1870–1936. Via
XX Settembre to Via
dell’Impero», in: D. Caldwell
und L. Caldwell (Hg.), *Rome.
Continuing Encounters
between Past and Present*,
Farnham 2011, S. 101–128.

48

Figes, *Crimea*, S. 411–424;
deutsch: *Krimkrieg*, S. 579–
588, 621ff.; Baumgart, *Der
Friede von Paris*, S. 148–151.

49

D. Moon, *The Abolition of Serfdom in Russia, 1762-1907*, London 2001, S. 54.

50

E. Brooks, «Reform in the Russian Army, 1856-1861», in: *Slavic Review* 43, Nr. 1 (1984), S. 63-82.

51

Für die Leibeigenschaft in

Russland siehe T. Dennison,
*The Institutional Framework of
Russian Serfdom*, Cambridge
2011. Für die Bankenkrise
siehe S. Hoch, «Bankowskij
krisis, krestjanskaja reforma i
wykupnaja operazija w Rossii,
1857–1861», in: L. Sacharowa,
B. Eklof und J. Bushnell (Hg.),
*Welikije reformy w Rossii,
1856–1874*, Moskau 1991,
S. 95–105.

Nikolai Miljutin, der stellvertretende Innenminister, hatte im Jahr 1856 gewarnt, dass die Abschaffung der Leibeigenschaft nicht nur dringlich, sondern eine Notwendigkeit sei: Auf dem Land würden Unruhen und möglicherweise sogar eine Revolution ausbrechen, wenn man nicht umgehend handelte, *Gossudarstwennij archiw*

Rossijskoi Federazii, 722, op. 1, d. 230, zitiert bei L. Zakharova, «The Reign of Alexander II. A Watershed?», in: *The Cambridge History of Russia*, hg. von D. Lieven, Cambridge 2006, S. 595.

53

W. Fedorow, *Istorija Rossii XIX-nachala XX w.*, Moskau 1998, S. 295; P. Gatrell, «The Meaning of the Great Reforms

in Russian Economic History»,
in: B. Eklof, J. Bushnell und
L. Zakharova (Hg.), *Russia's
Great Reforms, 1855-1881*,
Bloomington (IN) 1994, S. 99.

Fünfzehntes Kapitel Ein Bär zieht in den Süden – der Streit um Persien

54

N. Ignatjew, *Missija w Chiwu i Bucharu w 1858 godu*, Sankt Petersburg 1897, S. 2.

55

Ebd.

56

Alcock an Russel, 2. August

1861, FO Confidential (Print
1009c3), FO 881/1009.

57

A. Grinev, «Russian Politarism
as the Main Reason for the
Selling of Alaska», in:
K. Matsuzato (Hg.),
*Imperiology. From Empirical
Knowledge to Discussing the
Russian Empire*, Sapporo 2007,
S. 245-258.

Sechzehntes Kapitel Auf stählernen Gleisen gen Osten – der Weg in den Krieg

1

W. Mosse, «The End of the Crimean System. England, Russia and the Neutrality of the Black Sea, 1870–1», in: *Historical Journal* 4, Nr. 2 (1961), S. 164–172.

2

Spectator, 14. November 1870.

3

W. Mosse, «Public Opinion and Foreign Policy. The British Public and the War-Scare of November 1870», in: *Historical Journal* 6, Nr. 1 (1963), S. 38–58.

4

Rumbold an Granville, 19. März 1871, FO 65/820, Nr. 28, S. 226; Mosse, «End to the Crimean System», S. 187.

5

Lord Granville, House of Lords,
8. Februar 1876, Hansard,
Bd. 227, S. 19.

6

Queen Victoria an Disraeli,
Hughenden Papers, 23. Juli
1877; L. Knight, «The Royal
Titles Act and India», in:
Historical Journal 11, Nr. 3
(1968), S. 493.

7

Robert Lowe, House of Commons, 23. März 1876, Hansard, Bd. 228, S. 515f.

8

Sir William Fraser, House of Commons, 16. März 1876, Hansard, Bd. 228, S. 111;
Benjamin Disraeli, House of Commons, 23. März 1876, Hansard, Bd. 227, S. 500.

9

Knight, «The Royal Titles Act»,
S. 494.

10

L. Morris, «British Secret
Service Activity in Khorasan,
1887–1908», in: *Historical
Journal* 27, Nr. 3 (1984),
S. 662–670.

11

Disraeli an Salisbury, 1. April

1877, in: W. Monypenny und G. Buckle (Hg.), *The Life of Benjamin Disraeli, Earl of Beaconsfield*, London 1910–1920, Bd. 6, S. 379.

12

B. Hopkins, «The Bounds of Identity. The Goldsmid Mission and Delineation of the Perso-Afghan Border in the Nineteenth Century», in: *Journal of Global History* 2,

Nr. 2 (2007), S. 233–254.

13

R. Johnson, ««Russians at the Gates of India»? Planning the Defence of India, 1885–1900», in: *Journal of Military History* 67, Nr. 3 (2003), S. 705.

14

Ebd., S. 714–718.

15

General Kuropatkin's Scheme

for a Russian Advance Upon
India, Juni 1886, CID 7D,
CAB 6/1.

16

Johnson, ««Russians at the
Gates of India»», S. 734–739.

17

G. Curzon, *Russia in Central
Asia in 1889 and the Anglo-
Russian Question*, London
1889, S. 314f.

18

A. Morrison, «Russian Rule in Turkestan and the Example of British India, c. 1860–1917», in: *Slavonic and East European Review* 84, Nr. 4 (2006), S. 674ff.

19

B. Penati, «Notes on the Birth of Russian Turkestan's Fiscal System. A View from the Fergana Oblast», in: *Journal of*

*the Economic and Social
History of the Orient* 53 (2010),
S. 739–769.

20

D. Brower, «Russian Roads to
Mecca. Religious Tolerance and
Muslim Pilgrimage in the
Russian Empire», in: *Slavic
Review* 55, Nr. 3 (1996),
S. 569f.

21

M. Terentjew, *Rossija i Anglija w Srednej Asii*, Sankt Petersburg 1875, S. 361.

22

Morrison, «Russian Rule in Turkestan», S. 666–707.

23

Dnewnik P.A. Walujewa, ministra wnutrennich del, hg. von P. Sajontschkowskij, 2 Bde., Moskau 1961, Bd. 2,

S. 60f.

24

M. Sladkovskii, *History of Economic Relations between Russia and China. From Modernization to Maoism*, New Brunswick 2008, S. 119–129;
S.C.M. Paine, *Imperial Rivals. China, Russia and their Disputed Frontier, 1858–1924*, New York 1996, S. 178.

25

B. Anan'ich und S. Beliaev, «St Petersburg. Banking Center of the Russian Empire», in:
W. Brumfield, B. Anan'ich und Y. Petrov (Hg.), *Commerce in Russian Urban Culture, 1861–1914*, Washington, DC 2001, S. 15ff.

26

P. Stolypin, *Rechy w Gossudarstwennoi Dume*

(1906-11), Petrograd 1916,
S. 132.

27

E. Backhouse und J. Blood,
*Annals and Memoirs of the
Court of Peking*, Boston 1913,
S. 322-331.

28

M. Mosca, *From Frontier Policy
to Foreign Policy. The Question
of India and the Transformation*

of Geopolitics in Qing China,
Stanford 2013.

29

R. Newman, «Opium Smoking
in Late Imperial China. A
Reconsideration», in: *Modern
Asian Studies* 29, Nr. 4 (1995),
S. 765–794.

30

J. Polachek, *The Inner Opium
War*, Cambridge (MA) 1991.

31

C. Pagani, «Objects and the Press. Images of China in Nineteenth-Century Britain», in: J. Codell (Hg.), *Imperial Co-Histories. National Identities and the British and Colonial Press*, Madison (NJ) 2003, S. 160.

32

Memorandum von Lord Northbrook für das Kabinett,

20. Mai 1885, FO 881/5207,
Nr. 29, S. 11. Siehe hierzu
I. Nish, «Politics, Trade and
Communications in East Asia.
Thoughts on Anglo-Russian
Relations, 1861–1907», in:
Modern Asian Studies 21, Nr. 4
(1987), S. 667–678.

33

D. Druhe, *Russo-Indian
Relations, 1466–1917*, New
York 1970, S. 215f.

34

Lord Roberts, «The North-West Frontier of India. An Address Delivered to the Officers of the Eastern Command on 17th November, 1905», in: *Royal United Services Institution Journal* 49, Nr. 334 (1905), S. 1355.

35

Summary of Rittich Pamphlet on «Railways in Persia», Teil I,

S. 2, Sir Charles Scott an den
Marquess of Salisbury, Sankt
Petersburg, 2. Mai 1900,
FO 65/1599. Siehe hierzu auch
P. Kennedy und J. Siegel,
*Endgame. Britain, Russia and
the Final Struggle for Central
Asia*, London 2002, S. 4.

36

«Memorandum by Mr. Charles
Hardinge», S. 9, an den
Marquess of Salisbury, Sankt

Petersburg, 2. Mai 1900,
FO 65/1599.

37

Foreign Secretary, Simla, an
Political Resident, Persischer
Golf, Juli 1899, FO 60/615.

38

R. Greaves, «British Policy in
Persia, 1892–1903, II», in:
*Bulletin of the School of
Oriental and African Studies*

28, Nr. 2 (1965), S. 284–288.

39

Durand an Salisbury, 27. Januar 1900, FO 60/630.

40

Minute by the Viceroy on
Seistan, 4. September 1899,
FO 60/615, S. 7. Für die
vorgeschlagenen neuen
Verkehrs- und
Nachrichtennetze siehe

«Report on preliminary survey of the Route of a telegraph line from Quetta to the Persian frontier», 1899, FO 60/615.

41

R. Greaves, «Sistan in British Indian Frontier Policy», in: *Bulletin of the School of Oriental and African Studies* 49, Nr. 1 (1986), S. 90f.

42

Lord Curzon an Lord
Lansdowne, 15. Juni 1901,
Lansdowne Papers, zitiert bei
Greaves, «British Policy in
Persia», S. 295.

43

Lord Salisbury an Lord
Lansdowne, 18. Oktober 1901,
Lansdowne Papers, zitiert bei
Greaves, «British Policy in
Persia», S. 298.

44

Lord Ellenborough, House of Lords, 5. Mai 1903, Hansard, Bd. 121, S. 1341.

45

Lord Lansdowne, House of Lords, 5. Mai 1903, Hansard, Bd. 121, S. 1348.

46

Greaves, «Sistan in British Indian Frontier Policy», S. 90–

102.

47

British Interests in Persia,
22. Januar 1902, Hansard,
Bd. 101, S. 574–628; Earl of
Ronaldshay, House of
Commons, 17. Februar 1908,
Hansard, Bd. 184, S. 500f.

48

König Eduard VII. an
Lansdowne, 20. Oktober 1901,

zitiert in: S. Lee, *King Edward VII*, 2 Bde., New York 1935–1937, Bd. 2, S. 154f.

49

S. Gwynn, *The Letters and Friendships of Sir Cecil Spring-Rice*, 2 Bde., Boston 1929, Bd. 2, S. 85; M. Habibi, «France and the Anglo-Russian Accords. The Discreet Missing Link», in: *Iran* 41 (2003), S. 292.

50

Report of a Committee
Appointed to Consider the
Military Defence of India,
24. Dezember 1901, CAB 6/1;
K. Neilson, *Britain and the Last
Tsar. British Policy and Russia,
1894-1917*, Oxford 1995,
S. 124.

51

Stevens an Lansdowne,
12. März 1901, FO 248/733.

52

Morley an Minto, 12. März 1908, zitiert bei S. Wolpert, *Morley and India, 1906–1910*, Berkeley 1967, S. 80.

53

W. Robertson an DGMI, geheim, 10. November 1902, Robertson Papers, I/2/4, in: Neilson, *Britain and the Last Tsar*, S. 124.

54

S. Cohen, «Mesopotamia in British Strategy, 1903–1914», in: *International Journal of Middle East Studies* 9, Nr. 2 (1978), S. 171–174.

55

Neilson, *Britain and the Last Tsar*, S. 134f.

56

The Times, 21. Oktober 1905.

57

H.-U. Wehler, *Deutsche Gesellschaftsgeschichte*, 5 Bde., Bd. 3: *Von der «Deutschen Doppelrevolution» bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges 1849–1914*, München 2008, S. 610ff.

58

C. Clark, *The Sleepwalkers. How Europe Went to War in 1914*, London 2012, S. 130;

deutsch: *Die Schlafwandler.*
Wie Europa in den Ersten
Weltkrieg zog, übers. von
N. Juraschitz, München 2013,
S. 180f.

59

F. Tomaszewski, *A Great*
Russia. Russia and the Triple
Entente, 1905-1914, Westport
(CT) 2002; M. Soroka, *Britain,*
Russia and the Road to the
First World War. The Fateful

*Embassy of Count Aleksandr
Benckendorff (1903–16),
Farnham 2011.*

60

Aktennotiz Greys,
FO 371/371/26042.

61

G. Trevelyan, *Grey of Fallodon*,
London 1937, S. 193; deutsch:
*Sir Edward Grey. Sein Leben
und Werk*, Essen 1938, S. 241.

62

Hardinge an de Salis,
29. Dezember 1908,
Hardinge MSS, Bd. 30.

63

K. Wilson, «Imperial Interests
in the British Decision for War,
1914. The Defence of India in
Central Asia», in: *Review of
International Studies* 10
(1984), S. 190ff.

64

Nicolson an Hardinge, 18. April 1912, Hardinge MSS, Bd. 92.

65

Grey an Nicolson, 19. März 1907; Memorandum, Sir Edward Grey, 15. März 1907, FO 418/38.

66

Clark, *Sleepwalkers*, S. 85, 188; *Die Schlafwandler*,

S. 124f., 251f.; H. Afflerbach,
*Der Dreibund. Europäische
Großmacht- und Allianzpolitik
vor dem Ersten Weltkrieg*,
Wien 2002, S. 628–632.

67

Grey an Nicolson, 18. April
1910, in: G. Gooch und
H. Temperley (Hg.), *British
Documents on the Origins of
the War, 1898–1914*, 11 Bde.,
London 1926–1938, Bd. 6,

S. 461.

68

Zitiert in: B. von Siebert,
*Diplomatische Aktenstücke zur
Geschichte der Entente politik
der Vorkriegsjahre*, Berlin,
Leipzig 1921, S. 205f.

69

I. Klein, «The Anglo-Russian
Convention and the Problem of
Central Asia, 1907–1914», in:

Journal of British Studies 11,
Nr. 1 (1971), insbes. S. 140–
143.

70

Grey an Buchanan, 18. März
1914, Grey MSS, FO 800/74,
S. 272f.

71

Nicolson an Grey, 24. März
1909, FO 800/337, S. 312;
K. Wilson, *The Policy of the*

*Entente. Essays on the
Determinants of British
Foreign Policy*, Cambridge
1985, S. 38.

72

Nicolson an Grey, 24. März
1909, FO 800/337, S. 312.

73

Zitiert bei N. Ferguson, *The
Pity of War*, London 1998,
S. 73; deutsch: *Der falsche*

Krieg. Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert, München 2001, S. 112.

74

Zitiert bei K. Wilson, *Empire and Continent. Studies in British Foreign Policy from the 1880 s to the First World War*, London 1987, S. 144f.;

G. Schmidt, «Contradictory Postures and Conflicting Objectives. The July Crisis», in:

G. Schöllgen, *Escape into War? The Foreign Policy of Imperial Germany*, Oxford 1990, S. 139.

75

Zitiert bei R. MacDaniel, *The Shuster Mission and the Persian Constitutional Revolution*, Minneapolis 1974, S. 108.

76

T. Otte, *The Foreign Office*

Mind. The Making of British Foreign Policy, 1965-1914,
Cambridge 2011, S. 352.

77

Bertie an Mallet, 11. Juni 1904,
als Antwort auf Mallet an
Bertie, 2. Juni 1904,
FO 800/176.

78

Vieles am Schlieffenplan ist
weiterhin strittig, wie etwa sein

Kontext, seine genaue Entstehungszeit und seine Rolle bei der Vorbereitung des Ersten Weltkriegs. Siehe G. Gross, «There was a Schlieffen Plan. New Sources on the History of German Military Planning», in *War in History* 15 (2008), S. 389–431; T. Zuber, *Inventing the Schlieffen Plan*, Oxford 2002; und ders., *The Real German War Plan*, Stroud 2011.

J. Sanborn, *Imperial Apocalypse. The Great War and the Destruction of the Russian Empire*, Oxford 2014, S. 25.

Zum Plan 19 und seinen

Varianten siehe auch

I. Rostunow, *Russkij front perwoj mirowoj wojny*, Moskau 1976, S. 91f.

Kaiser Wilhelm an Morley,

3. November 1907, zitiert bei Cohen, «Mesopotamia in British Strategy», S. 176. Für die Rolle des Kaisers bei der Planung der Bagdadbahn siehe J.C.G. Röhl, *Wilhelm II. Der Weg in den Abgrund. 1900 bis 1941*, München 2008, S. 122–129.

81

R. Zilch, *Die Reichsbank und die finanzielle Kriegsvorbereitung von 1907*

bis 1914, Berlin 1987, S. 83–88.

82

A. Hitler, *Mein Kampf*, München 1934, S. 18. Siehe hierzu B. Rubin und W. Schwanitz, *Nazis, Islamists, and the Making of the Modern Middle East*, New Haven 2014, S. 22–25.

83

D. Hoffmann, *Der Sprung ins Dunkle oder wie der 1. Weltkrieg entfesselt wurde*, Leipzig 2010, S. 117; siehe auch A. Mombauer, *Helmuth von Moltke and the Origins of the First World War*, Cambridge 2001, S. 172ff.

84

R. Musil, «Europäertum, Krieg, Deutschtum», in: *Die neue Rundschau* 25 (1914), S. 1303.

W. Le Queux, *The Invasion of 1910*, London 1906; deutsch: *Die Invasion von 1910. Einfall der Deutschen in England*, Berlin 1911; C. Andrew, *Defence of the Realm*, London 2009, S. 8; deutsch: *MI 5. Die wahre Geschichte des britischen Geheimdiensts*, Berlin 2010; Ferguson, *The Pity of War*, S. 1–15; *Der falsche Krieg*, S. 35–49.

86

«Britain scared by Russo-German deal», in: *New York Times*, 15. Januar 1911. Siehe auch D. Lee, *Europe's Crucial Years. The Diplomatic Background of World War 1, 1902-1914*, Hanover (NH) 1974, S. 217-220.

87

A. Mombauer, *Helmuth von Moltke and the Origins of the*

First World War, Cambridge
2001, S. 120.

88

R. Bobroff, *Roads to Glory. Late Imperial Russia and the Turkish Straits*, London 2006, S. 52-55.

89

Grigorowitsch an Sasonow,
19. Januar 1914, in: *Die Internationalen Beziehungen*

im Zeitalter des Imperialismus,
8 Bde., Berlin 1931–1943,
Reihe 3, Bd. 1, S. 45ff., zitiert
in: Clark, *Die Schlafwandler*,
S. 621. Siehe auch M. Aksakal,
The Ottoman Road to War in
1914. The Ottoman Empire and
the First World War,
Cambridge 2008, S. 42–56.

90

S. McMeekin, *The Russian*
Origins of the First World War,

Cambridge (MA) 2011, S. 29, 36ff.

91

Girs an Sasonow, 13. November 1913, zitiert bei McMeekin, *Russian Origins*, S. 30f.

92

W. Kampen, *Studien zur deutschen Türkeipolitik in der Zeit Wilhelms II.*, Kiel 1968, S. 39–57; M. Fuhrmann, *Der*

*Traum vom deutschen Orient.
Zwei deutsche Kolonien im
Osmanischen Reich, 1851–
1918, Frankfurt a.M. 2006.*

93

*J.C.G. Röhl, Kaiser, Hof und
Staat. Wilhelm II. und die
deutsche Politik, München
1995, S. 175–202.*

94

Nicolson an Goschen, 5. Mai

1914, FO 800/374.

95

Für die Bluttransfusion siehe A. Hustin, «Principe d'une nouvelle méthode de transfusion muqueuse», in: *Journal Médical de Bruxelles* 2 (1914), S. 436; für die Waldbrände siehe Z. Frenkel, «Sapiski o shisnennom puti», in: *Woprosy istorii* 1 (2007), S. 79; für den deutschen

Fußball siehe C. Bausenwein,
Was ist Was. Fußballbuch,
Nürnberg 2008, S. 60;
A. Meynell, «Summer in
England, 1914», in: *The Poems
of Alice Meynell. Complete
Edition*, Oxford 1940, S. 100.

96

H. Pogge von Strandmann,
«Germany and the Coming of
War», in: R. Evans und
H. Pogge von Strandmann

(Hg.), *The Coming of the First World War*, Oxford 2001, S. 87f.

97

T. Ashton und B. Harrison
(Hg.), *The History of the University of Oxford*, 8 Bde.,
Oxford 1994, Bd. 8, S. 3f.

Sechzehntes Kapitel Auf stählernen Gleisen gen Osten – der Weg in den Krieg

98

Für Einzelheiten des Trainings
des Attentäters und der
Ermordung Franz Ferdinands
siehe das Protokoll der
Gerichtsverhandlung gegen
Princip und dessen Komplizen
in: J. Kohler (Hg.), *Der Prozess
gegen die Attentäter von*

*Sarajewo. Nach dem amtlichen
Stenogramm der
Gerichtsverhandlung
aktenmäßig dargestellt, Berlin
1918.*

99

*Clark, Sleepwalkers, S. 562;
Die Schlafwandler, S. 718.*

100

*E. Grey, Twenty-Five Years,
1892-1916, New York 1925,*

Bd. 2, S. 20; deutsch:

*Fünfundzwanzig Jahre Politik,
1892-1916*, München 1926,
Bd. 2, S. 18.

101

I. Hull, «Kaiser Wilhelm II and
the ‹Liebenberg Circle›», in:

J. Röhl und N. Sombart (Hg.),
Kaiser Wilhelm II. New

Interpretations, Cambridge

1982, S. 193-220; H. Herwig,

«Germany», in: R. Hamilton und

H. Herwig, *The Origins of the First World War*, Cambridge 2003, S. 150–187.

102

Unterredung mit
Außenminister Sasonow,
aufgezeichnet von
V. Kokovtsov, *Out of my Past. The Memoirs of Count Kokovtsov, Russian Minister of Finance, 1904–1914*, hg. von
H. Fisher, Oxford 1935, S. 348.

103

Bureau du Levant an Lecomte,
2. Juli 1908, in: *Archives des
Ministres des Affaires
Etrangères. Correspondance
politique et commerciale
(nouvelle série) 1897-1918.*
Perse, Bd. 3, Folio 191.

104

Clark, *Sleepwalkers*, S. 325f.;
Die Schlafwandler, S. 422f.

105

Clerk, «Anglo-Russian Relations in Persia», 21. Juli 1914, FO 371/2076/33484.

106

Buchanan an Nicolson, 16. April 1914, in: Gooch und Temperley, *British Documents*, Bd. 10/2, S. 784f.

107

Buchanan an Grey, 25. Juli

1914, in: Gooch und
Temperley, *British Documents*,
Bd. 11, S. 94.

108

«Memorandum communicated
to Sir G. Buchanan by
M. Sazonof», 11. Juli 1914, in:
FO 371/2076; M. Paléologue,
*La Russie des tsars pendant la
grande guerre*, 3 Bde., Paris
1921, Bd. 1, S. 23.

Zitiert in: K. Riezler,
*Tagebücher, Aufsätze,
Dokumente*, hg. von K.-
D. Erdmann, Göttingen 1972,
S. 182f. Siehe auch
K. Jarausch, «The Illusion of
Limited War. Bethmann
Hollweg's Calculated Risk, July
1914», in: *Central European
History* 2 (1969), S. 58; ders.,
*The Enigmatic Chancellor.
Bethmann Hollweg and the*

Hubris of Imperial Germany,
London 1973, S. 96.

110

J. McKay, *Pioneers for Profit.*
Foreign Entrepreneurship and
Russian Industrialization,
1885 – 1913, Chicago 1970,
S. 28f. Siehe hierzu auch
D. Lieven, *Russia and the*
Origins of the First World War,
London 1983; O. Figes, *A*
People's Tragedy. The Russian

Revolution, 1891-1924, London 1996, insbes. S. 35-83;
deutsch: *Die Tragödie eines Volkes. Die Epoche der russischen Revolution 1891 bis 1924*, Berlin 1998, insbes. S. 53-99.

111

D. Fromkin, «The Great Game in Asia», in: *Foreign Affairs* (1980), S. 951; G.D. Clayton, *Britain and the Eastern*

Question. Missolonghi to Gallipoli, London 1971, S. 139.

112

E. Vandiver, *Stand in the Trench, Achilles. Classical Receptions in British Poetry of the Great War*, Oxford 2010, S. 263–269.

113

H. Strachan, *The Outbreak of the First World War*, Oxford

2004, S. 181ff.

114

W. Churchill, *The World Crisis, 1911-1918, with New Introduction by Martin Gilbert*, New York 2005, S. 667f.; für die Ansichten über die Familie Churchill siehe Hardinge an O'Beirne, 9. Juli 1908, Hardinge MSS 30.

115

E. Champion Vaughan, *Some Desperate Glory*, Edinburgh 1982, S. 232.

116

HM Stationery Office, *Statistics of the Military Efforts of the British Empire during the Great War, 1914-1920*, London 1922, S. 643.

117

Grey an Goschen, 5. November

1908, FO 800/61, S. 2.

118

Rupert Brooke an Jacques Raverat, 1. August 1914, in: G. Keynes (Hg.), *The Letters of Rupert Brooke*, London 1968, S. 603.

119

Winifred Letts, «The Spires of Oxford», in: *The Spires of Oxford and Other Poems*, New

York 1917, S. 3f.

120

*Der Friedensvertrag zwischen
Deutschland und den Alliierten
und Assoziierten Mächten,
amtlicher Text der Entente und
amtliche deutsche
Übertragung, Charlottenburg
1919.*

121

Sanborn, *Imperial Apocalypse*,

S. 233.

122

H. Strachan, *Financing the First World War*, Oxford 2004, S. 188.

123

Ebd. Siehe auch K. Burk, *Britain, America and the Sinews of War, 1914-1918*, Boston 1985; M. Horn, *Britain, France and the Financing of*

the First World War, Montreal 2002, S. 57–75.

124

Siehe vor allem Strachan, *Financing the First World War*; siehe auch Ferguson, *The Pity of War*, insbes. S. 318–338; *Der falsche Krieg*, S. 296–310; und B. Eichengreen, *Golden Fetters. The Gold Standard and the Great Depression, 1919–1939*, Oxford 1992.

Siebzehntes Kapitel Schwarzes Gold – das «Große Spiel» im Osten

1

D. Carment, «D'Arcy, William Knox», in: B. Nairn und G. Serle (Hg.), *Australian Dictionary of Biography*, Melbourne 1981, Bd. 8, S. 207f.

2

J. Banham und J. Harris (Hg.),

William Morris and the Middle Ages, Manchester 1984, S. 187–192; L. Parry, «The Tapestries of Sir Edward Burne-Jones», in: *Apollo* 102 (1972), S. 324–328.

3

National Portrait Gallery, NPG 6251 (14), (15).

4

Zum Hintergrund siehe

R. Ferrier und J. Bamburg, *The History of the British Petroleum Company*, 3 Bde., London 1982–2000, Bd. 1, S. 29ff.

5

S. Cronin, «Importing Modernity. European Military Missions to Qajar Iran», in: *Comparative Studies in Society and History* 50.1 (2008), S. 197–226.

6

Lansdowne an Hardinge,

18. November 1902, in:

A. Hardinge, *A Diplomatist in the East*, London 1928, S. 286–296. Siehe auch R. Greaves, «British Policy in Persia, 1892–1903 II», in: *Bulletin of the School of Oriental and African Studies* 28.2 (1965), S. 302f.

7

Wolff an Kitabgi, 25. November

1900, D'Arcy Concession;
Kitabgi Dossier and
Correspondence regarding
Kitabgi's claims, BP 69454.

8

Siehe allgemein dazu Th.
Korres, *Hygron pyr. Ena hoplo
tes Vizantines nautikes
taktikes*, Thessaloniki 1989;
J. Haldon, «A Possible Solution
to the Problem of Greek Fire»,
in: *Byzantinische Zeitschrift* 70

(1977), S. 91–99; J. Partington, *A History of Greek Fire and Gunpowder*, Cambridge 1960, S. 1–41.

9

W. Loftus, «On the Geology of Portions of the Turco-Persian Frontier and of the Districts Adjoining», in: *Quarterly Journal of the Geological Society* 11 (1855), S. 247–344.

10

M. Elm, *Oil, Power, and Principle. Iran's Oil Nationalization and its Aftermath*, Syracuse 1992, S. 2.

11

Brief von Saijid Dschemal ad-Din al-Afghani an Mujtahid, in: E. Browne, *The Persian Revolution of 1905-1909*, London 1966, S. 18f.

12

S. Kazemzadeh, *Russia and Britain in Persia, 1864-1914. A Study in Imperialism*, New Haven 1968, S. 122, 127.

13

Griffin an Rosebery,
6. Dezember 1893, FO 60/576.

14

Currie-Notiz, 28. Oktober
1893, FO 60/576.

J. de Morgan, «Notes sur les gîtes de Naphte de Kend-e-Chirin (Gouvernement de Ser-i-Paul)», in: *Annales des Mines* (1892), S. 1–16; ders., *Mission scientifique en Perse*, 5 Bde., Paris 1894–1905; B. Redwood, *Petroleum. Its Production and Use*, New York 1887;

J. Thomson und B. Redwood, *Handbook on Petroleum for Inspectors under the*

Petroleum Acts, London 1901.

16

Kitabgi an Drummond-Wolff,
25. Dezember 1900, Kitabgi
Dossier and Correspondence
regarding Kitabgi's claims,
BP 69454; zitiert nach Yergin,
Der Preis, S. 175.

17

Gosselin an Hardinge, 12. März
1901, FO 248/733; Marriott

erwähnt das Schreiben in
seinem Tagebuch, 17. April
1901, BP 70298.

18

Marriott Diary, S. 16, 25,
BP 70298.

19

Hardinge an Lansdowne,
12. Mai 1901, FO 60/640;
Marriott Diary, BP 70298; vgl.
Yergin, *Der Preis*, S. 176.

20

Marriott an Knox D'Arcy,
21. Mai, BP 70298; Knox
D'Arcy an Marriott, 23. Mai,
BP 70298.

21

Ferrier und Bamberg, *History
of the British Petroleum
Company*, S. 33–41.

22

Ebd., Appendix 1, S. 640–643;

vgl. Yergin, *Der Preis*, S. 177f.;
der französische Wortlaut ist
abgedruckt in W. Litten,
*Persien. Von der «pénétration
pacifique» zum Protektorat*,
Berlin, Leipzig 1920, S. 70–74.

23

N. Fatemi, *Oil Diplomacy.
Powder Keg in Iran*, New York
1954, S. 357.

24

Hardinge an Lansdowne,
30. Mai 1900, FO 60/731;
zitiert nach Yergin, *Der Preis*,
S. 178.

25

Marriott Diary, 23. Mai 1901,
BP 70298.

26

Knox D'Arcy an Lansdowne,
27. Juni 1901, FO 60/731;
Greaves, «British Policy in

Persia», S. 296ff.

27

Hardinge an Lansdowne,
30. Mai 1900, FO 60/731.

28

Ferrier und Bamberg, *British Petroleum*, S. 54–59.

29

D'Arcy an Reynolds, 15. April
1902, BP H12/24, S. 185;
zitiert nach Yergin, *Der Preis*,

S. 180.

30

Letter Book, Persian

Concession 1901 to 1902,

BP 69403.

31

Bell an Jenkin, 13. Juli, Cash

Receipt Book, BP 69531.

32

A. Marder (Hg.), *Fear God and
Dread Nought. The*

Correspondence of Admiral the First Sea Lord Lord Fisher of Kilverstone, 3 Bde., Cambridge (MA) 1952, Bd. 1, S. 185. Dazu und zur britischen Umstellung auf Öl noch vor dem Ersten Weltkrieg siehe Yergin, *Der Preis*, S. 194ff.

33

Kitabgi Dossier and Correspondence regarding Kitabgi's claims, BP 69454;

Hardinge and Grey,
23. Dezember 1905,
FO 416/26; T. Corley, *A History
of the Burmah Oil Company,
1886-1924*, London 1983,
S. 95-111.

34

Ferrier und Bamberg, *British
Petroleum*, S. 86ff.; Yergin, *Der
Preis*, S. 188f.

35

Ebd.

36

A. Wilson, *South West Persia. Letters and Diary of a Young Political Officer, 1907-1914*, London 1941, S. 42; vgl. Yergin, *Der Preis*, S. 189.

37

Wilson, *South West Persia*, S. 42.

38

Ebd., S. 103; Corley, *Burmah Oil Company*, S. 128–145.

39

Fisher, *Fear God and Dread Nought*, 2, S. 404; vgl. Yergin, *Der Preis*, S. 201.

40

W. Churchill, *World Crisis*, S. 75f.; zitiert nach *Die Weltkrise 1911–1918*, gek. Ausgabe in 2 Bde., Zürich

1943, Bd. 1, S. 120.

41

«Oil Fuel Supply for His Majesty's Navy», 19. Juni 1913, CAB 41/34; siehe dazu Yergin, *Der Preis*, S. 207f.

42

Asquith an König Georg V., 12. Juli 1913, CAB 41/34.

43

Churchill, House of Commons,

17. Juli 1913, Hansard, 55,
1470; zitiert nach Yergin, *Der
Preis*, S. 208.

44

Slade an Churchill,
8. November 1913, «Anglo-
Persian Oil Company. Proposed
Agreement, December 1913»,
ADM 116/3486.

45

Zitiert von Yergin, *Der Preis*,

S. 237.

46

Zitiert von M. Aksakal, «‹Holy War Made in Germany?›

Ottoman Origins of the Jihad»,
in: *War in History* 18.2 (2011),
S. 196.

47

F. Moberly, *History of the Great War Based on Official Documents. The Campaign in*

Mesopotamia 1914-1918,
4 Bde., London 1923, Bd. 1,
S. 130f.

48

Kitchener an HH The Sherif
Abdalla, Anlage in Cheetham an
Grey, 13. Dezember 1914,
FO 371/1973/87396. Siehe
dazu auch E. Karsh und
I. Karsh, «Myth in the Desert,
or Not the Great Arab Revolt»,
in: *Middle Eastern Studies* 33.2

(1997), S. 267–312; zitiert nach
T. Ali, *Bush in Babylon. Die Re-
Kolonisierung des Irak*,
Kreuzlingen, München 2003,
S. 46.

49

J. Tomes, *Balfour and Foreign
Policy. The International
Thought of a Conservative
Statesman*, Cambridge 1997,
S. 218.

50

Soroka, *Britain, Russia and the Road to the First World War*, S. 201–236; Aksakal, *Ottoman Road to War*.

51

«Russian War Aims», Memo der britischen Botschaft in Petrograd an die russische Regierung, 12. März 1917, in: F. Golder, *Documents of Russian History 1914–1917*,

New York 1927, S. 60ff.

52

Grey an McMahon, 8. März 1915, FO 800/48. Zu den französischen Investitionen vor dem Krieg siehe M. Raccagni, «The French Economic Interests in the Ottoman Empire», in: *International Journal of Middle East Studies* 11.3 (198), S. 339–376; V. Geyikdagi, «French Direct

Investments in the Ottoman Empire Before World War I», in: *Enterprise & Society* 12.3 (2011), S. 525–561.

53

E. Kedourie, *In the Anglo-Arab Labyrinth. The McMahon-Husayn Correspondence and its Interpretations, 1914–1939*, Abingdon 2000, S. 53ff.

54

Zum Landungsversuch siehe
S. Hart, *Gallipoli*, London 2011.

55

The Times, 7. Januar 1918.

56

The Times, 12. Januar 1917.

57

C. Seymour (Hg.), *The Intimate
Papers of Colonel House*,
4 Bde. Cambridge (MA) 1928,
Bd. 3, S. 48; C. Seymour (Hg.),

*Die vertraulichen Dokumente
des Obersten House
zusammengestellt und mit
einem verbindenden Text
versehen von C. Seymour,
Stuttgart, Berlin, Leipzig 1932,
S. 180.*

58

Yergin, *Der Preis*, S. 240-244.

59

«Petroleum Situation in the

British Empire and the
Mesopotamia and Persian
Oilfields», 1918, CAB 21/119.

60

Hankey an Balfour, 1. August
1918, FO 800/204; zitiert nach
Yergin, *Der Preis*, S. 244.

61

Hankey an Prime Minister,
1. August 1918, CAB 23/119;
V. Rothwell, «Mesopotamia in

British War Aims, 1914–1918»,
in: *The Historical Journal* 13.2
(1970), S. 289f.

62

War Cabinet Protokolle,
13. August 1918, CAB 23/42;
vgl. dazu Yergin, *Der Preis*,
S. 245.

63

G. Jones, «The British
Government and the Oil

Companies 1912-24. The Search for an Oil Policy», in: *Historical Journal* 20.3 (1977), S. 655.

64

Petrol Control Committee, Second Report, 19. Dezember 1916, Board of Trade, POWE 33/1.

65

«Reserves of Oil Fuel in U.K.

and general position 1916 to 1918», Notiz von M. Seymour, 1. Juni 1917, MT 25/20; Jones, «British Government and the Oil Companies», S. 657.

66

B. Hendrick, *The Life and Letters of Walter H. Page*, 2 Bde., London 1930, Bd. 2, S. 288.

67

«Eastern Report, No 5»,
28. Februar 1917, CAB 24/143.

68

Balfour an Lloyd George,
16. Juli 1918, Lloyd George
Papers F/3/3/18.

Achtzehntes Kapitel Quellen der Macht – die neuen Wege des Öls

1

Marling an Foreign Office,

24. Dezember 1915,
FO 371/2438/198432.

2

Hardinge an Gertrude Bell,
27. März 1917,
Hardinge MSS 30.

3

Slade, «The Political Position in
the Persian Gulf at the End of
the War», 4. November 1916,
CAB 16/36.

4

G. Schott-Hamburg, «Der persische Golf und die Verkehrspolitik der Mittelmächte», in: *Europäische Staats und Wirtschaftszeitung*, 18. August 1916, S. 1098–1103, hier 1098; CAB 16/36.

5

Hankey Papers, 20. Dezember 1918; 4. Dezember 1918, Eintrag 1/6, Churchill Archives

Centre, Cambridge;
E.S. Fitzgerald, «France's
Middle Eastern Ambitions, the
Sykes-Picot Negotiations, and
the Oil Fields of Mosul, 1915-
1918», in: *Journal of Modern
History* 66.4 (1994), S. 694-
725; D. Styan, *France and Iraq.
Oil, Arms and French Policy-
Making in the Middle East*,
London 2006, S. 9-21.

A. Roberts, *A History of the English-Speaking Peoples since 1900*, London 2006, S. 132.

Achtzehntes Kapitel Quellen der Macht – die neuen Wege des Öls

7

The Times, 7. November 1917.
Zu Samuel siehe S. Huneidi, *A Broken Trust. Herbert Samuel, Zionism and the Palestinians*, London 2001.

8

Lord Balfour, House of Lords,

21. Juni 1922, Hansard, 50,
1016-17.

9

«Report by the Sub-
Committee», Imperial Defence,
13. Juni 1928, CAB 24/202.

10

Time, 21. April 1941; J. Barr, *A
Line in the Sand. Britain,
France and the Struggle that
shaped the Middle East*,

London 2011, S. 163.

11

A. Arslanian, «Dunstersville's Adventures. A Reappraisal», in: *International Journal of Middle East Studies* 12.2 (1980), S. 199–216; A. Simonian, «An Episode from the History of the Armenian-Azerbaijani Confrontation (January–February 1919)», in: *Iran & the Caucasus* 9.1 (2005), S. 145–

158.

12

Sanborn, *Imperial Apocalypse*,
S. 175–183.

13

Secretary of State an Viceroy,
5. Januar 1918, zitiert von
L. Morris, «British Secret
Missions in Turkestan, 1918–
19», in: *Journal of
Contemporary History* 12.2

(1977), S. 363–379.

14

Siehe Morris, «British Secret Missions», S. 363–379.

15

L. Trotsky, Zentralkomitee, Russische Kommunistische Partei, 5. August 1919, in: J. Meijer (Hg.), *The Trotsky Papers*, 2 Bde., Den Haag 1964, Bd. 1, S. 622, 624.

G. Sinowjew, «Die Aufgaben des Ersten Kongresses der Völker des Ostens», in: Almanach des Verlages der Kommunistischen Internationale, Hamburg 1921, S. 50–58; «Appell an die Völker des Ostens», ebd., S. 59.68; vgl. *Congress of the East, Baku, September 1920*, übers. von B. Pearce, London 1944, S. 25–37.

17

L. Murawiec, *The Mind of Jihad*,
Cambridge 2008, S. 210–223.

Allgemeiner dazu siehe H.
Ansari, «Pan-Islam and the
Making of Early Indian
Socialism», in: *Modern Asian
Studies* 20 (1986), S. 509–537.

18

Corp. Charles Kavanagh,
unveröffentlichtes Tagebuch,
Cheshire Regiment Museum.

19

W. Lenin, «Ko wsem trudjaschtschimsja Rossii i Wostoki», in: *Pobeda oktjabrskoi rewoljuzii w Usbekistane. Sbornik dokumentow*, 2 Bde., Taschkent 1963–1972, Bd. 1, S. 571.

20

Eine Kopie des Plakats ist abgedruckt in D. King, *Red*

Star over Russia. A Visual History of the Soviet Union from 1917 to the Death of Stalin, London 2009, S. 180;
deutsch: *Roter Stern über Russland. Eine visuelle Geschichte der Sowjetunion von 1917 bis zum Tode Stalins*, Essen 2010.

21

M. MacMillan, *Peacemakers. Six Months that Changed the*

World. London 2001, S. 408;
deutsch: *Die Friedensmacher*.
Wie der Versailler Vertrag die
Welt veränderte, Berlin 2015.

22

Vertrag mit Seiner Majestät
König Faisal, 20. Oktober 1922,
Command Paper 1757;
Protokoll vom 30. April 1923
und Ergänzende
Vereinbarungen zu dem
Vertrag mit König Faisal,

Command Paper 2120. Zum neuen Zeremoniell siehe E. Podeh, «From Indifference to Obsession. The Role of National State Celebrations in Iraq, 1921–2003», in: *British Journal of Middle Eastern Studies* 37.2 (2010), S. 185f.

23

B. Busch, *Britain, India and the Arabs, 1914–1921*, Berkeley 1971, S. 408ff.

24

H. Katouzian, «The Campaign against the Anglo-Iranian Agreement of 1919», in: *British Journal of Middle Eastern Studies* 25.1 (1998), S. 10.

25

H. Katouzian, «Nationalist Trends in Iran, 1921–6», in: *International Journal of Middle Eastern Studies* 10.4 (1979), S. 539.

26

Zitiert von H. Katouzian,
Iranian History and Politics.
The Dialectic of State and
Society, London 2003, S. 167.

27

Curzon an Cambon, 11. März
1919, FO 371/3859.

28

Siehe Katouzian, «The
Campaign against the Anglo-

Iranian Agreement», S. 17.

29

Marling an Foreign Office,
28. Februar 1916,
FO 371/2732. Siehe auch
D. Wright, «Prince ‘Abd ul-
Husayn Mirza Ferman-Farman.
Notes from British Sources»,
in: *Iran* 38 (2000), S. 107–114.

30

Lorraine an Curzon, 31. Januar

1922, FO 371/7804.

31

M. Zirinsky, «Imperial Power and Dictatorship. Britain and the Rise of Reza Shah, 1921–1926», in: *International Journal of Middle East Studies* 24.4 (1992), S. 639–663.

32

Caldwell an Secretary of State, 5. April 1921, in: M. Gholi

Majd, *From Qajar to Pahlavi. Iran, 1919–1930*, Lanham 2008, S. 96f.

33

«Planning Committee, Office of Naval Operations to Benson», 7. Oktober 1918, in:
M. Simpson (Hg.), *Anglo-American Naval Relations, 1917–19*, Aldershot 1991, S. 542f.

34

Zitiert nach Yergin, *Der Preis*,
S. 252.

35

Zitiert von M. Rubin,
«Stumbling through the ‹Open
Door›. The US in Persia and the
Standard-Sinclair Oil Dispute,
1920-1925», in: *Iranian
Studies* 28.3/4 (1995), S. 206.

36

Ebd., S. 210.

37

Ebd.

38

Ebd., S. 209.

39

Ebd., S. 213.

40

M. Gilbert, *Winston S.*

Churchill, 8 Bde., London

1966–1988, Bd. 4, S. 638.

41

Siehe M. Zirinsky, «Imperial Power and Dictatorship. Britain and the Rise of Reza Shah, 1921–1926», in: *International Journal of Middle East Studies* 24.4 (1992), S. 650;

H. Mejcher, *Imperial Quest for Oil. Iraq 1910–1928*, London 1976, S. 49.

42

Zu Ägypten siehe

A. Maghraoui, *Liberalism without Democracy.*

Nationhood and Citizenship in Egypt, 1922–1936, Durham 2006, S. 54f.

43

Zitiert von M. Fitzherbert, *The Man Who was Greenmantle. A Biography of Aubrey Herbert*, London 1985, S. 219.

44

S. Pedersen, «Getting Out of Iraq – in 1932. The League of Nations and the Road to Normative Statehood», in: *American Historical Review* 115.4 (2010), S. 993–1000.

45

Y. Ismael, *The Rise and Fall of the Communist Party of Iraq*, Cambridge 2008, S. 12.

46

Zur Deklaration Purna Swaraj
siehe M. Gandhi, *The Collected
Works of Mahatma Gandhi*,
90 Bde., Neu-Delhi 1958–1984,
Bd. 48, S. 261.

47

Zitiert von Ferrier und
Bamberg, *British Petroleum*,
S. 593f.

48

«A Record of the Discussions
Held at Lausanne on 23rd, 24th
and 25th August, 1928»,
BP 71074.

49

Cadman an Teymourtache,
3. Januar 1929, BP 71074.

50

Young, Bericht über
Diskussionen in Lausanne,
BP H16/20; siehe auch Ferrier

und Bamberg, *British Petroleum*, S. 601–617.

51

Notiz von Vansittart,
29. November 1932,
FO 371/16078.

52

Hoare an Foreign Office,
29. November 1932,
FO 371/16078.

53

Lord Cadmans Privates

Tagebuch, BP 96659/002.

54

Cadman, Notizen, Geneva and
Teheran, BP 96659.

55

G. Bell, *Gertrude Bell*.

Complete Letters, London

2014, S. 224; zitiert nach

J. Wallach, *Königin der Wüste*.

Das außergewöhnliche Leben

der Gertrude Bell, München
1999, S. 421.

Neunzehntes Kapitel Deutscher Machthunger – die Kornkammern des Ostens

1

«Hitler's Mountain Home», in:
Homes & Gardens, November
1938, S. 193ff.

2

A. Speer, *Erinnerungen*,

Frankfurt a.M., Berlin, Wien
1969, S. 176.

3

Ebd. Zu Kannenbergs
Akkordeonspiel siehe
C. Schroeder, *Er war mein
Chef. Aus dem Nachlaß der
Sekretärin von Adolf Hitler*,
München 1985, S. 54, 58.

4

R. Hargreaves, *Blitzkrieg*

Unleashed. The German Invasion of Poland, London 2008, S. 66; H. Hegner, *Die Reichskanzlei 1933–1945. Anfang und Ende des Dritten Reiches*, Frankfurt a.M. 1959, S. 334–337.

5

Speer, *Erinnerungen*, S. 177.

6

Graf Galeazzo Ciano,

Tagebücher, 1939–1943, Bern
1946, S. 23.

7

House of Commons Debate,
31. März 1939, Hansard,
Bd. 345, S. 2415.

8

Ebd., S. 2416; siehe auch
G. Roberts, *The Unholy
Alliance. Stalin's Pact with
Hitler*, London 1989;

R. Moorhouse, *The Devil's Alliance. Hitler's Pact with Stalin*, London 2014.

9

L. Besymenski, *Stalin und Hitler. Pokerspiel der Diktatoren*, Berlin 2002, S. 186–192.

10

J. Herf, *The Jewish Enemy. Nazi Propaganda during World*

War II and the Holocaust,
Cambridge (MA) 2006.

11

W. Churchill, *The Second World War*, 6 Bde., London 1948–1953, Bd. 1, S. 328;
deutsch: *Der Zweite Weltkrieg*,
Bd. 1: *Der Sturm zieht auf*,
Hamburg 1949, S. 444.

12

Besymenski, *Stalin und Hitler*,

S. 142f., 206–209.

13

T. Snyder, *Bloodlands. Europe between Hitler and Stalin*,
London 2010, S. 81, 93;
deutsch: *Bloodlands. Europa zwischen Hitler und Stalin*,
München 2014, S. 99, 110.

14

A. Hitler, *Mein Kampf*,
München 1938, S. 557.

15

J. Weitz, *Hitler's Diplomat. The Life and Times of Joachim von Ribbentrop*, New York 1992, S. 6.

16

S. Sebag Montefiore, *Stalin. The Court of the Red Tsar*, London 2004, S. 317; deutsch: *Stalin. Am Hof des Roten Zaren*, Frankfurt a.M. 2006, S. 353.

17

Hegner, *Die Reichskanzlei*,
S. 337f., 342f. Für den
Vertragstext und das geheime
Zusatzprotokoll siehe *Akten zur
deutschen auswärtigen Politik
1918 bis 1945*, Serie D,
Band VII, Baden-Baden 1956,
S. 205f.

18

Sebag Montefiore, *Stalin. The
Court of the Red Tsar*, S. 318;

*Stalin. Am Hof des Roten
Zaren, S. 354.*

19

N. Chruschtschow,
Chruschtschow erinnert sich,
Reinbek bei Hamburg 1971,
S. 140ff.

20

Besymenski, *Stalin und Hitler,*
S. 21f.; D. Volkogonov, *Stalin.*
Triumph and Tragedy, New

York 1991, S. 352.

21

L. Kowalenko und W. Maniak, *33'i: Golod: Narodna kniga-memorial*, Kiew 1991, S. 46, zitiert in: Snyder, *Bloodlands. Europe between Hitler and Stalin*, S. 49, siehe auch S. 39–58; *Bloodlands. Europa zwischen Hitler und Stalin*, S. 69f., siehe auch S. 54–78.

Für Wyschinski und die
Schauprozesse siehe
A. Vaksberg, *Stalin's
Prosecutor. The Life of Andrei
Vyshinsky*, New York 1990;
deutsch: *Gnadenlos. Andrei
Wyschinski – Mörder im
Dienste Stalins*, Bergisch
Gladbach 1991; und S. Courtois
u.a. (Hg.), *Das Schwarzbuch
des Kommunismus –
Unterdrückung, Verbrechen*

und Terror, München 1998.

23

M. Jansen und N. Petrov,
Stalin's Loyal Executioner.
People's Commissar Nikolai
Ezhov, 1895-1940, Stanford
2002, S. 69.

24

W. Rogowin, *Partija*
Rasstreljanych, Moskau 1997,
S. 207-219; siehe auch

Besymenski, *Stalin und Hitler*,
S. 96; Volkogonov, *Stalin*,
S. 368.

25

«Ansprache des Führers vor
den Oberbefehlshabern»,
22. August 1939, in: *Akten zur
deutschen auswärtigen Politik
1918 bis 1945*, Serie D,
Band VII, S. 167–170;
I. Kershaw, *Hitler. 1936–45:
Nemesis*, London 2000,

S. 207f.; deutsch: *Hitler. 1936–1945*, Stuttgart 2000, S. 293ff.

26

«Zweite Ansprache des Führers am 28. August 1939», in: *Akten zur deutschen auswärtigen Politik 1918 bis 1945*, Serie D, Band VII, S. 171f.

27

«Ansprache des Führers vor den Oberbefehlshabern»,

S. 170.

28

K.-J. Müller, *Das Heer und Hitler. Armee und nationalsozialistisches Regime 1933-1940*, Stuttgart 1969, S. 411, Anm. 153; Müller liefert allerdings keinen konkreten Beleg.

29

W. Baumgart, «Zur Ansprache

Hitlers vor den Führern der Wehrmacht am 22. August 1939. Eine quellenkritische Untersuchung», in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 16 (1968), S. 146; Kershaw, *Nemesis*, S. 209; *Hitler. 1936–1945*, S. 295f.

30

G. Corni, *Hitler and the Peasants. Agrarian Policy of the*

Third Reich, 1930-39, New York 1990, S. 66-115.

31

Siehe z.B. R.-D. Müller, «Die Konsequenzen der <Volksgemeinschaft>: Ernährung, Ausbeutung und Vernichtung», in: W. Michalka (Hg.), *Der Zweite Weltkrieg. Analysen – Grundzüge – Forschungsbilanz*, Weyarn 1989, S. 240-249.

32

Zitiert in: C.J. Burckhardt,
*Meine Danziger Mission, 1937–
1939*, München 1960, S. 348.
Siehe auch A. Kay, *Exploitation,
Resettlement, Mass Murder.
Political and Economic
Planning for German
Occupation Policy in the Soviet
Union, 1940–1941*, Oxford
2006, S. 40.

33

A. Bondarenko (Hg.), *God krissisa: 1938-1939: dokumenty i materialy w dwuch tomach*, 2 Bde., Moskau 1990, Bd. 2, S. 157f.

34

E. Ericson, *Feeding the German Eagle. Soviet Economic Aid to Nazi Germany, 1939-1941*, Westport (CT) 1999, S. 41ff.

35

Zitiert bei A. Bullock, *Hitler. A Study in Tyranny*, London 1964, S. 719; deutsch: *Hitler. Eine Studie über Tyrannei*, Düsseldorf 1967, S. 515.

36

S. Fritz, *Ostkrieg. Hitler's War of Extermination in the East*, Lexington 2011, S. 39.

37

C. Browning, *The Origins of the Final Solution. The Evolution of Nazi Jewish Policy, September 1939–March 1942*, Lincoln (NE) 2004, S. 16; deutsch: *Die Entfesselung der «Endlösung»*. *Nationalsozialistische Judenpolitik 1939–1942*, München 2003, S. 36; Snyder, *Bloodlands. Europe between Hitler and Stalin*, S. 126; *Bloodlands. Europa zwischen Hitler und Stalin*, S. 142.

38

War Cabinet, 8. September 1939, CAB 65/1;

A. Prazmowska, *Britain, Poland and the Eastern Front, 1939*, Cambridge 1987, S. 182.

39

British Legation Kabul an Foreign Office London, Katodon 106, 24. September 1939, zitiert bei M. Hauner, «The Soviet Threat to Afghanistan

and India, 1938–1940», in:
Modern Asian Studies 15, Nr. 2
(1981), S. 297.

40

M. Hauner, «The Soviet Threat
to Afghanistan and India»,
S. 298.

41

Report by the Chiefs of Staff
Committee, «The Military
Implications of Hostilities with

Russia in 1940», 8. März 1940,
CAB 66/6.

42

«Appreciation of the Situation
Created by the Russo-German
Agreement», 6. Oktober 1939,
CAB 84/8; siehe hierzu auch
M. Hauner, *India in Axis
Strategy. Germany, Japan and
Indian Nationalists in the
Second World War*, Stuttgart
1981, insbes. S. 213–237.

43

Hauner, *India in Axis Strategy*, S. 70–92.

44

M. Hauner, «Anspruch und Wirklichkeit. Deutschland als Dritte Macht in Afghanistan, 1915–1939», in: K. Kettenacker u.a. (Hg.), *Festschrift für Paul Kluge*, München 1981, S. 222–244; ders., «Afghanistan between the Great Powers,

1938–1945», in: *International Journal of Middle East Studies* 14, Nr. 4 (1982), S. 481f.

45

«Politik und Kriegführung im Orient», 6. Januar 1940, *Akten zur deutschen auswärtigen Politik 1918 bis 1945*, Serie D, Band VIII, Baden-Baden, Frankfurt a.M. 1961, S. 495f.

46

«Afghanistan. Zielsetzung des Außenpolitischen Amtes der NSDAP», 18. Dezember 1939, *Akten zur deutschen auswärtigen Politik 1918 bis 1945*, Serie D, Band VIII, S. 431–435; Hauner, *India in Axis Strategy*, S. 159–172.

47

M. Hauner, «One Man against the Empire. The Faqir of Ipi and the British in Central Asia

on the Eve of and during the Second World War», in: *Journal of Contemporary History* 16, Nr. 1 (1981), S. 183–212.

48

Rubin und Schwanitz, *Nazis, Islamists, and the Making of the Modern Middle East*, S. 4, Anm. 13.

49

S. Hauser, «German Research

on the Ancient Near East and
its Relation to Political and
Economic Interests from
Kaiserreich to World War II»,
in: W. Schwanitz (Hg.),
*Germany and the Middle East,
1871-1945*, Princeton 2004,
S. 168f.; M. Ghods, *Iran in the
Twentieth Century. A Political
History*, Boulder (CO) 2009,
S. 106ff.

Rubin und Schwanitz, *Nazis, Islamists*, S. 128.

51

«Aufzeichnung, Empfang des Sondergesandten von König Abdul Aziz Ibn Saud auf dem Berghofe», 20. Juni 1939, PArch AA, N 6, R 10 479. Siehe auch Rubin und Schwanitz, *Nazis, Islamists*, S. 5.

52

T. Imlay, «A Reassessment of Anglo-French Strategy during the Phony War, 1939–1940», in: *English Historical Review* 119, Nr. 481 (2004), S. 337f.

Neunzehntes Kapitel Deutscher Machthunger – die Kornkammern des Ostens

53

First Lord's Personal Minute,
17. November 1939,
ADM 205/2. Siehe hierzu
Imlay, «A Reassessment of
Anglo-French Strategy»,
S. 338, 354–359.

54

Imlay, «A Reassessment of Anglo-French Strategy», S. 364.

55

CAB 104/259, «Russia. Vulnerability of Oil Supplies», JIC (39) 29 revise, 21. November 1939; Imlay, «A Reassessment of Anglo-French Strategy», S. 363–368.

56

Zu Guderian und Hitlers
wiederholten Nervenkrisen
siehe K.H. Frieser, *Blitzkrieg-
Legende. Der Westfeldzug
1940*, München 1990, S. 240-
243, 316-322.

57

Siehe M. Hauner, «Afghanistan
between the Great Powers,
1938-1945», in: *International
Journal of Middle East Studies*
14, Nr. 4 (1982), S. 487; zur

vorgeschlagenen Senkung der Frachtraten siehe Ministry of Economic Warfare, 9. Januar 1940, FO 371/24766.

58

Ericson, *Feeding the German Eagle*, S. 109–118.

59

Fritz, *Ostkrieg*, S. 38–41.

60

J. Förster, «Hitler's Decision in

Favour of War against the Soviet Union», in: H. Boog u.a. (Hg.), *Germany and the Second World War*, Bd. 4: *The Attack on the Soviet Union*, Oxford 1996, S. 22; siehe auch Kershaw, *Nemesis*, S. 307; *Hitler. 1936–1945*, S. 415.

61

Corni, *Hitler and the Peasants*, S. 126f., 158f., 257–260. Siehe auch H. Backe, *Das Ende des*

Liberalismus in der Wirtschaft,
Berlin 1938; ders., *Um die*
Nahrungsfreiheit Europas.
Weltwirtschaft oder Großraum,
Leipzig 1942.

62

W. Gnutschewa, «Materialy dlja
istorii ekspedizii nauk w XVIII i
XX wekach», in: *Trudy Archiwa*
Akademii Nauk SSSR 4
(Moskau 1940), insbes. S. 97–
108.

M. Stroganowa (Hg.),
*Sapowedniki ewropejskoi
tschasti RSFSR*, Moskau 1989;
C. Kremenetski, «Human
Impact on the Holocene
Vegetation of the South Russian
Plain», in: J. Chapman und
P. Dolukhanov (Hg.),
*Landscapes in Flux. Central
and Eastern Europe in
Antiquity*, Oxford 1997, S. 275–
287.

64

H. Backe, *Die russische Getreidewirtschaft als Grundlage der Land- und Volkswirtschaft Rußlands*, Berlin 1941.

65

Bundesarchiv-Militärarchiv,
RW 19/164, fo. 126, zitiert in:
M. Mazower, *Hitlers Imperium. Europa unter der Herrschaft des Nationalsozialismus*,

München 2009, S. 141. Siehe auch Kay, *Exploitation, Resettlement, Mass Murder*, S. 50, 211.

66

Zitiert in: A. Hillgruber, *Hitlers Strategie. Politik und Kriegführung 1940-1941*, Frankfurt a.M. 1965, S. 364f.

67

«Geheime Absichtserklärungen

zur künftigen Ostpolitik.
Aktenvermerk von Reichsleiter
M. Bormann vom 16.7.1941»,
in: *Der Prozess gegen die
Hauptkriegsverbrecher vor
dem Internationalen
Militärgerichtshof Nürnberg
vom 14. November 1945 –
1. Oktober 1946*, 42 Bde.,
Nürnberg 1947–1949, Bd. 38,
S. 86ff. Das Indien-Zitat findet
sich in: A. Hitler, *Monologe im
Führer-Hauptquartier 1941–*

1944, hg. von W. Jochmann,
Hamburg 1980, 17.–

18. September 1941, S. 62.

68

Zitiert bei R.-D. Müller, «Das
«Unternehmen Barbarossa» als
wirtschaftlicher Raubkrieg», in:
G. Ueberschär und W. Wette,
*Unternehmen Barbarossa. Der
deutsche Überfall auf die
Sowjetunion, 1941. Berichte,
Analysen, Dokumente,*

Paderborn 1984, S. 184f. Siehe auch G. Corni und H. Gies, *Brot – Butter – Kanonen. Die Ernährungswirtschaft in Deutschland unter der Diktatur Hitlers*, Berlin 1997, S. 451.

69

Abgefangene deutsche Rundfunksendung vom 27. Februar 1941; Propaganda Research Section Papers, 6. Dezember 1940, Abrams

Papers, 3f 65; 3f 8/41.

70

Die Tagebücher von Joseph Goebbels, hg. von E. Fröhlich, 32 Bde., München 1993–2008, 28. Juni 1941, Teil I, Bd. 9, S. 409; 14. Juli 1941, Teil II, Bd. 1, S. 63f.

71

Zitiert in: Kershaw, *Nemesis*, S. 423f.; *Hitler. 1936–1945*,

S. 571.

72

Privatkorrespondenz Backes, zitiert bei G. Gerhard, «Food and Genocide. Nazi Agrarian Politics in the Occupied Territories of the Soviet Union», in: *Contemporary European History* 18, Nr. 1 (2009), S. 56.

73

«Aktennotiz über Ergebnis der heutigen Besprechung mit den Staatssekretären über Barbarossa», 2. Mai 1941, in: Ueberschär und Wette, *Unternehmen Barbarossa*, S. 377. Siehe auch A. Kay, «Germany's Staatssekretäre, Mass Starvation and the Meeting of 2 May 1941», in: *Journal of Contemporary History* 41, Nr. 4 (2006), S. 685f.

74

Kay, «Germany's
Staatssekretäre, Mass
Starvation», S. 687.

75

«Wirtschaftspolitische
Richtlinien für
Wirtschaftsorganisation Ost,
Gruppe Landwirtschaft»,
23. Mai 1941, in: *Der Prozess
gegen die
Hauptkriegsverbrecher vor*

*dem Internationalen
Militärgerichtshof*, Bd. 36,
S. 145. Ein ähnlicher Bericht
kam drei Wochen später, am
16. Juni, heraus, Kay,
*Exploitation, Resettlement,
Mass Murder*, S. 164–167.

76

Backe, *Die russische
Getreidewirtschaft*, zitiert bei
Gerhard, «Food and Genocide»,
S. 57f.; siehe auch Kay,

Exploitation, S. 685–700.

77

H. Backe, «12 Gebote für das Verhalten der Deutschen im Osten und die Behandlung der Russen», in: R. Rürup (Hg.), *Der Krieg gegen die Sowjetunion 1941–1945. Eine Dokumentation*, Berlin 1991, S. 46; Gerhard, «Food and Genocide», S. 59.

78

Die Tagebücher von Joseph Goebbels, 1. Mai 1941, Teil I, Bd. 9, S. 283f.

79

Ebd., 9. Juli 1941, Teil II, Bd. 1, S. 33f.

80

Russische Radiosendung,
19. Juni 1941, Propaganda
Research Section Papers,

Abrams Papers, 3f 24/41.

81

Generaloberst F. Halder,
Kriegstagebuch, hg. von H.-
A. Jacobsen, Band II: *Von der
geplanten Landung in England
bis zum Beginn des
Ostfeldzuges (1.7.1940 –
21.6.1941)*, 30. März 1941,
Stuttgart 1963, S. 335ff.

82

19. Mai 1941, *Verbrechen der Wehrmacht. Dimensionen des Vernichtungskrieges 1941–1945. Ausstellungskatalog*, Hamburg 2002, S. 53ff.

83

«Erlass über die Ausübung der Kriegsgerichtsbarkeit im Gebiet ‹Barbarossa› und über besondere Maßnahmen der Truppe», 14. Mai 1941, in: H. Buchheim u. a., *Anatomie*

des SS-Staates, 2 Bde., Olten
1965, Bd. 2, S. 215–218.

84

«Richtlinien für die Behandlung
politischer Kommissare»,
6. Juni 1941, in: Buchheim u.a.,
Anatomie des SS-Staates,
S. 225ff.

Zwanzigstes Kapitel Schwarze
Erde, rotes Blut – der
Völkermord

1

C. Streit, *Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941–1945*, Stuttgart 1978, S. 143, 153.

2

Zitiert in: Kershaw, *Nemesis*, S. 359; *Hitler. 1936–1945*, S. 477.

3

Kershaw, *Nemesis*, S. 360;
Hitler. 1936-1945, S. 478.

4

Kershaw, *Nemesis*, S. 400, 435;
Hitler. 1936-1945, S. 526, 585.

5

W. Lower, *Nazi Empire
Building and the Holocaust in
Ukraine*, Chapel Hill (NC)
2007, S. 171-177.

6

A. Hitler, *Monologe im Führer-Hauptquartier 1941-1944*, hg. von W. Jochmann, Hamburg 1980, 17.-18. September 1941, S. 62f.; Kershaw, *Nemesis*, S. 401; *Hitler. 1936-1945*, S. 527f.

7

Kershaw, *Nemesis*, S. 434; *Hitler. 1936-1945*, S. 584f.

8

Hitler, *Monologe*, 13. Oktober 1941, S. 78; Kershaw, *Nemesis*, S. 434; *Hitler. 1936–1945*, S. 584.

9

Ericson, *Feeding the German Eagle*, S. 125ff.

10

W. Anfilow, «... Rasgowor sakontschilsja ugrosoj Stalina», in: *Woenno-istoritscheskij*

Shurnal 3 (1995), S. 41;
L. Besymenskij, «O ‹plane›
Shukowa ot 15 maja 1941 g.»,
in: *Nowaja i Nowejschaja
Istorija* 3 (2000), S. 61. Siehe
hierzu E. Mawdsley, «Crossing
the Rubicon. Soviet Plans for
Offensive War in 1940–1941»,
in: *International History
Review* 25 (2003), S. 853.

11

D. Murphy, *What Stalin Knew*.

The Enigma of Barbarossa,
New Haven 2005.

12

R. Medvedev und Z. Medvedev,
*The Unknown Stalin. His Life,
Death and Legacy,* London
2003, S. 226.

13

G. Schukow, *Wospominanija i
rasmyschlenija*, 3 Bde., Moskau
1995, Bd. 1, S. 258.

Assarsson an das
Außenministerium in
Stockholm, 21. Juni 1941,
zitiert in: G. Gorodetsky, *Grand
Delusion. Stalin and the
German Invasion of Russia*,
New Haven 1999, S. 306;
deutsch: *Die große Täuschung.
Hitler, Stalin und das
«Unternehmen Barbarossa»*,
Berlin 2001, S. 392.

15

Dokumenty wneschnej politiki SSSR, 24 Bde., Moskau 1957–, Bd. 23.2, S. 764f.

16

A. Tooze, *The Wages of Destruction. The Making and Breaking of the Nazi Economy*, New York 2006, S. 452–460;
deutsch: *Ökonomie der Zerstörung. Die Geschichte der Wirtschaft im*

Nationalsozialismus, München
2007; R. di Nardo, *Mechanized
Juggernaut or Military
Anachronism? Horses and the
German Army of World War II*,
Westport (CT) 1991, S. 35–54.

17

Zitiert bei A. Beevor,
Stalingrad, London 1998,
S. 26; deutsch: *Stalingrad*,
München 1999, S. 44.

18

«Radioansprache des
Vorsitzenden des staatlichen
Verteidigungskomitees
J.W. Stalin vom 3. Juli 1941», in
J. Stalin, *Werke*, Bd. 14,
Düsseldorf 1976, S. 238-242.

19

A. von Plato, A. Leh und
C. Thonfeld (Hg.), *Hitlers
Sklaven. Lebensgeschichtliche
Analysen zur Zwangsarbeit im*

internationalen Vergleich,
Wien, Köln, Weimar 2008.

20

E. Radzinsky, *Stalin*, London
1996, S. 482; N. Ponomarjow,
zitiert bei I. Kershaw, *Fateful
Choices. Ten Decisions that
Changed the World, 1940-
1941*, London 2007, S. 290;
deutsch: *Wendepunkte.*
*Schlüsselsentscheidungen im
Zweiten Weltkrieg*, München

2010, S. 365.

21

Fritz, *Ostkrieg*, S. 191.

22

Hitler, *Monologe*,
19./20. August 1941, S. 58f.

23

W. Lower, ««On Him Rests the
Weight of the Administration».
Nazi Civilian Rulers and the
Holocaust in Zhytomyr», in:

R. Brandon und W. Lower
(Hg.), *The Shoah in Ukraine.
History, Testimony,
Memorialization*, Bloomington
(IN) 2008, S. 225.

24

E. Steinhart, «Policing the
Boundaries of <Germandom> in
the East. SS Ethnic German
Policy and Odessa's
<Volksdeutsche>, 1941–1944»,
in: *Central European History*

43, Nr. 1 (2010), S. 85–116.

25

W. Hubatsch, *Hitlers Weisungen für die Kriegführung 1939–1945. Dokumente des Oberkommandos der Wehrmacht*, München 1965, S. 139f.

26

Rubin und Schwanitz, *Nazis*,

Islamists, S. 124, 127.

27

Ebd., S. 85; Zitat in:

H. Lindemann, *Der Islam im Aufbruch, in Abwehr und Angriff*, Leipzig 1941, S. 34.

28

W. Churchill, *The Second World War*, Bd. 3, S. 424;
deutsch: *Der Zweite Weltkrieg*,
Bd. 3: *Die Große Allianz*,

Buch 2: *Amerika im Krieg*,
Stuttgart, Hamburg 1951,
S. 121.

29

A. Michie, «War in Iran. British
Join Soviet Allies», in: *Life*,
26. Januar 1942, S. 46.

30

R. Sanghvi, *Aryamehr. The
Shah of Iran. A Political
Biography*, London 1968, S. 59;

H. Arfa, *Under Five Shahs*,
London 1964, S. 242.

31

Bullard an Foreign Office,
25. Juni 1941, in: R. Bullard,
*Letters from Teheran. A British
Ambassador in World War II
Persia*, hg. von E. Hodgkin,
London 1991, S. 60.

32

Lambton an Bullard, 4. Oktober

1941, FO 416/99.

33

Intelligence Summary for 19–30 November, 2. Dezember 1941, FO 416/99.

34

«Der Gesandte in Teheran an das Auswärtige Amt», 9. Juli 1941, *Akten zur deutschen auswärtigen Politik 1918 bis 1945*, Serie D, Band XIII.1,

Göttingen 1970, S. 89.

35

P. Dharm und B. Prasad (Hg.),
*Official History of the Indian
Armed Forces in the Second
World War, 1939-1945. The
Campaign in Western Asia*,
Kalkutta 1957, S. 126ff.

36

Zitiert in: J. Connell, *Wavell.
Supreme Commander*, London

1969, S. 23f.

37

R. Stewart, *Sunrise at Abadan. The British and Soviet Invasions of Iran, 1941*, New York 1988, S. 59, Anm. 26.

38

«Economic Assistance to the Soviet Union», in: *Department of State Bulletin* 5 (1942), S. 109.

39

R. Sherwood, *The White House Papers of Harry L. Hopkins*,
2 Bde., Washington, DC 1948,
Bd. 1, S. 306–309.

40

Michie, «War in Iran», S. 40–
44.

41

Bullard, *Letters from Teheran*,
S. 80.

42

Reza Schah Pahlavi an
Roosevelt, 25. August 1941;
Roosevelt an Reza Schah
Pahlavi, 2. September 1941,
zitiert bei M. Majd, *August
1941. The Anglo-Russian
Occupation of Iran and Change
of Shahs*, Lanham 2012,
S. 232f.; Stewart, *Sunrise at
Abadan*, S. 85.

43

J. Buchan, *Days of God. The Revolution in Iran and its Consequences*, London 2012, S. 27.

44

Militärattaché, «Intelligence summary 27», 19. November 1941, FO 371 27188.

45

R. Dahl, *Going Solo*, London 1986, S. 193; deutsch: *Im*

Alleingang. Meine Erlebnisse in der Fremde, Reinbek 1988, S. 202.

46

Generaloberst F. Halder, *Kriegstagebuch*, hg. von H.-A. Jacobsen, Band III: *Der Russlandfeldzug bis zum Marsch auf Stalingrad (22.6.1940-24.9. 1941)*, Stuttgart 1964, 10. September 1941, S. 220; 17. September

1941, S. 236.

47

D. Stahel, *Kiev 1941. Hitler's Battle for Supremacy in the East*, Cambridge 2012, S. 133f.

48

H. Pichler, *Truppenarzt und Zeitzeuge. Mit der 4. SS-Polizei-Division an vorderster Front*, Dresden 2006, S. 98.

49

Die Tagebücher von Joseph Goebbels, 27. August 1941, Teil II, Bd. 1, S. 316.

50

Zitiert in: E. Klee und W. Dressen (Hg.), *Gott mit uns. Der deutsche Vernichtungskrieg im Osten*, Frankfurt a.M. 1988, S. 39.

51

Fritz, *Ostkrieg*, S. 158f.

52

A. Hillgruber, *Staatsmänner und Diplomaten bei Hitler. Vertrauliche Aufzeichnungen über Unterredungen mit Vertretern des Auslandes 1939-1941*, Frankfurt a.M. 1967, S. 657.

53

W. Kemper, «Pervitin – Die Endsieg-Droge», in: W. Pieper (Hg.), *Nazis on Speed. Drogen*

im Dritten Reich, Lohrbach
2003, S. 122–133.

54

R.-D. Müller, «The Failure of
the Economic ‹Blitzkrieg
Strategy›», in: H. Boog u.a.
(Hg.), *The Attack on the Soviet
Union*, Bd. 4 von W. Deist u.a.
(Hg.), *Germany and the Second
World War*, 9 Bde., Oxford
1998, S. 1127–1132; Fritz,
Ostkrieg, S. 150.

55

M. Guglielmo, «The Contribution of Economists to Military Intelligence during World War II», in: *Journal of Economic History* 66, Nr. 1 (2008), insbes. S. 116–120.

56

R. Overy, *War and the Economy in the Third Reich*, Oxford 1994, S. 264, 278;
J. Barber und M. Harrison, *The*

Soviet Home Front, 1941–1945. A Social and Economic History of the USSR in World War II, New York 1991, S. 78f.

57

A. Milward, *War, Economy and Society, 1939–45*, Berkeley 1977, S. 262–273; Tooze, *The Wages of Destruction*, S. 513–551.

58

Deutsche Rundfunksendung,
5. November 1951, Propaganda
Research Section Papers,
Abrams Papers, 3f 44/41.

59

«Gains of Germany (and her
Allies) through the Occupation
of Soviet Territory», in:
Coordinator of Information,
Research and Analysis Branch,
East European Section Report,
17 (März 1942), S. 10f.

60

«An den Reichsmarschall des Großdeutschen Reiches»,
Protokoll der 11. Sitzung des Generalrats des Vierjahresplans, 24. Juni 1941, zitiert bei Müller, «The Failure of the Economic ‹Blitzkrieg Strategy›», S. 1142.

61

Halder, *Kriegstagebuch*,
Band III, 8. Juli 1941, S. 53.

62

C. Streit, «The German Army and the Politics of Genocide», in: G. Hirschfeld (Hg.), *The Policies of Genocide. Jews and Soviet Prisoners of War in Nazi Germany*, London 1986, S. 8f.

63

J. Hürter, *Hitlers Heerführer. Die deutschen Oberbefehlshaber im Krieg gegen die Sowjetunion*

1941/1942, München 2006,
S. 370.

64

Streit, *Keine Kameraden*,
S. 128; siehe auch Snyder,
*Bloodlands. Europe between
Hitler and Stalin*, S. 179–184;
*Bloodlands. Europa zwischen
Hitler und Stalin*, S. 191–196.

65

R. Overmans, «Die

Kriegsgefangenenpolitik des Deutschen Reiches 1939 bis 1945», in: J. Echternkamp (Hg.), *Das Deutsche Reich und der Zweite Weltkrieg*, 10 Bde., München 1979–2008, Bd. 9, Teil 2, S. 814; Browning, *The Origins of the Final Solution*, S. 357; *Die Entfesselung der «Endlösung»*, S. 512; Snyder, *Bloodlands. Europe between Hitler and Stalin*, S. 185f.; *Bloodlands. Europa zwischen*

Hitler und Stalin, S. 197f.

66

K. Berkhoff, «The ‹Russian› Prisoners of War in Nazi-Ruled Ukraine as Victims of Genocidal Massacre», in: *Holocaust and Genocide Studies* 15, Nr. 1 (2001), S. 1-32.

67

Röhl, *Kaiser, Hof und Staat*, S. 220. Zur Einstellung des

Kaisers gegenüber den Juden
siehe L. Cecil, «Wilhelm II. und
die Juden», in: W. Mosse (Hg.),
*Juden im Wilhelminischen
Deutschland, 1890-1914*,
Tübingen 1976, S. 313-348.

68

Reichstagsrede Hitlers vom
30. Januar 1939, in:
*Verhandlungen des Reichstags,
Stenographische Berichte
4. Wahlperiode 1939-1942*,

Bad Feilnbach 1986, S. 16.

69

Rubin und Schwanitz, *Nazis, Islamists*, S. 94.

Zwanzigstes Kapitel Schwarze Erde, rotes Blut – der Völkermord

70

H. Jansen, *Der Madagaskar-Plan. Die beabsichtigte Deportation der europäischen Juden nach Madagaskar*, München 1997, insbes. S. 309ff. Für Theorien über die Malgassen siehe E. Jennings, «Writing Madagascar Back into

the Madagascar Plan», in:
*Holocaust and Genocide
Studies* 21, Nr. 2 (2007),
S. 191.

71

F. Nicosia, «Für den Status-
Quo. Deutschland und die
Palästinafrage in der
Zwischenkriegszeit», in:
L. Schatkowski Schilcher und
C. Scharf (Hg.), *Der Nahe
Osten in der*

*Zwischenkriegszeit 1919–1939.
Die Interdependenz von Politik,
Wirtschaft und Ideologie,*
Stuttgart 1989, S. 105.

72

D. Cesarani, *Eichmann. His Life
and Crimes*, London 2004,
S. 53–56; deutsch: *Adolf
Eichmann. Bürokrat und
Massenmörder*, Berlin 2004,
S. 79–83.

73

Deutsches Auswärtiges Amt,
Archiv, Bestand 47-59,
E224152 und E234155-58.
Siehe auch D. Yisraeli, *The
Palestinian Problem in German
Politics, 1889-1945*, Ramat-Gan
1974, S. 315.

74

J. Heller, *The Stern Gang.
Ideology, Politics and Terror,
1940-1949*, London 1995,

S. 85ff.

75

«Aufzeichnung des Gesandten
Walter Hewel über eine
Unterredung Hitlers mit
Marschall Kwaternik», 22. Juli
1941, *Akten zur deutschen
auswärtigen Politik 1918 bis
1945*, Serie D, Band XIII.2,
Anh. III, Göttingen 1970,
S. 838. Siehe auch T. Jersak,
«Blitzkrieg Revisited. A New

Look at Nazi War and
Extermination Planning», in:
Historical Journal 43, Nr. 2
(2000), S. 582.

76

Siehe vor allem G. Aly,
«<Judenumsiedlung>.
Überlegungen zur politischen
Vorgeschichte des Holocaust»,
in: U. Herbert (Hg.),
*Nationalsozialistische
Vernichtungspolitik 1939–*

1945. Neue Forschungen und Kontroversen, Frankfurt a.M. 1998, S. 67–97.

77

Zitiert in: Cesarani, *Adolf Eichmann. Bürokrat und Massenmörder*, S. 136. Siehe auch Streit, «The German Army and the Politics of Genocide», S. 9; Fritz, *Ostkrieg*, S. 171.

78

J.-M. Belière und L. Chabrun,
*Les Policiers français sous
l'Occupation, d'après les
archives inédites de
l'épuration*, Paris 2001, S. 220–
224; P. Griffioen und R. Zeller,
«Anti-Jewish Policy and
Organization of the
Deportations in France and the
Netherlands, 1940–1944. A
Comparative Study», in:
*Holocaust and Genocide
Studies* 20, Nr. 3 (2005),

S. 441.

79

L. de Jong, *Het Koninkrijk der Nederlanden in de Tweede Wereldoorlog*, 14 Bde., Den Haag 1969-1991, Bd. 4, S. 99-110.

80

Zur Wannsee-Konferenz siehe C. Gerlach, «The Wannsee Conference, the Fate of

German Jews, and Hitler's
Decision in Principle to
Exterminate All European
Jews», in: *Journal of Modern
History* 70 (1998), S. 759–812;
Browning, *Origins of the Final
Solution*, S. 374ff.; *Die
Entfesselung der «Endlösung»*,
S. 586–590.

81

R. Coakley, «The Persian
Corridor as a Route for Aid to

the USSR», in: M. Blumenson u.a., *Command Decisions*, Washington, DC 1960, S. 225–253; siehe auch T. Motter, *The Persian Corridor and Aid to Russia*, Washington, DC 1952.

82

Zu den Geleitzügen siehe R. Woodman, *Arctic Convoys, 1941–1945*, London 2004.

83

J. MacCurdy, «Analysis of Hitler's Speech on 26th April 1942», 10. Juni 1942, Abrams Archive, Churchill College, Cambridge.

84

E. Schwaab, *Hitler's Mind. A Plunge into Madness*, New York 1992.

85

Rubin und Schwanitz, *Nazis*,

Islamists, S. 139ff. Siehe allgemein M. Carver, *El Alamein*, London 1962; deutsch: *El Alamein. Der Wendepunkt des Zweiten Weltkriegs*, Tübingen 1963.

86

Zur USA im Westpazifik siehe H. Willmott, *The Second World War in the Far East*, London 1999; deutsch: *Der Zweite Weltkrieg im Pazifik*, Berlin

2001. Siehe auch A. Kernan, *The Unknown Battle of Midway. The Destruction of the American Torpedo Squadrons*, New Haven 2005.

87

Zitiert in: R. Karlsch und R. Stokes, *Faktor Öl. Die Mineralölwirtschaft in Deutschland 1859-1974*, München 2003, S. 256. Zum Kontext siehe Fritz, *Ostkrieg*,

S. 231-239.

88

Speer, *Erinnerungen*, S. 229.

Siehe auch Fritz, *Ostkrieg*,
S. 261-270.

89

Zu Churchills Besuch in
Moskau im Oktober 1944 siehe
CAB 120/158.

90

M. Gilbert, *Churchill. A Life*,

London 1991, S. 796;
R. Edmonds, «Churchill and Stalin», in: R. Blake und R. Louis (Hg.), *Churchill*, Oxford 1996, S. 320. Siehe auch Churchill, *Second World War*, Bd. 6, S. 227f.

91

W. Churchill, «The Sinews of Peace», 5. März 1946, in: J. Muller (Hg.), *Churchill's <Iron Curtain> Speech Fifty*

Years Later, London 1999,
S. 8f.

92

D. Reynolds, *From World War to Cold War. Churchill, Roosevelt, and the International History of the 1940 s*, Oxford 2006, S. 250–253.

93

M. Hastings, *All Hell Let Loose*.

The World at War, 1939-1945,
London 2011, S. 165-182;
Beevor, *Stalingrad*, passim.

94

Siehe A. Applebaum, *Iron
Curtain. The Crushing of
Eastern Europe, 1944-56*,
London 2012; deutsch: *Der
Eiserne Vorhang. Die
Unterdrückung Osteuropas
1944-1956*, München 2013.

Einundzwanzigstes Kapitel Scheidepunkt Iran – wo der Kalte Krieg beginnt

1

A. Millspaugh, *Americans in Persia*, Washington, DC 1946, Appendix C; B. Kuniholm, *The Origins of the Cold War in the Near East. Great Power Conflict and Diplomacy in Iran, Turkey and Greece*, Princeton 1980, S. 138–143; zum Kontext des Dreimächtevertrags siehe

auch J. Forsmann, *Testfall für die «Großen Drei»*. *Die Besetzung Irans durch Briten, Sowjets und Amerikaner 1941–1946*, Köln, Weimar, Wien 2009, S. 69–75.

2

«The Minister in Iran (Dreyfus) to the Secretary of State», 21. August 1941, *Foreign Relations of the United States, Diplomatic Papers 1941*,

7 Bde., Washington, DC 1956–1962, Bd. 3, S. 403.

3

Ali Dashti, in einem Artikel vom Dezember 1928, zitiert von Buchan, *Days of God*, S. 73.

4

B. Schulze-Holthus, *Frührot in Iran*, Esslingen 1952, S. 22.

Schulze-Holthus wurde von der deutschen Abwehr als

Konsulatssekretär in die Stadt Täbris geschickt. Er blieb im Krieg unter seiner Tarnung in Teheran und warb um Unterstützung für Anti-Alliierte-Gruppierungen. Siehe dazu auch S. Seydi, «Intelligence and Counter-Intelligence Activities in Iran during the Second World War», in: *Middle Eastern Studies* 46.5 (2010), S. 733–752.

5

Bullard, *Letters*, S. 154.

6

Ebd., S. 216.

7

Ebd., S. 187.

8

C. de Bellaigue, *Patriot of Persia. Muhammad Mossadegh and a Very British Coup*, London 2012, S. 120–123.

9

Shepherd an Furlonge, 6. Mai 1951, FO 248/1514.

10

The Observer, 20. Mai 1951, FO 248/1514.

11

Zitiert von de Bellaigue, *Patriot of Persia*, S. 123, Anm. 12.

12

Buchan, *Days of God*, S. 82.

13

L. Elwell-Sutton, *Persian Oil. A Study in Power Politics*, London 1955, S. 65.

14

Ebd.

15

C. Bayly und T. Harper,
Forgotten Armies. The Fall of British Asia, 1841-1945,
London 2004, S. 182, 120.

16

I. Chawla, «Wavell's Breakdown Plan, 1945-47. An Appraisal», in: *Journal of Punjabi Studies* 16.2 (2009), S. 219-234.

17

W. Churchill, Debatten des House of Commons, 6. März 1947, Hansard, S. 434, 676f.

18

Siehe dazu L. Chester, *Borders*

and Conflict in South Asia. The Radcliffe Boundary Commission and the Partition of the Punjab, Manchester 2009. Sowie A. von Tunzelmann, *Indian Summer. The Secret History of the End of an Empire*, London 2007.

19

I. Talbot, «Safety First. The Security of Britons in India, 1946–1947», in: *Transactions of the RHS* 23 (2013), S. 203–

221.

20

K. Jeffrey, *MI6. The History of the Secret Intelligence Service, 1909-1949*, London 2010, S. 689f.

21

N. Rose, «*A Senseless, Squalid War*». *Voices from Palestine 1890 s-1948*, London 2010, S. 156ff.

22

A. Halamish, *The Exodus Affair. Holocaust Survivors and the Struggle for Palestine*, Syracuse 1998.

23

Zitiert von J. Glubb, *A Soldier with the Arabs*, London 1957, S. 63–66; deutsch: *Jenseits vom Jordan. Soldat mit den Arabern*, München 1958, S. 54ff.

24

E. Karsh, *Rethinking the Middle East*, London 2003, S. 172–189.

25

F. Hadid, *Iraq's Democratic Moment*, London 2012, S. 126–136.

26

Beeley an Burrows,
1. November 1947,

FO 371/61596/E10118.

27

Outward Saving Telegram,
29. Juli 1947; Busk an Burrows,
3. November 1947,
FO 371/61596.

28

K. Kwarteng, *Ghosts of Empire.
Britain's Legacies in the
Modern World*, London 2011,
S. 50.

29

B. Uvarov und A. Waterston, «MEALU General Report of Anti-Locust Campaign, 1942–1947», 19. September 1947, FO 371/61564.

30

N. Tumarkin, «The Great Patriotic War as Myth and Memory», in: *European Review* 11.4 (2003), S. 595ff.

J. Stalin, «Речь на
предвыборном собрании
избирателей Сталинского
избирательного округа города
Москвы», in: J. Stalin,
Сочинения, hg. von
R. McNeal, 3 Bde., Stanford
(CA) 1967, Bd. 3, S. 2; zitiert
nach: J. Stalin, «Rede in der
Wählerversammlung des Stalin-
Wahlbezirks der Stadt Moskau
am 9. Februar 1946», in:

J. Stalin, *Werke*, Bd. 15: *Mai 1945–Dezember 1952*,
Dortmund 1979, S. 37.

32

B. Pimlott (Hg.), *The Second World War Diary of Hugh Dalton, 1940–45*, London 1986,
23. Februar 1945, Einfügung
am Rand, S. 836, Anm. 1; zitiert
nach: T. Kielinger, *Winston Churchill. Der späte Held*,
München 2014, S. 324.

Allem Anschein nach wurden diese Worte von Churchill erst im Zug auf dem Weg nach Fulton eingefügt, siehe J. Ramsden, «Mr Churchill Goes to Fulton», in: Muller, *Churchill's <Iron Curtain> Speech. Fifty Years Later*, S. 42. Allgemein dazu S. Wright, *Iron Curtain. From Stage to Cold War*, Oxford 2007; die wesentlichen

Passagen der Rede sind
übersetzt in *Keesing's Archiv
der Gegenwart*, 16. Jg. (1946),
S. 669f.

34

B. Rubin, *The Great Powers in
the Middle East, 1941–1947.
The Road to the Cold War*,
London 1980, S. 73ff.

35

«Soviet Military and Political

Intentions, Spring 1949»,
Report Nr. 7453, 9. Dezember
1948.

36

K. Blake, *The US-Soviet
Confrontation in Iran 1945-62.
A Case in the Annals of the Cold
War*, Lanham 2009, S. 17f.

37

«General Patrick J. Hurley,
Personal Representative of

President Roosevelt, to the President», 13. Mai 1943, *FRUS, Diplomatic Papers 1943. The Near East and Africa*, Bd. 4, S. 363–370.

38

Millspaugh, *Americans in Persia*, S. 77.

39

A. Offner, *Another Such Victory. President Truman and*

the Cold War, 1945–53,
Stanford 2002, S. 128.

40

«The Chargé in the Soviet
Union (Kennan) to the
Secretary of State»,
22. Februar 1946, *FRUS 1946.*
Eastern Europe, the Soviet
Union, Bd. 6, S. 696–709; in
Auszügen abgedruckt in
G.F. Kennan, *Memoiren eines*
Diplomaten 1925–1950,

Stuttgart 1968, S. 553–570,
hier 557 und 566.

41

D. Kisatsky, «Voice of America
and Iran, 1949–1953. US
Liberal Developmentalism,
Propaganda and the Cold War»,
in: *Intelligence and National
Security* 14.3 (1999), S. 160.

42

«The Present Crisis in Iran,

undated paper presented in the Department of State», *FRUS, 1950. The Near East, South Asia, and Africa*, Bd. 5, S. 513, 516.

43

M. Byrne, «The Road to Intervention. Factors Influencing US Policy toward Iran, 1945-53», in: M. Gasiorowski und M. Byrne (Hg.), *Mohammad Mosaddeq*

and the 1953 Coup in Iran,
Syracuse 2004, S. 201.

44

Kisatsky, «Voice of America and Iran», S. 167, 174.

45

M. Gasiorowski, *US Foreign Policy and the Shah. Building a Client State in Iran*, Ithaca 1991, S. 10–19.

46

Buchan, *Days of God*, S. 30f.

47

Zitiert von Yergin, *The Prize*, S. 376; zitiert nach D. Yergin, *Der Preis. Die Jagd nach Öl, Geld und Macht*, Frankfurt a.M. 1991, S. 503.

48

A. Miller, *Search for Security. Saudi Arabian Oil and American Foreign Policy, 1939–*

1949, Chapel Hill 1980, S. 131.

49

E. DeGolyer, «Preliminary Report of the Technical Oil Mission to the Middle East», in: *Bulletin of the American Association of Petroleum Geologists* 28 (1944), S. 919–923; zitiert nach Yergin, *Der Preis*, S. 502.

50

«Summary of Report on Near Eastern Oil», 3. Februar 1943, in: Yergin, *Der Preis*, S. 502.

51

Beaverbrook an Churchill, 8. Februar 1944, zitiert von K. Young, *Churchill and Beaverbrook. A Study in Friendship and Politics*, London 1966, S. 261.

52

Notiz des Foreign Office,
Februar 1944, FO 371/42688.

53

Churchill an Roosevelt,
20. Februar 1944, FO
371/42688; vgl. Yergin, *Der
Preis*, S. 508.

54

Halifax an Foreign Office,
20. Februar 1944,
FO 371/42688; vgl. Yergin, *Der*

Preis, S. 508; Z. Brzezinski, *Strategic Vision. America and the Crisis of Global Power*, New York 2012, S. 14.

55

Historical Statistics of the United States. Colonial Times to 1970, Washington, DC 1970; Yergin, *Der Preis*, S. 518.

56

Yergin, *Der Preis*, S. 555.

57

W. Louis, *The British Empire in the Middle East, 1945-51. Arab Nationalism, the United States and Postwar Imperialism*, Oxford 1984, S. 647.

58

Yergin, *Der Preis*, S. 560.

59

De Bellaigue, *Patriot of Persia*, S. 118. Siehe dazu auch

M. Crinson, «Abadan. Planning and Architecture under the Anglo-Iranian Oil Company», in: *Planning Perspectives* 12.3 (1997), S. 341-359.

60

S. Marsh, «Anglo-American Crude Diplomacy. Multinational Oil and the Iranian Oil Crisis, 1951-1953», in: *Contemporary British History Journal* 21.1 (2007), S. 28; J. Bill und

W. Louis, *Musaddiq, Iranian Nationalism, and Oil*, Austin 1988, S. 329f.

61

«The Secretary of State to the Department of State»,
10. November 1951, *FRUS*,
1952-1954. Iran, 1951-1954,
Bd. 10, S. 279.

62

Ebd.

63

R. Ramazani, *Iran's Foreign Policy, 1941-1973. A Study of Foreign Policy in Modernizing Nations*, Charlottesville 1975, S. 190.

64

In de Bellaigue, *Patriot of Persia*, S. 150.

65

Yergin, *Der Preis*, S. 566.

66

Zitiert von J. Bill, *The Eagle and the Lion. The Tragedy of American-Iranian Relations*, New Haven 1988, S. 84.

67

Correspondence between His Majesty's Government in the United Kingdom and the Persian Government and Related Documents Concerning the Oil Industry in Persia,

February 1951 to September 1951, London 1951, S. 25.

68

Shinwell, Chiefs of Staff Committee, Confidential Annex, 23. Mai 1951, DEFE 4/43; vgl. Yergin, *Der Preis*, S. 570; zur britischen Presse um diese Zeit siehe de Bellaigue, *Patriot of Persia*, S. 158f.

69

S. Arjomand, *The Turban for the Crown. The Islamic Revolution in Iran*, Oxford 1988, S. 92f.; zitiert nach Yergin, *Der Preis*, S. 573.

70

Time, 7. Januar 1952.

71

Elm, *Oil, Power, and Principle*, S. 122.

72

M. Holland, *America and Egypt. From Roosevelt to Eisenhower*, Westport 1996, S. 24f.

73

H. Wilford, *America's Great Game. The CIA's Secret Arabists and the Shaping of the Modern Middle East*, New York 2013, S. 73.

74

Ebd., S. 96.

75

Ebd.

76

D. Wilber, *Clandestine Services History. Overthrow of Premier Mossadeq of Iran. November 1952-August 1953* (1969), S. 7, National Security Archive.

Einundzwanzigstes Kapitel Scheidepunkt Iran – wo der Kalte Krieg beginnt

77

Ebd., S. 22, 34, 33.

78

Siehe S. Koch, ‹*Zendebad, Shah!*›. *The Central Intelligence Agency and the Fall of Iranian Prime Minister Mohammed Mossadeq, August*

1953 (1998), National Security Archive.

79

M. Gasiorowki, «The Causes of Iran's 1953 Coup. A Critique of Darioush Bayandor's Iran and the CIA», in: *Iranian Studies* 45.5 (2012), S. 671f.; W. Louis, «Britain and the Overthrow of the Mosaddeq Government», in: Gasiorowski und Byrne, *Mohammad Mosaddeq*, S. 141f.

80

Wilber, *Overthrow of Premier Mossadeq*, S. 35.

81

Ebd., S. 19.

82

Berry an State Department,
17. August 1953, National
Security Archive.

83

Zu den Radiosendungen siehe

M. Roberts, «Analysis of Radio Propaganda in the 1953 Iran Coup», in: *Iranian Studies* 45.6 (2012), S. 759–777; zur Presse, de Bellaigue, *Patriot of Persia*, S. 232.

84

Zu den Ereignissen in Rom siehe die Autobiographie der Frau des Schahs, Prinzessin Soraya, *Der Palast der Einsamkeit*, München 1991;

sowie Buchan, *Days of God*,
S. 70.

85

De Bellaigue, *Patriot of Persia*,
S. 253–270.

86

«Substance of Discussions of
State – Joint Chiefs of Staff
Meeting», 12. Dezember 1951,
*FRUS, 1951. The Near East
and Africa*, Bd. 5, S. 435.

87

«British-American Planning Talks, Summary Record», 10.–11. Oktober 1978, FCO 8/3216.

88

«Memorandum of Discussion at the 160th Meeting of the National Security Council, 27 August 1953», *FRUS, 1952–1954. Iran, 1951–1954*, Bd. 10, S. 773.

«The Ambassador in Iran (Henderson) to Department of State», 18. September 1953, *FRUS, 1952-1954. Iran, 1951-1954*, Bd. 10, S. 799.

Zweiundzwanzigstes Kapitel Ein Riss durch den Osten – die Rivalität der Supermächte

1

*The International Petroleum
Cartel, the Iranian Consortium,*

and US National Security,
United States Congress,
Senate, Washington, DC 1974,
S. 57f.; Yergin, *Der Preis*,
S. 552.

2

Bill, *The Eagle and the Lion*,
S. 88; «Memorandum of the
discussion at the 180th meeting
of the National Security
Council», 14. Januar 1954,
FRUS, 1952-1954: Iran, 1951-

1954, Bd. 10, S. 898.

3

M. Gasiorowski, *US Foreign Policy and the Shah. Building a Client State in Iran*, Ithaca 1991, S. 150f.

4

V. Nemchenok, «‹That So Fair a Thing Should Be So Frail›. The Ford Foundation and the Failure of Rural Development in

Iran, 1953–1964», in: *Middle East Journal* 63.2 (2009), S. 261–273.

5

Ebd., S. 281; Gasiorowski, *US Foreign Policy*, S. 53, 94.

6

C. Schayegh, «Iran's Karaj Dam Affair. Emerging Mass Consumerism, the Politics of Promise, and the Cold War in

the Third World», in:
*Comparative Studies in Society
and History* 54.3 (2012),
S. 612–643.

7

«Memorandum from the Joint
Chiefs of Staff», 24. März 1949,
*FRUS, 1949: The Near East,
South Asia, and Africa*, Bd. 6,
S. 30f.

8

«Report by the SANACC
[State-Army-Navy-Air Force Co-
ordinating Committee]
Subcommittee for the Near and
Middle East», *FRUS, 1949: The
Near East, South Asia, and
Africa*, Bd. 6, S. 12.

9

Der deutsche Wortlaut des
Pakts ist abgedruckt in Archiv
der Gegenwart (1955),
S. 5036A. Allgemein dazu

B. Yesilbursa, *Baghdad Pact. Anglo-American Defence Policies in the Middle East, 1950-59*, Abingdon 2005.

10

R. McMahon, *The Cold War on the Periphery. The United States, India and Pakistan*, New York 1994, S. 16f.

11

S. Tomsen, *The Wars of*

*Afghanistan. Messianic
Terrorism, Tribal Conflicts and
the Failures of the Great
Powers*, New York 2011,
S. 181f.

12

R. McNamara, *Britain, Nasser
and the Balance of Power in the
Middle East, 1952-1967*,
London 2003, S. 44f.

13

A. Moncrieff, *Suez. Ten Years After*, New York 1966, S. 40f.;
D. Kunz, *The Economic Diplomacy of the Suez Crisis*, Chapel Hill 1991, S. 68.

14

Eden an Eisenhower,
6. September 1956,
FO 800/740.

15

M. Heikal, *Nasser. The Cairo*

Documents, London 1972,
S. 88; deutsch: *Das Kairo-
Dossier. Aus den
Geheimpapieren des Gamal
Abdel Nasser*, Wien 1972.

16

H. Macmillan, Tagebuch,
25. August 1956, in: A. Horne,
*Macmillan. The Official
Biography*, London 2008,
S. 447.

17

Zitiert von McNamara, *Britain, Nasser and the Balance of Power*, S. 46.

18

McNamara, *Britain, Nasser and the Balance of Power*, S. 45, 47.

19

«Effects of the Closing of the Suez Canal on Sino-Soviet Bloc

Trade and Transportation»,
Office of Research and Reports,
Central Intelligence Agency,
21. Februar 1957, Freedom of
Information Act Electronic
Reading Room, Central
Intelligence Agency.

20

Kirkpatrick an Makins,
10. September 1956,
FO 800/740.

21

Papers of Dwight David Eisenhower. The Presidency. The Middle Way, Baltimore 1970, Bd. 17, S. 2415.

22

Siehe hierzu W. Louis und R. Owen, *Suez 1956. The Crisis and its Consequences*, Oxford 1989; P. Hahn, *The United States, Great Britain, and Egypt, 1945-1956. Strategy*

and Diplomacy in the Early Cold War, Chapel Hill 1991.

23

Eisenhower and Dulles,
12. Dezember 1956, in:
S. Hahn, «Securing the Middle
East. The Eisenhower Doctrine
of 1957», in: *Presidential
Studies Quarterly* 36.1 (2006),
S. 39.

24

Yergin, *Der Preis*, S. 597.

25

Hahn, «Securing the Middle East», S. 40; deutscher Wortlaut in Auszügen in Archiv der Gegenwart (1957), S. 6191E.

26

Siehe insbesondere S. Yaqub, *Containing Arab Nationalism. The Eisenhower Doctrine and*

the Middle East, Chapel Hill
2004.

27

R. Popp, «Accommodating to a Working Relationship. Arab Nationalism and US Cold War Policies in the Middle East», in: *Cold War History* 10.3 (2010), S. 410.

28

«The Communist Threat to

Iraq», 17. Februar 1959,
*FRUS, 1958-1960: Near East
Region; Iraq; Iran; Arabian
Peninsula*, Bd. 12, S. 381-388.

29

S. Blackwell, *British Military
Intervention and the Struggle
for Jordan. King Hussein,
Nasser and the Middle East
Crisis*, London 2013, S. 176;
«Memorandum of Conference
with President Eisenhower»,

23. Juli 1958, *FRUS*, 1958–
1960: Near East Region; Iraq;
Iran; Arabian Peninsula,
Bd. 12, S. 84.

30

«Iraq. The Dissembler», in:
Time, 13. April 1959.

31

«Middle East. Revolt in
Baghdad», in: *Time*, 21. Juli
1958; J. Romero, *The Iraqi*

*Revolution of 1958. A
Revolutionary Quest for Unity
and Security*, Lanham 2011.

32

C. Andrew und V. Mitrokhin,
*The KGB and the World. The
Mitrokhin Archive II*, London
2005, S. 273f.; deutsch:

C. Andrew und W. Mitrochin,
Das Schwarzbuch des KGB,
Bd. 2: *Moskaus
Geheimoperationen im Kalten*

Krieg, Berlin 2006, S. 259ff.;
W. Shawcross, *The Shah's Last
Ride*, London 1989, S. 85.

33

OIR Report, 16. Januar 1959,
zitiert von Popp, «Arab
Nationalism and US Cold War
Policies», S. 403.

34

Yaqub, *Containing Arab
Nationalism*, S. 256.

35

W. Louis und R. Owen, A
*Revolutionary Year. The Middle
East in 1958*, London 2002.

36

F. Matar, *Saddam Hussein. The
Man, the Cause and his Future*,
London 1981, S. 32-44.

37

«Memorandum of Discussion at
the 420th Meeting of the

National Security Council»,
1. Oktober 1959, *FRUS, 1958–
1960: Near East Region; Iraq;
Iran; Arabian Peninsula*,
Bd. 12, S. 489, Anm. 6.

38

Dieser Vorfall wurde 1975 bei Ermittlungen zum Einsatz von Mord als politisches Instrument durch amerikanische Geheimdienste aufgedeckt. Der Oberst, der namentlich nicht

genannt wird, wurde offenbar von einem Erschießungskommando hingerichtet, bevor der Plan in Aktion treten konnte, siehe *Alleged Assassination Plots Involving Foreign Leaders, Interim Report of the Select Committee to Study Governmental Operations with Respect to Intelligence Activities*, Washington, DC 1975, S. 181, Anm. 1.

39

H. Rositzke, *The CIA's Secret Operations. Espionage, Counterespionage and Covert Action*, Boulder 1977, S. 109f.

40

A. Siddiqi, *Challenge to Apollo. The Soviet Union and the Space Race, 1945-1974*, Washington, DC 2000;

B. Tschertok, *Rakety i ljudi. Fili Podlipki Tjuratam*, Moskau

1996.

41

A. Siddiqi, *Sputnik and the Soviet Space Challenge*, Gainesville 2003, S. 135–138.

42

G. Laird, *North American Air Defense. Past, Present and Future*, Maxwell 1975;
S. Zaloga, «Most Secret Weapon. The Origins of Soviet

Strategic Cruise Missiles,
1945–1960», in: *Journal of
Slavic Military Studies* 6.2
(1993), S. 262–273.

43

D. Kux, *The United States and
Pakistan, 1947–2000.*

Disenchanted Allies,

Washington, DC 2001, S. 112;

N. Polmar, *Spyplane. The U-2
History Declassified*, Osceola
2001, S. 131–148.

44

Karatschi an Washington, DC,
31. Oktober 1958, *FRUS*,
*1958-60: South and Southeast
Asia*, Bd. 15, S. 682.

45

Memcon Eisenhower und Ayub,
8. Dezember 1959, *FRUS*,
*1958-60: South and Southeast
Asia*, Bd. 15, S. 781-795.

46

R. Barrett, *The Greater Middle East and the Cold War. US Foreign Policy under Eisenhower and Kennedy*, London 2007, S. 167f.

47

Department of State Bulletin, 21. Juli 1958.

48

Kux, *United States and Pakistan*, S. 110f.

49

V. Nemchenok, «In Search of Stability amid Chaos. US Policy toward Iran, 1961–63», in: *Cold War History* 10.3 (2010), S. 345.

50

Central Intelligence Bulletin, 7. Februar 1961; A. Rubinstein, *Soviet Foreign Policy toward Turkey, Iran and Afghanistan. The Dynamics of Influence*,

New York 1982, S. 67f.

51

National Security Council
Report, Statement of US Policy
to Iran, 6. Juli 1960, *FRUS*,
1958-1960: Near East Region;
Iraq; Iran; Arabian Peninsula,
Bd. 12, S. 680-688.

52

M. Momen, «The Babi and the
Baha'i Community of Iran. A

Case of ‹Suspended
Genocide›?», in: *Journal of
Genocide Research* 7.2 (2005),
S. 221–242.

53

E. Abrahamian, *Iran between
Two Revolutions*, Princeton
1982, S. 421f.

54

J. Freivalds, «Farm
Corporations in Iran. An

Alternative to Traditional Agriculture», in: *Middle East Journal* 26.2 (1972), S. 185–193; J. Carey und A. Carey, «Iranian Agriculture and its Development. 1952–1973», in: *International Journal of Middle East Studies* 7.3 (1976), S. 359–382.

55

H. Ruhani, *Nehzat-e Imam-e Khomeini*, 2 Bde., Teheran

1979, Bd. 1, S. 25.

56

CIA Bulletin, 5. Mai 1961,
zitiert von Nemchenok, «In
Search of Stability», S. 348.

57

Gahnamyē panjah sal
Shahanshahiye Pahlavi, Paris
1964, 24. Januar 1963.

58

Siehe D. Brumberg,

Reinventing Khomeini. The Struggle for Reform in Iran, Chicago 2001.

59

D. Zahedi, *The Iranian Revolution. Then and Now,* Boulder 2000, S. 156.

60

«United States Support for Nation-Building» (1968); US Embassy Teheran an State

Department, 4. Mai 1972, beide zitiert von R. Popp, «An Application of Modernization Theory during the Cold War? The Case of Pahlavi Iran», in: *International History Review* 30.1 (2008), S. 86f.

61

Polk an Mayer, 23. April 1965, zitiert von Popp, «Pahlavi Iran», S. 94.

62

Zahedi, *Iranian Revolution*,
S. 155.

63

A. Danielsen, *The Evolution of
OPEC*, New York 1982;
F. Parra, *Oil Politics. A Modern
History of Petroleum*, London
2004, S. 89ff.

64

Siehe dazu vor allem M. Oren,

Six Days of War. June 1967 and the Making of the Modern Middle East, Oxford 2002.

Dreiundzwanzigstes Kapitel
Spielverlängerung – der Kampf
um die Vormachtstellung

1

P. Pham, *Ending «East of Suez». The British Decision to Withdraw from Malaysia and Singapore, 1964–1968*, Oxford 2010.

2

G. Stocking, *Middle East Oil. A Study in Political and Economic Controversy*, Nashville 1970, S. 282; H. Astarjian, *The Struggle for Kirkuk. The Rise of Hussein, Oil and the Death of Tolerance in Iraq*, London 2007, S. 158.

3

«Moscow and the Persian Gulf», Intelligence Memorandum,

12. Mai 1972, *FRUS, 1969–1976: Documents on Iran and Iraq, 1969–72*, E-4, S. 307.

4

Iswestija, 12. Juli 1969.

5

Buchan, *Days of God*, S. 129.

6

Kwarteng, *Ghosts of Empire*, S. 72f.

7

Department of State an
Botschaft in Frankreich, Davies-
Lopinot Gespräch über Irak
und den Persischen Golf,
20. April 1972, *FRUS, 1969-
1976: Documents on Iran and
Iraq, 1969-72*, E-4, S. 306.

8

G. Payton, «The Somali Coup of
1969. The Case for Soviet
Complicity», in: *Journal of*

Modern African Studies 18.3
(1980), S. 493–508.

9

Popp, «Arab Nationalism and
US Cold War Policies», S. 408.

10

«Soviet aid and trade activities
in the Indian Ocean Area», CIA-
Bericht, S-6064 (1974);

W. Goschew, *SSSR i strany
Persidskogo saliwa*, Moskau

1988.

11

US Arms Control and
Disarmament Agency, *World
Military Expenditure and Arms
Transfers, 1968-1977*,
Washington, DC 1979, S. 156;
R. Menon, *Soviet Power and
the Third World*, New Haven
1986, S. 173; für den Irak,
A. Fedtschenko, *Irak w borbe
sa nesawissimost*, Moskau

1970.

12

S. Mehrotra, «The Political Economy of Indo-Soviet Relations», in: R. Cassen (Hg.), *Soviet Interests in the Third World*, London 1985, S. 224;
L. Racioppi, *Soviet Policy towards South Asia since 1970*, Cambridge 1994, S. 63ff.

13

L. Dupree, *Afghanistan*,
Princeton 1973, S. 525f.

14

«The Shah of Iran. An Interview
with Mohammad Reza Pahlavi»,
in: *New Atlantic*, 1. Dezember
1973.

15

Ebd.

16

Boardman an Douglas-Home,

August 1973, FCO 55/1116.

Dazu auch O. Freedman,

«Soviet Policy towards Ba'athist Iraq, 1968–1979», in:

R. Donaldson (Hg.), *The Soviet Union in the Third World*,

Boulder 1981, S. 161–191.

17

Saddam Hussein, *On Oil*

Nationalisation, Bagdad 1973,

S. 8, 10.

18

R. Bruce St John, *Libya. From Colony to Revolution*, Oxford 2012, S. 138f.

19

Gaddafi, «Address at Ṭubruq», 7. November 1969, in: «The Libyan Revolution in the Words of its Leaders», in: *Middle East Journal* 24.2 (1970), S. 209.

20

Ebd., S. 209f.; M. Ansell und
M. al-Arif, *The Libyan
Revolution. A Sourcebook of
Legal and Historical
Documents*, Stoughton 1972,
S. 280; *Multinational
Corporations and United States
Foreign Policy*, 93rd
Congressional Hearings,
Washington, DC 1975, Bd. 8,
S. 771ff., zitiert in Yergin, *Der
Preis*, S. 703.

21

F. Halliday, *Iran, Dictatorship and Development*,
Harmondsworth 1979, S. 139;
vgl. Yergin, *Der Preis*, S. 762ff.

22

P. Marr, *Modern History of Iraq*, London 2004, S. 162.

23

Botschaft in Tripolis an
Washington, 5. Dezember

1970, vgl. Yergin, *Der Preis*, S. 708–711.

24

G. Hughes, «Britain, the Transatlantic Alliance, and the Arab–Israeli War of 1973», in: *Journal of Cold War Studies* 10.2 (2008), S. 3–40.

Dreiundzwanzigstes Kapitel Spielverlängerung – der Kampf um die Vormachtstellung

25

«The Agranat Report. The First Partial Report», in: *Jerusalem Journal of International Relations* 4.1 (1979), S. 80.

Siehe dazu auch U. Bar-Joseph, *The Watchman Fell Asleep. The Surprise of Yom Kippur and its Sources*, Albany 2005, insbes.

S. 174–183.

26

A. Rabinovich, *The Yom Kippur War. The Epic Encounter that Transformed the Middle East*, New York 2004, S. 25; vgl. dazu Andrew und Mitrochin, *Das Schwarzbuch des KGB II*, S. 222ff.

27

G. Golan, «The Soviet Union

and the Yom Kippur War», in:
P. Kumaraswamy, *Revisiting the
Yom Kippur War*, London 2000,
S. 127-152; ders., «The Cold
War and the Soviet Attitude
towards the Arab-Israeli
Conflict», in: N. Ashton (Hg.),
*The Cold War in the Middle
East. Regional Conflict and the
Superpowers, 1967-73*,
London 2007, S. 63.

H. Kissinger, *Years of Upheaval*, Boston 1982, S. 463; vgl. dazu die deutsche Übersetzung: H. Kissinger, *Memoiren*, Bd. 2: 1973–1974, München 1982, S. 571–648.

29

«Address to the Nation about Policies to Deal with the Energy Shortages», 7. November 1973, *Public Papers of the Presidents of the United States [PPUS]*:

Richard M. Nixon, 1973,
Washington, DC 1975, S. 916f.

30

Ebd.; Yergin, *Der Preis*, S. 750–
753.

31

D. Tihansky, «Impact of the
Energy Crisis on Traffic
Accidents», in: *Transport
Research* 8 (1974), S. 481ff.

32

S. Godwin und D. Kulash, «The 55 mph Speed Limit on US Roads. Issues Involved», in: *Transport Reviews. A Transnational Transdisciplinary Journal* 8.3 (1988), S. 219–235.

33

Siehe beispielsweise

R. Knowles, *Energy and Form. Approach to Urban Growth*, Cambridge (MA) 1974;

P. Steadman, *Energy*,

Environment and Building,
Cambridge 1975.

34

D. Rand, «Battery Systems for Electric Vehicles – a State-of-the-Art Review», in: *Journal of Power Sources* 4 (1979),
S. 101–143.

35

Rede vor dem Seminar über
Energie, 21. August 1973,

zitiert von E.S. Godbold, *Jimmy and Rosalynn Carter. The Georgian Years, 1924-1974*, Oxford 2010, S. 239.

36

J.G. Moore, «The Role of Congress», in: R. Larson und R. Vest, *Implementation of Solar Thermal Technology*, Cambridge (MA) 1996, S. 69-118.

37

Präsident Nixon,
«Memorandum Directing
Reductions in Energy
Consumption by the Federal
Government», 29. Juni 1973,
PPPUS: Nixon, 1973, S. 630.

38

Yergin, *Der Preis*, S. 716, 763.

39

Ebd., S. 775.

40

K. Makiya, *The Monument. Art, Vulgarly, and Responsibility in Iraq*, Berkeley 1991, S. 20–32;

R. Baudouï, «To Build a Stadium. Le Corbusier's Project for Baghdad, 1955–1973», in: *DC Papers, revista de critica y teoria de la arquitectura* 1 (2008), S. 271–820.

41

P. Stearns, *Consumerism in*

World History. The Global Transformation of Desire,
London 2001, S. 119.

42

Sreedhar und J. Cavanagh, «US Interests in Iran. Myths and Realities», in: *ISDA Journal* 11.4 (1979), S. 37-40; US Arms Control and Disarmament Agency, *World Military Expenditures and Arms Transfers 1972-82*,

Washington, DC 1984, S. 30;
T. Moran, «Iranian Defense
Expenditures and the Social
Crisis», in: *International
Security* 3.3 (1978), S. 180.

43

Zitiert von Buchan, *Days of
God*, S. 162.

44

A. Alnasrawi, *The Economy of
Iraq. Oil, Wars, Destruction of*

Development and Prospects, 1950-2010, Westport 1994, S. 94; C. Tripp, *A History of Iraq*, Cambridge 2000, S. 206.

45

«Secretary Kerry's Interview on Iran with NBC's David Gregory», 10. November 2013, US State Department, Embassy of the United States London, Website.

46

«Past Arguments Don't Square with Current Iran Policy», in: *Washington Post*, 27. März 2005.

47

S. Parry-Giles, *The Rhetorical Presidency, Propaganda, and the Cold War, 1945-55*, Westport 2002, S. 164ff.

48

Zitiert von Shawcross, *Shah's Last Ride*, S. 179.

49

Secretary of State

Henry A. Kissinger an Präsident
Gerald R. Ford, Memorandum,
13. Mai 1975, in: M. Hunt
(Hg.), *Crises in US Foreign
Policy. An International History
Reader*, New York 1996,
S. 398.

50

J. Abdulghani, *Iran and Iraq. The Years of Crisis*, London 1984, S. 152–155.

51

R. Cottam, *Iran and the United States. A Cold War Case Study*, Pittsburgh 1988, S. 149ff.

52

H. Kissinger, *The White House Years*, Boston 1979, S. 1265;

ders., *Years of Upheaval*;
deutsch: H. Kissinger,
Memoiren, 2 Bde., München
1982, Bd. 1.2, S. 1341, sowie
Bd. 2 passim; L. Meho, *The
Kurdish Question in US
Foreign Policy. A Documentary
Sourcebook*, Westport 2004,
S. 14.

53

Power Study of Iran, 1974-75,
Report to the Imperial

Government of Iran (1975),
S. 3-24, zitiert von
B. Mossavar-Rahmani, «Iran»,
in: J. Katz und O. Marwah
(Hg.), *Nuclear Power in
Developing Countries. An
Analysis of Decision Making*,
Lexington 1982, S. 205.

54

D. Poneman, *Nuclear Power in
the Developing World*, London
1982, S. 86.

55

Ebd., S. 87; J. Yappe und C. Lutes, *Reassessing the Implications of a Nuclear-Armed Iran*, Washington, DC 2005, S. 49.

56

B. Mossavar-Rahmani, «Iran's Nuclear Power Programme Revisited», in: *Energy Policy* 8.3 (1980), S. 193f., und ders., *Energy Policy in Iran. Domestic*

Choices and International Implications, New York 1981.

57

S. Jones und J. Holmes,
«Regime Type, Nuclear
Reversals, and Nuclear
Strategy. The Ambiguous Case
of Iran», in: T. Yoshihara und
J. Holmes (Hg.), *Strategy in the
Second Nuclear Age. Power,
Ambition and the Ultimate
Weapon*, Washington, DC 2012,

S. 219.

58

*Special Intelligence Estimate.
Prospects for Further
Proliferation of Nuclear
Weapons* (1974), S. 38,
National Security Archive.

59

K. Hamza mit J. Stein, «Behind
the Scenes with the Iraqi
Nuclear Bomb», in: M. Sifry

und C. Cerf (Hg.), *The Iraq War Reader. History, Documents, Opinions*, New York 2003, S. 191.

60

J. Snyder, «The Road to Osirak. Baghdad's Quest for the Bomb», in: *Middle East Journal* 37 (1983), S. 565-594;

A. Cordesman, *Weapons of Mass Destruction in the Middle East*, London 1992, S. 95-102;

D. Albright und M. Hibbs,
«Iraq's Bomb. Blueprints and
Artifacts», in: *Bulletin of the
Atomic Scientists* (1992), S. 14–
23.

61

A. Cordesman, *Iraq and the
War of Sanctions. Conventional
Threats and Weapons of Mass
Destruction*, Westport 1999,
S. 603–606.

62

*Prospects for Further
Proliferation*, S. 20–26.

63

K. Mahmoud, *A Nuclear
Weapons-Free Zone in the
Middle East. Problems and
Prospects*, New York 1988,
S. 93.

64

Wright an Parsons und

Egerton, 21. November 1973,
FO 55/1116.

65

F. Khan, *Eating Grass. The Making of the Pakistani Bomb*, Stanford 2012, S. 279.

66

Dr. A. Khan, «Pakistan's Nuclear Programme.

Capabilities and Potentials of the Kahuta Project», Rede vor

dem Pakistan Institute of National Affairs, 10. September 1990, zitiert in Khan, *Making of the Pakistani Bomb*, S. 158.

67

Kux, *The United States and Pakistan*, S. 221–224.

68

Memcon, 12. Mai 1976, zitiert von R. Alvandi, *Nixon, Kissinger, and the Shah. The*

United States and Iran in the Cold War, Oxford 2014, S. 163.

69

G. Sick, *All Fall Down*.

America's Tragic Encounter with Iran, New York 1987, S. 22.

70

«Toasts of the President and the Shah at a State Dinner», 31. Dezember 1977, *PPPUS*:

Jimmy Carter, 1977, S. 2220ff.

71

Mossaver-Rahmani, «Iran's Nuclear Power», S. 192.

72

Pesaran, «System of Dependent Capitalism in Pre- and Post-Revolutionary Iran», in:

International Journal of Middle East Studies 14 (1982), S. 507;

P. Clawson, «Iran's Economy

between Crisis and Collapse»,
in: *Middle East Research and
Information Project Reports* 98
(1981), S. 11–15; K. Pollack,
*Persian Puzzle. The Conflict
between Iran and America*,
New York 2004, S. 113; dazu
auch N. Keddie, *Modern Iran.
Roots and Results of
Revolution*, New Haven 2003,
S. 158–162.

M. Heikal, *Iran. The Untold Story*, New York 1982, S. 145f.

74

Shawcross, *Shah's Last Ride*, S. 35.

75

J. Carter, *Keeping Faith. Memoirs of a President*, Fayetteville 1995, S. 111f., 118; Helmut Schmidt erwähnt die Episode in seinen

Memoiren nicht ausdrücklich,
siehe H. Schmidt, *Menschen
und Mächte*, 2 Bde., Berlin
1987, Bd. 1, S. 237–240;
ausführlich dazu K. Wiegrefe,
*Das Zerwürfnis. Helmut
Schmidt, Jimmy Carter und die
Krise der deutsch-
amerikanischen Beziehungen*,
Berlin 2005.

76

A. Moens, «President Carter's

Advisers and the Fall of the Shah», in: *Political Science Quarterly* 106.2 (1991), S. 211–237.

77

D. Murray, *US Foreign Policy and Iran. American–Iranian Relations since the Islamic Revolution*, London 2010, S. 20.

78

US Department of Commerce,
Foreign Broadcast Service,
6. November 1979.

79

«Afghanistan in 1977. An
External Assessment», US
Embassy Kabul an State
Department, 30. Januar 1978.

80

Braithwaite, *Afgantsy*, S. 78f.;
S. Coll, *Ghost Wars. The Secret*

History of the CIA, Afghanistan, and Bin Laden, from the Soviet Intervention to September 10, 2001, New York 2004, S. 48.

Vierundzwanzigstes Kapitel Verlorene Wetten – der Iran und seine Nachbarn

1

Andrew und Mitrochin, *Das Schwarzbuch des KGB II*,
S. 267ff.

2

Sreedhar und Cavanagh, «US Interests in Iran», S. 140.

3

C. Andrew und O. Gordiewsky, *KGB. The Inside Story of its Foreign Operations from Lenin to Gorbachev*, London 1990, S. 459; deutsch: *KGB. Die Geschichte seiner Auslandsoperationen von Lenin bis Gorbatschow*, München

1990, S. 711.

4

W. Sullivan, *Mission to Iran. The Last Ambassador*, New York 1981, S. 201ff., 233; siehe auch Sick, *All Fall Down*, S. 81–87; A. Moens, «President Carter's Advisors», in: *Political Science Quarterly* 106, Nr. 2 (1991), S. 244.

5

Z. Brzezinski, *Power and Principle. Memoirs of the National Security Adviser, 1977-1981*, London 1983, S. 38.

6

«Exiled Ayatollah Khomeini returns to Iran», BBC News, 1. Februar 1979.

7

Sick, *All Fall Down*, S. 154ff.;

D. Farber, *Taken Hostage. The Iran Hostage Crisis and America's First Encounter with Radical Islam*, Princeton 2005, S. 99f., 111ff.

8

C. Vance, *Hard Choices. Critical Years in America's Foreign Policy*, New York 1983, S. 343; B. Glad, *An Outsider in the White House. Jimmy Carter, his Advisors, and the Making of*

American Foreign Policy,
Ithaca, NY 1979, S. 173.

9

Die Verfassung der Islamischen
Republik Iran, Aachen 1980,
S. 26.

10

«Presidential Approval
Ratings – Historical Statistics
and Trends», www.gallup.com.

11

A. Cordesman, *The Iran-Iraq War and Western Security, 1984-1987*, London 1987,
S. 26. Siehe auch D. Kinsella,
«Conflict in Context. Arms
Transfers and Third World
Rivalries during the Cold War»,
in: *American Journal of Political
Science* 38, Nr. 3 (1994),
S. 573.

12

Sreedhar und Cavanagh, «US

Interests in Iran», S. 143.

13

«Comment by Sir A.D. Parsons,
Her Majesty's Ambassador,
Teheran, 1974–1979», in:
N. Browne, *Report on British
Policy on Iran, 1974–1978*,
London 1980, Anhang B.

14

R. Cottam, «US and Soviet
Responses to Islamic Political

Militancy», in: N. Keddie und M. Gasiorowski (Hg.), *Neither East nor West. Iran, the Soviet Union and the United States*, New Haven 1990, S. 279;
A. Rubinstein, «The Soviet Union and Iran under Khomeini», in: *International Affairs* 57, Nr. 4 (1981), S. 599.

15

Turners Aussage sickerte zur Presse durch, «Turner Sees a

Gap in Verifying Treaty. Says Iran Bases Can't Be Replaced until '84», in: *New York Times*, 17. April 1979.

16

R. Gates, *From the Shadows. The Ultimate Insider's Story of Five Presidents and How They Won the Cold War*, New York 1996. Gates erzählt eigentlich nur, dass die Verhandlungen äußerst delikate waren und dass

Admiral Turner sich für diesen Besuch wahrscheinlich zur Tarnung einen Schnurrbart wachsen ließ, S. 122f.

17

J. Richelson, «The Wizards of Langley. The CIA's Directorate of Science and Technology», in: R. Jeffreys-Jones und C. Andrew (Hg.), *Eternal Vigilance? 50 Years of the CIA*, London 1997, S. 94f.

18

Rubinstein, «The Soviet Union and Iran under Khomeini», S. 599, 601.

19

Gates, *From the Shadows*, S. 132.

20

R. Braithwaite, *Afgantsy. The Russians in Afghanistan, 1979–89*, London 2011, S. 37–44.

21

«Main Outlines of the Revolutionary Tasks», Braithwaite, *Afgantsy*, S. 42f.; P. Dimitrakis, *The Secret War in Afghanistan. The Soviet Union, China and Anglo-American Intelligence in the Afghan War*, London 2013, S. 1–20.

22

J. Amstutz, *Afghanistan. The*

First Five Years of Soviet Occupation, Washington, DC 1986, S. 130; H. Bradsher, *Afghanistan and the Soviet Union*, Durham 1985, S. 1010.

23

N. Newell und R. Newell, *The Struggle for Afghanistan*, Ithaca (NY) 1981, S. 86.

24

N. Misdaq, *Afghanistan*.

Political Frailty and External Interference, New York 2006, S. 108.

25

A. Assifi, «The Russian Rope. Soviet Economic Motives and the Subversion of Afghanistan», in: *World Affairs* 145, Nr. 3 (1982-1983), S. 257.

26

W. Bukowski, *Abrechnung mit*

Moskau. Das sowjetische Unrechtsregime und die Schuld des Westens, Bergisch Gladbach 1996, S. 360.

27

Gates, *From the Shadows*, S. 131f.

28

US Department of State, Office of Security, *The Kidnapping and Death of Ambassador*

*Adolph Dubs, February 14
1979, Washington, DC 1979.*

29

D. Cordovez und S. Harrison,
*Out of Afghanistan. The Inside
Story of the Soviet Withdrawal,*
Oxford 1995, S. 35; D. Camp,
*Boots on the Ground. The Fight
to Liberate Afghanistan from
Al-Qaeda and the Taliban,*
Minneapolis 2012, S. 8f.

30

CIA Briefing Papers,
20. August; 24. August;
11. September; 14. September;
20. September 1979; Gates,
From the Shadows, S. 132f.

31

«What Are the Soviets Doing in
Afghanistan?», 17. September
1979, National Security
Archive.

32

D. MacEachin, *Predicting the Soviet Invasion of Afghanistan. The Intelligence Community's Record*, Washington, DC 2002;
O. Sarin und L. Dvoretzky, *The Afghan Syndrome. The Soviet Union's Vietnam*, Novato 1993, S. 79-84.

33

M. Brecher und J. Wilkenfeld, *A Study of Crisis*, Ann Arbor

1997, S. 357.

34

Prawda, 29., 30. Dezember
1979.

35

Amstutz, *Afghanistan*, S. 43f.

Diese Gerüchte waren so
gewichtig – und wohl auch
überzeugend –, dass sich sogar
Botschafter Dubs selbst bei der
CIA erkundigte, ob sie

stimmten, Braithwaite, *Afgantsy*, S. 78f. Zu den vor Ort verbreiteten Gerüchten siehe R. Garthoff, *Detente and Confrontation. Soviet-American Relations from Nixon to Reagan*, Washington, DC 1985, S. 904. Siehe hierzu auch Andrew und Mitrochin, *Das Schwarzbuch des KGB II*, S. 566f.

A. Ljachowskij, *Tragedija i doblest Afgana*, Moskau 1995, S. 102.

37

Braithwaite, *Afgantsy*, S. 78f.;
Ljachowskij, *Tragedija i doblest Afgana*, S. 181.

38

Zitiert bei V. Zubok, *A Failed Empire. The Soviet Union in the Cold War from Stalin to*

Gorbachev, Chapel Hill 2007,
S. 262; Coll, *Ghost Wars*, S. 48.

39

«Sitzung des Politbüros des
Zentralkomitees», 17. März
1979, S. 142–149, in:
Dimitrakis, *Secret War*, S. 133.

40

Ljachowskij, *Tragedija i doblest
Afgana*, S. 109–112.

41

Prawda, 13. Januar 1980.

42

Braithwaite, *Afgantsy*, S. 77.

43

«The Current Digest of the Soviet Press», in: *American Association for the Advancement of Slavic Studies* 31 (1979), S. 4.

44

Zubok, *A Failed Empire*,

S. 262.

45

Ljachowskij, *Tragedija i doblest Afgana*, S. 215.

Vierundzwanzigstes Kapitel Verlorene Wetten – der Iran und seine Nachbarn

46

Prawda, 13. Januar 1980.

47

Zitiert bei Ljachowskij,
Tragedija i doblest Afgana,
S. 252.

48

Brzezinski spielt solche

Warnungen herunter, *Power and Principle*, S. 472-475;
Vance, *Hard Choices*, S. 372f.;
Glad, *An Outsider in the White House*, S. 176f.

49

D. Harris, *The Crisis. The President, the Prophet, and the Shah. 1979 and the Coming of Militant Islam*, New York 2004, S. 193.

50

Ebd., S. 199f.

51

Farber, *Taken Hostage*, S. 41f.

52

Saunders, «Diplomacy and Pressure, November 1979 – May 1980», in: W. Christopher (Hg.), *American Hostages in Iran. Conduct of a Crisis*, New Haven 1985, S. 78f.

53

H. Alikhani, *Sanctioning Iran. Anatomy of a Failed Policy*, New York 2001, S. 67.

54

«Rivals doubt Carter will retain poll gains after Iran crisis», in: *Washington Post*, 17. Dezember 1979. Siehe hierzu C. Emery, «The Transatlantic and Cold War Dynamics of Iran Sanctions,

1979–80», in: *Cold War History*
10, Nr. 3 (2010), S. 374ff.

55

«Text of Khomeini speech»,
20. November 1979, NSC-
Memo an President Carter,
zitiert bei Emery, «Iran
Sanctions», S. 374.

56

Ebd.

57

Ebd., S. 375.

58

«The Hostage Situation», Memo from the Director of Central Intelligence, 9. Januar 1980, zitiert bei Emery, «Iran Sanctions», S. 380.

59

Carter, *Keeping Faith*, S. 475.

60

Ebd. Siehe auch Sick, «Military

Operations and Constraints»,
in: Christopher, *American
Hostages in Iran*, S. 144–172.

61

Woodrow Wilson Center, *The
Origins, Conduct, and Impact of
the Iran–Iraq War, 1980–1988.
A Cold War International
History Project Document
Reader*, Washington, DC 2004.

62

«NSC on Afghanistan», Fritz Ermath an Brzezinski, zitiert bei Emery, «Iran Sanctions», S. 379.

63

«The State of the Union. Address Delivered Before a Joint Session of the Congress», 23. Januar 1980, S. 197.

64

M. Bowden, *Guests of the*

Ayatollah. The First Battle in America's War with Militant Islam, New York 2006, S. 359ff.

65

J. Kyle und J. Eidson, *The Guts to Try. The Untold Story of the Iran Hostage Rescue Mission by the On-Scene Desert Commander*, New York 1990; siehe auch P. Ryan, *The Iranian Rescue Mission. Why It Failed*, Annapolis 1985.

66

S. Mackey, *The Iranians*.

Persia, Islam and the Soul of a Nation, New York 1996, S. 298.

67

Brzezinski an Carter, 3. Januar 1980, in: H. Brands, «Saddam Hussein, the United States, and the Invasion of Iran. Was There a Green Light?», in: *Cold War History* 12, Nr. 2 (2012), S. 322f.; siehe auch

O. Njølstad, «Shifting Priorities. The Persian Gulf in US Strategic Planning in the Carter Years», in: *Cold War History* 4, Nr. 3 (2004), S. 30–38.

68

R. Takeyh, «The Iran–Iraq War. A Reassessment», in: *Middle East Journal* 64 (2010), S. 367.

69

A. Bani-Sadr, *My Turn to*

Speak. Iran, the Revolution and Secret Deals with the US, Washington, DC 1991, S. 13, 70f.; D. Hiro, *Longest War. The Iran-Iraq Military Conflict*, New York 1991, S. 71f.; S. Fayazmanesh, *The United States and Iran. Sanctions, Wars and the Policy of Dual Containment*, New York 2008, S. 16f.

Brands, «Saddam Hussein, the United States, and the Invasion of Iran», S. 321–337.

71

K. Woods und M. Stout, «New Sources for the Study of Iraqi Intelligence during the Saddam Era», in: *Intelligence and National Security* 25, Nr. 4 (2010), S. 558.

72

«Transcript of a Meeting between Saddam Hussein and his Commanding Officers at the Armed Forces General Command», 22. November 1980, zitiert in: H. Brands und D. Palkki, «Saddam Hussein, Israel, and the Bomb. Nuclear Alarmism Justified?», in: *International Security* 36, Nr. 1 (2011), S. 145f.

«Meeting between Saddam Hussein and High-Ranking Officials», 16. September 1980, in: K. Woods, D. Palkki und M. Stout (Hg.), *The Saddam Tapes. The Inner Workings of a Tyrant's Regime*, Cambridge 2011, S. 134.

74

Zitiert in: Brands und Palkki, «Saddam Hussein, Israel, and the Bomb», S. 155.

75

«President Saddam Hussein Meets with Iraqi Officials to Discuss Political Issues», November 1979, in: Woods, Palkki und Stout, *Saddam Tapes*, S. 22.

76

Zitiert in: Brands, «Saddam Hussein, the United States, and the Invasion of Iran», S. 331.
Zu Saddams paranoiden

Ansichten siehe K. Woods,
J. Lacey und W. Murray,
«Saddam's Delusions. The View
from the Inside», in: *Foreign
Affairs* 85, Nr. 3 (2006), S. 2-
27.

77

J. Parker, *Persian Dreams.
Moscow and Teheran since the
Fall of the Shah*, Washington,
DC 2009, S. 6-10.

78

Brands, «Saddam Hussein, the United States, and the Invasion of Iran», S. 331.

79

O. Smolansky und
B. Smolansky, *The USSR and Iraq. The Soviet Quest for Influence*, Durham 1991,
S. 230–234.

80

«Military Intelligence Report about Iran», 1. Juli 1980, zitiert in: Brands, «Saddam Hussein, the United States, and the Invasion of Iran», S. 334. Siehe auch H. Brands, «Why Did Saddam Hussein Invade Iran? New Evidence on Motives, Complexity, and the Israel Factor», in: *Journal of Military History* 75 (2011), S. 861–865; ders., «Saddam and Israel. What Do the New Iraqi Records

Reveal?», in: *Diplomacy & Statecraft* 22, Nr. 3 (2011), S. 500–520.

81

Brands, «Saddam Hussein, the United States, and the Invasion of Iran», S. 323.

82

Sick, *All Fall Down*, S. 313f;
J. Dumbrell, *The Carter Presidency. A Re-Evaluation*,

Manchester 2005, S. 171.

83

Brzezinski, *Power and Principle*, S. 504.

84

Ayatollah Khomeini, *Meine Worte, Weisheiten, Warnungen, Weisungen. Auszüge aus drei Hauptwerken des Ayatollah*, hg. von J.-M. Xavière, München 1980,

S. 29.

85

E. Abrahamian, *Khomeinism. Essays on the Islamic Republic*, London 1989, S. 51.

86

T. Parsi, *The Treacherous Alliance. The Secret Dealings of Iran, Israel and the United States*, New Haven 2007, S. 107.

87

R. Claire, *Raid on the Sun*.

Inside Israel's Secret

Campaign that Denied Saddam Hussein the Bomb, New York

2004.

88

Woods, Palkki und Stout,

Saddam Tapes, S. 79.

89

«Implications of Iran's Victory

over Iraq», 8. Juni 1982,
National Security Archive.

90

The Times, 14. Juli 1982.

91

G. Shultz, *Turmoil and
Triumph. Diplomacy, Power
and the Victory of the American
Deal*, New York 1993, S. 235.

92

B. Jentleson, *Friends Like*

These. Reagan, Bush, and Saddam, 1982-1990, New York 1994, S. 35; J. Hiltermann, *A Poisonous Affair. America, Iraq and the Gassing of Halabja*, Cambridge 2007, S. 42ff.

93

«Talking Points for Amb. Rumsfeld's Meeting with Tariq Aziz and Saddam Hussein», 14. Dezember 1983, zitiert bei B. Gibson, *Covert Relationship*.

*American Foreign Policy,
Intelligence and the Iran-Iraq
War, 1980-1988*, Santa
Barbara 2010, S. 111f.

94

Zitiert in: Gibson, *Covert
Relationship*, S. 113.

95

H. Brands und D. Palkki,
«Conspiring Bastards. Saddam
Hussein's Strategic View of the

United States», in: *Diplomatic History* 36, Nr. 3 (2012), S. 625–659.

96

«Talking Points for Ambassador Rumsfeld's Meeting with Tariq Aziz and Saddam Hussein», 4. Dezember 1983, zitiert in: Gibson, *Covert Relationship*, S. 111.

97

Gibson, *Covert Relationship*,
S. 113–118.

98

Admiral Howe an US-
Außenminister, «Iraqi Use of
Chemical Weapons»,
1. November 1983, zitiert in:
Gibson, *Covert Relationship*,
S. 107.

99

Zitiert bei Z. Fredman,

«Shoring up Iraq, 1983 to 1990. Washington and the Chemical Weapons Controversy», in: *Diplomacy & Statecraft* 23, Nr. 3 (2012), S. 538.

100

Der Sicherheitsrat der Vereinten Nationen verabschiedete die Resolution 540, die ein Ende aller militärischen Operationen

forderte, aber die chemischen Waffen nicht erwähnte. Als laut dem Bericht eines höheren UN-Beamten Generalsekretär Javier Pérez de Cuéllar dieses Thema anschnitt, «wehte ihm eine antarktisch kalte Atmosphäre entgegen. Der Sicherheitsrat wollte nichts davon wissen.» Hiltermann, *A Poisonous Affair*, S. 58. Siehe hierzu auch Gibson, *Covert Relationship*, S. 108f.

101

Fredman, «Shoring up Iraq»,
S. 539.

102

«Iraqi Use of Chemical
Weapons», in: Gibson, *Covert
Relationship*, S. 108.

103

Fredman, «Shoring up Iraq»,
S. 542.

104

A. Neier, «Human Rights in the Reagan Era. Acceptance by Principle», in: *Annals of the American Academy of Political and Social Science* 506, Nr. 1 (1989), S. 30–41.

105

Braithwaite, *Afgantsy*, S. 201f.;
und M. Bearden und J. Risen,
*The Main Enemy. The Inside
Story of the CIA's Final
Showdown with the KGB*, New

York 2003, S. 227, 333–336;
deutsch: *Der Hauptfeind. CIA
und KGB in den letzten Tagen
des Kalten Krieges*, München
2004.

106

Braithwaite, *Afgantsy*, S. 214;
D. Gaj und W. Snegirew,
Wtorshenije, Moskau 1991,
S. 139.

107

Braithwaite, *Afgantsy*, S. 228f.

108

Ebd., S. 223.

109

J. Hershberg, «The War in Afghanistan and the Iran-Contra Affair: Missing Links?», in: *Cold War History* 3, Nr. 3 (2003), S. 27.

110

National Security Decision

Directive 166, 27. März 1985,
National Security Archive.

111

Hershberg, «The War in
Afghanistan and the Iran-
Contra Affair», S. 28; siehe
auch H. Teicher und
G. Teicher, *Twin Pillars to
Desert Storm. America's
Flawed Vision in the Middle
East from Nixon to Bush*, New
York 1993, S. 325f.

112

Braithwaite, *Afgantsy*, S. 215.

113

Coll, *Ghost Wars*, S. 161f., 71–88.

114

Beijing Review, 7. Januar 1980.

115

M. Malik, *Assessing China's Tactical Gains and Strategic Losses Post-September 11*,

Carlisle Barracks 2002, zitiert bei S. Mahmud Ali, *US-China Cold War Collaboration. 1971-1989*, Abingdon 2005, S. 177.

116

Braithwaite, *Afgantsy*, S. 202f.

117

Zitiert in: Teicher und Teicher, *Twin Pillars to Desert Storm*, S. 328.

118

«Toward a Policy in Iran», in:
The Tower Commission Report.
The Full Text of the President's
Special Review Board, New
York 1987, S. 112-115.

119

H. Brands, «Inside the Iraqi
State Records. Saddam
Hussein, «Irangate» and the
United States», in: *Journal of*
Strategic Studies 34, Nr. 1
(2011), S. 103.

120

H. Emadi, *Politics of the Dispossessed. Superpowers and Developments in the Middle East*, Westport 2001, S. 41.

121

Hershberg, «The War in Afghanistan and the Iran-Contra Affair», S. 30f.

122

Ebd., S. 35, 37ff.

123

M. Yousaf und M. Adkin, *The Bear Trap*, London 1992, S. 150.

124

«Memorandum of Conversation, 26 May 1986», in: *The Tower Commission Report*, S. 311f.; Hershberg, «The War in Afghanistan and the Iran-

Contra Affair», S. 40, 42.

125

Zitiert in: Hershberg, «The War in Afghanistan and the Iran-Contra Affair», S. 39.

126

S. Yetiv, *The Absence of Grand Strategy. The United States in the Persian Gulf, 1972-2005*, Baltimore 2008, S. 57.

127

E. Hooglund, «The Policy of the Reagan Administration toward Iran», in: Keddie und Gasiorowski, *Neither East nor West*, S. 190. Für ein weiteres Beispiel siehe Brands, «Inside the Iraqi State Records», S. 100.

128

K. Woods, *Mother of All Battles. Saddam Hussein's Strategic Plan for the Persian Gulf War*,

Annapolis 2008, S. 50.

129

B. Souresrafil, *Khomeini and Israel*, London 1988, S. 114.

130

Report of the Congressional Committees Investigating the Iran-Contra Affair, with Supplemental, Minority, and Additional Views, Washington, DC 1987, S. 176.

131

Zu den Waffenverkäufen siehe
*Report of the Congressional
Committees Investigating the
Iran-Contra Affair*, passim.

132

A. Hayes, «The Boland
Amendments and Foreign
Affairs Deference», in:
Columbia Law Review 88, Nr. 7
(1988), S. 1534–1574.

133

«Address to the Nation on the Iran Arms and Contra Aid Controversy», 13. November 1986, in: *PPPUS: Ronald Reagan, 1986*, S. 1546.

134

«Address to the Nation on the Iran Arms and Contra Aid Controversy», 4. März 1987, in: *PPPUS: Ronald Reagan, 1987*, S. 209.

135

L. Walsh, *Final Report of the Independent Counsel for Iran/Contra Matters*, 4 Bde., Washington, DC 1993.

136

G.H.W. Bush, «Grant of Executive Clemency», Proclamation 6518, 24. Dezember 1992, *Federal Register* 57.251, S. 6214f.

137

«Kabinettsitzung über den Iran-Iran-Krieg, Mitte November 1986» und «Saddam Husseins Treffen mit Funktionären der Ba'ath-Partei», Anfang 1987, beides zitiert bei Brands, «Inside the Iraqi State Records», S. 105.

138

«Saddam Husseins Treffen mit Funktionären der Ba'ath-

Partei», Anfang 1987, zitiert bei Brands, «Inside the Iraqi State Records», S. 112f.

139

Ebd., S. 113.

140

Comprehensive Report of the Special Advisor to the Director of Central Intelligence on Iraq's Weapons of Mass Destruction, 3 Bde. (2004), Bd. 1, S. 31;

Brands, «Inside the Iraqi State Records», S. 113.

141

Colin Powell Notes of meeting, 21. Januar 1987, Woodrow Wilson Center, *The Origins, Conduct, and Impact of the Iran-Iraq War*.

142

Brands, «Inside the Iraqi State Records», S. 112.

143

D. Neff, «The US, Iraq, Israel and Iran. Backdrop to War», in: *Journal of Palestinian Studies* 20, Nr. 4 (1991), S. 35.

144

Brands und Palkki, «Conspiring Bastards», S. 648.

145

Fredman, «Shoring up Iraq», S. 548.

WikiLeaks, 90 BAGHDAD 4237.

Vierundzwanzigstes Kapitel Verlorene Wetten – der Iran und seine Nachbarn

147

«Excerpts from Iraqi Document
on Meeting with US Envoy», in:
New York Times,
23. September 1990.

Fünfundzwanzigstes Kapitel Die neuen Kreuzritter – der falsche Krieg gegen den Terror

1

Paul an Foreign &
Commonwealth Office, «Saddam
Hussein al-Tikriti»,
20. Dezember 1969,
FCO 17/871; «Saddam
Hussein», Telegramm der
Britischen Botschaft, Bagdad
an Foreign and Commonwealth
Office, London, 20. Dezember
1969, FCO 17/871.

2

«Rumsfeld Mission. December

20 Meeting with Iraqi President Saddam Hussein», National Security Archive. Zu den Franzosen und Saddam siehe C. Saint-Prot, *Saddam Hussein: un gaullisme arabe?*, Paris 1987; siehe auch D. Styan, *France and Iraq. Oil, Arms and French Policy Making in the Middle East*, London 2006.

3

«Saddam and his Senior

Advisors Discussing Iraq's
Historical Rights to Kuwait and
the US Position»,
15. Dezember 1990, in: Woods,
Palkki und Stout, *Saddam
Tapes*, S. 34f.

4

Präsident George H.W. Bush,
«National Security Directive
54. Responding to Iraqi
Aggression in the Gulf»,
15. Januar 1991, National

Security Archive.

5

G. Bush, *Speaking of Freedom. The Collected Speeches of George H.W. Bush*, New York 2009, S. 196f.

6

J. Woodard, *The America that Reagan Built*, Westport 2006, S. 139, Anm. 39.

7

Präsident George H.W. Bush,
«National Security Directive
54. Responding to Iraqi
Aggression in the Gulf».

8

G. Bush und B. Scowcroft, *A
World Transformed*, New York
1998, S. 489.

9

Zitiert bei J. Connelly, «In
Northwest. Bush-Cheney Flip

Flops Cost America in Blood»,
in: *Seattle Post-Intelligencer*,
29. Juli 2004. Siehe auch
B. Montgomery,
*Richard B. Cheney and the Rise
of the Imperial Vice Presidency*,
Westport 2009, S. 95.

10

W. Martel, *Victory in War.
Foundations of Modern
Strategy*, Cambridge 2011,
S. 248.

11

Präsident Bush, «Address before a Joint Session of the Congress on the State of the Union», 28. Januar 1992, in: *PPPUS: George Bush, 1992–1993*, S. 157.

12

Zum Zusammenbruch der Sowjetunion siehe S. Plokhy, *The Last Empire. The Final Days of the Soviet Union*, New

York 2014; zu China in dieser Zeit siehe L. Brandt und T. Rawski (Hg.), *China's Great Economic Transformation*, Cambridge 2008.

13

Bush, «State of the Union», 28. Januar 1992, S. 157.

14

UN-Resolution 687 (1991), Klausel 20.

S. Zahdi und M. Smith Fawzi,
«Health of Baghdad's
Children», in: *Lancet* 346;
Nr. 8988 (1995), S. 1485;
C. Ronsmans u.a., «Sanctions
against Iraq», in: *Lancet* 347,
Nr. 8995 (1996), S. 198ff. Die
Sterbezahlen wurden später
nach unten revidiert, S. Zaidi,
«Child Mortality in Iraq», in:
Lancet 350, Nr. 9084 (1997),
S. 1105.

16

60 Minutes, CBS, 12. Mai 1996.

17

B. Lambeth, *The Unseen War. Allied Air Power and the Takedown of Saddam Hussein*, Annapolis 2013, S. 61.

18

Für einen Überblick hierzu siehe C. Gray, «From Unity to

Polarization. International Law and the Use of Force against Iraq», in: *European Journal of International Law* 13, Nr. 1 (2002), S. 1-19. Siehe auch A. Bernard, «Lessons from Iraq and Bosnia on the Theory and Practice of No-Fly Zones», in: *Journal of Strategic Studies* 27 (2004), S. 454-478.

19

Iraq Liberation Act,

31. Oktober 1998.

20

Präsident Clinton, «Statement on Signing the Iraq Liberation Act of 1998», 31. Oktober 1998, in: *PPPUS: William J. Clinton, 1998*, S. 1938f.

21

S. Aubrey, *The New Dimension of International Terrorism*, Zürich 2004, S. 53–56;

M. Ensalaco, *Middle Eastern Terrorism. From Black September to September 11*, Philadelphia 2008, S. 183–186; zum Dhahran-Attentat siehe jedoch C. Shelton, «The Roots of Analytic Failure in the US Intelligence Community», in: *International Journal of Intelligence and CounterIntelligence* 24, Nr. 4 (2011), S. 650f.

Antwort auf den Clinton-Brief, undatiert, 1999. Clinton Presidential Records, Near Eastern Affairs, Box 2962; Folder: Iran-US, National Security Archive. Zu Clintons Botschaft, überbracht vom Außenminister des Oman, siehe «Message to President Khatami from President Clinton», undatiert, 1999, National Security Archive.

23

«Afghanistan: Taliban seeks low-level profile relations with [United States government] – at least for now», US-Botschaft in Islamabad, 8. Oktober 1996, National Security Archive.

24

«Afghanistan: Jalaluddin Haqqani's emergence as a key Taliban Commander», US-Botschaft in Islamabad,

7. Januar 1997, National Security Archive.

25

«Usama bin Ladin: Islamic Extremist Financier», CIA-Biografie 1996, National Security Archive.

26

«Afghanistan: Taliban agree to visits of militant training camps, admit Bin Ladin is their guest»,

US-Konsulat (Peschawar),
Telegramm, 9. Januar 1996,
National Security Archive.

27

Ebd.

28

*National Commission on
Terrorist Attacks upon the
United States*, Washington, DC
2004, S. 113f.

29

Präsident Clinton, «Address to the Nation», 20. August 1998, in: *PPPUS: Clinton, 1998*, S. 1461. Drei Tage zuvor gab der Präsident seine berühmt gewordene Aussage ab, dass seine frühere Einlassung «Ich hatte keine sexuellen Beziehungen mit dieser Frau, Miss [Monica] Lewinsky» der Wahrheit entspreche und dass seine Behauptung «Da ist keine sexuelle Beziehung, keine

unangemessene sexuelle
Beziehung oder irgendeine
andere Art von
unangemessener Beziehung»
korrekt sei, je nachdem, «was
die Bedeutung des Wortes <ist>
ist», *Appendices to the Referral
to the US House of
Representatives*, Washington,
DC 1998, Bd. 1, S. 510.

30

«Afghanistan: Reaction to US

Strikes Follows Predictable
Lines: Taliban Angry, their
Opponents Support US», US-
Botschaft in Islamabad,
Telegramm, 21. August 1998,
National Security Archive.

31

«Bin Ladin's Jihad: Political
Context», US Department of
State, Bureau of Intelligence
and Research, Intelligence
Assessment, 28. August 1998,

National Security Archive.

32

«Afghanistan: Taliban's Mullah Omar's 8/22 Contact with State Department», Telegramm des US-Außenministeriums, 23. August 1998, National Security Archive.

33

«Osama bin Laden: Taliban Spokesman Seeks New

Proposal for Resolving bin Laden Problem», Telegramm des US-Außenministeriums, 28. November 1998, National Security Archive.

34

Ebd.

35

«Afghanistan: Taliban's Mullah Omar's 8/22 Contact with State Department», Telegramm des

US-Außenministeriums,
23. August 1998, National
Security Archive.

36

«Osama bin Laden: Taliban
Spokesman Seeks New
Proposal for Resolving bin
Laden Problem», Telegramm
des US-Außenministeriums,
28. November 1998, National
Security Archive.

Zum Beispiel «Afghanistan: Tensions Reportedly Mount within Taliban as Ties with Saudi Arabia Deteriorate over Bin Ladin», Telegramm der US-Botschaft in Islamabad, 28. Oktober 1998; «Usama bin Ladin: Coordinating our Efforts and Sharpening our Message on Bin Ladin», Telegramm der US-Botschaft in Islamabad, 19. Oktober 1998; «Usama bin

Ladin: Saudi Government
Reportedly Turning the Screws
on the Taliban on Visas»,
Telegramm der US-Botschaft in
Islamabad, 22. Dezember 1998,
National Security Archive.

38

*Osama bin Laden. A Case
Study*, Sandia Research
Laboratories, 1999, National
Security Archive.

39

«Afghanistan: Taleban External Ambitions», US Department of State, Bureau of Intelligence and Research, 28. Oktober 1998, National Security Archive.

40

A. Rashid, *Taliban. The Power of Militant Islam in Afghanistan and Beyond*, veränderte Neuauflage, London 2008.

41

Osama bin Laden. A Case Study, S. 13.

42

«Bin Ladin Determined to Strike in US», 6. August 2001, National Security Archive.

43

«Searching for the Taliban's Hidden Message», Telegramm der US-Botschaft in Islamabad,

19. September 2000, National Security Archive.

44

*The 9/11 Commission Report.
Final Report of the National
Commission on Terrorist
Attacks upon the United States,*
New York 2004, S. 19.

45

Ebd., passim.

46

Präsident George W. Bush,
Address to the Nation on the
Terrorist Attacks,
11. September 2001, in:
PPPUS: George W. Bush, 2001,
S. 1099f.

47

«Arafat Horrified by Attacks,
But Thousands of Palestinians
Celebrate; Rest of World
Outraged», Fox News,
12. September 2001.

48

Äußerung Abdul Salam Zaeefs,
Taliban-Botschafter in Pakistan,
12. September 2001, National
Security Archive.

49

Al-Dschasira, 12. September
2001.

50

«Action Plan as of 9/13/2001,
7:55am», US-

Außenministerium,
13. September 2001, National
Security Archive.

51

«Deputy Secretary Armitage's
Meeting with Pakistani Intel
Chief Mahmud: You're Either
with Us or You're Not», US-
Außenministerium,
13. September 2001, National
Security Archive.

52

«Message to Taliban»,
Telegramm des US-
Außenministeriums, 7. Oktober
2001, National Security
Archive.

53

«Memorandum for President
Bush: Strategic Thoughts»,
Büro des
Verteidigungsministers,
30. September 2001, National

Security Archive.

54

Präsident Bush, State of the Union address, 29. Januar 2002, in: *PPPUS: Bush, 2002*, S. 131.

55

«US Strategy in Afghanistan: Draft for Discussion», National Security Council Memorandum, 16. Oktober 2001, National

Security Archive.

56

«Information Memorandum. Origins of the Iraq Regime Change Policy», US-Außenministerium, 23. Januar 2001, National Security Archive.

57

«Untitled», Donald-Rumsfeld-Unterlagen, 27. November

2001, National Security
Archive.

58

Ebd.

59

«Europe: Key Views on Iraqi
Threat and Next Steps»,
18. Dezember 2001; «Problems
and Prospects of ‹Justifying›
War with Iraq», 29. August
2002. Beide herausgegeben

vom US Department of State,
Bureau of Intelligence and
Research Intelligence
Assessment, National Security
Archive. Lord Goldsmith an
Premierminister, «Iraq»,
30. Juli 2002; «Iraq:
Interpretation of Resolution
1441», Entwurf, 14. Januar
2003; «Iraq: Interpretation of
Resolution 1441», Entwurf,
12. Februar 2003, The Iraq
Enquiry Archive.

60

«To Ousted Boss, Arms Watchdog Was Seen as an Obstacle in Iraq», *New York Times*, 13. Oktober 2013.

61

«Remarks to the United Nations Security Council», 5. Februar 2003, National Security Archive.

62

«The Status of Nuclear Weapons in Iraq», 27. Januar 2003, IAEA, National Security Archive.

63

«An Update on Inspection», 27. Januar 2003, UNMOVIC, National Security Archive.

64

Woods und Stout, «New Sources for the Study of Iraqi

Intelligence during the Saddam Era», insbes. S. 548–552.

65

«Remarks to the United Nations Security Council», 5. Februar 2003; vgl. «Iraqi Mobile Biological Warfare Agent Production Plants», CIA-Report, 28. Mai 2003, National Security Archive.

66

«The Future of the Iraq Project», US-Außenministerium, 20. April 2003, National Security Archive.

67

Ari Fleischer, Press Briefing, 18. Februar 2003; Paul Wolfowitz, «Testimony before House Appropriations Subcommittee on Defense», 27. März 2003.

68

«US Strategy in Afghanistan: Draft for Discussion», National Security Council Memorandum, 16. Oktober 2001, National Security Archive.

69

Planning Group Polo Step, US Central Command Slide Compilation, um den 15. August 2002, National Security Archive.

70

H. Fischer, «US Military Casualty Statistics: Operation New Dawn, Operation Iraqi Freedom and Operation Enduring Freedom», in: *Congressional Research Service*, RS22452, Washington, DC 2014.

71

Die Schätzungen der Zivilopfer in Irak und Afghanistan von

2001 bis 2014 bewegen sich
gewöhnlich in einem Rahmen
zwischen 170000 und 220000.
Siehe z.B. www.costsofwar.org.

72

L. Bilmes, «The Financial
Legacy of Iraq and Afghanistan:
How Wartime Spending
Decisions Will Constrain Future
National Security Budgets», in:
*Harvard Kennedy School
Faculty Research Working*

Paper Series, März 2013.

73

R. Gates, *Duty. Memoirs of a Secretary at War*, New York 2014, S. 577.

74

«How is Hamid Karzai Still Standing?», in: *New York Times*, 20. November 2013.

75

«Memorandum for President

Bush: Strategic Thoughts»,
National Security Archive.

76

««Rapid Reaction Media Team»
Concept», US Department of
Defense, Office of the Assistant
Secretary for Special
Operations and Low-Intensity
Conflict, 16. Januar 2003,
National Security Archive.

77

M. Phillips, «Cheney Says He was Proponent for Military Action against Iran», in: *Wall Street Journal*, 30. August 2009.

78

«Dick Cheney Skeptical U.S. Can Negotiate with Iran over Nuclear Program», *ABC News*, 27. Oktober 2013.

79

«Kerry presses Iran to prove its nuclear program peaceful», Reuters, 19. November 2013.

80

«Full Text: Al-Arabiya Interview with John Kerry», 23. Januar 2014, www.alarabiya.com.

81

Präsident Obama, «Remarks by the President at AIPAC Policy Conference», 4. März 2012,

Weißes Haus.

82

D. Sanger, «Obama Order Sped Up Wave of Cyber-Attacks against Iran», in: *New York Times*, 1. Juni 2012; ders., *Confront and Conceal. Obama's Secret Wars and Surprising Use of American Power*, New York 2012.

Schluss Licht aus dem Osten –
der Wiederaufstieg der

Seidenstraßen

1

B. Gelb, *Caspian Oil and Gas. Production and Prospects* (2006); *BP Statistical Review of World Energy June 2006*; PennWell Publishing Company, *Oil & Gas Journal*, 19. Dezember 2005; Energy Information Administration, *Caspian Sea Region. Survey of Key Oil and Gas Statistics and*

Forecasts, Juli 2006; «National Oil & Gas Assessment», US Geological Survey (2005).

2

T. Klett, C. Schenk,
R. Charpentier, M. Brownfield,
J. Pitman, T. Cook und
M. Tennyson, «Assessment of
Undiscovered Oil and Gas
Resources of the Volga-Ural
Region Province, Russia and
Kazakhstan», US Geological

Service (2010), S. 3095f.

3

Selenyi Front, «Wywos
tschernosema w Pissotschine:
brakonjerwy saderrschany»,
Pressemitteilung, Charkiw,
12. Juni 2011.

4

World Bank, *World Price
Watch*, Washington, DC 2012.

5

Afghanistan war im Jahr 2011 verantwortlich für vierundsiebzig Prozent der weltweiten Opiumproduktion, ausgehend von zweiundneunzig Prozent 2007, *United Nations Office on Drugs and Crime – World Drug Report 2011*, Wien 2011, S. 20. Wie aus der lokalen Preisentwicklung hervorgeht, ist der Preis für Opium ironischerweise umso höher, je effektiver die

Kampagne zur Verringerung der Opiumproduktion arbeitet – und damit wird der Anbau und Schmuggel wiederum lukrativer. Zu aktuellen Zahlen siehe *Afghanistan Opium Price Monitoring: Monthly Report*, Ministerium zur Drogenbekämpfung, Islamische Republik Afghanistan, Kabul, und United Nations Office on Drugs and Crime, Kabul, März 2010.

6

«Lifestyles of the Kazakhstani leadership», amerikanisches diplomatisches Telegramm, EO 12958, 17. April 2008, WikiLeaks.

7

Guardian, 20. April 2015.

8

«President Ilham Aliyev – Michael (Corleone) on the

Outside, Sonny on the Inside»,
amerikanisches diplomatisches
Telegramm, 18. September
2009, WikiLeaks EO 12958;
zum Grundbesitz der Alijews in
Dubai siehe *Washington Post*,
5. März 2010.

9

Zitiert in «HIV created by West
to enfeeble third world, claims
Mahmoud Ahmadinejad», in:
Daily Telegraph, 18. Januar

2012.

10

Hillary Clinton, «Remarks at the New Silk Road Ministerial Meeting», New York, 22. September 2011, US State Department.

11

J. O'Neill, *Building with Better BRICS*, Global Economics Paper, No. 66, Goldman Sachs

(2003); R. Sharma, *Breakout Nations. In Pursuit of the Next Economic Miracles*, London 2012; J. O'Neill, *The Growth Map. Economic Opportunity in the BRICs and Beyond*, London 2011.

12

Jones Lang Lasalle, *Central Asia. Emerging Markets with High Growth Potential* (Februar 2012).

13

www.rotana.com/erbilrotana.

14

The World in London. How London's Residential Resale Market Attracts Capital from across the Globe, Savills Research (2011).

15

Der Weltstar aus Kamerun
Samuel Eto'o wechselte im Jahr

2011 von Barcelona, Associated Press, 23. August 2011. Die Eröffnungsfeier des Under-17 Women's World Cup von 2010 stand im Zeichen einer zehnminütigen Zeremonie, auf der die «preisgekrönte Tanzgruppe Shiv Shakit» auftrat, siehe «Grand Opening. Trinbagonian treat in store for U-17 Women's World Cup», in: *Trinidad Express*, 27. August 2010.

16

T. Kutchins, T. Sanderson und D. Gordon, *The Northern Distribution Network and the Modern Silk Road. Planning for Afghanistan's Future*, Center for Strategic and International Studies, Washington, DC 2009.

17

I. Danchenko und C. Gaddy, «The Mystery of Vladimir Putin's Dissertation»,

überarbeitete Fassung eines
Vortrags der Autoren auf einem
Forum der Brookings
Institution zur Außenpolitik,
30. März 2006.

18

«Putin pledges \$43 billion for
infrastructure», Associated
Press, 21. Juni 2013. Zu den
Schätzungen siehe
International Association
«Coordinating Council on

Trans-Siberian Transportation»,
«Transsib. Current Situation
and New Business Perspectives
in Europe-Asian Traffic»,
UNECE Workgroup,
9. September 2013.

Schluss Licht aus dem Osten – der Wiederaufstieg der Seidenstraßen

19

Siehe beispielsweise *Beijing Times*, 8. Mai 2014.

20

«Hauling New Treasure along Silk Road», in: *New York Times*, 20. Juli 2013.

21

Ein Bericht über Chinas
Einfluss auf den Goldpreis
bietet World Gold Council,
*China's Gold Market. Progress
and Prospects* (2014). Die
Verkaufszahlen in China von
Prada und ähnlichen
Unternehmen stiegen allein im
Jahr 2011 um vierzig Prozent,
siehe *Annual Report, Prada
Group* (2011). Ende 2013
waren die Einnahmen der
Prada Group im Großraum

China fast doppelt so hoch wie die in Nord- und Südamerika zusammen, *Annual Report* (2014).

22

Siehe beispielsweise die aktuelle Ankündigung einer Investition in Höhe von sechshundvierzig Milliarden Dollar für den Bau des China-Pakistan Economic Corridor, Xinhua, 21 April 2015.

23

Investigative Report on the US National Security Issues Posed by Chinese Telecommunications Companies Huawei and ZTE, US House of Representatives Report, 8. Oktober 2012.

24

Department of Defense, Sustaining US Global Leadership. Priorities for 21st

Century Defense, Washington, DC 2012.

25

Präsident Obama, «Remarks by the President on the Defense Strategic Review», 5. Januar 2012, Weißes Haus.

26

Ministry of Defence, *Strategic Trends Programme. Global Strategic Trends – Out to 2040*,

London 2010, S. 10.

27

International Federation for Human Rights, *Shanghai Cooperation Organisation. A Vehicle for Human Rights Violations*, Paris 2012.

28

«Erdoğan's Shanghai Organization remarks lead to confusion, concern», *Today's*

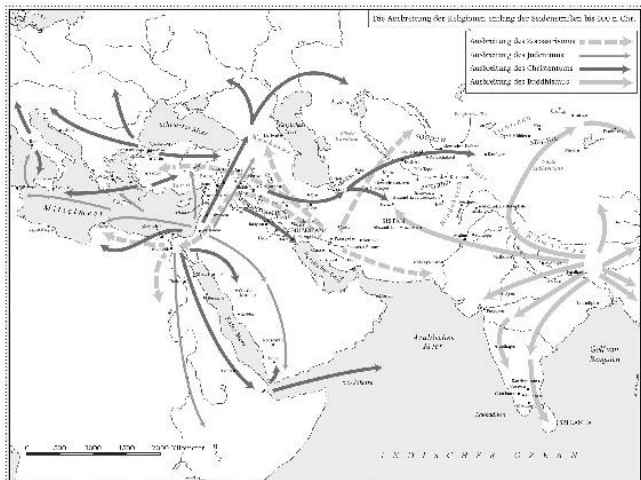
Zaman, 28. Januar 2013.

29

Hillary Clinton, «Remarks at the New Silk Road Ministerial Meeting», 22. September 2011, New York City.

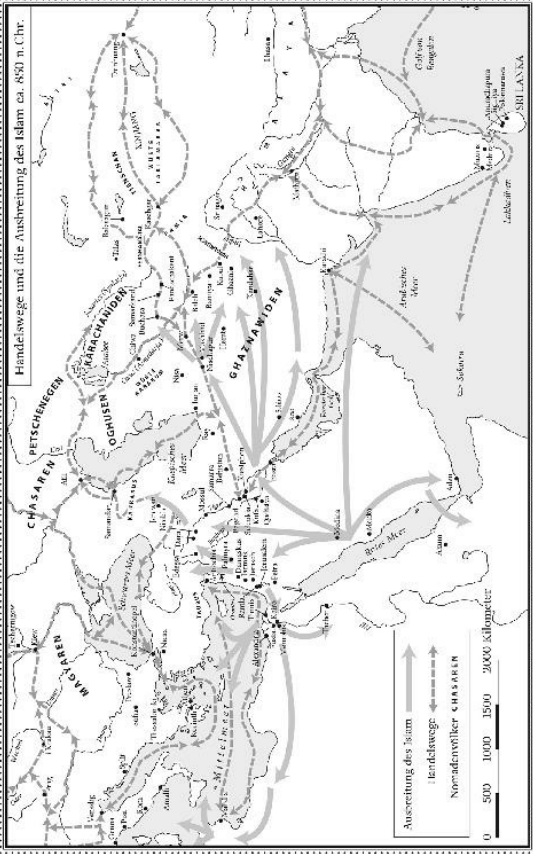
30

Präsident Xi Jinping, «Promote People-to-People Friendship and Create a Better Future», 7. September 2013, Xinhua.

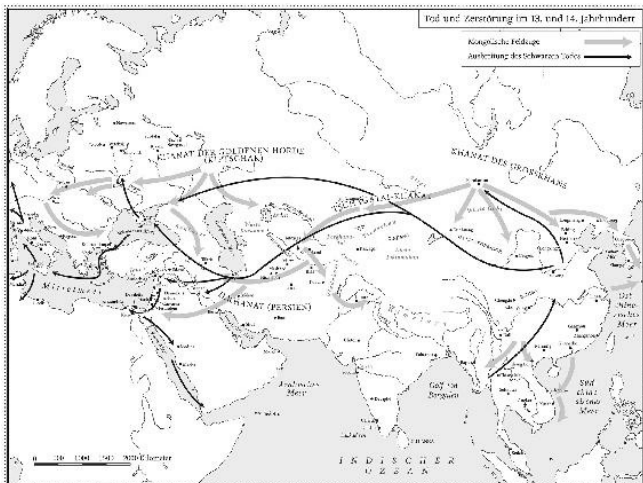


[zurück zum Text]

Handelswege und die Ausbreitung des Islam ca. 850 n. Chr.



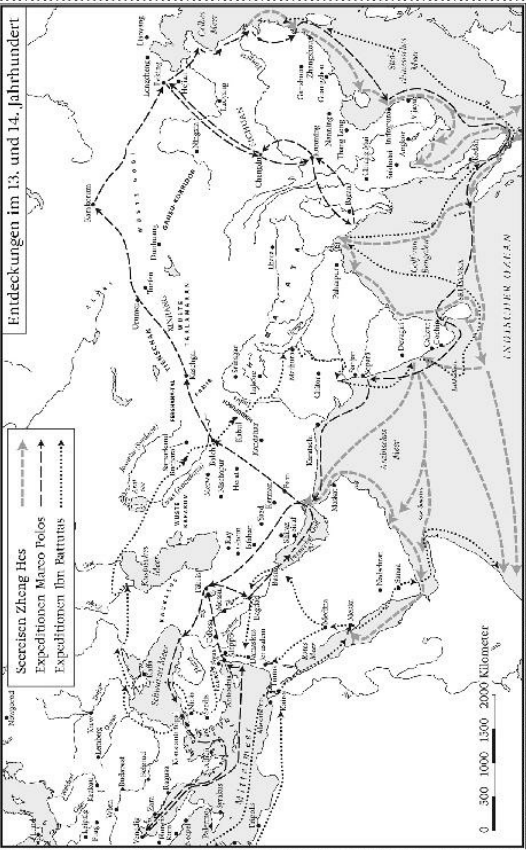
[zurück zum Text]



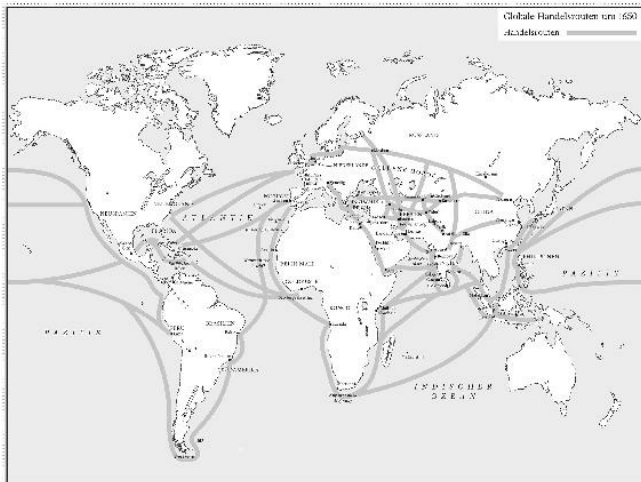
[\[zurück zum Text\]](#)

Entdeckungen im 13. und 14. Jahrhundert

- Serceisen Zheng Hes
- Expeditionen Marco Polos
- Expeditionen Ibn Battutis



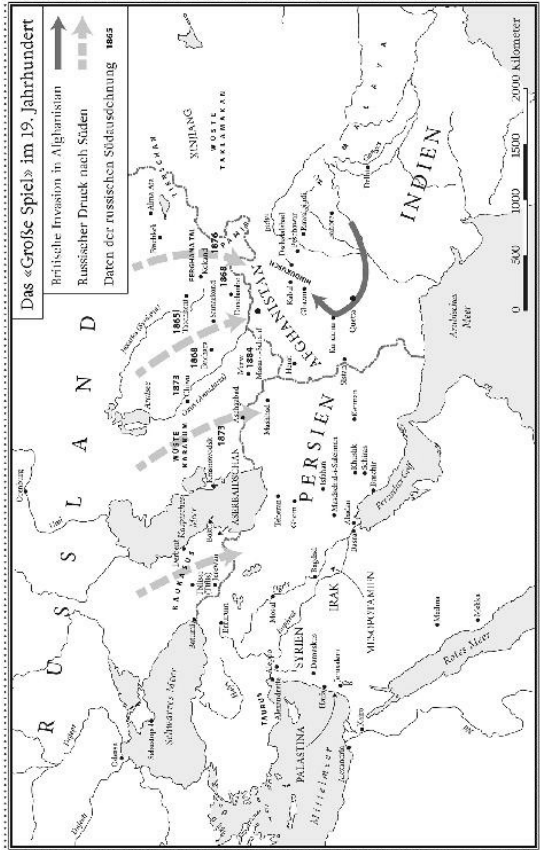
[zurück zum Text]



[\[zurück zum Text\]](#)

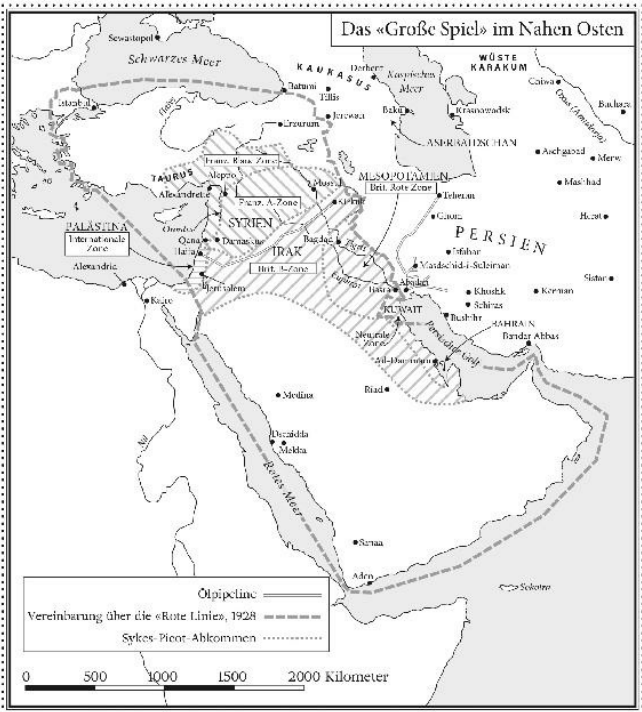
Das «Große Spiel» im 19. Jahrhundert

- Britische Invasion in Afghanistan 
- Russischer Druck nach Süden 
- Daten der russischen Südausdehnung 1865 



[zurück zum Text]

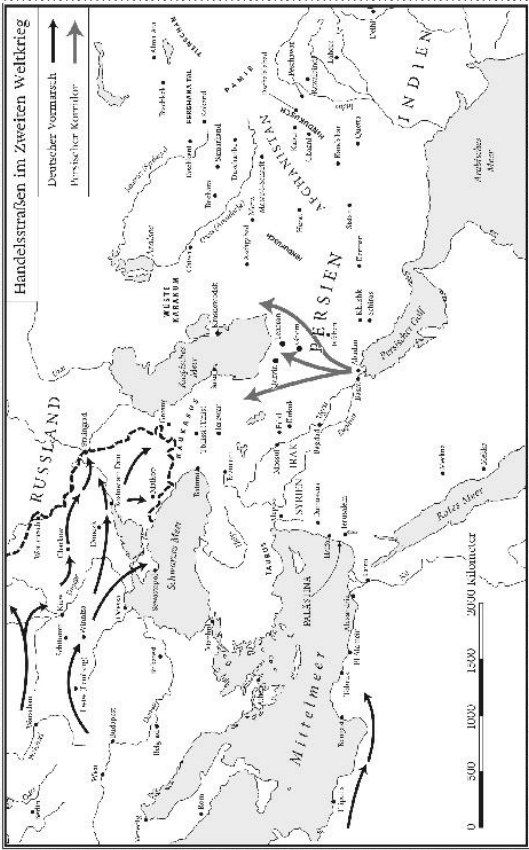
Das «Große Spiel» im Nahen Osten



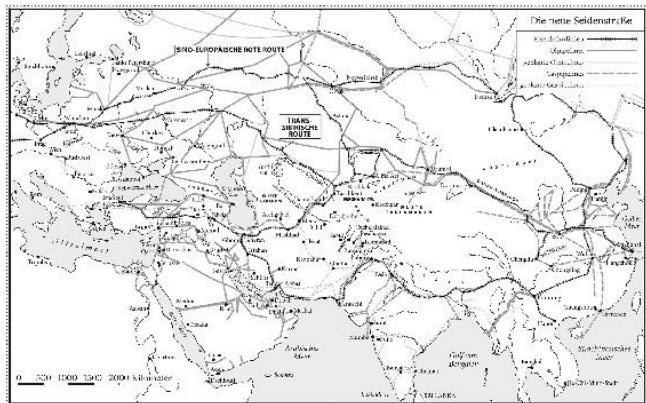
[zurück zum Text]

Handelsstraßen im Zweiten Weltkrieg

↑ Deutscher Vormarsch
 ↑ Russischer Korridor



[zurück zum Text]



[zurück zum Text]

Impressum

Veröffentlicht im Rowohlt
Verlag, Reinbek bei Hamburg,
Oktober 2016

Copyright © 2016 by
Rowohlt·Berlin Verlag GmbH,
Berlin

Die englische Originalausgabe
erschien 2015 unter dem Titel

«The Silk Roads: A New History
of the World» bei Bloomsbury,
London

Copyright © 2015 by Peter
Frankopan

Dieses Werk ist
urheberrechtlich geschützt,
jede Verwertung bedarf der
Genehmigung des Verlages
Umschlaggestaltung Frank
Ortmann

Umschlagabbildung
belterz/Getty Images

Karten im Innenteil ML Design
Schrift DejaVu Copyright ©
2003 by Bitstream, Inc. All
Rights Reserved.

Bitstream Vera is a trademark
of Bitstream, Inc.

ISBN Printausgabe 978-3-
87134-833-4 (1. Auflage 2016)
ISBN E-Book 978-3-644-
12281-9

www.rowohlt.de

Alle angegebenen Seitenzahlen

beziehen sich auf die
Printausgabe.

Verbinden Sie sich mit uns!

Neues zu unseren Büchern und Autoren finden Sie auf www.rowohlt.de.

Werden Sie Fan auf [Facebook](#) und lernen Sie uns und unsere Autoren näher kennen.

Folgen Sie uns auf Twitter und verpassen Sie keine wichtigen Neuigkeiten mehr.

Unsere Buchtrailer und Autoren-Interviews finden Sie auf YouTube.

Abonnieren Sie unseren Instagram-Account.

rowohlt



Besuchen Sie unsere Buchboutique!

BUCHBOUTIQUE

AUSGESTATTET VON rowohlt

Die Buchboutique ist ein Treffpunkt für Buchliebhaberinnen. Hier gibt es viel zu entdecken: wunderbare Liebesromane, spannende Krimis und

Ratgeber. Bei uns finden Sie jeden Monat neuen Lesestoff, und mit ein bisschen Glück warten attraktive Gewinne auf Sie.

Tauschen Sie sich mit Ihren Mitleserinnen aus und **schreiben Sie uns hier Ihre Meinung.**